LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.

Class

JAN 24 1911

Die Grenzboten

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

C 70:I

Herausgegeben von George Cleinow

70. Jahrgang — Jährlich 52 Hefte

Nr. 1

Koriolan. Von O. Fleischhauer-Oberspier 1
Franziska von Hohenheim. Von Siegfried Fitte-Friedenau . . . 10
Ein neues Begnadigungsrecht. Von Landgerichtsdirektor Geh. Justizrat Wollschläger-Thorn 18
Im Flecken. Erzählung aus der russischen Provinz. Von Alexander Andreas-v. Reyher 23
Systematische Sprachbildung. Von Dr. Ernst Kliemke-Berlin . . 29
Gustav Wustmann. Von Prof. Dr. Groth in Leipzig 35
Maßgebliches und Unmaßgebliches
Biographien u. Briefwechsel: Fritz Reuter (S. 38) — Tolstois Briefe (S. 38)
Bildende Kunst: Chinesische Kunstgeschichte (S. 40)
Naturwissenschaften: Biologie des Menschen (S. 41)
Offizier- u. Beamtenfragen: Der Offizier (S. 42) — Mieltschin (S. 42)
Volkswirtschaft: Wirtschaftspolitische Zeitfragen (S. 43)
Reichsspiegel: Politik (S. 44) — Wirtschaft (S. 52)

Ausgegeben am 4. Januar 1911.

50 Pf. das Heft

Berlin SW. 11
Bernburger Straße 22a/23

6 Mark vierteljährlich

Stuttgarter Lebensversicherungsbank a.G.
(Alte Stuttgarter)

Gegründet 1854.

Versicherungsstand . . . . . 940 Millionen M.
Seither für die Versicherten erzielte Überschüsse 179 Millionen M.

Linz 1909: Goldene Medaille.

R. WOLF Magdeburg-Buckau

Patent-
Heißdampf-Lokomobilen
mit **ventilloser** Präzisions-Steuerung
Original-Bauart Wolf: 10—800 PS.

gewährleisten **sichersten Betrieb** bei **überragender Wirtschaftlichkeit.**

Bisherige Gesamterzeugung 700 000 PS.

Grosse Ersparnisse im Haushalt

lassen sich erzielen, indem man auf den teuren Bohnenkaffee verzichtet und statt dessen Seelig's kandierten Kornkaffee trinkt. Seelig's kandierter Kornkaffee nimmt unter den bekannteren Kaffee-Ersatzmitteln eine hervorragende Stelle ein. Seine Vorzüge bestehen in frappanter Kaffeeähnlichkeit, angenehmem Aroma, hohem Nährwert und billigem Preis. Das Halbpfund-Paket, ausreichend für 30 bis 35 Tassen, kostet nur 20 Pfg. Gratisproben und Niederlagen-Verzeichnisse durch Emil Seelig A.-G., Heilbronn a. N.

Die Grenzboten

70. Jahrgang. Erstes Vierteljahr

Die

Grenzboten

Zeitschrift für

Politik, Literatur und Kunst

Herausgeber:

George Cleinow

70. Jahrgang

Erstes Vierteljahr

Berlin

Verlag der Grenzboten G. m. b. H.

1911.

AP30
.N7
v.70:1

Inhaltsverzeichnis

Jahrgang 1911. Erstes Vierteljahr

(R. bedeutet Reichsspiegel)

Politik, Geschichte, Kolonialwesen, Militär, Deutschtum im Auslande.

	Heft	Seite
Ansiedlungswerks, Versumpfung des —.	R.	5, 253
Bagdadbahnproblems, Die Lösung des —, von G. Cleinow		13, 633
Balleſtrem, Graf — †	R.	1, 45
Beamte, Der — als Staatsbürger, von Geh. Reg.-Rat Beck		6, 257
Bernhard, Der Fall —		12, 594
Bethmann Hollwegs Rede über den Moderniſteneid uſw.	R.	11, 544
Bethmann Hollwegs Regierungskunſt	R.	8, 393
Bethmann Hollweg und v. Heydebrand im preuß. Landtage	R.	13, 643
Bismarck, Der junge —, von A. Senfft v. Pilſach		13, 601
Bismarck und der Internationalismus	R.	1, 46
Bismarcks Freihandelspolitik, von Maximilian von Hagen		2, 57
Bülow, Fürſt von —: Rückblick auf ſeine Politik	R.	4, 199
Bundes der Landwirte, Tagung des —	R.	9, 450
Bürgertums, Die Aufgabe des deutſchen —, von einem Weſtfalen		3, 105
Delbrück, Staatsſekretär, und die Schwerinduſtrie, ſ. „Bank und Geld“	R.	12, 596
Der 18. Januar als „Deutſcher Tag“, von Dr. Manfred Eimer (vgl. R. 4, 197)		3, 144
Deutſch-Amerikaner, von Robert Bürgers		4, 190
Diplomatiſche Urſprung, Der — des Krieges von 1870/71, von Dr. W. Hopf		12, 578
Elſaß-Lothringen, Entwurf eines Geſetzes über die Verfaſſung in —	R.	1, 44
Elſaß-lothringiſche Fragen, von F. L. Clemens (vgl. 5, 252)		5, 201
Elſaß-lothringiſche Verfaſſungsfrage, Die — in der Sackgaſſe	R.	8, 393
Elſaß-lothringiſche Verfaſſungsfrage (Beſtätigung d. Foret's als Bürgermeiſter von Metz. — Bundesratsſtimmen)	R.	10, 497; 11, 548
Erbrecht des Reiches, Für das —, von Juſtizrat Bamberger (5. Der Familienſinn) (vgl. 1910, Heft 41 bis 44)		6, 274
Fiſchhof, Adolf —, von Carl Jentſch		9, 435
Foret, Dr.: Seine Beſtätigung als Bürgermeiſter von Metz	R.	10, 497
Fortſchritts, Der Begriff des —	R.	12, 594
Gemeindeverbände, Das ſächſiſche Geſetz über —, von Geh. Reg.-Rat Dr. Seibel	R.	4, 153
Gewerkſchaften und Unternehmer	R.	2, 100
Grabowsky, Dr. Adolf: Sein „Kulturkonſervatismus“	R.	8, 397
Hanſabund: Geheimrat Rießers Briefwechſel mit der Kreuzzeitung	R.	1, 49
Hanſabundes, Die Bedeutung des —	R.	4, 199
Hanſabund: Tagung d. Geſamtausſchuſſes	R.	9, 450
Heeresetat, Der — in zweiter Leſung	R.	10, 496
Heeresfragen. (Offiziererſatz, Beförderungsverhältniſſe uſw.)	R.	10, 498
Hohenheim, Franziska v. — (zu ihrem hundertſten Geburtstag), von Siegfried Fitte		1, 10
Induſtrie und Staatsregierung, ſ. „Bank und Geld“	R.	12, 596
Italieniſche Volk, Das — und der italieniſche Nationalſtaat, von Otto Kaemmel (Berichtigung 12, 593)		11, 505
Kaiſerzuſammenkunft in Potsdam, Ergebniſſe der —. Eindruck in England, Frankreich und der Türkei	R.	1, 50; 3, 146
Kolonialfragen (Eiſenbahnen — Eingeborenenpolitik — Ponape), von Rudolf Wagner		2, 101
Kolonialpolitik. (Amtl. Jahresbericht über die Entwicklung der Kolonien) von Rud. Wagner	R.	9, 451
Konſervatismus, Der müde —, eine Gefahr	R.	1, 48
Konſervative Partei, Die — und das Zentrum	R.	2, 97
Konſervativen Partei, Der Niedergang der —	R.	8, 397
Konſervativen Partei, Deſperadopolitik der —	R.	9, 449
Koriolan, von O. Fleiſchhauer		1, 1
„Kulturelle Stammeseigenart“		5, 253
Kulturkampfſtimmung	R. 6, 302;	11, 545
Kultusetat, Debatten über den preußiſchen — im Landtage	R.	11, 544
Landwirtſchaftsrat, Kaiſer und Kanzler im —	R.	8, 398
Lenz, Max — und die Romantik	R.	11, 545
Marokkaniſcher Brief, von Dr. Mauretanus		3, 126
Max, Prinz von Sachſen und der Vatikan	R.	2, 98
Mirbach-Sorquitten, Der Antrag —	R.	9, 449
Mißtrauen, Das — als Regierungsmaxime	R.	6, 303
Moderniſteneid, Debatte über den — im preuß. Abgeordnetenhaus (vgl. R. 5, 254; 6, 302)	R.	11, 544
Nationale Aufgaben	R.	4, 200
Nationalfeſttag, Ein deutſcher — (18. Januar) (vgl. „Der 18. Januar uſw.“ v. Dr. M. Eimer 3, 144)	R.	4, 197
Nationalliberalen und Deutſchkonſervativen, Bruch zwiſchen den —	R.	8, 395
Nationalliberale und Schutzzoll		ſ. „Streſemann“
Nationalliberale und Freiſinnige	R.	12, 596
Naumann, F. (ſ. „Ein Tendenzroman“)		7, 325
Nordmark, Gefährdung der —	R.	5, 253
Öſterreich, Die Kunſt — zu regieren, von Prof. Dr. Paul Samaſſa		10, 457
Partei der Gebildeten, Die —, von Dr. A. Grabowsky		12, 553
Penſionsgeſetzes der Offiziere, Unbilligkeiten des — v. 31. Mai 1906, von Generalmajor z. D. v. Gersdorff		5, 250
Peſſimismus und Optimismus	R.	4, 198
Profeſſorenſtreit, Der Berliner —	R.	12, 594
Reichsbote und Zentrum	R.	2, 97
Reichstag, Vierzig Jahre —	R.	13, 641
Reichstags, Zuſammenſetzung des —	R.	13, 641
Reichsverſicherungsordnung, Kommiſſionsbeſchlüſſe zur —	R.	10, 495
Ruſſiſcher Bauernpolitik, Fünfzig Jahre —	R.	9, 446
Rußland und China	R.	9, 444
Rußland und Deutſchland: Kaiſerzuſammenkunft in Potsdam	1, 50;	3, 146
Rußland und Deutſchland: Angebliche deutſche Ratſchläge an Rußland	R.	9, 445
Rußland auf dem Wege zum Föderativſtaat	R.	9, 448
Staatsbeamte, Der — als Staatsbürger	R.	1, 49
Strafrechtsnovelle: Antrag Wagner zur Wiederherſtellung des § 186 (Beleidigung durch die Preſſe)	R.	3, 148
Streſemann, Abgeordneter Dr. — über Stellung der Nationalliberalen zum Schutzzoll	R.	12, 595
Tendenzroman, Ein — (F. Naumann: „Die politiſchen Parteien“), v. Prof. Dr. G. v. Below		7, 325
Türkei, Die Autorität der — im Oſtjordanlande und in Arabien, von E. Fitger		6, 279
Ultramontanismus, Die Gefahr des —	R.	2, 98
Vatikan, Die preußiſche Regierung und der —		ſ. „Moderniſteneid“

Heft Seite

Wahlkampfatmosphäre und etwaige vorzeitige Reichstagsauflösung . . . . . R. 3, 148
Wertzuwachssteuer, Annahme der — im Reichstage . . . . . R. 6, 304
Zentrumskatholiken und Protestanten 1, 47
Zweckverbandsgesetz, Das — für Groß-Berlin, von Alfred Luck . . . . . R. 9, 417

Volkswirtschaft, Sozialwesen, Verkehr, Verwaltung.

Aktienbanken, Ausdehnung der — . . . R. 3, 150
Amerikanisch-kanadische Handelsabkommen, Das — und seine Bedeutung für Deutschland R. 7, 346
Bagdadbahnvertrag . . . . . R. 13, 645
Bank und Geld, von Spectator . R. 12, 596; 13, 643
Baumwollproblem, Das —, von Dr. Jadow . 8, 372
Dernburgs wunderbare wirtschaftliche Grundsätze R. 13, 644
Drahtlose Telegraphie, Gründung der deutschen Gesellschaft für — . . . . . R. 3, 151
Eisenbahneinnahmen . . . . . R. 1, 54
Finanzierungen im Auslande . . . . R. 13, 645
Fleischnot, Die — . . . . . R. 7, 349
Futtermitteln, Erhöhte Einfuhr von — . R. 7, 349
Gemeindeverbände, Das sächsische Gesetz über —, von Geh. Reg.-Rat Dr. Seidel 4, 153
Gewerkschaften und Unternehmer . . . R. 2, 100
Goldlagerstätten auf deutschem Boden, von Dr. Emil Carthaus 4, 170
Höhere Schule und kommunale Selbstverwaltung. Rückbildung oder Fortschritt?, von Oberlehrer Dr. P. Hauck 2, 73
Industriebank, Eine deutsche —, v. Bankdirektor Baitian 7, 305
Industriebezirks, Probleme des —, von Reg.-Rat A. Wilke. I. Wohnungsfrage . . . 13, 620
Kaliindustrie, Die — . . . . . R. 1, 54
Kohlenmarkt, Der deutsche — . . . . R. 1, 54
Kommunalbank, Eine deutsche — . . . R. 13, 646
Lebensmittelteuerung in Deutschland . R. 7, 349
Privatangestelltenversicherung, Grundfragen der —, von *** 10, 469; 11, 517
Ungarischen Anleihe, Zeichnungserfolg der vierprozentigen — in Deutschland . . . R. 3, 149
Viehzucht, Der Wert unserer — . . . R. 7, 349
Wachstum des allgemeinen Reichtums . R. 1, 52
Wertpapiere, Zulassung ausländischer — R. 13, 643
Wirtschaft, von Polydor . . . . R. 1, 52; 3, 149
Wirtschaft, von R. D. . . . . R. 7, 346
Wirtschaft, von Dr. Hugo Böttger . . R. 7, 349

Rechtswesen, Bildungswesen, Kirche.

Begnadigungsrecht, Ein neues —, von Geh. Justizrat Wollschlager 1, 18
Christentum und Kulturprinzip . . . . R. 1, 47
„Christusmythe", Der religiöse Hintergrund der Drewsschen —, von Konsistorialrat Lic. Dr. Simon 12, 564
Fischer, Kardinal: Brief des Papstes an ihn über den Modernisteneid . . R. 5, 255; 6, 302
Höhere Schule und kommunale Selbstverwaltung. Rückbildung oder Fortschritt?, von Oberlehrer Dr. P. Hauck 2, 73
Homosexualität und neuer Strafgesetzentwurf, von J. v. Pflugk-Harttung 5, 226
Katholische Kirche und Freiheit des Denkens und Forschens, von Prof. Dr. A. Meyer . . 8, 353
Luftschiffahrt und Völkerrecht, von Gerichtsassessor H. Grau 7, 344
Max, Prinz von Sachsen: Sein Aufsatz „Gedanken über die Einigung der Kirchen" und der Vatikan . . . . . R. 2, 98
Mielitschin!, von Oberst a. D. v. Mornaszki . . 1, 42
Rechtsunsicherheit, Wachsende — . . . R. 6, 303
Schundliteratur, Der Kampf gegen die —, von Dr. Ernst Guggenheim 5, 247
Staatsbürgerliche Erziehung in der Fortbildungsschule, von P. Hoche 2, 93

Bildende Kunst, Musik, Theater, Kulturgeschichte.

Heft Seite

Albrecht Dürer-Denkmal, Ein — in Klausen in Tirol 4, 194
Berlins Führerrolle als Theaterstadt, von Dr. A. Westphal 9, 440
Bildende Kunst und innere Politik, von Prof. Dr. B. Haendcke 9, 401
Chopin und seine Liebe, von Frigga v. Brockdorff 2, 85
Dekorative Malerei, von Ernst Schur . . . 10, 491
Deutsche Bühnenkunst in den letzten zwanzig Jahren, von Dr. A. Westphal . . 2, 64; 3, 113
Dürer, Albrecht: Aus seiner Jugend, von Prof. Dr. Karl Woermann 7, 339
Geselligkeit, Geselligkeitsformen u. Geselligkeitssurrogate, von Carry Brachvogel 4, 169
Golgatha. Gemälde von Lovis Corinth . . 4, 195
Rethel — Feuerbach — Marées, von Wilhelm Meßner 5, 240
Sezession, Die Berliner —, von Prof. Dr. B. Haendcke 5, 249
Uhde, Fritz v. — und die moderne religiöse Malerei, von Prof. Dr. B. Haendcke . . . 11, 542
Volkskunst, von Egbert v. Frankenberg-Braunschweig 5, 246
Wagner, Richard —s Kunst im modernen Frankreich, von Dr. Wilhelm Kleefeld . . 6, 268

Literatur, Sprachenkunde, Philosophie.

Allegorie, Die Bedeutung der —, von Alex. v. Gleichen-Rußwurm 8, 367
Baggesen, Jens — und Friedrich Christian zu Schleswig-Holstein, von Dr. Karl Polheim 10, 487
Beyle, Henry . . . . . s. „Stendhal"
Goethe im Bildnis, von Eugen Kalkschmidt . 6, 292
Hebbel, Ein ungedruckter Brief —s, mitgeteilt von Hermann Bräuning-Oktavio 3, 140
Platen, Der junge —, von W. Schonebohm 12, 583
Problem des Lebens, Das —, von Prof. Dr. O. Liebmann 10, 483
Schicht, Josef: Aus seinem Nachlaß, von Dr. B. Münz 3, 143
Simmel, Georg —, von Friedr. Alafberg . . 4, 187
Sprachbildung, Systematische —, von Dr. Ernst Kliemke 1, 29
Stendhal (Henry Beyle), von Guido Dinkgraeve 11, 536
Vergessene Bücher und vergessene Dichter, von Dr. Heinr. Spiero 11, 529
Verhaeren, Emile —, von Ernst Ludwig Schellenberg 7, 315
Viebig, Clara —, von Victor Klemperer . . 8, 384
Volksmärchen auf der Bühne, von Fritz Budde 11, 511
Weigands Wörterbuch in neuer Auflage, von Prof. Dr. V. Michels 11, 533
Wertherzeit, Briefe aus der —, von Herm. Brauning Oktavio 9, 411; 10, 463; 12, 557; 13, 611
Wustmann, Gustav —, von Prof. Dr. Groth . 1, 35
Zwischen Alt- und Neu-Wien, von Victor Klemperer 5, 214

Romane, Novellen usw.

Begegnung mit Schwester Eufemia. Aus den Erinnerungen eines Naturphilosophen, von Kurt Martens 9, 428
Ignis ardens, von Karl Goldmann 7, 336
Im Flecken. Erzählung aus der russischen Provinz, von Alex. Andreas v. Reyher (Fortsetzung aus 1910 Heft 41 bis 52) 1, 23; 2, 78; 3, 134; 4, 178; 5, 233; 6, 282
Rote Rausch, Der —, von Jos. Aug. Lux 10, 476; 11, 524; 12, 571; 13, 626
Sorge, Die — und der Leichtsinn. Eine moderne Parabel von L. Brieger-Wasservogel 13, 632
Unentbehrliche, Der —, Humoreske von Rolph Boddenhusen 8, 380

Bücherbesprechungen.

	Heft	Seite
Aristophanes, Übersetzung von Ludw. Seeger	13,	639
Baggesen, Jens — und Friedr. Christian zu Schleswig-Holstein: Briefwechsel s. „Timoleon und Immanuel“		
Berger, Alfred Frhr. v.: Buch der Heimat	11,	530
Bethge, Hans: 1. Hafis. 2. Chinesische Flöte	8,	389
Bettelheim, Anton: Beaumarchais	11,	541
Bristau, Alfred: Der Offizier	1,	42
Buber, Martin: Reden und Gleichnisse des Tschuang-Tse	8,	390
Bülows Reden, bearbeitet von W. v. Massow (Reclam)	11,	542
Bürgel; Bruno: Aus fernen Welten	13,	639
Buße, Carl: Geschichte der Weltliteratur	10,	490
Charmatz, Richard: Adolf Fischhof. Das Lebensbild eines österreichischen Politikers	9,	435
Collatz, Prof. Dr. Otto: Die wahre Konzentration im Gymnasialunterricht	7,	343
Damme, Dr. jur. F.: Der Schutz technischer Erfindungen als Erscheinungsform moderner Volkswirtschaft	6,	300
Dankberg, Hans: Vom Wesen der Moral	8,	392
Diplomatische Ursprung des Krieges von 1870/71, Der —, herausgegeben vom französischen Ministerium des Äußern	12,	578
Drews, Arthur: 1. Religion als Selbstbewußtsein Gottes. 2. Die Christusmythe	12,	564
Forbes-Mosse, Irene: Berberitzchen	13,	639
Francke, Kuno: Die Kulturwerte der deutschen Literatur in ihrer geschichtlichen Entwicklung	8,	390
Gogol, Nikolaus: Sämtliche Werke	5,	246
Goethe im Bildnis (Propyläen-Ausgabe von Goethes sämtlichen Werken)	6,	292
Gött, Emil: Gesammelte Werke (herausgegeben von R. und U. Carolina Woerner)	11,	532
Handwörterbuch der Staatswissenschaften	10,	494
Hauser, Otto: Weltgeschichte der Literatur	10,	490
Herders Konversationslexikon	5,	249
Hesse und Doflein: Tierbau und Tierleben in ihrem Zusammenhang betrachtet. 1. Bd.: Der Tierkörper als selbständiger Organismus, von Dr. R. Hesse	12,	590
Heyses Fremdwörterbuch, 19. Auflage	3,	152
Hoffmann, Hans: Das Sonnenland	11,	533
Hübner, Fr.: Paul Bourget als Psycholog	10,	491
Klein-Hattingen, Oskar: „Die Geschichte des deutschen Liberalismus“ (1. Bd.)	2,	95
Kleist, Heinr. v.: Werke in fünf Bänden (Tempelverlag, Leipzig)	9,	442
Kretzschmar, Hermann: Gesammelte Aufsätze über Musik und anderes aus den Grenzboten	4,	194
Liebmann, Prof. Dr. Otto: Zur Analysis der Wirklichkeit, eine Erörterung der Grundprobleme der Philosophie	10,	483
Lmitpold, Josef: Wiener Volksbildungswesen	10,	492
Marcks, Erich: Bismarck. Eine Biographie. I. Teil: Der junge B.	13,	601
Meyer, Richard M.: Die deutsche Literatur des neunzehnten Jahrhunderts	6,	298
Münch, Wilhelm: Seltsame Alltagsmenschen	6,	300
Münsterberg, Oskar: Chinesische Kunstgeschichte	1,	40
Naumann, F.: Die politischen Parteien	7,	325
Niehuus, Dr. Heinrich: Geschichte der englischen Bodenreformtheorien	4,	196
Platen, August v.: Briefwechsel, herausgegeben von L. v. Scheffler und P. Bornstein (1. Bd.)	12,	584
Poed, Wilhelm: Simon Külpers Kinder	6,	299
Sarl, Dr. Paul, und Dr. Karl Rudinger: Biologie des Menschen	1,	41
Schaffen und Schauen. Ein Führer ins Leben. 2. Aufl.	5,	248
Schillings, C. G.: Mit Blitzlicht und Büchse im Zauber des Elefelscho	12,	591
Schlösser, Rudolf: August v. Platen	12,	584
Schmied, Rud. Joh.: Carlos und Nikolas auf dem Meere	13,	638
Schneider, Oswald: Bismarck und die preuß.-deutsche Freihandelspolitik (1862 bis 1876) (Schmollers Jahrbuch XXXIV, 3)	2,	57
Schönherr, Karl: Glaube und Heimat	7,	342
Siegfried, Walther: Tino Moralt	11,	529
Stern, Adolf: Die Ausgestoßenen	13,	638
Stifters Werke (Goldene Klassikerbibliothek)	9,	442
Stresemann, Dr. Gustav: Wirtschaftspolitische Zeitfragen	1,	43
Sybel, Heinrich v.: Der Ursprung des französischen Krieges (aus H. v. Sybels „Begründung des Deutschen Reichs“)	8,	399
Teutsch, Georg Daniel und Friedrich: Geschichte der Siebenbürger Sachsen	12,	591
Thäter, Generalmajor Gottlieb v.: Meine Feldzugserinnerungen	2,	95
Timoleon und Immanuel. Dokumente einer Freundschaft (Briefwechsel zwischen J. Baggesen u. Friedr. Christ. zu Schleswig-Holst.), herausgegeben von Hans Schulz	10,	487
Tolstois Briefe, herausgegeben von Sergejenko	1,	38
Tornius, Valerian: Die Empfindsamen in Darmstadt	9,	411
Verhaeren, Emile: Verschiedene Werke	7,	315
Verlaine, Paul: Vers. Hrsg. von Georges A. Tournaux	9,	443
Viebig, Clara: Verschiedene Werke	8,	384
Warncke, Paul: Fritz Reuter. Woans hei lewt un schrewen helt	1,	38
Wechßler, Eduard: Das Kulturproblem des Minnesangs. 1. Bd.: Minnesang u. Christentum	6,	298
Weigand, Fr. L. K.: Deutsches Wörterbuch, 5. Aufl.	11,	534
Wiesner, Julius v.: Natur — Geist — Technik	9,	441
Wildenbruch, Ernst v.: Das edle Blut. Schulausgabe	10,	503
Wilhelmine, Markgräfin v. Bayreuth. Memoiren	11,	540
Windelband, Wilhelm: Die Philosophie im deutschen Geistesleben des neunzehnten Jahrhunderts	2,	92

Mitarbeiter-Verzeichnis.

	Heft	Seite
A. G.: „Wirtschaftliche Zeitfragen“, von Dr. G. Stresemann	1,	43
Alafberg, Friedrich: Georg Simmel	4,	187
Andreas-v. Reyher, Alexander: Im Flecken. Erzählung aus der russischen Provinz (vgl. 1910, Heft 41 bis 52)	Heft 1 bis 6	
Bamberger, Justizrat: Für das Erbrecht des Reichs (vgl. 1910, Heft 41 bis 44)	6,	274
Bastian, Großherzoglicher Bankdirektor: Eine deutsche Industriebank	7,	305
Beck, Geh. Reg.-Rat, M. d. R.: Der Beamte als Staatsbürger	6,	257
Below, Geh Hofrat Prof. Dr. G. v.: Ein Tendenzroman (F. Naumann: „Die politischen Parteien“)	7,	325
Bodbenhusen, Rolph: Der Unentbehrliche. Humoreske	8,	380
Böttger, Dr. Hugo: Reichsspiegel „Wirtschaft“	7,	349
Brachvogel, Carry: Geselligkeit, Geselligkeitsformen und Geselligkeitssurrogate	4,	160
Bräuning-Oktavio, Hermann: Ein ungedruckter Brief Hebbels	3,	140
Bräuning-Oktavio, Hermann: Aus Briefen der Wertherzeit . 9, 411; 10, 463; 12, 557;	13,	611
Brieger-Wasservogel, Lothar: Die Sorge und der Leichtsinn. Eine moderne Parabel	13,	632
Brockdorff, Frigga v.: Chopin und seine Liebe	2,	85
Budde, Fritz: Volksmärchen auf der Bühne	11,	511
Bürgers, Robert: Deutsch-Amerikaner	4,	190
C., Dr.: „Aus fernen Welten“, von B. Bürgel	13,	639
Carthaus, Dr. Emil: Goldlagerstätten auf deutschem Boden	4,	160
C. J.: Herders Konversationslexikon	5,	249
C. J.: Vom Handwörterbuch der Staatswissenschaften	10,	494
Cleinow, George: Die Lösung des Bagdadbahnproblems	13,	638
Clemens, F. L.: Elsaß-lothringische Fragen	5,	201
Corwegh, Dr. Robert: „Chinesische Kunstgeschichte“, von Oskar Münsterberg	1,	40
Eimer, Dr. Manfred: Der 18. Januar als „Deutscher Tag“	3,	144
Fakler, Fred: „Geschichte der Siebenbürger Sachsen“, von G. D. und F. Teutsch	12,	591
Fitger, E.: Die Autorität der Türkei im Ostjordan-Lande und in Arabien	6,	279

	Heft	Seite
Fitte, Siegfried: Franziska v. Hohenheim (zu ihrem hundertsten Todestage)	1,	10
Fleischhauer, O.: Koriolan	1,	1
Frankenberg-Braunschweig, Egbert v.: Volkskunst	5,	246
G. Cl.: „Die Geschichte des deutschen Liberalismus" (1. Bd.), v. Oskar Klein-Hattingen	2,	95
Gersdorf, v., Gen.-Maj. z. D.: Unbilligkeiten des Pensionsgesetzes der Offiziere vom 31. Mai 1906	5,	250
Gleichen-Rußwurm, Alexander v.: Die Bedeutung der Allegorie	8,	367
Goldmann, Karl: Ignis ardens	7,	336
Grabowsky, Dr. Adolf: Die Partei der Gebildeten	12,	553
Grau, Gerichtsassessor Hans: Luftschiffahrt und Völkerrecht	7,	344
Groth, Prof. Dr.: Gustav Wustmann	1,	35
Guggenheim, Dr. Ernst: Kampf gegen die Schundliteratur	5,	247
G. v. W.: „Der Offizier", von A. Bristau	1,	42
Hagen, Maximilian v.: Bismarcks Freihandelspolitik	2,	57
Haendcke, Prof. Dr. B.: Die Berliner Sezession	5,	249
Haendcke, Prof. Dr. B.: Bildende Kunst und innere Politik	9,	401
Haendcke, Prof. Dr. B.: Fritz v. Uhde und die moderne religiöse Malerei	11,	542
Hauck, Oberlehrer Dr. P.: Höhere Schule und kommunale Selbstverwaltung. Rückbildung oder Fortschritt?	2,	78
Hauser, Otto: „Chinesische Flöte" und „Hafis", von Hans Bethge	8,	389
Hauser, Otto: „Beaumarchais", von A. Bettelheim	11,	541
H. F.: „Die deutsche Literatur des neunzehnten Jahrhunderts", von Richard M. Meyer	6,	298
Hildebrandt, Kurt: „Das Kulturproblem des Minnesangs", von Ed. Wechßler	6,	298
Hoche, P.: Staatsbürgerliche Erziehung in der Fortbildungsschule	2,	93
Hopf, Dr. W.: Bülows Reden	11,	542
Hopf, Dr. W.: Der diplomatische Ursprung des Krieges von 1870/71	12,	578
Jahn, Georg: „Geschichte der englischen Bodenreformtheorien", von Dr. H. Niehuus	4,	196
Jentsch, Carl: Adolf Fischhof	9,	435
K.: „Wiener Volksbildungswesen", von Jos. Luitpold	10,	492
Kalkschmidt, Eugen: Goethe im Bildnis	6,	292
K. Br.: „Stifters Werke"	9,	442
Kemmer, Ludwig: „Meine Feldzugserinnerungen 1870/71", von Gottl. v. Thäter	2,	95
Kelchner, Dr. M.: „Die wahre Konzentration im Gymnasialunterricht", von Prof. Dr. O. Collatz	7,	348
Kelchner, Dr. M.: „Die Philosophie im deutschen Geistesleben des neunzehnten Jahrhunderts", von Wilhelm Windelband	2,	92
Kelchner, Dr. M.: „Tolstois Briefe", Ausgabe von Sergejenko	1,	38
Kaemmel, Geh. Studienrat Prof. Dr. Otto: Das italienische Volk und der italienische Nationalstaat (Berichtigung 12, 593)	11,	505
Kleefeld, W.: „Gesammelte Aufsätze über Musik und anderes aus den Grenzboten", von H. Kretzschmar	4,	194
Kleefeld, W.: Richard Wagners Kunst im modernen Frankreich	6,	268
Klemperer, Victor: Zwischen Alt- und Neu-Wien	5,	214
Klemperer, Victor: Klara Viebig	8,	384
Kliemke, Dr. Ernst: Systematische Sprachbildung	1,	29
v. Kornatzki, Oberst a. D.: Mieltschin!	1,	42
L.: „Schaffen und Schauen". Ein Führer ins Leben. 2. Auflage	5,	248
Lerche, Otto: Zur Entwicklungsgeschichte der deutschen Persönlichkeit (Kuno Francke: „Die Kulturwerte der deutschen Literatur")	8,	390
Leffer, Fritz: „Der Schutz technischer Erfindungen als Erscheinungsform moderner Volkswirtschaft", von Dr. jur. F. Damme	6,	300
Liebmann, Prof. Dr. Otto: Das Problem des Lebens	10,	483
Lück, Alfred: Das Zweckverbandgesetz für Groß-Berlin	9,	417
Lux, Jos. Aug.: Der rote Rausch. Roman	10, 476; 11, 524; 12, 571;	13, 626
Martens, Kurt: Begegnung mit Schwester Eufemia	9,	428
Mauretanus, Dr.: Marokkanische Briefe	3,	126
Mell, Dr. Max: „Vers", von Paul Verlaine	9,	443
Messer, Prof. Dr. August: Katholische Kirche und Freiheit des Denkens und Forschens	8,	353
Meyer, Prof. Dr. Richard M.: „Paul Bourget als Psycholog", von Fr. Hübner	10,	491
Michels, Prof. Dr. Victor: Weigands Wörterbuch in neuer Auflage	11,	533
Mießner, Wilhelm: Rethel — Feuerbach — Marées	5,	240
M. K.: Nikolaus Gogols sämtliche Werke	5,	246
M. K.: „Seltsame Alltagsmenschen", von Wilhelm Münch	6,	300
Münz, Dr. B.: Aus dem Nachlasse Josef Schichts	3,	143
Pflugk-Harttung, Prof. Dr J. v.: Homosexualität und neuer Strafgesetzentwurf	5,	226
Polheim, Dr. Karl: Jens Baggesen und Friedrich Christian zu Schleswig-Holstein	10,	487
Polheim, Dr. Karl: Ludwig Seegers Übersetzung des Aristophanes	13,	639
Polydor: Reichsspiegel „Wirtschaft"	1, 52;	8, 149
R.-D.: Reichsspiegel „Wirtschaft"	7,	346
Samassa, Prof. Dr. Paul: Die Kunst, Österreich zu regieren	10,	457
Sch.: „Mit Blitzlicht und Büchse im Zauber des Elelésche", von C. G. Schilling	12	591
Schellenberg, Ernst Ludwig: Emile Verhaeren	7,	315
Schonebohm, W.: Der junge Platen	12,	583
Schur, Ernst: Dekorative Malerei	10,	491
Seidel, Geh. Regierungsrat Dr.: Das sächsische Gesetz über Gemeindeverbände	4,	158
Senfft v. Pilsach, A.: Der junge Bismarck	13,	601
Simon, Konsistorialrat Lic. Dr.: Der religiöse Hintergrund der Drewsschen „Christusmythe".	12,	564
Spectator: Bank und Geld R.	12, 596;	13, 648
Spiero, Dr. Heinrich: „Kleists Werke" (Tempelverlag)	9,	442
Spiero, Dr. Heinrich: Zwei Geschichten der Weltliteratur	10,	490
Spiero, Dr. Heinrich: Vergessene Bücher und vergessene Dichter	11,	529
Spiero, Dr. Heinrich: Sterns Nachlaß	13,	638
Stein, Dr. H.: „Vom Wesen der Moral", von Hans Dankberg	8,	392
Th. H.: „Glaube und Heimat", von Karl Schönherr	7,	342
Weißenberg, Richard: „Biologie des Menschen", von Sarl und Rudinger	1,	41
Weißenberg, Richard: „Tierbau und Tierleben in ihrem Zusammenhang betrachtet", von Hesse und Doflein	12,	590
Westphal, Dr. Arthur: Deutsche Bühnenkunst in den letzten zwanzig Jahren	2, 64;	3, 113
Westphal, Dr. Arthur: Berlins Führerrolle als Theaterstadt	9,	440
Westphal, Dr. Arthur: „Memoiren der Markgräfin v. Bayreuth"	11,	540
Wilke, Reg.-Rt. Alfred: Probleme des Industriebezirks	13,	620
W. J. R.: „Simon Külpers Kinder", von Wilhelm Poeck	6,	299
W. J. R.: „Fritz Reuter. Woans hei lewt und schrewen hett", von Paul Warncke	1,	38
W. J. R.: „Berberitzchen" von Irene Forbes-Mosse	13,	639
Wollschläger, Geh. Justizrat, Landgerichtsdirektor: Ein neues Begnadigungsrecht	1,	18
Woermann, Geheimrat Prof. Dr. Karl: Albrecht Dürers Jugend	7,	339
Zadow, Privatdozent Dr.: Das Baumwollproblem	8,	372

Koriolan

Von O. Fleiſchhauer-Oberſpier

Wir guten Deutſchen, worunter ich mich wohl auch zu zählen habe, können ſeit fünfzig Jahren den unbezwinglichen Shakeſpeare nicht loswerden.“ Und an einer anderen Stelle ſagt derſelbe Goethe: „Shakeſpeare und kein Ende!“

Wenn wir dieſe Worte in das Deutſch der Theaterkritiker unſerer Tage übertragen wollten, könnten wir ſagen: Shakeſpeare iſt immer aktuell. Was vor hundert Jahren in der Sprache des größten deutſchen Künſtlers zutreffend war, der nicht allein dem Stoff, den Gegenſtänden der Shakeſpeareſchen Dramen allen Wert und Gehalt zugeſtand, ſondern auch ihre Behandlungsweiſe zu entwickeln, ihrem Gang zu folgen, die Charaktere zu enthüllen ſich bemühte, das hat in unſeren Tagen nicht an Bedeutung verloren, da wir dem Stoff einer Dichtung, und zumal einer dramatiſchen Dichtung, faſt allzu große Wichtigkeit beimeſſen.

Shakeſpeare iſt immer aktuell und in unſerer Zeit mehr als je. Denn abgeſehen davon, daß die Menſchen, die er darſtellt, typiſch ſind für alle Zeiten, weil er ſie mit menſchlichen Leidenſchaften, Kräften und Schwächen, mit Sehnſucht und Bedürfniſſen ausſtattet, die in jedem Zeitalter und unter allen Zonen dieſelben ſind, ſo daß ihre Darſtellung immer wirkſam ſein wird, iſt das künſtleriſche Bild ſeiner Zeit, das er uns zeigt, ſo kräftig herausgearbeitet, ſo wahr und in keinem Punkte widerſprechend, ſo lebendig und ſo ganz ihre innerſte Natur zeigend, wie wir es nur von unſeren einer realiſtiſchen Epoche angehörenden zeitgenöſſiſchen Dichtern erwarten könnten.

Shakeſpeares Menſchen ſind ſamt und ſonders unter dem Stern der Politik geboren. Sie ſtehen, jeder nach ſeiner Art und nach ſeiner Lebensrichtung, in irgendeiner Beziehung zum Gemeinweſen, in welches ſie der Dichter hineingeſtellt

hat. Diese Tatsache bleibt auch da offenbar, wo nach allgemeiner Ansicht der Mensch sich recht energisch von der Gesellschaft abwendet, um nur sich und dem Wesen seiner Wahl zu leben, in der Liebe des Mannes zum Weibe. Es sei nur erinnert an Romeo und Julia, an Troilus und Kressida, an die Liebespaare in den Lustspielen. Die Lustspiele sind überhaupt recht lehrreich für die Erkenntnis des politischen Charakters der Shakespeareschen Schöpfungen. Und es liegt die Vermutung nahe, daß Tolstoi, der Shakespeare als Aristokraten haßt, sich in der Richtung seines Hasses ein wenig irrt. Die politische Kultur zu Shakespeares Zeiten ist es, die dem russischen Sozialpolitiker nicht schmackhaft erscheint, und die in Shakespeares Dramen eine der geheimen Kräfte und starken Unterströmungen ist, nach denen die dramatischen Gestalten gelenkt werden.

Shakespeare läßt uns in seinen Dramen gerade von dem politischen Zustand seiner Zeit ein klares Bild entstehen. Er hat dazu Farben gemischt, wie nur das Genie sie mischen kann. Der politische Zustand seiner Zeit ist uns vertraut, denn er ist dem Zustand unserer Zeit verwandt. Die Menschentypen, die er geschaffen, muten uns in ihren politischen Handlungen und Empfindungen an wie unsere Zeitgenossen, allerdings ins Große und manchmal ins Ungeheuere gebildet. So erscheint uns dieser Poet als der modernste der Modernen, so ist er — „aktuell", und zwar gerade auch in bezug auf eine besondere Frage der Politik, die in neuester Zeit bedeutungsvoll geworden ist.

Es wird behauptet, wir lebten in einem demokratischen Zeitalter. Und in der Tat hat sich die Zahl der Anhänger der demokratischen Weltanschauung überraschend vermehrt, wie denn auch viele ihrer Forderungen sich durchgesetzt und gesetzliche Anerkennung gefunden haben. Bei jeder neuen Reichstagswahl macht sie sich geltend. Sie hat einige ihrer Grundsätze selbst bei den Parteien zur Geltung gebracht, die sie als ihre Erbfeindin bekämpfen. Es ist ausgeschlossen, daß ein Aristokrat in den Reichstag gewählt würde, wenn er den Grundsätzen der Demokratie keine Konzessionen machen wollte. Liegt doch schon darin das erste entscheidende Zugeständnis, daß er sich überhaupt als Reichstagskandidat aufstellen läßt.

Dazu kommt, daß Ereignisse, die sich in jüngster Zeit abgespielt haben, die Aufwärtsbewegung der Demokratie zu bestätigen scheinen: die Revolution in Portugal, der Generalstreik der Eisenbahner in Frankreich, die Straßentumulte in der Reichshauptstadt. Aber dieser Weltanschauung steht auch heute noch lebendig und lebenskräftig die des Aristokratismus gegenüber, die ihre Berechtigung schon darin zeigt, daß ihre Anhänger selbst in den radikalsten Parteien der Linken, ob sie es auch nicht zugestehen wollen, zu finden sind.

Shakespeare hat die Frage nach dem Werte und dem Vorzuge einer aristokratischen oder demokratischen Weltanschauung mehrfach behandelt. Es sei nur erinnert an „Julius Cäsar" und an die Volksszenen dieses Dramas, ferner an die geniale Darstellung der Rebellion Hans Kades in „König Heinrich dem

Sechsten", zweiter Teil. Nirgends hat er sich mit dieser Frage so eingehend befaßt wie im „Koriolan", der Tragödie des aristokratischen Selbstbewußtseins.

Was Adolf Wilbrandt über dieses Stück und seine dramatische Idee sagt, will vom ästhetischen Standpunkt des Kritikers aufgefaßt sein. „Im Koriolan ist es geradezu die männliche Kraft, die in ihrer einseitigen Größe dichterisch verherrlicht und tragisch gebrochen wird. Denn wie wenig Shakespeare daran dachte, aus dieser echtesten Charaktertragödie ein politisches Drama zu machen, in dem die großen historischen Mächte sich bekämpfen und geschichtliche Ideen unterliegen und siegen sollen, das zeigt am deutlichsten die Unzufriedenheit der Theoretiker, die aus ästhetischen Maximen diese Forderungen aufstellen und dann mehr oder minder beredt dem Dichter grollen, daß er die ihm zugeschobene Aufgabe so schlecht erfüllt habe. Er hat sie allerdings nicht erfüllt, — weil sie ihm sicherlich niemals auch nur vorgeschwebt hatte. Er dachte weder den Sieg der demokratischen Idee über die aristokratische, noch des Adels über die Plebejer zu feiern. Was den Dichter erregt hatte, war unzweifelhaft das große Schicksal, das ein gewaltig angelegter Mensch durch rücksichtslose Entfesselung seiner Naturkraft auf sich herabzieht. Ein Mensch, der nichts sein wollte als ein Mann, der, wie Plutarch es ausdrückt: ‚alles zu meistern und sich nie zu fügen, für das Wesen der Mannheit hielt'."

Shakespeare hat nicht den Sieg der demokratischen Idee über die aristokratische feiern, auch nicht die Weltanschauung der Aristokratie als die wertvollere darstellen wollen. Aber die Politiker der rechts stehenden Parteien können aus dem Drama lernen, wie ein uneingeschränkter Absolutismus im Sinne Koriolans, und trügen ihn die geeignetsten Persönlichkeiten, eine Unmöglichkeit ist, und wie die Verachtung, die Nichtachtung berechtigter Forderungen des „Volkes" zu einem tragischen Ende führt. Und „die Vertreter des Volkes", wie die Abgeordneten der sozialdemokratischen Partei u. a. genannt zu werden beanspruchen, mögen an den Gestalten des Brutus und Sicinius ermessen, in welche Gefahr der Verächtlichkeit derjenige gerät, der das Recht des aristokratischen Individuums gegenüber dem Recht der Masse verneint, der von der Froschperspektive aus die Vertreter einer aristokratischen Weltanschauung innerhalb einer anderen Partei beurteilt.

In einem freilich läßt uns Shakespeares Koriolan nicht im unklaren: Er lehrt den Wert eines Aristokratismus, der über den Parteien steht, der allein als Aufgabe und Ziel der Menschheit kennt, was mit seinem Namen bezeichnet wird. Er läßt erkennen, daß die Weltanschauung, die dem „Besten" die Krone reichen läßt, die fruchtbarste und der Menschheit dienlichste ist. Der Untergang Koriolans, der zwar Träger dieser Idee ist, sie aber nur für eine politische Partei, die der Optimaten — der Konservativen strengster Richtung, könnten wir sagen — in Anspruch nimmt, ist ein Beweis, daß man sich nicht ungestraft gegen einen solchen Grundsatz des echten Aristokratismus versündigen darf, indem man ihn überspannt, vereinseitigt und damit in sein Gegenteil verkehrt. Und

in Koriolans Verachtung des Volkes liegt anderseits die Wahrheit, daß das Volk als Masse kein Recht auf Rücksicht besitzt, wenn es gilt, jenen echten Aristokratismus im Staatsleben und in der Gesellschaft zur Geltung zu bringen.

Man findet überall, und nicht zum wenigsten im „Volk", anständige „Kerle", aristokratische Naturen mit angeborener Noblesse, die genug „vornehme" Gesinnung haben, um sich zu den „Besten" im Shakespeareschen Sinne des Aristokratismus zählen zu dürfen. Viele Männer des „vierten Standes" würden, wenn sie unter anderen Verhältnissen geboren und aufgewachsen und von der Vorsehung in einen anderen Wirkungskreis gestellt wären, auch äußerlich dem Aristokratismus einer aristokratischen Partei zur Zierde gereichen. Wenn Verachtung äußerer Ehren Aristokratismus ist, wie uns Koriolan lehrt, sind auch sie Aristokraten. Wenn Streberei hassen das Kennzeichen eines echten Aristokraten wie Koriolan ist, der vom Stimmenwerben bei Gelegenheit der Konsulatswahl sagt: „'s ist eine Rolle, die ich erröten muß zu spielen", — besitzen auch sie diesen Charakterzug. Wenn Aristokratismus von dem rücksichtslosen Wahrheits- und Gerechtigkeitstrieb Koriolans beseelt ist, haben auch sie ihn. Shakespeare hat das nicht leugnen wollen. Er hat ausdrücklich einzelne Nebenrollen in das Drama gestellt, deren Träger aus dem „Volke" sind und jene aristokratische Gesinnung zeigen. Sie sind gerecht genug, dem „Verächter" des Volks das Verdienst zuzugestehen, das ihm gebührt.

Aber die Masse ist nach Shakespeare ein vielköpfiges, verächtliches Ungeheuer. Sie ist voller Verkehrtheit, Torheit, Unsinn, Disziplinlosigkeit, Ungerechtigkeit, Lügenhaftigkeit. Auf sie ist die Anrede Koriolans anzuwenden, die er der römischen Bürgerschaft entgegenschleudert:

> Ihr seid nicht zuverlässiger, als die glühende
> Holzkohle auf dem Eis, als Hagelkörner
> Im Sonnenschein (Akt I, Sz. 1).

Erst neuerdings wieder hat man die Eigenart der Masse wissenschaftlich untersucht. Gustave Le Bons gibt in seiner „Psychologie der Massen" (Philosophisch-soziologische Bücherei, 2. Band, Verlag Dr. W. Klinkhardt, Leipzig) eine Erklärung der Erscheinungen, die man beobachten kann, wenn Menschen in großen Massen zusammenwirken. Derartige Volkshaufen werden sich stets anders verhalten als die einzelnen Menschen, aus denen sie zusammengesetzt sind. Die Gesamtheit fühlt sich weniger verantwortlich für alles, was geschieht, sie wird zur Nachahmung hingerissen, tut gedankenlos mit, was einige tun. Und so ist es kein Wunder, daß bei aller Hellsehigkeit des einzelnen die Masse blindlings und unterschiedslos Recht und Unrecht, Nützliches und Schädliches tut, woraus dann folgt, daß ihr Rechttun selbst als Unrechttun erscheint und das Nützliche schädlich wird.

Ein Beispiel zu diesem psychologisch eigenartigen Verhalten der Massen gibt uns Shakespeare in der Politik der beiden Volkstribunen Sicinius und Brutus, von denen es heißt, „sie seien die Zungen des großen Mauls". Der

hervorstechendste Zug dieser Träger der Masseninstinkte ist ihr wenig ausgebildeter Verantwortlichkeitssinn. Sie wissen gar nicht, um welche große Dinge es sich in der Politik der Patrizier handelt: um nichts weniger als um Sein oder Nichtsein des Staates; sie denken nur an die kleinliche Tagespolitik des hauptstädtischen Pöbels, an Wahlkämpfe, Stimmensammeln und Wahlerfolge. Keine Ahnung haben sie von der Forderung: Das Vaterland über die Partei! Was macht es ihnen, daß die Volsker zu den Waffen greifen? Sie haben, wie der Stier fürs rote Tuch, nur Augen für ihren Gegner und seinen Stolz. „War je ein Mensch so stolz wie Marcius?" fragt Sicinius, als die Nachricht vom Ausbruch des Krieges auf das Forum gekommen ist. Brutus wünscht: „Verschling' ihn dieser Krieg!", und doch weiß er, daß alle Hoffnung Roms auf Marcius steht. Sie spötteln über die Rüstungen der Patrizier, die für das gemeinsame Vaterland kämpfen wollen; dieser Spott bei ernsten Dingen ist eine bezeichnende Gewohnheit der Masse.

Die beiden Tribunen sind kurzsichtig und gedankenlos und können nicht über ihren Horizont hinwegsehen. Sie sind mit der Volksmasse ein schwankendes Rohr im Winde, von jedem Luftzug, der von oben kommt, hin und her bewegt. Nicht ihr Verdienst hat sie emporgebracht, sondern die Stimmung der Menge, die das wahre Verdienst nicht anerkannte.

Und heute? Ob wohl eine Zeit mehr als die unsere unter dem Zeichen der Massenwirkungen steht? Ob wohl eine Zeit weniger als die unsere das Recht der einzelnen Persönlichkeit, dieses Grundprinzip des wahren Aristokratismus gegenüber dem Recht der Masse, gelten läßt?

Gegen eine Politik, die sich auf die Menge gründet, und die insbesondere in der Partei der Demokratie ihren Ausdruck gefunden hat, erhebt sich freilich auch in unserer Zeit der Geist der aristokratischen Persönlichkeit, wie ihn Shakespeare im Koriolan darstellt, wie ihn die Größten aller Zeiten vertreten haben, wie ihm Schiller Sprache verleiht, wenn er im Demetrius das Wort prägt: „Was ist die Mehrheit? Mehrheit ist der Unsinn. Verstand ist stets bei wenigen nur gewesen."

Hier möchte der Augenblick sein, daran zu erinnern, daß der Liberalismus sich auf seine Quellen besinne und die Grundlinien seines Programms einer vorsichtigen Revision unterziehe. Zugunsten der Gleichheit und Freiheit im Volk, im Trachten nach Menschenrechten und Volksrechten hat man oft vergessen, daß Gleichheit und Freiheit und Menschenrechte erst in der einzelnen Persönlichkeit in Erscheinung treten. Der Liberalismus hat, wenn er leben will, den Aristokratismus der Persönlichkeit nötig und sollte deshalb am wenigsten denen gegenüber feindselig auftreten, die in einer Partei zusammengeschlossen die Aristokratie als eine ephemere Erscheinung des wahren Aristokratismus repräsentieren. Hier sind die Grundlinien eines Blocks, wie ihn Bülow sich dachte, und wie er in dieser und jener Gestalt immer einmal wiederkehren wird.

Und ebenso sollte die Politik der Konservativen einmal Einkehr halten und sich darauf besinnen, daß der Wert eines einzelnen mehr wiegen kann als

tausend Stimmen Majorität, und daß insbesondere ein Paktieren mit einem Stand und mit einer Konfession oder mit der Regierung selbst um materieller Vorteile willen (man denke an Zentrum und Bund der Landwirte) nur dazu dienen muß, sich selbst aufzugeben und sich selbst untreu zu werden, womit das Ende des wahren Aristokratismus besiegelt wäre. Es scheint fast, als ob gerade die, welche es vor allen angeht, die rechten Maße für aristokratisches Verhalten in politischen Dingen ein wenig verloren haben. Manche Regierung scheint bedauerlicherweise mehr auf Volksstimmungen zu hören, als ihre Entscheidung nach den Gesetzen eines Aristokratismus zu treffen, der das Beste zum Ziel hat.

Der einzelnen Persönlichkeit, dem Repräsentanten und Träger des Aristokratismus mehr Recht! Mit dieser Forderung freilich verquickt sich ein tragisches Motiv der Menschheit. Recht ist ein sozialer Begriff. Recht gründet sich auf Gemeinschaft und ist entstanden aus der Gemeinschaft und ihren Bedürfnissen heraus. Innerhalb dieser Gemeinschaft hat auch die einzelne Persönlichkeit zu verzichten auf das, was sie als ihr Recht in Anspruch nehmen zu dürfen glaubt, sobald es mit dem Recht der Gemeinschaft in Widerstreit kommt. Wenn sie diesen Verzicht nicht leistet und nicht leisten kann aus ihrer Überzeugung heraus, dann kommt's zum tragischen Konflikt, und um so tiefer und erschütternder wird er sein, je mehr in der Persönlichkeit der echte Aristokratismus lebendig ist.

Allerdings hat die Geschichte das Recht des Rechtes der Persönlichkeit von je erwiesen. Sie hat gezeigt, daß nur immer einzelne Individuen der Menschheit Blüten und Früchte brachten! Aber sind wohl irgendeinem Großen in der Geschichte — abgesehen von Jesus, dem Menschensohn, in welchem freilich die Tragik des Konfliktes zwischen Persönlichkeit und sozialer Gemeinschaft aufs höchste verschärft war! — tragische Konflikte mit der Umwelt ganz erspart geblieben? Sie alle haben den Fluch tragen müssen, Mensch unter Menschen, einer unter vielen, ein Aufwärtsschreitender unter der Menge zu sein.

Auch die Größten der Welt stehen und fallen unter dem Gesetz der Menschlichkeit. Auch ihnen ist Menschliches, Allzumenschliches nicht fern. Mensch sein aber heißt dem Irrtum, der Unvollkommenheit, der Fehlerhaftigkeit unterworfen sein. Je größer aber ein Mensch wird, je mehr sich seine natürlichen Kräfte zu Tugenden entwickeln, um so höher wächst auch seine Kraft zur Ungerechtigkeit. Alle seine Tugenden sind Medaillen, die ihre dunkle Kehrseite haben. Das lehrt uns die Geschichte des Christentums, das lehren uns die Tragödien Shakespeares, des christlichsten Dichters, auf erschütternde Weise.

Auch auf dem Gebiete der Politik ist es nicht anders, und hier ist das glänzendste Beispiel der Mann, der die größten Verdienste um die Sozietät seiner Vaterstadt hat, der sich aber auch seiner Verdienste bewußt ist, und der insbesondere weiß, daß er seine Verdienste am allerwenigsten dem „Volk" verdankt. Mit Koriolans Größe wächst sein Stolz, mit der Erkenntnis seiner Bedeutung, mit seinem aristokratischen Selbstbewußtsein wächst die Verachtung der Umwelt. Und hier kommt noch ein Motiv hinzu, das einerseits seine

tragische Schuld vermehrt, anderseits das versöhnende Moment genannt werden kann, das nicht allein bei seinem Sturz uns erschüttert, sondern auch unser Mitleid erweckt: Koriolan als wahrhaft Großer hatte, weil er von sich das Größte verlangt, ursprünglich auch der Menschheit um sich herum das Größte, wenigstens aber mehr zugemutet, als sie leisten kann, und in der Erkenntnis seines Irrtums wird sein Stolz und seine Verachtung um so gewaltiger, so gewaltig, daß er in seinem Innern sich selbst daran zerschmettert. Man vergleiche in dieser Hinsicht sein Verhältnis zu Aufidius, das die Katastrophe bringt!

Die ungeheure Gewalt seines Hochmuts ist's, die Koriolan zugrunde richtet, und in deren Darstellung uns der Dichter ahnen läßt, wie doch das tragische Schicksal eines Aristokratismus, der auf Irrwege gerät, der göttlichen Gerechtigkeit gemäß ist.

Es bedarf keiner langen Auseinandersetzung, um zu beweisen, daß dieser Fehler im Charakter Koriolans in vielen und gerade in den besten Vertretern der aristokratischen Weltanschauung unserer Zeit zutage tritt. Sollte man sich wundern, wenn denselben Zoll der Menschlichkeit mit Koriolan auch der Erste im Staatswesen unseres Vaterlandes bezahlt, dem man doch zum mindesten nachreden kann, daß er den besten Willen habe, seinem Volke auf seinem Wege zu dienen, und der um seines Dienstes willen Haß und Undank erntet? „Undank ist etwas Ungeheures", sagt Shakespeare. Bis zu gewissen Grenzen kann zudem Stolz eine Tugend im Staatswesen bedeuten! Man beachte überhaupt, wie der Hochmut vielen und nicht immer den geringsten Menschen in unserem Staatsleben innewohnt, seitdem es mit unserer Stellung inmitten des europäischen Völkerkonzertes vorwärts geht, daß dieser Hochmut ebenso Demokraten wie Aristokraten, Volkstribune wie hohe Beamte erfüllt, wenn sie etwas leisten und das Bewußtsein ihres Wertes in sich tragen. In der Kraft dieses Hochmutes bekämpfen sich die politischen Parteien, in der Verachtung der Anschauungen der Gegner gleichen oft aristokratische Konservative den Sozialdemokraten! In der Verkennung der Ironie des Goetheschen Wortes: „Nur die Lumpe sind bescheiden" ist es in Wirklichkeit so geworden, daß die Unbescheidenheit als ein Zeichen der Größe und der Vornehmheit gilt! In dieser Erkenntnis muß man sich erschüttert fragen, ob nicht auch für uns eine Zeit kommen kann, in der wie in der Welt der Dichtung eine Katastrophe hereinbreche, die zwar der Menschheit eine Katharsis bringe, aber auch manchem einzelnen Menschendasein Vernichtung!

Es ist ein Glück freilich, daß die Menschheit nicht immer so logisch handelt und sich so folgerichtig entwickelt, wie Shakespeare Koriolans Charakter sich entwickeln läßt. Anderseits hat das Studium der Weltgeschichte und ihrer Irrtümer die besten unserer Zeitgenossen — nicht das Volk, denn niemals noch hat ein solches als Masse etwas aus der Geschichte gelernt — zu der Einsicht gebracht, daß jede Einseitigkeit, auch die Einseitigkeit einer aristokratischen Weltanschauung, zum Verderben führen muß. Und das ist's, was auch Shakespeare uns in seinem Koriolan lehren will.

Daran müssen wir festhalten, wenn wir den Widersprüchen innerhalb der Lebensfragen der Politik und der staatlichen Gemeinschaft entgehen wollen.

Shakespeare hat zwei Mächte ins Feld geführt, die als innere Gegenspieler im Bewußtsein des Zuschauers eine Versöhnung des Konfliktes herbeizuführen haben. Sie läßt er die höchste Weisheit in der Politik sein: Wenn sie versagt — im Charakter des Helden versagt sie, sollte aber nicht versagen im Ideal eines Staatslebens —, dann ist auf irgendeinem Wege der Ausgang des Konflikts zur tragischen Katastrophe unvermeidlich.

Die eine Macht ist die humoristische Auffassung der Dinge, die durch Menenius Agrippa vertreten wird, während die andere die in Mutter und Gattin Koriolans verkörperte Weiblichkeit repräsentiert.

Jedes Staatswesen setzt Kompromisse voraus, also Verleugnung und Entsagung alles Selbstischen in denjenigen, die dieses Staatswesens Träger sind. Man kann nicht immer seinen eigenen Willen, und sei er auf das Beste gerichtet, ohne Schaden für die staatliche Gemeinschaft durchsetzen. Solche Kompromisse brauchen aber noch lange nicht Verleugnung des eigenen innersten Wesens zu bedingen. Es bleibt der Kraft des Mannes z. B. noch Spielraum genug, sich zu entfalten, sei es auf dem Felde der Ehre (Cominius und Titus Lartius!), oder im Kampfe gegen die Naturgewalten, oder auch auf irgendeinem Gebiete, das einen ganzen Mann verlangt. In der inneren Politik hat nur die persönliche Kraft eine eigenartige Gestalt anzunehmen und eine eigenartige Richtung in das Gebiet des Verständigen einzuschlagen. Und da gilt nicht Biegen oder Brechen, sondern Biegen und Siegen. Da hilft keine pathetische Energie, sondern nur eine niemals verzweifelnde starke Geduld.

Menenius Agrippa ist Aristokrat genug, um als unverdächtiger Zeuge des Humors dem selbstbewußtesten aristokratischen Parteigänger zu gelten. Wer freute sich nicht seines lustigen Verkehrs mit den Plebejern? Wer hätte nicht stets sein Wohlgefallen an jener Fabel vom Magen und den Gliedern des menschlichen Körpers gehabt? Wem wäre nicht wohl ums Herz bei einer gelegentlichen Grobheit, die Menenius einem Volkshaufen entgegenschleudert, und die nicht einmal den Zorn und den Haß derer erregt, denen sie gilt? Das ist's aber! Das Volk versteht Humor. Es versteht ihn um so mehr und liebt ihn, weil es das Herz des Humoristen sieht und fühlt, wie gut er es im Grunde mit ihm meint.

Der Humorist darf freilich, und allermeist im politischen Leben kein Witzbold und bissiger Satiriker sein; die Theoretiker tun Menenius Agrippa bitter unrecht, wenn sie ihn als solchen hinstellen. Eine gewisse Güte muß stets in seinen Äußerungen zu bemerken sein, die Güte der Klugheit, die alles versteht, um alles zu verzeihen, eine Güte, die selbst im schärfsten Tadel durchzublicken ist. Im Koriolan tritt sie besonders eigenartig hervor, wenn Menenius in der Strafrede wie in der Verkündigung des Unheils sich selbst mit einschließt und in der Wir-Form spricht. Ein Wink, den sich der Politiker ernstlich merken

sollte! Wie denn überhaupt der Humor in der Politik ein ernstliches, wichtiges Kapitel ist, das die Führer aller Parteien, aber auch die Regierungsmänner mehr studieren sollten. Ein Hinweis darauf dürfte wohl am Platze sein in der Gegenwart, da wir den ärgerlichsten Wahlkämpfen entgegengehen.

Die andere Macht, die Shakespeare als Gegenspieler gegen das überspannte aristokratische Selbstbewußtsein Koriolans aufruft, ist die Weiblichkeit. Sie geht in der Tat im Drama als die Siegerin, als die gefeierte Retterin des Staatslebens hervor. „Seht unsere Schutzgöttin, das Leben Roms!" ruft der erste Senator angesichts der Frauen, als sie nach ihrem Siege über den rachsüchtigen Zorn des Koriolan in die Stadt zurückkehren. Und die Weiblichkeit ist es auch, der die Demokratie der Volkstribunen und der Plebejer bei dieser selben Gelegenheit huldigt.

Shakespeare ist weit davon entfernt, der Emanzipation der Frauen das Wort zu reden. Die weiblichen Charaktere des Dramas sind Hausfrauen im besten Sinne des Wortes. Das erste, was sie der Dichter im Drama tun läßt, da er sie mit den Zuschauern bekannt macht, ist die Näharbeit. Um nachdrücklich zu betonen, wie Virgilia im Hauswesen aufgeht, läßt er Valeria in einem leisen Hauch von Emanzipation spöttisch zu jener sagen: „Du möchtest auch so eine Penelope sein! Aber sie sagen, all das Garn, das die in Ulysses' Abwesenheit spann, hat Ithaka nur mit Motten angefüllt." (Akt I, Sz. 3.)

Die Wirkungsstätte der Frau also ist nach Shakespeare das Haus, und das um so mehr, je stärker er den aristokratischen Charakter des Weibes hervorhebt. Je vornehmer der Charakter einer Frau ist, um so mehr wird sie sich zurückziehen vor der Berührung mit der Außenwelt und ihren Beruf finden als Ehefrau und Mutter.

Und doch läßt der Dichter die Aristokratinnen reinsten Blutes Volumnia und Virgilia sich mitten hineinstürzen in den Strudel der Politik? Allerdings! Aber erst dann, als alle anderen Kräfte zur Rettung des Vaterlandes versagen. Und erst dann läßt er Volumnia die Beraterin ihres Sohnes sein, als er von Männern keinen Rat annehmen will.

In der Tat hat auch die Frau ihren Beruf in der Gemeinschaft. Sie soll eintreten in den Dienst des Volkes, wo Manneskraft nicht mehr ausreicht, oder vielmehr, wo sie unzulänglich ist. Ihr schmiegsames Wesen, ihre kluge Erkenntnis dessen, was das Nächstliegende ist, macht sie fähig, Fäden zu entwirren, die sonst nur mit dem Schwert zu durchhauen sind. Ihre Vorurteilslosigkeit, die sie sich dadurch gewonnen hat, daß sie im Hauswesen zurückgezogen bleibt und nur von fern dem wilden Getriebe der Außenwelt als unparteiischer Beobachter zusieht, läßt sie ein klares Urteil über Sachen und Menschen fällen, die der weitsehende und in die Weite schweifende Geist des Mannes nicht mehr überblicken kann. Sie kann und soll das versöhnende Element in der Sozietät bilden, in der so viele ungleichmäßige Kräfte widereinander streiten.

Ich hoffe nicht mißverstanden zu werden. Politisierende Weiber, Blaustrümpfe und Suffragetten sind ein Greuel, und zwar darum, weil sie den aristokratischen Charakter der Weiblichkeit, der sich besonders sympathisch in der Zurückhaltung, als „lieblich Schweigen", zeigt, ganz verloren haben. Es soll also gewiß nicht einer politischen Betätigung der Frau das Wort geredet werden. Aber dem Politiker möchte geraten sein, ein wenig mehr die Kraft für seine Parteikämpfe in der Familie zu stählen, aus dem neutralen Boden des Verkehrs mit der Weiblichkeit einen festen Sinn für Maß und Ordnung zu ernten. Der Mann sollte ein wenig mehr Weiblichkeit in sich aufnehmen, wenn es gilt, in dem Männerkampf der Parteien zu bestehen.

Wir alle, „Aristokraten" und „Demokraten", meinetwegen auch „Sozialdemokraten" — ob nicht manche von diesen, wie z. B. Briand und wohl auch Bebel, Erzaristokraten sind? — sollten auf dem Boden unseres politischen Lebens einen versöhnlichen Zug willkommen heißen, wie er der Weiblichkeit zu eigen ist, der uns dahin bringt, „den Nächsten zu tragen zum Guten, zur Besserung". Das sei unser Aristokratismus, ein Aristokratismus, der mancherlei Konflikte versöhnt und Gegensätze überbrückt, wo der starre Parteistandpunkt Abgründe schafft, in denen Koriolansche Naturen zerschmettern müssen.

Franziska von Hohenheim

(Zu ihrem hundertsten Todestage)

Von Siegfried Fitte-Friedenau

Am 2. Januar 1811 schrieb König Friedrich der Erste von Württemberg seiner Tochter Katharina, der Gemahlin Jéromes von Westfalen, daß gerade am Neujahrstage die „Herzogin Karl" einem schweren inneren Leiden erlegen sei. Diese Herzogin Karl, die einige Tage darauf in ihrem langjährigen Witwensitze Kirchheim mit allen ihrem Stande gebührenden Ehren zu Grabe getragen wurde, war keine andere als Franziska von Hohenheim, die bekannte Geliebte und spätere Gemahlin des Herzogs Karl Eugen von Württemberg. Erst Mätresse, dann Reichsgräfin, zuletzt durchlauchtige Herzogin und als solche von allen fürstlichen Höfen anerkannt — ein glänzender, fast märchenhaft scheinender Aufstieg und doch in seiner ganzen Entwickelung so folgerichtig und selbstverständlich, daß das Wunder zwar nicht seinen Reiz, aber alles Überraschende verliert.

Als Karl Eugen Franziska zu seiner Geliebten machte, dachte wohl mancher wie der biedere Landschaftskonsulent Eisenbach, daß an Stelle der „vollgesogenen Mücken" nun eine neue, eine „hungrige" getreten sei. Wer aber Franziska

näher kannte, wußte, daß sie nicht eine von den vielen war, und auch vor einer zweiten Grävenitz brauchten sich die Württemberger nicht zu fürchten. Fast ebensolange, wie die habsüchtige Mecklenburgerin über den verblendeten Eberhard Ludwig ihre Herrschaft ausübte, zwei- oder dreiundzwanzig Jahre, stand Franziska dem Geliebten zur Seite, aber nicht wie jene als „Übel des Landes" gehaßt und gescholten, sondern als sein guter Geist geliebt und gepriesen.

Die ersten Anfänge dieses Herzensbundes lassen sich heute nicht mehr sicher feststellen. Wir wissen nicht, wann Franziska den Mann ihres Schicksals zuerst gesehen hat. Gehört hat sie von dem schönen und gewalttätigen Herzog und seinem glänzenden und sündhaften Hofe gewiß schon manches auch in der stillen Abgeschiedenheit ihres Heimatsdorfes Adelmannsfelden, wo sie als dritte Tochter der ehrenhaften, aber mit Glücksgütern wenig gesegneten Familie von Bernerdin heranwuchs. Das kleine Landfräulein lernte auf verschiedenen Reisen zu den älteren verheirateten Schwestern auch ein Stück von der Welt kennen. Der Vater sorgte sich zwar viel um seine „unsterbliche Seele" und um „die wahre Glückseligkeit", war aber irdisch genug gesinnt, um das siebzehnjährige, unerfahrene Mädchen zur Heirat mit dem höchst unangenehmen, doch wohlhabenden Freiherrn von Leutrum zu zwingen. Körperlich mißgestaltet, boshaft und zanksüchtig, heftig und rücksichtslos in seinem Wesen, besaß er keine einzige Eigenschaft, die ein empfängliches Frauenherz fesseln konnte. Franziska verlebte in dem alten Leutrumschen Familienhause zu Pforzheim ein paar unglückliche Jahre. Im Mai 1769 besuchte sie mit ihrem Gatten das nahe Wildbad und trat hier zu der Herzogin Sophie Dorothea, der Schwägerin Karl Eugens, in freundschaftliche Beziehungen. Auch der Herzog selbst kam zu flüchtigem Besuch von Ludwigsburg herüber, und es ist wohl möglich, daß sich die beiden hier zum ersten Male gesehen und kennen gelernt haben. Aber Franziska war trotz ihrer anmutigen Gestalt und ihrer leuchtenden blauen Augen eine zu wenig auffallende Schönheit, um sofort die Sinne des verwöhnten Frauenjägers zu entflammen. Der Zauber ihrer sanften Liebenswürdigkeit konnte sich erst bei näherem Verkehr entfalten. Die Gelegenheit dazu muß sich bald geboten haben. „Bald zehen Jahre", so schrieb der Herzog im Juli 1780, „sind es, daß die gute Vorsehung Dich an meine Seite brachte; bald zehn Jahre sind es also, daß ich Dich versicherte, vor beständig Dein zu bleiben." Danach hat sich Franziska offenbar im Sommer oder Herbst 1770 zu dem schweren Schritte entschlossen. Schwer deshalb, weil ihr die leichte spielerische Lebensauffassung der Rokokozeit fehlte, weil ihr sittliches Empfinden sich gegen das Anstößige und Unwürdige dieses Verhältnisses empörte. „Es bleibt ein großer Unterschied, ob Überraschung der Grund von Verirrungen war oder ob der Fehltritt langsam geschah. Niemand weiß wohl besser als ich, was die Überredung der Leidenschaft nach und nach für eine Gewalt hat." Diese Sätze, die sich in einem späteren Briefe an den von ihr hochverehrten Theologen und Pädagogen Niemeyer in Halle finden, sagen klar, daß sie sich erst nach langem Zaudern und harten Gewissenskämpfen

dem an weit leichtere Siege gewöhnten Karl Eugen ergeben hat. Die Einundzwanzigjährige hatte das Glück der Liebe noch nicht kennen gelernt. Der zwanzig Jahre ältere Herzog — „Papale" nennt sie ihn öfters mit scherzhafter Ergebenheit — war eine stattliche, kraftvolle Erscheinung, dazu umflossen von dem Nimbus des Herrschers; sie gibt selbst, ehrlich genug, zu, daß bei ihr auch Eitelkeit mit im Spiele war. — Eine sehr eigentümliche Rolle spielte eine Zeitlang der betrogene Gatte, dessen Habsucht wohl über das Ehrgefühl siegte. Erst ein strenger Befehl seines feiner empfindenden Vaters bewog ihn, auf die ihm übertragenen hochbesoldeten Ämter und andere persönliche Vorteile zu verzichten und den Württemberger Hof für immer zu verlassen. Franziska aber folgte im Januar 1772 dem Geliebten auf die Solitüde, und noch in demselben Monat wurde ihre Ehe durch einen Spruch des Konsistoriums geschieden. So war diese verhaßte Fessel gelöst; trotzdem litt Franziskas Gewissensruhe noch immer schwer darunter, daß sie der Welt durch ihr freies Zusammenleben mit dem Herzog ein Ärgernis gab. Dessen Gemahlin, die Bayreuther Prinzessin Friderike, die sich schon vor sechzehn Jahren von ihm getrennt hatte, lebte noch, und da er katholisch war, konnte nur der Tod diese Ehe lösen. — Ob Karl Eugen der Geliebten wirklich ein förmliches Eheversprechen gegeben hat, steht dahin; aber seine Gedanken waren, wie er später schreibt, immer dahin gegangen, ihr, wenn er die Herzogin überleben sollte, „Teil an seinem Herzen und an seiner Hand zu geben". — Fürs erste war er bemüht, ihre Stellung nach außen zu sichern; es war doch peinlich, daß sie noch immer den Namen des geschiedenen Gatten trug. Auf seine Bitten erhob sie Kaiser Joseph der Zweite im Jahre 1774 zur Reichsgräfin von Hohenheim. Das zwei Stunden von Stuttgart entfernt gelegene Gut Hohenheim hatte der Herzog nicht lange vorher seiner letzten Mätresse, der Sängerin Bonafini, „auf beliebige Kündigung" überlassen. Nun mußte die Italienerin ihre Wohnung räumen, und während Ludwigsburg und die Solitüde, die Stätten früherer Sünden, verödeten, wurde Hohenheim Karl Eugens Lieblingsaufenthalt. Hier fand er das häusliche Glück, das ihm seine stolze und leidenschaftliche Gemahlin einst nicht hatte bereiten können.

Der vierundvierzigjährige Mann, früher der Schrecken aller anständigen Frauen und Mädchen in Württemberg, der noch zwei Jahre vor seiner Bekanntschaft mit Franziska eine blutjunge Geheimratstochter, „trotz Lamentierens der Mutter", unmittelbar vom Hofball weg in sein Kabinett entführt hatte, liebte sein „Engelsfranzele" mit der leidenschaftlichen Glut und der hingebenden Schwärmerei eines zum ersten Male verliebten Jünglings. Wie schülerhaft mutet es uns an, wenn er ihr ein Papierherz widmet mit der Inschrift: „Ganz Dir geweiht." Daß er ihre Tugend in den überschwenglichsten Ausdrücken preist, entspricht dem zeitgenössischen Geschmack. Was bedeuten diese langen und salbungsvollen Ergüsse neben den schlichten und innigen Worten, die sich auf einem flüchtig mit Bleistift geschriebenen Zettel finden: „Liebstes Franzele, ich

habe Dich von Herzen lieb." Ihr zu Ehren versucht er sich sogar in Versen. Am Ende eines Geburtstagsgedichtes heißt es:

„Mit einem Wort, mein liebster Schatz,
In meinem Herzen hast Du allen Platz."

Der Herzog nannte Franziska nicht nur seine „allerliebste Freundin", sondern auch gern seine „Gehilfin", und auch der jugendliche Eleve Schiller spricht in einer seiner Akademiereden von der „Gehilfin", die dieser große Freund der Tugend sich zu seinem erhabenen Werke erwählte. — Nicht als ob Franziska unmittelbaren Einfluß auf die Staatsgeschäfte ausgeübt hätte. Sie strebte nicht nach dem Ruhm einer Pompadour oder Gräveniß, auch war Karl Eugen keine so bequeme und unselbständige Natur wie Ludwig der Fünfzehnte. Es genügte ihr, die Härten und Schroffheiten in dem Wesen des geliebten Mannes zu mildern, seinen Neigungen eine edlere Richtung zu geben, den guten Kern, der in ihm steckte, aus der Hülle häßlicher Leidenschaften und tyrannischer Gelüste herauszulösen. Gewiß, die ersten, noch halb unfreiwilligen Anfänge der Umkehr und Besserung liegen schon vor dem Verkehr mit Franziska. Das Soldatenspiel, das den Württembergern so unerträgliche Lasten aufgebürdet und so wenig Ruhm eingetragen hatte, verlor für ihn nach dem Siebenjährigen Kriege seinen Reiz. Auch des Theaterprunkes war er allmählich überdrüssig geworden. Schon im Jahre 1768 wurde die französische Komödiantentruppe entlassen, bald darauf ein Teil des Balletts. Dazu machte die schlechte Finanzlage und der Streit mit den Landständen, die beim Reichshofrat in Wien eine Klage eingereicht hatten und an Friedrich dem Großen einen mächtigen Beschützer fanden, dringend Ersparnisse notwendig, und endlich regte sich in dem Herzog schon damals jene Leidenschaft für das Erziehungswesen, die die letzten zwanzig Jahre seiner Regierung fast völlig beherrschte. Ein reiner, selbstloser Eifer war es freilich nicht. Neben praktischen Erwägungen gab den Hauptantrieb seine maßlose Eitelkeit, seine Sucht, nach außen zu glänzen. Was einst für ihn Ballett und Oper gewesen waren, wurde jetzt die 1771 errichtete Militärische Pflanzschule, die spätere Karlsschule: ein Pracht- und Paradestück, das dem staunenden Europa seine, des Gründers, geistige Größe und erhabene Tugend vor Augen führen sollte. Nun traf es sich, daß Franziska den früheren Lieblingsneigungen des Herzogs von jeher keine Teilnahme entgegengebracht hatte. Dem Theater widerstrebte ihre stark zum Pietismus neigende religiöse Richtung, und so trefflich sie, wenn es die Gelegenheit forderte, zu repräsentieren verstand, mehr Freude fand sie an einem zurückgezogenen ländlichen Leben, an hausfraulichen und gärtnerischen Beschäftigungen. Auch las sie gern und viel; in der hübschen Köhlerhütte, die sie sich in den „Englischen Anlagen" des Hohenheimer Schloßgartens eingerichtet hatte, stand eine reichhaltige Bibliothek. Französisch hatte sie nur mangelhaft gelernt, die Briefe, die unbedingt in dieser Sprache geschrieben werden mußten, setzte ihr der Herzog selbst auf. Beim Lesen bevorzugte sie deutsche Bücher ernsten und gediegenen Inhalts. Sie liebte den Umgang

und den Briefwechsel mit klugen und gelehrten Männern und war emsig bemüht, sich geistig fortzubilden, teils aus natürlichem Bedürfnis, teils um dem Herzog bei seinen neuen wissenschaftlichen und pädagogischen Bestrebungen besser folgen zu können. Gerade hier bewährte sie sich als seine „Gehilfin"; der Ecole des demoiselles, der Schwesteranstalt der Karlsschule, war sie eine verständnisvolle Protektorin. Die kluge Frau erkannte wohl, daß diese neue Liebhaberei den geliebten Mann von Schlimmerem ablenkte und dem Lande keinen unmittelbaren Schaden zufügte. Die Schwäche des ganzen Systems, das Kleinliche und Äußerliche dieser „Seelenfabrik und Sklavenplantage", wie der Dichter Schubart die Karlsschule nannte, ist ihr gewiß nicht zum Bewußtsein gekommen. Mit welchen Empfindungen aber mag sie, die immer das Gefühl einer Gewissensschuld mit sich herumtrug, den schwülstigen Huldigungen gelauscht haben, die an den Festtagen der Akademie ihrer Tugend dargebracht wurden? Der Herzog pflegte mit besonderer Vorliebe derartige Themata zu stellen: „Gehört allzuviel Güte, Leutseligkeit und große Freigebigkeit im engsten Verstand zur Tugend? — Die Tugend in ihren Folgen betrachtet" — es ist selbstverständlich und entspricht dem offiziellen Zweck, daß beide Reden in einen feurigen Dithyrambus auf Karl und Franziska ausklingen. Ganz unecht aber braucht nicht alles darin zu sein. Die anmutige Erscheinung der jungen Frau, von der jedermann in Württemberg wußte, einen wie guten Einfluß sie auf den gefürchteten Herzog ausübte, ihr von einem gewissen romantischen Schimmer umflossener Lebenslauf waren ganz dazu geschaffen, die Phantasie eines lebhaften Jünglings anzuregen. Wie hübsch wäre es, wenn man nachweisen könnte, daß auch die gefeierte Franziska, „die Freundin der Menschen", in der sich die Tugend als „das harmonische Band von Liebe und Weisheit" so sichtbarlich verkörperte, ihrem jugendlichen Lobredner eine freundliche Gönnerin gewesen ist, seinen dichterischen Genius erkannt und gewürdigt hat. Aber alles darüber Gesagte gehört in das Reich der Legende. Es ist leider wahr, daß sich in ihrem Nachlaß außer der Rede Schillers auch die Reden ganz unbedeutender Akademiker gefunden haben.

Man hat im allgemeinen von der zweiten Hälfte der Regierung Karl Eugens, in der Franziska seine „Gehilfin" war, eine viel zu gute Meinung. Ein wirklich trefflicher Regent, ein Wohltäter seines Volkes im Sinne des aufgeklärten Despotismus ist er auch jetzt nicht geworden, trotz des merkwürdigen Sündenbekenntnisses und Besserungsgelübdes, das er im Jahre 1778, an seinem fünfzigsten Geburtstage, von den Kanzeln verlesen ließ. Verfassungsverletzungen, Verstöße gegen den mit den Landständen abgeschlossenen Erbvergleich von 1770 kamen noch oft genug vor. Der ärgerliche Handel mit den Ämtern dauerte fort, auch über schweren Wildschaden und ungesetzliche Fronen wurde geklagt, und sieben Jahre vor seinem Tode verkaufte er sogar wieder ein Regiment ins Kapland an die holländisch-ostindische Kompagnie, wenn diesmal die Soldaten auch nicht wie im Siebenjährigen Kriege zwangsweise ausgehoben wurden. Im einzelnen hat der begabte und tatkräftige Fürst viel Gutes für Württemberg

geschaffen, ein Tyrann aber ist er immer geblieben. Das einzige, was sich unter dem sanften und klugen Einfluß Franziskas wirklich geändert hat, war sein Privatleben. Die Zügellosigkeit seiner Leidenschaften war früher dem Lande so verderblich gewesen, daß seine moralische Besserung den Württembergern jetzt wie ein Wunder erschien und die anmutige Frau, die dieses Wunder vollbrachte, als sein guter Engel gefeiert wurde. Der Herzog mochte die Gesellschaft der Geliebten keinen Augenblick entbehren, sie führte mit ihm in Hohenheim ein ländliches Stilleben, besuchte mit ihm die Karlsschule und begleitete ihn auf Reisen ins Ausland. Der Günstling Montmartin, der an dem früheren Sündenregiment einen Teil der Schuld trug, wurde endgültig verabschiedet. Mit dem verständigen und wohlmeinenden Geheimrat Bühler stand Franziska im besten Einvernehmen; ohne daß der Herzog, der sich gern seiner Selbständigkeit rühmte, diese Beeinflussung merkte, haben die beiden zusammen oft Gutes durchgesetzt und Böses verhindert. Trotz ihrer literarischen Interessen kein Schöngeist, sondern eine dem Gegenständlichen zugeneigte Natur, hatte Franziska Freude daran, im Kleinen zu wirken. Wo Karl Eugen, immer geneigt, sich um die persönlichsten Angelegenheiten seiner Untertanen zu kümmern, derb zugriff, wußte sie mit sanfter Hand zu glätten und zu mildern. Doch auch an Energie fehlte es ihr nicht. Die Tübinger erzählten sich noch lange davon, wie sie bei dem großen Brande von 1789, hochgeschürzt und bis an die Knöchel im Wasser stehend, stundenlang die Reihen der Wasser schöpfenden Frauen kommandiert hatte.

Franziskas einzigartige Stellung wurde auch fast von der ganzen Verwandtschaft des Herzogs stillschweigend anerkannt. In Mömpelgard, bei Karl Eugens Schwägerin Sophie Dorothea, der alten Bekannten von Wildbad her, war sie ein gern gesehener Gast. Wenn es galt, hohen Besuch in Stuttgart zu empfangen, zeigte sie natürliche Zurückhaltung und ruhige Sicherheit; die ihr erwiesenen Ehren nahm sie dankbar, aber ohne falsche Bescheidenheit hin. Und endlich gab ihr das Schicksal die Genugtuung, nach der ihr Herz am meisten verlangte. Ihr frommer Sinn hatte es immer bitter empfunden, daß die strenge württembergische Geistlichkeit sie wegen ihres sündhaften Verhältnisses mit dem Herzog vom Abendmahl ausschloß. Nun starb im Jahre 1780 die regierende Herzogin Friderike, nachdem sie vierundzwanzig Jahre von ihrem Gemahl getrennt gelebt hatte und dem Volke völlig fremd geworden war. Karl Eugen ehrte sie im Tode durch eine Landestrauer von sechs Wochen, traf aber alsbald die nötigen Vorkehrungen, um den innigsten Wunsch der Geliebten zu erfüllen. Doch auch aus dieser zarten Angelegenheit verstand der berechnende, stets auf die Erschließung neuer Geldquellen bedachte Mann ein Geschäft zu machen. Er drohte dem engeren Ausschuß der Landstände mit einer neuen katholischen Heirat, sprach von Anträgen, die ihm in diesem Sinne von verschiedenen Höfen, auch von dem österreichischen, gemacht worden seien, erklärte sich aber bereit, „seinen eigenen Vorteil dem Wohle des Landes aufzuopfern", wenn man ihm eine lebenslängliche Rente von 50000 Gulden und außerdem einen bedeutenden

Vorschuß bewillige. Eine katholische Heirat mit dem Versprechen katholischer Kindererziehung: die glaubenseifrigen Lutheraner gerieten in Todesangst. Da der nächstältere Bruder des Herzogs zwar streng katholisch, aber nicht standesgemäß verheiratet war, hatte man schon alle Hoffnung auf die evangelisch erzogene Nachkommenschaft des Prinzen Friedrich Eugen und seiner Gemahlin Sophie Dorothea gesetzt. Hier gab es kein Zaudern. Mit leichter Mühe erreichte der Herzog sein Ziel, und jetzt erst, als er die ersten 50000 Gulden in der Tasche hatte, schrieb er — es war am 10. Juli 1780, drei Monate nach dem Tode Friederikens — seiner Franziska jenen halb empfindsamen, halb selbstbewußten Brief, der ihr seinen Entschluß verkündigte. Es kränkte sein „für sie echt zärtlich gesinntes Herz", daß die Bande, die ihn seit zehn Jahren mit ihr verknüpften, „nicht diejenige christliche Aussicht hatten, die einer heute oder morgen zu fordernden ernsthaften Rechenschaft würden ein beruhigendes Genüge leisten können. . . . Mein Herz ist Dir eigen und hier zum Pfand meiner bisherigen Rechtschaffenheit und redlichen Gedenkungsart gegen Dir, und hier, sage ich, ist meine Hand." Dann aber verlangt er von ihr eine Gegenerklärung; er stellt seine Bedingungen, ermahnt sie, sich der falschen Neigung zu dem sogenannten Pietismus zu enthalten, sich ebensowenig wie bisher in Staatsangelegenheiten einzumischen oder durch Empfehlungen ihm Ärgernis zu bereiten. Nach dem Fürsten, dem Selbstherrscher, kommt wieder der Liebhaber zum Ausdruck. „Alle Vorteile großer Verbindungen," so schreibt er zum Schluß, „alle Vorspiegelungen künftiger Stützen ersetzen in mir bei weitem nicht, eine Freundin beizubehalten, die den größten Einfluß auf meine künftige Ruhe haben soll und kann." — Das alles hätte er ihr, da er täglich mit ihr zusammen war, ja auch ebensogut mündlich sagen können, und wie wir aus Franziskas Tagebuch erfahren, hat er es wirklich noch an demselben Tage getan, und zwar „noch viel größer" als schriftlich, so daß sie „sehr empfindlich gerührt war". Doch es war nun einmal seine Art, sich in Szene zu setzen, aus seinen tiefsten Gefühlen, den schlechten und guten, eine Haupt- und Staatsaktion zu machen. Auch die Erklärung an die geliebte Frau war für ihn ein Regierungsakt, der schriftlich festgelegt werden mußte.

Die Ausführung des Versprechens war nicht so leicht, wie er gedacht hatte. Die katholische Kirche wollte ihm die Ehe mit einer geschiedenen Protestantin, deren Gatte noch lebte, nicht gestatten. Endlich gab ihm ein befreundeter Prälat den Rat, die Kurie einfach vor die vollendete Tatsache zu stellen und dann um nachträgliche Dispensation zu bitten. Das entsprach auch am meisten der Sinnesart des Herzogs, dessen Geduld durch das jahrelange Warten erschöpft war. Er setzte sich mit den Mömpelgarder Herrschaften, seinem Bruder Friedrich Eugen und dessen Gemahlin, in Verbindung, und diese, die ihn nicht ungern für immer an Franziska gefesselt sahen, da nur so die Thronfolge ihrer Söhne gesichert schien, unterzeichneten nicht bloß den Ehevertrag, sondern wohnten auch am 11. Januar 1785 im Stuttgarter Schlosse der Trauung bei. Das Langerwartete

kam Franziska nun doch überraschend. „Ganz plötzlich", so heißt es in ihrem Tagebuch, „sprach der Herzog zu mir allein von Sachen, die mich erstaunten und die meine ganze Seele erheiterten; dann führte er mich dahin, wo ich mein weltliches Glück befestigt sah." Es war eine heimliche Trauung, für die Welt blieb sie vorläufig noch die Geliebte des Herzogs. Da bestimmte ein ärgerlicher Vorfall den leicht gereizten Mann, das Geheimnis zu enthüllen, obwohl die Verhandlungen mit der Kurie noch immer nicht zum Abschluß gelangt waren. Als er eines Tages bei seinem Bruder Ludwig Eugen sich mit Franziska zum Besuch anmeldete, erhielt er die Antwort, man werde ihn gern, aber nicht die Gräfin empfangen. In heftigstem Zorn brauste er auf, und nun wollte er dem Bruder und dessen morganatischer Gemahlin, der stolzen Gräfin Beichlingen, die von der Reichsgräfin von Hohenheim nichts wissen wollten, zeigen, daß sie in Franziska fortan die Landesherrin zu ehren hatten. Auch diesmal sagte er der Geliebten nichts vorher. Wie erstaunte sie, als am 2. Februar 1786 nach der Predigt im Kirchengebet für sie als „Höchstdesselben Gemahlin" gebetet wurde, als dann um Mittag der Herzog selbst feierlich in der Akademie die schon vor einem Jahre vollzogene Vermählung verkündigte. „Meine Empfindungen zu beschreiben, vermag ich nicht, und die große Handlung wird dem Herzog selbst in dem Himmel angeschrieben sein und dort belohnt werden; was braucht's meiner Beschreibung."

Den deutschen und einigen auswärtigen Höfen wurde das Geschehene sofort mitgeteilt; an verschiedene Mitglieder des württembergischen Hauses schrieb Franziska selbst. In dem Briefe an den späteren König Friedrich den Ersten, den Neffen ihres Gemahls, erklärte sie, sie würde ihren Stolz darin suchen, die Pflichten, die der Besitz der Hand des Herzogs auferlege, zu erfüllen und dadurch zu beweisen streben, daß wenigstens ihre Handlungen ihrem Platze angemessen seien und daß auch keine geborene Fürstin treuer für das Land und ehrfurchtsvoller und reiner für die herzogliche Familie denken könne als sie. Einfacher sind die Briefe an ihren Gewissensrat Niemeyer und einen anderen Vertrauten gehalten. Hier kommt vor allem die Freude darüber zum Ausdruck, daß jetzt das Gefühl der Schuld von ihr genommen war, daß sie dem Lande kein Ärgernis mehr gab und sich vor Gott „der Vereinigung mit dem besten Herzog" freuen durfte.

Karl Eugen wollte Franziska von Anfang an als seine ebenbürtige Gemahlin betrachtet wissen, richtete ihr einen Hofstaat ein und verlangte für sie die Anerkennung als Herzogin mit dem Prädikat „Durchlaucht". Darüber entstanden einige Schwierigkeiten selbst mit den sonst so wohlgesinnten Mömpelgarder Verwandten. Schließlich einigte man sich dahin, daß Franziska auch als regierende Herzogin niemals den Vorrang vor ihrer Schwägerin, der geborenen preußischen Prinzessin, beanspruchen dürfe und Karl Eugen für die Nachkommenschaft, die er aus dieser Ehe haben würde, auf die Thronfolge verzichtete. Auch der andere Bruder, der katholische Ludwig Eugen, fügte sich, als der Papst selbst nach mehrjährigem Streit die Heirat für gültig erklärte. Der beigefügten

Ermahnung, auch seine Gemahlin für die wahre Lehre zu gewinnen, kam der Herzog nicht nach. Fanatisch religiöse Anwandlungen hatte er niemals gehabt; in der Beziehung wenigstens war er ein echter Fürst des aufgeklärten Absolutismus.

Auch als durchlauchtigste Herzogin wurde Franziska dem ländlichen Stillleben von Hohenheim nicht untreu. Karl Eugen fand nach wie vor in ihr das Glück und den Frieden, den er in dem sündhaften Treiben seiner ersten zwanzig Regierungsjahre vergeblich gesucht hatte. In den Briefen, die ihr der schreibluſtige Mann zu ihrem Geburts- oder Namenstage widmete, klingt durch allen Wortschwall doch immer ein Ton echter Empfindung hindurch. An dem letzten Geburtstage, den er mit ihr feiern durfte, am 10. Januar 1793, schrieb er:

„Zwei Worte, denn mehr gewähren die Augen nicht, allerliebste Frau. Seele und Herz, beide Dir eigen, in der Wette Dir eigen. Sie sein der Ursprung aller Dinge, Dir eigen, auf immer eigen. Urteile, richte mich, das erwartet mit heiterster Stirn Dein Dich ewig liebender Freund Karl."

Karl Eugen starb am 24. Oktober 1793. Der geliebten Frau hatte er das freundlich gelegene Schloß Kirchheim unter Teck zum Witwensitz bestimmt, und hier lebte sie, von einem kleinen Hofstaat umgeben, in ziemlicher Zurückgezogenheit noch bis zum 1. Januar 1811. Ihr Neffe ließ in der Kapelle des Gutes Sendlingen ihre Büste aufstellen mit der Inschrift: „Ihr Herz schlug warm für Gott und Menschen, durch Frömmigkeit und Wohltätigkeit zeichnete sie sich aus." — Die Worte treffen die Grundzüge ihres Wesens. Unausgesprochen aber ist der Zauber, der von ihr ausging und einen Karl Eugen ihr so ganz zu eigen gab, das Unwägbare, das Göttliche in ihr, das das Gemeine in ihm bezwang und bändigte.

Ein neues Begnadigungsrecht

Von Geh. Justizrat Wollschläger, Landgerichtsdirektor in Thorn

Im deutschen Reichstage äußerte vor einigen Monaten ein sozialdemokratischer Redner, daß vor den Gerichten einer nordwestdeutschen Provinzialhauptstadt den Angeklagten stets so zumute sei, als wenn sie reißenden Wölfen vorgeworfen würden.

Wir leben in einer wunderlichen Zeit. Einst nannte man den geächteten Verbrecher den „würgenden Wolf" oder den „Wolfshaupträger", weil er gleich dem Raubtier straflos getötet werden konnte, oder den „Waldgänger", weil er friedlos im Walde schweifte. Jetzt müssen wir es erleben, daß deutsche Richter unter dieser Benennung vor Land und Volk angeklagt werden. Die Maßlosigkeit der Anschuldigung kennzeichnet freilich schon allein ihren Unwert. Aber auch abgesehen davon, wird kein Verständiger den leiden-

schaftlichen Ausfall beachten, weil er von der alles verneinenden Partei ausgeht, die in jedem eingebrachten Gesetzentwurf ein Danaergeschenk erblickt und mit der eine sachliche Auseinandersetzung fast unmöglich scheint.

Wohin treiben wir? Selbst ein so großer, überzeugter und bis dahin optimistischer Individualist, wie Herbert Spencer, hat in einem Briefe den Ausspruch getan: „Ein böses Wetter wütet durch die Welt. Nach meiner Ansicht kommt der Sozialismus unausbleiblich. Er wird das größte Unglück sein, das je die Welt über sich ergehen sah."

Doch auch er kann sich irren.

Als der Bauernkrieg durch Deutschland tobte, entstand zum erstenmal in der Welt ein kodifiziertes Strafrecht: Kaiser Karls des Fünften und des heiligen Römischen Reiches peinliche Gerichtsordnung. Auch während der heißen sozialistischen Geisteskämpfe unserer Tage ist ein neues Strafrecht im Werden. Augenblicklich liegen dem Reichstag der Entwurf zu einer neuen Strafprozeßordnung sowie ein solcher zu einer Novelle zum Strafgesetzbuch zur Beratung vor.

Inzwischen wird auch ein neues Strafgesetzbuch vorbereitet. Am 1. Mai 1906 ist zufolge Verfügung des Staatssekretärs des Reichsjustizamts eine Kommission zur Ausarbeitung eines Vorentwurfs zu einem neuen Strafgesetzbuch im Reichsjustizamt zusammengetreten. Das Ergebnis ihrer unter dem Vorsitz des preußischen Ministerialdirektors Dr. Lukas abgehaltenen Beratungen ist im Herbst vorigen Jahres veröffentlicht worden. Der Entwurf legt sich, obschon er von der höchsten Amtsstelle der deutschen Justizverwaltung veranlaßt ist, keine amtliche Bedeutung bei, da die verbündeten Regierungen und die Reichsjustizverwaltung zu ihm keine Stellung genommen haben. Er ist auch nicht zur Vorlegung an die gesetzgebenden Körperschaften, sondern zunächst nur zur öffentlichen Beurteilung bestimmt.

Diese ist im großen und ganzen außerordentlich anerkennend ausgefallen. Es läßt sich auch nicht in Abrede stellen, daß wir es hier mit einer durch Sorgfalt, Gewissenhaftigkeit und ernsten Fleiß hervorragenden Arbeit zu tun haben. Besonders muß dies auch von der Form des vorgeschlagenen Gesetzestextes gelten, der an Kürze, Schlagkräftigkeit und Reinheit des Ausdrucks eine bisher noch nicht erreichte Höhe gesetzgeberischer Sprachkunst darstellt. Die dem Entwurf in zwei Bänden beigegebenen Begründungen zeigen fast auf jeder Seite das Bestreben, „praktisch" zu sein, d. h. ein dem gesunden Menschenverstand und den Erfahrungen des täglichen Lebens entsprechendes, zeitgemäßes Recht zu schaffen. Möge der hochverdienstvollen Arbeit auf dem weiteren Wege, den sie zu durchlaufen hat, um Gesetz zu werden, ein verständnisvolles Entgegenkommen der beteiligten Stellen nicht fehlen. Dann wird sie in hohem Maße dazu beitragen, das Ideal aller Rechtsprechung zu erreichen, die Übereinstimmung mit dem Rechtsbewußtsein des Volkes.

Der vielen wichtigen Änderungen des bestehenden Rechts und der zahlreichen Neubestimmungen, die der Entwurf vorschlägt, kann hier auch nicht einmal

andeutungsweise gedacht werden. Es soll hier die öffentliche Aufmerksamkeit nur auf eine einschneidende Neuerung gelenkt werden, die darin besteht, daß der Richter in besonders leichten Fällen von einer Strafe ganz soll absehen können.

Die Zubilligung völliger Straffreiheit trotz festgestellter Schuld in diesem Sinne bedeutet etwas in der neueren deutschen Rechtspflege noch nicht Dagewesenes. Es wird damit dem Richter für die Fälle, die der Entwurf im Auge hat, das Recht der Begnadigung eingeräumt, das bisher nur der Krone zustand. Wohlbewußt und absichtlich will der Entwurf hier dem Richter ein besonders weitgehendes Vertrauen schenken, eine für außergewöhnlich mild liegende Fälle berechnete, diskretionäre Befugnis.

Der leitende Gedanke hierbei ist die Individualisierung.

Die Rechtsprechung hat die tatsächlichen Lebensverhältnisse in ihren besonderen Gestaltungen und Eigenarten zu berücksichtigen. Die Gesetzgebung schafft die Regeln und Anleitungen dazu. Das Leben ist aber mächtiger als jede Gesetzgebung; seine Tatsachen gruppieren sich vielfach anders, als der Gesetzgeber es sich vorstellt. Sie schießen zu verwickelten und immer verwickelteren Formen zusammen, deren Vielgestaltigkeit der Kunst des Gesetzgebers spottet. Kein Tatbestand, der ein Eingreifen der öffentlichen Gewalt nötig macht, gleicht einem andern so vollständig wie ein Ei dem andern, und doch muß jeder einzelne Fall aus sich heraus unter Beachtung aller seiner besonderen Umstände und Merkmale nach dem nur die allgemeine Regel gebenden Gesetz beurteilt und entschieden werden. So ereignet es sich häufig, daß den Strafgerichten Verfehlungen anheimfallen, die zwar das formale Recht verletzen und den Richter zur Anwendung der dafür angedrohten Strafe zwingen, die aber an und für sich so geringfügig sind, daß jede Bestrafung deswegen, und sei sie auch die mildeste, die das Gesetz zuläßt, dem Rechtsbewußtsein des Volkes zuwiderläuft und insofern als eine Ungerechtigkeit erscheint. Dieser Art von Bestrafungen will der Entwurf vorbeugen, indem er dem Richter eine größere Individualisierung der einzelnen Tat ermöglicht und ihn ermächtigt, in ausdrücklich bestimmten, zahlreichen Fällen, wenn diese besonders leicht sind, von einer Strafe ganz abzusehen. Ein besonders leichter Fall liegt nach der Begriffsbestimmung des Entwurfs dann vor, „wenn die rechtswidrigen Folgen der Tat unbedeutend sind und der verbrecherische Wille des Täters nur gering und nach den Umständen entschuldbar erscheint, so daß die Anwendung der ordentlichen Strafe des Gesetzes eine unbillige Härte enthalten würde“ (§ 83 Abs. 2). Die unter diesen Voraussetzungen eintretende Strafbefreiungsmöglichkeit, die sich der Natur der Sache nach als ein richterliches Begnadigungsrecht darstellt, kann insbesondere stattfinden: beim Strafrechtsirrtum („hält der Täter die Handlung für erlaubt, weil er sich über das Strafgesetz irrt“, § 61 Abs. 2), bei der verminderten Zurechnungsfähigkeit (§ 63 Abs. 2), bei der strafbaren Überschreitung der Notwehr (§ 66 Abs. 2), bei Jugendlichkeit des Täters (§ 69 Abs. 1), beim

Versuch (§ 76 Abs. 2), bei der Beihilfe (§ 79), bei der falschen uneidlichen Aussage (§ 168 Abs. 3), bei der leichten Körperverletzung (§ 227), bei der Beleidigung (§ 259), bei der Entwendung (§ 272) und bei allen Übertretungen (§ 310 Abs. 1).

Es läßt sich annehmen, daß dieser Vorschlag, falls er Gesetz wird, die breite Masse des Volkes treffen und ein weites Anwendungsgebiet finden wird. Für den Richter aber bedeutet dieser Flügelschlag der neuen Zeit eine außerordentliche Erweiterung seines freien Ermessens und darum auch seiner Machtbefugnisse, die wohl dazu geeignet ist, das Vertrauen zur Rechtspflege zu kräftigen.

Vor 162 Jahren schrieb Montesquien in seinem weltberühmten Werke „De l'esprit des lois" (livre XI c. 6):

„Les juges de la nation ne sont que la bouche, qui prononce les paroles de la loi, des êtres inanimés, qui n'en peuvent modérer, ni la force, ni la rigueur."

Wenn es auch für die heutige Zeit nicht mehr zutrifft, daß der Richter lediglich das Mundstück des Gesetzgebers und ein sozusagen unbeseeltes Wesen, d. h. ein mechanisch funktionierender Apparat ist, so ist es doch gewiß auch heute wahr, daß schlechte Urteile vielfach nicht seine Schuld, sondern die einer mangelhaften Gesetzgebung sind. Namentlich hat die Unzufriedenheit der öffentlichen Meinung mit vielen strafgerichtlichen Urteilen viel seltener ihren Grund in der angeblichen Weltfremdheit und Rückständigkeit der Richter, als darin, daß das Gesetz diesen nicht die nötige Freiheit in der Wahl und der Bemessung der Strafen einräumt. Nicht den Richter, sondern das Gesetz klage man daher an. Nicht mit Unrecht sagt der um die Strafrechtswissenschaft hochverdiente Tübinger Universitätsprofessor Frank: „Der deutsche Richter, wenigstens der Strafrichter, ist der Prügelknabe einer schlechten Gesetzgebung."

Viele Klagen dieser Art werden verstummen, wenn das neue Begnadigungsrecht Gesetz wird.

Der dankenswerte und großzügige Vorschlag ist indes nicht ohne vereinzelten Widerspruch geblieben. Ein süddeutscher Rechtsgelehrter und ein reichsdeutscher Richter haben warnend dagegen ihre Stimmen erhoben. In Nr. 534 der „Münchener Neuesten Nachrichten" von 1909 hat der Universitätsprofessor von Birkmeyer aus München und in Nr. 1 der „Deutschen Richterzeitung" von 1910 der Oberlandesgerichtsrat Oppler aus Kolmar i. E. schwere Bedenken dagegen geltend gemacht. Ersterer befürchtet, es werde mit dem neuen Begnadigungsrecht dem Richter eine ungeheure Verantwortung aufgebürdet, letzterer, daß das Verfahren des Richters bei Prüfung der gesetzlichen Voraussetzungen der Straflosigkeit nach außen den Anschein der Willkür erwecken würde, weil es sich lediglich nach Zweckmäßigkeitsgründen zu bestimmen habe.

Ich meine, der Richter wird für die ihm von dem Gesetzgeber gewährte Erweiterung seiner Vollmachten das gesteigerte Maß seiner Verantwortlichkeit gern auf sich nehmen, weil er dadurch in gleichem Maße an Kraft, Ansehen

und Vertrauenswürdigkeit wächst. Denn er selbst hat schwer darunter gelitten, daß das bisherige Gesetz ihn häufig zwang, Strafen zu verhängen, die er als nicht angemessen empfand. Kein Geringerer als Fürst Bismarck hat einst im Reichstage gesagt, als bei Beratung des jetzt geltenden Strafgesetzbuchs über Abschaffung oder Beibehaltung der Todesstrafe gestritten wurde, daß die Scheu vor Verantwortlichkeit ein Zeichen unserer Zeit sei.

Dem zweiten Tadler ist zuzugeben, daß bei Ausübung des neuen Begnadigungsrechts große Verschiedenheiten in der Bewertung gleicher oder ähnlicher Missetaten vorkommen können und daß das eine Gericht vielleicht straflos lassen werde, was dem andern strafwürdig erscheint. Ebenso verhält es sich aber auch mit jeder innerhalb eines weiten Rahmens ermöglichten Strafzumessung. Die Freiheit des richterlichen Ermessens, ohne die sich die höchsten Ziele des Strafrechts nicht erreichen lassen, darf darum nicht eingeschränkt werden. Die Gefahr einer ungleichartigen Rechtspflege muß mit dem neuen Begnadigungsrecht in den Kauf genommen werden. Denn jede segensreiche neue Freiheit bringt die Gefahr ihres Mißbrauchs mit sich. Fehlgriffe in der Rechtsprechung sind durch keine Gesetzesbestimmung auszuschließen. Schon Friedrich der Große warnte davor, auf neue Gesetze überspannte Hoffnungen zu setzen, mit den Worten: „Les choses parfaites ne sont pas du ressort de l'humanité."

Ein dritter Gegner des Vorschlags hat gefragt, ob denn der Staat das Recht habe, nicht zu strafen. Darauf ist zu erwidern, daß das Maß der Anwendung der staatlichen Strafgewalt sich durch Zweckmäßigkeitsrücksichten bestimmt. Es soll nur da gestraft werden, wo es zum Schutz der Rechtsordnung notwendig ist. Nullum crimen sine lege und nulla poena sine lege sind alte Rechtssätze. Einen Satz nullum crimen sine poena gibt es nicht.

Die Widersacher des neuen Begnadigungsrechts sind, wie schon gesagt, nur vereinzelt. Weit überwiegend sind die Zustimmenden. So hat Professor Kohler in Berlin, zweifellos einer der ersten Rechtsgelehrten unserer Zeit, der dem Entwurf im ganzen ablehnend gegenübersteht, für das neue Begnadigungsrecht nur Worte der Anerkennung. Er nennt diesen Vorschlag schlechtweg lobenswert.

Inzwischen haben auch andere Staaten diesen Gedanken zum Gegenstande gesetzgeberischer Maßnahmen gemacht. Der österreichische Vorentwurf eines neuen Strafgesetzbuchs enthält in den §§ 47, 347 ebenfalls dieses richterliche Begnadigungsrecht, wenn auch in weit engeren Grenzen als der deutsche.

In England aber ist diese Einrichtung schon vor drei Jahren Gesetz geworden. Am 21. August 1907 ist die Probation off offenders Act. 7 Edw. 7 Act. 17 ergangen mit der Bestimmung, daß die Gerichtshöfe mit summarischer Jurisdiktion befugt sein sollen, trotz erwiesener Anschuldigung die Anklage abzuweisen oder den Beschuldigten auf Gutverhalten hin von der Anklage zu entbinden, wenn die Verhängung einer Strafe wegen Geringfügigkeit des Delikts, wegen mildernder Umstände oder in Rücksicht auf Charakter, Vor-

leben, Alter, Gesundheit oder Geisteszustand des Täters untunlich oder aus denselben Gründen die bedingte Entlassung untunlich erscheint.

Die deutschen Richter haben alle Ursache, diesen Vorschlag des Entwurfs mit freudiger Genugtuung zu begrüßen. Denn er gibt ihnen auf seinem Anwendungsgebiet das Schönste, was ein Mensch sich wünschen kann: die freie, eigene Initiative.

(Der Aufsatz wurde bereits im April 1910 geschrieben, mußte aber wegen Raummangel zurückgestellt werden. Die neueste Literatur ist daher nicht berücksichtigt worden.

Die Schriftleitung.)

Im Flecken

Erzählung aus der russischen Provinz

Von Alexander Andreas-v. Reyher

Zehntes Kapitel: Der kluge Schwiegervater.

„Nun, Kusma Karpowitsch," sprach Botscharow am nächsten Tage bei dem Morgentee, „was denkst du heute zu unternehmen? Wirst du wieder den ganzen Tag in Geschäften aus sein?"

„Nu, was in Geschäften!" versetzte Räbzow. „Meine Geschäfte sind nicht so wichtig und haben keine Eile. Aber hast du etwas Wichtiges vor, Tit Grigorjewitsch, oder bist du vielleicht frei?"

„Ich habe zu tun wie gewöhnlich," sagte Botscharow und dehnte sich behaglich, „aber dringende Sachen sind es nicht. Gott sei Dank, ich habe nicht nötig, mich zu überstürzen. Ich bin kein Dienender, kein Leibeigener. Wenn ich frei sein will, bin ich frei."

„Man hat mir gesagt, du habest ein Gut in der Nähe."

„Ja, ich besitze ein Gütchen."

„Wenn wir hinausführen?"

„Hm, sehr kalt ist es nicht, und der Wind weht auch nicht stark. Meinetwegen. Wenn es dein Wunsch ist, warum nicht! Ich werde gleich anspannen lassen. Nur wirst du vorlieb nehmen müssen. Dort draußen wird das Mittagessen nicht glänzend ausfallen."

„Lohnt es darüber zu reden!"

Auf dem Gute zeigte Räbzow sich wieder unermüdlich. Dem die Bequemlichkeit liebenden Botscharow kam es recht sauer an, mit seinem Gaste die Grenzen abzufahren. Räbzow besah alles mit großem Interesse, sagte aber nichts. Nur nach der Besichtigung des neuen Wohnhauses, welches im Rohbau fast fertig war, ließ er sich zu der Äußerung hinreißen: „Gut, sehr gut. Aber, Tit Grigorjewitsch, die Wirtschaftsgebäude dort hinten scheinen schon ziemlich baufällig. Wäre es nicht besser gewesen, zuerst die instand zu setzen und dann an das Wohnhaus zu denken?"

„Nun ja, vielleicht," sagte Botscharow, „richtiger wäre es schon gewesen. Aber siehst du, Kusma Karpowitsch, das Haus ist für mich, und die Gebäude da sind für die Leute und das Vieh. Ich halte darauf, ich komme zuerst, und dann kommen die Leute und das Vieh."

„Hahaha," lachte Räbzow, „sieh, was für ein vornehmer Herr du bist! Gutsbesitzer, bei Gott, ganz Gutsbesitzer!"

Als sie zurückgekehrt waren, die Familie sich bereits gute Nacht gesagt hatte und der Hausherr sich ebenfalls anschickte, das Schlafzimmer aufzusuchen, wunderte er sich nicht wenig, den Gast in das Kabinett treten zu sehen.

„Entschuldige, Tit Grigorjewitsch," sprach derselbe. „Ich möchte dich noch etwas aufhalten. Ich habe mit dir zu reden."

„Bitte, sei wie zu Hause. Setze dich. Soll ich eine Flasche Wein befehlen?"

„Laß das. Gott mit ihm, mit dem Weine! Ist auch nur Übermut, das Weintrinken. Ich habe ganz anderes auf dem Herzen. Das Mädchen, deine Tochter, hat es mir angetan. Das ist die Sache."

„Nu!"

„Bei Gott."

„Kusma Karpowitsch, Bruder, besinne dich," rief Botscharow besorgt. „Fürchte Gott. Du bist doch wirklich nicht mehr in den Jahren. Du und ein so junges Mädchen, ein Kind, wird eben erst zwanzig!"

Räbzow sah ihn starr an.

„Was sprichst du, Tit Grigorjewitsch? Was soll das? Ach, ja so!"

Er winkte abwehrend mit der Hand.

„Nu, Bruder, ich möchte lachen, aber mir ist zu ernst zumute. Wahrlich nicht für mich, für meinen Taugenichts von Sohn möchte ich deine Tochter."

„Ah!"

„Er ist fünfundzwanzig. Das Alter würde stimmen."

Botscharow nickte.

„Und das war das Geschäft, wegen dessen du mich aufgesucht hast?" fragte er. „Du beabsichtigst nicht, in meinem Kreise Holzhandel zu treiben?"

„Warte. Alles der Reihe nach. Willst du deine Tochter meinem Sohne geben?"

„Wie soll man darauf antworten! Ich muß dir sagen, meine Tochter ist verwöhnt, hat immer ihren Willen gehabt. Sie wird . . ."

„Ich kenne deine Tochter."

„Sie wird um nichts in der Welt einen Mann nehmen, wenn sie ihn nicht will. Und ich — lache mich aus, Kusma Karpowitsch — ich bin ein schwacher alter Narr, wo es die Tochter gilt. Ich werde sie nicht zwingen. Und wollte ich es versuchen, ich gäbe zuletzt doch nach. Ich weiß das schon."

„Wozu erzählst du mir das? Ich kenne deine Tochter, und ich kenne dich. Sie ist eine richtige Kaufmannstochter, aber von der neuen Art, mit Bildung und selbständig. Du bist ein richtiger Kaufmann von der alten Art, aber — die neue Zeit hat dich auch schon von verschiedenen Seiten angeweht. Ach ja! Das Lied wissen wir alle zu singen."

„Setze dich ordentlich," fuhr er fort, „und rücke nicht so unruhig hin und her. Uns alten Kaufleuten ziemt es nicht, uns über etwas zu ereifern. Höre

mich an. Du bist ein glücklicher Mensch. Ich habe es schon viele Male gesagt. Du hast nur eine Tochter, und die ist gut geraten, ist ein Daus. Sie gefällt mir mit jedem Tage mehr. Aber ich, siehst du, ich bin nicht so glücklich wie du. Bei mir sind vier Töchter im Hause. Du schickteſt deine in das Gymnasium. Natürlich, ohne Bildung geht es jetzt nicht mehr. Die Zeit verlangt es. Ich wollte, ich hätte getan wie du. Aber ich konnte mich nicht dazu entschließen. Im Gymnasium, dachte ich, würden die Mädchen ganz aus der Art schlagen. Darum behielt ich sie im Hause und nahm eine Gouvernante, erst eine russische und zuletzt eine französische, eine wirkliche, echte französische Madmuasel. Der Teufel hat mich dazu verleitet. Ich möchte mich ohrfeigen dafür. Was denkst du, was daraus geworden ist? Sie wollen jetzt sogar mit mir nicht russisch reden. Wenn ihnen gefällt, was ich sage, so heißt es: ‚Wui, Papa.‘ Gefällt es ihnen in ihrem verschrobenen Sinn aber nicht, so schnattern sie: ‚Fidonk, Papa! Sſetoribl, Papa!‘ So ist es. Nach alter Art sollte ich manchmal den Stock nehmen und ihnen ein Sſetoribl auf den Rücken schreiben; aber, Gott bewahre! Das geht nicht. Die neue Zeit läßt das nicht zu. Einmal gab ich der Ältesten — sie ist die Verdrehteste von allen — eine Ohrfeige. Da wollte die ganze Bande eine Woche kein Wort mit mir reden. Nun sitzen die vier Stuten zu Hause, tun gar nichts, wollen aus Faulheit nicht einmal einen Finger auf den anderen schlagen, sprechen nur von Moden und warten auf Männer, auf gebildete Männer natürlich. Zum Heiraten, verstehst du, wären sie nicht zu faul. Dazu wären sie bereit bei Tage und bei Nacht. Woher aber die Männer holen? Ich bin versichert, es würde sich nie jemand finden, der eine von ihnen nähme, wenn ich nicht Räbzow wäre. Mit meinem Gelde nähme so mancher alle vier zusammen mit Vergnügen. Ich kann aber nicht jeden brauchen. Die dummen Gänse hätten am liebsten Männer mit blanken Knöpfen und womöglich mit Tressen. Ich darf aber doch meine Töchter nicht irgendwelchen kahlen Hungerleidern geben, einerlei, ob sie Tressen haben oder nicht. Das ist der Grund, warum ich in das Gouvernement gezogen bin. Da ist die Auswahl größer. Hole der Teufel die Unruhe und Plage!“

„So!“ sagte Botscharow gedehnt. „Also darum!“

„Ja, darum. Nun höre weiter. Den Sohn — er ist der Älteste — gab ich in die Realschule. Ich bin froh, daß ich es getan habe. Wäre er zu Hause geblieben, hätte die Madmuasel zusammen mit den vier Stuten — damals waren sie freilich erst Füllen, aber man merkte doch schon, was aus ihnen werden wollte — ihn vielleicht auch gelehrt, französisch mit mir zu reden. Nu, ihm hätte ich die Lust dazu jedenfalls ausgetrieben. Der Schlingel lernte gut, hat ein glänzendes Examen bestanden. Er kann jetzt Rechnungen machen und Bücher führen und schreibt Briefe, daß einem das Herz im Leibe lacht, wenn er sie vorliest. Es läßt sich kein Wort dagegen sagen, er ist gebildet. Aber er hat in der Schule doch die rechte alte Art verloren. Wir waren mit fünfundzwanzig Jahren nicht so. Und dann, siehst du, er ist da mit anderen jungen Leuten zusammen gewesen aus neumodischen Familien und hat wahrscheinlich von ihnen gelernt, den Mädchen nachzulaufen. Oder — Gott verzeihe uns unsere Sünden — vielleicht liegt das auch etwas im Blut. Wir sind mit dir vor Zeiten — hm, wie, was, Tit Grigorjewitsch?“

„Ist alles vorgekommen,“ schmunzelte Botscharow.

„Nun, siehst du! Ich habe meine großen Bauholzgeschäfte ganz aufgegeben. Ich versorge das Gouvernement mit Brennholz. Das ist eine gemütliche Sache ohne viele Unruhe, und es trägt genug ein. Aber sage selbst, was ist das für den Sohn! Wozu nützen ihm dabei seine jungen Kräfte und seine Bildung! Meine alten Kommis reichen vollständig aus. Nun habe ich gedacht, daß er vielleicht so hinter den Mädchen her ist, weil er Langeweile hat, und weil es ihm an passender Beschäftigung fehlt. Ich möchte ihn darum verheiraten und ihm zugleich Raum zu ausgedehnter Arbeit geben. Ich habe ihn gefragt. ‚Paschka,' habe ich gesagt, ‚ich werde dir eine Frau suchen, damit du solid werdest.' ‚Väterchen,' hat er geantwortet, ‚bin ich denn nicht solid?' ‚Ist das solid, du Hundesohn,' habe ich gesagt, ‚wenn du keine Schürze vorbeiläßt?' ‚Väterchen,' hat er geantwortet, ‚Sie müssen mir zugeben, daß ich dabei kein Geld verschwende.' Und wirklich, Tit Grigorjewitsch, ein Verschwender ist er nicht. Im Gegenteil, er hält jede Kopeke fest in der Faust. Es ist schwer, von ihm etwas herauszulocken. ‚Einerlei,' habe ich gesagt, ‚es ist Zeit, daß du heiratest.' ‚Mit Vergnügen, Väterchen,' hat er geantwortet, ‚nur jung muß sie sein, und hübsch muß sie sein, und arm darf sie auch nicht sein, denn warum soll ich eine arme Frau nehmen, wenn ich eine reiche bekommen kann!' Siehst du, so ist mein Paschka, Tit Grigorjewitsch."

„Nu," meinte Botscharow, „was ließe sich dagegen einwenden! Recht hat er. Wer wird sein eigener Feind sein!"

„Ich habe angefangen, mir die Kaufleute in unserer Gegend an den Fingern herzuzählen," sprach Räbzow weiter. „Ich dachte gleich an dich, denn ich habe von deinen Geschäften viel gehört, und wir sind auch alte Bekannte und Kompagnons. Ich habe mich unterdessen in einigen Familien umgesehen, so, weil sie gerade bei der Hand waren. Groß ist die Auswahl nicht, denn wenige können sich mit uns messen, stehen so fest auf den Beinen wie ich und du. Ich habe zum Scherz Paschka gefragt: ‚Was meinst du zu der oder der?' Hoho, Bruder! Der Junge hat seinen Verstand. ‚Auf die spucke ich,' hat er gesagt, ‚und auch auf die, und auf die erst recht.' ‚Die dürre Bohnenstange!' sagt er von dieser. ‚Die dicke Bauernkuh!' tituliert er jene. Er hat recht, Tit Grigorjewitsch. Jetzt, nachdem ich deine Mascha gesehen habe, begreife ich, daß er recht hat. Was meinst du, Tit Grigorjewitsch?"

„Meine Mascha ist ein Trumpf," sprach Botscharow stolz „Aber wenn er so sehr wählerisch ist, gefällt auch sie ihm vielleicht nicht."

„Keine Sorge! Ich sage dir, sobald er Mascha sieht, ist er hin, verloren. Ich verstehe mich darauf. Ein solches Mädchen, eine Königin!"

„Und dann weißt du ja schon, daß Mascha selbständig ist und wählerisch, vielleicht noch mehr als er. Ob er ihr gefällt, das ist wieder sehr die Frage. Sieht er gut aus? Versteht er sich zu benehmen, so, weißt du, nach der neuen Art wie zum Beispiel der Polizeiaufseher, welchen du bei mir gesehen hast?"

„Was das anbetrifft, Tit Grigorjewitsch, so ist da nichts zu reden. Du wirst ihn sehen. Ein Edelmann, ein Graf! Was ist der Polizist dagegen! Ein passenderes Paar kann nicht zusammenkommen als er und Mascha."

„Hm," sagte Botscharow nachdenklich, „wenn sie sich gegenseitig gefallen und wollen —"

„Du willigst ein?"

„Warte, warte. Ich habe nichts dagegen. Aber Anna Dmitrijewna muß vor allen Dingen ihre Meinung abgeben. Und dann, wie gesagt, gezwungen wird Maſcha nicht."

„Weiter verlange ich nichts. Gegen Anna Dmitrijewna fürs erſte jedoch kein Wort! Wer kennt nicht die Weiber! Da ſpielen die Augen, und da hört man einen Seufzer zur unrechten Zeit, und da fällt eine unnütze Redensart, und ehe man ſich deſſen verſieht, hat das Mädchen etwas gemerkt, ſteift ſich darauf, daß ſie ſich nicht verkaufen laſſen will, und Paſchka fällt bei ihr in Ungnade, ehe ſie ihn geſehen hat. Nein, Bruder, die Sache bleibt unter uns. Der Junge kommt her, ohne daß die Weiber wiſſen, warum und wozu, und es wird ſich dann ſchon machen. Laß nur den Paſchka ſelbſt ſorgen. Der Racker verſteht es."

„Meinetwegen. Sei es ſo."

Räbzow kniff ein wenig die Augen zuſammen.

„Sieh, Tit Grigorjewitſch, du kennſt mich und ich kenne dich. Ich habe darum auch keine Brautwerberin geſchickt, wie es üblich iſt. Ich bin ſelbſt gekommen. Ich glaube, ich habe nach deinem Sinn gehandelt. Was ſoll unter uns das vorläufige Weibergewäſch!"

„Ich lobe das, Kuſma Karpowitſch. Du haſt klug gehandelt. So gefällt es mir."

„Ich bin gekommen, ein Mann zum anderen, denn unter Geſchäftsleuten erſten Ranges und Bekannten, wie wir es ſind, ſoll es ehrlich und ohne Umſchweife hergehen in allen Stücken. Ich frage darum gerade heraus: Wieviel kriegt Maſcha mit?"

„Maſcha iſt mein einziges Kind," ſagte Botſcharow bedächtig.

Räbzow neigte den Kopf.

„Ich weiß das. Mir iſt für die Zukunft unſerer Kinder, wenn aus ihnen mit Gottes Hilfe ein Paar wird, nicht bange. Ich habe einen Blick in deine Verhältniſſe getan, und . . ."

„Darum haſt du meine Beſitzungen beſehen und meine Leute ausgefragt?"

Wieder machte Räbzow eine beſtätigende Kopfbewegung.

„Ich habe genug geſehen. Ich bin befriedigt. Aber das junge Paar will ſich einrichten, will leben. Paſchka ſoll auf eigene Hand zu arbeiten anfangen. Dazu gehört Kapital. Ich bin, hoffe ich, reicher als du, wenigſtens an Kapital viel reicher, denn ich habe die meiſten Summen aus dem Handel gezogen, habe, ſozuſagen, ſchon angefangen, mich zur Ruhe zu ſetzen. Aber ich muß vier Töchter ausſtatten, und in Anbetracht deſſen ſind meine Umſtände wahrſcheinlich beſchränkter als deine. Trotzdem gebe ich dem jungen Paar hunderttauſend Rubel. Zahlſt du ebenſoviel?"

Botſcharow fuhr auf.

„Biſt du von Sinnen, Kuſma Karpowitſch? Woher ſoll ich ſo viel bares Geld auf einem Brett nehmen? Ich habe ja nicht die Abſicht, mich zur Ruhe zu ſetzen."

Zum dritten Mal ſenkte Räbzow zuſtimmend den Kopf.

„Ich verſtehe. Dein Geld ſteckt im Geſchäft. Du biſt mir ein ſicherer Mann, und darum dringe ich nicht auf das Auszahlen des Kapitals. Hunderttauſend Rubel machen zu ſechs Prozent ſechstauſend Rubel Zinſen. Mir genügt es, wenn

du dich verpflichtest, ihnen vom Tage der Hochzeit ab sechstausend Rubel jährlich zu zahlen."

„Das könnte geschehen."

„Dann sind wir einig. Deine Hand, Bruder Tit Grigorjewitsch."

„Noch eins," erinnerte Botscharow, als sie sich wieder auf ihren Sitzen zurücklehnten. „Wenn ich dich recht verstanden habe, denkst du, dein Pawel solle hier im Kreise seine Tätigkeit beginnen oder gar in Kompagnie mit mir?"

„Wo sollte er anders, Tit Grigorjewitsch, wenigstens fürs erste! Das junge Paar wird doch wahrscheinlich im Gouvernement leben wollen. Dieser Kreis liegt am nächsten, und Wald gibt es hier genug für euch beide."

„Ja, ja," gab Botscharow zu, runzelte aber leicht die Stirn, „das ist vielleicht richtig. Beschränkt werde ich dadurch jedenfalls aber doch. Ich bin dann gegen dich im Nachteil. Du gibst hunderttausend und ich gebe hunderttausend — Kapital oder Zinsen, das ist ja dasselbe. Außerdem soll ich auch einen Teil meines Betriebes an ihn abtreten."

„Väterchen Tit Grigorjewitsch, für wen arbeitest du? Doch für deine Tochter, für dein einziges Kind. Ihr bleibt alles, wenn du — was Gott lange verhüten möge — einmal nicht mehr bist. Für wen wird Paschka arbeiten? Auch für deine Tochter."

„Freilich, wenn man es so betrachtet. Nun, das steht alles noch im Felde und in Gottes Hand. Was soll man vorzeitig darüber grübeln! Wann kommt Pawel Kusmitsch?"

„Nun, die großen Fasten haben begonnen. Ich denke, in vierzehn Tagen, wenn es dir recht ist."

„Mir ist es recht."

Noch einen Tag blieb Räbzow und ging nicht aus, sondern zeigte sich liebenswürdig gegen Anna Dmitrijewna und Marja. Die letztere fand Gefallen an seinem gesetzten, stillen Wesen. Anna Dmitrijewna jedoch rümpfte etwas die Nase, denn er unterhielt sich sehr sachverständig mit ihr über Wirtschaftliches und äußerte dabei, ihm komme vor, daß sie zu viel Dienerschaft halte. Eine Magd sei der anderen hinderlich, meinte er, und alle zusammen täten wenig. Marja nahm hierin seine Partei. Sie hatte sich schon oft darüber geärgert, daß Mägde ohne Zahl im Hause umherliefen, und wenn sie eine brauchte, mußte sie manchmal längere Zeit vergeblich rufen.

Gegen Abend unternahm Botscharow einen Spaziergang mit dem Gaste, welcher im Gespräch darauf hingewiesen hatte, daß er nicht begreife, wie sich in dem Flecken ohne alle Zerstreuung leben lasse. Um ihm zu zeigen, daß man sich Zerstreuung schaffen könne, wenn man es wünsche, führte er ihn zu Schura und Liska, welche er vorher durch Sfurikow hatte benachrichtigen lassen. Er selbst hatte schon mehrmals das Häuschen besucht und sich kurze Vorstellungen geben lassen, und zwar ohne Sfurikows Gegenwart und, wie er glaubte, auch ohne dessen Wissen.

Der Tee war serviert, als sie hinkamen, und die Freundinnen hatten sich eingefunden. Auch der lahme Schuster fehlte nicht. Räbzow kniff die Augen freundlich zusammen, als die hübschen Mädchen sich so kindlich zutraulich gegen ihn benahmen, ihn Papachen nannten und ihn gewandt und zierlich bedienten.

Als sie ihm dann gar zu des Schusters Harmonika und Pfeifen den Nationaltanz vortrugen, erst einfach und darauf mit Sfurikows Divertissements, wurde er so gerührt, daß ihm Tränen in die Augen traten.

„Ja, Väterchen," sagte er zu Botscharow, „Du hast recht. Überall kann der Mensch es gut haben, wenn er es nur versteht. Ich weiß nicht, ob sich im Gouvernement ein so gemütliches Vergnügen finden ließe."

Als die praktische Liska nach der Beendigung des Tanzes einen Teller nahm, wie Sfurikow damals bei der ersten Aufführung, und zu den beiden alten Herren kollektieren ging, warf Botscharow eine violette Fünfundzwanzigrubelnote auf den Teller, Räbzow aber legte mit der größten Seelenruhe einen einzigen Rubel dazu.

(Fortsetzung folgt.)

Systematische Sprachbildung

Von Dr. Ernst Kliemke-Berlin

Die stille Arbeit des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins läßt im Garten unserer Muttersprache Frucht auf Frucht reifen. In der ersten Zeit seines Bestehens vielfach verlacht, weil seine Bestrebungen, namentlich gegen die Fremdwörter, über das Ziel hinauszugehen schienen, hat er es in stetem Kampfe verstanden, sich nicht nur bei den Freunden einer reinen und klaren Sprache Anerkennung zu erringen, sondern er hat auch mittelbar und unmittelbar praktische Erfolge erzielt, die dauernd ins Leben eingedrungen sind. Wer die Entwickelung unserer Sprache in den letzten Jahrzehnten betrachtet, muß seiner dankbar gedenken.

Der sechste Deutsche Luftschiffertag 1907 hatte einen Ausschuß gewählt, der in Verbindung mit dem Allgemeinen Deutschen Sprachverein und verschiedenen Behörden einheitliche, möglichst deutsche Fachausdrücke der Luftschiffahrt festsetzen sollte. Der achte Deutsche Luftschiffertag hat im Jahre 1910 die von dem Sprachausschusse des Deutschen Luftschifferverbandes gemachten Vorschläge einstimmig angenommen. Die so festgesetzten Fachausdrücke sollen nicht nur in den Kreisen, die dem Luftschifferverbande nahestehen, angewendet, sondern auch in die Gesetzessprache eingeführt werden, und es steht zu erwarten, daß sie bald ebenso in das Leben eindringen werden, wie viele andere auf ähnliche Weise geschaffene Sprachbildungen.

Der früher den allgemeinsten Sinn enthaltende Ausdruck Luftschiffahrt ist zu einem Unterbegriff geworden, der sich neben dem Flugwesen (umfassend Flugtechnik, Flugverkehr, Flugsport) unter den Oberbegriff Luftfahrt unterordnet. Neben die Luftschiffe oder Kraftballone, die neben den Freiballonen eine Unterabteilung der Luftfahrzeuge geworden sind, treten die Flugzeuge, die wieder in Kraftflugzeuge und in Gleitflugzeuge eingeteilt werden, mit den weiteren Einteilungen von Prallschiffen und Starrschiffen auf der einen Seite, Flugdrachen, Schraubenflugzeugen und Schwingenflugzeugen auf der anderen Seite. Sagte

man früher für den Flugapparat Flieger, Schraubenflieger, Schwingenflieger usw., so sagt man jetzt Flieger nur von der Person, dem Flugführer.

Eine neue Technik braucht neue Fachausdrücke. Wenn ein einzelner Mensch etwas Neues ins Leben bringt, so bürgert sich dafür eine Bezeichnung ein, die entweder von dem Schöpfer des Neuen selbst erfunden, oder von anderer Seite gelegentlich gebraucht ist und allgemeine Nachahmung gefunden hat. Bei einer ganzen Technik aber, an der die verschiedensten Menschen arbeiten, kommen natürlich zuerst für dieselbe Sache die verschiedensten Ausdrücke auf. Die schließlich in den allgemeinen Sprachschatz übergehenden bilden sich entweder in langer Zeit ganz allmählich heraus, oder sie werden, wo bestimmte Organisationen dafür vorhanden sind, systematisch geschaffen und eingeführt. Die frühere Zeit kannte nur den ersten Weg, der allgemein der Weg der bisherigen Sprachentwickelung war: unbewußt, planlos, von tausend Zufälligkeiten bestimmt. So sind mißverständliche, mehrdeutige und oft recht häßliche Namen in die Sprache gekommen. Unsere Zeit schreitet schneller vor. Bei den heutigen Verkehrsmitteln, den körperlichen und geistigen, und den weitverzweigten Organisationen auf allen Gebieten des Lebens kann vieles planmäßig und deshalb besser und leichter geschaffen werden, das früher dem Zufall überlassen bleiben mußte. Die Schaffung der Fachausdrücke der Luftfahrt ist deshalb nach mehr als einer Richtung hin bemerkenswert.

Wenn etwas unabhängig von staatlichen Grenzen ist und dazu bestimmt, den internationalen Verkehr noch weiter zu entwickeln, so ist es die Luftfahrt. Man hätte also annehmen sollen, daß statt der rein deutschen Fachausdrücke besser solche zu wählen gewesen wären, die international verständlich sind. Aber wir können nicht nur hier, sondern auch auf anderen Gebieten die Beobachtung machen, daß mit dem Fortschreiten der äußeren Kultur auch die innere zunimmt. Die Entwickelung der Technik hat dazu geführt, daß sich eine über die Staatsgrenzen hinausgehende Kulturgemeinschaft gebildet hat, welche die Gefahr in sich trägt, das Leben der Völker gleichmäßiger zu machen und es dadurch zu verflachen. Es ist daher nur eine natürliche Gegenbewegung, wenn die Völker sich in ihren besten Geistern auf sich selbst besinnen und ihre Eigenarten zu erhalten und zu kräftigen suchen, und sie können das um so besser, als die Entwickelung des internationalen Lebens die geistigen und materiellen Kräfte der einzelnen Völker befruchtet hat. Internationalismus und Nationalismus schließen sich also nicht aus, sondern fördern sich gegenseitig, denn es ist klar, daß das allgemeine Kulturleben dadurch bereichert werden muß, daß sich die verschiedenen Volkssonderheiten innerlich vertiefen und veredeln. Ein Volk, das etwas auf sich gibt, hält deshalb seine Sprache heilig.

Je weiter nun die Kultur fortschreitet, um so freier und sicherer werden die verschiedenen Kulturvölker auf ihre Würde halten können. Da nun der internationale Verkehr sich immer weiter ausbildet und immer mehr Interessen schafft, die allen Völkern gemeinsam sind, so wird eine Schwierigkeit, welche diese Entwickelung verlangsamt, immer größer und immer lebhafter empfunden werden: die Verschiedenheit der Sprachen. Die Sprachen bleiben nicht unverändert, sie werden immer reicher, und je besser sie von dem eigenen Volke gepflegt werden, um so schwerer sind sie für andere zu erlernen und zu beherrschen.

Hätte der Sprachausschuß des Luftschifferverbandes Ausdrücke gewählt wie Aviatik und ähnliche, die wie Telegraph und Telephon auch in anderen Sprachen

verständlich sind, so wäre das zwar eine Sünde gegen die Muttersprache gewesen, hätte aber jedenfalls verhindert, daß sie für Fremde noch schwerer erlernbar würde. Daß man aber die Sünde nicht begangen hat, ist gut, denn wenn man sich auch noch so sehr bemühte, die eigene Sprache so zu verderben, daß sie von Fremden möglichst leicht erlernt werden kann, so würde man doch auf diese Weise nie zu einer für alle Völker gemeinschaftlichen Sprache kommen. Die Vielsprachigkeit würde bestehen bleiben in Form von Dialekten, die allerdings einander so nahe kämen, daß man sich zur Not auch ohne besondere Studien miteinander verständigen könnte. Schön wäre solch ein Zustand nicht, und er würde zu einer Verarmung des Lebens führen, der jeder Kulturfreund mit allen Kräften entgegen arbeiten müßte.

Eine solche Entwickelung ist aber nicht zu befürchten. Bei der doch recht weitgehenden Verschiedenheit der europäischen Sprachen ist an sich kaum anzunehmen, daß sich jemals eine Art Hocheuropäisch herausbilden wird. So verwandt unsere Sprachen auch sein mögen, so haben sie doch durch Jahrhunderte hindurch eine so getrennte Entwickelung durchgemacht, daß jede zu einer in sich gefestigten Einheit geworden ist, die in der Regel reich genug ist, sich aus sich selbst heraus weiter zu entwickeln. Was der Internationalismus an solchen Ausdrücken gebracht hat und noch weiter bringen wird, die in den meisten Sprachen ähnlich sind, ist im Verhältnis zu dem Grundstock jeder Sprache nicht so bedeutend, daß es einmal zur Hauptsache werden könnte, und da man jetzt allgemein bemüht ist, die geschlossene Einheit seiner Sprache zu bewahren, und selbst die kleinsten Völker mit wachsendem Eifer für die Selbständigkeit und für die Ehre ihrer Sprache eintreten, so wird die weitere Kulturentwickelung zu einer Verstärkung der Sprachverschiedenheit führen. Es kommt für die Höhe der Kultur eines Volkes immer weniger auf seine politische Machtstellung an. Man denke an den Einfluß der skandinavischen Literatur auf ganz Europa. Selbst Völker, die ihre staatliche Selbständigkeit ganz verloren haben, behalten ihr eigenes Leben in ihrer Sprache. Ein Dichter wie Sienkiewicz ist und bleibt Pole, und wenn ein Werk von ihm, wie z. B. „Quo vadis“, in ganz Europa gelesen wird, so ist das ein Beweis dafür, daß es auch als polnisches Erzeugnis europäischen Geist enthält, und daß nationale Literatur und europäische Kultur sich gegenseitig fördern. Kein Pole, und keiner, der gut polnisch versteht, wird Sienkiewicz gern anders lesen als polnisch. Hat ein Werk, gleichviel welchen Volkes, Eingang in die europäische Literatur gefunden, so wird es ganz anders zu einer Stütze der heimischen Literatur, als wenn es über den Kreis der Sprachgenossen nie hinausgedrungen ist. Viele lesen ein Buch eines heimischen Schriftstellers erst, wenn sein Ruf die Grenzen des Vaterlandes überschritten hat, und bei der immer mehr anschwellenden Masse dessen, was ein Gebildeter heutzutage lesen müßte oder lesen möchte, wird es immer mehr dazu kommen, daß sich nur die Werke wirklich durchsetzen und auf die Dauer erhalten, die europäisches Gemeingut geworden sind.

Wenn die nationalen Sprachen auf diese Weise gestärkt werden, so wird doch ihre Weiterentwickelung in der Hauptsache nur formaler Natur sein. Der sich gleichzeitig ausbildende europäische Geist führt natürlich auch zu einer Gleichmäßigkeit im Denken, nur daß jedes Volk sich bemüht, die Ausdrucksformen dafür der eigenen Sprache zu entlehnen, wobei entweder alte Wörter neuen Sinn er-

halten oder neue Wörter nach dem alten Geist der Sprache gebildet werden. Oft führt derselbe Gedanke zu parallelen Ausdrücken in verschiedenen Sprachen, so, wenn wir z. B. statt telegraphieren „drahten" sagen, genau wie die Engländer in ihrer Sprache „wire".

War es früher bei der Abgeschlossenheit der Völker und der dadurch bewirkten Verschiedenheit der Volkskulturen deshalb besonders schwer, eine fremde Sprache zu lernen, weil man mit ihr einen ganz anderen Geist in sich aufnehmen mußte, so fällt diese Schwierigkeit allmählich immer mehr weg, weil die Abgeschlossenheit der Völker aufgehört hat und die Art ihres Denkens innerhalb einer großen Kulturgemeinschaft wie der europäisch-amerikanischen immer übereinstimmender wird. Aber das Denken nimmt zu an Inhalt durch immer neue Begriffe, welche die Entwickelung mit sich bringt, und wenn dafür jede Sprache für sich immer neue Ausdrücke schafft, so wird es auch immer schwerer, die ganze Begriffswelt des Kulturlebens mit den Formen verschiedener Sprachen zu beherrschen.

Aus alledem folgt sowohl die Notwendigkeit wie die Möglichkeit, für den internationalen Verkehr ein von den nationalen Sprachen verschiedenes Verständigungsmittel zu schaffen. Die Beherrschung und Weiterentwickelung der nationalen Sprachen kann nur und muß den einzelnen Völkern überlassen bleiben. Neben der Muttersprache eine oder mehrere fremde Sprachen ganz zu beherrschen, wird immer nur in Ausnahmefällen notwendig oder wünschenswert und immer nur wenigen möglich sein, dagegen wird es für immer mehr Menschen notwendig oder nützlich, mit Angehörigen anderer Völker unmittelbar verkehren zu können, ohne ihre Sprache lernen zu müssen.

Bei der sich steigernden Wertschätzung der eigenen Sprache wird es, ganz abgesehen von anderen Gründen, nie dahin kommen, daß eine der jetzt am meisten verbreiteten Sprachen, etwa Englisch, Französisch oder Deutsch, von allen Völkern als allgemeine Verkehrssprache angenommen wird. Wer den Wunsch danach hat — namentlich haben ihn viele Deutsche hinsichtlich des Englischen — ist sich nie klar darüber geworden, wie gefährlich für das eigene Leben des Volkes und wie kulturschädlich seine Erfüllung werden würde.

Um den Internationalismus nicht zu einer Gefahr werden zu lassen, gibt es deshalb keinen anderen Weg, als ein künstliches Verständigungsmittel einzuführen, das nie an die Stelle einer nationalen Sprache treten kann.

Der Sprachausschuß des Deutschen Luftschifferverbandes hat deutsche Fachausdrücke eingeführt; genau ebenso könnte ein internationaler Verband für die internationale Verständigung Ausdrücke einführen, die keiner nationalen Sprache in dieser Form angehören, aber von allen leicht verstanden werden können.

Was von der Luftfahrt gilt, das trifft auf alle Gebiete zu, die das internationale Leben betreffen. Eine Sprache besteht nun aber nicht nur aus Wörtern, sondern bedarf bestimmter Regeln darüber, wie die verschiedenen Wörter in Beziehungen zu einander zu setzen sind, um die Vorstellungen unseres Denkens wiederzugeben. Jede Sprache hat in ihrer Grammatik und in ihrer Syntax eine bestimmte Logik. Man wird also aus den verschiedenen Sprachen die Elemente entnehmen, welche genügen, um ein internationales Verständnis zu vermitteln, was, wie erwähnt, immer leichter wird, weil sich mit der höheren Kulturgemeinschaft eine gleichmäßigere Art des Denkens entwickelt.

Es ist erstaunlich, auf wieviel Überflüssiges man dabei in allen natürlichen Sprachen stößt, mit wie wenigen und einfachen Regeln man das alles erreichen kann, was die Zufallsentwickelung der Sprache in einen komplizierten und schweren Apparat gebracht hat, bei dem es mehr Ausnahmen und Unterausnahmen als Regeln gibt. Wir haben im Deutschen drei Artikel, das Englische kommt mit einem aus. Wir sagen: ich gebe, du gibst, er gibt, wir geben, ihr gebet, also fünf verschiedene Formen, machen aber schon keinen Unterschied zwischen wir geben und sie geben, ebensowenig wie bei ich gab und er gab. Der Engländer braucht sogar für alle sechs Personen der Vergangenheit dieselbe Form (gave), wobei noch dazu in dem Fürwort der zweiten Person kein Unterschied zwischen Einzahl und Mehrzahl gemacht wird.

Was die natürliche Entwickelung schon bei abgeschliffenen Sprachen wie dem Englischen planlos gemacht hat, das kann bei einer künstlichen Sprache planmäßig noch weitergehend geschaffen werden; die größere Einfachheit führt dabei nicht etwa zu geringerer, sondern zu größerer Genauigkeit, denn wird einmal z. B., wie es notwendig ist, die Vergangenheit anders ausgedrückt als die Gegenwart, so geschieht das ausnahmelos in allen Fällen, so daß Unklarheiten wie bei dem englischen „put“ oder „set“ und anderen, die alles mögliche bedeuten können, ausgeschlossen sind.

Nicht nur in der Grammatik, sondern auch in dem Wortschatz kann eine ungeheure Vereinfachung bewirkt werden, wenn man nur den Fingerzeigen der natürlichen Sprachen folgt. Wir sagen Vater und Mutter, Bruder und Schwester, Sohn und Tochter, Kater und Katze usw., während wir in anderen Fällen die Verschiedenheit des Geschlecht durch eine einfache Nachsilbe ausdrücken: König, Königin, Freund, Freundin, Hund, Hündin. Es würde zu weit führen, hier genauer auf die Möglichkeiten der Vereinfachung bei einer planmäßigen Sprachbildung einzugehen. Eine große Pionierarbeit hat auf diesem Gebiet der Schöpfer des Volapük verrichtet, wenn auch seine Schöpfung selbst aus verschiedenen Gründen kein brauchbares internationales Verständigungsmittel werden konnte; aber er hat gewisse Prinzipien festgelegt, die bei der Schaffung eines den natürlichen Sprachen ähnlichen Verständigungsmittels notwendigerweise berücksichtigt werden mußten. Bei der wichtigsten Frage, der Wortbildung, ist er leider fehlgegangen. Hier hat erst Esperanto das Richtige getroffen. Jedenfalls hat man jetzt nicht nur theoretisch erkannt, sondern auch durch Esperanto praktisch erwiesen, welche Grundsätze bei der Bildung einer Hilfssprache befolgt werden müssen, so daß alle Kenner darüber einig sind, daß, wenn überhaupt eine künstliche Sprache möglich ist, sie in den Grundzügen so gebaut sein muß wie Esperanto.

Viele Gegner des Hilfssprachegedankens, darunter Fritz Mauthner, behaupten, eine Sprache könne nicht von einem einzelnen Menschen geschaffen werden, da ein solcher nie ein vollständiges, für die Sprache doch notwendiges Wörterbuch allein schaffen könnte. Aber das ist auch gar nicht nötig. Zunächst braucht, wie aus den oben gegebenen Beispielen ersichtlich, eine künstliche Sprache nicht so viele Wörter wie eine natürliche, da sie an Stelle einer großen Zahl selbständiger Wörter von jedermann selbst zu bildende Ableitungen hat. Die Wörter, die sie trotzdem noch braucht, werden wie bei einer natürlichen Sprache allmählich gebildet. Der geschäftliche Verkehr, die immer zunehmende Literatur, kurz der praktische

Gebrauch der Sprache in Wort und Schrift arbeiten unaufhörlich an dem weiteren Ausbau, der planmäßig geleitet wird. Hierfür beſteht in der Eſperanto-Organiſation der Erde ein beſonderes „Lingva Komitato“ (Sprach-Ausſchuß), über dem noch die „Akademio“ ſteht. Unter ihnen wirken zahlreiche international organiſierte Sondervereinigungen für eine vollſtändige Sammlung von Fachausdrücken, ſo für Mathematik, Muſik, Heer und Marine, Medizin, Rechtspflege, Technik uſw., und zwar arbeiten immer Vertreter der verſchiedenſten Nationen zuſammen. Beſonders gefördert wird dieſe Arbeit durch die ſchon jahrelang beſtehenden Eſperanto-Fachzeitſchriften, namentlich die „Internacia Scienca*) Revuo“. So ſind dann neben den gewöhnlichen Wörterbüchern mit den nationalen Überſetzungen verſchiedene Fachwörterbücher und Enzyklopädien erſchienen, meiſt nur in Eſperanto, ſo daß ſie für alle Völker gleichmäßig zu gebrauchen ſind**). Auf dieſe Weiſe iſt ſchon eine erſtaunliche Menge von Material verarbeitet, und wofür die Lebensarbeit eines einzelnen nicht ausreichen würde, das iſt in wenigen Jahren durch wohlorganiſiertes Zuſammenwirken vieler geſchaffen worden.

Ein Abſchluß iſt ſo wenig erreicht oder zu erreichen, wie bei den natürlichen Sprachen, denn das Leben bringt immer Neues, das unter die Herrſchaft der Sprache gebracht werden muß.

Hat ſich auf dieſe Weiſe ein allen Anforderungen des internationalen Bedürfniſſes genügendes Verſtändigungsmittel herausgebildet, ſo mag es in allen Einzelheiten einer natürlich gewordenen Sprache gleichen, in Weſen und Bedeutung bleibt es von den natürlichen Sprachen verſchieden. Kurz geſagt, es kann nie Mutterſprache werden. Die Hilfsſprache iſt nirgends bodenſtändig, ihr Schickſal

*) c ſprich immer wie z, vor a, o, u ebenſo wie vor e und i. Die erſte Regel Eſperantos lautet: Keine Regel hat eine Ausnahme. Alſo auch nicht in der Ausſprache oder Betonung. Der Ton liegt immer auf der vorletzten Silbe.

**) Enciklopedia Vortareto Esperanta kun klarigoj en Esperanto kaj franca traduko verkita de Ch. Verax kun la kontrolo de specialistoj.

Naulingva etimologia leksikono de la lingvo Esperanto de Louis Bastien.

Vocabulaire technique et technologique Français-Esperanto par Ch. Verax.

Vocabulaire des mots spéciaux à la philatélie par R. Lemaire.

Vocabulaire Français-Esperanto technologique des termes les plus employés en Photographie par Ch. Verax.

Esperanta frazlibro de l' Turisto. — Kolorigisto aerveturanto de Godineau.

Komerca sekretario de R Sudria. — Komercaj ltteroj de Berthelot kaj Lambert.

Eſperantoführer für das Rote Kreuz.

Der Eſperantiſt-Samariter, für Samariter und Sanitätskolonnen von E. Looſe.

Esperanto et Croix-Rouge par Bayol. — Matematika Terminaro de Bricard.

Muzika Terminaro de J. de Menil.

Provo de Marista Terminaro verkita de kelkaj kompetentuloj sub la direkto de M. Rollet de L'Isle.

Anatomia vortaro kvarlingva (latina-franca-angla-esperanta) de la Medicina Esperantista Grupo Paris.

Milita Terminaro. — Pri novaj trigonometriaj sistemoj de Prof. A. Dombrovski.

Monadologio de Leibniz, traduko de Dro. Boirac, rektoro de l'universitato de Dijon.

La kormalsanoj de Dro. Runschert, Wiesbaden.

La Geometrio de folietoj de R. de Saussure.

Analitika geometrio absoluta de Prof. Dr. C. Vörös.

Du mil novaj vortoj, cerpitaj el la verkaro de Dro. L. L. Zamenhof.

Vortaro de Esperanto de Kabe.

iſt nicht mit örtlichen und nationalen Eigenheiten verknüpft. Sie dringt nicht in das Familienleben ein, nicht in den täglichen Verkehr der Volksgenoſſen untereinander, ſondern wird immer als fremde Sprache behandelt und empfunden werden. Alle Nationen ſind ihr gegenüber in derſelben Lage, keine erhält durch ſie über eine andere einen Vorteil noch ein Intereſſe, ſie zum Nachteil einer nationalen Sprache politiſch ſo auszunutzen, wie etwa ein Herrſchervolk ſeine Sprache unterworfenen Völkern aufzuzwingen ſucht. Die künſtliche Sprache wird alſo immer nur die zweite Sprache neben der Mutterſprache ſein, und ſo wenig etwa das international verſtändliche Morſe-Alphabet des Telegraphen die verſchiedenen Schriften der einzelnen Völker verdrängt hat, ſo wenig kann die Hilfsſprache zu einer allgemeinen Menſchheitsſprache werden. Sie ſoll und kann nie etwas anderes ſein als ein Notbehelf für alle Fälle des internationalen Verkehrs, in denen man mit ſeiner Mutterſprache nicht auskommt. Ein Behelf freilich, der für die Kultur von unberechenbarem Segen werden kann, wie Eiſenbahn und Luftſchiff, die der Menſch ja auch nicht brauchen würde, wenn er wie der Vogel fliegen könnte.

Guſtav Wuſtmann

Von Prof. Dr. Groth in Leipzig

Am 22. Dezember d. Js. ſtarb zu Leipzig im Alter von ſiebenundſechzig Jahren der Archivdirektor und Oberbibliothekar Guſtav Wuſtmann, deſſen Name mit der Geſchichte der „Grenzboten“ aufs engſte verknüpft iſt; denn von 1879 bis 1898 führte er mit Johannes Grunow die Redaktion dieſer Zeitſchrift. Im Jahre 1844 in Dresden geboren, hatte ſich Wuſtmann auf der Kreuzſchule dort eine gediegene Bildung erworben und ſchon damals (vgl. ſeine „Alumneumserinnerungen“, 1890) Anregungen philologiſch-hiſtoriſcher Art erhalten, die ihm ſpäter ſehr zunutze kamen. Er ſtudierte in Leipzig von 1862 bis 1866, war anfangs Gymnaſiallehrer und übernahm 1881 die Verwaltung der Stadtbibliothek. Schon 1879 war er in die Redaktion der „Grenzboten“ eingetreten. Mit ſcharfem kritiſchen Urteil ausgeſtattet, mit feinem Sprachgefühl, das ſich beſonders durch die Arbeiten Rudolf Hildebrands entwickelt hatte, und mit lebhaftem Intereſſe für wiſſenſchaftliche Zeit- und Streitfragen, gelang es Wuſtmann, den „Grenzboten“ einen beſtändig wachſenden Leſerkreis namentlich in der akademiſch gebildeten Geſellſchaft zu erwerben; und indem er den literariſchen und künſtleriſchen Fragen einen größeren Raum zuerkannte als den politiſch-wirtſchaftlichen, ſchloß er ſich an die beſten Traditionen der „Grenzboten“ an, aus den Zeiten, wo Guſtav Freytag und Julian Schmidt dieſe Wochenſchrift leiteten.

Wuſtmann war kein bequemer Redakteur; er legte auf die Form der Darſtellung einen ganz beſonderen Wert, um ſo mehr, als ſich damals in den achtziger Jahren nicht nur in der Tagespreſſe, ſondern auch in wiſſenſchaftlichen Publikationen eine genial tuende Nichtachtung der Form und eine unverkennbare Verlotterung

des Stils breit machten. Besonders verhaßt war Wustmann das damals herrschende Deutsch der Juristen, der Kunstschriftsteller und der Zeitungsreporter.

Er verlangte von den Mitarbeitern der „Grenzboten", daß ihre Essays stilistisch kleine Kunstwerke seien; mit Leuten, die nicht klar, anschaulich und überzeugend schreiben konnten, war er bald fertig. Er konnte gegen sie, besonders wenn sie sich Schriftsteller nannten oder auf akademischen Lehrstühlen saßen, rücksichtslos grob werden. Seine sarkastischen Bemerkungen zu den Stilfehlern, Schwerfälligkeiten, Satzungeheuern, schiefen Bildern, Modewörtern usw. pflegte dann der Setzer mit teuflischer Freude auf die Korrekturfahnen zu drucken, so daß die Verfasser oft außer sich waren, und Johannes Grunow viel Mühe hatte, die empörten Gemüter immer wieder zu beruhigen. Ja, es geschah wohl gar, daß Wustmann, wenn ein naher Bekannter ein nach seiner Meinung mangelhaftes Buch veröffentlicht hatte, eine vernichtende Kritik schrieb und sie dem Setzer übergab; gedruckt wurde dieses Verdammungsurteil aber nur in ein einziges Exemplar der „Grenzboten", das dem Autor dann mit einem warnenden Kompliment übermittelt wurde. Alle Titel und Würden, sogar Adelsprädikate, strich er in den Artikeln rücksichtslos weg, da sie, nach seiner Meinung, im Reich der Wissenschaft, der Kunst und Literatur keine Berechtigung hätten.

Maßregeln solcher Art waren nicht gerade geeignet, den „Grenzboten" viele Mitarbeiter zu gewinnen; es wurde auch viel über Wustmanns Rücksichtslosigkeit räsoniert, aber die meisten seiner Winke und Lehren nahmen wir Mitarbeiter doch an. Selbst ein so feiner Stilist wie Friedrich Ratzel, einer der eifrigsten Mitarbeiter, sagte mir einmal: er verdanke Wustmann sehr viel; dieser habe ihn gezwungen, beim Schreiben auf die Form der Darstellung mehr Wert zu legen, sich jeden Ausdruck, jedes Bild, jeden Vergleich anschaulich klar zu machen, die rhythmische Gliederung im Satzbau zu berücksichtigen und auch auf den latenten Stimmungsgehalt der Worte zu achten. Er sei anfangs über Wustmanns Korrekturen entrüstet gewesen, dann habe er sich die Sache ruhig überlegt und ihm schließlich recht gegeben. Und so wird es den meisten Mitarbeitern, namentlich auch den novellistischen, gegangen sein.

Wustmanns bekanntes Buch „Allerhand Sprachdummheiten. Kleine deutsche Grammatik des Zweifelhaften, des Falschen und des Häßlichen" ist also nicht theoretisch entworfen worden, sondern aus der Redaktionspraxis hervorgegangen; es ist zum größten Teil das Ergebnis eines jahrelangen Kampfes mit widerspenstigen Mitarbeitern. Eines Tages, als wieder einmal der Redaktionstisch mit Klagen und Beschwerden bedeckt war, sagte Johannes Grunow zu Wustmann: „Gevatter, das Geschrei ist nicht mehr auszuhalten; tu mir die Liebe und schreib einen redaktionellen Merkzettel auf; den will ich drucken lassen und jedem Mitarbeiter zur Beachtung zusenden." Wustmann fing an zu schreiben, und es entstand eine Reihe von Abhandlungen über landläufige Sprachdummheiten; diese Aufsätze erschienen in den „Grenzboten" und sind die Grundlage für sein Buch gewesen. Sie erregten schon damals viel Aufsehen, und wer die Debatten im Korpsstübchen des Thüringer Hofes, wo sich die Mitarbeiter an jedem Mittwochabend versammelten, miterlebt hat, der wird sich der geistigen Anregungen, die dabei auch von Wustmann ausgingen, stets mit freudiger Dankbarkeit erinnern. Zu diesem engeren Kreise, dem sich auch auswärtige Mitarbeiter oft zugesellten, gehörten

damals Gelehrte wie Ratzel, Kretschmar, Philippi, Wülker, Kämmel, hervorragende Juristen wie Georg Hoffmann und Lobe, Schriftsteller wie Carl Jentsch, Fritz Anders, Wilhelm Speck, Stellanus (Graf Holtzendorff) u. a. Grunow und Wustmann verstanden es vortrefflich, diesen Kreis zusammenzuhalten und auf die Zeitschrift zu konzentrieren, so daß aus den Debatten im Korpsstübchen des Thüringer Hofes manche segensreiche Anregung auf politischem, literarischem und künstlerischem Gebiete hervorgegangen ist.

Für Wustmann war die Geschichte der Jungbrunnen des Lebens. Goethes Ausspruch: „Wer eine Anlage hat, klug zu werden, mag's nächst dem Leben in der Geschichte suchen", war auch sein Grundsatz. Die Geschichte Leipzigs mit ihren weitverzweigten kulturgeschichtlichen Fragen machte er zu seinem besonderen Arbeitsgebiet. Auch diese gediegenen Studien erschienen zum größten Teil in den „Grenzboten"; aber der Verbreitung der Buchausgabe hätte es mehr genützt, wenn er der Sammlung dieser allgemein interessanten Arbeiten auch einen allgemeinen Titel gegeben hätte und nicht den lokalgeschichtlichen „Aus Leipzigs Vergangenheit" (1885, neue Folge 1898). Diesen Studien widmete Wustmann seine von zahlreichen Amtspflichten noch frei bleibende Zeit, als er im Jahre 1898 aus der Redaktion der „Grenzboten" austrat. Eine Frucht literarischer Forschungen ist sein mit Recht vielgerühmtes Buch: „Als der Großvater die Großmutter nahm. Ein Liederbuch für altmodische Leute" (4. Aufl.).

Wustmann war nicht frei von ausgesprochenen Sympathien und unüberwindlichen Antipathien, z. B. dem jüdischen Literatentum gegenüber. Alles Undeutsche, Affektierte und Ungesunde war ihm in der Seele verhaßt; alles, was nach Reklame aussah, betrachtete er mit argwöhnischen Blicken, und da in der modernen Kunst und Literatur die Reklame und das Marktschreiertum eine große Rolle spielen, war sein Verhältnis dazu mehr ablehnend als anerkennend und fördernd. Das hat ihm manche Feindschaft eingebracht. Die Einleitung zur ersten Auflage (1891) der Sprachdummheiten wirkte wie ein rotes Tuch in der Arena, die heftigsten Angriffe wurden damals gegen ihn gerichtet. Dabei machte er noch eine andere unerfreuliche Erfahrung: Wer heutzutage neue Ideen veröffentlicht, wird sogleich von literarischen Buschkleppern rücksichtslos ausgebeutet und muß noch froh sein, wenn ihm nicht die Kleider vom Leibe gerissen werden und er zum Dank mit Schmutz beworfen wird. Aber Wustmann verstand es auch, sich zu wehren, und er hat gelegentlich kritische Hiebe ausgeteilt, die seine Gegner aus allen Konfessionen nicht vergessen werden. Daß er auch über einen köstlichen Humor verfügte, das zeigen manches „Maßgebliche und Unmaßgebliche" und mancher Artikel, z. B. der „Aus Paul Lindaus Flegeljahren" („Grenzboten" 1909, Nr. 23).

Ein glückliches Familienleben in einem selbsterarbeiteten Landhause und die teilnehmende Anerkennung seiner Freunde entschädigten ihn für manche Widerwärtigkeiten. Obgleich er niemals ernsthaft krank gewesen war, hat ihn doch ein Darmleiden sehr schnell dahingerafft. Wustmanns Bedeutung und Verdienste gehen weit über den Rahmen lokalgeschichtlicher Forschungen hinaus. In der Geschichte der deutschen Sprache gebührt ihm ein hervorragender Platz. Wir aber, denen es vergönnt gewesen ist, im persönlichen Verkehr viel von ihm zu lernen und bei der jahrelangen redaktionellen Arbeit an den „Grenzboten" viele seiner Ideen zu verwerten, werden seiner stets mit dankbarem Sinne gedenken.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Biographien und Briefwechſel

Mit tiefer Liebe und bewundernswertem Fleiß hat Paul Warncke, der ſich als Herausgeber des „Kladderadatſch“ manchen Freund, aber vielleicht auch manchen Feind gewonnen hat, die Dokumente und Erinnerungen über Reuters Leben und Schaffen zuſammengetragen und damit ein kultur- und literarhiſtoriſch gleich wertvolles Bild von wunderbarer Klarheit und Lebenswahrheit geſchaffen. (**Fritz Reuter. Woans hei lewt un ſchrewen hett.** Vertellt von Paul Warncke Mit vele Biller. Berlin, bei Meyer u. Jeſſen. Preis 3 M.) Nicht nur Lichter malt der Verfaſſer, er verſchweigt auch nicht die Schattenſeiten im Charakter und der Lebensführung des Dichters; aber alles kommt ſo richtig „tau Platz“, daß am Schluß ein ganzer Kerl, unſer lieber, kerniger Fritz Reuter daſteht. Der gemüt- und humorvolle Ton, der ſeine Werke ſo anziehend macht, iſt hier mit Meiſterſchaft getroffen. Oft meinen wir unſern „Fritzing“ ſelbſt zu hören. In dem Kapitel „Ollernhus un Kinnerjohren“ tritt uns der Vater des Dichters als „Sülwſtherrſcher“ und Bürgermeiſter von Stavenhagen leibhaft entgegen. „Hei was 'n Kirl von baben bet unnen, von Ur tau Enn', en Mann mit klore Ogen un hellen Kopp, mit 'n faſtes Hart un mit 'ne Iſenhand.“ Dieſe Eiſenhand hat oft ſchwer auf dem Jungen gelegen; „up dit Flag hett de Oll de Sak nich up 't richtige Enn' anſnäden.“ Beſſer verſtand es „ſin Mudding“, eine kränkliche, ſtille Frau, den Sohn zu lenken, den wir in dem Buche durch ſeine „Schaultid“ und die ziemlich zügelloſen Studentenjahre in Roſtock und Jena begleiten, bis die Kataſtrophe hereinbrach und er als „Königsmürder un Thronümſtöter“ zum Tode verurteilt, dann aber zu dreißig Jahren Feſtungshaft begnadigt wurde. „De Utſicht was ſlimm, de Inſicht was ſlimmer.“ Anſchaulich wird die martervolle „Feſtungstid“ geſchildert, die wir ja auch aus Reuters eigenen Werken kennen, in denen er „Fiegen von den Dieſteln plückte“. Es folgt die ruheloſe „Stromtid,“ die endlich in der Verbindung mit ſeinem „Lowiſing“ Kuntze und dem Umzug nach Treptow a. d. Tollenſe ihr Ende findet. „Hei treckte er den Schaulmeiſterrock an.“ Allmählich kam Reuter nun zur Schriftſtellerei, und aus dem ehemaligen „Königsmürder“ wurde bald der vielgeleſene Humoriſt und beſte plattdeutſche Dichter. Wir ſehen ſeine behäbige, unterſetzte Figur plaſtiſch vor Augen, wie er nach den erſten klingenden Erfolgen treuherzig zu ſeiner Frau ſagt: „Das verſprochene Seidenkleid nehmen wir vom allerbeſten End', mein liebes Wieſing, aber die Fiſche brätſt du mir von jetzt an nicht mehr in Waſſer, ſonſt —“. Das war denn auch nicht mehr nötig, denn Reuter wurde nicht nur berühmt, ſondern auch begütert. — Unter den vielen zum hundertſten Geburtstag Reuters erſchienenen Büchern iſt Warnckes Biographie die erſchöpfendſte. Sie kommt dem Geiſt des Dichters am nächſten und zeigt in deſſen eigener Sprache am treueſten, „woans hei lewt un ſchrewen hett“. W. J. K.

Tolſtois Briefe. Das Schlagwort der Mode, das „Pſychologiſch Intereſſante“, vermag, trotz aller Mißverſtändniſſe und hohlen Phraſen, die es deckt, den wahren Kern unſeres Erkenntnisſtrebens nicht zu entſtellen; unſer ernſtes Bemühen richtet ſich gegenwärtig vor

allem auf das Erfassen des rein Persönlichen, Individuellen. Hierfür sind Briefe, in unverbindlicher Form niedergeschriebene Stimmungen und Gedanken wertvolles Material. Wir werden es daher Sergejenko Dank wissen, daß er die Briefe Tolstois, dieser an Problemen überreichen Individualität, gesammelt und herausgegeben hat. Daß die Sammlung manche Niederschrift enthält, die bereits längst im Druck vorliegt, entwertet sie natürlich in keiner Weise; wichtig ist, daß sie unsere Kenntnis Tolstois in mehr als einer Hinsicht zu bereichern geeignet ist und uns in ihrem Zusammenhang einen Überblick über die Entwicklung Tolstois innerhalb eines Zeitraumes von zweiundsechzig Jahren (1848 bis 1910) in neuer Form gewährt. Aus den Dokumenten ersehen wir deutlich, daß die Keime zu jener großen Wandlung in Tolstois Denken und Sein, die der Welt einen Dichter raubte, schon in der Beschaffenheit seiner jugendlichen Psyche erkennbar sind. In dieser Beziehung erscheinen besonders seine Jugendbriefe an seinen Bruder Sergius und an seine ehemalige Erzieherin Ergolsky bedeutsam. Tiefe Innerlichkeit, Hang zur Selbstzersetzung, zur schonungslosen Beurteilung seiner Persönlichkeit, verbunden mit ausgeprägter Religiosität und Sentimentalität, treten hier klar zutage. Regen Geistes erscheint er als gereifter Mann, wenn er neben intensiver dichterischer und praktischer Betätigung mit leidenschaftlichem Eifer der Schätze geistigen Schaffens teilhaftig zu werden sucht. „Wissen Sie," schreibt er im Jahre 1869 einem Freunde, „was dieser letzte Sommer für mich bedeutet hat? Ein immerwährendes Entzücken über Schopenhauer und eine Reihe geistiger Genüsse, wie sie mir noch nie zuteil geworden sind." „Ohne Kenntnis des Griechischen gibt es keine Bildung", schreibt er ein anderes Mal, als er sich in das Studium der Alten vertieft hatte; dann wieder äußert er sich voll Begeisterung über die Musik. Einiger mit Tschaikowsky und Rubinstein verlebter Stunden vermag er nicht ohne Ergriffenheit zu gedenken. Auf einen völlig anderen Ton gestimmt sind die Briefe aus der Zeit der inneren Einkehr und Vereinsamung. Sie sind zu einem großen Teil an ihm unbekannte Persönlichkeiten gerichtet, die bei ihm Rat und Aufklärung suchen. Für diese letzte Phase seines Lebens kennzeichnend ist ein Brief an Engelhardt aus dem Jahre 1882. „Sie können sich nicht vorstellen," schreibt er, „wie vereinsamt ich bin, bis zu welchem Grade mein eigentliches Ich von meiner Umgebung verachtet wird. . . . Wenn ich den Weg kenne, der nach Hause führt, und trunken auf ihm einherschreite, ist deshalb der Weg falsch, den ich beschritt? Ist er falsch, so zeigt mir einen anderen; wenn ich in die Irre gehe und schwanke, so helft mir, stützt mich auf dem rechten Wege, so wie ich bereit bin, Euch zu stützen; aber freut Euch nicht, wenn ich irre, und schreit nicht triumphierend: Seht, er sagt, daß er nach Hause gehe und gerät dabei in den Sumpf! Ihr seid ja nicht die bösen Geister des Sumpfes, sondern wie ich Menschen, die heimwärts wandern. . . . Mein Herz zerspringt vor Verzweiflung, daß wir uns alle verirrten. . . ." Bis ans Ende ist Tolstoi der große Sucher seiner ewigen Heimat geblieben, und einsam hat er gerungen bis zuletzt gegen die, die nicht seines Geistes waren und ihn hinabzogen in den Sumpf einer von ihm vielleicht mißverstandenen Welt.

* * *

Während der Drucklegung der vorstehenden Anzeige geht uns die bei Ladyschnikow verlegte deutsche Ausgabe der Briefe Tolstois zu. Sie ist bedeutend reichhaltiger als die russische Veröffentlichung, weil letztere infolge der russischen Presseverhältnisse gewisse Beschränkungen erfahren mußte. Leider fehlen aber der deutschen Ausgabe die der russischen Ausgabe beigegebenen praktischen Hilfsmittel zur literarischen Ausbeute des wertvollen Materials, insbesondere im alphabetisch geordneten Inhaltsverzeichnis der Briefe. Die Übersetzung sticht von den namentlich bei der Verdolmetschung russischer Literatur üblichen, von keinem Sprachgefühl geleiteten Produktionen im ganzen vorteilhaft ab, wenn auch hie und da größere Sorgfalt vonnöten gewesen wäre, so z. B. bei der Wiedergabe des Briefes an Schatilow.

Es darf leider nicht unerwähnt bleiben, daß, nach einer Mitteilung der „Nowoje Wremja", die vorliegende Veröffentlichung der Briefe durch Sergejenko juristisch nur

dadurch zu rechtfertigen ist, daß sie nicht später als am Tage der gerichtlichen Bestätigung des Testaments Tolstois erfolgte, laut welchem der gesamte literarische Nachlaß, einschließlich der Privatbriefe, der Gräfin Alexandra Tolstoi zufiel. Diese Verfügung war Sergejenko offenbar bekannt, da sein Sohn das Testament als Zeuge unterschrieben hatte. Wenn also ein Konflikt mit den Gerichten vermieden werden sollte, war für Sergejenko die in der Tat auffällige Eile bei der Herausgabe der Briefe geboten. Es muß dahingestellt bleiben, ob Sergejenko imstande ist, sich moralisch zu rechtfertigen. M. Kelchner-Berlin

Bildende Kunst

In Oskar Münsterbergs „Chinesischer Kunstgeschichte" (Bd. I. Eßlingen 1910) liegt zum ersten Male der Versuch vor, im Zusammenhange den Entwicklungsgang der chinesischen Kunst darzustellen. Daß dieser Versuch unternommen wurde, ist mit Freude zu begrüßen; dennoch sei gleich hier die einzige Einschränkung meines sonst ungeteilten Lobes über dieses Buch gesagt: Das Werk darf nur als Vorposten aufgefaßt werden. Noch ist die Kenntnis und Übersicht über Kunstwerke Chinas verhältnismäßig gering, noch nehmen wir diese Kenntnis aus zweiter und dritter Hand, von Japan und England. Erst wenn der chinesischen Sprache mächtige Kunstgelehrte in China selbst überall Zutritt haben werden, dann wird sich uns diese Kunst in all ihrem Reichtum, in ihrer eigenen Schönheit enthüllen, wie wir Ägyptens Kunst den Ägyptologen danken.

Das Interesse an China hat in Europa zu allen Zeiten Frankreich geweckt. Wir wissen zwar aus italienischen Historikern der Renaissance, daß Reisende zu geheimnisvollen Ländern mit eigenartiger Kunst, wo die Seidenfabrikation blühte, vorgedrungen seien, aber der Schluß auf China gilt nur vermutungsweise. Erst aus 1686 ist uns, wie Bélévitsch-Stankévitsch in ihrem Buch „Le Goût Chinois en France au temps de Louis XIV" nachgewiesen haben, direkter Austausch von Kunstwerken, und zwar über Siam, bekannt. Allerdings wurde die Chinoiserie mehr als Spielerei betrieben, wenn auch Watteaus Kunst kurz nach 1697 direkt durch chinesische Vorbilder beeinflußt wurde, Vorbilder, die durch Jesuiten in Vertrauensstellung als Astronomen, Mathematiker und Architekten am chinesischen Kaiserhofe nach Frankreich gebracht waren. Vom Hofe des Sonnenkönigs verbreitete sich der Geschmack an Chinakunst über ganz Europa. Doch, wie gesagt, die Freude an chinesischer Kunst jener Tage war nicht mit Verständnis für die künstlerische Bedeutung gepaart, sondern Spielerei. Erst die Brüder Goncourt öffneten nach der ersten Weltausstellung dem kultivierten Paris die Augen für die eigenartige Schönheit dieser Kunst, und damit beginnt auch das systematische Sammeln chinesischer Werke in Europa. Japan, das die chinesische Kunst als ihre Mutterkunst betrachtet, war uns zuvorgekommen, und über Japan mußten wir Kenntnisse und Erzeugnisse beziehen. Wer in die Kunst Chinas eindringen will, muß den Unterschied europäischer und chinesischer oder japanischer Erziehung kennen lernen. Yoshio Makino, ein japanischer Maler, hat darüber in einem Vortrag in London folgendes gesagt: „Das europäische Kind, das fragt: was für eine Blume, für ein Tier ist dieses? erhält die Antwort: die Blume gehört zu dieser Klasse, das Tier zu jener, es hat weniger Gehirn als der Mensch, sein Fleisch ist eßbar. In Japan hingegen legte und legt man bei der Unterweisung allein Wert auf die Poesie. Als erstes, was ein Kind lernt, sind die Hyakuninshu, hundert Gedichte, zu rezitieren. Was ihm vom Rotwild z. B. gelehrt wird, ist dieses: „O, wenn wir das Rotwild schreien und in den tiefen Tälern auf fallende Blätter treten hören, dann fühlen wir, wie traurig der Herbst ist. Alle Vögel hoch oben sind davongeflogen, und eine flockige, weiße Wolke verläßt uns gleichfalls. Doch, o seht den Berg von Keitei. Du und ich, wir werden nie müde, einander anzusehen." Daher in unserer Kunst das Streben nach richtiger Naturbetrachtung, während die japanische und chinesische Kunst nicht subjektiv oder objektiv die Natur schildern will, sondern ihr Ziel ist, Freude zu bereiten. Liebten die alten Maler Chinas mit Innigkeit Tiere, so malten sie Tiere, und wir glauben, daß es wirkliche Tiere seien. „Ihr Weg zum Erfolg war der,

zu malen, was sie von Herzen liebten." Wenn wir so an die Kunst Chinas herantreten, werden wir sie begreifen und ihre erhabene Schönheit entdecken.

Dann werden wir es verstehen, daß sie, solange der Künstler ein Heiliger war, jeden Einfluß des Westens überwinden konnten. Der Nachweis dieser Einflüsse ist das große Verdienst Münsterbergs, und seine Schlüsse sind nicht zu weit gehend, da neue Funde persischer Scherben in der Mandschurei die Handelsverbindung Chinas mit anderen Landen bis ins dreizehnte Jahrhundert erwiesen haben.

Ein reiches Bildermaterial ist dem Buche als bester Wegweiser mitgegeben; denn die bildende Kunst ist die Kunst des Auges, und das Wort bleibt stets eine Krücke, das Gesicht nur führt uns leicht zu ihr.

Dr. Robert Corwegh-Leipzig

Naturwissenschaften

Saxl und Rudinger: Biologie des Menschen. Aus den wissenschaftlichen Ergebnissen der Medizin für weitere Kreise dargestellt. Bearbeitet von Dr. Leo Heß, Prof. Dr. Heinrich Joseph, Dr. Albert Müller, Dr. Max Rudinger, Dr. Paul Saxl, Dr. Max Schacherl. Herausgegeben von Dr. Paul Saxl und Dr. Karl Rudinger. Mit 62 Textfiguren. (Verlag von Julius Springer in Berlin.) Preis M. 8,—, gebunden M. 9,40.

Das kleine vorliegende Werk erhebt nicht den Anspruch, wissenschaftlich etwas Neues zu bringen, sondern will die sicheren Ergebnisse allgemein medizinischer Forschung einem größeren Leserkreise vermitteln. Zur Orientierung über die Grundlagen des Aufbaus, die Funktionen und die Erkrankung des menschlichen Körpers können zurzeit neben den fachwissenschaftlichen Werken nur Schriften dienen, die entweder für die Schule berechnet oder zu populär und wenig eingehend gehalten sind, um den gebildeten Leser befriedigen zu können. Demgegenüber hat sich hier eine Anzahl von Medizinern vereinigt, um auf Grund der wichtigsten Forschungsergebnisse der modernen Medizin einen Überblick über die Lebensvorgänge des Menschen zu geben, ohne doch bei dem Leser medizinische Vorbildung vorauszusetzen.

Aus der unendlichen Fülle der zu behandelnden Materie haben die Verfasser für den knappen Rahmen des Buches (329 Seiten) zweifellos eine geschickte Auswahl getroffen und den Stoff in anschaulicher und klarer Form zur Darstellung gebracht.

Naturgemäß muß die Lehre von der Zelle als der biologischen und morphologischen Lebenseinheit den Ausgangspunkt der Betrachtungen bilden. Nur auf ihrer Grundlage ist ein Verständnis für die großen Probleme der Zeugung und Vererbung möglich, die in einigen Hauptfragen aufgerollt werden. Das wunderbare, durch mikroskopische Beobachtung erschlossene Phänomen der Befruchtung erfährt hier eine eingehende und klare Darstellung. Dagegen ist von einer Erörterung der speziellen Generationsvorgänge des Menschen Abstand genommen worden.

Hat der Leser zunächst einen Überblick über den mannigfaltig differenzierten Zellenstaat des Organismus gewonnen, so wird er nunmehr in das komplizierte und doch so harmonische Getriebe der einzelnen Teile desselben eingeführt. Die Grundzüge der Anatomie und namentlich der Physiologie der Organsysteme sowie im Anschluß daran ein kurzer Überblick über das Wesen ihrer Erkrankungen bilden den Hauptinhalt des Buches. Auch auf das Prinzip der ärztlichen Untersuchungsmethode sind die Verfasser eingegangen.

Besonders sei darauf hingewiesen, daß die augenblicklich im Vordergrund des wissenschaftlichen Interesses stehenden Drüsen „mit innerer Sekretion" (Schilddrüse, Nebenniere) berücksichtigt sind. Die moderne Forschung hat dazu geführt, in ihnen die Bildungsstätte von Stoffen zu erblicken, die direkt in die Körpersäfte abgegeben werden und für den Ablauf des Lebens von wichtiger, wenn auch im einzelnen noch nicht aufgeklärter Bedeutung sind.

Die am Schluß des Buches gegebene vortreffliche Zusammenstellung der Immunitätserscheinungen berührt ein modernes Forschungsgebiet, das für die praktische Medizin schon von eminenter Bedeutung geworden ist. Die Grundlagen der Serumtherapie, ihre segensreichen Erfolge bei einer Reihe von Krank-

heiten und die Grenzen, an denen sie vorläufig noch haltmachen muß, werden hier in klarer und anregender Form geschildert.

Zum Vorzug des Buches gereicht es, daß die Verfasser sorgfältig vermieden haben, die Darstellung der pathologischen Vorgänge so zu gestalten, daß sie dem Leser als Handhabe zur Beurteilung von Krankheiten im Einzelfall erscheinen könnte.

Richard Weißenberg-Berlin

Offizier- und Beamtenfragen

Alfred Bristau, „Der Offizier". Ernste Betrachtungen im Lichte der Wahrheit. Verlag von Josef Singer, Straßburg und Leipzig, 1911. (124 Seiten oktav.)

Die kleine Schrift sollte Beachtung finden! Sie gibt ein gutes Bild von den Sorgen, die das deutsche Offizierkorps quälen. Dabei ist sie völlig unpolitisch und undiplomatisch abgefaßt von einem Offizier, der gern „Freud und Leid seines Standes" getragen hat und der allem Anschein nach ausschließlich seinem Dienst und der Pflege kameradschaftlichen Geistes gelebt, solange er des Königs Rock trug. Der Verfasser erscheint uns als der typische Vertreter einer zur Kaste verknöcherten Gesellschaftsschicht, die nur schwer den geistigen Zusammenhang mit den Kreisen, aus denen sie sich erzeugt, aufrecht zu erhalten vermag. Auch aus dem Stil geht solches hervor. Erst nachdem er den Dienst in der Armee im besten Mannesalter verlassen muß, kommt es ihm recht zum Bewußtsein, daß irgendwo etwas nicht in Ordnung ist. Er greift dort zu, wo er es durch die Brille der Standesvorurteile zu sehen glaubt, und so erkennt er die Schäden nicht in dem großen Mißverhältnis, das zwischen der Entwicklung der Gesamtnation und den Berufssoldaten tatsächlich schon entstanden ist — obwohl er es ahnt —, sondern in den kleineren Verhältnissen des täglichen Lebens. Die Darstellung dieser verrät den nüchternen Beobachter. Was über kleine Garnisonen, Heiratskonsens und Schuldenmachen gesagt wird, ist im allgemeinen zu unterschreiben; andere Fragen, wie das Duellwesen und die Bevorzugung einzelner Regimenter, erscheinen dagegen einseitig. Die Arbeit nimmt mit Recht für sich völlige Selbständigkeit in Anspruch. Darin liegt aber auch ihre Hauptschwäche. Der Herr Verfasser hätte zu einzelnen Fragen unbedingt mehr ernste Lektüre, auch allgemeine volkswirtschaftliche, in sich aufnehmen und diese bei seinen Ausführungen berücksichtigen müssen. Dennoch sollte die kleine Schrift gerade bei Politikern Beachtung finden. Für Leser, die sich mit den angeschnittenen Fragen eingehender beschäftigen wollen, seien die Aufsätze von A. Georgi und Major von Schreibershofen in den „Neuen Militärischen Blättern", des Obersten von Poellnitz und Oberstleutnant von Sommerfeld in den „Grenzboten" angelegentlichst empfohlen.

G. v. W.

Mieltschin! Die Gerichtsverhandlung über die Vorgänge in Mieltschin hat ergeben, daß man sich vorzugsweise im Anstaltsleiter vergriffen hatte, der seiner schwierigen Stellung nicht gewachsen war und seiner Entwickelung nach auch nicht gewachsen sein konnte. Handelte es sich doch um richtige Einwirkung auf zwar noch bildungsfähige, aber schwer zu behandelnde, oft schon verdorbene Charaktere, also um eine Aufgabe, welche an die Persönlichkeit des Direktors die höchsten Anforderungen stellt. An die Spitze eines Instituts für Fürsorgezöglinge gehört ein älterer Mann, der selbst die Schule der Disziplin durchgemacht hat und sich beherrschen kann, der in selbständiger Stellung Gelegenheit gehabt hat, Erfahrung zu sammeln in der Behandlung von Menschen. Wo finden wir solche Männer?

Ich glaube vorzugsweise unter älteren Offizieren. Der Kompagniechef z. B. muß in erster Linie erzieherisch wirken, da er in seinen Strafmitteln sehr beschränkt ist. Neben Rapport, Nachexerzieren, Urlaubsverkürzung und anderen kleinen, vornehmlich auf das Ehrgefühl einwirkenden Strafen kann er nur bis zu drei Tagen strengen bezw. fünf Tagen mittleren Arrest verhängen. Er kommt damit aus, weil er mit seinen Strafmitteln haushälterisch umgeht, weil er aus Erfahrung weiß, daß gerechte Behandlung, Belehrung, Lob und Tadel, persönliches Beispiel und persönlicher Einfluß wirksamer sind wie Strafen, die sich — je zahlreicher und strenger — desto eher abnutzen. Der Kom-

pagniechef führt in jedem Jahre Leute, die er als unverbesserliche Rekruten bekommen hat, als ordentliche Menschen wieder dem Elternhause zu; er hat eine große Praxis in der Erziehung zum Gehorsam und zur Pflichterfüllung, in der Handhabung der Disziplinarstrafgewalt; er wird sich daher in seinen Mitteln kaum vergreifen, und darum dürften sich ehemalige Offiziere vorzugsweise für den Posten als Direktor einer Fürsorgeanstalt eignen.

Es gibt heutzutage eine Menge älterer Offiziere, die den hochgespannten Anforderungen des praktischen Dienstes körperlich nicht mehr voll gewachsen sind und daher vorzeitig den Abschied nehmen müssen, die aber noch rüstig genug sind, um eine derartige erzieherische Stellung auszufüllen, und die bereit sein würden, diese schwierige, aber ehrenvolle Arbeit zu übernehmen.

Man suche sie — sie werden sich finden!

Oberst a. D. v. Kornatzki-Berlin

Volkswirtschaft

Dr. Gustav Stresemann, Wirtschaftspolitische Zeitfragen. Dresden. F. Emil Boden.

Wer einmal im Reichstage oder in einer großen wirtschaftlichen oder politischen Versammlung Gustav Stresemann sprechen gehört hat, wird gern zu dem 213 Seiten starken Bande Vorträge und Reden greifen, den er uns auf den Weihnachtstisch gelegt hat. Es sind natürlich nicht alle Reden, die Stresemann in seinem Leben gehalten hat, sondern anscheinend nur jene, in denen er seine Stellung zu den wichtigsten Fragen der nationalen Wirtschaft näher kennzeichnet. Wir finden da einen Vortrag über die Wirkung der Warenhaussteuer auf die Industrie, über den Zusammenschluß der deutschen Arbeitgeber, über die Stellung der Industrie zur Frage der Pensionsversicherung. Ein im Deutschen Flottenverein gehaltener Vortrag spricht von Flotte, Weltwirtschaft und Volk, ein anderer von den Seeinteressen Sachsens; zwei Vorträge: „Industriepolitik" sowie „Industrie und Gesetzgebung" führen in den großen Kampf ein, der gegenwärtig das politische Leben in Deutschland beherrscht. Den Schluß der Sammlung bilden drei kurze Tischreden, an deren Stelle ich mir ein Vor- und ein Schlußwort gewünscht hätte, in denen der Autor den roten Faden gezeigt, den er durch alle seine Ausführungen spinnt. Zwar findet jeder, der das Buch auch nur flüchtig durchblättert, diesen Faden von selbst, denn der Autor weiß seine Gedanken in eine leicht faßliche Form zu kleiden, aber die Verbreitung der Ansichten in einem weiteren Kreise wird durch den gekennzeichneten Mangel erschwert. Bei der nächsten Auflage wird hoffentlich die Ergänzung erfolgen, die um so mehr Nutzen bringen dürfte, wenn auch ein Personen- und Sachregister das Buch vervollständigte. Dann wäre die Sammlung auch für den praktischen Gebrauch ein hervorragendes Handbuch über die wichtigsten wirtschaftspolitischen Fragen unserer Zeit, das jeder mit Erfolg verwenden könnte, der sich auch nur als Laie über den Stand der inneren Politik unterrichten möchte.

Den roten Faden in den Vorträgen Stresemanns bildet das Bestreben, dem Handel und der Industrie zu zeigen, daß die sie einenden Interessen erheblich größer seien als die trennenden. Er zeigt das, wenn er im Jahre 1902 gegen die Warenhaussteuer auftritt, wenn er zwei Jahre später den Zusammenschluß aller Arbeitgeber fordert. Im Herbst 1906 weiß er aus dem Zusammenschluß auch den allgemeinen Segen für diejenigen Kreise herzuleiten, die Schmoller mit dem Namen des neuen Mittelstandes bezeichnet. Diesen neuen Mittelstand gilt es durch eine verständige Versicherungsgesetzgebung vor dem zersetzenden Einfluß der Sozialdemokratie zu bewahren. Sache der Unternehmer sei es, besonders in dieser Frage die Initiative zu ergreifen, damit es den Privatangestellten zum Bewußtsein käme, wie sehr sie und Handel und Industrie ein Ganzes bilden. Stresemanns Vertrauen in die guten Kräfte der Nation spüren wir besonders in dem Vortrage „Die Arbeiterschaft und die nationalen Fragen der Gegenwart". Dort tritt uns der vertrauensvolle Optimismus entgegen, der letzten Endes den im übrigen tüchtigen Politiker doch erst befähigt, seinem Volk auch Führer zu sein. A. G.

Reichsspiegel

(Vom 24. Dezember 1910 bis zum 1. Januar 1911.)

Politik

Aufstand im Ponape — Graf Balleſtrem † — Bismarck und der Internationalismus — Chriſtentum als Kulturprinzip — Zentrumskatholiken und Proteſtanten — Der müde Konſervatismus eine Gefahr — Rießer macht Fehler — Der Staatsbeamte als Staatsbürger — Rußland und Deutſchland.

Die letzte Woche im Jahre pflegt im allgemeinen keine neuen politiſchen Probleme zu gebären. Wenigſtens nicht im Lande des Weihnachtsbaums, in Deutſchland. Die Staatsmänner, Abgeordneten und Zeitungsmänner einſchließlich der aller Romantik feindlichen Rationaliſten ſind in dieſer letzten Woche zumeiſt nicht in der Stimmung, große politiſche Aktionen einzuleiten. Das Publikum würde keine Folge leiſten. Kaufleute und ſonſtige Gewerbetreibende ſind genötigt, die geſchäftlichen Ergebniſſe der vier Weihnachtswochen zu prüfen, und die übrigen Staatsbürger bereiten ſich langſam für die Abgabe der Steuererklärung vor, die im Laufe des Monats Januar in den Händen der Behörde ſein ſoll. Mancher zieht es wohl auch vor, ein gutes Buch zu leſen, das er unterm Weihnachtsbaum gefunden. Die meiſten aber wollen ſich einmal ungeſtört als gute Deutſche den mehr oder minder mächtigen Phantaſien hingeben, die das Lichtermeer des Weihnachtsabends entfeſſelt hat.

Herr von Bethmann glaubte ſolcher Stimmung keine Rechnung tragen zu brauchen. Kurz vor dem Weihnachtsfeſt hat er uns den Entwurf eines Geſetzes über die Verfaſſung Elſaß-Lothringens nebſt Begründung auf den Schreibtiſch gelegt. Vermutlich hat er der Preſſe und den Politikern Zeit geben wollen, ſich das Ding erſt mal ordentlich durch den Kopf gehen zu laſſen, ehe ſie an die öffentliche Behandlung der Frage gingen, indem er den Schnelligkeitswettbewerb zwiſchen den Tageszeitungen unmöglich machte. Iſt ihm ſolches gelungen? Die kommenden Verhandlungen werden es zeigen. Einſtweilen drängen ſich noch die negativen Möglichkeiten ſeines Vorgehens in den Vordergrund. Die Art, wie Herr von Bethmann die Geſetzentwürfe zur Erörterung geſtellt hat, kommt in erſter Linie deren Gegnern zugute, erſchwert dagegen Freunden, ſich um den Entwurf zu ſammeln. Der Ariſtokrat Bethmann unterſchätzt den praktiſchen Wert der Preſſe, dieſes demokratiſcheſten aller Verkehrsmittel, und er überſchätzt die geiſtige Selbſttätigkeit der Politik treibenden und politiſierenden Kreiſe. Es iſt daher nicht ausgeſchloſſen, daß ſich mit den elſaß-lothringiſchen Entwürfen eine ähnliche Kataſtrophe für den Leiter der Regierung einleitet, wie im vorigen Jahr mit der preußiſchen Verfaſſungsreform. Freilich iſt die Parteikonſtellation gegenwärtig im Reichstage ein wenig anders, günſtiger als während des vorigen Jahres im preußiſchen Landtage. Diesmal haben das Zentrum und die Nationalliberalen ein lebhaftes Intereſſe daran, daß überhaupt etwas zuſtande kommt. Solch ein Intereſſe beſtand im vergangenen Jahr eigentlich nur bei den Nationalliberalen, die ſich leichter wie

keine andere Partei dem Nutzen der Allemeinheit unterordnen. Man will in den Reichslanden Einfluß gewinnen. Dieser parteipolitische Gesichtspunkt birgt natürlich gewisse Gefahren in sich, vor allem die Möglichkeit der Nachgiebigkeit da, wo strenges Betonen großdeutscher Gesichtspunkte am Platze wäre. Die Regierungsentwürfe lassen aber, wie wir bereits in Heft 52 von 1910 nachwiesen, gerade in dieser Richtung manches vermissen. Im vergangenen Jahr konnten wir den preußischen Herrn Ministerpräsidenten gegen die Vorwürfe der Willenlosigkeit verteidigen, mit dem Hinweis, die Wahlrechtsreform sei ein schlecht gesichertes Erbe aus den Entwürfen seines Vorgängers. Dies Jahr hat der neue deutsche Reichskanzler Entwürfe zu vertreten und zu Gesetzen umzuwandeln, für deren Vorbereitung, Einbringung und Vertretung er ganz allein die Verantwortung trägt. Vorbereitung und Art der Einbringung scheinen die weitere Vertretung erheblich zu erschweren.

Schlimme Nachrichten kommen aus den Kolonien. Am 18. Oktober 1910 wurden auf einer unserer Karolineninseln, Dschokodsch oder Jokoz, vier Deutsche, darunter der Regierungsvertreter, Regierungsrat Böder, von Eingeborenen überfallen und ermordet. Wie aus Privatbriefen ersichtlich, gärte es dort schon lange, zuletzt im Sommer 1910, unter der einheimischen Bevölkerung. Doch verschwand die Bewegung vollständig von der Oberfläche und die Weißen ließen sich in Sicherheit wiegen. Der Beweggrund scheint, nach der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung, Unzufriedenheit mit Wegebauten gewesen zu sein. Die sogenannte Kolonie war bedroht und wurde mit treu gebliebenen Eingeborenen verteidigt. Die Nachricht traf am 30. November mit dem Dampfer „Germania" in Rabaul ein. Der stellvertretende Gouverneur ging sofort mit 90 Polizeisoldaten, dem Sekretär und dem Polizeimeister nach Ponape und fand alle übrigen Europäer wohlbehalten. Ernste Angriffe auf die Kolonie hatten und haben seitdem nicht stattgefunden. Die Zahl der Aufrührer beläuft sich auf 200 bis 250, sie haben angeblich etwa 90 Gewehre und andere Schußwaffen. Weitere Einzelheiten über die inneren Ursachen und die Entwicklung des Aufstandes stehen noch aus. Doch ist man in Kolonialkreisen der Meinung, daß das Unglück hätte vermieden werden können. Wir kommen auf diesen Punkt noch zurück. Die Tatsache, daß die Nachrichten mehr als zwei Monate brauchten, ehe sie nach Deutschland gelangten, erklärt sich aus dem Umstande, daß die nächste Telegraphenstation sich über tausend Seemeilen von Ponape entfernt befindet, sowie daß der Dampfer „Germania" erst Hilfe herbeischaffte, ehe er sich zu dieser Station begab.

Am 23. Dezember v. Js. ist Graf Ballestrem, langjähriger Zentrumsabgeordneter und Präsident des Reichstags, auf seiner schlesischen Besitzung Plawniowitz im Alter von sechsundsiebzig Jahren (geb. 5. September 1834) gestorben. Das Dahinscheiden dieses ausgezeichneten, auch von seinen Gegnern hochgeschätzten Mannes löst zahlreiche Erinnerungen aus, die eng mit den ersten Schritten des neuen Deutschen Reichs verknüpft sind. Damals gehörte der

gräfliche Zentrumsmann zur Opposition. Heute ist seine Partei das Zünglein an der Wage der Regierungspolitik. Am 4. Dezember 1874 konnte Bismarck unter dem Beifall der Konservativen die leidenschaftliche Agitation der Ultramontanen für das auf ihn verübte Attentat Kullmanns verantwortlich machen, — am 10. Dezember 1910 muß Bethmann Hollweg, ohne die Konservativen verletzen zu können, sagen: eine Politik unter Ausschaltung des Zentrums gebe es für ihn nicht! O, quae mutatio rerum! — Und doch nur das Ergebnis einer ganz folgerichtigen Entwicklung.

Das junge Reich, entstanden nach den Kriegen gegen Dänemark, Frankreich, Österreich, angefeindet durch die katholische Welt ebenso wie durch die eben erwachte slawische, war besonders feinfühlig in allen Dingen, die die Sicherheit seiner Grenzen betrafen. Bismarck war sich sehr wohl bewußt, daß das neue Deutschland nicht einen Freund hatte, der ihm seine Einigung gönnte. Er war daher um so mehr auf der Hut gegenüber allen Verbindungen, die irgendwie den Stempel des Internationalismus trugen, mögen diese nun als Allerweltshumanität oder Klerikalismus oder Standesbewußtsein aufgetreten sein. Fürstlichkeiten und Magnaten waren dem preußischen Junker unter diesem Gesichtspunkte ebenso verdächtig wie die Demokraten und Polen und die von Rom ernannten Kirchendiener. Die damals im höchsten Maße berechtigte Sorge zwang u. a. zum Kampf gegen den Ultramontanismus. Heute aber, wo wir dank der Wachsamkeit in den 1870er Jahren ein wohlbestelltes und bewahrtes Haus haben, werden die letzten Gründe der damaligen Politik leicht übersehen; immer häufiger hört man Kritik daran üben, und was damals sich notwendig aus der Gesamtlage ergab, wird als Fehler bezeichnet. Allerhand Bestrebungen mit internationalen und allgemein menschlichen Gesichtspunkten dringen in den Vordergrund und lassen die realen Bedürfnisse der Nation zurücktreten. Häufiger und lauter hört man wieder die Äußerung: Die armen Polen! Die armen Elsässer! Die armen Kongregationen! Der Staat schützt sogar das Eigentum solcher Deutscher, die in ihrer Eigenschaft als Mitglieder des als staatsfeindlich verbotenen Jesuitenordens außerhalb Deutschlands in Schwierigkeiten geraten! Gewiß, in dem Kampfe um die Sicherheit unseres Staatswesens laufen Härten mit unter, wohl auch Maßnahmen, die von den Betroffenen als Ungerechtigkeiten empfunden werden. Ebenso gewiß wird aber auch niemals der Unterliegende der Ungerechtigkeit angeklagt. Immer wird nur der Starke als der Ungerechte bezeichnet. Sollten unsere Beamten lediglich um des recht zweifelhaften internationalen Ruhmes der Schwachen willen die ihnen anvertraute Sicherheit des Reichs preisgeben? Im Ernste wird das kein verständiger Politiker verlangen, selbst wenn er mit einzelnen Maßnahmen der Landräte und Polizeiorgane nicht einverstanden sein kann.

Zu denen, die Bismarcks Vorgehen gegen den Ultramontanismus am beständigsten verurteilen, gehört naturgemäß die Zentrumspartei. Sie sucht sich selbst als Opfer des „deutschen Liberalismus“ hinzustellen und den Kampf,

den Bismarck gegen den reichsfeindlichen Internationalismus führte, als eine Ausgeburt protestantischer Unduldsamkeit gegen den Katholizismus zu kennzeichnen. Neuerdings macht sich nun nicht nur in den linksliberalen Kreisen, sondern auch unter den Konservativen eine gewisse, — sagen wir Duldsamkeit dem Internationalismus gegenüber bemerkbar, die wir sonst gerade in diesen Kreisen nicht gewohnt waren. Unter vollständiger Verkennung des internationalen Charakters der römisch-katholischen Kirche wird versucht, eine besondere christlich-konservative Weltanschauung zu konstruieren, die ein politisches Zusammenstehen der Krone, der Deutschkonservativen und des ultramontanen Zentrums zum Heile des deutschen Vaterlands möglich machen soll.

„Es mutet seltsam tragisch an," schreibt in diesem Zusammenhange ein Herr v. Berger in Heft 10 der »Beiträge zu konservativer Politik und Weltanschauung«, „daß derselbe Staatsmann, der sein staatliches Einigungswerk mit dem wirtschaftlichen krönte, der ganz getragen war von dem Willen, den dem Deutschen angeborenen Partikularismus in höheren Zielen aufzulösen, die religiöse Spaltung innerhalb der Nation vertieft hat ... Die heute den Kulturkampf fortsetzen wollen ..., übersehen, daß für eine brandenburgisch-protestantische Politik im Deutschen Reich die Voraussetzungen fehlen, übersehen vor allem, daß der Kampf der Weltanschauungen sich verschoben hat, aus einer innerkirchlichen Sache eine Sache des Christentums geworden ist. Der Dreißigjährige Krieg muß überwunden werden, wie der Regensburger Reichstag überwunden worden ist ... Aber die hohe gemeinsame Aufgabe fordert gebieterisch eine Einigung auf dem bedrohten Boden des Christentums, der die Grundlage ist unserer vaterländischen Kultur, unserer staatlichen Entwicklung, unserer monarchischen Verfassung. Es handelt sich um ein umfassendes, kulturgeschichtliches Prinzip, das die Auffassung vom Staat und von der Gesellschaft bis ins letzte und kleinste derart beeinflußt, daß seine Bejahung oder Verneinung die Bejahung oder Verneinung des bestehenden, historisch gewordenen Staates notwendig einschließt."

Diesen Ausführungen könnte jeder Protestant und Katholik zustimmen, der im Christentum in erster Linie ein „kulturgeschichtliches Prinzip" erkennt. Auch die modernen Juden könnten sich der Fahne des Herrn v. Berger anschließen; denn auch an ihnen ist die christliche „Kultur" nicht spurlos vorübergegangen und es gibt unter ihnen zahlreiche Familien, die in bezug auf Sittlichkeit der christlichen Kultur weit näher gekommen sind als viele getaufte Christen. Vermutlich sind es auch solche Beobachtungen gewesen, die die Kreuzzeitung seinerzeit zur Preisgabe des Antisemitismus veranlaßt haben. Schließlich könnten auch die freireligiösen Christentumsucher Tolstoi, Häckel, Koppelow und andere dem Rufe Bergers folgen. Was wollen sie anders als die Bewertung des Christentums als ein kulturgeschichtliches Prinzip? Mit diesen Leuten aber will Herr v. Berger nichts zu tun haben. Im Gegenteil, gerade zu ihrer Bekämpfung ruft er auf; denn sie sind ja nach seiner Auffassung gerade die Vertreter des staatsfeindlichen Elements.

Herr v. Berger will auch tatsächlich nicht im „kulturgeschichtlichen Prinzip" das Wesen des Christentums finden, — er sucht überhaupt nicht nach „Christentum", wenn er auch glaubt, es zu tun. Er sucht nach Machtmitteln zur staatlichen Organisation, er sucht Anlehnung an die kirchliche Macht, die ihm in der katholischen Kirche am kräftigsten entwickelt erscheint.

„Es ist kein Zufall," fährt er nämlich fort, „daß Konservatismus (? doch nur die deutschkonservative Partei! Die Schriftltg.) und Zentrum sich wieder und wieder bei der Beratung grundsätzlicher gesetzgeberischer Fragen auf ihren Wegen gefunden haben . . . Wenn die beiden mit dem Christentum den konservativen, und somit in höchstem Maße den monarchischen Gedanken tragenden Parteien sich so oft unabhängig von einander auf demselben Boden und Seite an Seite fanden, so folgten sie einer natürlichen Notwendigkeit. Die Verwandtschaft ihrer geistigen Struktur bedingt eine Verwandtschaft ihrer gesetzgeberischen Ziele und Zwecke sowie ihrer praktischen Handlungen. In einer Zeit, in der die sittlichen, sozialen und religiösen Grundlagen, auf denen in Jahrtausenden unsere Kultur, unser Staat gewachsen sind, entweder radikal angegriffen oder doch deutlich in Frage gestellt werden, muß die Differenz zwischen der christlichen Überzeugung notwendig zurücktreten hinter die höhere Gemeinschaft, muß sich vor allem praktisch der Gesellschaftsordnung und dem Staat gegenüber diese Gemeinschaft ungleich stärker äußern als die intime Gegnerschaft . . . Ob gewollt oder ungewollt, ob als feste Bindung oder als stillschweigende Gemeinschaft, muß sich ein Zusammenschluß der konservativ-monarchisch, der christlich-sozial Gesinnten vollziehen und der entgegengesetzten Weltanschauung fester gegenübertreten. Vor der Tatsache, daß der sogenannte nationale Liberalismus nach links schwenkt, wird das Zentrum notwendig Anschluß nach rechts suchen, und der Konservatismus hat keine Veranlassung, den natürlichen Verbündeten abzuweisen."

Herr v. Berger übersieht zweierlei: daß die Zentrumspartei als streng kirchlich-katholische Partei weder zu den „monarchischen" Parteien noch zu den „nationalen" im Sinne einer deutsch-konservativen Staatsauffassung gerechnet werden darf. Das bestätigen die deutschen Katholiken, die sich zur „Deutschen Vereinigung" zusammengeschlossen haben, das bestätigt die Kölnische Volkszeitung, wenn sie den Gehorsam gegen den Willen des Papstes über alle anderen Pflichten stellt. Sie schreibt in ihrer Nummer 1089 vom 26. Dezember 1910: „Jeder Katholik der Erde, welcher politischen Parteirichtung er auch angehören mag, ob Monarchist oder Republikaner, ob Konservativer oder Liberaler, muß sich denselben (den Maßregeln des Papstes) unterwerfen, oder er hört auf, ein wahres Mitglied der katholischen Kirche zu sein. Das ist die Konsequenz des festgeschlossenen Kirchenbegriffes des Katholizismus." Wollte die deutschkonservative Partei, die doch eine evangelisch-lutherische Partei sein will, sich den Weisungen Bergers anschließen und seine Erklärungen zur Rechtfertigung eines entsprechenden Schrittes annehmen, dann würde sie alles das verneinen, was an christlicher Kulturarbeit geleistet ward, seit Luther seine Thesen an die Wittenberger Schloßkirche hämmerte. Die christliche Weltanschauung der deutsch-konservativen Partei unterscheidet sich oder sollte sich von der des Zentrums um das Maß unterscheiden, um das Martin Luther die Entwicklung der deutschen Nation von der des römischen Klerus abgeführt hat.

Die Ausführungen des Herrn v. Berger sind aber symptomatisch. Sie bilden für den späteren Historiker unserer Epoche wertvolle Ergänzungen zu anderen Äußerungen, denen wir in der konservativen Presse begegnen.

Die Konservative Monatsschrift untersuchte kürzlich die Frage, warum die konservativen Parteien so wenig Anziehungskraft auf die Gesellschaft ausübten. Sie kam zu dem ihr von der Kreuzzeitung mit Recht verübelten Ergebnis, daß es der Name konservativ sei, der die Gesellschaft abhielte.

Doch nicht! Der Name ist gut. Wer die Tatsache richtig zu werten weiß, wird zugeben, wie tief bis in die Reihen des Liberalismus hinein die Überzeugung wurzelt, daß Deutschland auf dem Liberalismus allein nicht bestehen könnte, daß die deutsche Politik eines starken konservativen Einschlages bedarf. Aber dieser Einschlag soll auch wirklich konservativ sein und nicht das, was von der Deutschen Tageszeitung als konservativ ausgegeben wird. Beweise für die Richtigkeit unserer Behauptung liegen in den Reden, die auf dem Parteitage der Nationalliberalen zu Kassel gehalten wurden, Beweise bringen täglich zahlreiche liberale Blätter, brachte jüngst die Berliner Börsenzeitung. Ein Beweis für die verständnisvolle Wertung des konservativen Elements liegt auch in dem letzten Briefwechsel des Geheimrats Rießer mit dem Chefredakteur der Kreuzzeitung. Rein vom Standpunkt des Hansabundes betrachtet war das ganze „Weihnachtsidyll", wie die Frankfurter Zeitung die Episode nicht unzutreffend nennt, ein Fehler. Rießers Vorgehen konnte und wird von den Gegnern als Zeichen der Schwäche aufgefaßt werden, von den Freunden im Lande aber nicht richtig bewertet. Tatsächlich riefen die Briefe auch eine gewisse Unruhe im liberalen Blätterwald hervor. Eine Aussicht, durch die Briefe auch nur einen aus der Gefolgschaft des Herrn v. Heydebrand zu überzeugen, bestand nicht.

Die eben gekennzeichneten Strömungen innerhalb der konservativen Kreise bilden den Hintergrund zu den politischen Kämpfen des beginnenden Jahres, sie geben gewissermaßen die kulturhistorische Folie für die Parteikämpfe des Augenblicks.

Unter solchen Verhältnissen fällt es schwer, mit einiger Freudigkeit in das neue Jahr zu schauen. Überall im öffentlichen Leben, in der staatlichen und kommunalen Organisation, im Schulwesen ebenso wie in der sozialen Gesetzgebung machen sich unter dem Alp eines müden Konservatismus Anzeichen von Stagnation und Unsicherheit bemerkbar. Die Armee und die Justiz leiden ebenso unter veralteten Verfassungen, wie unter dem Mangel an einem zweckmäßig sicher gestellten Ersatz. Von überall her und aus allen Verwaltungen tönt der Ruf nach Reformen. Die Vorschläge der Regierung richten sich daneben zunächst nur auf „eindämmende" Maßnahmen, nicht auf „fördernde". Ist das auch nicht viel, so ist es wenigstens ein Anfang, der, von zielbewußten Volksvertretern geschickt benutzt, zur Einleitung tiefer greifender Reformen führen kann. Natürlich liegt auch die Gefahr vor, daß die Radikalen jeden Versuch zur Besserung durch Obstruktion in irgendeiner Form vereiteln. Dieser Gefahr die Spitze abzubrechen, scheint uns eine wichtige Aufgabe der Mittelparteien zu sein. Eine Aktion, die, wie wir glauben, schon während der nächsten Wahlen Früchte tragen dürfte, sollte sich z. B. der Staats- und Kommunalbeamten bemächtigen — natürlich nicht im Sinne neuer Gehaltserhöhungen oder Versprechungen auf sonstige materielle Besserstellung. Was dem Gros unserer staatlichen und kommunalen Beamtenschaft aller Stufen fehlt und

wonach es sich sehnt, ist eine Revision der staatsbürgerlichen Stellung des Beamten. Das ist von seiten der Demokratie längst erkannt und mit gewissem Erfolg auch schon ausgenutzt worden. Der Staat verhält sich allen entsprechenden Anregungen gegenüber noch ablehnend. Man denkt bei uns gleich an den Syndikalismus, der in Frankreich so häßliche Blüten treibt. Es sei zugegeben, daß sich auch in Deutschland einmal eine ähnliche Gefahr einstellen kann, — jedoch nur dann, wenn die Regierung und die Mittelparteien fortfahren, in dieser Beziehung Vogelstrauß-Politik zu treiben. Der Beamte soll sich nicht als Kostgänger des Staates betrachten, sondern als dessen lebendiger Repräsentant. Gegenwärtig kann er das nicht, weil er eingepreßt ist zwischen die immer stärker vordrängenden Ansprüche der wirtschaftlichen Interessenverbände von der einen Seite und der sogenannten altpreußischen Tradition von der anderen. Daß diese Tradition in der Praxis bei uns schon recht häufig beiseite geschoben werden muß, wissen die Leser der Grenzboten aus den Artikeln über die preußische Verwaltung (Nr. 3—5, 7, 15—18, 45, 46 und 48 im 69. Jahrgang). Besonders deutlich treten demokratische Einflüsse in den großen Zentralbehörden zutage, und wir haben es vor noch gar nicht langer Zeit erlebt, daß in einem Reichsamt sich eine Beamtenkategorie ihren überraschten Vorgesetzten gegenüber vollkommen auf den Standpunkt von Lohnarbeitern stellte. Solche Vorgänge werden sich um so häufiger wiederholen, je größer die Beamtenheere werden und je weniger eng die persönliche Fühlung zwischen Vorgesetzten und Untergebenen wird. Nach Albert Hesse (Conrads Jahrbücher III. Folge 40. Bd. Sechstes Heft. Dezember 1910. S. 751) ist die Zahl aller männlichen Beamten von 307268 im Jahre 1882 auf 1299728 im Jahre 1907 gestiegen. Das will sagen: im Jahre 1882 gehörten nur 1,90 Prozent der männlichen Bevölkerung der Beamtenschaft an, im Jahre 1907 aber schon 5,28 Prozent! Die Staatsbeamten haben an dieser Zunahme erheblichen Anteil. Angesichts der Schnelligkeit der Vermehrung haben sich auch schon einige höhere und höchste Beamte mit der Notwendigkeit vertraut gemacht, daß von des Staates wegen mit Reformen vorgegangen werden müsse. Von den Mittelparteien scheinen sich auch die Nationalliberalen der Frage bemächtigen zu wollen.

In der auswärtigen Politik sind es in erster Linie die deutsch-russischen Beziehungen, die im abgelaufenen Jahre eine Neugestaltung gefunden und die im Zusammenhang mit dem Dreibund geeignet erscheinen, die Grundlage der gesamten Entwicklung der internationalen Politik zu bilden. Wie bekannt, haben die Besprechungen zu Potsdam im vorigen Jahre zu einer Verständigung zwischen Rußland und Deutschland bezüglich des nahen Orient geführt und gleichzeitig beiden Mächten freie Hand auf dem Kontinent gegeben. Die Triple-Entente mit ihrer aggressiven Spitze gegen Deutschland ist gegenstandslos geworden. Sollten Frankreich oder England oder beide gemeinsam gegen Deutschland einen Krieg beginnen, dann ist Rußland verpflichtet, Frieden zu halten. Anderseits hat Deutschland neutral zu bleiben, wenn Österreich-Ungarn kriegerisch gegen

Rußland auftreten sollte. Diese Abmachungen haben Rußland freie Hand gegeben, sich der Ordnung der persischen Angelegenheiten und der Durchführung einer Heeresreform widmen zu können. Während die Heeresreform sofort eingeleitet werden konnte, schweben bezüglich Persiens noch Verhandlungen, die sich, wenn der Anschein nicht trügt, zu einem schriftlichen Vertrage verdichten werden. — Schon dieser einfache Tatbestand zeigt, wie weit die Intimität zwischen Rußland und Deutschland zu gehen hat. Rußland wünscht bei einem Angriff von österreichischer Seite mit dieser Macht allein zu tun zu haben, kommt aber selbst als Angreifer kaum in Frage, weil es alsdann sofort den Dreibund gegen sich hätte. Weiter nichts. Die persische Angelegenheit ist ein reines Handelsgeschäft. Somit fallen auch alle die kühnen Kombinationen in sich zusammen, die sich an die Potsdamer Aussprache knüpften. Für die Auffassung, die Besprechungen könnten das Wiederaufleben der Heiligen Allianz zur Folge haben, besteht auch nicht der leiseste Anhalt. Um so zahlreicher sind die Gründe, die dagegen sprechen. Vor allen Dingen beruht gegenwärtig die Monarchie in Rußland doch auf so veränderten Grundlagen gegenüber der Zeit der Heiligen Allianz, daß von einer Solidarität der drei kaiserlichen Monarchen kaum gesprochen werden darf. In der inneren Politik des Zarenreiches ist nach kurzer Unterbrechung wieder das Prinzip der nationalen Unduldsamkeit zur Herrschaft erhoben. Dieselben Ideen und Ideale, die seinerzeit zum Kriege gegen die Türkei geführt haben, sind wieder maßgebend, und wie am Anfang der achtzehnhundertundsiebziger Jahre bildet das Deutschtum die Zielscheibe des Hasses. Nicht nur die Kolonisten in Wolhynien und Podolien erleiden Kränkung und Verfolgung; auch die Balten, die sich gewiß als treue Untertanen des Zaren erwiesen haben, sind gezwungen, der nächsten Entwicklung mit Sorge entgegenzusehen. War es vor vierzig Jahren Juri Ssamarin, der den Kreuzzug gegen den Njemetz predigte, so ist es gegenwärtig der von den Japanern geschlagene Kuropatkin, der sich zum Schützer gegen die Deutschen aufwirft. Im dritten Bande der russischen Ausgabe seines Werks über den russisch-japanischen Krieg finden wir (S. 74/75) folgende bezeichnende, übrigens auf durchaus falscher Beobachtung beruhende Stelle: „Viele Deutsche nehmen hohe Beamtenstellen in Rußland ein, verhalten sich aber gegen Rußland ebenso wie gegen alles Russische ablehnend; sie pflegen in der Familie die deutsche Sprache und vermeiden, mit Russen Bekanntschaft anzuknüpfen. Viele von solchen Deutschen zeichnen sich durch große dynastische Treue aus; aber sie scheuen sich nicht auszusprechen, daß sie dem russischen Herrscher, nicht aber Rußland dienen.“ Welche Auffassungen über „dynastische Treue“ mögen im Hirn des Herrn Kuropatkin spuken, wenn er es fertig bekommt, den Dienst für den Monarchen in Gegensatz zum Dienst für die Nation zu bringen. Nach seiner Auffassung müßten die beiden Interessen sogar in Widerspruch zueinander stehen, denn er fügt noch ausdrücklich hinzu: „Solche Deutsche sind augenscheinlich schädlich für Rußland.“ Kuropatkin hat trotz seiner Mißerfolge als Kriegsminister und Truppenführer wieder eine Stimme in Petersburg. Infolgedessen tun wir gut, uns auch fernerhin einige Reserve

im Verkehr mit Rußland aufzuerlegen. Politisch haben wir als Deutsche von Rußland nichts zu erwarten, um so mehr wirtschaftlich. Rußland hat gute Ernten gehabt; seine Kaufkraft ist daher gesteigert, und unser Ausfuhrhandel darf auf leidlich gute Absatzverhältnisse rechnen. Er wird die Konjunktur um so besser ausnutzen können, je geringeren Illusionen sich die Politiker gegenüber dem Moskowitertum hingeben werden.

Wirtschaft

Wachstum des allgemeinen Reichtums — Der deutsche Kohlenmarkt — Eisenbahneinnahmen — Kali.

Das volkswirtschaftliche Problem unserer Tage sind die „teuren Zeiten", die Steigerung der Lebensmittelpreise, der Zölle und Steuern, die Verteuerung der gesamten Lebenshaltung der breiten Massen, aus der die Parteien unter den verschiedensten Schlagworten politisches Kapital zu schlagen suchen. Unser innerpolitisches Leben steht durchaus unter der Einwirkung der letzten Finanzreform. Es ist ja im politischen Kampf nicht leicht, sich von tönenden Schlagworten zu emanzipieren, von Übertreibungen sich fernzuhalten, am schwersten gar dort, wo es sich nicht um luftige Ideale, sondern um den Geldbeutel handelt; hier ist der Punkt, wo der idealste Deutsche höchst empfindlich ist. Und weil er die veränderten Verhältnisse, die teuren Zeiten unmittelbar am eigenen Leibe spürt, an allen ihm mehr oder weniger gewohnten Lebensbedingungen, so fragt er vielfach gar nicht erst lange nach ihrer wirtschaftlichen Berechtigung und ihrer ökonomischen Notwendigkeit, sondern geht hin und wählt sozialdemokratisch. Die Erkenntnis, daß auch die Sozialdemokratie nicht in der Lage ist, wirtschaftliche Entwickelungen zu verändern, sie zurückzuschrauben, ohne empfindliche Beeinträchtigung unserer materiellen Leistungs- und Produktionsfähigkeit, der Lohn- und Einkommenverhältnisse von Arbeitern und Unternehmern — diese Erkenntnis ist nur auf praktischem Wege zu gewinnen, und dafür sind die Experimente zu kostspielig. Es ist fabelhaft leicht, über Militarismus und Marinismus herzufallen und dabei zu übersehen, daß in dieser stetigen militärischen Bereitschaft auch eine sichere und dauernde Nährquelle für hunderttausende von Arbeitern liegt; daß die Panzer, die wir zum Schutz unseres großen Überseehandels brauchen, soundso viel Hüttenwerke und diese wieder soundso viel Kohlenzechen beschäftigen, die allesamt einer großen Arbeiterarmee ein auskömmliches Dasein ermöglichen.

Das sind Weisheiten, die man sich schon an den Schuhsohlen abgelaufen haben müßte, und die dennoch, wie ein Blick in die sozialdemokratische Presse zeigt, in der täglichen politischen Agitation eine große Rolle spielen und auf die Massen Eindruck machen. Der Wahn, daß man nur abzurüsten brauchte, um jährlich Hunderte von Millionen im Reichshaushalt zu ersparen und dadurch erhebliche Steuerbelastungen für den Staatsbürger hinfällig zu machen, dieser Wahn ist nicht auszurotten, so handgreiflich töricht er auch ist. Bildet er doch

einen wesentlichen Programmpunkt einer großen radikalen Partei, und bis weit in bürgerliche Kreise hinein hat sich die Anschauung festgesetzt, daß eine Wirtschaftspolitik bekämpft werden muß, die eine steigende Steuerbelastung und eine Verteuerung der Lebenshaltung für jeden einzelnen zur fühlbaren Wirkung hat. Wie gewaltig sich aber auch unsere Produktions- und Konsumverhältnisse und damit die gesamten Lohnverhältnisse geändert haben, das fühlt man wohl im allgemeinen, ist aber nicht geneigt, ihre Wirkung auf unsere nationale Lebenshaltung in gleichem Maße anzuerkennen. Was es volkswirtschaftlich bedeutet, wenn ein simpler Müllkutscher, der im Dienste der Wirtschaftsgenossenschaft der Berliner Grundbesitzervereine den Kehricht von den Häusern der Großstadt einsammelt — also eine einfache und weder besonders gefährliche noch gesundheitsschädliche Beschäftigung —, wenn dieser Müllkutscher einen Tagelohn von 6,50 Mark erhält, wenn ein Maurer täglich nicht unter 6, wohl aber bis zu 10 Mark verdienen kann, was derartige Lohnsummen im Hinblick auf die Lebenshaltung, auf die persönlichen Ansprüche der breiten Schichten und damit im Zusammenhange auf die Preisgestaltung im Verhältnis von Angebot und Nachfrage bedeuten, das wird weislich verschwiegen, weil man sich ja sonst selbst die Waffen zum Kampf gegen unsere jetzige Wirtschaftspolitik aus der Hand schlagen würde. Und daraus ergibt sich wieder die für Kenner der Verhältnisse mitunter recht ergötzliche, für unsere innerpolitischen Zustände aber recht betrübende Erscheinung, daß manch große und weitverbreitete Blätter in ihrem politischen Teil die Regierung und ihre Wirtschaftspolitik aufs nachdrücklichste und bissigste bekämpfen, in ihrem Handelsteil aber eine verständige, oft sogar national-konservative Wirtschaftspolitik vertreten. So konnte man erst kürzlich von einem Finanzpolitiker, der in seinen allgemeinen politischen Anschauungen sicherlich nicht im Lager der Rechten steht, das bezeichnende Urteil über die Börse des verflossenen Jahres lesen: „Die Börse war in sich gefestigt; und sie hatte die Geschlossenheit ihres Charakters drei Ursachen zu verdanken: dem Wachstum des allgemeinen Reichtums; den soliden Eigenschaften der Effektenkäufer; der Befreiung von der unbedingten Überlegenheit Amerikas. Das erste wird durch die Statistik nachgewiesen und gehört zu den notwendigen Qualitäten einer in Gesundheit lebenden, wirtschaftlich strebenden Bevölkerung."

Wenn wir aber in Gesundheit leben, wenn nicht bloß der Nationalwohlstand, sondern, was noch mehr bedeutet, der allgemeine Reichtum wächst, ist dann nicht der Schluß natürlich und berechtigt, daß unsere Wirtschaftspolitik im großen und ganzen vernünftig und richtig ist und daß somit auch die „teuren Zeiten" nichts anderes sind als die unvermeidliche Konsequenz eines allgemeinen wirtschaftlichen Aufschwungs und der damit verbundenen veränderten Lebenshaltung? Es kann sich nur fragen: leben wir in der Tat wirtschaftlich in Gesundheit und ist wirklich der allgemeine Reichtum gewachsen? Die Beweise dafür finden wir nicht bloß in der Statistik, sondern in zahlreichen

Erscheinungen unseres wirtschaftlichen Lebens. Unser Gesamt-Außenhandel in den ersten zehn Monaten des verflossenen Jahres 1910 erreicht die gewaltige Summe von 13 Milliarden Mark; wir folgen darin unmittelbar auf England und übertreffen um $1^1/_2$ Milliarden die Vereinigten Staaten von Amerika. Der Wert unserer Warenausfuhr allein übersteigt um nicht weniger als 794 Millionen Mark den gleichen Zeitraum von 1909, unsere Ausfuhrsteigerung ist ungefähr dreimal so groß wie die der Vereinigten Staaten; in einem einzigen Jahr! Das kennzeichnet doch wohl zur Genüge unsere Stellung als wirtschaftliche Großmacht, unseren materiellen Aufschwung und die daraus erwachsende Unabhängigkeit von Amerika. Als Parallelerscheinungen zu diesen kolossalen Ausfuhrziffern ergeben sich die Absatzverhältnisse auf dem deutschen Kohlenmarkt und die Einnahmen der deutschen Eisenbahnen aus dem Güterverkehr; für den gegen das Vorjahr wesentlich gesteigerten Kohlenabsatz spricht am zweckmäßigsten die nachstehende vergleichende Tabelle:

	1910 To.	1909 To.		1910 To.	1909 To.
Januar	226 378	202 995	Juli	221 801	213 963
Februar	224 717	215 782	August	221 046	215 116
März	212 784	204 410	September	224 435	210 791
April	224 950	217 840	Oktober	223 187	213 260
Mai	235 475	218 506	November	240 708	227 653
Juni	222 939	219 127	Dezember	—	229 485

Das rheinisch-westfälische Kohlensyndikat hat denn auch aus dieser erfreulichen wirtschaftlichen Lage die Konsequenz gezogen durch den Beschluß, ab 1. Januar 1911 die Fördereinschränkung für Kohle um $2^1/_2$ Prozent (auf $12^1/_2$ Prozent) herabzusetzen — ein ganz klarer Beweis, daß dieses für unser Wirtschaftsleben so bedeutungsvolle Syndikat unsere allgemeine wirtschaftliche Lage als durchaus gesund und gefestigt betrachtet und mit Zuversicht in die nächste Zukunft blickt. Und ebenso sind unsere Eisenbahneinnahmen aus dem Güterverkehr dauernd gestiegen; sie weisen in den ersten elf Monaten 1910 die Höhe von rund 1566 Millionen Mark auf und sind gegenüber dem gleichen Zeitraum 1909 um etwa 102 Millionen gestiegen; das bedeutet eine Einnahmesteigerung von durchschnittlich mehr als 5 Prozent auf den Kilometer!

Aber auch die bedeutsamen Investitionen in unserer großen Montanindustrie sind ein beredtes Zeichen nicht bloß eines optimistischen Wagemuts, einer starken Zuversicht in unsere wirtschaftliche Gesundheit und stetig fortschreitende Entwicklung, sondern auch einer starken Kapitalsflüssigkeit und damit eines immerhin erheblichen Reichtums. In der Kohlenindustrie sind in 11 Monaten des letzten Jahres rund 166 Millionen Mark investiert worden (gegen $123^1/_2$ Millionen im gleichen Zeitraum 1909), in der kleinen und viel jüngeren Kaliindustrie nicht weniger als 53 Millionen Mark an Zubußen und Anleihen — gegen 23 Millionen Mark im Jahre 1909 und $33^1/_2$ Millionen Mark im Jahre 1908. Gerade die Entwicklung in der Kaliindustrie ist sehr bezeichnend und in mancher Beziehung fast

typisch für unsere wirtschaftliche Situation: 1908 beteiligt sich das Privatkapital mit $33^1/_2$ Millionen Mark an der Erschließung dieser Industrie, 1909 ist unter der Einwirkung der langen Syndikatswirren und der dadurch hervorgerufenen Unsicherheit in der Zukunft und Rentabilität des Kaliabsatzes eine stärkere Zurückhaltung wahrnehmbar; kaum ist aber — seit Mai 1910 — das neue Reichskaligesetz unter Dach und Fach, so schießen die Neugründungen, die Felderteilungen und die Finanzierung älterer Unternehmungen wie die Pilze nach einem warmen Regen aus dem Boden, und das Ergebnis sehen wir in der Investition von 53 Millionen Mark, die doch zu einem sehr erheblichen Teil aus den Taschen des Privatpublikums fließen, das also über genügend disponible Mittel verfügen muß, um eine vielleicht lohnende, aber jedenfalls nicht risikolose Anlage zu suchen. Diesem allgemeinen Wetteifer kann sich auch der Staat nicht entziehen, wenn er seine Machtstellung und seinen Einfluß im Kalibergbau behaupten will, und so werden wir wohl in nicht allzu ferner Zeit mit der Kunde überrascht werden, daß auch der preußische Fiskus neue Schächte baut oder fertige Unternehmungen sich angliedert. Ist er doch erst seit kurzem auch der mächtigste Kohlenfelderbesitzer in Preußen geworden durch die vor einigen Wochen erfolgte Verleihung von Bergwerkseigentum über 250 preußische Maximalfelder = $457^1/_2$ Millionen Geviertmeter Flächeninhalt! Polydor

Höchste Auszeichnungen. Gegründet 1824.

C. PRÄCHTEL
HOFMÖBELFABRIK

BERLIN SW. 19, Krausen-Strasse 31-32

Wohnungs-Einrichtungen
Atelier für Innendekoration

Fernsprecher: Amt I, 1035, 2619.

Bücherliste

Biese, Alfred: Deutsche Literaturgeschichte. 3. Band. München, C. H. Beck.
Bode, Wilhelm: Damals in Weimar. Weimar, Gustav Kiepenheuer. M. 4.—.
Manskopf, Joh.: Der Mann Gottes in der bildenden Kunst. Tübingen, J. C. M. Mohr. M. 2.—.
Koester, Hugo: Cothurn und Leyer. 3 Bände. Leipzig-Gohlis, Bruno Volger.
Marcks, Erich: Kaiser Wilhelm I. 6. Aufl. Leipzig, Duncker & Humblot. M. 6.—.
Hilfe-Almanach 1911. Berlin-Schöneberg, Buchverlag der „Hilfe". M. 1.—.
Patria. Bücher für Kultur und Freiheit. 11. Band 1911. Berlin-Schöneberg, Buchverlag der „Hilfe". M. 4.—.
Gebauer, Emil: Ein freier Geist. Trauerspiel. Dresden, E. Pierson. M. 2.—.
Kirchhoff, Vizeadmiral: Seehelden und Admirale. Leipzig, Quelle & Meyer. M. 1.—.
Winds, Adolf: Schminke. Theaterroman. Dresden, Heinrich Minden. M. 4.—.
Bund für Schulreform. Aufgaben und Ziele des Bundes. Leipzig, B. G. Teubner. M. 1.—.
Esmund. Gesundheit? Lyrische Erzählung. Dresden, E. Pierson. M. 2.—.
Ulbricht, Walther: Bunsen und die deutsche Einheitsbewegung. Leipzig, Quelle & Meyer. M. 4.80.
delle Grazie, M. E.: Vor dem Sturm. Roman. Leipzig, Breitkopf & Härtel. M. 4.50.
Apolant, Jenny: Stellung und Mitarbeit der Frau in der Gemeinde. Leipzig, B. G. Teubner. M. 1.35.
Heer, M. J. C.: Da träumen sie von Lieb und Glück. Drei Schweizer Novellen. Stuttgart, J. G. Cotta. M. 3.50.
v. Wedell, Otto, und **v. d. Goltz**, Clementine: Briefe eines preußischen Offiziers an seine Braut aus den Jahren 1799 und 1800. Herausgegeben von Dr. Arthur Köhler. Leipzig, Röder & Schunke.
Bergsträsser, Ludwig: Studien zur Vorgeschichte der Zentrumspartei. Tübingen, J. C. B. Mohr. M. 5.—.
v. Oppersdorff, Graf: Eine Gewissensfrage: Ist Martin Spahn Zentrumsmann? Berlin, Carl Heymanns Verlag. M. 2.—.
Hüffer, Hermann: Annette von Droste-Hülshoff und ihre Werke. 3. Ausgabe, bearbeitet von Hermann Cardauns. Gotha, Fr. A. Perthes. M. 7.—.

Verantwortlicher Redakteur: George Cleinow in Berlin-Schöneberg. Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.

Anzeigen-Annahme für diesen Teil beim **Verlag der Grenzboten G. m. b. H.,**
Berlin SW. 11, Bernburger Straße 22a/23.

Fernsprecher: Amt VI, Nr. 6510. Telegramm-Adresse: Grenzboten, Berlin.

Stellennachweis.

(Aus der Tages- und Fachpresse.)

Anfragen zu richten unter Beifügung von Rückporto an die Geschäftsstelle der „Grenzboten", Berlin SW. 11.

A. Für Akademiker.

245. **Oberlehrer** f. städt. höh. Schul. (Deutsch, Geschichte, Engl., Frz.), April 1911.
249. **Oberlehrerstelle,** kath., 1. 4. 11, Schlesien.
260. **Hauslehrer,** Phil., für 10jähr. Knaben, 1. 1. 11, Neumark.
275. **Redakteur,** jüngeren, solid., zuverläss. (Berichterstattg., Stenographie), f. d. lokalen Teil, Württemberg.
296. **I. Bürgermeister** (10000 M.), melden bis 15. 1. 11. Westpreußen.
297. **II. Bürgermeister** (6000 M.), melden bis 15. 1. 11. Schlesien.

B. Für Damen.

225. **Lehrerin,** f. 14jähr. Mädch., Ostern 1911—1912, Sachsen.
238. **Oberlehrerin,** (Englisch) (3600 M.), 1. 4. 11 Posen.
241. **Lehrerin,** ev., f. Privat-Mädchensch. (ca. 12 Mädch.), Sachsen.
256. **Feingebildete gepr. Lehrerin,** musf., f. 2 Mädch., Schlesien.
269. **Hauslehrerin,** ältere, 1. 4. 11, Holstein.
270. **Erzieherin,** v. 1. 1. bis 1. 4. 11 ges., Thüringen.
271. **Erzieherin,** geprüfte, (gesund, heiter, jung) bald, Thüringen.
272. **Erzieherin,** jüng., ev., gepr., musf., 1. 4. 11, Schlesien.
274. **Erzieherin,** gepr., ev. (Sprach., Musf., Zeichnen), vorz. Zeugn., 1. 4. 11. Pommern.
280. **Erzieherin,** ev., gepr. (Sprachen, Musf.), 1. 4. 11, Oberschlesien.
286. **Lehrerin,** städt. Schule (1500 M.), Ostern 1911. Bad Westdeutschland.
287. **Lehrerin,** Deutsch-Südwest-Afrika f. 10jähriges Mädchen.
288. **Erzieherin,** ev. jung. gepr. Lehrerin (Klavierunterr.) Mitteldeutschland.
289. **Erzieherin** (Sprachen, Musf.), Ostern 1911 Italien, Alpen.
290. **Erzieherin,** ev. staatl. gepr. Klavierunterr. 1. 4. 11. Posen.
291. **Erzieherin,** ev. gepr. (Franz. Engl., Musf., Zeichn.), 1. 4. 11. Pommern.
292. **Erzieherin,** ev. (Musf., Franz., Engl.), Ostern 1911 Mecklenburg.
293. **Erzieherin,** ev. (Pers. Engl.), Februar 1911, Berlin.
294. **Lehrerin** (Musf. u. Deutsch), Russ.-Polen.
295. **Lehrerin,** ev. gepr. (Sprachen, Musf.), Brandenbg.

Auf den der heutigen Nummer beigefügten Prospekt der

Landverwertungs-Aktien-Gesellschaft zu Berlin C. 2,

Burgstr. 28, II, machen wir unsere geehrten Leser hierdurch besonders aufmerksam.

Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt der Firma

Esperanto-Verlag Möller & Borel in Berlin SW. 68,

Lindenstr. 18/19 bei, auf den wir unsere geehrten Leser besonders hinweisen.

Für vorstehende Inserate verantwortlich: Karl Schulze in Berlin-Schmargendorf.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 87.

Bismarcks Freihandelspolitik

Von Maximilian v. Hagen-Heidelberg

Nachdem Bismarck sein Amt als Reichskanzler niedergelegt hatte, ist eine große Anzahl Schriften auch über seine volkswirtschaftliche Tätigkeit entstanden. Unter ihnen ragt das Sammelwerk Poschingers „Fürst Bismarck als Volkswirt“ nebst „Aktenstücke zur Wirtschaftspolitik des Fürsten Bismarck“ hervor. Daneben steht das Buch von Brodnitz „Bismarcks nationalökonomische Anschauungen“; es gipfelt in der Behauptung: „In der ganzen Zeit von 1863 bis 1876 haben sich die handelspolitischen Maßnahmen ohne Einwirkung Bismarcks vollzogen“. — Im Hinblick auf den eben wieder aufkommenden Streit zwischen Freihändlern und Schutzzöllnern ist es warm zu begrüßen, daß die Richtigkeit dieser Behauptung einer wissenschaftlichen Prüfung unterworfen wird. Dieser Aufgabe unterzieht sich in Schmollers Jahrbuch Band XXXIV Heft 3, S. 135 bis 196 (Leipzig 1910. Preis 12,60 Mark) Oswald Schneider in einem Aufsatz „Bismarck und die preußisch-deutsche Freihandelspolitik (1862 bis 1876)“.

Die Abhandlung verdient um so mehr Beachtung, als sie endlich Bismarcks Stellung zum Freihandel unter dem Gesichtswinkel historisch-politischer Betrachtung beleuchtet. Schneider beweist darin im wesentlichen den ersten Teil der Analyse, die Schmoller in seinen berühmten „Briefen“ nach Bismarcks Tode von dessen Wirtschaftspolitik mit folgenden Worten gab. „Bismarck war“, heißt es da, „freihändlerisch, wesentlich weil er seit 1859 antiösterreichisch und franzosenfreundlich war; er wurde später schutzzöllnerisch, weil der Schutzzoll in der neuen Ära der gesteigerten politischen und wirtschaftlichen Rivalitäten der großen Staaten, in der Zeit des Kampfes um den Weltmarkt und die Kolonien für uns die wichtigste, ja fast die einzige Waffe war; immer aber stellte er in erster Linie den von der Theorie und leider auch von der Praxis so oft zerrissenen

Zusammenhang zwischen Staat und Volkswirtschaft in einer Weise wieder her, wie es nur den größten Staatsmännern auf den Höhepunkten der Kultur gelang."

Danach ist klar, daß das Buch vor allem für den Historiker geschrieben ist. Bismarcks Handelspolitik im Kampfe um die Vorherrschaft Preußens in Deutschland ist ihr Hauptthema. Der Nationalökonom, der etwa ein System Bismarckscher Anschauungen über „Freihandel" erwartet, wird enttäuscht. Zwar ließe sich ein solches aus Aussprüchen zusammenstellen*), aber die mühsame und langweilige Arbeit würde niemals in den Geist Bismarckscher Handelspolitik einführen, die nur im Rahmen der auswärtigen Politik verstanden werden kann, wie seine ganze Wirtschaftspolitik überhaupt. Denn diese war dem großen Realpolitiker niemals Selbstzweck, sondern immer nur Mittel zur Erreichung politischer Selbständigkeit und Größe nach außen. Auf dem Wege besserer wirtschaftlicher Beziehungen zu vorteilhafteren und womöglich stabilen politischen zu gelangen, war sein Hauptziel. Nicht als Doktrinär, der die „Theorien der Volkswirtschaft" zu verwirklichen sucht, trieb er Handelspolitik, sondern als realpolitisch-opportunistischer Staatsmann, der wahren Vorteilen schöne Dogmen zum Opfer zu bringen verstand. Nicht ein Prinzip, sondern praktische Beispiele aus der Sphäre seiner Lebensführung überzeugten ihn daher; nicht liberale Tendenzen, sondern die Fähigkeiten zu politischer Konzeption imponierten ihm allein. Leicht wie nur ein Realpolitiker änderte er daher seine Überzeugungen; denn dieser vermag es eben nicht, „ein Vierteljahrhundert über eine Sache die gleiche Auffassung zu haben".

So huldigte Bismarck, ebenso wie die konservative Partei, die damals seine „liberale" Handelspolitik vertrat, dem Freihandel, solange der dem wirtschaftlichen Aufschwung und den Bedürfnissen des Staates zu entsprechen schien. Als neue Aufgaben und neue Umstände es erforderten, ging er zum Schutzzoll über. Auf absolute Wahrheit hatte aber auch dieser darum noch lange keinen Anspruch für ihn. Denn niemals ließ sich Bismarck von einem starren Grundsatz leiten; nur die salus publica war sein Leitstern bei der Bewertung staatlicher Erfordernisse.

Für diese Ergebnisse erbringt Schneider den geschichtlichen Nachweis auf Grund eindringenden Studiums und zahlreicher Zitate aus den maßgebenden Quellen und gedruckten Akten**).

*) Die hierher gehörigen Arbeiten von Dehn, Thudichum, Zeitlin und Böhtlingk hätten immerhin mit demselben Rechte wie Brodnitz benutzt und zitiert werden können.

**) In Betracht kommen dabei vor allem die (fortlaufenden) Publikationen „Das Staatsarchiv", sowie Poschingers zahlreiche Materialsammlungen (die freilich nicht vollständig angegeben werden), besonders letztere eine für unser Thema bisher wenig ausgebeutete Fundgrube; dazu die Stenographischen Berichte des preußischen Land- und deutschen Reichstages; an Memoiren und ähnlichen Zeitdokumenten die Denkwürdigkeiten Bismarcks, R. v. Delbrücks, Tiedemanns und Chlodwig Hohenlohes, Beusts, Bernhardis, Oetgers und Bambergers; an Literatur außer Sybels und Friedjungs grundlegenden Darstellungen dieser Epoche Webers „Geschichte des Zollvereins" (1871) und Mamroths „Geschichte der österreichisch-deutschen Handelsbeziehungen von 1849 bis 1865" (1887). Zeitungen und Zeitschriften, darunter auch die „Grenzboten",

Nur wenn wirtschaftliche Dinge die auswärtigen stark berührten, griff Bismarck in den Machtbereich Rudolf von Delbrücks ein, seines vierzehn Jahre langen Ministerialdirektors, Präsidenten des Bundes- und Reichskanzleramtes, dem er sonst unbeschränkte Befugnis zu eigenhändigem Wirken gab, wie keinem seiner Mitarbeiter vorher und nachher. Weil er dessen höhere Einsicht anerkannte und bis 1879 selbst wenig Zeit und Kraft hatte, um neben den dominierenden auswärtigen auch noch die wirtschaftspolitischen Angelegenheiten zu leiten, übernahm er oftmals die Verantwortung für Dinge, die er nur aus dessen Vorträgen kannte; ja manchmal erfuhr er wohl gar erst aus den Glückwünschen fremder Diplomaten von (unwichtigen) Handelsverträgen, die er mit seiner Unterschrift gedeckt. In zolltechnischen Fragen (über Regelung der Tarife usw.) erkannte er Delbrücks Überlegenheit dermaßen an, daß er sich niemals einmischte; weil er sich dieser Autorität gegenüber für nicht kompetent hielt, war er selbst bei Meinungsverschiedenheiten immer zweifelhaft, ob er sich nicht seinem sachkundigen Urteil fügen sollte.

Sowie aber die hohe Politik in Frage kam, fühlte das die Delbrücksche Freihandelspolitik, wenn man einmal — trotz Anerkennung des innigen Zusammenhangs von Politik und Wirtschaft — von einer solchen isoliert sprechen darf. Deutlich wurde dies zum ersten Male bei den Verhandlungen über den preußisch-französischen Handelsvertrag vom 2. August 1862, den er trotz des Widerspruches einiger Zollvereinsmitglieder bewerkstelligte — weniger weil er das englisch-französische Handelsvertragssystem der Meistbegünstigung für besonders erstrebenswert hielt, sondern weil er Preußens Stellung gegen Österreich und die Mittelstaaten auf diese Weise zu sichern und eine deutsche Zollvereinigung mit Österreich, die er allezeit für eine Utopie hielt, zu hintertreiben dachte. Die vorliegenden Forschungen beweisen wieder deutlich, wie Bismarcks Einfluß auf des Königs „deutsche" Politik auch in Zollvereinsfragen schon von Frankfurt und Petersburg aus entscheidend war, und wie ihm allein das Zustandekommen jenes Handelsvertrages (mit jenen höheren politischen Nebenabsichten, die Delbrück und seinem Könige niemals eigneten) zu danken ist; daß der an der Newa „Kaltgestellte" auch an den eigentlichen Verhandlungen mit Frankreich und an ihrem Abschluß keinen Anteil hatte, ändert nichts an dieser durch zahlreiche Zitate belegten Tatsache*). Als Ministerpräsident hatte er dann die Aufgabe, den Handelsvertrag

sind leider nur für das erste Ministerjahr Bismarcks (1862) — dank Nirnheims (zitierten) „Vorarbeiten über die damalige öffentliche Meinung" (Heidelberger Dissertation 1908) — ausgiebig benutzt, für 1863 ist nur der „Staatsanzeiger", für 1864, 1868 und 1876 die „Provinzialkorrespondenz", für 1868 und 1873 noch die „Nationalzeitung" verwertet. Manchmal, z. B. S. 62 (Anm. 4) und S. 185 (Anm. 5) sähe man allgemeine Bemerkungen über die Ansicht weiter Kreise usw. gern etwas fundiert.

*) Übrigens wollte Bismarck auch im Frankfurter Frieden den durch den Krieg 1870—71 unterbrochenen Handelsvertrag wiederherstellen. In der Einsicht, daß Frankreich zur Aufbringung seiner Kriegskosten Zölle brauchte, gab er sich jedoch mit einem Vergleich zufrieden, nach dem Deutschland unter Voraussetzung der Gegenseitigkeit auch beim Übergang Frankreichs zum Schutzzoll die gleiche Behandlung wie der meistbegünstigten Nation zugesagt wurde

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

im Zollverein durchzusetzen und dadurch Österreichs Anschluß an denselben zu verhindern. Solange aber Österreich in richtiger Erkenntnis der Bismarckschen Absichten mit einem Protest gegen den Vertrag den Eintritt in den Zollverein verlangte, verhielten sich auch die meisten Zollvereinsstaaten ablehnend. Bismarck, der niemals an eine ernste Absicht der Mittelstaaten, den Zollverein zu sprengen, glauben wollte, der diesen vielmehr schon in Frankfurt grundsätzlich, wenn auch nicht tatsächlich für unzerreißbar angesehen hatte — drohte jetzt, daß er in dieser Haltung der Mitglieder den Ausdruck des Willens sähe, den Zollverein mit Preußen nicht fortzusetzen. Aber erst die internationalen Schwierigkeiten, die Österreich im Jahre 1863 (S. 154) nötigten, sich Preußen zu nähern, rechtfertigten seine Berechnung. Wirklich waren nun Sonderverhandlungen Österreichs mit Frankreich glücklich vereitelt und die Mittelstaaten des Rückgrats für ihre Opposition beraubt: sie mußten jetzt den Handelsvertrag mit Frankreich annehmen, eine Forderung, die Bismarck standhaft als erste Bedingung für eine Erneuerung des Zollvereins gestellt hatte.

Als diese gelungen war, betrieb Bismarck, den gebesserten Beziehungen entsprechend, sofort Vertragsverhandlungen mit Österreich. Delbrück aber, der eine Zolleinigung fürchtete und verhindern wollte, durchkreuzte sie mit seinen Fachministern, auf deren Seite auch König Wilhelm stand, indem er vor Bismarcks politischen Plänen warnte. Nun verlangte aber Österreich offen für seine Schwenkung den Eintritt in den Zollverein. Bismarck bemühte sich eifrig, ihm diese Konzession zu erwirken; denn er hielt sie für ein leeres Versprechen, an dessen Verwirklichung in der Zukunft er wegen der Verschiedenartigkeit der Interessen beider Kontrahenten niemals glaubte, mit dessen Abgabe er aber den Sturz Rechbergs verhindern zu können glaubte: eine Tendenz, die er im Interesse des guten Einvernehmens mit Österreich (das er von Rechberg gern durch die preußische Garantie für Venedig gegen Schleswig erkauft hätte) ehrlich erstrebte. Auch wollte er Österreich nach dem Mißerfolg in Schleswig den Scheinerfolg in der Zolleinigungsfrage gewähren, obwohl er statt dieses „Irrlichts" der Zolleinigung persönlich stets nur „die praktische Wohltat" des Handelsvertrages für die Zukunft begehrte. Denn er war gewillt, hier scheinbar nachzugeben, um Bundestreue zu heucheln und so zu verhindern, daß Österreich zum Zwecke wirksamer Opposition gegen Preußen mit den Westmächten und Mittelstaaten in der schleswig-holsteinschen Frage Verständigung suchte. Schließlich gelang es Bismarck doch noch, auch nach Rechbergs Sturz, in einer Konferenz vom 7. November 1864 durch Ausschaltung Delbrücks die Fachminister zur Nachgiebigkeit zu zwingen, so daß schon am 9. in Wien die deutsche Zolleinigung als künftiges Ziel in Aussicht gestellt werden konnte.

Die übrige preußisch-deutsche Handelspolitik Bismarcks in diesen Jahren ist schnell erzählt. Wieder nur griff er auch hier ein, wenn mit wirtschaftlichen Mitteln politische Zwecke zu erreichen waren, sei es, daß er durch Handelsverträge den Zollverein im europäischen Konzert günstig stellen, sei es, daß er dadurch seine

Gegner bekämpfen wollte. Die Handelsverträge mit Belgien, England und der Schweiz, sämtlich im Jahre 1865, unterzeichnete er ohne große Verdienste um ihr Zustandekommen. Auch an dem Abschluß der Handelsverträge mit Portugal und Persien (1872) hatte er keinen positiven Anteil, wenn er es auch freudig begrüßte, daß durch regere wirtschaftliche Beziehungen auch die diplomatischen erweitert wurden. Mehr Anteil hatte er an der Regelung der Handelsbeziehungen mit Italien, das nicht nur ein Protokoll, sondern einen Meistbegünstigungsvertrag verlangte. Da ein solch feierlicher Vertrag die Anerkennung des Königreiches Italien erforderte, die die Südstaaten mit Rücksicht auf Österreich vermeiden wollten, beschloß Bismarck, der die Wünsche Italiens teilte, die Grundzüge des soeben mit England abgeschlossenen Handelsvertrages den Verhandlungen zugrunde zu legen, die der Zollverein unmöglich verweigern konnte, nachdem er sie eben erst gebilligt. Noch zum Jahresschluß 1865 wurde denn auch der Vertrag unterzeichnet. Österreichs Opposition beachtete Bismarck nicht, denn er freute sich, einen Schritt weiter gekommen zu sein auf der Bahn der Hinaustreibung Österreichs aus Deutschland durch Schwächung seines Einflusses auf den Zollverein und durch Gewinnung seiner Gegner zu wirtschaftlichen und bald auch politischen Bundesgenossen.

Keinen Erfolg hatte in diesen und auch in späteren Jahren die westmächtliche freihändlerische Wirtschaftspolitik Bismarcks in Rußland, das in handelspolitischen Fragen außerordentlich rückständig keinen Vorteil aus Zollbeschränkungen anerkannte*). Darum scheiterten später selbst die Verhandlungen über einen harmlosen Schiffahrtsvertrag, um den sich Bismarck eifrig bemühte, weil Rußland auch damals jeden Schein einer Freihandelspolitik vermeiden wollte.

Im Jahre 1867 hatte Bismarck den Zollverein, der immer seine Voraussetzung für das Ziel — Preußens Führung in Deutschland — war, zum Zollparlament umgestaltet. Aus einem wirtschaftlichen Staatenbund war damit ein wirtschaftlicher Bundesstaat geworden, der die Grundlage bilden sollte für eine baldige politische Einigung. Unter großen Schwierigkeiten und hauptsächlich dank der kulanten Art seiner diplomatischen Verhandlungen mit den eifersüchtig auf ihrer Souveränität pochenden Südstaaten hatte er einen Teil seiner Aufgabe glücklich gelöst. Das freie Einspruchsrecht der einzelnen Zollvereinsstaaten war beseitigt, an Stelle der ewig tagenden schwerfälligen Generalkonferenzen war ein Zollbundesrat getreten als Repräsentation der Regierungen unter Preußens Vorsitz, dazu als Gesamtvertretung des deutschen Volkes ein Zollparlament, das aus allgemeinen Wahlen hervorgehen sollte.

Trotzdem erreichte Bismarck nicht, wie er gehofft, auf organischem Wege mit dieser Neuerung das große Endziel, die Begründung des Reiches. Hinderlich

*) Allerdings machte wohl auch die Rücksicht auf die Interessen der deutschen Seestädte die Beibehaltung eines die Landeinfuhr deutscher Waren begünstigenden Differentialzolls unmöglich. Vgl. (auch zum Folgenden) Valentin Wittschewsky, Rußlands Handels-, Zoll- und Industriepolitik, Berlin 1905, S. 132 f.

waren einer solchen vor allem der Widerstand der Südstaaten, die aus überängstlichem Partikularismus nicht einmal die Festsetzung aller indirekten Steuern dem Zollparlament übertrugen und eine Tarifreform, die im alten Zollverein nur die Zustimmung der Zollvereinsstaaten bedurft hatte, nicht im Wege der Gesetzgebung, sondern der Handelsverträge bewerkstelligen, also von der Bereitwilligkeit außerdeutscher Staaten abhängig machen wollten; hinderlich waren ihr weiter die Beschränkung der staatlichen Kompetenzen, der das Zollparlament aus demselben Grunde unterlag, und nicht zuletzt die politischen Rücksichten (namentlich die Eifersucht Frankreichs über den Ausgang des deutschen Krieges von 1866), mit denen Bismarcks auswärtige Politik belastet war: hatten doch alle großen Mächte ein Interesse daran, daß aus der wirtschaftlichen Einigung Deutschlands möglichst keine politische werde!

An den trockenen Verhandlungen des Zollparlaments über Tarif- und Finanzfragen, die ohne politische Bedeutung waren, nahm Bismarck kaum mehr irgendwelchen Anteil. Wie die Zeit, die (um in Ludwig Bambergers Worten zu reden) erkannte, daß nur in gewaltigen Zeiten sich das Zollparlament zu Gewaltigem aufraffen könne, so erwartete auch er nicht mehr das Heil von dieser Seite; er sah jetzt in der politischen Einigung eine Machtfrage der Zukunft, die „mit Eisen und Blut" entschieden werden mußte, und konnte ihrer Lösung getrost entgegensehen, da die Bahnen, in denen sich jene vollziehen mußte, von ihm mit dem Zollparlament weise festgelegt worden waren.

Wie er schon auf dem Schlachtfelde von Königgrätz eine politische Verbrüderung mit Österreich als das Ziel seiner zukünftigen Politik im Auge hatte, so erstrebte er zunächst eine Wiederherstellung der durch den Krieg aufgehobenen Handelsbeziehungen, um auf diesem Wege in dem letzten Kampfe um die Einigung Deutschlands die Freundschaft des soeben Besiegten zu gewinnen. Schon im Februar 1867 mußten aber die Verhandlungen über die Erneuerung des Handelsvertrages mit Österreich abgebrochen werden, da Preußen durch Österreichs Forderung, die Weinzölle zu ermäßigen, mit dem französischen Sonderhandelsvertrag mit Mecklenburg in Konflikt kam, den es zuerst zu brechen galt. Bismarck benutzte die Gelegenheit, auf diesem Wege Mecklenburg den Eintritt in den Zollverein zu ermöglichen. Nach Abschluß der Verhandlungen im Januar 1868 waren alle Hindernisse für einen Vertrag mit Österreich beseitigt und damit das gute Einvernehmen angebahnt, das Bismarck zu einem glücklichen Ausgang des deutsch-französischen Krieges nötig hatte.

Zum Schluß noch ein Wort über Bismarcks Umkehr zur autonomen Handelspolitik! Daß sie nicht plötzlich einsetzte, sondern lange und genau vorbereitet war, wissen wir schon lange. Wann sie sich aber in Bismarcks Kopf vollzog, ersehen wir auch aus Schneiders Ausführungen nicht deutlich; es wird erst nach Öffnung der Archive möglich sein. Sicher ist schon jetzt, daß sich mit der Wendung zur Schutzzollpolitik in Bismarcks Stellung zur Handelspolitik überhaupt eine prinzipielle Wandlung vollzog; sie berechtigt dazu, seitdem von

einer bewußten, auf bessere Einsicht in die wirtschaftlichen Bedingungen gegründeten Handelspolitik zu sprechen im Gegensatz zu seiner sogenannten Freihandelspolitik, die nur ein tatsächliches „Gehenlassen" der wirtschaftlichen Dinge unter Delbrücks Ägide bedeutet, das außerdem (wie wir sahen) in der — politischen — Stellung zu Österreich seine tiefere Begründung hatte.

Als Preußen im Kampfe um die Vorherrschaft und Einheit in Deutschland gesiegt, als dann das Reich erstanden, war es der Zwang der wirtschaftlichen Verhältnisse, der den Reichskanzler aus einem Führer der politischen zu einem Führer der wirtschaftlichen Bewegung in Deutschland machte. Immer intensiver wandte er daher seine Aufmerksamkeit den materiellen Interessen des Reiches zu, und diese Beschäftigung mit den wirtschaftspolitischen Fragen führte ihn immer mehr zu einer staatssozialistischen, neumerkantilistischen Ansicht. Ein Konflikt mit dem prinzipiellen Freihändler Delbrück konnte daher nicht ausbleiben. Schon Anfang der siebziger Jahre beobachtet man*) eine Verkleinerung seiner Machtfülle und seines Einflusses auf die Wirtschaftspolitik des Reiches, bald schwand Bismarcks Glaube an Delbrücks Überlegenheit immer mehr, so daß der hochverdiente Mann schließlich 1876 „aus Gesundheitsrücksichten" vom Amte zurücktrat, wie Bismarck damals auch Bennigsen versicherte**).

Immerhin zögerte Bismarck auch dann noch, mit dem alten System zu brechen, was sich auch in der mit Rücksicht auf die Nationalliberalen getroffenen Wahl von Delbrücks Nachfolger Hofmann zeigte***). Zwar erkannte er früh (nach unserer Kenntnis zuerst in einem Promemoria vom Oktober 1875), daß Deutschland wirtschaftlich ausgeliefert war an alle Staaten, die ihm für seine Zollbefreiungen und -ermäßigungen nicht nur nicht mit Kompensationen, sondern vielmehr mit Schutzzöllen dankten und daß dagegen Repressalien notwendig seien. Allein, die freihändlerische Gesinnung Delbrücks war auch ihm dermaßen in Fleisch und Blut übergegangen, daß er noch 1871 Frankreichs Schutzzollpolitik im Interesse der europäischen Großmächte zu bekämpfen suchte und noch 1876, wenn auch mit weniger Zuversicht, die französischen Eisenzölle durch diplomatische Verhandlungen im Wege des Handelsvertrages zu beseitigen dachte. Ja, noch Mitte Februar 1878, als er das Tabaksmonopol plante, wollte er „nur einige Umkehr vom Freihandelssystem, wenn auch ohne Annahme des Schutzzollsystems" zu dem der Kaiser neigte†). Die ersten Kampfzölle beabsichtigte er gegen Italien, das zwecks Abschlusses eines Handelsvertrages einen Tarifvertrag mit beträchtlichen Erhöhungen eingereicht hatte; aber erst gegen russische Hochschutzzölle sah er keinen anderen Ausweg als Kampfzölle auf russische Ausfuhrartikel.

Wieweit Kaiser Wilhelms Befürwortung eines mäßigen Schutzes der nationalen Arbeit, wie sie Tiedemann aus dem Jahre 1876 berichtet, Bismarcks

*) Poschinger, „Ein Achtundvierziger", III, 352.
**) Eugen Richter, „Im alten Reichstag" I, 146.
***) An gleicher Stelle.
†) Erinnerungen an Fürst Bismarck von Frhr. v. Mittnacht, S. 61.

Entschließungen beeinflußt haben kann, entzieht sich unserer Kenntnis. Sicher scheint aber nach Schneiders Untersuchungen, daß nicht erst die (daselbst nicht mehr erwähnte) Eingabe Bleichröders, die Ende des Jahres 1878 eine englische Schutzzollära prophezeite*), ausschlaggebend gewesen sein kann. Denn schon bald nach Delbrücks Rücktritt gab Bismarck der Wirtschaftspolitik die neue Richtung. Es ist bezeichnend, daß wiederum Österreichs Haltung die (wie wir sahen) indirekte Schuld an Bismarcks langjähriger Freihandelspolitik trug, auch die neue Wirtschaftspolitik veranlaßte: ein interessantes Beispiel für die enge Verknüpfung unserer neuesten Geschichte mit den Geschicken unseres Bruderstaates! Denn in der Tat liegt der Beginn der deutschen Schutzzollära in dem Moment, wo Bismarcks Verhandlungen über den Handelsvertrag mit Österreich scheiterten**).

Deutsche Bühnenkunst in den letzten zwanzig Jahren

Von Dr. Arthur Westphal-Berlin

I.

Der Schauspieler soll, nach Hamlets Wort, dem Jahrhundert und dem Körper der Zeit den Abdruck ihrer Gestalt zeigen. Umgekehrt könnte man sagen: Die Tiefe und der Ernst einer Zeitbewegung läßt sich an der Intensität ermessen, mit der sie von der wunderlichen Welt des Theaters reflektiert wird. Das klingt vielleicht paradox. Und es ist auch nur zum Teil richtig. Es hat Zeiten gegeben, in denen die Bühne jeder Berührung mit dem vorwärts flutenden Leben ängstlich aus dem Wege ging und besorgt die Augen zukniff, sobald sie merkte, daß der Wind etwas schärfer zu pfeifen begann. Aber das sind, bei Licht besehen, vorübergehende Erscheinungen, die der Wucht geschichtlich begründeter Entwicklungen nicht standzuhalten vermochten. Auch die Bühne hat, wie alles auf dieser Welt, noch jedesmal vor dem unbarmherzigen Gesetz der Kausalität kapitulieren müssen.

Unsere Zeit, deren wesentliches Merkmal ein fieberhaft beschleunigter Pulsschlag ist, hat diesen Beweis mehr als einmal erbracht. Das deutsche Theater hat in den letzten zwanzig Jahren eine vielgestaltige Entwicklung durchlaufen, welche die jeweilig diskutierten ästhetischen Fragen in allen ihren Einzelheiten und mit der Treue eines blankgeputzten Spiegels wiedergab. In diesem bereitwilligen Reagieren auf Zeitströmungen liegt Großes und Kleines dicht bei-

*) Tiedemann, „Sechs Jahre Chef der Reichskanzlei", 319.

**) Dabei war anfangs August sein Standpunkt: „Wir geben die Hoffnung auf Konzessionen Österreichs nicht auf und sind vor allem eifrig bemüht, die Beibehaltung des Veredlungsverkehrs zwischen den beiden Staaten zu sichern. Wir werden, wenn die österreichischen Tarifvorschläge nach wie vor unannehmbar bleiben sollten, unsere Forderungen hierauf vorzugsweise richten" (Poschinger, „Also sprach Bismarck" II [Wien 1911], S. 277).

einander. Daß die fabelhafte Beweglichkeit der deutschen Bühne dem Theoretiker wie dem Praktiker der Kunst die allerwertvollsten Perspektiven eröffnete, liegt auf der Hand; und so gewiß wir uns in den letzten zwanzig Jahren zur ersten Theaternation der Welt heraufgearbeitet haben, so sicher kommt diese Tatsache auf Rechnung einer überraschend differenzierten Bühnenkunst, die ihren vornehmsten Beruf darin sah, Zeitprobleme in ihrem Sinne zu meistern und den Zusammenhang mit der leibhaftigen Gegenwart niemals vergessen zu machen. Auf der anderen Seite sind die Nachteile dieser Methode nicht zu verkennen. Das Folgenwollen bis in die tiefsten Labyrinthe zeitgenössischer Problematik mußte hier und da naturgemäß zu künstlerischer Unfruchtbarkeit führen, zum gelegentlichen Aufbauschen von Nebensächlichkeiten und zu absonderlichen Verirrungen, die kein Ernsthafter gutheißen kann. Das ist nun einmal nicht anders in den Zeiten tastender Versuche. Der künstlerische Abstand zu den Dingen bedeutet hier alles. Und zur Gewinnung dieses Abstandes verhilft uns wieder die schnellebige Zeit, die uns eine Reihe von Entwicklungsphasen, die zwanzig und weniger Jahre zurückliegen, schon heute unter dem Gesichtswinkel einer historisch-kritischen Betrachtungsweise anzusehen gelehrt hat.

Wer einen Überblick über die Bühnenprobleme der letzten zwanzig Jahre geben will, wird somit seinen Ausgang von den ästhetischen Zeitproblemen überhaupt nehmen müssen. Die Bühne kann eben, ihrem ganzen Wesen nach, nichts anderes sein als der mehr oder weniger liebevolle Interpret der jeweilig herrschenden ästhetischen Weltanschauung. (Dabei lassen wir es allerdings dahingestellt sein, ob diese ästhetische Weltanschauung nun auch immer ein erschöpfender Ausdruck für das gewesen ist, was in der Gesamtheit der deutschen Intelligenz nach künstlerischer Auferweckung verlangte.) Darüber hinaus ist ihre Macht zu Ende. Und es hieße eine Umwertung aller Werte schaffen, wollte man bei einer ästhetischen Betrachtung wie der unsrigen von dem Theater als der Primärerscheinung ausgehen. Geheime Wechselwirkungen zwischen Bühne und literarischem Zeitgeist bestehen. Das ist selbstverständlich. Aber der Anstoß zu wirklich durchgreifenden Revolutionierungen des Theaters ist noch jedesmal vom Dichter und nicht vom praktischen Theatermanne gekommen.

Das zeigt sich denn auch gelegentlich jener tiefgreifenden Bewegung, die im vorigen Jahrhundert gegen Ende der achtziger Jahre einsetzte und die von der zeitgenössischen Literaturgeschichte mit etwas übertriebenem Pathos die Sturm- und Drangperiode des neuen deutschen Dramas genannt wird. Wir haben es hier mit den einzelnen Phasen dieser Bewegung nicht zu tun. Denn wir schreiben keine Literatur-, sondern eine Theatergeschichte. Die ästhetischen Kämpfe von damals können also nur ganz kurz, sozusagen als Mittel zum Zweck, gestreift werden, nämlich insofern, als sie die Vorbedingung für das schufen, was wir die Schauspielkunst des jüngsten Deutschlands nennen wollen.

Wenn wir heute die schon historisch gewordenen Begebenheiten jener Jahre sine ira et studio überblicken, werden wir ihre starke Bedeutung für die Fort-

entwicklung des deutschen Dramas nicht leugnen können. Freilich lächeln wir über manches, was den Stürmern und Drängern der achtziger und neunziger Jahre zum wesentlichen Bestandteil ihres ästhetischen Glaubensbekenntnisses gehörte. Wir sehen die grotesken Übertreibungen in dem Tun dieser Leute, die mit Spießen und Hellebarden gegen eine morsch gewordene Ästhetik zu Felde zogen und die den neuen Menschen und die neue Kunst zu suchen gingen hinter qualmenden Fabrikschloten, in dem mörderischen Lärm großstädtischer Maschinensäle, in Proletarierwohnungen, in Kaschemmen und im Kreise der traurigsten Prostitution. Aber wir begreifen auf der anderen Seite, daß die rein destruktive Arbeit jener hitzigen Philistertöter ihre tiefe Berechtigung hatte, — schon deshalb, weil die an den Türen rüttelnde Jugend immer das entscheidende Wort behält. Mag man gegen die Henckell und Schlaf, die Holz und Conradi, die Harts und Bleibtreu und Kretzer und wie sie alle heißen mögen, sagen, was man will: Was sie getan haben, bleibt ehrliche und begeistert betriebene Pionierarbeit, die ihre höhere Weihe darin fand, daß wirklich der scharfe Luftzug einer ganz neuen Zeit in ihr wirkte. Was unklar und verworren seit langem in Tausenden von Herzen nach Befreiung rang, wurde hier mit prachtvoller Unerschrockenheit zum ersten Male ausgesprochen und gewann über Nacht greifbare Gestalt. Wir waren, wie es schien, um einen Riesenschritt weiter gekommen. Das Jahrhundert, in dem die Dynamomaschinen ratterten, die Eisenbahnen dampften, die elektrischen Funken um den Erdball sprangen, das soziale Jahrhundert, dem ein Marx, ein Lassalle, ein Stirner gepredigt, fand zum ersten Male im Reiche der Kunst ein wirkliches Echo.

Denn bis dahin sah es auf dem deutschen Parnaß traurig aus um das Verständnis der brennendsten Zeitfragen. Die Dramatik war den Aufschwung, den man nach dem großen französischen Kriege von ihr erwartete, schuldig geblieben. Sie steckte bis an den Hals in hoffnungslos verknöchertem Epigonentum, in akademisch blassem Versgeklingel und in sanftäugiger Backfischromantik, der die Verlogenheit und Weltfremdheit aus allen Löchern ihres abgetragenen Gewandes sah. Paul Lindau und Hugo Lubliner täuschten in ihren an Dumas und Sardou geschulten sogenannten Sittenstücken eine künstliche Modernität vor. Moser, Trotha, L'Arronge und Blumenthal versetzten dem lieben Publiko jahraus, jahrein ihre angeblichen Komödien, die in ihrem Ehrgeiz über das Weichbild des rühmlichst bekannten Städtchens Kalau selten hinausgingen, und fernab stampfte Ernst v. Wildenbruch in Ritterrüstung über die märkische Heide und sang als begabtester, weil gläubigster Schillerepigone seine weittönenden Rhapsodien. Die Schauspielkunst selber, der es an würdigem Material gebrach, war immer mehr in Konvention und akademischem Formalismus erstarrt. Die „Meininger", die das wichtigste Theaterereignis der achtziger Jahre waren, kamen mit ihrer farbigen Belebung und sinnfälligen Nuancierung des Bühnenbildes eigentlich nur für das klassische Stildrama in Betracht. Und in ihm hatte denn auch die Schauspielkunst jener Tage die starken Wurzeln ihrer Kraft,

die ihr kein redlich Denkender abstreiten wird. Die Wiener Burg, die in Sonnenthal und Mitterwurzer, in Baumeister und Charlotte Wolter die suggestivsten Interpreten des schauspielerischen Heroismus besaß, war damals die Bühne, die den Ton angab und ihrer ganzen Tradition nach angeben mußte. In größeren oder kleineren Abständen folgten dann die Hoftheater von München, Berlin, Dresden, Stuttgart. Der Maßstab für den Gegenwarts- und Kulturwert einer Bühne war ausschließlich die Art und Weise, wie sie Shakespeare, Schiller und allenfalls Grillparzer spielte. Das sogenannte moderne Konversationsstück, das sie mit den akademischen Mitteln einer überlieferten Sprechkunst meisterte, wurde daneben an die Wand gedrückt. Was aber vollkommen fehlte, war der Zusammenhang und das Zusammengehörigkeitsgefühl mit der leibhaftigen Gegenwart, die doch wirklich ernst genug war, um tausend neue Probleme auszulösen. So weit man sah und hörte, kein Abglanz und kein Widerklang von dem, was den Menschen einer politisch und sozial und ökonomisch tief durchfurchten Zeit die Köpfe heiß machte! Nicht das leiseste Echo weckte die brausende Melodie eines Jahrhunderts, das man das deutsche zu nennen gelernt hatte. Und nicht die Spur einer Verbindung knüpfte sich an zwischen dem heiß pulsierenden Leben des Tages und den Schreibtischen weltentrückter Bühnenschriftsteller und Regisseure.

In diese künstlerische Öde fuhr nun die neue proletarische Bewegung reinigend wie ein Gewitter hinein. Mit sicherem Instinkt faßte sie den Gegner da, wo er am leichtesten zu verletzen war: bei seiner Weltfremdheit, bei seiner in Konvention erstarrten Form und bei seiner unsozialen Verlogenheit. Der Boden war bereitet. Das Alte hatte abgewirtschaftet und brach denn auch prasselnd wie morsches Holz beim ersten ernsthaften Anprall zusammen.

Natürlich wurde auch diese wie jede menschliche Bewegung nicht über Nacht geboren. Die großen Anreger und Urbarmacher eines neuen Zeitalters hatten mit stiller Zähigkeit Saatkörner gepflanzt, die nun allmählich aufgingen. In Deutschland selbst hatte Nietzsche gesprochen und Anzengruber eine von Gesundheit und Farbe strotzende Bauernkunst zum Leben erweckt, von Rußland drang die düstere Pracht und der imposante Wahrheitsfanatismus der Dostojewski und Tolstoi, der Turgenjew und Gogol herüber, und in Frankreich schrieben Zola und Flaubert das Schlagwort vom Realismus in der Kunst auf ihr weithin flatterndes Panier. Die mächtigste und nachhaltigste Befruchtung aber kam der deutschen Bühne aus Norwegen. Das langsame, trotz lebhafter Widerstände nicht aufzuhaltende Vordringen Henrik Ibsens bedeutet für das deutsche Theater den Beginn einer neuen und in ihren Resultaten nicht zu übersehenden Zeit. Und wenn man sich schon an historische Daten klammern will, so mag man feststellen, daß die dramatische Kunst unseres Zeitalters mit der stürmischen Berliner Aufführung der „Gespenster" vom 9. Januar 1887 aus der Taufe gehoben wurde. Die unerhörte psychologische Eindringlichkeit und der bohrende Wahrheitsdrang, womit der grübelnde Norweger den Organismus einer durch und durch fauligen

Gesellschaftsschicht bis auf die Knochen bloßlegte, stand damit zur ersten öffentlichen Diskussion und entfesselte denn auch im Lager des versammelten Philisteriums die empörtesten Protestresolutionen.

Aber die Bewegung war nun einmal im Fluß und durch nichts mehr aufzuhalten. Ibsen fand in Deutschland eine treue Gemeinde, die ihre Haut für ihn zu Markte trug und an deren Spitze ehrliche und gebildete Kämpfernaturen wie Otto Brahm und Paul Schlenther traten. Die Gründung der Freien Bühne im Jahre 1889 war das erste und greifbare Resultat der neuen Bewegung. Und das zweite war der unter wüsten Kämpfen durchgesetzte Triumph eines jungen deutschen Dramatikers: Gerhart Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang" wurde am 20. November 1889 zum ersten Male in Berlin gespielt und machte den Namen seines Autors über Nacht zu einer europäischen Berühmtheit.

Es war klar, daß nun auch die deutsche Schauspielkunst irgendwie zu der neuen Bewegung Stellung nehmen mußte. Die von der bisherigen Theatermanier weitaus verschiedene Anschauungsart und Technik eines Ibsen oder eines Hauptmann trat mit ihren gebieterischen Forderungen auch an den Darsteller heran. Das auf glatte Feuilletonphrasen gearbeitete Pathos Paul Lindaus oder Oskar Blumenthals hatte hier keinen Raum mehr. Und die Heroinentradition der deutschen Hoftheater trat vor den Forderungen der Gegenwart erst recht in den Hintergrund. Die Menschen Ibsens und Hauptmanns redeten die Sprache des Lebens. Der klassische Kothurn war ihnen so fremd wie das Jambengeklingel der Schillerepigonen. Sie sprachen, wie Nachbar Schulze und Lehmann zu sprechen pflegen, hatten die rüden Manieren, die die meisten Zeitgenossen nun leider Gottes haben, aßen und tranken und schmatzten dabei wie die erstbeste kleinbürgerliche Familie. Sie verschluckten halbe Sätze, räusperten sich und husteten, steckten die Hände in die Hosentaschen und redeten von den allersimpelsten Alltagsdingen. Der in klassischer Tradition großgewordene Hofschauspieler, dem, wie Otto Brahm in einer historischen Würdigung der Freien Bühne einmal gesagt hat, „leicht ein Schein von Gefallenwollen anhaftete, von Wirkenwollen im Sonderinteresse des Mimen, von beifallheischender Koketterie", konnte sich hier niemals zurechtfinden. An seine Stelle mußte ein junges Geschlecht treten, das mit den neuen Idealen groß geworden war und nun mit voraussetzungsloser Gläubigkeit an die Verkündung des als einzig wahr erkannten Evangeliums gehen konnte — ein Geschlecht, das, weil selbst traditionslos, an keine Rücksichten gebunden war und deshalb auch vor Übertreibungen nicht zu erschrecken brauchte.

Und das junge Geschlecht kam, wurde gesehen und siegte. Die Berliner Freie Bühne züchtete in märchenhaft rascher Entwicklung den Typ jenes Schauspielers, den wir den naturalistischen nennen würden, wenn das Wort nicht durch allzu häufigen und allzu gedankenlosen Gebrauch gar so sehr abgegriffen wäre. Wir wollen ihn deshalb lieber den modernen Schauspieler κατ' ἐξοχήν

nennen. Modern ist er in dem Sinne, als er von einschneidender Bedeutung für die gesamte deutsche Bühnenkunst seit 1890 wurde, modern in dem Sinne, als er mit der Entwicklung des jüngstdeutschen Dramas auf das allerinnigste verwachsen ist. Und modern ist er auch deshalb, weil wir in ihm auch heute noch die wirklichen schauspielerischen Werte unserer Zeit verkörpert sehen.

Man hat den Schauspieler Emanuel Reicher, der heute zum Verband des Berliner Lessingtheaters gehört und der in der oben genannten „Gespenster"-Aufführung der Freien Bühne den Pastor Manders spielte, den Vater des deutschen Naturalismus genannt. Der Kulissenwitz hat daraus eine hübsche und charakteristische Anekdote gemacht. Emanuel Reicher, sagen die freundlichen Kollegen, hat den Naturalismus dadurch entdeckt, daß er den Text seiner Rolle niemals beherrschte und nun notwendig auf stockend herausgebrachte Improvisationen, auf Gesprächspausen, die durch Räuspern und Husten ausgefüllt wurden, mit anderen Worten auf das, was man im Theaterjargon „Schwimmen" nennt, angewiesen war. Das mag in der anekdotenhaften Pointierung arg übertrieben klingen. Aber es kennzeichnet die Situation besser als langatmige ästhetische Auseinandersetzungen. Den jungen Schauspielern kam es vor allen Dingen auf ungeschminkte Natürlichkeit, d. h. auf eine möglichst augenfällige Annäherung an die Alltagssprache des Lebens an. Sie verfochten ihre Prinzipien mit einer Zähigkeit, die bis an Philistrosität grenzte. Sie benahmen sich grundsätzlich salopp und gewöhnlich, steckten die Hände in die Hosentaschen, drehten dem Zuschauer den Rücken zu und verschluckten mit Vorliebe halbe oder auch ganze Sätze, um nur ja nicht in den Verdacht einer veralteten Kunstauffassung zu kommen. Das führte naturgemäß hier und da zu unerlaubten Auswüchsen. Aber wer sich bei der Kritik einer neuen Bewegung an die schlechten Angewohnheiten einiger ihrer ersten und unreifsten Mitläufer klammert, wie es z. B. Paul Goldmann in seinem galligen, ungerechten und dabei äußerst oberflächlichen Buche „Literatenstücke und Ausstattungsregie" (im Verlage von Rütten u. Löning, Frankfurt a. M.) tut, der verkennt die Situation und verrät durch seine Ahnungslosigkeit, daß er zu den tiefsten künstlerischen Fragen der Zeit keine inneren Beziehungen hat. Die Bedeutung der modernen Schauspielkunst liegt in ihrer unerbittlichen Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit, in ihrem innigen Verwachsensein mit dem Leben und mit der Scholle, in ihrer tausendfältigen Farbenmischung und Belebung des gesprochenen Wortes und der darstellerischen Geste. Daß diese Art Schauspielkunst, wenn sie auch weniger schmachtlockige Tenoristen als denkende und unverbildete Menschen verlangt, sehr wohl eine architektonische Gliederung und eine künstlerische Gestaltung im Sinne einer schulgemäßen Ästhetik gestattet, ist durch ihre wirklich berufenen Vertreter hundertfach bewiesen worden. Künstler von der wundervollen Erdhaftigkeit eines Rudolf Rittner, einer Else Lehmann, einer Rosa Bertens, einer Hedwig Wangel, Menschenschöpfer von der verstehenden Güte eines Oskar Sauer, eines Emanuel Reicher, einer Agnes Sorma, Bildner von der Subtilität und Differenziertheit eines Albert Bassermann, einer

Irene Triesch, einer Gertrud Eysoldt — sie würden alle Verkehrtheiten und Übergriffe einer ästhetischen Revolution hundertfach rechtfertigen, wenn diese Revolution in den Augen ernsthafter Menschen eine Rechtfertigung überhaupt nötig hätte. Wo viel Licht ist, da ist auch viel Schatten. Aber wer deshalb dem Lichte die Existenzberechtigung abstreiten wollte, wäre ein Narr oder etwas noch Schlimmeres. „Natürlich," sagt Otto Brahm, der intellektuelle Führer der Freien Bühne, „wenn die Erde bebt, stürzen die Verbrecher auf die Straße; und so brachte denn die künstlerische Erschütterung von 1889 auch manchen ästhetischen Verbrecher zu kurzer Geltung, unter den Dichtenden wie unter den Darstellenden. Uns dafür verantwortlich machen heißt ähnliches tun, wie etwa Goethe den wilden Schwarm der Ritterdramen aufbürden oder dem Dichter der ‚Räuber' den ‚Abällino' Zschokkes zur Last setzen, jenen großen Banditen."

Die Geschichte hat den Kämpfern jener stürmischen Jahre recht gegeben. Das ist und bleibt das Entscheidende. Die wirklichen Werte, welche die deutsche Bühne heute zu vergeben hat, stammen im wesentlichen von den Schülern des sogenannten Naturalismus. Natürlich ist das, was in dem Sturm und Drang der Freien Bühne zum Leben erweckt wurde, allmählich in ruhigere Bahnen gelenkt worden. Man ist bescheidener geworden, hat manche totgeglaubte Form wieder akzeptiert und sieht gewisse Grenzen, die man früher nicht sah. Aber man bucht mit stillem Triumphgefühl als die wesentlichsten Posten auf der Kreditseite des modernen deutschen Theaters — neben anderen, mehr oder weniger wichtigen Nachzüglern — die Namen Henrik Ibsen und Gerhart Hauptmann, die heute nicht mehr umstrittene Kampfobjekte, sondern teure und unersetzbare Besitztümer sind.

Von der Wirksamkeit der Freien Bühne und des späteren, von Brahm übernommenen Deutschen Theaters her datiert denn auch die heute anerkannte Hegemonie Berlins in theatralischen Dingen. Die neue Bewegung war in Berlin geboren worden und ging von dort aus. Ihre erklärten Sprecher waren Berliner Literaten, die zum Teil aus der Scherer-Schule, zum größeren Teile aber aus dem unmittelbaren Leben kamen. In Berlin war es, wo Ibsen und Hauptmann, Halbe, Sudermann und Hirschfeld durchgesetzt wurden, wo alles zusammenfloß, was irgendwie teilhaben wollte an der neuen Morgenröte deutscher Kunst und Kultur. Berlin war die erste und einzige Instanz. Was hier entschieden wurde, schien ein für allemal anfechtbar.

Der Ruhm des alten Burgtheaters an der Donau mußte daneben verblassen. Die brennenden Fragen der Gegenwart, die plötzlich vor den Augen der ganzen Welt auf der Bühne verhandelt wurden, schienen den Leuten wichtiger als die stilisierte Feierlichkeit des klassischen Theaters, das fünfzig Jahre vorher schon genau so stilisiert und genau so feierlich gewesen war. Die verblüffende Unerschrockenheit und das jubelnde Selbstbewußtsein der über Nacht geborenen Kraftgenies riß auch Nachdenkliche in den allgemeinen Enthusiasmus hinein. Man spottete über die akademische Starrheit und das Stelzengehen der

heroischen Tragödie, man nagelte Schiller ans Kreuz und schalt ihn einen „Moraltrompeter von Säckingen".

Die Wiener Burg und mit ihr die übrigen deutschen Hoftheater haben, was vorauszusehen war, diesen Ansturm ausgehalten. Als auf den ersten Begeisterungsrausch eine mit leisem Katerweh gemischte Ernüchterung folgte, besann man sich auch wieder auf das Drama großen Stils, das denn doch noch etwas mehr verlangt als die psychologische Analyse der Naturalisten. Aber davon später. Für den Augenblick war die Wahrheit, daß Wien seine Führerrolle an Berlin abgegeben hatte, nicht aus der Welt zu schaffen. Die Jugend hatte das Wort. Und die Jugend erzwang sich von Berlin aus das erste und lauteste Gehör.

Den bereitwilligsten Widerhall fand sie in München, das sich von jeher mit aufrichtiger Liebe allem verschreibt, was nur irgend den Pulsschlag eines kommenden Lebens spüren läßt. Hier erstand der „Moderne" — das neue Schlagwort war von dem Wiener Hermann Bahr geprägt worden — ein ehrlicher und beredter Fürsprecher in Michael Georg Conrad und später in Georg Stolberg, der noch heute Direktor des Münchener Schauspielhauses ist. Hier saß ein Häuflein ernsthaft suchender Künstler, wie eine große Familie beisammen und brachte den neuen Ideen, die vom Norden herüberklangen, ein begeisterungsfähiges Herz, aber vielleicht auch ein Körnchen ganz verstohlener Skepsis entgegen. Hier bäumte man sich, schon aus partikularistischem Ehrgeiz, ein klein wenig gegen die Selbstverständlichkeit der Berliner Gewaltherrschaft, um dann schließlich doch seine besten Anregungen und seine wertvollsten künstlerischen Erwerbungen in eben diesem Despotismus zu finden.

Im übrigen blieb es vorderhand in den deutschen Hauptstädten noch auffallend ruhig. In Leipzig stellte Dr. Karl Heine ein eigenes Ibsen-Ensemble zusammen und gab in großen Provinzstädten eine Reihe von Gastspielen, die dem neuen Evangelium im stillen zahlreiche Freunde warben. Das „Zur Diskussion-Stellen" der neuen Probleme war natürlich der erste Schritt, auf den um so mehr alles ankam, als sich die offiziellen Theaterdirektionen gegen das, was sie am Naturalismus ungeheuerlich, staatsaufwühlend und schmutzig fanden, mit Händen und Füßen wehrten und auf keinen Fall teilhaben wollten an der großen Verderbnis der Zeiten. Ein weiteres Hindernis war die angeborene Denkfaulheit und die Gleichgültigkeit des deutschen Philisteriums, das allen Neuerungen, sowie sie anarchistischer Umtriebe verdächtig waren, mit Entschiedenheit in den Weg trat.

Alle diese Hindernisse galt es nun nach und nach zu nehmen. Es kam dabei weniger auf schneidige Husarenangriffe, als vielmehr auf zähe und stetige Einzelarbeit an. Vor allen Dingen galt es, Vorurteile zu zerstören, Intelligenzen heranzubilden und den Sinn für soziale und kulturelle Zusammenhänge zu wecken. Diese Arbeit, die schon rein als Leistung höchst beachtenswert bleibt, ist denn auch in dem Dezennium 1890 bis 1900 besorgt worden.

Schritt für Schritt wurde der spröde und widerspenstige Boden erobert, und wenn wir schon heute manches als selbstverständlichen Gemeinplatz empfinden, was im Munde der Stürmer und Dränger wie unerhörte Ketzerei klang, so danken wir das einer Reihe von tapferen Kulturträgern, die ihre Ideale im Sinne jenes vielberedeten „praktischen Christentums" zu verwirklichen trachteten. Beati possidentes, sagt der Lateiner. Heute sind, wie gesagt, die Dinge, um die damals gekämpft wurde, nichts weiter als Selbstverständlichkeiten. Selbst die großen Hoftheater haben sich vor Ibsen, Hauptmann und Sudermann geöffnet, und ein Ketzer wie Dr. Paul Schlenther ist länger als ein Jahrzehnt Direktor der altgeheiligten Wiener Hofburg gewesen. Die Bühnenprobleme, um die es Anno 1890 ging, sind eben keine Probleme mehr. Das Dresdener Hoftheater, das als erste aller offiziellen Bühnen einen etwas frischeren Luftzug spüren ließ, das Münchener Schauspielhaus, in dem die moderne Dramatik eine sichere Heimstatt fand, das Deutsche Schauspielhaus des Barons v. Berger in Hamburg, das Stuttgarter Hoftheater, das Kölner Stadttheater, das ernsthaft aufstrebende Haus der Luise Dumont in Düsseldorf — und wie sie alle heißen mögen — sie haben die Resultate der sogenannten Revolution von 1889 stillschweigend angenommen. Das Gewitter, vor dem ängstliche Gemüter erschraken, hat nicht nur Bäume geknickt und Häuser abgedeckt, sondern auch eine wirkliche Reinigung gebracht. Die moderne Schauspielkunst hat sich durchgesetzt und verfügt heute über eine stattliche Reihe genialer Männer- und Frauengestalten*).

*) Die oben geschilderte Bewegung hat natürlich eine kaum zu übersehende Spezialliteratur hervorgebracht. Aus der Hochflut der kritischen bezw. polemischen Glossen zur jüngstdeutschen Dichtung und zum naturalistischen Theater seien hier ein paar bekanntere Namen genannt:

Adalbert von Hanstein: „Das jüngste Deutschland". (Berlin 1900.)

Adolf Bartels: „Deutsche Dichtung der Gegenwart. Die Alten und die Jungen". (Leipzig, F. Avenarius. 1907.)

Paul Schlenther: „Gerhart Hauptmann." (Berlin, S. Fischer. 1897.)

Richard M. Meyer: „Deutsche Literaturgeschichte im 19. Jahrhundert". (Berlin, G. Bondi. 1899).

Erich Schlaikjer: „Berliner Kämpfe." (München, D. W. Callway.)

Max Marterſteig: „Das deutsche Theater im 19. Jahrhundert". (Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1904).

Alfred Kerr: „Das neue Drama". (Berlin, S. Fischer. 1905).

Samuel Lublinski: „Die Bilanz der Modernen". (Berlin, S. Cronbach.)

Siegfried Jacobsohn: „Das Theater der Reichshauptstadt". (München, Albert Langen. 1904.)

Höhere Schule und kommunale Selbstverwaltung. Rückbildung oder Fortschritt?

Von Oberlehrer Dr. P. Hauck-Essen a. R.

Das Allgemeine Landrecht bedeutet auf dem Gebiet des gesamten Unterrichtswesens theoretisch einen großen Fortschritt. Es erklärte alle öffentlichen Schulen für Veranstaltungen des Staates. Das waren bis dahin besonders die höheren Schulen vielfach nicht. Eine große Anzahl derselben, und oft die besten, war von privaten Stiftern errichtet worden, zuweilen auch schon von Kommunen. Diese Patronatsschulen blieben nun, trotz der völlig veränderten rechtlichen Grundlagen, weiter bestehen. Es wurde in ihrem Bestande praktisch gar nichts geändert, es trat nur das Aufsichtsrecht des Staates hinzu. Der neu geschaffene Staatscharakter der höheren Schulen kommt also in diesem Aufsichtsrecht zum Ausdruck. Dieses schließt in sich die Verantwortlichkeit des Staates dafür, daß die Schule ihre Aufgaben auch wirklich erfüllt, also die Pflicht, die Vorbedingungen für die Anstellung der Lehrer festzulegen und bei der Auswahl der Lehrer mitzuwirken, trotzdem nachher das Patronat die Lehrer besoldete. Ist doch die Aufsichtsbehörde auch für den von ihr Beaufsichtigten verantwortlich. Es ist also notwendig, daß diese Lehrer ihr unterstellt sind, indem sie die vom Staat gestellte Aufgabe in ihrer dienstlichen Tätigkeit erfüllen. Aus diesen Erwägungen heraus kommt der Gesetzgeber des Allgemeinen Landrechts ganz folgerichtig zu der bekannten Bestimmung, daß die Lehrer aller höheren Schulen „die Rechte und Pflichten der Staatsdiener" haben; und dieser Satz stellt nur eine Definition des staatlichen Aufsichtsrechts dar. Für die Zeit der Verkündigung des Allgemeinen Landrechts waren mit diesen Bestimmungen auch die Rechte der Patronate genau abgegrenzt. Außer dem ausdrücklich Festgesetzten behielten sie, was sie bisher gehabt hatten, nämlich die „Verwaltung" der Schule, d. h. des Stiftungsvermögens. Auch das Recht, sich ihre Lehrer und Direktoren auszusuchen, ist ihnen geblieben, nur daß der Staat sich gezwungen sah, sich die Prüfung der Wahl vorzubehalten. Diese Pflicht übte der Staat aus, indem er sich das Bestätigungsrecht wahrte. Im allgemeinen kann man also diese Lage dahin kennzeichnen, daß der Staat seine Aufsichtspflicht in der Weise

zur Durchführung brachte, daß er die bestehenden Zustände so wenig als möglich veränderte. Zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts war somit auch die rechtliche Lage durchaus einfach. Daß in Ausführung des Allgemeinen Landrechts die höheren Schulen nicht sofort alle „verstaatlicht" wurden, liegt, abgesehen von politischen und finanziellen Gründen, auch darin, daß nach der preußischen Rechtsauffassung der Stiftswille sich verselbständigt, auch dann, wenn er ursprünglich Staatswille war. Die Stiftung gewinnt eigenes Leben, und der Staat ist „nur stellvertretender Verwalter eines fremden Willens". In diesem Sinne unterscheiden sich aber nach den Motiven zum Landrecht die Staatsangestellten nicht von den sogenannten städtischen Schulen, beide sind danach „wohltätige Stiftungen".

Die Frage verwickelte sich erst, als die städtischen Selbstverwaltungskörper, die erst nach dem Allgemeinen Landrecht ins Leben traten, sich veranlaßt sahen, höhere Schulen zu gründen, denn auch das Recht der Schulgründung hat das Landrecht nicht beschnitten. So wurde die Kommune, ein von den alten Patronaten völlig verschiedenes Gebilde, der normale Schulpatron, neben dem die alten Stifte der Zahl nach völlig verschwinden. Aus dem eigentümlichen Wesen der Kommune aber ergeben sich auch für die Patronate wichtige Folgerungen. Schon der Gesetzgeber der Verfassungsurkunde von 1850 hat erkannt, daß die so geänderten Verhältnisse eine neue Regelung des Unterrichtswesens erheischen. Gerade auf dem Gebiet des höheren Unterrichtswesens ist aber bisher gar nichts in dieser Richtung geschehen, und es scheint heute mehr denn je eine große Unsicherheit, sogar bei der Staatsbehörde selbst, zu herrschen. Wir wollen jedoch untersuchen, ob nicht doch allen bisher ergangenen Verfügungen, wenigstens denen, welche durch entsprechende Publikation Gesetzeskraft erlangt haben, ein einheitliches Prinzip, ein einheitlicher gesetzgeberischer Wille zugrunde liegt.

Zunächst erhebt sich die Frage: „Was ist ein städtisches Patronat? Welche Änderungen der Stiftspatronate sind notwendig, um dem besonderen Charakter des Selbstverwaltungskörpers gegenüber das Prinzip des Allgemeinen Landrechts zur Durchführung zu bringen?" Schon die äußere Form der Patronate gestaltete sich verschieden. Vielfach wurde ein besonderes Kollegium gegründet, welches etwa den Patronen der Stiftungsanstalten entsprach, in Städten mit Magistratsverfassung dagegen übernahm meist der Magistrat selbst die Aufgabe der Patrone. Doch in beiden Fällen ergaben sich aus den rechtlichen Verhältnissen der Kommunen Schwierigkeiten. Die „städtischen" Schulen hatten kein besonderes Vermögen mehr; die Unterhaltung der Schule würde also von dem Gutdünken der Kommune, d. h. der Stadtverordneten, abhängen. Das kann der Staat nicht zulassen, weil rechtlich die Schule Veranstaltung des Staates ist. So entstand die erste wichtigste Beschränkung der Rechte der Kuratorien. Im Ministerialverordnungsblatt vom 31. Januar 1835 wird bestimmt, daß natürlich niemand verpflichtet ist zur Errichtung einer „in ihrem Zweck über die gewöhnliche Elementarbildung hinausgehenden Schulanstalt". „Ist aber namentlich von einer Kommune (hier ist das Motiv zu erblicken) eine solche höhere Schule aus freiwilligem Entschlusse

einmal errichtet, so besteht sie nach den eben allegierten und weiter folgenden Verordnungen im Allgemeinen Landrecht Teil II Titel 12 § 54 ff. als ein selbständiges Institut unter Aufsicht und Direktion der Staatsbehörde und mit eigenem Korporationsrecht*)." Eine solche Gründung kann nach derselben Verfügung nicht nach Willkür aufgehoben werden, sondern nur nach vorheriger staatlicher Genehmigung, wobei sich das Ministerium auf Teil II Tit. 6 § 180 des Landrechts beruft. Die Stadtverordneten können also auch nicht eine eigene Bestimmung des Unterhaltungsbedürfnisses vornehmen. Diese Festsetzung hängt vielmehr ab „von den bei Errichtung der Anstalt getroffenen Organisationsbestimmungen usw." Diese selbständige Stellung der Schule und die Beschränkung der Rechte der Kuratorien ist notwendig, damit der Staat die Sicherheit hat, daß die Schule nicht in der Erfüllung ihrer Aufgabe gehindert wird durch Organe, auf welche er keinen Einfluß hat. Sie entspringt also ganz direkt aus der Verantwortung des Staates für die Schule und aus seinem Aufsichtsrecht, sie stellt eine Anpassung der veränderten Verhältnisse an das Prinzip des Allgemeinen Landrechts dar. Darin, daß die Anstalt nicht einseitig von der Kommune aufgehoben werden kann, wird nur zum Ausdruck gebracht, daß die Schule eben nicht Veranstaltung der Gemeinde, sondern des Staates ist. Privatrechtlich ergibt dies für das Verhältnis von Staat und Kommune ein Vertragsverhältnis, das nicht einseitig gelöst werden kann. Dies Vertragsverhältnis kommt auch darin zum Ausdruck, daß bei der Gründung jeder einzelnen Anstalt ein besonderes Organisationsstatut vereinbart zu werden pflegt, welches die beiderseitigen Rechte für den Spezialfall abgrenzt. Für diese Verträge ist ein Entwurf veröffentlicht worden, welcher den Normalfall darstellt (Beier S. 837 ff.). Daß über dem ganzen Vertrag der Zweck steht, die staatliche Aufsichtspflicht innerhalb der speziellen Organisation der städtischen Kuratorien zum Ausdruck zu bringen, ergibt sich aus der generellen Bestimmung des § 20: „Die aus dem Aufsichtsrecht des Staates folgenden Befugnisse der der Schule vorgesetzten Staatsbehörden werden durch dieses Statut nicht berührt".

Bei dieser Betrachtungsweise wird auch klar, daß alle Beschlüsse der Kuratorien, welche über die im Gründungsakt liegende Willensäußerung der Gründerin hinausgehen, unwirksam sind, weil das Kuratorium nur Organ der bestimmten Anstalt ist, die nicht über sich selbst hinausgehen kann. Etatsüberschreitung, dauernde Mehrausgabe, nicht von vornherein vorgesehene Lehrerstellen, Gehalt über das gesetzliche Maß, ebenso Anrechnung von Dienstzeit auf das Besoldungs-

*) Hierin müssen die Vertreter der Aufsicht, da die Oberlehrer mittelbare Staatsbeamte sind, den dann erforderlichen unmittelbaren Dienstherrn sehen, denn die Kommune selbst kommt auch nach obigem als solcher nicht in Betracht. Man übersieht aber dabei, was im folgenden ganz klar werden wird, daß diese selbständige Institution hier nur als der Gemeinde gegenüber selbständig bezeichnet wird, daß sie aber als „Veranstaltung des Staates" nicht auch dem Staate gegenüber selbständig sein kann. Daher kann sie auch nicht als vom Staate unabhängiger Dienstherr ein mittelbares Dienstverhältnis der Oberlehrer ermitteln, die also unmittelbare Staatsbeamte sein müssen.

dienstalter über das staatliche Prinzip hinaus sind nicht im Gründungsakt eingeschlossen, sie bedürfen also der Genehmigung durch die Stadtverordneten, also einer neuen Gründung. Ebenso stellt die Änderung des Lehrgangs der Anstalt, z. B. ihre Umwandlung, einen neuen Willensakt der Gründerin dar, welcher von dem ersten verschieden ist. Sie kann also nicht vom Kuratorium allein beschlossen werden.

Eine Beschränkung des Verfügungsrechtes der Stadt über ihr Eigentum erwies sich auch darin als nötig, daß eine Benutzung des Schulgebäudes zu anderen als Unterrichtszwecken nur durch die staatliche Behörde, also durch Direktor und Provinzial-Schulkollegium, erlaubt werden kann. In einem Verfügungsrecht der Stadt mußte der Staat die Möglichkeit und Gefahr erblicken, daß der Unterricht gestört werden könnte, für dessen ordnungsmäßige Durchführung er verantwortlich ist.

Doch diese Verantwortung und die Aufsichtspflicht drängten noch weiter. Sind die von der Gemeinde bestellten Kuratorien eine Gemeindebehörde? Sie können das nicht in vollem Maße sein, da die Schulen selbst von der Kommune getrennte, selbständige Institutionen sind. Daher sind die Verwaltungsorgane dieser Institutionen auch in gewissem Sinne selbständig. Da aber die Institution dem Staate dient, so steht auch das Verwaltungsorgan in Verbindung mit dem Staate. Sie handelt naturgemäß im Auftrag dessen, der Veranstalter dieser Institution ist. Dieser Veranstalter ist aber der Staat; also handelt das Kuratorium „im Auftrage des Staates" und die staatliche Schulaufsichtsbehörde ist auch „die vorgesetzte Behörde der Anstaltskuratorien". Daher muß der Staat auch die Wahl der einzelnen Kuratoren bestätigen und ist berechtigt, sogar Ordnungsstrafen zu verhängen (Verfügung vom 20. August 1896 [Beier S. 12] und Verfügung des Ministers des Innern und des Kultusministers vom 30. Dezember 1874 [Beier S. 13]). So kommt auch in dieser Beziehung in der Einrichtung der Kuratorien nur das Bestreben zur Geltung, das Aufsichtsrecht des Staates, wie es die Verfügung fordert, zu sichern und wirksam zu machen; die besonderen Verhältnisse der Kommune forderten diese Gestaltung.

Aus vorstehendem ergibt sich auch der Unterschied der Kuratorien von den Schuldeputationen. Sie scheinen sich zwar rechtlich auch auf das Statut der letzteren vom 26. Juni 1811 zu gründen, wie auch die ministerielle Verfügung vom 11. Dezember 1867 nahe legt. Gerade die Verfügung begründet aber den Unterschied der beiden Institutionen. Die Schuldeputationen verwalten in erster Linie die Volksschulen. Die Schulen, deren Zweck über die gewöhnliche Elementarbildung hinausgeht, sind freiwillige Gründungen der Gemeinde. Sie ist nicht zur Gründung verpflichtet und kann daher aus diesem „Geschenk" keine Ansprüche auf Rechte ableiten. Für die höheren Schulen gelten also in ihrer ganzen Reinheit die oben dargelegten Prinzipien des Allgemeinen Landrechts, und die Ministerialverfügung vom 11. Dezember 1867 weist ausdrücklich jeden Anspruch der Stadt auf Teilnahme an der Aufsicht zurück. Sie bestimmt die

Rechte der Kuratorien als „äußere" und nennt die aus der Aufsichtspflicht erwachsenden Rechte „innere" Angelegenheiten. Innere Angelegenheiten der höheren Schulen sind also alle diejenigen, welche nur der Aufsicht des Staates unterstehen können, nach den Prinzipien des geltenden, oben dargelegten Rechtes. Ein direkter Einfluß auf die dienstliche Tätigkeit, welche innerhalb des Schulbetriebs ausgeübt wird, würde mit diesen Prinzipien in Widerspruch stehen. So hat die Staatsregierung mit Recht in der letztzitierten Verfügung eine Revision durch die Schuldeputation in den höheren Schulen für ungesetzlich erklärt. So ist auch ein Einfluß auf die dienstlichen Angelegenheiten der Oberlehrer selbst gesetzwidrig. Eine besondere Verfügung vom 5. August 1887 (Beier S. 1074) weist den Anspruch, deren Nebenbeschäftigung genehmigen zu dürfen, ab, ganz im Sinne der gesetzlichen Grundlagen als Eingriff in ein staatliches Hoheitsrecht.

Aus der einleitenden historischen Betrachtung ergibt sich auch eine meines Erachtens einwandfreie rechtliche Begründung der Kuratorien selbst. Auch wenn Preuß mit seiner bekannten Bestreitung der Rechtsgültigkeit des Erlasses vom 26. Juni 1811 recht hätte, so wären doch die Kuratorien dadurch rechtlich sanktioniert, daß das Allgemeine Landrecht ihre Existenz voraussetzt; denn die Bestimmung, daß die Lehrer aller höheren Schulen Rechte und Pflichten der Staatsdiener haben, setzt Schulen voraus, die nicht direkt Staatsanstalten sind, das sind aber die bestehenden Patronatsschulen. Eine Verfassung nun, welche deren Rechtsverhältnisse regelt, legalisiert damit zugleich die Institution, auf welche sich diese ihre Bestimmungen beziehen. Somit ergibt sich auch aus dieser Übersicht die Tatsache, daß das Allgemeine Landrecht in erster Linie rückwärts schaut auf das achtzehnte Jahrhundert und nur aus den damals bestehenden Verhältnissen heraus gedeutet werden darf. Wir haben aber auch gesehen, daß, wie so oft in ähnlichen Verhältnissen, auch in unserer speziellen Frage die Entwicklung durch das ganze neunzehnte Jahrhundert darin bestand, daß die neu auftretenden Verhältnisse dem klar ausgesprochenen Grundgedanken angepaßt werden mußten. An der Hand dieses Grundgedankens, des Aufsichtsrechts des Staates über alle Schulen, war es uns auch möglich, die mannigfaltigen zerstreuten Äußerungen des gesetzgebenden Willens als planmäßige, konsequente Akte zu erfassen, und wir glauben, damit auch für die Zukunft die Richtung gefunden zu haben, in welcher sich die weiteren Schritte der Entwicklung bewegen werden.

Noch ein anderes aber ergibt sich aus dieser geschichtlichen Entwicklung, die wichtige Tatsache nämlich, daß die höhere Schule niemals auf dem Wege der Entwicklung der kommunalen Selbstverwaltung liegen kann. Das Allgemeine Landrecht entriß ja gerade diese Anstalten den fremden Händen und übertrug sie sachlich der Staatsgewalt. Es wäre also ein Rückschritt ins achtzehnte Jahrhundert, wollte der Staat diese seine Pflicht wieder von sich auf Dritte abwälzen. Die Vertreter der kommunalen Selbstverwaltungskörper oder die sonstigen Vorkämpfer für eine Verstärkung der Rechte der Stadtverwaltungen auf „ihre"

Schulen mögen also vorsichtig sein und nicht den Vorwurf der Rückständigkeit erheben gegen den Oberlehrerstand, der geschlossen gegen eine Erweiterung der Rechte der Patronate eingetreten ist. Beschränkung der Staatsaufsicht und Erweiterung der Rechte und Pflichten der kommunalen Selbstverwaltungskörper — das ist der Rückschritt, und zwar ein Rückschritt bis ins achtzehnte Jahrhundert. Der Fortschritt liegt hier auf dem Wege, den schon die Verfassungsurkunde vom Jahre 1850 gewiesen hat. Durch den Erlaß eines Unterrichtsgesetzes sind die höheren Schulen den Zuständen des Polizeistaates mit seinen Ministerialerlassen, die den verfügenden Faktor selbst nicht binden, zu entrücken und durch feste gesetzliche Bestimmungen auf den Boden des Rechtsstaates zu stellen. Ob die Gesetze dann den höheren Schulen und den Universitäten, welche ähnliche Forderungen ja schon lange erheben, den Charakter von selbständigen Korporationen, also eigenen Selbstverwaltungskörpern, verleihen oder die höheren Schulen völlig in die Verwaltung des Staates nehmen — beides entspricht dem Sinne der preußischen Verfassung, und nur eine Regelung in diesem Sinne kann einen Fortschritt bilden, nicht aber eine Rückbildung des höheren Unterrichtswesens zu einer Angelegenheit selbständiger und selbstherrlicher Patronate.

Im Flecken

Erzählung aus der russischen Provinz

Von Alexander Andreas-v. Reyher

Elftes Kapitel: Okolitsch auf der Jagd.

Die zweite Hälfte des März war im Gange. Die Sonne wärmte, ja an manchen Tagen um die Mittagzeit brannte sie, wie man zu sagen pflegt. Unter ihren Strahlen schmolz der Schnee von den Dächern und Hügeln. Im Flecken und auf der Chaussee gab es nicht allein frühjährlichen Schmutz im Überfluß, sondern sogar schon sommerlich betrocknete Stellen und Streifen. Draußen in der Umgegend aber lagen die Wälder und Schluchten meist noch ganz unter der weißen Winterhülle. Die Bäche und Flüsse dachten nicht daran, die Eisdecke abzuwerfen, denn in der Nacht fror es regelmäßig, und an jedem Morgen mußte die Sonne erst auftauen, was von der Kälte neu erstarrt war, ehe sie ihre Schmelzarbeit vom vorigen Tage aufnehmen konnte.

Daher kam es, daß Mariä Verkündigung vor der Tür war und Okolitsch trotzdem keinen Gebrauch von den Patronen machen konnte, welche er seit Wochen zum Empfang der ersehnten Schnepfen instand gesetzt hatte. Er war wieder einmal am Abend durch den Vorflecken ins freie Feld hinausgegangen, um sich von neuem zu überzeugen, daß an das Vorhandensein der Langschnäbel auch noch nicht zu denken sei. Da kam eben ein Kronsforstwächter auf seinem Pferdchen

angetrabt. Okolitsch kannte den Mann, mit welchem er manche gute Jagd gemacht hatte.

„Wie steht es, Jurij?" rief er ihn an. „Noch keine Aussicht?"

„Sehen Sie, junger Herr", sagte der Angeredete und zog aus dem Busen des Schafpelzes einen Vogel, welchen er am Schnabel hielt und so baumeln ließ.

„Was ist das, Jurij! Doch nicht — Ach so, ein Haselhahn. Wo hast du den geschossen, Jurij?"

„Sie singen schon."

„Die Haselhähne locken! Bei dieser Kälte!"

„Ja, junger Herr. Ich dachte es auch nicht. Aber wie ich heute morgen durch den Wald ging, hörte ich ihn. Ich bekam ihn glücklich zu sehen und schoß ihn."

„Hm", wunderte sich Okolitsch, hob den Kopf, drehte ihn links und rechts und zog wie ein Spürhund die Luft ein.

„Wahrhaftig," sagte er dann, „es kommt mir vor, als ob der Frost sich weicher anfühlt als bisher. Und völlig still ist es. Wenn die Hähne heute am Morgen gelockt haben, so deutet das auf Südwind und warme Nächte."

Mit elastischen Schritten eilte er nach Hause.

„Mamchen," rief er, als die Mutter ihm öffnete, „morgen früh bringe ich dir einen Haselhahn."

„I, Kind," wehrte sie, „bei diesem Frost!"

„Du sollst sehen, Mamchen. Laß uns mit Boi nur machen."

„Nun, Boi," sprach er, als er in sein Zimmer trat, wo der Hund sich bei seiner Ankunft von einem Schläfchen erhob und das zottige Fell schüttelte, „paß auf, verschlafe die Zeit nicht. Morgen geht es in den Wald."

„Wau!"

Weiter sagte Boi nichts, aber in fieberhafter Aufregung lief er zum Wandgestell, an dem die Jagdgerätschaften hingen, beschnupperte die Flinte und Tasche, beleckte das Halsband, legte sich dann nieder und sah den Anstalten seines Herrn zu, ließ jedoch die Zunge seitwärts aus dem geöffneten Rachen hängen und atmete kurz und schnell wie bei der größten Hitze.

Okolitsch stellte die Stiefel zurecht, fuhr noch einmal mit dem Putzstock durch die blanken Läufe des Gewehrs und steckte einige Patronen in das Täschchen, darunter zwei mit der Kugel geladene, denn wenn der letzte Frost den feuchten Südwinden weicht, macht auch Meister Petz die ersten Ausgehversuche und trifft in der Morgen- und Abenddämmerung im tiefen Walde, der in dieser Jahreszeit von keinem Menschen betreten wird, ohne beiderseitigen Wunsch mit dem Jäger zusammen.

Okolitsch schlief. Er ließ sich dadurch nicht am Einschlafen hindern, daß nach wenigen Stunden der erste Jagdgang in diesem Frühjahr stattfinden sollte. Seit Jahren war er daran gewöhnt, und zwecklose vorzeitige Unruhe lag nicht in seiner gesunden Natur. Es war still im Hause und rund umher. Mitten im tiefsten Schlafe erwachte er plötzlich, als hätte jemand ihn gestoßen oder gerufen. Er öffnete die Augen. Es war dunkel. Sollte es schon Zeit sein? Er erwachte gewöhnlich zu der Stunde, welche er sich beim Schlafengehen bestimmt hatte. Scharf horchte er nach dem Hunde hin, welcher jenseit der Schwelle im Vorzimmer lag. Das Atmen desselben ließ sich nicht vernehmen. Das hieß, das Tier schlief wahr-

scheinlich nicht, sondern wartete auf die ersten Anzeichen der Dämmerung. Okolitsch wollte nach den Zündhölzchen greifen, um nach der Uhr zu sehen, aber im Bett war es so warm, und die Ruhe tat so wohl — ihm begannen die Augen wieder zuzufallen. Da hörte er, wie Boi sich leise erhob. Die Klauen hoch haltend und nur auf die Ballen tretend, um kein Geräusch zu verursachen, überschritt der Hund die Schwelle, kam ans Bett, stand eine Weile still und legte dann leise eine Pfote auf die Decke.

„Ist es Zeit, Boi?"

Der Hund wedelte und schob die Schnauze auf des Herrn Brust.

Okolitsch erhob sich. In einer Viertelstunde war er fertig und verließ mit Boi das Haus, welches er von außen verschloß. Eben färbte der Himmel sich leicht im Osten. Als die beiden Wanderer nach etwa anderthalb Stunden den Kronforst erreichten, war es im freien Felde völlig Tag, im Busche jedoch und unter den Bäumen lagen noch die Schatten der allmählich weichenden Dunkelheit. Es hatte fast nicht gefroren, die Luft war feucht und verhältnismäßig mild.

Okolitsch wählte den Rand einer tiefen Schlucht, die sich weit durch den Wald zog, und in deren Grunde ein kleines Bächlein sickerte, das zu einem reißenden Strome anschwoll, sobald die Schneemassen im Innern des umfangreichen Forstes in wirklichen Fluß gerieten. Das geschah aber immer erst dann, wenn die Leute auf den Feldern bereits zu ackern begannen.

Die Schlucht war mit Erlen und Nußholz bewachsen. Die Schattenseite derselben bildete eine ununterbrochene Schneeschicht; die Sonnenseite, an welcher Okolitsch hinging, war im Gegensatz dazu fast völlig entblößt, und nur in sehr dichten Gruppen des Unterholzes schimmerte es weiß.

Langsam schritt der Jäger unter den Bäumen hin, sorgfältig den Schneelagen ausweichend und die am Boden befindlichen dürren Äste vermeidend. Es waren in der nächsten Nähe der großen Heerstraße ja noch keine Haselhühner zu erwarten, aber er hatte sich daran gewöhnt, im Walde keinen Lärm zu machen, und beobachtete diese Vorsicht unwillkürlich, ohne daran zu denken. Bald hinter, bald neben ihm bewegte sich Boi ebenso unhörbar. Sie kamen langsam vorwärts, denn sie mußten Ausläufer der großen Schlucht umgehen. Dabei gerieten sie manchmal in den hohen geschlossenen Forst und dann wieder auf kleine Lichtungen, die sich zwischen den Erlen- und Nußpartien hinzogen. Mehrmals blieb Okolitsch stehen und war im Begriff, das kleine Pfeifchen, mit welchem er das Locken des Haselhahnes nachahmte, an die Lippen zu führen, aber jedesmal steckte er es wieder fort. Er war noch nicht tief genug in den Wald gedrungen.

Wieder hielt er zwischen alten Tannen, an die sich Erlenbüsche schlossen. Da schob Boi sich langsam an ihm vorüber, streckte sich lang aus, als ob er mit der Nase etwas Entferntes erreichen wollte, und hob gekrümmt ein Vorderbein. So stand er ohne jede Bewegung wie eine gemeißelte Statue. Okolitsch beugte den Kopf links und rechts und erblickte endlich durch die Büsche in geringer Entfernung einen Holzhasen, welcher mit den von der Frühlingssonne auf dem schneeweißen Fell hervorgerufenen hellgrauen Flecken und Streifen recht komisch aussah. Das Tier kam jedenfalls von seinem nächtlichen Ausfluge und hatte die Absicht, sich hier ein Plätzchen zur Tagesruhe zu suchen, denn es sprang hin und her, beschrieb in großen Sätzen Kreise, kauerte nieder, setzte sich aufrecht, machte wieder

einige Sprünge und putzte sich dann mit den Vorderpfoten das Gesicht, wozu die langen Ohren wunderlich wackelten. Es kam dem Jäger und Hunde so nahe, daß der letztere es mit einem Satze hätte erreichen können.

Okolitsch teilte lächelnd seine Aufmerksamkeit zwischen dem Hasen und dem Hunde. Dieser fing an die Kinnbacken zu bewegen, als ob er etwas kaute, und der Speichel floß ihm vor Begier von den Lefzen nieder. Die drei Beine, auf welchen er stand, blieben am Orte, aber der Körper selbst rückte bis zur Unmöglichkeit vor. Noch die kleinste Kleinigkeit weiter, und der Hund mußte sich vorstürzen, wenn er nicht auf die Brust fallen wollte. Okolitsch betrachtete ihn neugierig. Ob er wohl aushielt oder sich zuletzt doch vom Temperament fortreißen ließ?

Jetzt schloß der Hund die Kiefer und reckte die Nase noch mehr vor. Der Satz mußte erfolgen.

„Boi!"

Der Hund knickte zusammen und legte sich platt nieder. Der Hase entfloh und war im Augenblick zwischen den Büschen verschwunden.

Nach einiger Zeit zog Okolitsch das Pfeifchen hervor und wollte den ersten Versuch mit dem Locken machen. Er kam aber wieder nicht dazu, denn an sein Ohr schlug von der Seite her die Stimme eines Haselhahnes. Horchend wartete er. Richtig, da ließ der Hahn sich von neuem hören. Mit einem Kernfluche schritt der Jäger aus und beobachtete sogar im ersten Augenblick die Vorsicht nicht, so daß er auf ein Stück morscher Baumrinde trat, welche krachend zerbarst. Das war kein Hahn gewesen, sondern eine jämmerliche Nachahmung, ein Pfeifchen wie das seine, aber nicht von einem geübten Jäger gehandhabt, sondern von irgendeinem Pfuscher, wahrscheinlich einem Bauern.

Kurz darauf hörte er in derselben Gegend einen Schuß, einen gewaltig tönenden, gereckten, richtigen Bauernschuß.

„Jetzt schießt der Kerl wohl gar auf den Hasen, welchen wir aufgescheucht haben!" knurrte Okolitsch grimmig. „Was macht ein solcher Lump sich daraus, daß es Frühjahr ist!"

Er erreichte eine Stelle, an welcher die Schlucht sich ausbreitete und verflachte. Zwischen vereinzelten Tannen standen hier die Nußstangen besonders hoch und schön. Die Haselhühner liebten den Platz, und selten war Okolitsch vergeblich hierher gegangen.

Er lehnte sich mit dem Rücken an einen der alten Bäume, bedeutete Boi sich zu setzen und führte das Pfeifchen an den Mund. So klar, so sicher, zärtlich und zugleich herausfordernd brachte er die Weise des Haselhahnes heraus, daß es ein Wunder gewesen wäre, wenn die Haselhennen der Nachbarschaft sich nicht sofort durch ein frühjährliches Etwas im kleinen Herzen zu dem Hahn gezogen gefühlt hätten, der so lieblich sang, und ein Hahn, der sich etwa in der Nähe befand, ein elender Feigling hätte sein müssen, wenn er nicht gleich, in edlem Kampfesmut entbrannt, mit brausendem Flügelschlag gegen den verführerischen Sänger angestürmt wäre, um ihn zu vernichten oder wenigstens zu verjagen.

Kaum war der letzte Ton des lustigen Schlußgezwitschers verklungen, so hörte Okolitsch das Fliegen eines Hahnes, und zwar gar nicht weit entfernt. Er ließ sich sacht nieder und setzte sich am Fuße des alten Stammes auf das alte Moos.

Der Hund legte sich neben ihn. Sie waren hier im Unterholz verborgen, hatten selbst jedoch genug Aussicht zwischen den dünnen, laublosen Ruten.

Nach einer Pause wiederholte Okolitsch seinen Ruf. Der Hahn antwortete. Nochmals erklang die Locke. Wieder erfolgte die Antwort. Es entspann sich eine lange Unterhaltung zwischen dem Hahn und dem Jäger. Jeder von ihnen versuchte den Gegner zum Herankommen zu bewegen.

„Eigentümlich," dachte eben Okolitsch, „es muß irgendein Hindernis geben, daß er sich nicht näher wagt." Da knurrte der Hund leise.

Rasch wandte der Jäger den Kopf. Aus der Richtung, woher er gekommen war, schlich spähend ein Bauer mit der Flinte heran. Es war ein langer, starker Kerl in einem Schafpelze und mit einem gelbblonden Barte. Er hielt das Gewehr schußfertig und guckte nach jedem Schritte scharf zu den Ästen der Tannen empor, um einen der beiden Hähne, die er rufen hörte, zu Gesicht zu bekommen. Er hoffte ihn „abzustehlen," wie der übliche Ausdruck bei der Art Jägern lautet.

Okolitsch verlor im ersten Augenblick fast seine Ruhe. Das war jedenfalls derselbe Kerl, dessen ungeschicktes Locken er vorhin gehört, derselbe, der wahrscheinlich auf den Hasen geschossen hatte. Der Schuß war fehlgegangen, denn die lederne Tasche, die der Kerl an einem Strick über die Schulter trug, lag glatt an, enthielt also nichts. Was sollte er nun tun? Sich erheben und dem Menschen zuwinken, sich zu entfernen? Der Hahn wäre dadurch vielleicht verscheucht worden, und außerdem war es mehr als fraglich, ob der frech aussehende Geselle sich daran gekehrt hätte. Möglicherweise konnte er sogar grob werden und sagen:

„Ist das dein Wald! Du bist aus dem Flecken. Geh und schieße dort. Im Walde sind wir Landleute zu Hause."

Sich still verhalten und gar nicht zeigen? Der Kerl konnte mit der dem Bauern eigenen Zähigkeit vielleicht eine Stunde und mehr an dieser Stelle umherschleichen, wo er die Töne gehört hatte, bis er endlich auf den Hahn stieß und ihn verjagte.

Jetzt blickte er scharf auf den Busch, in dem Okolitsch am Fuße der Tanne saß. Was für eigentümlich kleine, stechende Augen er hatte! Sein Bein war zum Schritt vorgestellt, er machte aber den Schritt nicht. Es war, als ob etwas ihm die Bewegung hemmte. Sollte er den Jäger oder den Hund bemerken können? Nein, das war nicht möglich. Gerade nach der Seite deckten die Stämmchen und Äste sie zu gut. Der Hund sträubte das Haar, als der Fremde so anhaltend und starr nach ihnen hinschaute.

Okolitsch schob die Hand beruhigend auf den Nacken Bois, und dabei kam ihm ein Gedanke. Der Kerl hatte gewiß etwas von dem Knurren vernommen und war mißtrauisch geworden. Okolitsch lächelte. Wenn es sich so verhielt, dann sollte er noch mehr vernehmen, und der Hahn war vielleicht nicht verloren.

Der Bauer richtete die Augen unverwandt auf den dichten Busch, der den alten Tannenstamm unten unsichtbar machte, und gerade dort ließ sich plötzlich kurzes, unzufriedenes Brummen hören. Mehrere Sekunden lang ließ die Wirkung auf sich warten. Der rohe, unentwickelte Mensch braucht auch zum Erschrecken Zeit. Endlich schien das Brummen dem Bauern zum Bewußtsein zu bringen. Sein Blick wurde unsicher. Der vorgeschobene Fuß begann sich zögernd zurückzuziehen. Lauteres, drohenderes Brummen erfolgte. Der Bauer machte langsam

einen Schritt rückwärts. Nun erschallte zorniges Brüllen, das das Echo an den Hängen der Schlucht weckte. Der Bauer wandte sich und lief, daß es eine Freude war, zu sehen, wie er mit den Hacken ausschlug.

„Den haben wir schön abgeführt, Boi!" lachte leise Okolitsch, indem er dem Hunde liebkosend über den Rücken fuhr. Das Tier sah freudig zu ihm auf und zuckte mehrmals mit der Schwanzspitze, was ausdrücken sollte, daß es gern wedeln möchte, doch wisse, daß es solches nicht wagen dürfe, da jede Bewegung in dem dürren vorigjährigen Grase, zwischen dessen Halmen es lag, Geräusch hervorbringen würde.

Wo habe ich den Kerl früher gesehen? dachte Okolitsch. Das nichtswürdige Gesicht, der Bart, die Augen, die ganze Gestalt — alles ist mir bekannt. Hm, auf der Jagd? Nicht möglich. Es müßte sich dann irgendeine genauere Erinnerung an ihn knüpfen.

Er grübelte längere Zeit darüber nach, konnte jedoch zu keinem Schlusse kommen.

Nachdem eine geraume Weile verstrichen war, setzte er abermals das Lockpfeifchen an die Lippen. Noch war er mit der Melodie nicht fertig, als der Flug des Hahnes laut wurde, und — der Jäger und der Hund fuhren zusammen und duckten sich so tief wie möglich — wie eine vom Baume fallende Frucht plumpte der Vogel kaum zwei Schritte von ihnen auf die Erde nieder. Das Brummen und Brüllen hatte ihn nicht verscheucht. Er mochte solche Töne, von wirklichen Bären hervorgebracht, wohl schon oft im Walde gehört haben und zu der Überzeugung gelangt sein, daß sie nichts Gefährliches für ihn enthielten.

Der Jäger saß, ohne sich zu rühren, den Kopf geneigt, die Hand mit dem Pfeifchen in der Nähe des Mundes. Der Hund lag an den Boden gedrückt, den Kopf lang auf den vorgestreckten Vorderpfoten.

Der Hahn reckte den Hals und sah sich nach allen Seiten um, in der Hoffnung, den Gegner irgendwo zu erblicken. Als er seiner nicht ansichtig werden konnte, begann er ihn herauszufordern und aus dem Versteck zu locken. Er blies sich auf wie ein Puterhahn und drehte sich hin und her. Er schlug eine Art von Rad mit seinen kurzen Steißfedern und spreizte die Flügel nieder, so daß sie mit Geräusch auf der Erde hinfuhren, während er in Halbkreisen umherlief. Er sprang auf die niedrigen Äste des Busches, machte den Hals lang und zog ihn wieder ein. Zuletzt hüpfte er auf die Füße des Jägers und trat dort von einer Stiefelspitze auf die andere.

Wie leblos hielt Okolitsch aus. Keine Fiber zuckte. Nicht einmal die Wimpern bewegten sich an den gesenkten Lidern. Boi hatte zu größerer Sicherheit die Augen ganz geschlossen. Er zitterte.

Der Hahn meinte wahrscheinlich alle Hilfsmittel erschöpft zu haben, und da sie nicht wirkten, beschloß er sich zu entfernen und sich in einem guten Versteck auf die Lauer zu legen. Er knickte zusammen, breitete die Flügel aus und schwirrte fort zu einer Tanne, die etwa vierzig Schritte von dem Orte stand. Dort fuhr er zwischen die Äste hinein und dicht an den Stamm. In demselben Augenblick krachte das Gewehr des Jägers, und die Schrote schlugen klatschend um den Fleck, an dem der Vogel dem Auge unsichtbar geworden war. Rindenstückchen und

Reisigsplitter fielen langsam nieder. Boi wollte aufspringen. Die Hand des Jägers drückte ihn noch rechtzeitig nieder.

Nichts regte sich. Nur der Pulverdampf stieg auf und breitete sich zwischen den Baumkronen aus. Grabesstille herrschte an dem Platze. Der Hahn mußte sich auf einen Ast hinter dem Stamme gesetzt haben, und die Schrote waren zu beiden Seiten an ihm vorübergeflogen, ohne ihn berühren zu können. Ob er sich diesmal wohl hatte erschrecken lassen, oder ob er den Knall und das Prasseln der Schrote für eine Naturerscheinung hielt, die ihn ebensowenig anging wie vorher das Gebrüll des Bären?

Nach langem Warten wagte Okolitsch den Arm zu rühren, um eine frische Patrone in den abgeschossenen Lauf des Gewehrs zu schieben. Dann hob er wieder das Pfeifchen und brachte versuchsweise einige kaum hörbare Töne hervor. Sogleich brauste der Hahn von der Tanne an und setzte sich auf einen Zweig dicht über dem Kopfe des Jägers. Dieser hatte das Gesicht emporgerichtet, um den Flug des Vogels zu verfolgen. Ebenso hatte der Hund getan. Beide blieben in dieser Stellung wie erstarrt. Boi schloß wie das vorigemal die Augen, und Okolitsch tat es ihm diesmal nach, halb unwillkürlich und halb mit Berechnung, um den Hahn durch das Ansehen in dieser Nähe nicht aufmerksam zu machen.

Einen unbeteiligten Zuschauer hätte die Szene wahrscheinlich zum Lachen gereizt. Es war zu drollig: der nach allen Seiten um sich schauende Hahn, und unmittelbar unter ihm der Mann und der Hund mit hochgehobenen Nasen, als ob sie den Geruch des Vogels einsögen. Der Hund tat das ja freilich auch wirklich.

Lange währte das lebende Bild nicht, vielleicht nur einen nicht gar großen Bruchteil einer Minute, aber dem Jäger kam es vor, als zöge es sich unerträglich hin. Endlich schwirrten die Flügel. Der Vogel setzte sich wieder an den Stamm einer Tanne, aber zum Glück sichtbar auf einen dicken Ast. Langsam hob Okolitsch das Gewehr. Der Schuß fiel. Der Hahn sank zu Boden. Noch hatte der aufgesprungene Jäger die Patrone nicht gewechselt, als Boi bereits lustig wedelnd das erlegte Wild herbeitrug.

Es war spät geworden. Die Sonne stand hoch. Es wäre vergeblich gewesen, sich nach einem zweiten Hahn umzusehen, denn die Tageszeit war zu weit vorgeschritten. Okolitsch machte sich auf den Heimweg. Er war gezwungen, am Rande der Schlucht zurückzukehren, wie er gekommen war, denn in gerader Richtung zum Flecken durch den Wald zu marschieren, das wäre des tiefen Schnees wegen, der sich dort noch vorfand, zu beschwerlich gewesen und hätte länger gedauert. Als er, gemütlich hinwandernd, sich bereits der Heerstraße näherte, wurde er auf das Krächzen und Schreien vieler Krähen aufmerksam, das aus dem Dickicht zur Rechten zu ihm drang. Er blieb stehen. Es mußte sich eine große Menge der Vögel versammelt haben, und sie schienen zu kämpfen oder um etwas zu streiten. Neugierig befahl er dem Hunde, hinter ihm zu gehen, und richtete seine Schritte dorthin. Bald erblickte er zwischen den Büschen einen zahlreichen Schwarm Nebelkrähen, der dicht über dem Boden und zum Teil auf ihm selbst durcheinander wirbelte und sich langsam fortbewegte. Bei seiner Annäherung zerstob der Schwarm mit wildem Gekrächze, und nun sah er einen Hasen, der so blutig und kotig war, daß sich anfangs nicht unterscheiden ließ, ob er zu den weißen oder grauen gehörte. Das arme Geschöpf bewegte sich mit der größten

Anstrengung auf dem Bauche fort. Es war todkrank, und um seinen Qualen ein Ende zu machen, sah Okolitsch sich gezwungen, trotz der Frühjahrszeit ihm den Gnadenschuß zu geben. Bei der darauffolgenden Besichtigung stellte sich heraus, daß es zweifellos derselbe gefleckte Hase war, der am Morgen Boi fast zum Einspringen verleitet hatte. Beide Hinterbeine waren in den Schenkeln gebrochen, und das ganze Hinterteil war zerfetzt und mit geronnenem Blut bedeckt. Der Schuß des Bauern hatte also richtig dem Hasen gegolten, wie Okolitsch gleich damals vermutete, war aber schlecht gezielt gewesen, und das unglückliche, auf den Tod verwundete Tier hatte sich über den Schnee geschleppt, bis die Krähen seiner ansichtig geworden und über es hergefallen waren, um es durch Schnabelhiebe aufzuhalten und zuletzt halb lebend zu verspeisen.

Einen bösen Wunsch richtete Okolitsch an die Adresse des langen Unmenschen, der den Schuß abgefeuert hatte, und während er über den Graben sprang und auf der Heerstraße fortging, dachte er wieder lange darüber nach, wo er den unheimlichen Gesellen früher zu Gesicht gekriegt hatte. Dieser schwebte ihm so deutlich vor, als ob er ein genauer Bekannter von ihm wäre, und zwar aus nicht gar ferner Zeit, aber auf weiteres konnte er sich nicht besinnen. (Fortsetzung folgt.)

Chopin und seine Liebe

Von Frigga von Brockdorff-Frankfurt a. M.

Chopins Bild! Wie spottlustig — bei aller Melancholie — waren die blauen Augen, wie fein sein Lächeln, wie stolz die gebogene Nase! Sein Haar war seidenweich, die Gestalt schmächtig, zart, fast zusammenbrechend. Mit gedämpfter Stimme erzählte er kleine, delikate Sachen und wärmte sich dabei vor dem Kamin. Seine Schwächlichkeit schloß ihn schon seit jeher vom brutalsten Lebenskampfe aus, und Gebot und Neigung wiesen ihn in das Reich der seidenen Schleppen, der ringgeschmückten Finger, das Reich der brokatenen Westen und geschliffenen Bonmots. Dieser vollkommene Gentleman mit weißen Handschuhen und blendender Krawatte, der elegante Kavalier mit Kabriolett und Diener, dieser schöne Herzenbrecher war ganz dazu angetan, in einem Kranz reizender Frauen die zärtlichste Rolle zu spielen und durch die verführerische Grazie seiner Persönlichkeit, den aristokratischen Anstrich seiner Kunst sich die besten und feinsten Menschen jener guten und feinen Zeit mühelos zu erobern.

Er ist sanft gewesen — nicht schwach, wie Mißgünstige behaupteten, und man hat es Field arg verübelt, daß er Chopin ein „Krankenzimmertalent" genannt hatte.

Manchmal — im Hause des Mäzens und Musikfreundes Leo — konnte man plötzlich neben dem Meister eine seltsame Erscheinung erblicken. Ein dunkles Weib in Männerkleidung, mit kühnen, brennenden Augen und einem stolzen Gesicht. George Sand! Ihre triumphierende Haltung, bedeutungsvoll und gebietend zugleich, gemahnte an die uns oft übermittelte erste Begegnung dieser beiden Großen.

Ein glänzendes Fest war vorüber. Die Ballsäle hatten sich geleert. Chopin saß vor dem Klavier. Brillant flossen die Rouladen, Melodien kamen auf, trillerberauscht zog es dahin in Arpeggien, weitmaschigen Akkorden und kühnen Sprüngen. „Liszt sei der Erste", sagte man damals, „Chopin aber der Einzige"! Da — ein leichter Veilchenduft, das Rauschen eines Frauengewandes — in der Tür stand unbeweglich und bleich die schöne Lelia (George Sand). Ihre flammenden Augen hingen so zehrend, so selig vergessen an dem Antlitz des Meisters, bis er aufschauen mußte. Ein jähes Staunen, zärtliches Fragen flog über seine Züge, tiefe Glut, stumme Bejahung antworteten von drüben. Und wieder spielte Chopin — aber diesmal nur für sie. Leidvoll, gequält, verlangend, Wut und Liebe, slawisches Feuer und mondäne Diskretion, Gewalt und Zartheit, Verzweiflung und Anmut sangen aus den Liedern des emigranten Polen, Rassenmusik — alle Lebensströme gelöst im Tanz. Aber manchmal strich es auch beschwichtigend darüber hin, wie das leise Klagen einer Windharfe in monddunklen Nächten.... George Sand war aufs zärtlichste erregt. Glaubte sie doch in seiner sehnsüchtigen Seele die eigene vom Leid der Zeit ergriffene gespiegelt zu sehen. Schon kurz darauf bat sie Liszt, Chopin nach ihrem Sommersitze Nohant zu bringen: „Ich bete ihn an, ich vergöttere ihn!"

Bis jetzt war er hauptsächlich der Held eleganter, eitler Mädchen gewesen; hübsche Musikgänschen waren mit Augenaufschlag seinem Wesen gefolgt — nun stand zum ersten Male eine Frau vor ihm, großzügig, geistvoll und in Schönheit strahlend. Und die bedeutendsten Geister jener Zeit fanden bei ihr ihren Sammelplatz. Victor Hugo, Balzac, Sandeau, Musset, Gautier, Béranger, Mérimée, St. Boeuve, Guizot, Thiers, Delacroix, Ary Scheffer, Pauline Viardot, Franchomme, der deutsche Lyriker Henri Heine und der deutsche Musiker Hiller gingen zwanglos in ihrem Hause aus und ein. Chopin soll von ihr mit weichster Rücksicht, zartester Schonung behandelt worden sein, wenn man ihren eigenen Bekenntnissen trauen darf. Ja, als im Winter 1837 ein beginnendes Lungenleiden des Künstlers seinen Aufenthalt in milderem Klima notwendig machte, schloß sie sich mit ihren Kindern (der Sohn Maurice war ebenfalls erholungsbedürftig) dem Freunde an und begleitete ihn auf die Insel Majorka. In einem verlassenen Karthäuserkloster zu Valdemosa fanden die Reisenden nach vielen Mißhelligkeiten schließlich Unterkunft.

„Unfrisiert, ohne weiße Handschuhe und bleich wie gewöhnlich sitze ich hier," schrieb der wohlsoignierte Chopin, „zwischen Klostergängen, verlassenen Friedhöfen, Rosen und Zypressen." — Gesundheitlich bedeutete überhaupt dieser ganze Aufenthalt einen starken Mißerfolg für ihn. Die Robustheit der George Sand befand sich gut im Kampfe mit Wind und Wetter und Unbilden aller Art —, Chopin litt unsäglich unter Kälte, heftigen Regengüssen, dem Mangel an gewählter, leichter Kost und dem Fehlen eines Klaviers. Erst viel später kam ein Instrument aus Paris. „Der arme, große Künstler war ein abscheulicher Patient," schrieb die George Sand. Er muß ihr dort eine wahre Last gewesen sein; das Kloster war für ihn voll Schrecken und Phantomen, sowie überhaupt dunkle Ahnungen und Befürchtungen, der düstere Apparat der katholischen Mystik, ihn sein ganzes Leben lang verfolgten und nicht losließen. Wenn sie zum Beispiel mit den Kindern von ihren Spaziergängen heimkehrte, fand sie ihn oft geisterhaft blaß, mit starrem Auge und gesträubten Haaren vor dem Klavier. Er erkannte sie nicht. Einmal,

als die Bäche ausgetreten waren und sie lange ausbleiben mußten, war er halb toll vor Qualen und Tränen: „O, ich wußte wohl, daß ihr tot seid!" Er wollte die Freundin nicht erkennen, erschien sich selber tot und erzählte, daß auf seine Brust eisige Tropfen rännen; wie ihn dann später Madame Sand auf das Geräusch des fallenden Regens auf dem Dache aufmerksam machte, wollte er es nicht glauben.

Der Winter in Majorka brachte uns aber die besten und erschütterndsten seiner Musikwerke: die 24 Präludien op. 28, die Ballade op. 38, das Scherzo op. 39, zwei Polonäsen op. 40 und die Mazurka op. 41 Nr. 2. Wenn die Präludien vielleicht teilweise schon früher begonnen waren, so sind sie doch in ihrer heutigen Gestalt, in der Vielseitigkeit ihrer Stimmungen, dem aparten Reiz ihrer Eigenart als Ausfluß der Wonne und des Grauens zugleich, welchen das Verweilen im verlassenen Kloster dem Künstler schuf, zu betrachten. Er ist als eine durchaus lyrische Natur immer gleich bereit, das Erleben intuitiv in Töne umzusetzen, in feinste Nuancen. Und alle seine Schöpfungen sind direkt oder indirekt unter der Eingebung der Liebe geschrieben. Gläubig sang er von ihr und von allem, was sie brachte an Glück und Schmerz, voll tiefster Innigkeit, mit reinem Herzen und rührendster Keuschheit des Empfindens.

Und diesmal war er restlos in einer großen Hingabe aufgegangen, diesmal hatte er sich verschenkt, liebend und geliebt, bis zum letzten Teilchen seines Wesens. George Sand dagegen machte zu dieser Zeit schon und besonders später die Behauptung geltend, sie hätte bloß mütterliche Neigung zu Chopin gefühlt. Er aber schrieb bereits im folgenden Sommer aus Nohant an einen Ergebenen: „Miete eine Wohnung für George Sand! Um Gottes willen, lieber Freund, interessiere Dich dafür aufs regste — es sind meine Angelegenheiten!" In Nohant schuf dann der Meister 1839 die B-Moll-Sonate, das Notturno G-Dur op. 37 und drei neue Mazurkas op. 41.

Bald darauf zog er, um größere Bequemlichkeiten zu genießen und besser gepflegt zu werden, in Paris ganz zu seiner Freundin in die Rue Pigalle, wo er bis zum Sommer 1841 wohnte. Auch hier war er bald wieder Mittelpunkt der geistigen Elite. Über sein Äußeres schrieb Moscheles in dieser Zeit: „Er ist ganz ähnlich wie seine Musik, sanft und enthusiastisch! Seine Elfenbeinfinger gleiten zart über die Tasten. Man läßt sich wie von einem Sänger hinreißen." — Ein anderer wieder ruft aus: „Er verdreht allen Französinnen den Kopf und macht ihre Männer eifersüchtig." Und: „Bald wird die vornehme Welt Handschuhe à la Chopin tragen; er ist in der Mode!"

Leider aber kam es jetzt zu häufigen Verstimmungen zwischen dem Freundespaare. Der Mann, in sich gekehrt, fast Zärtling, mit dem weiblichen Gemüt und den aristokratischen Allüren, die Frau groß angelegt, in alle Tiefen tauchend und selbst vor Derbem gelegentlich nicht zurückschreckend — diese beiden konnten einander wohl anziehen, sich aber nicht für die Dauer vereinen. Das Schicksal erlaubt sich zuweilen den tragischen Witz, derartig gegen-, nicht füreinander geschaffene Elemente in heftigster Leidenschaft eben zum feindlichen Pol entbrennen zu lassen.

Sie mit ihrem beweglichen Geist, ihrem starken Herzen schuf leicht, frei und heiter, ihm wandte es sich schmerzhaft los, er zerbrach Federn, zergrübelte, zermarterte sich sein Gehirn, um Geschaffenes zu verbessern oder zu verwerfen und

immer wieder abzuändern, bis er zuletzt auf die Anfangserfindung zurückkam. „Seine zehrende Sehnsucht in ihre jauchzende Kraft umzuwandeln, war ihr nicht möglich." Sie stand damals auf der Höhe ihres Talentes und ihres weiblichen Triumphes. „Er klagte, sie verklagte," sagte ein Zeitungsbericht kurz nach jener Zeit. „Und in der Mühe des gegenseitigen Sicherklärens", erzählte dieser Aufsatz weiter, „entschwand unmerklich das leidenschaftliche Kolorit." So trat sie einst voll stolzen Übermutes zu ihm, der leise präludierend vor dem Klavier saß: „Die Zeit der Tänze, der Notturnen ist vorüber," rief sie, „wir brauchen stärkeres Lebenswerk, mächtigeres Fassen! Hier mein Text zu einer Oper, die die tiefgründigsten Fragen unseres Jahrhunderts aufrollen wird!" Chopin hörte halb hin.... Dann zogen seine schönen Hände mild über die Tasten, und träumerisch erklang eine — Präludie. George Sand erblaßte tief. Sie ließ ihr Manuskript in den Flammen des Kamins auflodern und verließ schweigend das Zimmer.

Trotz dieser heimlichen Qualen war es dem Künstler nicht möglich, von der geliebten Frau zu lassen. Sie wechselten wieder die Wohnung und zogen nach der Cité d'Orléans. Seine Räume waren mit unzähligen Bibelots, kostbaren Geschenken und stets von einer Fülle frischer Blumen geschmückt, die ihm unentbehrlich waren. „Veilchen, Veilchen sollen um mich sein", schrieb er noch bittend an seine Freunde von seiner letzten Lebensreise aus. Aber die schöne Geliebte „la femme à l'oeuil sombre", wie Musset sie in bitterem Liebesgroll nannte, sollte langsam, langsam seinen zärtlichen Händen entgleiten. Fortgesetzt und unter den verschiedensten Anlässen gab es Mißhelligkeiten. So schien, durch ihre Schuld, auch eine Trübung der Freundschaft Chopins zu Liszt entstanden zu sein. „Chopin verhielt sich diesem gegenüber neidisch reserviert", erklärte sie ziemlich rückhaltlos. Liszt aber äußerte sich, über den Grund der Abkühlung befragt: „Unsere beiden Damen (Komteß d'Agoult und George Sand) hatten Streit miteinander, und als Kavalier mußte jeder von uns zur Seite seiner Liebsten halten!"

Die Sommertage verbrachte der Künstler aber noch immer in Nohant. Seine Liebe für das Landleben war aufrichtig und bestand schon von frühester Jugend an. Doch eine überaus große Reizbarkeit verdarb ihm jetzt die Freude an den reinsten Genüssen, er war, sagt George Sand, von so krankhafter Empfindsamkeit, daß „der Schatten einer Fliege seine Seele bluten machte". Dazu kam noch 1844 der Tod seines Vaters und des liebsten Jugendfreundes Johann Matuszinskis, eines polnischen Arztes, der sich in Paris niedergelassen hatte.

Bis dahin hatte er immer sein Verhältnis vor den streng denkenden Eltern zu verbergen gesucht. „Die Herrin des Hauses", schrieb er stets, wenn er von seiner Freundin sprach; nun aber wandte sich diese selbst an Chopins Familie, mit besonderer Betonung ihrer mütterlichen Liebe zu dem Künstler und dem Versprechen steter Obhut und Pflege, die sie ihm gewähren wolle. „Mon cher enfant" nannte sie ihn da. — Im Sommer darauf weilte seine Schwester Louise in Nohant, wo sie von George Sand mit großer, überschwänglicher Zärtlichkeit behandelt wurde. „Chopin sehnt sich fortwährend nach Nohant und kann es dann dort nicht aushalten", klagte sie zur Schwester. Das Zusammenleben wurde immer unerträglicher. Unannehmlichkeiten mit dem Sohne Maurice kamen vor; anderwärts wird behauptet, der Streit wäre wegen George Sands Tochter Solange und deren Gatten Clésinger ausgebrochen; in Wahrheit mögen die beiden Menschen

eine so tiefe Enttäuschung füreinander gewesen sein, daß sie in ihrer Erregung die Schwierigkeiten des Alltags als Masken dem Zusammenbruch ihrer Leidenschaft vorhielten. Chopin interessierte sich nicht hervorragend für Literatur. Alles Deklamatorische in Kunst und Leben war ihm verhaßt, die sozialistisch und revolutionär gesinnten Freunde der Dichterin hielt er in seinem mehr fraulichen Gemüt für vulgär und taktlos. Endlich erschien Lelias neuester Roman: „Lucrezia Floriani". Übereifrige Kommentatoren brachten es dem Freunde eilends zu, daß der verzärtelte, weichliche Held, der mit seiner wahnsinnigen Liebe die gereifter empfindende Frau zu Tode quält, er selber wäre. Nach einer andern Lesart soll er selbst die Korrekturen gelesen haben, als George Sands Kinder auf die Blätter wiesen: „Monsieur Chopin, wissen Sie, daß Sie es sind, den man da gezeichnet hat?" — „Böse Herzen drängten sich zwischen uns", hört man nun wieder George Sand jammern, sie, die tiefste Freude und der furchtbarste Abscheu des Künstlers. „Ich bin nahe daran, Lukrezia zu verfluchen", tönt es von ihm noch nahe dem Ende seines Lebens. Sie zerbrach den Becher, aus dem sie getrunken. Nach fast zehnjährigem Zusammensein erfolgte 1847 ein radikaler Bruch. Im März 1848 sah er — von Krankheit bereits bis zur Unkenntlichkeit verändert — George Sand zum letzten Male. Sie drückte seine eiskalte Hand: „Fréderic!" Er wandte sich wortlos ab. . . .

Wenn wir nun dem Liebesleben Chopins bis in seine kindheitsverhüllten Anfänge zurückfolgen, finden wir, daß — allerdings in weniger ungestümer Form — zarte, blumenhafte Neigungen ihn durch das ganze Leben begleitet haben. Es war geziert von einer Kette schöner, anmutiger Frauen. „Ich weiß, daß ich den Damen und den Musikern gefalle", lächelte er schon nach den ersten Konzerten in Wien. Und bereits im Jahre 1829 hatte er in einer Sängerin der Warschauer Oper, Constantia Gladowska, sein „Ideal" gefunden, das er „treu und aufrichtig verehrt" und von dem er allnächtlich träumt, obwohl er dabei noch kein Wort mit dem jungen Mädchen gesprochen hatte. Diese Liebschaft bestand überhaupt vorwiegend in seiner Phantasie — in Wirklichkeit warf er, etwas leichtsinnig, in einem echten „Jungmännerbrief" an seinen Freund Titus eine Bemerkung von seinen vielen „Schätzen" hin. Im Grunde aber war es doch bloß Constantia, seine Frühlingsliebe im weißen Kleide, Rosen im Haar, die seine zwanzig Jahre begeisterte. Der leidenschaftlichen Komtesse Alexandra de Mariolles (der „Mariolka") widmet er zwar sein Rondo à la Masur op. 5, von der wunderlieblichen siebzehnjährigen Wanda Radziwill (der „Eva von Antonin") sagt er, es wäre eine Wonne, ihre zierlichen Finger auf die Tasten setzen zu dürfen, die frühverstorbene Elise Radziwill hinterließ ihm „das Bild eines Engels, der für kurze Zeit auf die Erde verbannt war" —, allein Constantia gab ihm in der Kunst seine erste, männliche Sehnsucht; seine süßesten Träume vertraute er nun dem Klavier an, und im Gedenken an sie schuf er das schöne, melancholieschimmernde E-Moll-Konzert. „Nach meinem Tode soll meine Asche unter ihre Füße gestreut werden." — Beim Abschied flossen ihre Tränen zusammen, und ein Ring am Finger blieb ihm als teuerste Erinnerung zurück. Die Trennung von der graziösen und liebenswürdigen Geliebten brachte überhaupt in seine Werke einen volleren Ton, größeren Aufbau und tieferen Inhalt. Nach 1831 war sein Herz ihr verbunden, wenngleich er auch die schönen Wiener Mädchen pries, und als Warschau

von den Russen eingenommen wurde, brach er in den Schrei aus: „Wo ist sie hin? Vielleicht in der Hand der Moskowiter? Ach — du — mein Leben!" Sein Schmerz ist in den Werken jener Periode, C-Moll-Etüde, D-Moll-Präludie, A-Moll-Präludie, niedergelegt zu finden. Franz Liszt erzählt, daß auch sie ihn nie vergaß. Constantia umgab die Eltern Chopins mit töchterlicher Liebe, und noch Jahre darauf konnte sie beim Anblick seines Bildes tief erröten. 1832 entschwand sie seinem Dasein und heiratete bald darauf ganz prosaisch den Warschauer Kaufmann Josef Grabowski.

Aber nun kam Paris, und blendendere Gestalten tauchten auf. Seine Lieblingsschülerin Marcelline Czartoryska, die vollkommene Delphine Potocka und andere große Schönheiten der feinsten Pariser Gesellschaft umschmeichelten, feierten, ersehnten den elegischen Polen, den „Refugié", dessen diskrete Zurückhaltung doch das in ihm lodernde slawische Feuer nicht ganz verdecken konnte. Wie außerordentlich peinlich der Künstler in dieser Zeit auf raffinierteste Kleiderkultur hielt, welche unbegrenzte Bewunderung für Geschmack ihm eignete und wie ihn der kleinste Toilettefehler nervös zu machen imstande war, davon zeugt folgender Vorfall. Frau Delphine Girardin, die er sehr liebte, besuchte ihn eines Morgens. Sofort beim Eintritt bemerkte Chopin, daß ein leichter Streif Straßenschmutz an ihrem Rockrande hängen geblieben zu sein schien. Er näherte sich ihr unter den zärtlichsten Liebkosungen, versuchte aber doch gleich mit Scherz und Necken das unsaubere Kleidungsstück eifrig zu reinigen. So fürsorglich, gattenhaft bemüht zog er sich auch den Ausspruch der ihm herzlich zugetanen geistreichen Gräfin Platen zu: „Si j'étais jeune et jolie, mon petit Chopin," sagte sie, „je te prendrai pour mari, Hiller pour ami et Liszt pour amant!" Ein frohes Tollen folgte nun für den Künstler, und es wird erzählt, daß er oft an zwei, drei Orten mit dem Herzen gefesselt war. — Liszt dagegen betont besonders seine strenge Unschuld und zarte Keuschheit.

Bis 1835 muß ihm aber keine Neigung tiefer gegangen sein. In diesem Jahre verbrachte er den Sommer mit seiner Familie in Karlsbad und traf auf der Rückreise in Dresden mit alten polnischen Freunden, den Wodzinskis, zusammen. Die drei Söhne waren bei Chopins Vater in Pension gewesen, mit der kleinen Tochter Maria hatte er schon als Kind vierhändig gespielt. Er stand dann von Paris aus mit dem schönen, graziösen Mädchen in innigem Briefwechsel und bekam sogar als sichtlichsten Beweis intimsten Interesses Pantoffeln und neue Strümpfe von ihr geschickt. Der nächste Sommer sah ihn als Bräutigam Maria Wodzinskas in Marienbad, und als die Mutter des Fräuleins ihre Kur dort vollendet hatte, verbrachten die Liebesleute einige herrliche Wochen in Dresden. Alles war eitel Herrlichkeit und Schelmerei und der Abschied voll süßer Hoffnung auf eine nahe Vereinigung. Aber bald wendete sich auch diese Liebe für ihn zum Unheil. Maria Wodzinskas Herz gehörte ihm nicht allein. Sie wird als kühl, kokett und schwatzhaft geschildert und schien zu derselben Zeit noch ein anderes Verhältnis zu dem polnischen Dichter Sloracki gehabt zu haben, der merkwürdigerweise Chopin zum Verwechseln ähnlich sah, gleich alt war wie er und im selben Jahre an derselben Krankheit starb wie unser Künstler. Die verwöhnte Edeldame, mehr eitel als tief, zog eine Grafenkrone dem Künstlerlorbeer vor; sie gab Chopin ihr Wort zurück und vermählte sich 1837 mit dem Grafen Friedrich Skarbeck.

Der Meister hat ihr in der F-Moll-Etüde op. 25 (ihrem Porträt, wie er sagt) und dem von glühendster Leidenschaft durchzogenen Cis-Moll-Notturno ein zärtliches Denkmal gesetzt. Das Notturno des unglücklich Liebenden: Nacht, Geheimnis und Schweigen und eine leise Klage — halb im Traum.... Die Enttäuschung aber war sehr groß, und auf dem Bündel Briefe der Maria stand von der Hand Chopins zu lesen: „Moia bieda“ (Mein Unglück).

Und nun lichtete sich der Kranz von Frauen. Eine einzige — George Sand — trat auf, um den Künstler ganz mit dem Reichtum ihrer sprühenden Seele auszufüllen. Nach dem Bruch mit ihr ist seine beste Kraft dahin. Diese Wunde war tödlich gewesen. „Nichts fällt mir mehr ein,“ jammerte er, „ich bin wie ein Esel auf dem Maskenball!“ Wie weit war er von dem wohltemperierten, dem lutherisch heiter-strengen Meister Sebastian! Und so floh Chopin, wirr in Leid und Weh versunken, nach England und schleppte sich dort auf einer Bahre von Konzert zu Konzert, von Herzogschloß zu Herzogschloß. „Meine schottischen Damen sind ja sehr gütig,“ heißt es in einem Briefe, „aber — so — — langweilig!“

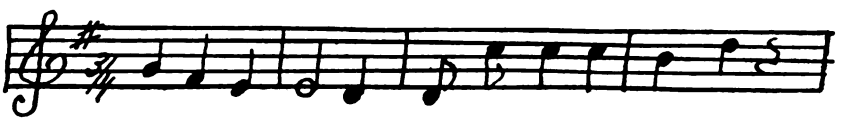
Sterbend kehrte er heim. Seine Freunde brachten ihn in einen schönen Garten in Chaillot, der dem Leidenden Ruhe und klare Luft spenden sollte. Baronin Nathaniel Rothschild enthob den Todkranken seiner letzten Sorgen, wie 1832 der Baron Rothschild die Kämpfe des Ringenden gemildert hatte. Auch Miß Jane Sterling ließ ihm mit 25000 Fr. eine fast fürstliche Hilfe angedeihen und bewahrte bis zum Tode die Erinnerung dieser Liebe. Als er in seiner letzten bitteren Not in der Rue Vendôme lag, umstanden wieder zarte weibliche Gestalten das Lager. Seine Schwester Louise kam mit Gatten und Tochter, Marcelline Czatorysla (die seine musikalische Wesenheit im Spiel fortsetzte) benetzte seine Stirn mit den Tränen ihrer herrlichen Augen, und die vollendete Delphine Potocka sang ihm, mit erstickter Stimme, sein Sterbelied, die Arie der „Beatrice di Tenda“ von Bellini.

„Wie schön, ach — wie schön, ...“ flüsterte Chopin verhauchend. Dann bat er um etwas Wasser, küßte die Hand seines treuen Schülers Gutmann, die er ihm bot, und verschied.

Rosen, Rosen, Rosen streuten schöne Frauen über seinen entseelten Leib, dem der Tod wieder allen jünglinghaften Reiz zurückgegeben hatte. Polnische Erde fiel auf seinen Sarg. Und die göttliche Viardot sandte ihm ihre Stimme in die Gruft, als der Meister unter den Klängen des Requiems von Mozart zur letzten Ruhe geleitet wurde.

Segen ihm! Sein junges Haupt ist uns von der Romantik eines zehrenden Leidens, der Tragik eines frühen Todes umflossen....

Mich aber umspinnt ein feines Lied, eine leise Weise — der Sehnsuchtsruf des edlen, kranken Polen:



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Philoſophie

Die Philoſophie im deutſchen Geiſtesleben des neunzehnten Jahrhunderts. Wilhelm Windelband veröffentlicht im vorliegenden Bändchen (Tübingen, Verlag von S. C. B. Mohr [Paul Siebeck]. 1909) die Niederſchrift von fünf im Freien Hochſtift in Frankfurt a. M. gehaltenen Vorleſungen, die dartun ſollten, wie die durch die geſchichtliche Entwicklung eines Volks beſtimmte Philoſophie zum Widerſpiel ſeines Lebens wird. Er beſchränkt ſich in ſeinen Schilderungen auf die deutſche Philoſophie im neunzehnten Jahrhundert, das ja wie kein anderes die ganze Skala politiſcher und wiſſenſchaftlicher Strömungen bis zur ſchroffſten Gegenſätzlichkeit in ſich befaßt und wie kein anderes geeignet iſt, den Deutſchen ſich ſelbſt kennen und in der Mannigfaltigkeit der ſein Weſen beſtimmenden Faktoren verſtehen zu lehren.

Wenn ſonſt die Blüten und Früchte der Kultur am Baume der Macht zu wachſen pflegen, ſo wurde bei uns die geiſtige Kultur, wie ſie um die Wende des 19. Jahrhunderts zur höchſten Entfaltung gelangte, erſt der Nährboden, dem die äußere Macht der Nation entſproſſen iſt. Damals waren die Dichtung und die Philoſophie, die in der Beſchäftigung des einzelnen mit ſich ſelbſt wurzeln, im weſentlichen die einzigen gemeinſamen Lebensintereſſen des deutſchen Volks. Aus ihnen erwuchs das die dünne Oberſchicht der Gebildeten beherrſchende, äſthetiſch-philoſophiſche Bildungsſyſtem, das für die Epoche von Klopſtock und Leſſing an bis zu den Ausgängen Goethes und Hegels kennzeichnend iſt. Wenn die Oberſtrömung ſeit dem Beginn der Aufklärung univerſaliſtiſch und rationaliſtiſch war, ſo ſchuf doch die Beſchäftigung mit der Perſönlichkeit dem Individualismus und Irrationalismus günſtige Entwicklungsmöglichkeiten, denn im Individuellen fand ſich immer ein für den Verſtand unauflösbarer, nur zu fühlender und zu erlebender Reſt. Dieſer Gegenſatz, der bei Kant ſeine genauſte Sonderung, in Goethe ſeine Vereinigung findet, bildete den Ausgangspunkt für die darauffolgende Bewegung. Aus der Sehnſucht nach der Realiſierung im Innern geſchauter Ideale erwuchs die Romantik. Ihre ſchöpferiſche Eigenart liegt in der allgemeinen Erweckung des hiſtoriſchen Sinnes und Verſtändniſſes, dem auch die Neubelebung des Staatsgedankens erwachſen iſt. In Hegels Lehre fanden die im klaſſiſchen und romantiſchen Bildungsſyſtem zur Entfaltung gelangten Kulturfaktoren ihren Ausgleich, indem, wie Windelband ausführt, die Werte der Innerlichkeit als übergreifende Triebkräfte des ſtaatlichen Außenlebens in die Erſcheinung traten. Aber jede der Mächte, die in Hegels Syſtem mit ihrem relativen Recht Platz gefunden hatten, wollte in der Folgezeit die alleinige Berechtigung für ſich in Anſpruch nehmen, und dieſer Streit wurde nicht nur auf dem Kampfplatz rein theoretiſchen Philoſophierens ausgefochten, ſondern zog auch im politiſchen und ſozialen Leben weite Kreiſe. Die Neugeſtaltung des nationalen Lebens wurde dadurch gehemmt. Als auch das Frankfurter Parlament, „das intellektuell höchſtſtehende und an Charakterköpfen reichſte, das die Geſchichte je geſehen hat“, die Verſöhnung der Gegenſätze nicht herbeiführen und den Weg zur erlöſenden Tat nicht finden konnte, brach der Idealismus, der in Hegels Lehre

keinen irrationalen Rest mehr aufzuweisen schien, zusammen und schlug in sein Gegenteil, eine geschichtslose, aller Werte bare Weltanschauung um. Nunmehr sollte das Irrationale in der Welt und im Leben genommen werden, wie es ist: dem Irrationalismus, dem Materialismus und Pessimismus wurde der Boden bereitet. Aber auch nachdem Bismarck durch die Macht seines Willens eine Höhezeit des politischen Lebens herbeigeführt hatte, vermochte keine große Dichtung, keine adäquate Philosophie zu erstehen, Deutschland erlebte vielmehr sein positives Zeitalter. Neben der Bearbeitung einer ins Empiristische umgedeuteten Erkenntnistheorie, die allmählich in Psychologie umgewandelt wurde, erkannte man überhaupt nur der historischen Betrachtung der philosophischen Systeme Sinn und Bedeutung zu. Nun scheint es anders werden zu wollen. Aus der Unruhe und dem Zweifel, die die völlige Umgestaltung der Lebensformen des deutschen Volkes notwendig begleiten, ringt sich das ihm eingeborene Bedürfnis, sich auf die bleibenden Werte des Lebens zu besinnen, wieder machtvoll durch und findet in einer Neubelegung und Vertiefung der philosophischen Arbeit ihren Ausdruck. Im Gegendruck gegen die aus den realen Verhältnissen des Wirtschaftslebens erwachsene Massenherrschaft, die das Leben der Gegenwart charakterisiert, hat sich das intensive Bedürfnis nach einem Persönlichkeitsleben entwickelt. Das Problem der Gegenwart liegt in der widerspruchslosen Vereinigung der Persönlichkeitswerte des Innenlebens und des Außenlebens, dessen Werte durch jene Herrschaft der Masse bestimmt sind.

Dies ist in aller Kürze der Gedankengang des Buches, dessen Wiedergabe lediglich dazu dienen soll, zur Lektüre dieses geistvollen Erzeugnisses aus der Feder Windelbands anzuregen. Die Feinheit und Eigenart der Linienführung der Betrachtungen kann in einem kurzen Referat nicht zu ihrem Rechte kommen. Das Geistesleben des neunzehnten Jahrhunderts in einen engen Rahmen zu bannen und dabei die bestimmenden Momente seiner Gestaltung mit wunderbarer Klarheit hervortreten zu lassen, vermag nur die Hand eines Meisters. Die philosophischen Regungen unserer Volksseele sind in ihrer Genesis und in ihrem gegenwärtigen Bestande der großen Mehrzahl der Gebildeten unbekannt: die Arbeit der Philosophen wird öfter verurteilt als beurteilt. Windelbands Buch ist vorzüglich geeignet, sie dem Verständnis Fernstehender näher zu bringen und auch manchem Philosophiebeflissenen eine schwerwiegende Frage philosophischen Denkens — die Frage nach der Allgemeingültigkeit der Werte — besonders ans Herz zu legen. M. Kelchner-Berlin

Bildungsfragen

Staatsbürgerliche Erziehung in der Fortbildungsschule. Unter den pädagogischen Forderungen der Gegenwart wird mit am meisten über die Frage der staatsbürgerlichen Erziehung geredet und geschrieben, und daraus, daß man dieses Problem so sehr in den Vordergrund der Diskussion stellt, darf man zugleich schließen, daß es sich hier um bedeutungsvolle Dinge handelt. Die Förderung der Erziehung zum praktischen Erdenbürger ist ja eigentlich nichts Neues; sie ist in jedem vernünftigen Erziehungsprogramm zu finden. Neu ist aber der Nachdruck, mit dem man für die Jugend eingehendere staatsbürgerliche Belehrungen verlangt, als sie ihr bisher zuteil wurden, neu die starke Betonung mancher Ziele, die man bisher vernachlässigt, und die doch erreicht werden müssen, wenn der einzelne Mensch seinen Platz im kleinen und großen Gemeinwesen gut ausfüllen soll.

Wir haben in unserm Lande eine konkrete Staatsverfassung, die jedem einzelnen Bürger gewisse Rechte gewährt, aber auch Pflichten auferlegt. Wir haben vor allen Dingen das Wahlrecht und damit Anteil an der Regierung unsers Volkes. Sind aber auch alle Bürger reif, dieses Recht auszuüben? Niemand wird diese Frage bejahen wollen. Wie viele Tausende gehen bei jeder Wahl zur Urne, die nicht verstehen und nicht wissen, was sie wollen, und die nur der Massensuggestion folgen. Unser Staatsleben weist ja auch so viele komplizierte Verhältnisse auf, daß sie nicht ohne weiteres jedem einzelnen durchsichtig sein können, wenn eben die Belehrung fehlt. Aber auch die Selbstverwaltung in den einzelnen Gemeinden setzt Kenntnisse und Einsicht bei den einzelnen Gemeindegliedern voraus, Einsicht, die auch bei weitem nicht

immer vorhanden ist. Bedenkt man dazu noch, wie unserm Volke oft noch die wirtschaftliche Tüchtigkeit fehlt, wie die gesunde Volkskraft, die uns sonst vor andern Völkern auszeichnete, immer mehr schwindet, wie bei der heutigen herrschenden individualistischen Lebensanschauung das soziale Empfinden immer mehr geschwächt wird, dann werden wir einsehen, daß auch in dieser Hinsicht der praktischen Pädagogik wichtige Aufgaben harren, und es ist mit Freuden zu begrüßen, daß man das Schlagwort von der staatsbürgerlichen Erziehung nicht mehr so einseitig auffaßt und darunter allein bürgerkundliche Belehrung versteht, sondern daß man es zum Weckruf macht, an den alle die Forderungen anklingen, die aus der Not unsrer Zeit besonders deutlich herausreden.

Bei den Erwachsenen wird in dieser Beziehung nicht mehr allzuviel zu erreichen sein, aber die Jugend kann durch planvolle Einwirkung doch in andre Bahnen geleitet werden. Vor allem wird es hier darauf ankommen, neben den höheren die Fortbildungsschulen für die neuen Ziele zu erobern. Wenn irgendwo, dann muß bei ihren Schülern die staatsbürgerliche Erziehung den Hebel ansetzen. Denn es ist hier zunächst von Bedeutung, daß man die breiten Massen einmal beieinander hat. Jede andre Einwirkung auf die schulentlassene Jugend wird schon deshalb nur geringe Erfolge haben, weil man sie in ihrer Gesamtheit nirgends fassen kann. In Vereinen z. B. sind es ja doch meist Freiwillige, die erscheinen und die der Beeinflussung zugänglich sind; die aber eine Erziehung am nötigsten hätten', bleiben in der Regel fern. In der Fortbildungsschule hätte man sie aber alle beieinander. Und man hat es hier im Gegensatz zur Volksschule mit Schülern zu tun, die schon älter sind, die schon einen weiteren Horizont besitzen und den Belehrungen mehr Interesse entgegenbringen. Sie stehen schon selber mehr im öffentlichen Leben drin und zeigen für öffentliche Angelegenheiten mehr Teilnahme. In diesem Alter fängt die Jugend aber auch schon an, umworben zu werden. Es ist bekannt, wie gerade die Sozialdemokratie in den Jugendvereinigungen für ihre Zukunft Saat ausstreut. Das Alter von vierzehn bis achtzehn Jahren ist aber in mancher Beziehung recht kritisch, auch darin, daß der junge Mensch in dieser Zeit sich als Persönlichkeit zu fühlen beginnt, daß er ohne tiefere Überlegung an allem unreife Kritik übt, herumnörgelt, was andre ohne ihn geschaffen haben. Und es ist nur zu bedauern, daß der schulentlassene Knabe, der jetzt in seinem ganzen Leben eine Führung am allernötigsten hätte, ganz allein dasteht und daher den schlechten Einflüssen ganz und gar hingegeben ist, die von losen Genossen, von Parteien, vom öffentlichen Leben auf ihn einwirken.

Die Fortbildungsschule ist daher der staatsbürgerlichen Erziehung auf jeden Fall dienstbar zu machen. Gewiß soll sie ja durch ihre ganze Arbeit die Ziele nationaler Erziehung erreichen, sie soll den Schüler zum tüchtigen Berufsarbeiter heranbilden, sie soll durch Pflege von Spiel und Wanderung, durch Turnübungen den Körper kräftigen, sie soll durch den Unterricht, durch Unterhaltungsabende, durch persönliche Beeinflussung das sittliche Empfinden stärken, aber sie soll ebenso wie die höheren Schulen zu einer tieferen Einsicht des gesamten öffentlichen Lebens, der staatlichen Einrichtungen führen. In der Volksschule ist diese Erkenntnis erst anzubahnen, hier aber ist sie zu vervollständigen, zu vertiefen. In der Volksschule kann man von der Einführung eines neuen Faches wohl absehen, da genügen reichliche Hinweise in der Geschichte, wo eben die Geschichte der Gegenwart mehr betont werden muß, ferner in der Geographie und im Deutschen. Anders in der Fortbildungsschule. Hier wird man kaum um die Einführung eines besonderen Faches, eben der Staats- oder Bürgerkunde, mit einer Wochenstunde herumkommen. An lebensvollem Stoff wird's nicht fehlen.

Freilich muß dieser Stoff mit einem gewissen Takt erteilt werden. Zunächst muß er auf jeden Fall objektiv sein. Das mag vielleicht nicht immer genügend beachtet werden, denn in unsern Tagen, wo die Weltanschauungen oft so unversöhnlich aufeinanderstoßen, besteht die Gefahr nur zu sehr, daß er parteipolitisch gefärbt wird. Die Schule sollte aber in dem Sinne nie zum Politikum gemacht werden, daß in ihr Parteipolitik getrieben würde. Es wäre entschieden zu verwerfen, daß in ihre

stille Arbeit der Parteihader mit all dem Unangenehmen, was damit zusammenhängt, getragen würde; damit würde nur der Fraktionshader unter einer Jugend gepflegt, die vorläufig noch andre Dinge zu tun hat, als sich politisch zu betätigen. Das wäre übrigens nicht besser, als wenn die Sozialdemokratie ihre Jugend schon mit ihren einseitigen Parteilehren durchtränkt. Die Schule selbst würde dann nur zu bald auch zum Zankapfel zwischen den streitenden Parteien werden. Belehrungen über die Verfassung und Gesetzgebung seines Volkes, über die öffentlichen Einrichtungen sollen dem Fortbildungsschüler recht reichlich gegeben werden. Es handelt sich hier eben um Einsicht und um Kenntnisse, aber ohne ein bestimmtes Maß von positivem Wissen ist politische Reife eben unmöglich. Aber alle diese Belehrungen müssen sich auf das tatsächlich Gegebene beschränken, auf das, was in der Zeit nach und nach geworden ist und was in einem ursächlichen Zusammenhang miteinander steht.

Vorläufig kommt der Forderung der staatsbürgerlichen Erziehung in der Fortbildungsschule — der kaufmännischen, gewerblichen und ländlichen — allerdings erst sekundäre Bedeutung zu, aus dem einfachen Grunde, weil wir die obligatorische Fortbildungsschule noch nicht allgemein haben. Die Fortbildungsschule hat sich zwar in den letzten Jahren mächtig entwickelt, aber durchschlagende Erfolge wird man sich erst versprechen können, wenn sie unsre gesamte schulentlassene Jugend umfassen wird.

P. Hoche-Wriezen

Parteigeschichte

Oskar Klein-Hattingen, „Die Geschichte des deutschen Liberalismus". Erster Band (bis 1871). Berlin-Schöneberg, Buchverlag der Hilfe, 1911. (XVI und 511 Seiten.)

Die Anregung zu dem Buch hat Friedrich Naumann gegeben. Das wird vom Verfasser zugestanden. Wie weit Naumanns Geist sonst an dem Werk mitgewirkt hat, wird nicht erwähnt. Dabei weht er uns besonders in den letzten Kapiteln des vorliegenden ersten Bandes auf Schritt und Tritt entgegen. Manche Dinge sind so einseitig gesehen, als habe der stilgewandte Herr Pastor sie selbst geschrieben. Wir werden uns mit dem Buch eingehend auseinandersetzen, sobald der zweite Band vorliegt. Der erste Band endet mit einer Verherrlichung der deutschen Fortschrittspartei und einer geradezu an Verunglimpfung streifenden Kritik an der Tätigkeit der Nationalliberalen seit ihrem Entstehen bis zur Reichsgründung. Im übrigen geht der vorliegende Teil der Arbeit darauf hinaus, die Verdienste der Krone an der deutschen Entwicklung nach Möglichkeit zu schmälern. Selbst Friedrich Wilhelms des Dritten Verdienste um die Wiedergeburt Preußens, die der Autor anerkennen *muß*, werden zu erklären gesucht durch den schwachen Hinweis auf die „Not der Zeit". Die Träger des Liberalismus aus dem Volk werden dagegen stets hingestellt als die weitsichtigen, nüchternen, vorausschauenden Politiker, die zu allem Guten den Anstoß geben. Haben die liberalen Ideen nicht auch erst in der „Not der Zeit" die Köpfe erhellt? G. Cl.

Geschichte

Feldzugserinnerungen. Vor vier Jahren um die Weihnachtszeit ging ich in dem bayerisch-schwäbischen Markt Illertissen von einem Veteranenhause zum andern, um auf diesem engbegrenzten Gebiet festzustellen, was an Erinnerungen an den letzten großen Krieg noch lebendig ist. Meist fand ich freundliche Aufnahme und Auskunft, aber ich begegnete auch mißtrauischer Verschlossenheit und einmal entlud sich Verbitterung über unzulängliche Unterstützung in Grobheit gegen mich. Es hat sich schon eine so gewaltige Schicht von Friedenstagen vor jene Ereignisse geschoben, es ist schon so viel gestorben und erloschen in den Überlebenden, daß meine Ausbeute gering war. Dennoch ist mir wertvoll, was ich damals gesammelt habe. Es stammt zwar nicht aus der Zeit, wo „das Volk seine Annalen schreibt", wie v. Ubisch im 14. Heft des vorigen Jahrgangs der Grenzboten schön sagt, die Erzählenden sahen in eine entlegene Ferne, aber sie *sahen*, was sie erzählten.

Türcks, Rindfleischs, Kretschmans und Laßbergs Feldbriefe, Fontanes Heldenlied von Oléron, besonders aber die Kriegserinnerungen, die Ratzel kurz vor seinem Tode in den Jahrgängen 1903 und 1904 der „Grenzboten"

unter dem Titel „Glücksinseln und Träume" erzählte, hatten mich zu meinem Rundgang durch die schwäbischen Veteranenhäuser angeregt. Diesen Erinnerungen gegenüber war meine Sammlung figuren- und farbenarm, aber sie vertrug sich mit ihnen wie ein naturrauher, schlichter Rahmen mit einem feinen Bild. Solche Rahmenzeichnungen zu sammeln war mir inzwischen nicht mehr möglich, aber ich habe bekannte Offiziere, in denen ich Kriegsteilnehmer verehrte, zur Fixierung ihrer Erinnerungsbilder zu bewegen gesucht, weil ich, seitdem mir meine Mutter in kranken Kindheitstagen die Bilder des Kriegs in der Hallbergerschen Chronik „Vom Kriegsschauplatz" gedeutet hat, weiß, wie erhebend und stärkend die Kunde von der Mühsal und den Opfern, den Leiden und dem Leide jener Zeit auf deutsche Herzen wirkt. Doch hat meine Anregung bis jetzt keinen Erfolg gehabt.

Das jüngste Buch mit Kriegserinnerungen, das mir in den ernsten Jahrestagen von Villiers zuging, dankt wohl der Frage aus Kindermund: Wie bist du durch den Krieg gekommen, daß wir dich haben? seine Entstehung. Ein bayerischer Offizier, Generalmajor z. D. Gottlieb v. Thäter, schildert darin mit kräftigen Strichen und frischen Farben seine Erlebnisse*). Süddeutsch ist die Melodie seiner Sprache, aber die militärischen und politischen Anschauungen, die da und dort zutage treten, zeigen nirgends Stammesdünkel oder Sondersucht, sie sind deutsch. Von allgemeinem Interesse, wie die schlicht erzählten Taten des jungen Draufgängers, ist sein in nicht allzu grüner Jugend — mit dreiundzwanzig Jahren nach dem Abschlusse des juristischen Universitätsstudiums — gefaßtes und nach zweiundvierzig Dienstjahren gefälltes Urteil über die bayerische Armee von 1870/71. Rittertum und Landsknechttum, Bildung und Unbildung im Offizierkorps bunt gemischt, die Bekleidung der Truppen schlecht, weil der praktische und ethische Wert einer Kriegsgarnitur noch nicht erkannt war und die Leute in einer älteren Garnitur ausrücken mußten, — kein Wunder, daß in den Schlachtstürmen und Märschen des Sommers und des Frühherbstes Spreu verstob. Um so wertvoller ist aus dem Munde eines so scharf urteilenden Beobachters das Lob. Nach Wörth: „Viel persönliche Werte besaß die bayerische Armee, das ist selbstverständlich — auch sie war deutsch. Aber auf ihr lastete der noch frische Mißerfolg des Jahres 1866 und das damals erwachte Gefühl der Mangelhaftigkeit, die durch ernste Arbeit weniger Jahre noch nicht ausgeglichen sein konnte." Bei Beaugency: „Die Leute, die durch all diese Unordnung sich durchgefristet hatten, das waren herrliche Menschen trotz ihrer Lumpen. Da war alle Spreu hinweggefegt und nur volle Weizenkörner waren geblieben." Am 7. März 1871 vor dem Kaiser auf dem Plateau von Villiers: „Unser Vorbeimarsch freilich mag sein verwöhntes Auge nicht sonderlich erbaut haben. Tritt und Richtung waren schwankend und unsere Gesamterscheinung ohnehin im Nachteile gegen die funkelnden Helme und das weiße Lederzeug preußischer Truppen. Ich glaube aber, er hatte uns doch gerne, und unsere zerfetzten Fahnen wußten ja gewiß viel Rühmliches zu erzählen. Aber wir mußten nachlernen, das war uns klar."

Die bayerische Armee hat alles nachgelernt. Gottlieb v. Thäter wendet sich mit seinem Buche an die jüngere Generation, deren Wehrhaftigkeit „der künstlichen Ernährung bedarf". Er scheint auch zu wissen, daß die Wehrhaftigkeit der deutschen, besonders der bayerischen Jugend unterernährt ist. Denn er widmet sein Buch den jungen bayerischen Offizieren des Vereins Wehrkraft, die in Deutschland auf militärischer Seite zuerst an die Stählung unserer in der Schule verliegenden Jugend gingen. — Das Buch ist ein voller Trunk aus dem dünner fließenden, in tausend Gräbern tropfenweise versickernden Kraftquell der Kriegserinnerungen, die man tropfenweise zu sammeln nicht müde werden sollte.

Ludwig Kemmer-München

*) Meine Feldzugserinnerungen 1870/71. Nach vierzig Jahren aufgezeichnet von Gottlieb von Thäter, kgl. bayr. Generalmajor z. D. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck, München 1911.

Reichsspiegel

(Vom 2. bis 8. Januar 1911.)

Politik

Reichsbote und Zentrum — Der deutsche Arbeiter — Gefahr des Ultramontanismus — Rom und die Kirchenunion — Neue Lohnkämpfe in Sicht — Gewerkschaften und Unternehmer.

Es beginnt zu tagen! Nun sieht sich auch der Reichsbote zu dem Bekenntnis gezwungen, zu dem sich nach und nach evangelische und katholische Kreise, denen ihre germanische Kultur teuer ist, schon längst bekehren mußten. Neben der sozialdemokratischen Gefahr besteht eine größere, die ultramontane. „Wenn nur die Erwägung die Regierung untätig macht, daß man in Deutschland das Zentrum im Kampfe gegen die Sozialdemokratie nicht glaubt entbehren zu können und darum lieber ruhig zusieht, wie ein anderer großer Teil des Volkes dem Vaterlande entfremdet werden soll, so ist das ein verhängnisvoller Trugschluß; denn so schwer auch die Gefahren sein mögen, die von der Sozialdemokratie drohen, diese wird sich an ihrer stetig wachsenden Begehrlichkeit schließlich selbst verbluten. Was aber Rom erst in neue geistige Fesseln geschlagen hat, daran kranken die Völker jahrhundertelang, und deshalb ist der Preis der römischen Knechtschaft zu hoch, wenn nur um diesen die Abwehr der Sozialdemokratie möglich wäre."

So schreibt das Blatt unserer positiv gerichteten Pastoren!

Diese Äußerung an dieser Stelle ist gerade im gegenwärtigen Augenblick von erheblicher Bedeutung. Nach den Experimenten und nach aller Agitation, die seit zehn Jahren getrieben wurde, um die Sozialdemokratie zu bekämpfen, hatte sich in den wohlhabenderen Schichten der Bevölkerung der Blick getrübt für alles, was soziale Organisation heißt. Man ist so weit gegangen, die überwältigende Mehrheit des deutschen Volks der Vaterlandslosigkeit, des Republikanismus und noch mancher anderer Staatsverbrechen zu zeihen, lediglich, weil sie sich im Kampfe um ihre materielle und politische Besserstellung gerade der Mittel bedienten, die ihnen geboten wurden. Diese Mittel stammten nun freilich aus der Hexenküche der internationalen Sozialdemokratie. Doch war dies nicht als eine Schuld der deutschen Arbeiter zu verbuchen. Die Hoffnung, daß die Arbeiterschaft sich auch in Deutschland in politisch neutralen Organisationen zusammenschließen würde, mußte schon im Jahre 1869 aufgegeben werden. Die Arbeitgeber standen der Gewerkschaftsbewegung aus bekannten materiellen Gründen feindlich gegenüber. Die gesamte Literatur wurde aber einseitig durch die Führer der Sozialdemokratie besorgt. Dementsprechend vermochten auch die rechtsstehenden Parteien der Frage nicht mit der notwendigen Sachlichkeit gegenüberzutreten; bei ihnen verband sich der Begriff der nationalen Wirtschaft fast ausschließlich mit der individuellen Betätigung des Unternehmers. Einige Zweifel in die Richtigkeit solcher Auffassungen

sind dann bei den nationalen Parteien erst aufgetaucht, als an die Stelle des einzelnen Unternehmers in größerem Umfange die Aktiengesellschaft trat, die nun schon zusammen mit der in ihrer Haftpflicht beschränkten Genossenschaft das wirtschaftliche Leben beherrscht. Erst vor etwa sechs Jahren gingen die größten Unternehmungen daran, die Arbeiter ihrer eigenen Werke zu organisieren. Augsburg, das Grusonwerk, Siemens u. Halske machten mit gutem Erfolg den Anfang. Doch blieb das seit dreißig und mehr Jahren genährte Mißtrauen bestehen, und jeder organisierte Arbeiter oder Handwerker gilt in den oberen Schichten einschließlich der Verwaltungsbeamten als Sozialdemokrat und damit als vaterlandsloser Geselle. Die Wahlen von 1907 warfen da plötzlich ein grelles Schlaglicht auf die wahre Gesinnung der deutschen Arbeiter. Als Fürst Bülow nach dem furchtlosen Auftreten des Kolonialsekretärs Dernburg den Reichstag heimschickte und die Parole lautete: gegen das Zentrum!, da verloren die — Sozialdemokraten eine ganze Reihe von Sitzen im Reichstage, und die freien (sozialdemokratischen) Gewerkschaften, die noch im Jahre 1906 um 345100 Mitglieder zugenommen hatten, büßten im Jahre 1907 rund 33000 ein. Diese Erfahrung im Zusammenhang mit den Beobachtungen bei der Truppe, mit der Tatsache, daß z. B. der Vorwärts nur unter Ausübung des größten Zwanges die Zahl seiner Abonnenten vermehren kann, zwingen Politiker und Parteien, ihre Stellung zur Arbeiterschaft einer gründlichen Revision zu unterziehen und den Kampf gegen die Sozialdemokratie anders zu führen, als wie es bisher geschehen.

Unter diesem Gesichtspunkt muß auch die Äußerung des Reichsboten bewertet werden, selbst wenn sie nachträglich durch das Blatt erheblich eingeschränkt wird. Sie läßt auf einen tiefen Bruch mit alten Anschauungen schließen und zeigt erneut, daß tatsächlich in der Parole gegen den Ultramontanismus das einigende Moment für das politische Leben der Gegenwart liegt. Wie groß die Gefahr des Ultramontanismus wieder geworden ist, steht nach den Ereignissen von 1910 so klar vor aller Augen, daß es kaum noch eines Hinweises darauf bedarf. Die Kritik, die Prinz Max von Sachsen an der Stellung der römischen Kurie zur byzantinischen Kirche und zu den Uniaten übte, lüftete noch einmal den Schleier, der in den letzten Jahren über die letzten Absichten Roms künstlich gewebt worden ist. Nach dem Wortlaut der ruthenischen Wochenschrift Djilo (Lemberg, den 24. Dezember 1910) heißt es in dem viel erörterten Aufsatz des prinzlichen Priesters „Gedanken über die Einigung der Kirchen“: „Die römische Kirche hat von jeher dazu geneigt, als Herrscherin aufzutreten; sie wollte der griechischen Kirche ohne jede Rücksichtnahme eine Union aufdrängen, wie sie ihr allein gut dünkte: ‚Ich gebe die Gesetze, und wer die Union in der Form, die ich vorschlage, nicht anerkennen will, der ist ein Gegner der Union‘ — das ist der Standpunkt der römischen Kirche. Die Union hat ihr im Grunde genommen immer nur als eine Unterwerfung der unbotmäßigen griechischen Tochterkirche gegolten. Der Westen braucht in keiner Beziehung nachzugeben und ist zu

keinerlei Opfern verpflichtet; der Osten dagegen muß sich der Rechtsprechung des römischen Papstes völlig unterwerfen und überdies alle Dogmen anerkennen, welche die römischen Theologen der jüngsten Zeit aufgestellt haben."

Weiterhin weist der Verfasser an der Hand der Geschichte nach, daß die römische Kirche niemals weder besondere, ihr eigentümliche Privilegien, noch gesetzgeberische Gewalten besessen habe, die geeignet wären, sie der griechischen Kirche überzuordnen. Die Verteidiger des heutigen Roms haben die Geschichte vergessen und wenn sie vom christlichen Altertum sprechen, so stellen sie es sich in der Gestalt des gegenwärtigen monarchischen Systems vor. Deshalb suchen sie die Union diesem System anzupassen*).

Was hier offen über die Absichten gegenüber dem byzantinischen Glaubensbekenntnis ausgeplaudert wird, gilt auch für die Stellung der Kurie gegenüber der evangelischen Kirche. Nur die Wege sind verschieden, die hier und dort eingeschlagen werden müssen. In Deutschland muß eine politische Partei, die sich bald eine katholische, bald eine konfessionslose, bald eine demokratische oder konservative nennt, die Wege ebnen. Gegenwärtig gebärdet sich das Zentrum konservativ. Denn es gilt, eine Vereinigung der Konservativen im Reich mit den Nationalliberalen zu hintertreiben. Und die Konservativen wollen allem Anschein nach darauf hineinfallen, obwohl das Zentrum sich durch die Anklageschrift des Grafen Oppersdorf gegen Martin Spahn ganz offen als eine Förderin des Internationalismus gezeigt hat. Das neuerliche Verhalten der Deutschkonservativen ist nur zu verstehen aus wirtschaftlichen Gründen, dürfte indessen schwere Folgen für die Partei haben. Hat schon das Verhalten dieser Partei bei der letzten Finanzreform mit Recht die größte Verbitterung im Lande hervorgerufen, so dürfte ihr Zusammengehen mit dem Zentrum ihr noch mehr den Boden unter den Füßen entziehen, und jede andere bürgerliche Partei, die sich auf eine Kombination mit dem Zentrum einlassen wollte, würde damit nur die Propaganda der Sozialdemokratie unterstützen. Darum können wir auch die Ausführungen des Reichsboten als ein Moment fortschreitender Genesung unseres politischen Lebens begrüßen.

Nun wird entgegengehalten: man kann doch unmöglich das Vorhandensein der Sozialdemokratie ignorieren. Das wird auch nicht verlangt. Doch soll man sie da und mit denselben Mitteln angreifen, wo sie verwundbar ist, nämlich in ihrer wirtschaftlichen Betätigung. — Der Epilog zu den vorjährigen Streiks gipfelt in den Worten des Sozialdemokraten Parvus, der über den Schiedsspruch des Einigungsamts für das Berliner Baugewerbe sagt:

*) Wir beziehen uns auf die ruthenische Zeitschrift Djilo, weil Prinz Max mit dem Uniatenbischof zu Lemberg, Andreas Schepticki, in engerer Beziehung gestanden hat, und weil anzunehmen ist, daß dieser die genannte Zeitschrift aus dem Original des in Frage stehenden Aufsatzes unterrichtet hat. — Dies neue Moment ist auch für die Beurteilung des Prinzen wertvoll: er steht vor uns als ein weicher, leicht beeinflußbarer Mensch, von dem wohl ein unüberlegter Schritt, nicht aber eine kühne Tat zu erwarten ist.

„Diese Auslassung gilt auch für sämtliche anderen Arbeiterschichten, die unter der Teuerung und den neuen Steuern nicht minder wie die Bauarbeiter zu leiden haben. Sie wird bei den kommenden Auseinandersetzungen mit den Unternehmern den Arbeitern gute Dienste leisten." Adolf Weber aber sagt hierzu: „Der Schiedsspruch wirkt geradezu anregend für neue Kämpfe." Und wieder rüsten die Gewerkschaften im Kohlenrevier ebenso wie in den Großstädten für neue Lohnkämpfe. Gegen diese zu immer neuen Forderungen treibenden Organisationen gilt es aufzutreten. Der Kampf gegen die Gewerkschaften hat nicht und darf auch nicht den Zweck haben, das Los der arbeitenden Klassen zugunsten der Unternehmerklasse verschlechtern zu wollen. Schon die Tatsache, daß 45,34 pCt. auf die Arbeiterbevölkerung und nur 26,54 auf die Unternehmerkreise fallen, spräche dagegen. Er erscheint aber im gegenwärtigen Zeitpunkt geboten, um die Gesamtheit der nationalen Wirtschaft vor allen den Gefahren zu bewahren, die als notwendige Folge übergroßer Ansprüche alle aufstrebenden Nationen treffen können. Alle Gewerkschaften, freie, Hirsch-Dunckersche und christliche, haben zum Ausgangspunkt ihrer Politik das Prinzip des Klassengegensatzes. Der Kampf, den die Gewerkschaften gegen das Unternehmertum führen, stellt sich infolgedessen nur theoretisch dar, als ein Ringen um die Produktionsmittel. In der Praxis bleibt er durch die zur Anwendung kommenden Mittel (Streiks und einseitig geleitete Einigungsämter) lediglich ein Kampf um höhere Löhne. Sein bisheriges Ergebnis ist nun allerdings eine relative Steigerung der Lohnzahlen, aber auch eine absolute Verteuerung der gesamten Lebenshaltung. Und damit sind auch die Grenzen gegeben, die den neuen Forderungen der Gewerkschaften gesteckt werden müssen. Die bisherigen Siege der Arbeiterorganisationen sind nicht etwa auf Kosten der Unternehmer, sondern und vor allen Dingen auf Kosten des kleinen Mittelstandes, der Staats- und Privatangestellten und derjenigen Teile des Proletariats, die sich gar nicht oder doch nur schwer zusammenschließen können, errungen worden; zu dieser Kategorie gehören die Heimarbeiter, Frauen und Kinder. Der Genosse Parvus und nach ihm Adolf Weber („Der Kampf zwischen Kapital und Arbeit", Verlag von J. C. B. Mohr, Tübingen 1910, 579 S. Pr. 12 M.) bestätigen ausdrücklich, daß „die Gewerkschaften dem höheren Lohne nachgehen" und daß „sie . . . dort am stärksten, wo die Löhne am höchsten sind". „Dort also", fügt Weber auf S. 532 seines sehr lesenswerten Werkes hinzu, „können die Gewerkschaften am leichtesten Erhöhung der Löhne erzielen, wo ihre Mitglieder materiell sowieso schon besser stehen als die Kollegen in anderen Branchen." Damit aber ist auch der Punkt gewiesen, wo die Gewerkschaften angreifbar sind, und von wo aus sie im Interesse des Volksganzen und der nationalen Wirtschaft reformiert werden müssen. Denn nun treten dieselben Gründe gegen sie auf, die früher für sie und gegen das Unternehmertum geltend gemacht werden konnten. Nur noch verschärft. Denn zu allen Zeiten hat das Unternehmertum sich vor der Masse der Arbeitnehmer ausgezeichnet durch

Intelligenz und Initiative. Man wird einwenden, beide Eigenschaften seien auch der Masse eigen durch ihre Führer, durch die Gewerkschaftsbeamten oder die Gewerkschaftsbureaukratie. Gewiß, in einem späteren Stadium der „Vergesellschaftung" der Produktionsmittel, wenn nämlich die heutigen Unternehmer Staatsangestellte sein werden, mag man von einer wirtschaftlichen Initiative der Masse sprechen dürfen, einstweilen nur von Instinkten, die einer taktvollen Leitung bedürfen, sollen sie nicht schädlich wirken. Damit aber sinken auch die letzten Reste eines moralischen Grundes in sich zusammen, der seinerzeit die Sympathien vieler Gebildeten auf die Seite der organisierten Arbeiter führte. Solange diese lediglich ihren Anteil am steigenden Wohlstand forderten, lagen ihre Bestrebungen auch im Interesse der Nation. Nun sie aber den ganzen Volkskörper auszusaugen drohen, und noch dazu für eine Minderheit, erweisen sie sich als eine nationale Gefahr, der die Nation entgegentreten muß, will sie sich nicht an jüngere, in ihren Anforderungen ans Leben bescheidenere Völker verlieren.

Kolonialfragen

Keine Eisenbahnen — Eingeborenenpolitik — Ponape.

In der Kolonialpolitik hat der Wechsel an der Spitze der Kolonialverwaltung bis jetzt noch keine erkennbaren Veränderungen hervorgebracht. Der neue Staatssekretär hat vielmehr bei seiner Jungfernrede ziemlich deutlich zu verstehen gegeben, daß er auf den bewährten Dernburgschen Bahnen weiterwandeln will. Im übrigen hat er sich hinsichtlich der Hauptfragen der Kolonialpolitik mit großer — uns will dünken, mit etwas zu großer — Zurückhaltung ausgesprochen. Da Herr v. Lindequist in den Fußstapfen seines Vorgängers wandeln will, so möchten wir bescheidentlich daran erinnern, daß zu dessen Rüstzeug auch ein gut Teil Draufgängertum gehörte.

In kolonialen Kreisen ist man da und dort etwas enttäuscht, daß der Herbst auch nicht die kleinste koloniale Eisenbahnvorlage gebracht hat. Man sagt sich nicht ganz mit Unrecht, daß wir vom kommenden Reichstag in dieser Richtung vorläufig nicht allzuviel erwarten dürfen, und deshalb das Eisen schmieden sollten, solange es noch heiß ist. Aber daran ist jetzt nichts mehr zu ändern. Vielleicht will auch Herr v. Lindequist sein Ressort beim nächsten Reichstag nicht durch ein zu forsches Vorgehen im voraus in Mißkredit bringen. Wenn man über diesen Punkt zweierlei Meinung sein kann, so hätten wir doch gewünscht, daß Herr v. Lindequist sich wenigstens über seine Anschauungen in der Frage der Eingeborenenpolitik und der Besiedlung der Kolonien einigermaßen programmatisch ausgesprochen hätte. Denn in diesen beiden Fragen erwartet man in kolonialen Kreisen von dem neuen Staatssekretär mancherlei Wandlungen und hat gerade deswegen seine Wahl sympathisch begrüßt. Bestimmte Vorgänge in den Kolonien hätten sogar einen unmittelbaren Anlaß zur Aussprache geboten. Doch vielleicht holt der Staatssekretär dies bei der zweiten Lesung des Etats nach.

Er braucht schon aus dem Grunde aus seinem Herzen keine Mördergrube zu machen, weil ja der Kolonialetat für 1911 im ganzen ein Bild erfreulicher Entwicklung der Kolonien bietet. Besondere Veränderungen und Neuerungen als Ausfluß der Anschauungen des neuen Kolonialsekretärs kann er nicht zeigen, da er ja im wesentlichen noch unter Dernburg entstanden ist.

Allerlei neue Vorgänge auf kolonialem Gebiet erfordern aber gebieterisch verschiedene Ergänzungen, die noch möglich sind. Wir meinen namentlich den Aufstand in Ponape, der wieder Verhältnisse zutage gefördert hat, welche mit dem heutigen Stand der kolonialen Entwicklung nicht im Einklang stehen. Es ist eine wenn auch wenig beachtete Tatsache, daß unter Dernburg für die Südsee sozusagen nichts geschehen ist; die Verkehrsverhältnisse sind noch genau so jammervoll wie vor fünf Jahren, oder fast noch jammervoller. Nicht genug, daß die Südseekolonien der telegraphischen Verbindung mit der Außenwelt fast ganz entbehren, hat man nicht einmal für eine ausreichende Flottille in der Hand der Verwaltung gesorgt, ja nicht einmal in Abgang geratene Fahrzeuge rechtzeitig ersetzt, so daß z. B. das jetzt teilweise in Aufstand befindliche Ponape ausschließlich auf Ruderboote angewiesen war! Kein Wunder, wenn die Kunde von dem neulichen Unglück mehr als zwei Monate, nachdem es geschehen war, hierher gelangte und die Europäer in Ponape wochenlang auf Hilfe warten mußten. Denn die fünfzig farbigen Polizeisoldaten hätten im schlimmsten Fall eher eine Gefahr bedeutet. Es ist dieselbe Geschichte wie vor einundeinhalb Jahren auf Samoa, wo das Gouvernement auch nichts dafür konnte, daß die Eingeborenen sich auf einen kleinen Putsch beschränkten. Wenn sie die sämtlichen Europäer niedergemacht hätten, niemand hätte sie hindern können. Waren sie doch zum Teil sogar vom Gouverneur mit modernen Gewehren ausgerüstet. Die Kolonialverwaltung hat sich diesen Fall nicht zur Warnung dienen lassen, sonst hätten wir jetzt auf Ponape eine andere Situation gehabt. Und man könnte fast glauben, daß sie auch jetzt wieder alles nicht wahr haben und keine Änderung in der unbegreiflich sorglosen Politik in der Südsee eintreten lassen will, denn sonst ist die dieser Tage verkündete Rangerhöhung des samoanischen Gouverneurs Dr. Solf nicht verständlich, über den die öffentliche Meinung daheim und draußen auf Grund von unleugbaren Tatsachen ziemlich deutlich das Urteil gesprochen hat — es sei denn, daß es sich um eine Abschiedsehrung handelt, die Herrn Dr. Solf für frühere Verdienste gern gegönnt würde. Niemand kann schließlich aus seiner Haut heraus; aber wenn man von den Tatsachen so eklatant ad absurdum geführt wird, wie Herr Dr. Solf im vorletzten Jahre, so sollte man die Schlußfolgerungen ziehen. Die Kolonialverwaltung hat in den letzten Jahren allerlei handgreifliche Mahnungen zur Umkehr erhalten, die ihr zu denken geben müßten.

Das Gedächtnis der jüngst verstorbenen Kolonialpioniere Graf Goetzen, Regierungsrat Boeder und Major Dominik könnte bei der Kolonialverwaltung praktische Erinnerungen wachrufen. Graf Goetzen hat einmal als

Gouverneur von Ostafrika die Verringerung der Schutztruppe beantragt, und wenige Tage nachher mußte er um deren Verstärkung bitten, weil unerwartet der große Aufstand von 1905 ausgebrochen war. Regierungsrat Boeder ist soeben seinem zu großen Vertrauen auf die Eingeborenen zum Opfer gefallen; Major Dominik dagegen konnte selten große Erfolge aufweisen, weil er allezeit auf der Hut und der Hauptvertreter einer Politik der festen Hand gewesen ist. Discite moniti!

Rudolf Wagner

Bücherliste

Weber, Adolf: Der Kampf zwischen Kapital und Arbeit. Tübingen, J. C. B. Mohr. M. 12.—.
Göppert-Seidel: Hypothekenbankgesetz. Berlin, J. Guttentag.
Banks, Friedrich: Dichtungen und Briefe. Gotha, Fr. A. Perthes. M. 6.—.
Elster, Ludwig: Wörterbuch der Volkswirtschaft. 2. Lief. Jena, Gustav Fischer.
Ewert, Max: Wie erziehen wir unsere Mädchen zur Selbständigkeit? Guben, Albert König. M. 0.60.
Sonnenfels, Amanda: Hervorragende Frauen. Lebensbilder aus zwei Jahrhunderten. Gotha, Fr. A. Perthes. M. 4.—.
Bethge, Hans: Hafis. Leipzig, Inselverlag. M. 5.—.
Tschuang-Tse: Reden und Gleichnisse. Leipzig, Inselverlag. M. 4.—.
Goethe: Römische Elegien. Leipzig, Klinkhardt & Biermann. M. 4.—.
Kühn, Paul: Die Frauen um Goethe. Leipzig, Klinkhardt & Biermann. M. 5.—.
Marben: Was du tust, das tue recht! Stuttgart, J. Engelhorn. M. 1.—.
Marben: Wer sich viel zutraut, der wird viel leisten! Stuttgart, J. Engelhorn. M. 1.50.
Oeser, Max: Friedrich Klein-Chavalier und seine neue Kunst. Frankfurt a. M., Heinrich Keller. M. 4.—.
Haendcke, B.: Kunstanalysen aus neunzehn Jahrhunderten. 2. Aufl. Braunschweig, Georg Westermann.
Landsberger, Franz: Wilhelm Tischbein. Leipzig, Klinkhardt & Biermann. M. 5.—.
Tornius, Valerian: Die Empfindsamen in Darmstadt. Leipzig, Klinkhardt & Biermann. M. 4.—.
Kuetsch, Karl: Goethes Ahnen. Leipzig, Klinkhardt & Biermann. M. 4.50.
Vogel, Julius: Goethes Leipziger Studentenjahre. 3. Aufl. Leipzig, Klinkhardt & Biermann. M. 4.—.

Höchste Auszeichnungen. Gegründet 1824.

C. PRÄCHTEL
HOFMÖBELFABRIK

BERLIN SW. 19, Krausen-Strasse 31-32

Wohnungs-Einrichtungen
Atelier für Innendekoration

Fernsprecher: Amt I, 1035, 2619.

Lungwitz, Hans: Führer der Menschheit? Sozialer Roman. Berlin, Adler-Verlag. M. 4.—.
Prinz Friedrich Karl von Preußen. Denkwürdigkeiten aus seinem Leben. Herausgegeben von Wolfgang Foerster. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. M. 10.—.
Iffel, E.: Das Kunstwerk Rich. Wagners. (Aus Natur und Geisterwelt Nr. 330.) Leipzig, B. G. Teubner.
Janson, Gustav: Die Insel. Erzählungen. Leipzig, Georg Merseburger. M. 3.—.
Eisler, Mich. Josef: Elfenbeinturm. Sonette. Berlin, Otto von Holten.
Apel, Max: Wie studiert man Philosophie? Stuttgart, Wilh. Violet. M. 2.50.
Andersen-Nexo: Lobgesang aus der Tiefe. Erzählungen. Leipzig, Georg Merseburger.
Schmidt, Max: Aus unserem Kriegsleben in Südwest-Afrika. Gr.-Lichterfelde, Edwin Runge. M. 1.—.
Rosenmund, Ella: Nadelarbeit. M. 1.—.
Morawe, Chr. F.: Papparbeit. M. 1.—.
Jolles, A.: Spielzeug. (Handarbeit für Knaben und Mädchen.) Leipzig, B. G. Teubner.
Schulze, Friedrich: Die Franzosenzeit in deutschen Landen in Wort und Bild der Mitlebenden. Lief. 2—16. Leipzig, R. Voigtländer.
Vogel, Theodor: Gott, Gemüt und Welt. Goethes Selbstzeugnis über seine Stellung zur Religion und zu religiös-kirchlichen Fragen. 4. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner. M. 4.—.
Mohr, Martin: Schwedische Streifzüge. München, C. H. Beck. M. 1.80.
Zupitza, Julius: Einführung des Studiums des Mittelhochdeutschen. Chemnitz, Wilhelm Gronau.
Friedländer, S.: Friedrich Nietzsche. Leipzig, G. J. Göschen. M. 2.80.
Straffer, Charlot: Reisenovellen aus Rußland und Japan. Zürich, Rascher & Co. M. 2.50.
Seyth, Adyr: Gloria in excelsis Deo! Dresden, E. Pierson.
Konrich, G. F.: Hannoverland. Ein Buch der Heimatpflege. Hannover, Ernst Geibel. M. 1.—.
von Pohlmann, Robert: Aus Altertum und Gegenwart. Gesammelte Abhandlungen. 2. Aufl. München, C. H. Beck.
von Wrochem, Hans: Erinnerungen eines Chinesen! Gr. Lichterfelde, Edwin Runge.
Engel, Georg: Die Leute von Mooslake. Berlin, Concordia, Verlagsanstalt. M. 3.—.
Presber, Rudolf: Späne. Berlin, Concordia, Verlagsanstalt. M. 2.—.
Liliencrons Briefe an Herm. Friedrichs aus den Jahren 1885—1889. Berlin, Concordia, Verlagsanstalt. M. 4.—.
Der diplomatische Ursprung des Krieges von 1870 bis 1871. Herausgegeben vom französischen Ministerium des Auswärtigen. 2. Band. Berlin, Verlagsanstalt für Literatur und Kunst.
Klein-Hattingen, Oskar: Geschichte des deutschen Liberalismus. 1. Band. Berlin-Schöneberg, Buchverlag der „Hilfe".
Borreiter, Ansbert: Ingenieur. Jahrbuch auf allen Gebieten der Luftschiffahrt 1911. München, J. F. Lehmanns Verlag. M. 10.—.
Kampers, Franz: Karl der Große. Weltgeschichte in Charakterbildern. Mainz, Kirchheim & Co. M. 4.—.
von Hinderfin, Friedrich: Die Lehre vom All. Leipzig, Otto Wigand m. b. H. M. 3.—.
Otto, Berthold: Von der Helga. Groß-Lichterfelde, Verlag des Hauslehrers. M. 2.—.
Kaiser-Wilhelm-Dank: Deutschland als Weltmacht. Berlin, Kameradschaft-Wohlfahrtsgesellschaft. M. 4.—.
Birt, Theodor: Aus der Provence. Deutsche Bücherei Nr. 112/113. Berlin, Otto Koobs, Verlag Deutsche Bücherei. M. 1.—.
Damme, Dr. jur.: Der Schutz technischer Erfindungen. Berlin, Otto Liebmann. M. 3.40.
Hennig, Dr. Bruno: Elisa Radziwill. Ein Leben in Liebe und Leid. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. M. 7.50.
Buxbaum, Emil: Generalmajor. Ruhmestage der deutschen Reiterregimenter. M. 1.—.

Verantwortlicher Schriftleiter: George Cleinow in Berlin-Schöneberg. Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.

Anzeigen-Annahme für diesen Teil beim Verlag der Grenzboten G. m. b. H.,
Berlin SW. 11, Bernburger Straße 22a/23.
Fernsprecher: Amt VI, Nr. 6510. Telegramm-Adresse: Grenzboten, Berlin.

Stellennachweis.

(Aus der Tages- und Fachpresse.)
Anfragen zu richten unter Beifügung von Rückporto an die Geschäftsstelle der „Grenzboten", Berlin SW. 11.

A. Für Akademiker.

275. **Redakteur**, jüngeren, solid., zuverläss. (Berichterstattg., Stenographie), f. d. lokalen Teil, Württemberg.
296. **I. Bürgermeister** (10000 M.), melden bis 15. 1. 11. Westpreußen.
297. **II. Bürgermeister** (6000 M.), melden bis 15. 1. 11. Schlesien.
298. **Hauslehrer**, 1. 4. 11, f. 2 Knab., Pommern.

B. Für Damen.

269. **Hauslehrerin**, ältere, 1. 4. 11, Holstein.
272. **Erzieherin**, jüng., ev., gepr., mus., 1. 4. 11, Schlesien.
274. **Erzieherin**, gepr., ev. (Sprach., Mus., Zeichnen), vorz. Zeugn, 1. 4. 11, Pommern.
280. **Erzieherin**, ev., gepr. (Sprachen, Mus.), 1. 4. 11, Oberschlesien.
286. **Lehrerin**, städt. Schule (1500 M.), Ostern 1911. Bad Westdeutschland.
287. **Lehrerin**, Deutsch-Südwest-Afrika f. 10jähriges Mädchen.
288. **Erzieherin**, ev. jung. gepr. Lehrerin (Klavierunterr.) Mitteldeutschland.
289. **Erzieherin** (Sprachen, Mus.), Ostern 1911 Italien, Alpen.
290. **Erzieherin**, ev. staatl. gepr. Klavierunterr. 1. 4. 11. Posen.
291. **Erzieherin**, ev. gepr. (Franz. Engl., Mus., Zeichn.), 1. 4. 11. Pommern.
292. **Erzieherin**, ev. (Mus., Franz., Engl.), Ostern 1911 Mecklenburg.
293. **Erzieherin**, ev. (Pers. Engl.), Februar 1911, Berlin.
294. **Lehrerin** (Mus. u. Deutsch), Russ.-Polen.
295. **Lehrerin**, ev. gepr. (Sprachen, Mus.), Brandenbg.
299. **Erzieherin**, ev., geprüft., f. 2 Mädch. (Ausländ. bevorzugt), 1. 4., Schlesien.
300. **Erzieherin**, ev., mus., f. 2 Knaben, Westpr.
301. **Erzieherin**, ev., gesund, Leit., mus., f. 3 Mädch., 1. 4., Pommern.
302. **Erzieherin**, f. 8jähr. Mädch., 1. 4., Pommern.

Für vorstehende Inserate verantwortlich: Karl Schulze in Berlin-Schmargendorf.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 37.

Die Aufgabe des deutſchen Bürgertums

Von einem Weſtfalen

Ein Volk kann ſich nur in der Form ſelbſt regieren, daß es von der großen Maſſe der Staatsbürger eine beſchränkte Zahl von Perſonen an der Leitung der Staatsgeſchäfte teilnehmen läßt. Vertretungen des Volkes, geſetzgebende Körperſchaften müſſen geſchaffen werden. Dies kann nur durch Wahlen geſchehen, und dabei können Ergebniſſe nur dadurch erzielt werden, daß eine Mehrheit den Ausſchlag gibt. So beſtimmt alſo eine Mehrheit, welche Perſon ein Vertreter des Volkes ſein ſoll, und die Beſchlüſſe der gewählten Körperſchaften werden wiederum nach der Mehrheit gefaßt. Von hundert Berechtigten entſcheiden einundfünfzig darüber, wer gewählt werden ſoll, und von hundert Volksvertretern beſtimmen einundfünfzig, wie die Geſetzgebung und die Einrichtungen des Staates geſtaltet ſein ſollen. Es liegt ſomit die Möglichkeit nahe, daß die Anſichten, die Wünſche, ja ſogar die Lebensbedingungen der Minderheit von neunundvierzig nicht genügend berückſichtigt werden. Es liegt die Gefahr vor, daß weſentliche Seiten des Volkslebens zu kurz kommen, nicht im gleichen Maße wie die anderen ausgebildet werden. Dadurch würde aber die Entwicklung des Ganzen geſtört und ſomit ſchließlich auch die Mehrheit, die die Geſchicke des Staates in der Hand hat, geſchädigt werden. Es liegt alſo im wohlverſtandenen Intereſſe des ganzen Volkes ſelbſt, wenn man Vorkehrungen zu treffen ſucht, die einer ſolchen einſeitigen Entwicklung vorbeugen.

Da die Unzulänglichkeit des Syſtems, die Entſcheidung bei der Auswahl und der Abſtimmung nach der Mehrheit, durch nichts anderes zu erſetzen iſt, ſo bleibt nur der Ausweg, neben eine Mehrheit eine andere zu ſtellen, neben eine gewählte Körperſchaft eine zweite zu ſetzen, deren Mehrheit ſich ganz anders zuſammenſetzt als die der erſten, in der möglichſt die Volkskreiſe den Ausſchlag

geben, die in der ersten Körperschaft weniger zur Geltung kommen. Dieses ist nur dadurch zu erreichen, daß man die zweite von ganz anderen Gesichtspunkten aus wählen läßt als die erste, daß man ein ganz anderes Wahlsystem für sie aufstellt. Je mehr einflußreiche, voneinander unabhängige, verschiedenartige gesetzgebende Gewalten in einem Lande zusammenwirken, desto eher wird jeder einzelne Staatsbürger jemand finden, der sich seiner annimmt, desto größer wird die Freiheit und desto umfassender und gleichmäßiger die Entwicklung des ganzen Volkes sein.

In Deutschland haben wir für das Reich das allgemeine, gleiche, direkte, geheime Stimmrecht. Die Wahlen erfolgen in großen Bezirken, wo Tausende zusammen stimmen müssen, um eine Mehrheit zu bilden. Die Bürger müssen in Massen zur Wahl herangeholt werden. Es ergibt sich die Notwendigkeit, die Massen an sich zu fesseln, den Beifall großer Versammlungen zu erlangen. Da man hierbei leichter zum Ziel kommt, wenn man sich an das Gefühl als an den Verstand wendet, so wird das Bestreben wachgerufen, eine sich geneigte Stimmung zu erregen und in dieser die Massen mit sich fortzureißen. Eine solche Stimmung kann durch eine erhebende Begeisterung für hohe Ziele entzündet, aber auch von einer verheerenden Entfesselung niederer Leidenschaften angefacht sein. Da letzteres leichter zu bewirken ist als ersteres, so birgt dies Wahlsystem den Anreiz in sich, die Mehrheit mittelst niedriger Mittel zu gewinnen.

Während die Menschen verschieden sind nach äußerer Gestalt, Fähigkeiten, Beschäftigungen und Lebensweise, gibt das Wahlsystem ihnen allen das gleiche Recht, macht gewissermaßen alle einander gleich. Das Stimmrecht steht im Gegensatze zur Wirklichkeit, beruht auf etwas Angenommenem, Gedachtem und gibt damit Veranlassung, die Wirklichkeit zu vergessen und sich erdachten Vorstellungen hinzugeben. Die Wahl ist direkt. Der Wähler soll sich kurzerhand über schwerwiegende Fragen der großen Politik entscheiden, deren Tragweite er noch nicht zu überblicken vermag. Es liegt nahe, daß er geneigt ist, sein Augenmerk auf kleinere, ihm näherliegende Gesichtspunkte zu richten. So kann es kommen, daß er sich um eines kleinen augenblicklichen Vorteils willen, besonders wenn ihm dieser recht verlockend vorgeführt wird, verleiten läßt, eine in der Zukunft liegende bedeutungsvolle Entwicklung der Gesamtheit preiszugeben. Die Abstimmung geschieht im geheimen. Der Bürger ist einerseits auf sich allein angewiesen, und anderseits kann er von seinen Mitbürgern nicht zur Rechenschaft gezogen werden. Alle diese Umstände zusammen führen dazu, daß bei diesem Wahlsystem die Anfachung niederer Leidenschaften, die Anpreisung unbewiesener Theorien größeren Erfolg haben können als ernsthafte Erwägungen und auf den tatsächlichen Verhältnissen fußende Darlegungen.

In Preußen wählen wir die Abgeordneten für den Landtag nach dem Dreiklassen-Wahlsystem. Die Urwahlen für die Wahlmänner erfolgen in kleinen Bezirken, in denen nur Nachbarn, die täglich miteinander in Berührung kommen, gemeinsam abzustimmen haben. Die Bürger bleiben sich ihres Zu-

sammenhanges bewußt, sie brauchen nicht gleich über die letzten Fragen zu entscheiden. Sie haben zunächst nur den Wahlmann, eine Mittelperson, zu wählen. Das Wahlrecht ist verschieden. Es wird abgestuft nach der Höhe der Steuern, die die Bürger an den Staat entrichten. Der Grundgedanke entspricht der Wirklichkeit, in der die Menschen eben verschieden sind, und diese Verschiedenheit, von festen Merkmalen hergeleitet, richtet sich nach tatsächlichen Verhältnissen. Die Wahl geschieht öffentlich. Ein jeder muß die volle Verantwortung seinen Mitbürgern gegenüber tragen. Angriffspunkte zur Erregung von Leidenschaften liegen bei diesem System weniger vor, und auch der Boden der Wirklichkeit ist nicht leicht zu verlieren. Bedächtiges Erwägen des Erreichbaren gibt hier mehr den Ausschlag. Beide Wahlsysteme sind mithin voneinander sehr verschieden und daher recht geeignet, gute Gegenwirkungen zu geben.

Was könnte die Reform des preußischen Wahlrechtes an diesem ausgleichenden Verhältnis bessern? Einerseits sollten bei Abstufung der Wählerklassen nicht die wirklich gezahlten Steuern, sondern für die Höchstbesteuerten nur eine Höchstquote in Anrechnung gebracht und anderseits bestimmte Gruppen von Bürgern in eine höhere Klasse versetzt werden, wie andere Bürger, die die gleichen Steuern bezahlten wie sie. Und sodann sollten die Abgeordneten direkt vom ganzen Wahlkreise, ohne die Zwischenstufen von Wahlmännern, gewählt werden. Im Gegensatz zu dem bisherigen preußischen Wahlrecht würde durch die direkte Wahl die Entscheidung in die Massen verlegt, also mehr in die Hände derer, die schon bei der Reichstagswahl überwiegen. Da sich allgemein einleuchtende Grundsätze für die Höherhebung einzelner Bürgergruppen nicht aufstellen lassen, so würden die nicht höher gehobenen Bürger sich für beeinträchtigt halten und geneigt sein, jedem Folge zu leisten, der diese Empfindlichkeit aufrührt. Die Entfesselung der Leidenschaft, des Neides würde geradezu nahe gelegt. Die Maximierung der Steuerleistung der Höchstbesteuerten verläßt den Boden der Tatsachen, fußt auf Annahmen und gibt dadurch Anlaß, das Staatsleben nicht von der Wirklichkeit, sondern von Theorien aus einzurichten. Die Wahlreform würde mithin ganz ähnlichen Vorstellungen von dem Staatsleben den Ausschlag geben wie das Reichstagswahlrecht. Ein nach diesem Wahlgesetz gewähltes preußisches Abgeordnetenhaus würde aus ähnlichem Geiste geboren sein und nach ähnlichen Gesichtspunkten handeln wie der deutsche Reichstag. Es würde nicht so befähigt sein, auf die Bedürfnisse anderer Seiten des Volkslebens Bedacht zu nehmen wie das heutige preußische Abgeordnetenhaus.

Die Wahlreform führte nicht dazu, unsere gesetzgebenden Körperschaften vielseitiger, vielmehr sie einseitiger zu machen. Sie wäre ein Schritt, der uns dem erstrebenswerten Ziel aller Staatseinrichtungen, einer umfassenden ausgleichenden Gerechtigkeit, nicht näher brächte, sondern uns weiter davon entfernte.

Wenn man die Absicht hatte, die Zwischenstufe der Wahlmänner abzuschaffen, also den Wahlmännern das ihnen durch die Verfassung, das höchste Landesgesetz,

verbürgte Recht abzunehmen, so war nach bürgerlicher Auffassung der einzige rechtliche Weg dazu der, daß man die Wahlmänner selbst entscheiden ließ, ob sie ihr Recht beibehalten oder darauf verzichten wollten. Man hat diesen Weg nicht beschritten, man hat ihnen von oben herunter ihr gutes Recht nehmen wollen. Es wäre gut, wenn der Wiederholung eines solchen Vorgehens vorgebeugt würde, was einfach dadurch zu bewirken ist, daß man in der Verfassung ein Abstimmungsrecht der Wahlmänner selbst über solche Verfassungsänderung vorsieht.

Gemäß § 107 der Verfassung hat bei Verfassungsänderungen innerhalb eines gewissen Zeitraums eine zweite Abstimmung des Abgeordnetenhauses zu erfolgen. Wenn man diese zweite Abstimmung nicht von den Abgeordneten, sondern von den Wahlkreisen oder den Wahlmännern derselben vornehmen läßt, wenn die Mehrheit der Wahlkreise des ganzen Landes zustimmen muß, um eine Verfassungsänderung rechtsgültig zu machen, und wenn die Mehrheit der Wahlmänner in jedem Wahlkreise darüber entscheidet, ob der Wahlkreis für oder gegen gerechnet werden soll, so ist es den Wahlmännern in die Hand gegeben, ob sie fürderhin ihr Recht behalten oder preisgeben wollen. Dadurch, daß man den Wahlmännern auf diese Weise ein Recht der Mitwirkung an den Staatsgeschäften einräumte, würde ihr Verantwortlichkeitsgefühl gehoben und ihre Teilnahme an der Entwicklung des Staatslebens reger und freudiger werden.

Wer es für recht gehalten hat, die preußische Verfassung einer so scharfen Kritik zu unterziehen und auf eine Abänderung derselben anzutragen, der muß auch gewärtig sein, daß die Reichsverfassung, das Reichstagswahlrecht eingehend geprüft werden. Es ist ein ganz geläufiger bürgerlicher Begriff, daß der, welcher mehr für eine Sache tut als ein anderer, auch mehr über sie zu beraten berechtigt ist als dieser andere. Unsere Dienstpflicht ist zwar allgemein, allein ein stets größer werdender Teil des Volkes braucht sich ihr nicht zu unterziehen. Was nun jemand, der im Heere gedient hat, für sein Vaterland hat leisten müssen, ist so unendlich viel mehr als das, was die Nichtgedienten für ihr Land getan haben, daß es nur gerecht wäre, wenn man diesen Unterschied auch in der Wahlberechtigung zum Ausdruck brächte. Wenn man es bei der geplanten Änderung der preußischen Verfassung für richtig gehalten hat, einzelnen Gruppen von Bürgern ein erhöhtes, ein Mehrstimmrecht zuzuerkennen, so wäre es hier wohl weit besser begründet, den Gedienten ein Mehrstimmrecht, ein zweimaliges Wahlrecht zuzubilligen.

Dadurch käme auch in das Reichstagswahlrecht der Begriff hinein, daß eigentlich die Erfüllung von Pflichten erst einen Anspruch auf Rechte verleiht. Praktisch wäre die Sache ganz einfach durchzuführen. In jedem Wahllokale brauchte nur eine zweite Liste ausgelegt zu werden, worin die Gedienten allein nochmals verzeichnet sind. Diese würden zuerst nach der gewöhnlichen Liste und dann nach der besonderen Liste ihre Stimmen abgeben.

* * *

Unsere soziale Gesetzgebung besteht jetzt über fünfundzwanzig Jahre. Als man an sie herantrat, war man allseitig von der Zuversicht erfüllt, daß durch die sozialen Versicherungs- und sonstigen Gesetze der sozialdemokratischen Anschauung immer mehr Boden genommen und sie allmählich ganz aufgesogen werden würde. Diese Voraussicht ist nicht eingetroffen. Zuweilen, wie z. B. bei den Ortskrankenkassen, dienen die neugeschaffenen Einrichtungen sogar dazu, Parteigängern und Führern der Sozialdemokratie einen behaglichen Unterhalt zu verschaffen. Es ist also an der Zeit, darüber nachzusinnen, woran es liegen mag, daß es mit der Wirkung dieser Gesetzgebung so ganz anders gekommen ist, als man geglaubt hat.

Man ist bei den Versicherungsgesetzen von dem Grundsatz ausgegangen, daß man recht große Verbände zusammenfassen müßte, um gesicherte Ergebnisse zu erhalten. Bei der Krankenversicherung hat man hauptsächlich große Ortskrankenkassen geschaffen, deren Mitglieder nach Hunderten, ja nach Tausenden zählen. Bei der Unfallversicherung ist man noch weiter gegangen, und bei der Alters- und Invalidenversicherung hat man ganze Provinzen zu einer einzigen Anstalt gemacht. Eine Anzahl Arbeitgeber und Arbeitnehmer, die an der Verwaltung dieser Unterstützungsverbände teilnehmen sollen, läßt man nun direkt oder indirekt von der gesamten Mitgliederzahl ernennen. Die große unzusammenhängende Masse der Arbeiterschaft sieht sich eines Tages vor die Aufgabe gestellt, einige wenige Personen aus ihrer Mitte zu diesen Vorstandsposten auswählen zu müssen. Bei anderen Einrichtungen, Gewerbegerichten usw., hat man es ebenso gemacht. Auch dort haben große ungeordnete Massen ihre Vertreter zu bestimmen. Da in den Statuten keinerlei Weg vorgeschrieben ist, wie sie sich zusammentun sollen, so bleibt es ihrer Eingebung überlassen, eine Mehrheit zusammenzubringen. Lebhafte Geister werden durch dieses System angereizt, ihre Nebenmitglieder aufzurühren und zu ihrer Ansicht zu bestimmen, was am leichtesten durch dieselben Erregungen wie beim Reichstagswahlrecht bewirkt wird. Wer einmal eine Gefolgschaft um sich versammelt hat, möchte diese auch gern bei der nächsten Wahl wieder hinter sich sehen. So fügt sich das Bestreben an, dauernd einen Kreis von Personen an sich zu fesseln und Vereine zu solchem Zwecke zu gründen. Da die Wahlen im Gegensatz zu denen der Arbeitgeber vorzunehmen sind, derartige Vereine also aus dem Gegensatz zwischen Arbeiter und Arbeitgeber entsprossen sind, so liegt es in ihrer Natur, daß sie diesen Gegensatz ständig aufrecht zu erhalten bestrebt sind und mithin die Verschärfung dieses Gegensatzes zu ihrer Aufgabe machen. Die soziale Gesetzgebung, die bestimmt war, Arbeiter und Arbeitgeber enger miteinander zu vereinigen, führt durch die Art und Weise, wie man die Arbeiterbeiräte zu den sozialen Einrichtungen wählen läßt, dazu, beide weiter voneinander zu entfernen.

Die Industrie ist nichts Allgemeines, sie setzt sich aus Einzelunternehmungen, Einzelbetrieben zusammen, deren jeder größer oder kleiner ein in sich geeinter, nach außen abgeschlossener Organismus ist. Wenn man von dieser Einzelzelle

der Industrie ausgehend zunächst in dem einzelnen Betrieb einen Arbeiterausschuß mit dem Arbeitgeber zusammen bildet, eine angemessene Anzahl solcher Betriebsausschüsse zu Orts- oder Amtsverbänden zusammenfaßt, in derselben Weise aufwärts Kreis-, Bezirks- und Provinzialausschüsse bildet und von den entsprechenden Ausschüssen gleichzeitig die Wahlen der Vertreter von Arbeitern und Arbeitgebern vornehmen läßt, so bleibt der Zusammenhang zwischen beiden gewahrt, eine Agitation findet keinen Anhalt, und vor allen Dingen wird die Einwirkung Außenstehender vermieden, die fremde Gesichtspunkte einmengen und dadurch Veranlassung zu Erregung geben.

Haben nun die großen Aufwendungen zur Förderung des materiellen (wirtschaftlichen) Wohles dazu beigetragen, den ethischen (sittlichen) Standpunkt des Volkes zu heben?

Bei der Inangriffnahme der Sozialpolitik hat man an einen Schutz der Schwachen und eine Geltendmachung allgemeiner Menschenrechte gedacht. Ist nun nicht das schwächste Glied der menschlichen Gesellschaft das neugeborene Kind? und ist nicht sein allererstes Menschenrecht, daß es bei seinem Eintreten in die Welt ein liebevolles Elternpaar um sich sieht, das es mit Freude begrüßt, eine Mutter, die seiner wartet und pflegt, und einen Vater, der die Mutter bei der Erziehung unterstützt und für ihren Unterhalt sorgt, damit die Mutter sich ganz dem Kinde widmen und es zu einem gesunden und gesitteten Menschen heranziehen kann?

Die nächstliegende Aufgabe einer sozialen Gesetzgebung wäre also, dafür zu sorgen, daß diese erste Forderung des Kindes erfüllt wird, daß pflichtvergessene Eltern zu ihren Pflichten angehalten werden. Man hat bei dieser Gesetzgebung einen Zwang eingeführt für Beteiligte und Unbeteiligte. Man zwingt die ganz unbeteiligten Arbeitgeber, die keinerlei Vorteil von diesen sozialen Einrichtungen haben, erhebliche Teile ihres Einkommens zugunsten der Beteiligten abzutreten. Es entspricht daher nur der Billigkeit, wenn man in erster Linie unsorgsame Eheleute einerseits von den Wohltaten dieser Gesetzgebung ausschließt und ihnen anderseits das Verfügungsrecht über einen so großen Teil ihres Verdienstes entzieht, wie er zur Bestreitung der Kosten des Unterhaltes und der Erziehung des Kindes erforderlich ist, die man beide ungetreuen, pflichtvergessenen Eltern nicht anvertrauen darf. Da ferner die jungen Menschen nicht so lange unter der alleinigen Obhut der Eltern oder der Familie bleiben können, bis ihr Charakter ganz gereift ist, da sie noch unentwickelt an Körper und Geist in das Berufs- und Erwerbsleben eintreten müssen, so ergibt sich die weitere Forderung, daß auch hierin dem Jüngling oder dem jungen Mädchen ihr Recht zuteil wird, daß sie geschützt und geleitet und in gleichem Sinne mit der Familie weiter erzogen werden, damit ihr Charakter sich einheitlich entwickelt. Dies ist ganz besonders nötig in der Industrie, wo die jungen Leute direkt aus der Schule, in der sie mit nur gleichaltrigen Gefährten zusammen waren, in den Fabrikbetrieben in die Arbeitsgemeinschaft

mit Erwachsenen treten. Die Fürsorge der Eltern muß sich auch auf die Arbeitsstelle erstrecken können. Einerseits müssen die Erwachsenen angehalten werden, bei ihrem Tun und Reden auf das den jungen Leuten Frommende bedacht zu sein, und anderseits muß der Trieb der jungen Leute nach Freiheit und Selbständigkeit, der in diesem Alter sich schon an und für sich kräftig regt und hier durch den Einblick in die Ungebundenheit der Älteren erheblich verstärkt wird, verständig und wohlwollend geleitet werden. Da die Eltern nicht zugegen sein können, so müssen andere Personen mit dieser Aufgabe betraut werden. Es muß also eine entsprechende Anzahl von Vertrauensleuten der Familien ausgewählt werden, die zur Ausführung solcher Befugnisse befähigt, berechtigt und verpflichtet sind. Dies können zunächst nur Personen gleichen Standes sein. Solche kennen die Lebensverhältnisse und Lebensanschauungen der Eltern am besten. Da die Erziehung und Ausbildung der einzelnen Persönlichkeit zu einem gesitteten Charakter vornehmlich die Aufgabe der Frau, der Mutter ist, so muß diese in den Stand gesetzt sein, die Tätigkeit solcher Vertrauenspersonen überwachen zu können. Ihr muß zu dem Zweck ein Einfluß auf die Auswahl eingeräumt werden; sie muß die Wahlberechtigten für ihre Wahl zur Rechenschaft ziehen können. Das ist nur dadurch herbeizuführen, daß die Abstimmung bei diesen Wahlen öffentlich erfolgt. Der Wahlberechtigte gibt hier seine Stimme vor Zeugen ab, kann also zur Verantwortung gezogen werden. Dem Gewählten wird das Vertrauen persönlich von jedem einzelnen in Gegenwart aller ausgesprochen. Er ist also von dem Vertrauen aller getragen. Wie man in der sozialpolitischen Gesetzgebung Zwang eingeführt hat, so muß man auch diesen Erziehungsausschüssen ein Mittel in die Hand geben, das, was sie als erforderlich erachten, nötigenfalls erzwingen zu können. Sie müssen die Berechtigung haben, ältere Personen, die nicht die gebührende Rücksicht auf die jüngeren Mitarbeiter nehmen wollen, von den Wohltaten der sozialpolitischen Gesetzgebung auszuschließen.

Mit der Jugend ist anders zu verfahren. Die jugendlichen Arbeiter verdienen vielfach schon in recht jungen Jahren reichlich so viel, als sie zu ihrem Lebensunterhalt nötig haben. Sie sind dadurch in den Stand gesetzt, tun und lassen zu können, was sie wollen, und kommen dadurch in Gefahr, nach Dingen zu greifen, die sie noch nicht vertragen können. Obwohl man unmündigen Personen einen Vormund zur richtigen Verwendung von ererbtem Gut zur Seite stellt, obwohl man also weiß, daß es verderblich für junge Leute ist, auf eigenen Füßen zu stehen, eigenem Willen zu folgen, überläßt man sie mit ihrem erworbenen Verdienst sich selbst. Obwohl man sich dessen bewußt ist, daß oft zu frühe Selbständigkeit zu verhängnisvollem Irrtum, Schuld und sittlichem Elend führt, läßt man die Unglücklichen den verlockenden Pfad zu dem gefährlichen Absturz ungewarnt betreten. Das ist keine Wohltat, die man den jungen Leuten erweist. Menschenfreundlicher ist es jedenfalls, sie von dem Betreten dieses trügerischen Weges abzubringen. Dieses wird erfolgreich dadurch bewirkt,

daß man den jungen Leuten das Verfügungsrecht über ihren Verdienst nimmt und es in die Hand der Familien-Vertrauensleute legt. Diese sind die geeignete Instanz darüber, zu bestimmen, wieviel den jungen Leuten ausgehändigt, wieviel der Familie zuteil werden und wieviel zurückgelegt werden soll. Wenn man es für Recht hält, den Arbeitgebern einen großen Teil ihres Verdienstes abzunehmen und anderen zu überweisen, so ist es den jungen Arbeitern wahrlich nicht zu viel zugemutet, wenn ihnen das Verfügungsrecht über ihren Verdienst in dieser Weise beschränkt wird.

Um ihr Amt erfolgreich betätigen zu können, müssen diese Erziehungsausschüsse also Befugnisse erhalten, die unter Umständen recht tief in das wirtschaftliche Leben ihrer Mitarbeiter einschneiden. Es liegt nahe, daß die Betroffenen alle möglichen Mittel anwenden werden, die einzelnen Mitglieder der Ausschüsse von ihrer pflichtgemäßen Anordnung solcher Maßregeln abzuschrecken. Wenn man also ernstlich eine Schädigung der Jugend verhüten will, so ist es unumgänglich, daß hinter diese Ausschüsse eine Instanz gestellt wird, die angewiesen ist, die Ausschüsse zur strengen Durchführung ihrer Aufgabe anzuhalten. Wenn man dem Arbeitgeber, der gewissermaßen eine Ehrenstellung in dieser sozialpolitischen Gesetzgebung einnimmt, insofern er zu den Lasten beiträgt, ohne etwas selbst davon zu beanspruchen, das Ehrenrecht einräumt, seine Beisteuer zu diesen Kassen für seinen ganzen Betrieb versagen zu können, im Falle die Erziehungsausschüsse die Ehre ihres Amtes nicht wahren, gegen widerstrebende Erwachsene nicht einschreiten oder die jungen Leute nicht genügend überwachen, so ist diese Instanz geschaffen. Die Erziehungsausschüsse müssen nun gewärtig sein, daß der Arbeitgeber, der naturgemäß bestrebt ist, möglichst wenig zu den sozialen Lasten beizutragen, jeden Fall von Lässigkeit ihrerseits als einen willkommenen Anlaß aufgreifen wird, seine Zuschüsse vermindern zu können. Sie werden also ihre Aufgabe durchführen, um nicht ihre ganze Mitarbeiterschaft der großen Beihilfe des Fabrikanten verlustig zu machen. Wenn der Arbeitgeber, mit diesem Ehrenrecht ausgestattet, dem Erziehungsausschusse beitritt, so erhält er damit die Ehrenpflicht, wie überall in seinem Betriebe auch auf diesem sittlichen Gebiete anzuregen, zu leiten und zu fördern. Und wenn dann noch ein oder mehrere Vertreter der Betriebsbeamten hinzugezogen werden, die Verständnis für die Lebensauffassung der Arbeiter und der Arbeitgeber haben und ihrer täglichen Aufgabe nach zwischen beiden vermitteln, so ist die Organisation des Betriebes zu einer Berufsgemeinde vollendet, in der durch das Trachten nach gemeinsamem Verdienst zusammengeführte, äußerlich verschieden gestellte Personen durch das gemeinsame Streben nach allgemein menschlichen höheren Zielen einander gleich werden können.

Damit nun die erzieherischen Bestrebungen überall gleichlaufend verfolgt werden, ist es erforderlich, diese Betriebsgemeinden in geeigneter Form nach oben in Amts- oder Orts-, Kreis-, Provinz- und Landesverbänden zusammenzufassen. (Betriebe von beträchtlicher Größe wären von vornherein in Zweig-

gemeinden zu zerlegen, sehr kleine Betriebe zu einer Gemeinde zu vereinigen.) Sämtliche Körperschaften, die unteren wie die oberen wären auf einen Umfang zu beschränken, innerhalb dessen noch ein persönliches Einwirken der Mitglieder aufeinander möglich ist. Um die volle gegenseitige Unabhängigkeit der drei Stände voneinander zu wahren, ist erforderlich, die Beschlußfassung derartig zu regeln, daß auf Verlangen der Beteiligten jeder Stand — Arbeiter, Beamte, Arbeitgeber — für sich abstimmen kann und ein Beschluß nur dann gültig ist, wenn sich nicht die Mehrheit eines Standes dagegen ausgesprochen hat. Nachdem die Industrie in solcher Weise organisiert ist, würde man in anderen großen Erwerbszweigen: Bergbau, Baugewerbe, Handwerk, Handel, Verkehrsgewerbe, Landwirtschaft usw. ähnliche Einrichtungen zu treffen haben. Die erzieherischen Bestrebungen würden dann durch das ganze Land in einheitliche Bahnen gelenkt sein, und in dem gesamten äußeren Volksleben würde dafür gesorgt werden können, daß die erzieherische Einwirkung nirgendwo gestört wird.

Solchen auf der breitesten Grundlage aufgebauten Berufsvertretungen könnte der Reichstag getrost die ganze Sozialpolitik in die Hand geben, in ähnlicher Weise, wie das preußische Abgeordnetenhaus 1868 dem Reichstag sein ganzes Arbeitsgebiet abgetreten hat. Wir erhielten damit einen neuen Faktor der Gesetzgebung, eine verstärkte Gewähr für eine alles umfassende ausgleichende Gerechtigkeit unserer Staatseinrichtungen. Wie der Reichstag deutsches Land zu schützen und deutsche Art zu pflegen hat, so würden die Berufsgemeinden überall in deutschen Landen deutsche Zucht zu wahren, deutsche Sitte zu heben haben.

Deutsche Bühnenkunst in den letzten zwanzig Jahren

Von Dr. Arthur Westphal-Berlin

II*).

Auf den Überschwang der Jahre 1889/90 folgte recht bald eine leise Ernüchterung. Der wirklich konsequente Naturalismus hatte schneller abgewirtschaftet, als die erste Begeisterung seiner Anhänger es sich träumen ließ. Die puritanische Kargheit seiner Mittel, das meist so poesiefremde Steckenbleiben im bloßen „Milieu", der in eintönigem Grau gehaltene Abklatsch einer Alltagsmisere, über den er selten hinauskam, ließ die Begrenztheit seiner Ausdrucksmöglichkeiten immer deutlicher erkennen. Eine heimliche Sehnsucht nach Licht

*) Schluß aus Heft 2. — Wir berichtigen bei dieser Gelegenheit einen bösen Druckfehler; auf S. 70 des vorigen Heftes muß es am Schluß des vorletzten Absatzes heißen „unanfechtbar" statt „anfechtbar". Die Schriftltg.

und Freude und Farbe machte sich immer lebhafter breit. Man wollte auf der Bühne wieder etwas anderes sehen als schlechtgekleidete und schnapsduftende Proletarier, als hungernde Weber und fluchende Fuhrknechte. Man wollte heraus aus der Eintönigkeit des Gegenständlichen. Man wollte darüber hinauswachsen und in dem Reiche einer höheren poetischen Wahrheit endlich wieder frische Luft atmen.

Das waren die Jahre, in denen Gerhart Hauptmann seine „Versunkene Glocke", Hermann Sudermann seinen „Johannes" und seine „Drei Reiherfedern" und der junge Wiener Hugo v. Hofmannsthal seine ersten dramatischen Lyrismen schrieb. Die erprobten Führer der neuen Generation lenkten selber in alte, schöne Überlieferungen zurück. Die poetische Form, die man zum Tempel hinausgejagt hatte, holte man wieder herein. Es galt plötzlich nicht mehr für eine Schande, in den guten alten fünffüßigen Jamben zu reden, Monologe zu deklamieren und lyrische Stimmungen liebevoll zu pflegen. Man war mit einem Male wieder „poetisch" geworden — freilich nicht im Sinne eines hohlen und brüchigen Epigonentums, sondern auf der festen Grundlage der neuerschaffenen und selbstschöpferischen Kunstform. Man drang noch immer mit den feinsten Instrumenten in die innersten Kammern der Menschenseelen. Aber man polterte nicht mehr wie bisher. Man griff behutsam und nur mit scheuer Begierde zu, um nur ja nicht den Duft und den Schimmer, der über den Dingen lag, eilfertig zu zerstören. Es war ein aristokratischer Zug in die Dramatik gekommen, ein Hauch von Kultur und anerzogener Vornehmheit.

Die naturalistische Schauspielkunst, wenn sie auch im Laufe der Jahre schon manches wertvolle Stück aus ihrer Dogmensammlung hatte aufgeben müssen, stand den neuen Ereignissen ziemlich ratlos gegenüber. Sie war ihrer ganzen Anlage nach auf einen bestimmten Stil in der Darstellung eingeschworen und hatte das, was man die Sprechkunst des Stildramas nennt, über den „Webern" und den „Einsamen Menschen" vollkommen verlernt. Sie stand am Ende einer logischen Entwicklung und wußte mit dem, was nun plötzlich die deutsche Neuromantik hieß, beim besten Willen nichts anzufangen. Was nützte es, daß ihre genialsten Apostel wie Josef Kainz, Agnes Sorma und einige andere sich mit natürlichem Takt in die veränderte Sachlage schickten? Das Gros, dem der Naturalismus das A und O aller ästhetischen Weltanschauung bedeutete, hatte den Zusammenhang verloren und fand sich mit einem Male nicht mehr zurecht. Oder um es anders auszudrücken: der Naturalismus war auf seinen Lorbeeren eingeschlafen. Seine überzeugtesten Vertreter waren abgesprungen oder hatten nicht gehalten, was sie versprochen hatten. (Hauptmanns Niedergang beginnt in diesen Jahren.) Das Leben fegte über ihn hin. Die dramatische Kunst drängte nach neuen, nicht immer klar erfaßten Zielen und trat urplötzlich mit Forderungen an die Bühne, die aus der gewohnten Naturalistenschablone herausfielen.

Die Hilfe kam auch diesmal ganz unerwartet, und zwar auf einem geradezu grotesken Umweg, wie ihn eben nur unser ewig tastendes und ewig experimentierendes Zeitalter finden konnte. Der Umweg war das sogenannte Überbrettl, das um die Jahrhundertwende in allen deutschen Hauptstädten pilzartig aus der Erde schoß.

Das künstlerische Überbrettl, wie es von Bierbaum und Wolzogen geplant war, ist vielleicht das interessanteste Kapitel aus der zeitgenössischen Bühnenpsychologie. Es ist die possierlichste Fleischwerdung des ewig in Bühnenproblemen steckenden deutschen Zeitgeistes, eine gutgemeinte phantastische Träumerei, die den tödlichen Keim schon bei ihrer Geburt in sich trug. Aus dem Wunsche, die literarischen Kabaretts vom Pariser Montmartre nachzuahmen, wurde in dem immer mit ethischem Ballast arbeitenden Deutschland die Sehnsucht: die Tingelangel zu veredeln, die wahre Kunst in die Singspielhallen und Varietés zu tragen. Das war der äußere Anlaß zum Entstehen der neuen Bewegung. Der innere, auf den es uns hier allein ankommt, saß tiefer und war in der literarischen Entwicklung der Zeit begründet.

Man war, wie oben ausgeführt, der philiströsen Enge und Gebundenheit des krassen Naturalismus entwachsen und suchte den neuen Idealen nun auch auf der Bühne neue Ausdrucksmöglichkeiten zu schaffen. Man war intim geworden; man hörte Untertöne klingen und war groß im Erfühlen von leise verwehenden Stimmungen, für die in der durchsichtig nüchternen Atmosphäre des modernen Theaters kein Raum schien. Stärker und brünstiger als je rang man um die Gestaltung eines neuen Zeit- und Kunststils. In mystischer Ferne sah man verheißungsvolle Linien auftauchen, und man griff gierig nach allem, was keimkräftig war und Zukunft verhieß.

Daneben trat ein anderes Moment immer stärker in den Vordergrund: die artistische Spielerei. Die deutsche Kunst war seit Ibsen und Hauptmann wieder reich geworden und durfte sich den Luxus gestatten, einmal weniger ernsthaft zu sein und ihr Können an spielerischen Launen zu erproben. Der oft gehörte l'art pour l'art-Ruf drang aus Wien wieder lebhafter herüber. Die Neigung, die Dinge weniger zu gestalten als vielmehr in weltmännisch überlegener Ruhe mit ihnen zu spielen, wurde von Tag zu Tag lebendiger. (Übrigens ist das müde und an Überkultur leidende Wien auch heute noch die gefährliche Brutstätte für solche meist recht müßigen Spielereien.) An Stelle des Linearen in der Kunst war mit einem Male der zersetzende Fleck, das Malerische getreten. Hugo v. Hofmannsthal schrieb seine suggestiven, dekadenten, sehr kultivierten, aber von schwüler Treibhausluft umwitterten Rhythmen. Maurice Maeterlinck tastete mit weichen, kaum greifbaren Tönen in die Untergründe der menschlichen Psyche. Eleonora Duse schuf ihrer zarten Nervenkunst eine Schar begeisterter Jünger. Frank Wedekind half der romantischen Groteske zu neuem Leben und ließ in seinen skurillen, aber immer wieder verblüffenden dramatischen Einfällen von ferne so etwas wie die Umrisse einer unerhört neuen al fresco-

Kunst unseres Zeitalters ahnen. E. T. A. Hoffmann und Achim v. Arnim waren Mode geworden. Die deutsche Romantik schien wieder erwacht.

In den Dienst dieser Zeitströmungen trat nun das auf intime Wirkungen gestellte künstlerische Brettl, dessen Gründer fesselosen Künstlerhumor, scharfäugige Intelligenz, durchgerüttelte Skepsis und schmiegsame Nachempfindungsfähigkeit vereinigten. Die Bewegung als solche, deren ernsthaften Kern man nicht verkennen kann, ist durch geschäftstüchtige Ausbeuter und skrupellose Nachahmer leider sehr bald herabgewürdigt und in Verruf gebracht worden. Sie lebt heute noch fort in der höchst unerfreulichen Erscheinung jener großstädtischen Kabaretts, die sich im wesentlichen darauf beschränken, eine mehr oder weniger elegante Halbwelt mit plumpen Zoten zu füttern. Die geistigen Väter des Überbrettls sind heute die ersten, die sich vor dem entarteten Kinde bekreuzigen. Denn das, was sie davon erträumt, war ernsthaft und wertvoll und hatte mit Frivolität ganz und gar nichts zu tun. Das Wolzogen-Theater in Berlin, die Zickelsche Sezessionsbühne, vor allen Dingen aber das entzückend intime Künstlerbrettl der „Elf Scharfrichter" in München sind mehr als ein müßiger Künstlerscherz gewesen. Ihre Arbeit war nicht umsonst. Denn aus ihrem Lager kam dem deutschen Theater der neue große Anreger und Weiterbildner, nach dem die veränderte Situation so stürmisch verlangte.

Der Anreger hieß Max Reinhardt und war ein Schauspieler aus dem Ibsen-Ensemble Otto Brahms. Das übermütige Künstlerbrettl, das er mit einem Häuflein Gleichgesinnter unter dem Namen „Schall und Rauch" zu Berlin ins Leben rief, war der Ausgangspunkt einer neuen theatergeschichtlichen Epoche. Wie der Name Otto Brahm dem Jahrzehnt von 1890 bis 1900 die Signatur gegeben hatte, so der Name Max Reinhardt dem folgenden Dezennium. Wieder war es Berlin, das die Entwicklung, den Fortschritt brachte. Wieder mußten sich Wien und München und Dresden und alle anderen deutschen Städte der natürlichen Vorherrschaft des gern etwas verachteten Spreeathens unterwerfen.

Die zeitgeschichtliche Bedeutung Max Reinhardts ist für den Chronisten nicht ganz einfach zu fassen*). Die Aktualität, die ihm noch heute anhaftet, verbietet eine ruhige kritische Würdigung ganz von selbst. Die Wirksamkeit Otto Brahms als Literat und als Theaterdirektor gehört schon längst der Geschichte. Er selbst hat den Strich unter die Rechnung gemacht und die Bilanz seines Lebens gezogen. Max Reinhardt dagegen ist noch immer die leibhaftige Gegenwart, zu der uns jede, aber auch jede Distanz fehlt. Ein Feld unbegrenzter Möglichkeiten sozusagen, das im besten Falle Prophezeiungen und Sympathieerklärungen, niemals aber grundlegende Endurteile zuläßt.

Vielleicht fassen wir die Werte, die er in sich verkörpert, am besten so: In einer Zeit verdächtiger Stagnation wurde er der Sprecher der Jugend, die mit neuen geheimnisvollen Schätzen beladen an den Türen des deutschen Theaters

*) Einen derartigen Versuch hat ganz neuerdings Siegfried Jakobsohn in seinem Buche „Max Reinhardt" (bei Erich Reiß, Berlin) gemacht.

rüttelte. Er setzte eine Entwicklung, die an Inzucht und greisenhafter Schwäche einzugehen drohte, mit frischen und unverbrauchten Kräften fort und sprang in eine Lücke, die der starrköpfige Naturalismus nicht ausfüllen wollte und nicht ausfüllen konnte. Brahm selber hatte resigniert und drehte sich fortwährend im wenig gleichbleibenden Kreise. Reinhardt brachte in eine allgemeine Theaterdepression Leben, Freude und Farbe und ließ das träge gewordene Blut wieder rascher pulsieren. Er besaß genug künstlerische Unerschrockenheit und, wenn man so will, auch genug Pietätlosigkeit, um geheiligte Traditionen umzustoßen und auf das entsetzte Kopfschütteln der Philister zu pfeifen. Er kam vom Theater und nicht aus den Hörsälen der Literaturprofessoren. Er war Praktiker und hielt sich nicht lange bei blassen Theorien auf.

Seine erste Parole hieß: Mehr Farbe. Die Kargheit und Freudlosigkeit der Naturalistenbühne, die hart an Nüchternheit grenzte, sollte mit koloristischen Wirkungen durchtränkt werden. Wichtiger als das Nachzeichnen der einfachen Linie war ihm die malerische Belebung der Nuance, die rhythmische Durchbildung der Einzelheit. Das starre Naturalistendogma war für das neugeschaffene romantische Drama der Maeterlinck, Hofmannsthal und Beer-Hofmann und für die artistischen Stilprobleme der Wilde, Wedekind, Shaw, Eulenberg und Schmidtbonn nicht zu gebrauchen. An Stelle der rein äußerlich gefaßten „Lebenswahrheit" trat eine poetische Wahrheit in höherem Sinne, der es weniger auf das Photographieren der Wirklichkeit als auf innere Glaubhaftigkeit und Verlebendigung ankam.

So waren denn Reinhardts erste Taten recht eigentlich ein Sieg des Malerischen über das Lineare. Wo die Meininger seinerzeit aufgehört hatten, da setzte er wieder ein, nur mit dem Unterschiede, daß er, als Kind einer neuen Zeit, ungleich stärker als seine Vorgänger die Nuance betonte. Die dichterischen Stilversuche, deren Dolmetsch er wurde, waren an und für sich stärker in der Analyse als in strenger und systematischer Architektonik, mehr auf dünne, verfließende Stimmungen als auf handfeste und geradlinige Dramatik gestellt. Sie brauchten für ihre nicht immer einwandfreien Zwecke dringend die Unterstützung durch suggestive Bühnenbilder. Das rein Koloristische gewann damit ganz von selbst eine neue Bedeutung für die dekorative Umrahmung der Szene.

Das Koloristische in der Bühnenatmosphäre und das Durchsetzen des dekorativen Elements ist denn auch bis auf den heutigen Tag Reinhardts stärkste Leistung geblieben. Das verblüffend erfinderische Talent und der erlesene Geschmack dieses Regisseurs haben gerade auf diesem Felde Wirkungen erzielt, die man schon heute ohne Übertreibung grundlegend nennen darf — trotz der Auswüchse, die ein rastloser Ehrgeiz schließlich zeitigen mußte. Mit Entzücken hängt das Auge immer wieder an den Reinhardtschen Bühnenbildern, die die zauberhaften Stimmen des deutschen Waldes genau so lebendig machen wie das mittelalterliche Venedig, die mythische Hirtenlandschaft aus Shakespeares „Winter-

märchen", die schwüle Sommernacht der „Salome", die Kaschemmen-Atmosphäre des „Nachtasyls" oder die Heide „Lears".

Hand in Hand mit der Neigung zum Koloristischen geht ein weiteres Kennzeichen der Reinhardtschen Begabung: die vollendete Beherrschung und Belebung der Massen. Wie er den Beruf des Bühnenmalers durch künstlerischen Ernst und durch feinsinniges Nachfühlen geadelt, wie er das scheinbar Unbelebte zauberhaft belebt, wie er jeder Kulisse, jedem Versatzstück den Stempel seiner immer von Geschmack und Kultur gesättigten Persönlichkeit aufgedrückt hat, so ist er auf der anderen Seite der Reformator des Statistentums, des Chors im weitesten Sinne geworden. Volksszenen, die seine Feldherrnhand spüren lassen, sind, was Mannigfaltigkeit, Buntheit und Abgetöntheit anlangt, das Erstaunlichste, was die Theatertechnik bisher hervorgebracht hat. Hier arbeitet er — man kann beinahe sagen — mit musikalischen Wirkungen; immer mit dem Dirigentenstab in der Hand, bildet er eine vielköpfige Masse zu einem einzigen Ganzen um. Er spielt auf den Gliedern dieses Organismus wie auf einem wundervoll ausdrucksfähigen Instrument. Er läßt die Töne anschwellen und leiser werden, zum markerschütternden Schrei sich steigern und zur dumpfen Klage herabsinken. Jeder kleinen Choristin, die sich bisher nach dem alten Rezept darauf beschränkte, mechanisch bald den rechten und bald den linken Arm hochzuheben, stellt er eine persönliche und eigene Aufgabe. Er hält die Massen wie an geheimen Drähten in der Hand — ein Wink genügt, und sie sind ihm und seinem souveränen Willen bedingungslos untertan.

Das dritte wesentliche Merkmal der Reinhardtschen Regiekunst sehen wir in der oben angedeuteten Fähigkeit, neue Stilarten feinhörig zu erfühlen und bühnengemäß zum Ausdruck zu bringen. Die oft recht wunderliche Schar der jüngstdeutschen Dramatiker wußte ganz genau, was sie tat, wenn sie in Max Reinhardt ihren stärksten und treuesten Eideshelfer bejubelte. Keiner kam mit größerer Bereitwilligkeit als er ihren mehr oder weniger problematischen Ideen entgegen. Keiner war so empfänglich für alle scheinbar neuen Zeitströmungen, hinter denen die Intellektuellen so etwas wie zukunftsträchtige Werte witterten. Das hatte seine starken Vorzüge, aber, wie wir unten sehen werden, auch seine unverkennbaren Nachteile. Vor allem aber: es gab der Bühne eine bisher unerhört gewesene Expansionskraft. Es verhalf den unter traumhaften Visionen hervorschimmernden Lyrismen der Maeterlinckschen Kunst zur vollendeten Gestaltung, und es setzte so neue und so verblüffende literarische Werte wie Frank Wedekind und Bernard Shaw für die deutsche Bühne durch. In erster Linie buchen wir den Posten Frank Wedekind auf der Kreditseite der Reinhardtschen Experimente. Mag man an sich über diese vielleicht fesselndste Zeiterscheinung denken, wie man will: Reinhardt schuf dadurch, daß er den „Erdgeist", „So ist das Leben" und später „Frühlingserwachen" spielte, einen gänzlich neuen Stil in der Darstellung. Er fand den Ausdruck für eine gespenstisch-groteske, marionettenhaft stilisierte, zwischen Tragik und

Clownerie ohne Übergänge hin und her taumelnde, halb romantische und halb zynisch-skeptische Zeitkunst, die, wenn nicht alle Zeichen trügen, mehr gewesen ist als das müßige Spiel weltferner Kaffeehausliteraten. Das Wesentliche dieser neuen Darstellungsart zu kennzeichnen, ist nicht ganz einfach. Es liegt, wie uns scheint, in einer neuen Technik des Sehens und in einer von der naturalistischen Lebensähnlichkeit durch Abgründe getrennten bewußten Verzerrung und Stilisierung menschlicher Zusammenhänge. Die Kirchhofsszene in „Frühlingserwachen" war ihre wertvollste Inkarnation und Gertrud Eysoldt in der Rolle der Lulu ihre stärkste schauspielerische Interpretin.

Das vierte Moment, von dem wir in diesem Zusammenhange zu handeln haben, betrifft die von Reinhardt erstrebte Wiederbelebung des überlebensgroßen klassischen Dramas. Die ewige Problematik der zeitgenössischen Kunst genügte diesem erstaunlich elastischen Geiste sehr bald nicht mehr. Er drängte nach größeren Zielen und zog aus der bescheidenen Schall- und Rauch-Bühne ins Neue Theater und später in das alte L'Arrongesche Haus an der Schumannstraße. Hier hat er dann auch nebenher in den entzückend intimen „Kammerspielen" seiner alten Neigung zur literarischen Kleinkunst eine würdige Heimstatt geschaffen. Die Kette seiner viel besprochenen, viel bejubelten, aber auch viel angefeindeten Klassikerabende beginnt mit dem „Sommernachtstraum" und führt in buntester Reihe über Shakespeare, Goethe, Schiller, Kleist, Hebbel, Lessing, Grillparzer und Molière bis zum alten Sophokles. Ein abschließendes Urteil ist hier noch weniger möglich als auf irgendeinem der bisher gestreiften Gebiete. Max Reinhardt ist im klassischen Drama noch immer mehr tastender Sucher als wirklicher Erfüller. Er retuschiert unablässig und verbessert die eigenen früheren Inspirationen, wie seine dreifach variierten Aufführungen des „Faust" und des „Hamlet" beweisen. Sein rastloser Experimentiereifer, der den besten Teil seiner Begabung ausmacht, hat ganz gewiß mehr als einmal daneben gehauen. Aber wenn man Soll und Haben im Kontobuche dieses seltenen Mannes miteinander vergleicht, kommt man gerechterweise nicht um die Feststellung herum, daß er auch für das klassische Drama der stärkste Anreger der deutschen Bühne seit Laube und seit den Tagen der Meininger ist — allerdings mit gewissen Einschränkungen. Die oben kurz gekennzeichneten Eigenschaften seiner Kunst lassen deutlich erkennen, was Reinhardt dem Theater Shakespeares und Schillers zu geben vermochte: seine Freude an der farbigen Nuance, seine Beseelung der Massen und seine ganze erfinderische Laune. Am stärksten drang auch hier, wie überall, das malerische Element in den Vordergrund, und es liegt eine tiefe künstlerische Klugheit darin, daß Reinhardt zunächst der weltumfassenden linearen Tragik aus dem Wege ging und sich an die leichtere, farbigere und anmutigere Poesie des „Sommernachtstraums", des „Kaufmanns von Venedig" und des „Wintermärchens" hielt. Hier holte er denn mit der sprudelnden Phantasie, die ihm eigen ist, alles heraus, was sich herausholen ließ. Hier feierte seine künstlerische Freude ihre schönsten und reinsten Siege, und hier liegen denn für

unsern Geschmack auch heute noch die starken Wurzeln seiner Kraft — hier, und nicht, wie man glauben könnte, in der Wiedergabe eines „Lear", „Hamlet", „Othello", „Fiesko", „Don Carlos" oder einer „Judith". Denn damit kommen wir auf die negativen Seiten dieser Begabung, und zwar gleich auf ihren wichtigsten Punkt: Max Reinhardt hat dem zeitlosen al fresco-Gemälde der Weltliteratur gegenüber noch jedesmal versagt. Trotz ehrlichsten Ringens, riesigen Fleißes und aufopferungsvollster Hingabe ist es ihm bis heute nicht gelungen, die klassische Tragödie größten Stils restlos zu erschöpfen. Hier gibt er Detail statt Fülle und Größe, Hysterie statt Leidenschaft, Krampf statt Temperament und Treibhausluft statt Sonnenwärme. Hier liegen augenscheinlich die Grenzen seiner Begabung — vorausgesetzt natürlich, daß dieser Cagliostro des Theaters nicht doch noch eines Tages das Unmögliche möglich macht.

Genaue Kenner seiner Begabung hatten dies Schicksal vorausgesagt. Seine auf koloristische und artistische Wirkungen gestellte Kunst brachte den Glauben an die Kraft der großen ungebrochenen Linie nicht auf. Das war am auffallendsten in seinem Verhältnis zu der wie glühende Lava einherströmenden Pathetik des jungen Schiller. Der Dichter der „Räuber" und des „Fiesko" war dem verfeinerten Skeptiker des zwanzigsten Jahrhunderts nicht mehr und nicht weniger als eine liebgewordene Merkwürdigkeit aus Großvaters Tagen, ein wertvolles Erbstück sozusagen, das man in nachdenklichen Stunden vielleicht mit stiller Wehmut belächelt, zu dem man aber bei allem redlichen Willen keine inneren Beziehungen mehr findet. So trat er dann mit ganz anderen Voraussetzungen an seinen Dichter heran als wir, für die er noch heute lebendige Werte vorstellt, nämlich mit dem fatalen Zungenschnalzen und dem ewigen Besserwissen des Snobs, dem Schiller gerade gut genug zum Spielball seiner artistischen Launen ist. Der primitive und fast priesterlich inbrünstige Glaube des Dichters wurde mit Skepsis durchsetzt. Die Strahlen seiner Rhythmen wurden künstlich gebrochen und die tosenden Gießbäche seiner Pathetik behutsam abgeleitet. Mit kennerischem Behagen wurde jeder Vers hundertfach durchgeknetet und jedes verstohlene Eckchen nach neuen Nuancierungsmöglichkeiten abgeleuchtet. Was bei Schiller mit patriarchalischer Feierlichkeit tönte und Echo weckte, wurde stumm und inhaltsleer. Denn man hatte ihm sein bestes Teil genommen: sein donnerndes Pathos, die zwingende Gewalt seines Kinderglaubens und das unirdisch Große seines lohenden Temperaments.

Wir haben dies verdrießliche Schauspiel zu oft erlebt, um noch an der melancholischen Tatsache zweifeln zu können, daß Max Reinhardt und das heroische Drama großen Stils wohl niemals zusammenkommen werden. Es geht da um Gegensätze in der ästhetischen Weltanschauung, die kein guter Wille jemals ganz überbrücken wird. Die großen Shakespeareschen Tragödien haben das, wenn auch nicht in der gleichen schmerzlichen Eindringlichkeit wie der junge Schiller, mehr als einmal erfahren müssen. Die oft wundervollen Detail-

kostbarkeiten der Reinhardt-Regie in allen Ehren! Aber von dieser Seite ist eine Versöhnung zwischen der durchgerüttelten Skepsis des Modernen und der edlen Stilisiertheit des Klassischen vorderhand nicht zu erhoffen. Reinhardts Größe liegt in der künstlerischen Kleinarbeit. Das haben wir oben ausgeführt. Vorbildlich bleibt er da, wo er literarhistorische Stilscherze (hier spricht die Erinnerung ans Überbrettl mit) für die Menschen von heutzutage umschafft, wo ein menschliches und künstlerisches „Über-der-Sache-Stehen" die erste Vorbedingung für den Erfolg ist. Wir erinnern hier nur an seine mit prachtvoller Laune zum Leben erweckten Shakespeareschen Lustspiele oder auch an seine Possenabende, denen er durch eine bewußt ulkige Verzerrung ein gänzlich neues Aussehen gab. (Auf diesem Gebiete hat er übrigens, soweit wir sehen, schon heute eine Reihe talentvoller Nachahmer gefunden.) Aber wenn seine vor Nuancen förmlich bebende Kraft um das „große, gigantische Schicksal" Shakespearescher Trauerspiele ringt, muß jeder Ernsthafte einen Schritt zurücktreten und seinen abweichenden Standpunkt mit Entschiedenheit betonen.

Eine zweite Schattenseite der Reinhardtschen Mannigfaltigkeit muß in diesem Zusammenhange noch gestreift werden. Das gar zu bereitwillige Reagieren auf Zeitströmungen hat diesen Theaterdirektor auf Abwege geführt, die er besser niemals betreten hätte. Daß Max Reinhardt heute zum Modegötzen des mondänen Berlin geworden ist, hat seinen Grund weniger in seinen wirklich ernsthaften Eigenschaften, als vielmehr darin, daß er modischen und snobistischen Firlefanzereien gar zu oft sein Ohr geliehen hat. Die auf der deutschen Bühne schon bis zur Unerträglichkeit gesteigerte Ausländerei hat er unterstützen zu müssen geglaubt. Den widerwärtigen Ästhetenlaunen Wiens hat er ein gastliches Heim bereitet. Immer in dem Drange, künstlerisches Neuland zu finden, hat er ferner hier und da das nötige Rückgrat und das nötige Taktgefühl vermissen lassen, und mehr als einmal hat er den Dichter vergewaltigt, um den Regisseur und den Bühnenmaler an seine Stelle zu setzen. So hat schließlich sein Ehrgeiz den Bogen zu straff gespannt, die dichterische Absicht zugunsten des Dekorativen verdunkelt, zu verschrobenen Deutungsversuchen sich herbeigelassen und dem Nebensächlichen eine unerlaubte Wichtigkeit beigelegt.

Aber seine überragende künstlerische Bedeutung für die Bühne der Gegenwart kann durch solche Ausstellungen nicht herabgemindert werden. Auch diesem Regietalente sind natürliche Grenzen gesetzt. Und kritiklose Lobhudelei wäre hier ebenso verfehlt wie ein einseitiges Herausheben des Anfechtbaren. In der artistisch selbstherrlichen Genießerfreude des Regisseurs liegt Großes und Kleines, sie birgt augenfälligen Fortschritt und bedenkliche Gefahren. Max Reinhardt ist den Gefahren nicht aus dem Wege gegangen und ihnen oft genug unterlegen. Aber er hat sich ebensooft als den berufensten Organisator der modernen Bühne erwiesen. Er ist der geschworene Feind alles Stillstehens und aller Philiströsität, und er bedeutet schon als solcher einen gar nicht zu ersetzenden Besitz für das Theater der Gegenwart.

Natürlich hat auch er, der das deutsche Theaterleben des letzten Jahrzehnts beherrscht hat und zum größten Teile noch beherrscht, wie alle vorragenden Erscheinungen viel Beifall, aber auch viel Gegnerschaft gefunden. Daß seine Anregungen auf fruchtbaren Boden gefallen sind, beweist der unverkennbar frischere Zug, der seit seinem Auftreten durch die größeren deutschen Theater geht. Wir nennen in diesem Zusammenhang die Theater in Düsseldorf (Luise Dumont), Köln (Martersteig), Mannheim (Gregori), Dresden (Graf Seebach) und Hamburg (Hagemann). In allen diesen Städten wird mit einer früher nicht gekannten Konzentriertheit und mit bewunderungswürdigem Ernst an der Hebung des Theaterniveaus gearbeitet. Und die Spuren der Reinhardtschen Anregungen ließen sich überall mit Leichtigkeit aufzeigen.

Auf der anderen Seite ist natürlich auch die Gegenwirkung nicht ausgeblieben. Dem „Napoleon des Theaters", wie man Reinhardt halb ernsthaft, halb spöttisch nannte, wurde seine Pietätlosigkeit von Philisterseelen angekreidet. Sein Tasten nach allem, was ungewöhnlich war und aus der Schablone herausfiel, wurde als Sensationslust und Snobtum gedeutet. Angesichts seiner immer mehr in den Vordergrund rückenden dekorativen Künste zeigte man mit warnendem Finger auf das im zirkusmäßigen Ausstattungsstück versandende englische und amerikanische Theater (die grotesken Shakespeare-Aufführungen Beerbohm-Trees, die man in Berlin sah, gaben diesen Befürchtungen neue Nahrung), und man witterte — zum Teil nicht mit Unrecht — in dem fesselosen Wuchern des Koloristischen auf der Bühne eine Gefahr für das ernsthafte Drama. Man hatte nachgerade genug Farbe und genug Stimmung auf der Bühne und verlangte — vielleicht aus einer gewissen Übersättigung heraus — nach Ursprünglichkeit und großen einfachen Linien.

Die Ergebnisse dieser Reaktion sind bis auf den heutigen Tag ziemlich kläglich geblieben. Der erste Anstoß ging von München aus. Hier gründete im Jahre 1908 ein Häuflein theoretisierender Kaffeehausliteraten*) die viel besprochene Reliefbühne des Künstlertheaters, mit einer pathetisch verfochtenen, gegen Berlin im allgemeinen und gegen Reinhardt im besonderen gerichteten Tendenz. Puritanische Schlichtheit im Bühnenbilde wurde diesmal als Losung ausgegeben. Auf der Szene, die kaum ein paar Meter in die Tiefe ging, beschränkte man sich auf die allernotwendigsten Andeutungen des dekorativen Elements. Die Perspektive wurde durch einfache Vorhänge oder auch durch grotesk stilisierte Bilder Münchener Sezessionisten erzielt. Im übrigen lag die künstlerische Arbeit ausschließlich in den Händen mittelmäßiger Schauspieler; denn die Aufmerksamkeit sollte um keinen Preis von der Hauptsache, dem

*) An ihrer Spitze stand Georg Fuchs, der spätere Direktor des Künstlertheaters. Von seinen Schriften nennen wir hier: „Die Schaubühne der Zukunft" und „Die Revolutionierung des Theaters" (München, bei Georg Müller). Im Zusammenhang damit sei gleichzeitig auf das tüchtige Buch des Münchener Regisseurs Joeza Savits „Von der Absicht des Dramas", (bei Etzold u. Co., München 1908) verwiesen.

gesprochenen Dichterwort, abgezogen werden. Das war gewiß alles ganz schön und gut, nur übersah man dabei, daß das Resultat eine melancholische Nüchternheit, eine künstlich geschaffene trostlose Leere war, die der auf Licht und Freude und Sinnlichkeit gestellten Bühnenatmosphäre etwas erbarmungslos Abstraktes und Trockenes gab. Nebenher hatte die Enge des Bühnenraums die ungeheuerlichsten technischen Mißstände im Gefolge. Mit anderen Worten: Die von ahnungslosen Theoretikern am Schreibtisch konstruierten Ideen der „Reliefbühne" trugen von Anfang an den Todeskeim in sich, und es war ein glänzender Witz der Theatergeschichte, daß in das Künstlertheater nach dem Fiasko ihrer Schöpfer eben der Mann einzog, den man von hier aus mit Pathos zu bekämpfen gedachte: Max Reinhardt.

Im übrigen ist die etwas trübe anmutende Episode des Münchener Künstlertheaters ganz charakteristisch für eine gewisse theatergeschichtliche Zeitströmung. Ein Teil der deutschen Bühnenästhetik, die mit bohrender Intelligenz noch immer nach neuen Zielen tastete, hatte sich allmählich in eine hoffnungslos unfruchtbare Problematik verrannt und war von Tag zu Tag mehr von den Forderungen der lebendigen Wirklichkeit abgerückt. Gescheite Theoretiker wie Julius Bab*), Wilhelm v. Scholz**), Georg Fuchs u. a. schlugen sich ehrlich mit einer spitzfindigen und von des Gedankens Bläße angekränkelten Philosophie des Theaters herum, nahmen die tausend Schrauben dieser seltsam komplizierten Maschine auseinander, rangen selber mit heißer Inbrunst um neue Ausdrucksformen des Dramatischen und kamen schließlich doch nirgends über eine recht unfruchtbare Dogmatik hinaus. Heute ging es um Hebbels Theorien vom Drama, morgen um eine Verwertung des Marionettentheaters für moderne Probleme (ein entzückendes, aber durch und durch anspruchsloses Marionettentheater hat der Münchener Paul Braun ins Leben gerufen), dann um die dekorationslose Shakespeare-Bühne und schließlich wieder um hundert andere Dinge. Man schob sich selber Hindernisse in den Weg, um sie dann mit knifflicher Dialektik wieder zu beseitigen. Man war „intellektuell" und dabei doch von einer großen inneren Armseligkeit. Die Probleme, um die hier gerungen wurde, sind bis auf den heutigen Tag zu sehr in blasser Theorie steckengeblieben, um in diesem Zusammenhang eine ausführliche Besprechung gerechtfertigt erscheinen zu lassen. Sie sind charakteristisch für die Zeit und für den tiefen Ernst, der die Zeit beseelt, aber sie sind darüber hinaus nicht lebendig genug, um wertvolle Posten im Theaterleben der Gegenwart darzustellen.

Es bleibt hier noch ein Wort zu sagen über das Verhältnis der modernen Bühne zum heroischen Pathos der klassischen Tragödie. Nach den Ketzereien der Naturalisten erwachte wieder eine natürliche Sehnsucht nach der großen Linie, und daß diese Sehnsucht bis auf den heutigen Tag nicht restlos erfüllt werden konnte, kommt mehr auf das Schuldkonto unserer analytisch-skeptischen Zeit als

*) Julius Bab, „Kritik der Bühne", „Der Mensch auf der Bühne". (Beides Berlin, bei Osterheld u. Co.)

**) Wilhelm v. Scholz, „Gedanken zum Drama". (München 1904, bei Georg Müller.)

auf das der Bühne. Die heroische Kunst, die bis in die neunziger Jahre auf den deutschen Hoftheatern zu Hause war, starb mit ihren großen Vertretern mehr und mehr ab. Die Autorität dieser Kunst wurde in dem Augenblick ernsthaft erschüttert, wo die suggestiven Persönlichkeiten einer Charlotte Wolter, eines Sonnenthal, Mitterwurzer und Baumeister von der Szene abtraten. Adalbert Matkowskys Tod (1908) war ihr letzter und herbster Verlust. Der würdige Nachwuchs hat bis heute auf sich warten lassen. Das junge Schauspielergeschlecht hat zu dem Pathos von gestern keine inneren Beziehungen mehr, ist auch, was stilisierte Sprechkunst und vornehme Gesten anlangt, noch aus den Zeiten des Naturalismus her arg verwildert und schon deshalb dem klassischen Drama wohl ein für allemal verloren. Das technische Unvermögen des Schauspielers, Verse zu sprechen, wirkt auf unseren Bühnen oft geradezu unerträglich. Der Naturalist Bassermann in Shakespeareschen oder Schillerschen Rollen ist dafür der schlagkräftigste Beweis. Das Pathos von gestern ist tot und das Pathos von heute, wie es scheint, noch nicht gefunden. Die paar markanten Köpfe, die die erlauchte Überlieferung einer alten Theaterkultur in die neue Zeit hinübergerettet haben, treten mehr und mehr in den Hintergrund. Und um das glänzende schauspielerische Heldentum einer Adele Sandrock, einer Alwine Wiecke, einer Rosa Poppe und einer Hedwig Bleibtreu schwebt schon heute der Hauch einer vornehmen, aber weltentrückten Einsamkeit. Wer auf diesem Felde reorganisieren will, wird mit einer Umbildung der schauspielerischen Sprechkunst beginnen müssen. Hier winken neue Ziele, denen die veränderte Art des menschlichen Sehens ganz und gar nicht im Wege steht.

Ein einziger hat mit genialischem Instinkt den Ausgleich zwischen gestern und heute gefunden: Josef Kainz, dieser märchenhafte Glücksfall der modernen deutschen Bühne. Seiner schon jetzt von wehmütigem Vergangenheitszauber umwitterten Kunst fehlte alles Typische. Er paßte in keine Schablone, denn er war ein ganz seltener Ausnahmefall in des Wortes schönster und edelster Bedeutung. Eine unendlich reiche Sprachtechnik — Verse aus seinem Munde strömten die herrlichste musikalische Suggestion aus — verband er mit den seelischen Differenziertheiten des modernen Nervenmenschen und dem natürlichen Adel des erlesenen Götterlieblings. Er verwob Klassizität und moderne Weltanschauung mit fast nachlässiger Eleganz ineinander. Er war der genialste und doch menschlichste Hamlet, den die deutsche Bühne gesehen hat. Und, was das Wichtigste ist, er prägte den Stil, nach dem die Zeit so inbrünstig rang. Er zeigte einer anders denkenden Epoche die Ewigkeitswerte der großen klassischen Tragödie. Aber er zeigte sie nicht mit den Kunstmitteln eines halbversunkenen Geschlechts, sondern, frei von jeder Komödiantenpose, mit der selbstschöpferischen Genialität eines Menschen von heutzutage. Es führt keine Brücke von ihm zu der Hauptmasse der modernen Schauspieler, trotz der zahllosen Nachahmer, die er gefunden hat. Aber die müheloſe Selbstverständlichkeit seines Talentes, für das es überhaupt keine Bühnenprobleme im Sinne dieser Arbeit gab, hat dem

deutschen Theater ein unschätzbares Erbe hinterlassen: den Blick in das gelobte Land einer das ganze Weltall umfassenden modernen Schauspielkunst.

Denn das bleibt vorderhand das Bühnenproblem der nächsten Zukunft: auf der veränderten Grundlage einer neuen Zeit den Weg zum überlebensgroßen Drama zurückzufinden, eine „Modernität" anzustreben, die auch die Tragik eines Lear und eines dritten Richard mit umfaßt. Von hier, und allein von hier, winken dem deutschen Theater neue und unerhört große Ziele, von hier, und nicht von den problematischen Ideen weltferner Schwärmer, die das große Drama der Gegenwart in der Freilichtbühne des Harzer Bergtheaters, in den Festspielhäusern der Oberammergauer oder Altorfer Bauern oder gar in den Richard-Wagner-Theatern Bayreuths und Münchens suchen wollen.

Wir stehen damit am Ende unserer Betrachtung. Der Ring schließt sich wieder und der Punkt, von dem wir ausgingen, drängt sich noch einmal in das Gesichtsfeld des Beschauers: die Sehnsucht der Zeit, ausgedrückt auf den Brettern, die nach einem alten Wort die Welt bedeuten. Die Geschichte dieser seltsamen Epoche zu schreiben, in der Glauben neben Skepsis, Kulturmüdigkeit neben Stilsehnsucht, Rationalismus neben verschwimmender Mystik steht, muß einem späteren Geschlecht vorbehalten werden. Wir stecken heute selber noch zu tief in den Zeitproblemen, um den nötigen Abstand von ihnen zu gewinnen. Aber das eine darf wohl auf Grund des aufgezeigten Materials glaubhaft versichert werden, daß die deutsche Bühne, was Mannigfaltigkeit, Differenziertheit, Elastizität und künstlerische Intelligenz anlangt, heute die erste der Welt ist. Man mag die Tatsache als solche mit Begeisterung oder mit Achselzucken feststellen. Auf jeden Fall wird man sie mit grundsätzlicher Gegnerschaft nicht mehr aus der Zeitgeschichte streichen können. Das deutsche Theater ist heute ein Kulturfaktor von gewaltiger Bedeutung, und die Sozialdemokratie wußte sehr wohl, was sie tat, als sie vor zwanzig Jahren das Institut der Freien Volksbühne für die arbeitenden Klassen Berlins ins Leben rief. Gewiß sind unleidliche Übertreibungen vorgekommen. Wir erinnern nur an den würdelosen Schauspielerkultus, dessen Geburtsstätte Wien ist. Gewiß spielt in theatralibus das, was zufällig Mode ist, und das, was gute Geschäfte verspricht, noch immer eine nicht sehr vornehme Rolle. Gewiß steckt ein Körnchen Wahrheit in dem Gerede der Leute, die das Wort von einer unverhältnismäßigen Überschätzung des Theaters geprägt haben. Aber das berechtigt noch lange nicht zu jenem melancholischen Pessimismus, der nach der Methode des „le roi est mort, vive le roi" dem Theater im alten Sinne das Todesurteil spricht und an seiner Stelle den amerikanischen Kinematographen Edisons auf den Schild hebt. Eine Zeit, die dem „König Ödipus" des alten Sophokles an zwanzig und mehr Abenden volle Zirkushäuser schafft und jedesmal sechstausend zerfahrenen und nervösen Großstadtmenschen die tiefste Andacht und die ernsthaftesten Erschütterungen abtrotzt — eine solche Zeit kann für das Theater und die Probleme des

Theaters nicht verloren sein. Wir wollen die Werte und die Gefahren, die der immer ungestümer vorwärtsflutende Amerikanismus birgt, hier nicht weiter erörtern. Die deutsche Bühne hat von dieser Seite ganz gewiß nichts zu fürchten. Phänomene von der eindringlichen Wucht jener Ödipus-Aufführungen beweisen das zur Genüge. Denn wo so viel Kultur, so viel Bewegung, so viel Kampf, so viel Ernst und, wenn man so will, auch so viel Idealismus ist, da ist auch Leben und Lebensberechtigung, Zukunft, Gesundheit und selbsttätige Kraft.

Marokkanischer Brief

Von Dr. Mauretanus

Lob sei Gott allein!

Es gibt keine Macht und Stärke außer bei Gott dem Erhabenen und Mächtigen!

An unseren lieben, hochgeschätzten, aufrichtigen und treuen Freund, der in gleicher Weise durch Schärfe des Verstandes wie Fülle des Wissens ausgezeichnet ist, an Herrn ..... in ..... Möge Gott Dich und Deine Familie beschützen und bewahren und Dir stete Gesundheit verleihen!

Wir haben Deinen Brief erhalten und zu unserer großen Freude und Beruhigung des Herzens daraus ersehen, daß Du sicher und wohlbehalten aus Fes nach Deutschland zurückgekehrt bist. Auch wir und unsere Freunde sind gottlob wohlauf und haben das heilige Fest (gemeint ist das „Aid es seghir", das kleine Fest nach dem Fastenmonat Ramadan) in Freude und Dankbarkeit gegen Gott, den Erhabenen, verbracht. Unser hoher Herr und Gebieter (Sultan Mulay Hafid) — Gott verleihe ihm Sieg — hat die Gnade gehabt, uns am Fest zu sich zu rufen und mit uns einzelne Angelegenheiten der Regierung zu besprechen. Er war darüber tief betrübt, daß einzelne Zeitungsschreiber immer noch ganze Schuaris (Strohkörbe, die rechts und links an den Seiten der Lasttiere hängend zum Warentransport dienen) voll übel erfundener Lügen über den Stand der Angelegenheiten in diesem glücklichen Reich nach Europa schicken (bezieht sich auf die meist von der französischen Presse gebrachten Alarmnachrichten aus Marokko), während doch seit unvordenklichen Zeiten niemals die Ordnung und Sicherheit in den Provinzen so groß gewesen ist, wie unter dem starken Arm unseres Herrn! — Gibt es keine Gesetze bei Euch, die solche übelwollenden Unruhstifter der verdienten Strafe überliefern? Warum setzt man immer Mißtrauen in die Absichten unseres hohen Herrn, der doch durch den Abschluß der ihm aufgedrungenen französischen Anleihe die besten und sichersten Beweise dafür gegeben hat und noch täglich gibt, daß er die von Ab dul Asis leichtfertig eingegangenen Verpflichtungen Buchstaben für Buchstaben genau erfüllt!

Unser Freund, Sid el Hadsch ....., ist seit einiger Zeit von großer Unruhe erfüllt und hat mich gebeten, daß Du ihm Deinen helfenden und klugen Rat zukommen lassen möchtest. Wie Du weißt, gehört er zu denjenigen, die seit langer Zeit aus Achtung und Hinneigung zu Eurer mächtigen Nation den Deutschen besonders freundlich entgegengekommen sind und vermöge ihres Einflusses bei unserem hohen Gebieter den deutschen Handelsunternehmungen in unserem Lande von Nutzen gewesen sind. Die Feinde Eures Landes haben zwar mehrfach versucht, seine Freundschaft und Hinneigung zu Euch durch große Geldangebote zunichte zu machen, sie haben damit aber nur erreicht, daß er Euren Wert um so mehr erkannte. Seit nun Eure hohe Regierung — Gott verleihe ihr Kraft und Stärke — unser Land in den weiten Händen der Franzosen gelassen hat (das deutsch-französische Abkommen vom 9. Februar 1909), fürchtet unser Freund, daß seine Feinde

über ihn kommen, an ihm Rache nehmen und sein Hab und Gut verschlucken könnten. Er bittet Dich deshalb inständig um Rat, welche Entschlüsse er in dieser unheilvollen Lage fassen soll, und hofft von der starken Hilfe Gottes und von Deiner Weisheit, daß sich alles zum Guten wenden möge.

Dies war es, was wir Dir mitzuteilen hatten. In Freundschaft und mit Gruß

Hadsch .....

Geschrieben in Fes am 5. Schual des Jahres 1328.

(. . . . . .)

Der obige Brief zeigt, wie augenblicklich Handelskreise in Marokko denken. Um die Wende dieses Jahrhunderts ahnte wohl noch niemand, daß das unserem Kontinent so nahe und doch so ferne Scherifenreich wenige Jahre später fast den Brand eines Weltkrieges veranlaßt hätte!

Die deutsche Politik in Marokko hatte sich nach altem bismarckischem Rezept von jeher darauf beschränkt, die Interessen unseres Handels nach Kräften zu fördern und im übrigen ein wachsames Auge auf den wechselnden Einfluß Englands und Frankreichs auf die marokkanische Regierung zu haben. Darüber hinausgehende, etwa auf Kolonialerwerb gerichtete Ambitionen hat Deutschland nie gehabt. Die Rivalität der beiden Westmächte in Marokko bildete einen wichtigen Faktor der europäischen Gesamtpolitik, denn sie schien eine Einigung dieser Mächte gegen Deutschland zu verhindern. In dem politischen Ränkespiel in Fes war England, das in der Person des Schotten Kaid Maclean einen hervorragenden Agenten besaß, fast immer der Gewinner und Frankreich vermochte trotz seiner Militärmission am Sultanshof nur sehr wenig Erfolge zu erzielen. Als dritter Spieler am Marokkospiele versuchte sich — wenn auch gänzlich ohne Erfolg — von Zeit zu Zeit Spanien; durch seine etwa zehntausend Köpfe starke Kolonie und seine „Presidios" hat es dort auch jetzt noch die bei weitem größten wirtschaftlichen Interessen. Die Situation änderte sich mit einem Schlage durch die russischen Niederlagen in Ostasien, die das europäische Gleichgewicht zugunsten Deutschlands zu verschieben drohten. Um dem vorzubeugen, glaubte England auf jeden Fall, selbst um den Preis bedeutsamer Zugeständnisse, zu einer „Entente" mit Frankreich gelangen zu müssen. So schwer es auch dem britischen Egoismus fallen mochte, seine Vorherrschaft vor den Toren Gibraltars aufzugeben, jetzt, wo es galt, Frankreich unter allen Umständen auf die englische Seite hinüberzuziehen, erschien Marokko als Morgengabe nicht zu groß und kurz entschlossen überließ man den Franzosen das Sultanat des äußersten Westens gegen einige Kompensationen in Ägypten.

Durch eine Indiskretion in Fes kam der Handel zu den Ohren des damaligen deutschen Konsulatsverwesers dort und somit zur Kenntnis des Auswärtigen Amtes. Inzwischen verdichtete sich die Verständigung zwischen England und Frankreich zu dem Abkommen vom 8. April 1904, durch das der französischen Politik in Marokko unter folgenden Bedingungen freie Hand gelassen wurde:

1. Es sollte der status quo aufrechterhalten bleiben;

2. es sollte der englische Handel durch das Abkommen keinerlei Benachteiligungen erleiden;

3. es sollten die historischen Ansprüche Spaniens in Marokko durch ein Sonderabkommen mit dieser Macht berücksichtigt werden.

Zur Charakterisierung des Geistes dieser Abmachung sei auf ihren Artikel 2 hingewiesen, worin es heißt:

„Daß es Frankreich, als der Macht, die auf einer weiten Strecke Marokkos Grenznachbar ist, vor allem zukommt, über die Ruhe in diesem Lande zu wachen und ihm seinen Beistand für alle administrativen, wirtschaftlichen, finanziellen und militärischen Reformen zu leihen, deren es bedarf."

Artikel 4 garantierte dem englischen Handel auf dreißig Jahre völlige Freiheit, jedoch unter der Bedingung, daß sich Frankreich vorbehielt:

„Darüber zu wachen, daß die Konzessionen für Wege, Eisenbahnen und Häfen nur zu solchen Bedingungen erteilt würden, daß die Staatsautorität (soll heißen: das französische Interesse!) in diesen großen Unternehmungen von allgemeinem Nutzen ganz gewahrt bleibt."

Nach diesem Abkommen sollte also Marokko ohne die geringste Rücksichtnahme auf die Interessen anderer Mächte und ohne daß diese überhaupt gefragt worden waren, ein französisches Protektorat werden! Die wirtschaftliche Erschließung des zukunftsreichen Landes war als einträgliches Monopol einer französischen Unternehmerclique gedacht! Die in dem Abkommen vorgesehene Verständigung mit dem spanischen Freunde wollte zwar zuerst nicht recht vorwärts kommen, schließlich mußte sich Spanien aber doch dazu bequemen. Das französisch-spanische Abkommen ist leider nur bruchstückweise veröffentlicht worden, man geht aber sicher in der Annahme nicht fehl, daß einzelne Teile der marokkanischen Nordküste darin dem spanischen Einfluß vorbehalten worden sind.

Als sich die Delcassésche Rücksichtslosigkeit im Vertrauen auf die englische Hilfe nunmehr am Ziel ihrer Wünsche glaubte, wurde Herr St. René-Taillandier, der französische Gesandte in Tanger, eiligst nach Fes beordert, um die marokkanische Regierung offiziell von der Sachlage in Kenntnis zu setzen und dem Sultan ein wohldurchdachtes Programm der beabsichtigten „Pénétration pacifique" oder wie sie ein Tangerer Diplomat spöttisch nannte: „Pacification pénétrante" zu überreichen. Hierbei fiel Herr St. René aber gleich allzu stark mit der Tür ins Haus und spielte sich vor allem als Mandatar der europäischen Mächte auf, so daß sich der Sultan veranlaßt fühlte, bei der deutschen Regierung anzufragen, ob ein solches Mandat erteilt sei. Jetzt kam der Stein ins Rollen, und Deutschland mußte zu der veränderten Lage in Marokko Stellung nehmen. Seitdem Marokko nicht mehr Zankapfel zwischen den beiden Westmächten war, hatte sich die marokkanische Situation für uns von Grund aus geändert, denn nun mußten wir darauf Bedacht nehmen, wie die deutschen Interessen im Scherifenreich unter den obwaltenden Verhältnissen am besten wahrgenommen werden konnten. Zwei Wege gab es: entweder suchte die deutsche Regierung

unter Anerkennung der getroffenen Abkommen für sich ähnliche Vorteile zu erlangen, wie sie Spanien erhalten hatte, oder aber sie ignorierte diese Abkommen völlig und stellte sich auf den völkerrechtlichen Boden, den die Madrider Konvention im Jahre 1880 festgelegt hatte. Eine Änderung dieser Konvention konnte dann nur mit Zustimmung aller Kontrahenten vorgenommen werden.

Die Entscheidung über den einzuschlagenden Weg hing natürlich nicht in erster Linie von unseren marokkanischen Interessen, sondern von allgemeinpolitischen Gesichtspunkten ab, und da fiel vor allem ins Gewicht, daß in dem Delcasséschen Vorgehen eine kecke Herausforderung und bewußte Brüskierung Deutschlands gelegen hatte, und daß schon deshalb ein nachträglicher Beitritt zu dem englisch-französischen Abkommen ausgeschlossen erschien. Es blieb Deutschland deshalb nur die Möglichkeit, die drei beteiligten Mächte auf den Boden der Madrider Konvention zurückzuzwingen. Dies hat es getan.

Der Besuch des Kaisers in Tanger wird allen, die ihn erlebt haben, unvergeßlich bleiben. Extradampfer von der Küste hatten die dort lebenden Deutschen in großer Zahl nach Tanger gebracht, und alles harrte voller Erwartung der festlichen Stunde. Leider wurde die Landung Seiner Majestät durch schlechte See um mehrere Stunden verzögert, was von der französischen Presse sofort dahin ausgelegt wurde, daß sich noch in letzter Stunde Bedenken über die Zweckmäßigkeit des Besuches geltend gemacht hätten. Endlich, fast unerwartet, löste sich vom Geschwader eine Reihe von Pinassen und brachte den Kaiser unter dem Donner der Geschütze an Land. Am Hafentor wurden Seiner Majestät von dem damaligen Geschäftsträger v. Kühlmann die Mitglieder der Gesandtschaft und der deutschen Kolonie vorgestellt; ihr Senior, der inzwischen verstorbene Herr Rottenburg, hielt eine Begrüßungsansprache, deren Wirkung leider durch allzu starke Ergriffenheit von der historischen Bedeutung der Stunde etwas beeinträchtigt wurde, und Seine Majestät versicherte in der Antwort der deutschen Kolonie, daß sie im Vertrauen auf den Schutz des Reichs unbeirrt ihre Pionierarbeit in Marokko fortsetzen solle. Dann ging es zu Pferde durch die enge Hauptstraße hinauf zum großen Markt nach der Kaiserlichen Gesandtschaft. Auf dem riesigen Platze hatten sich Tausende wehrhafter Kabylen aus der Nachbarschaft Tangers eingefunden, um den Kaiser durch wildes Abfeuern ihrer Flinten zu grüßen, — eine so eindrucksvolle Begrüßung, daß die Pferde nur mit größter Mühe am Durchgehen gehindert werden konnten! In der großen maurischen Halle der Gesandtschaft fand offizieller Empfang der marokkanischen Würdenträger und des diplomatischen Korps statt, wobei Seine Majestät Gelegenheit nahm, den französischen Geschäftsträger, Comte de Chérizey, in unzweideutiger Weise darauf aufmerksam zu machen, daß das englisch-französische Abkommen das Verhältnis Deutschlands zu Marokko in keiner Weise berühre. — Ein nach dem Empfang in Aussicht genommener weiterer Umritt durch die Stadt über den sogen. Marshan wurde im letzten Moment aufgegeben, und zwar, weil, wie man sagte, bei dieser Gelegenheit die Möglichkeit

eines spanischen Anarchistenattentats nicht ausgeschlossen schien, denn Tanger ist ein beliebter Zufluchtsort für solche spanischen Elemente, denen der Boden diesseits der Meerenge aus irgendwelchen Gründen zu heiß wird.

Als das Kaisergeschwader nachmittags Tanger wieder verlassen hatte, herrschte in der Stadt unbeschreibliche Aufregung; besonders die marokkanische Bevölkerung hatte die politische Bedeutung des Kaiserbesuches sehr schnell erfaßt und dem Kaiser als dem „Sultan del Pruß" mit ungeheurer Begeisterung zugejubelt. Die Nachricht von dem Ereignis verbreitete sich mit Windeseile durch das ganze Land, und als Deutscher konnte man jetzt getrost und ungefährdet in Gegenden eindringen, die sonst selten eines Europäers Fuß betreten hatte. Natürlich waren sich wohl nur die wenigsten dessen bewußt, daß die Kaiserfahrt nach Tanger nicht in erster Linie der Unabhängigkeit des Scherifenreiches und der Verteidigung der dortigen deutschen Interessen dienen sollte; hierfür hätte es eines Kaiserbesuchs nicht bedurft! Der wahre Zweck war vielmehr der, durch eine unerschrockene und imposante Kundgebung der Welt unzweideutig zu erklären, daß Deutschland nicht gesonnen war, sich durch die neue Koalition von seinem Platz an der Sonne verdrängen zu lassen. So wurde die marokkanische Frage der Anlaß — nicht etwa die Ursache — zu einer durch die neue Gruppierung der Mächte und die Delcassésche Provokationspolitik heraufbeschworenen ernsten Aussprache über die neue internationale Lage!

Was wird diese Aussprache bringen, Krieg oder Frieden? war die bange Frage. — Wird die westliche Koalition mächtig genug sein, Europa ihren Willen zu diktieren, oder wird Deutschland, nötigenfalls allein, die Kraft haben, das europäische Gleichgewicht zu wahren? — Nach langen Wochen und Monaten, in denen das Schwert schon halb aus der Scheide gezogen war, gelang es der deutschen Politik, die Gegner auf den völkerrechtlichen Boden der Madrider Konvention zurückzuzwingen; die Weststaaten entschlossen sich, wenn auch nur widerwillig, zum Gang nach Algeciras. Dies bedeutete unbestreitbar einen außerordentlichen Erfolg der kaiserlichen Politik, denn England und Frankreich gaben damit zu, daß die marokkanischen Angelegenheiten nur international, nicht aber einseitig zwischen drei Mächten unter Ausschluß der übrigen Kontrahenten der Madrider Konvention geregelt werden konnten. Freilich war dieser große Erfolg zunächst nur ein formeller; dahinter erhob sich die Frage, ob die Gruppierung der Mächte auf der Konferenz das Übergewicht der Weststaaten bestätigen würde oder nicht; allein mit der Bereitwilligkeit der Mächte, nach Algeciras zu gehen, war für Deutschland im wesentlichen zunächst ein Appell an die Waffen unnötig geworden, denn mit der Konferenz war die ganze Frage von der internationalen mehr auf die rein marokkanische Basis gerückt worden. Daß auch diese noch reichlich Gefahren in sich barg, wurde recht drastisch durch eine Ansichtskarte illustriert, die seinerzeit in Algeciras verkauft, aber bald konfisziert worden war. Eine sogenannte Wippe, wie sie Kinder zum Schaukeln benutzen, ruht in ihrer Mitte auf dem gekrümmten Rücken des an der Erde

kauernden marokkanischen Sultans, darüber auf der Mitte des Brettes sitzt mit etwas ängstlichem Gesicht der französische Präsident, während sich Kaiser Wilhelm und König Eduard, auf den beiden Enden des Brettes sitzend, mit in der Richtung nach dem Präsidenten drohend vorgehaltenen Revolvern schaukeln. — Eine den Nagel auf den Kopf treffende, selten gute politische Karikatur! —

Das Ergebnis der Konferenz, auf der es nach dem Wort des Fürsten Bülow weder Sieger noch Besiegte gegeben hatte, war nicht völlig klar. Zunächst muß hervorgehoben werden, daß die Erörterung des französischen Abkommens mit England und Spanien, also die eigentliche Ursache der Konferenz, von ihrer Tagesordnung von vornherein ausgeschlossen war; es war dies die conditio sine qua non der Weststaaten gewesen, überhaupt auf die Konferenz zu kommen. Für die Würdigung des Konferenzergebnisses ist deshalb entscheidend, inwieweit die früheren Abkommen durch die Algecirasakte praktisch außer Wirksamkeit gesetzt worden sind.

Sehr verheißungsvoll in dieser Hinsicht klingt der Eingang der Akte, worin in feierlichen Worten erklärt wird, daß die notwendigen Reformen in Marokko vorgenommen werden sollen „sur le triple principe de la souveraineté et de l'indépendance de Sa Majesté le Sultan, de l'intégrité de Ses Etats et de la liberté écónomique sans aucune inégalité". — Souveränität und Unabhängigkeit des Sultans, Integrität seines Reichs und unterschiedslose wirtschaftliche Freiheit, das sind fürwahr drei inhaltsschwere Prinzipien, wenn sie streng nach völker- und staatsrechtlichen Lehren aufgefaßt werden! — In der Politik, die ja die Kunst des Erreichbaren ist, sind diese Begriffe aber leider sehr dehnbar, so daß z. B. die Souveränität eigentlich nur negativ dahin definiert werden kann, daß ein souveräner Staat äußerlich seine Selbständigkeit noch nicht völlig verloren haben darf; hatte doch schon das englisch-französische Abkommen von 1904 die Aufrechterhaltung des status quo in Marokko ausdrücklich vorgesehen und trotzdem in einem Atemzuge Frankreich ein Protektorat reinsten Wassers zugestanden. Kritisch betrachtet enthalten deshalb die feierlichen Eingangserklärungen der Akte wenig Positives, sie konnten eine bestimmte Umgrenzung und einen wirklichen Inhalt erst durch die spätere praktische Auslegung der einzelnen Begriffe erhalten und ließen deshalb den Beteiligten vorläufig noch freie Hand. Anders steht es mit dem eigentlichen Inhalt der Akte, der in hundertdreiundzwanzig Artikeln eine große Zahl handelspolitischer und verwaltungsrechtlicher Einzelbestimmungen enthält, deren Durchführung schon gute Erfolge gezeitigt hat und sicherlich in Zukunft noch zeitigen wird. Alle diese Bestimmungen sind darauf zugeschnitten, Frankreich vor den übrigen Mächten zwar ein gewisses Vorrecht zu geben, gleichzeitig aber zu verhüten, daß ein französisches Monopol für die wirtschaftliche Erschließung des außerordentlich reichen Landes entstehen kann. Gegenüber der im englisch-französischen Abkommen beabsichtigten Protektorats- und Monopolstellung Frankreichs bedeuten also die Bestimmungen der Algecirasakte eine starke Zurück-

schraubung der französischen Ansprüche, mit der die Kolonialpartei jenseits der Vogesen äußerst unzufrieden war. Ebensowenig konnten die deutschen Interessenten mit den Ergebnissen der Konferenz völlig zufrieden sein, denn mancher ihrer Wünsche war nicht in Erfüllung gegangen, vor allem war die wirtschaftliche Vormachtsstellung Frankreichs in der Akte festgelegt worden. Kurz, es war ein Kompromiß zustande gekommen, mit dem, wie meist in solchen Fällen, keiner der Interessenten ganz zufrieden war. Die monopolistischen Aspirationen Frankreichs waren zwar zum größten Teil zurückgewiesen worden, die Frage nach dem politischen Einfluß Frankreichs blieb aber nach wie vor offen. Die Lösung dieser Frage, nicht etwa die Bestimmungen der Algecirasakte, entschied aber über die künftige Wahrung der deutschen Interessen in Marokko, denn es ist eine Binsenwahrheit, die keiner Erörterung bedarf, daß in orientalischen Staaten von der Kulturstufe Marokkos derjenige, der die politische Macht in Händen hat, auf die Dauer auch die wirtschaftlichen Verhältnisse unumschränkt beherrscht; Wirtschaft und Politik lassen sich in diesen Staaten einfach nicht voneinander trennen. Die französische Regierung hatte die Situation sofort erfaßt und die erste sich bietende Gelegenheit benutzt, um sich den politischen Einfluß in Fes zu sichern. Die Ereignisse in Casablanca boten ihr willkommenen Anlaß, die reichste Provinz Marokkos zu okkupieren und damit der marokkanischen Regierung eine kräftige Daumenschraube anzulegen. Die deutsche Regierung konnte sich über die Bedeutung des französischen Vorgehens nicht im unklaren sein und mußte nicht nur mit einer Vertagung der Truppenräumung ad calendas graecas, sondern auch mit einer allmählichen Ausdehnung der Okkupation rechnen, denn die Okkupation Ägyptens wies in dieser Hinsicht deutlich den Weg. Trotzdem hat sich Deutschland mit der geschaffenen Lage abgefunden und auch nicht versucht, eine zeitliche Grenze der Besetzung marokkanischen Gebiets durchzusetzen. Es hat zwar eine Zeitlang den neuen Sultan Mulay Hafid gegen die französischen Pläne diplomatisch unterstützt, aber auch diese Unterstützung schließlich im Hinblick auf die Macht der tatsächlichen Verhältnisse aufgegeben.

Am 9. Februar 1909, plötzlich und unerwartet für alle Interessenten, schlossen die beiden Regierungen ein Abkommen, worin Deutschland ausdrücklich anerkannte, „daß die besonderen politischen Interessen Frankreichs mit der Sicherung von Ordnung und Frieden in Marokko eng verknüpft sind", und feierlich erklärte, „bestimmt gewillt zu sein, diesen Interessen nicht entgegenzuwirken". Frankreich dagegen versprach, unbedingt an der Wahrung der „Integrität und Unabhängigkeit" des scherifischen Reiches festzuhalten und den deutschen handels- und gewerblichen Interessen daselbst nicht entgegenzuwirken. Beide Regierungen erklärten endlich, „daß sie keine Maßregel ergreifen noch ermutigen werden, die geeignet wäre, zu ihren eigenen Gunsten oder zugunsten irgendeiner Macht wirtschaftliche Vorrechte zu schaffen, und daß sie trachten werden, ihre Staatsangehörigen an denjenigen Geschäften gemeinsam zu beteiligen, deren Ausführung diesen übertragen werden sollte".

Die Bedeutung dieses Abkommens wird klar, wenn man die Haltung Deutschlands gegenüber der französischen Okkupationspolitik beachtet, besonders aber, wenn man den Wortlaut mit dem des englisch-französischen Abkommens von 1904 vergleicht. Hier wie dort die Phrase von der Aufrechterhaltung des status quo und dem besonderen Interesse Frankreichs an der Sicherung von Ordnung und Ruhe in Marokko, hier wie dort Abmachungen über die Behandlung der wirtschaftlichen Interessen! — Kurz, das deutsche Februarabkommen ist ein Parallelvertrag zum englischen und spanischen Abkommen vom Jahre 1904; mit ihm ist Deutschland nachträglich in den Kreis der damaligen Kontrahenten eingetreten. In politischer Hinsicht sind die Ergebnisse dieses Abkommens klar, denn das Zugeständnis der politischen Vorherrschaft Frankreichs in Marokko bedeutet nichts anderes als ein französisches Protektorat, das ja mit der zugesicherten „Integrität und Unabhängigkeit" Marokkos praktisch sehr wohl in Einklang zu bringen ist. Deutschland hat danach endgültig darauf verzichtet, politische Bestrebungen in Marokko insoweit zu verfolgen, als sie mit französischen Interessen kollidieren würden; im übrigen hat es sich natürlich die eigene Wahrung seiner politischen Interessen vorbehalten. In wirtschaftlicher Beziehung dagegen bedeutet das Abkommen einen großen Schritt vorwärts gegenüber den Bestimmungen der Algecirasakte. Denn in letzterer war den Franzosen eine wirtschaftliche Vorrechtsstellung eingeräumt worden, die jetzt dahin beschränkt wurde, daß keine der beiden Mächte neue wirtschaftliche Vorrechte schaffen, sondern an allen Geschäften die Staatsangehörigen der anderen Macht teilnehmen lassen soll. Hieraus folgt, daß alle in Kapitel 6 der Algecirasakte erwähnten Angelegenheiten des öffentlichen Dienstes und der öffentlichen Arbeiten, soweit sie französischen Unternehmern zufallen, auch deutschen Unternehmern zur Beteiligung angeboten werden sollen und umgekehrt. Da über die Höhe der Beteiligung nichts gesagt ist, bleibt sie von Fall zu Fall der freien Vereinbarung überlassen. Die in dem Abkommen geschaffene Vorzugsstellung Deutschlands vor den übrigen Signatarmächten der Algecirasakte würde zweifellos eine befriedigende Lösung der wirtschaftlichen Betätigungsfrage für Deutschland in Marokko bedeuten, wenn die papierenen Abmachungen in demselben Geiste ausgeführt werden, in dem sie abgeschlossen sind — und wenn nicht die politische Vorherrschaft Frankreichs bestünde. Denn die französischen Lokalautoritäten in Marokko haben schon des öfteren in einem ganz anderen Sinne gewirkt, als es die Zentralregierung in Paris wünschte oder zu wünschen vorgab, und die Macht der tatsächlichen Verhältnisse, das durch Bajonette gestützte Schwergewicht des französischen Einflusses in Marokko, wird auch in wirtschaftlichen Fragen immer nach der Richtung der französischen Interessen hinüberdrücken. Und dann, wird sich zwischen den deutschen und den französischen Unternehmern immer ein Einverständnis über die gemeinsame Beteiligung erzielen lassen? Und wenn nicht, — was soll dann geschehen?

So ergibt sich also, daß die heutige Lage in Marokko den deutschen Interessen de jure wohl genügend gerecht wird, daß de facto aber ihre Wahrung äußerst schwierig und nur möglich ist, wenn die Kaiserliche Regierung bei jeder auftauchenden Frage von den im Abkommen zugestandenen Rechten den energischsten und rigorosesten Gebrauch macht, und wenn ferner die deutschen Interessenten bei jeder sich bietenden Gelegenheit rechtzeitig mobil machen bezw. mobil gemacht werden. Bei der Vielseitigkeit der sich in Zukunft bietenden Aufgaben und der Kompliziertheit der einschlägigen Verhältnisse erscheint es dringend nötig, daß die deutsche Regierung nach dem Vorbild der englischen gleichfalls einen mit den marokkanischen Verhältnissen durchaus vertrauten und mit den Interessenten in Fühlung stehenden Handelsattaché für Marokko ernennt. Die Aufgabe desselben müßte nicht nur in rechtzeitigen Hinweisen auf sich bietende Gelegenheiten, sondern auch in der Sammlung aller wirtschaftlichen Kräfte und der energischen Wahrnehmung der im Abkommen verbrieften Rechte bestehen. Auf diesem Wege wird es vielleicht möglich sein, unsere bedrohten Wirtschaftsinteressen in Marokko einigermaßen zu schützen.

Im Flecken

Erzählung aus der russischen Provinz

Von Alexander Andreas-v. Reyher

Zwölftes Kapitel: Auf der Spur.

Der Südwind stellte sich ein. Warmer Regen löste den Schnee. Mariä Verkündigung behauptete die diesem Feste in der Gegend zugeschriebene Eigentümlichkeit, daß kein Eis länger standhalten könne. Die Schollen trieben lustig auf dem angeschwollenen Bache am Flecken vorbei hinunter zum Flusse. Bachstelzen riefen an dem sandigen Ufer, trippelten zierlichen Laufes den eben erschienenen Insekten nach und wippten dazu mit den langen Schwänzchen. Die Schnepfen mußten angekommen sein.

Okolitsch ging mit der Flinte und Boi durch den Flecken, um den ersten Versuch des Anstandes hinter der Poststation zu machen, wo der Wald undichter und daher vom Schnee entblößter war. Als er eben den Hauptplatz querte, begegnete ihm ein betrunkener Mensch, dem Anscheine nach ein Bauer, der ihn pfiffig anblinzelte. Okolitsch blieb stehen und sah ihm nach. Das schlaue Gesicht, die kleine, schmutzige Gestalt — haha, das war ja der Kerl, den er vor einem Jahre am hohen Chausseehange vor dem Niederstürzen samt dem Wagen und Pferde behütet und der ihn darauf des Diebstahls beschuldigt hatte. Lächelnd verfolgte er ihn mit den Augen. Vor der Polizeiverwaltung stand der alte Schutzmann Onissim und guckte mit unzufriedenem Gesicht auf den schwankenden Bauern. Dieser zog die Mütze, und der Schutzmann rief ihm barsch nach:

„Hast du dich wieder angesogen, versoffene Fratze!"

Okolitsch wandte sich, um weiterzugehen. Da sah er, wie der Hund auf der Spur des Bauern eifrig schnupperte und dabei wedelte.

„Gefällt dir der Geruch des Saufbruders, Boi?"

Der Hund hob den Kopf zu ihm, sträubte das Haar und knurrte. Kalt lief es dem Jäger über den Rücken. Sollte es möglich sein!

„Wer ist es, Boi?"

Nochmals machte das Tier sich an die Spur, verfolgte sie ein Stückchen, wedelte mit dem Schwanze, wandte sich zum Herrn, sträubte von neuem das Haar und knurrte heiser.

Nun hielt Okolitsch jeden Zweifel für ausgeschlossen. Hastig schritt er aus, auf den Schutzmann zu. Der Hund schien nur darauf gewartet zu haben. Mit einem schreiartigen Ton, den man für Freude oder für Zorn nehmen konnte, sprang er vor und wollte forteilen, dem Bauern nach.

„Zurück, Boi!"

Gehorsam begab er sich hinter seinen Herrn.

„Onissim," sprach Okolitsch, jetzt bereits ruhig und gesammelt, „sage doch, Bruder, kennst du den Menschen, der dich so tief grüßte?"

Der Alte warf einen bösen Blick auf die schmutzige Gestalt, die eben um die Ecke bog.

„Wie soll ich ihn nicht kennen! Das ist ja der Saufaus Nikifor, der im Flecken Aborte reinigt."

Das stimmte nicht recht. Okolitsch hatte ihn zu genau erkannt. Der Mann war kein Fleckenbewohner, sondern ein Bauer vom Lande.

„Irrst du nicht, Onissim? Ich weiß, daß es ein Landmann aus der Umgegend ist."

„Nun ja, er ist auch aus der Umgegend. Er kommt zum Reinigen in der Nacht hergefahren. Heute, am Feiertage, hat er wohl Geld für die Arbeit einkassiert und sich natürlich betrunken."

„Er wohnt dort" — Okolitsch wies mit der Hand zurück — „an der Chaussee zum Gouvernement?"

„Jawohl, er hat da seinen Hof in der Nähe der Chaussee."

„Weißt du vielleicht, in welchem Dorfe?"

„Nein, aber ich habe gehört, daß es etwa acht Werst dahin seien. Es lebt dort eine ganze Verwandtschaft von solchen nichtsnutzigen Kerlen."

Eine ganze Verwandtschaft! Gewiß. Damals, im vorigen Jahre fand sich auf der Chaussee ja auch gleich ein Schwager — Himmel! Okolitsch fühlte, wie ihm heiß wurde. Der Schwager! Das war ja der lange Kerl mit den kleinen, stechenden Augen und dem gelbblonden Barte, den er vor einigen Tagen durch Bärengebrüll verscheucht hatte. Jetzt wurde es klar vor seinen Augen. Der kleine, schmutzige Nikifor — den hatte er wahrscheinlich im vorigen Herbste in der Dunkelheit gepackt, wobei das Laternchen in den Graben gerollt war. Dessen Spur war es gewesen, die der Hund damals erkannt hatte, weil ihm der Geruch im Frühjahr so aufgefallen war, und daß dieser Geruch ihn ganz besonders interessiert hatte, war begreiflich, da der Kerl Aborte reinigte. Der Schwager aber — darauf hätte Okolitsch schwören mögen — das war der Kerl, der das

Brecheisen gehandhabt, die Magd niedergeschlagen und ihm selbst um ein Haar das Lebenslicht ausgeblasen hätte.

„Sie haben ihm wohl Handgeld voraus gegeben, und er kommt nicht zur Arbeit?“ sagte Onissim, der sich darüber wunderte, daß der junge Mann schweigend vor ihm stand. „Dabei läßt sich gar nichts tun. Er treibt es mit allen so.“

Okolitsch besann sich.

„Nein,“ antwortete er kaltblütig, „ich wollte mit ihm sprechen, aber es lohnt nicht die Mühe. Heute ist er doch nicht zurechnungsfähig.“

„So ist es,“ bekräftigte der Schutzmann. „Am Feiertage ist er zu nichts zu brauchen.“

Okolitsch ging langsam weiter. Sollte er gleich Wolski aufsuchen? Er schüttelte den Kopf. Oder sollte er sich erkundigen, ob der Bezirksaufseher im Flecken anwesend sei? Auch das gefiel ihm nicht. Er bog seitab in die Gasse, um die Chaussee zu erreichen und sich auf dieser nach Hause zu begeben. Er mußte mit Schejin Rücksprache nehmen und mit ihm überlegen, was zu tun sei. Ohne Olgas Wissen mußte das geschehen, damit in dem Mädchen nicht verfrühte, vielleicht unnütze Hoffnungen geweckt würden. Gelang es auch die Räuber zu fassen, so folgte daraus noch nicht, daß ebenfalls das Geld zurückerlangt wurde. Wenn es aber doch geschähe — die Freude!

An der Chaussee blieb er wieder stehen. Eile hatte die Sache nicht. Ob er heute Abend oder morgen früh Schejin Bericht erstattete, war ja wohl einerlei. Auf Stunden kam es hier nicht an. Er konnte heute den Schnepfenanstand erst mitnehmen. Der Abend war wie angetan dazu, so mild und still und feucht. Er machte bereits einige Schritte in der Richtung zur Brücke. Mit einem scharfen Ruck kehrte er um. Kein Zögern! Nicht eine Minute sollte durch seine Schuld verloren gehen. Mit der größten Hast eilte er heim, der verwunderte Boi folgte ihm. Von weitem sah er, wie Olga sich eben zur Mutter begab. Das kam ihm gelegen. Im Jagdzeuge, wie er war, und mit dem Hunde trat er zu Schejin ein.

Nach etwa einer Stunde öffnete sich wieder die Tür. Okolitsch ging zurück in den Flecken, um sich bei dem alten Lehrer auf einen Tag, für den Notfall auf einige Tage zu beurlauben, und von dort weiter zur Poststation. Dann kehrte er nach Hause zurück, wo er der Mutter mitteilte, der Hauptmann Schejin müsse morgen in aller Frühe zur Gouvernementsstadt fahren, und er habe versprochen, ihn zu begleiten, um dem alten Herrn als Schutz zu dienen. Die Mutter fand das in der Ordnung und lobte den Sohn wegen dieses Entschlusses. Schejin sagte der Tochter dasselbe, und auch sie freute sich, daß der Vater diesmal den zuverlässigen Begleiter mitnehmen wollte. Der Tag war noch nicht angebrochen, als der Postwagen ankam und der Wirt mit seinem Mieter davonfuhr.

In der Gouvernementsstadt suchten sie die Wohnung des Staatsanwalts auf und waren so glücklich, den Herrn zu Hause zu finden und gleich vorgelassen zu werden. Der bejahrte Mann erinnerte sich noch der hauptsächlichen Umstände des Einbruchs und hörte mit großer Geduld die Erzählungen und Erklärungen an, die Okolitsch gab. Der Jäger blickte etwas mißtrauisch auf ihn und fühlte sich einigermaßen beengt. Er fürchtete, auch der Staatsanwalt werde auf das Zeugnis des Hundes kein Gewicht legen oder dasselbe gar ins Lächerliche ziehen wollen. Es geschah jedoch nicht, und der erfahrene Wahrer des Rechts verzog

keine Miene, machte keine Anmerkung. Als Okolitsch geendet und Schejin hinzugefügt hatte, warum sie sich nicht an die örtliche Polizei wenden wollten, nickte er flüchtig mit dem Kopfe. Darauf trat langes Schweigen ein, währenddessen der Mann des Gesetzes mit halbgeschlossenen Augen saß, so daß in Okolitsch bereits der Verdacht aufstieg, er sei durch die Erzählung in einen höchst schläfrigen Zustand versetzt.

„Hat Nikifor nach dem Diebstahl bei Ihnen die Aborte gereinigt, Hauptmann?" fragte endlich der Staatsanwalt eintönig, ohne die Augen weiter zu öffnen.

„Nein," versetzte Schejin.

„Sie haben ihn nicht rufen lassen?"

„Ich habe ihn schon ein Jahr nicht gebraucht. Ein anderer besorgt es."

„Warum haben Sie einen anderen genommen?"

„Ich konnte es nicht mehr ertragen, daß er sich stets betrunken einfand. Er selbst war betrunken. Sein Knecht war betrunken. Die Arbeit wurde schlecht verrichtet, und des Zankens und Lärmens der beiden Betrunkenen war kein Ende."

„Wußte auch Nikifor, daß Sie Geld in der Schatulle hielten?"

„Wie allen, so zahlte ich ihm das Geld direkt aus der Schatulle."

„Sie sind der Mieter des Hauptmanns," wandte der Staatsanwalt sich ebenso eintönig an Okolitsch. „Nikifor hat also auch bei Ihnen die Reinigung besorgt. Haben Sie ihn dabei gesehen?"

„Nie," sagte Okolitsch. „Andrej Fomitsch war jedesmal so freundlich, mich im voraus zu benachrichtigen. Ich schloß dann zur Nacht sorgfältig die Fenster und Türen, hörte die Kerle lärmen und fluchen, ging aber deshalb nie hinaus."

Wieder trat eine lange Pause ein, und beiden Besuchern wurde eigentümlich zumute. Sie wußten nicht, ob sie stillschweigend warten sollten, oder ob sie es wagen dürften, nach der Meinung des Staatsanwalts zu fragen.

Endlich richtete dieser sich auf und öffnete die Augen.

„Ich danke Ihnen für Ihre Mitteilung, meine Herren," sprach er lebhafter. „Ich habe mir die Sache zurechtgelegt. Ich danke Ihnen vor allen Dingen dafür, daß Sie geraden Weges zu mir gekommen sind, ohne jemandem etwas zu sagen. Wir haben es in diesem Falle, wie Sie richtig bemerkten," — er verneigte sich leicht gegen Okolitsch — „mit einer gewiegten, abgefeimten Bande zu tun. Ich schließe es nicht allein aus der Sicherheit und Kühnheit des Vorgehens, sondern auch aus dem schlauen Manöver, daß die Kerle nicht in der Richtung ihres Wohnortes davonfuhren, sondern gerade entgegengesetzt, in den Flecken hinein. Ich finde Ihre Voraussetzungen und Schlüsse" — er neigte wieder den Kopf gegen den jungen Mann — „unbestreitbar logisch und scharf. Ich zweifle daher nicht, daß wir auf der richtigen Spur sind, denn was den Hund anbetrifft, so bin ich der festen Überzeugung, daß der nicht irrt."

Er erhob sich, ging an seinen Schreibtisch, warf einige Zeilen auf ein Blatt und schob dies in ein Kuvert, das er mit seinem Amtssiegel schloß. Dann kehrte er zu den Wartenden zurück.

„Sind Sie imstande, noch heute die Rückfahrt zu machen?"

„Falls wir hier nicht mehr nötig sind und Sie uns zu entlassen belieben," erwiderte Schejin, „so haben wir die Absicht, gleich auszufahren."

„Tun Sie es. Sie treffen in der Nacht ein. Übergeben Sie morgen in aller Frühe dieses Kuvert dem Bezirksaufseher. Ist er nicht anwesend, so bemühen

Sie sich, seinen Aufenthalt ausfindig zu machen und auf jeden Fall noch am Vormittage das Kuvert sicher in seine Hände gelangen zu lassen. Aber sprechen Sie mit niemand ein Wort über die Sache. Sogar wenn der Bezirksaufseher Sie fragt, wie das Kuvert in Ihre Hände gelangt sei, zucken Sie die Achseln und sagen Sie, Ihnen sei Schweigen geboten. Übermorgen aber am Vormittage um zehn Uhr wäre es mir lieb, wenn Sie beide, ganz besonders Sie, Herr Okolitsch, sich im Hause oder Hofe des Bezirksaufsehers einfinden wollten, jedoch pünktlich um zehn. Darf ich darauf rechnen?"

„Verlassen Sie sich fest darauf."

„Sonst habe ich nichts mitzuteilen. Ich wünsche Ihnen eine glückliche Fahrt."

Er verneigte sich und wandte sich seiner unterbrochenen Lektüre zu.

Schejin und Okolitsch verbrachten den größten Teil des Rückweges damit, daß sie zu erraten suchten, was der Staatsanwalt beabsichtige, und welche Weisungen an den Bezirksaufseher das Kuvert enthalten möge. Okolitsch war nicht zufriedengestellt. Der Staatsanwalt hatte ihm nicht recht gefallen. Die schläfrige Einförmigkeit und übergroße Ruhe desselben flößte ihm ziemlich wenig Vertrauen ein. Er fürchtete, daß der Mann trotz seiner bereitwilligen Schlußreden doch vielleicht die Sache von sich geschoben habe und dem Bezirksaufseher anheimstelle, geeignete Maßregeln zu ergreifen. Schejin war anderer Meinung. Er schloß aus dem Wesen und der Art des Staatsanwalts, daß sie es hier mit einem klugen Kopfe und entschiedenen, eisenfesten Charakter zu tun hätten. Er war überzeugt, daß im Kuvert mit der größten Bestimmtheit vorgeschrieben sei, welche Schritte der Bezirksaufseher tun solle.

Sie langten nach Mitternacht zu Hause an, und Okolitsch legte sich nicht einmal nieder. Er wusch sich, kleidete sich um, aß und saß dann ein Stündchen mit der Mutter bei der Teemaschine. Es fiel ihm schwer, ihr gegenüber das Geheimnis zu wahren. Er hatte bis jetzt noch nie vor ihr verheimlicht, was er tat und trieb. Allein er zwang sich. Er hatte ja dem Staatsanwalt das Versprechen gegeben, niemand einzuweihen, und das Versprechen wollte er erfüllen, ohne mit jemand eine Ausnahme zu machen. Als die Mutter sich dann nochmals zur Ruhe begab, ging er mit dem Kuvert fort, um zeitig zu erfahren, wo der Bezirksaufseher sich befinde, und ihm, falls es nötig sei, mit Postpferden nachzufahren.

Er hatte Glück. Der Beamte war zufällig zu Hause. Der bei ihm dejourierende Zehntner, der sich in der Dienststube schlafend vorfand, erteilte die Auskunft und fügte hinzu, der Herr wolle um sieben Uhr morgens fortfahren und habe befohlen, ihn um sechs zu wecken.

Okolitsch machte einen Spaziergang durch die Gassen, sah, wie einige Exemplare der goldenen Jugend des Fleckens mit Lärm das Gasthaus Tschernows verließen und, ein Tanzlied singend, dazu pfeifend, miauend und bellend, im Marschtempo davongingen. Er sah, wie bald darauf der Aufseher Wolski mit einigen anderen jungen Herren ebenfalls von Tschernow kam, in sehr erregter Stimmung zu sein schien, laut stritt und zankte, und nachdem er sich kurz verabschiedet hatte, unzufrieden murmelnd, mit unsicheren Schritten den Weg nach Hause einschlug. Er stand dann auf der Brücke und betrachtete die Bauern, die zum Markte fuhren. Er gähnte und blickte jede Viertelstunde nach der Uhr. Die Zeit schlich wie eine Schnecke. Endlich war es sechs.

„Ein Herr?“ fragte der Bezirksaufseher mürrisch den Zehntner, der mit der Meldung eintrat. „Notwendig, sagt er? Jeder, der mit irgend einem Unsinn erscheint, versichert immer, er habe etwas Notwendiges. Nun, meinetwegen, mag er hereinkommen.“

Er war im Begriff, sich zu waschen. Ein Dienstmädchen stand mit einem Kruge neben ihm. Er hatte sich über die Schüssel gebeugt. Das Mädchen goß ihm etwas Wasser in die aneinander gepreßten hohlen Hände. Er netzte sich damit das Gesicht und den Kopf und schob dann wieder die Hände hin. Dabei sprudelte er ganz über die Gebühr, räusperte sich, stöhnte und machte einen Spektakel, als ob er jedesmal nicht mit einer Handvoll, sondern mit einem Eimer Wasser hantierte.

„Was haben Sie Notwendiges?“ fragte er unwirsch dazwischen. „Sagen Sie es schnell. Ich fahre gleich weg. Aufhalten lasse ich mich nicht. Aber warten Sie. Beim Waschen kann ich nicht hören.“

Okolitsch lächelte und schwieg, um das Ende der lärmenden Anfeuchtung abzuwarten. Eilig war die Sache ja nicht mehr, seitdem er den Aufseher vor sich sah, denn zu sagen hatte er nichts, und auf Bescheid machte er ebenfalls keinen Anspruch.

„Was stehen Sie da und reden nicht!“ fuhr der Beamte auf. „Sie stören mich und tun dann, als ob Ihnen der Mund zugenäht wäre.“

„Ich habe Zeit,“ versetzte Okolitsch.

„Aber ich habe keine Zeit, hole Sie der Teufel!“ schrie der Mann, indem er sich niedriger beugte. „Maschka, den Rest gieße mir auf den Kopf.“

Das Mädchen goß langsam. Er fing das von dem Wirbel niederfließende Wasser mit den Handflächen auf und rieb damit das Gesicht mit einer Art von Gebrüll. Der Krug war leer.

„Wenn er stumm ist, mag er gehen, woher er gekommen ist,“ sprach der Aufseher. „Zehntner, sage ihm, daß er sich packe.“

Er strich und preßte mit den Handflächen, um die Feuchtigkeit soviel wie möglich von den Haaren und der Haut zu entfernen, während das Mädchen das Handtuch von der Wand holte. Der Zehntner trat zu Okolitsch und begann leise:

„Sagen Sie schnell, Herr, was Sie nötig haben. Jetzt kann er schon hören. Sonst . . .“

Da hatte der Aufseher sich aber bereits aufgerichtet und das Handtuch empfangen. Indem er es ausbreitete, um es zu benutzen, kam er zum Fenster, wo der junge Mann stand.

„Was denken Sie sich eigentlich?“ fiel er dem Zehntner in die Rede. „Glauben Sie, daß ich — Ah, Sie sind es, Herr — Herr — richtig, Okolitsch! Sehen Sie, ich erinnere mich Ihres Namens. Entschuldigen Sie. Ich war gerade beim Waschen. Sie kommen wegen des Diebstahls bei dem Hauptmann Schejin? Ja, mein Herr, da gebe ich fast die Hoffnung auf. Abgehetzt habe ich mich wegen der Sache! Bei Gott, ich bin um ein halbes Pud leichter geworden. Dreiundvierzigtausend! Was ist das für ein schweres Geld! Aber wenig Hoffnung, wenig Hoffnung.“

„Ich habe Ihnen dieses Kuvert einzuhändigen,“ sagte Okolitsch mit einer Verbeugung.

„Was iſt das? Von wem?“

„Ich habe nur den Auftrag, es Ihnen zu übergeben, und zwar heute am Morgen. Darum nahm ich mir die Freiheit, Sie zu ſtören.“

Der Aufſeher warf das Handtuch über die Schulter und nahm das Kuvert näher an das Fenſter.

„Vom Staatsanwalt! Gleich zu öffnen! Woher haben Sie das?“

Okolitſch befolgte buchſtäblich, was der Staatsanwalt angeordnet hatte. Er zuckte die Achſeln.

„Mir iſt Schweigen geboten.“

Der Beamte öffnete und las.

„Da haben wir die Geſchichte!“ rief er. „Morgen um zehn Uhr! Ja, ſagen Sie mir, liebſter Freund, wie ſoll ich alles das bis morgen um zehn Uhr zuſtande bringen? Und ich mußte eben in den Bezirk fahren. Ich bitte Sie um alles in der Welt, erklären Sie mir . . .“

„Herr Aufſeher, ich verſichere Sie, ich weiß nichts von dem, was im Schreiben ſteht. Ich ſollte es Ihnen übergeben und ſchweigen.“

„Aber tun Sie mir die Gnade, teilen Sie mir . . .“

Okolitſch zuckte nochmals die Achſeln, verbeugte ſich und verließ den Raum.

(Fortſetzung folgt.)

Ein ungedruckter Brief Hebbels

Mitgeteilt von Hermann Bräuning-Oktavio-Darmſtadt

Der folgende Brief Friedrich Hebbels, den der Geheime Kirchenrat Profeſſor Dr. Guſtav Krüger zu Gießen in ſeiner prächtigen Autographenſammlung verwahrt, iſt an den bekannten Shakeſpeare-Kritiker Profeſſor Delius zu Bonn gerichtet und berührt Hebbels literariſche Fehde mit F. Bodenſtedt, dem Verfaſſer des dreibändigen Werkes: „Shakeſpeares Zeitgenoſſen und ihre Werke. In Charakteriſtiken und Überſetzungen“ (Berlin 1858—60), die hervorgerufen worden war durch Hebbels Kritik des erſten Bandes („John Webſter“) in der Wiener Zeitung 1858; vgl. Fr. Hebbels ſämtliche Werke, hiſt.-krit. Ausgabe von R. M. Werner, Bd. XII (Berlin 1903) S. 139—164*), Heſſe, Bd. XI S. 7—27.

Hebbel beugt ſich in ſeiner ausführlichen Beſprechung zwar vor dem „reſpektablen“ Überſetzertalent Bodenſtedts, aber ſeinen äſthetiſch-kritiſchen Anſichten widerſpricht er. Bodenſtedt wollte, nach ſeiner Vorrede zum erſten Bande, durch vergleichende Charakteriſtiken der hervorragendſten Zeitgenoſſen Shakeſpeares und Übertragung ihrer eigentümlichſten dramatiſchen Schöpfungen neue Beiträge zur

*) Ich zitiere im folgenden nach dieſer großen Ausgabe, füge aber in Klammern die Stellen der bei Heſſe, Leipzig, erſchienenen zwölfbändigen Ausgabe an.

Kenntnis der altenglischen Bühne liefern und Wertvolleres bringen als seine Vorgänger Tieck, Baudissin, Kannegießer, Bülow und andere, die manches Wichtige unbeachtet gelassen hätten; zugleich sollten jüngere Dramatiker aus Shakespeares Zeitgenossen mehr lernen können als aus Shakespeare selbst. Aus dem, was die Zeitgenossen von dem großen Briten gelernt, sollten sie erkennen, was sie selbst von ihm lernen könnten, ohne in unglückliche Nachahmung zu verfallen. Daß dies gerade aus John Webster, dem Bodenstedt „in sonderbarer Wahl" den ersten Band gönnte, geschehen könne, bestritt Hebbel ganz entschieden und wies seine Ansicht im einzelnen an der „Herzogin von Amalfi", die als Websters eigentümlichstes Stück übersetzt worden war, gründlich nach. Da er mit der Wahl dieses Stückes keineswegs einverstanden war, verlangte er die Übersetzung von „Appius und Virginia", weil dies Drama wegen seiner Verwandtschaft mit Lessings „Emilia Galotti" in Deutschland doppelt interessiere und ohne Zweifel die fruchtbarsten Vergleichungen hervorrufen werde. Hebbel schloß mit dem kurz ausgesponnenen Gedanken: „Shakespeares Zeitgenossen und diejenigen seiner Nachfolger, auf die er noch einwirkte, standen gerade so zu ihm, wie Goethes Zeitgenossen und Schüler zu diesem, und wer die Marlowe, Green, Webster usw. bewundern zu dürfen und zu müssen glaubt, der wird auch den Lenz, Klinger, Wagner usw., die um nichts hinter den Engländern zurückstehen, oder doch nur so weit, als der Deutsche aus nationalen Gründen immer zu kurz kommt, sein Rauchopfer nicht versagen können." (Bd. XII S. 163/27—164/2, Hesse Bd. XI S. 27/5—13.)

Bodenstedt befaßte sich in der Nachschrift zum 2. Bande seiner „Zeitgenossen" (S. XXXVII—XXXIX) des längeren mit Hebbels Kritik; um mit Hebbels Worten seiner Besprechung des 2. und 3. Bandes (John Ford, John Lilly, Robert Green und Christoph Marlowe) in der Wiener Zeitung, April—Mai 1861 (Werke Bd. XII S. 273—306, Hesse Bd. XI S. 28—55) zu reden, „hat es der Verfasser für gut befunden, meine Beurteilung in der Einleitung zu seinem 2. Bande, nicht etwa, wie es angemessen und statthaft gewesen wäre, zu widerlegen, sondern sie, was allerdings leichter war, durch plumpe Sophismen, ja durch offenbare Unrichtigkeiten und grobe Unwahrheiten zu verdrehen und zu verleumden. . . . Herr Professor Bodenstedt läßt mich vor seinem Leserkreise, der die Wiener Zeitung gewiß nicht zur Vergleichung zur Hand hatte, reden, wie es ihm gefällt, ganz in der Manier des seligen Johann Melchior Goeze, der die wörtlichen Anführungen auch nicht liebte und Lessing gern so lange zusammenzog, bis Sinn und Verstand erstickt waren." (Werke Bd. XII S. 273—274, Hesse Bd. XI S. 28).

Hebbels ausführliche Widerlegung der Vorwürfe Bodenstedts und die Kritik der Bände II und III der „Zeitgenossen" möge man an der oben angeführten Stelle nachlesen und seine scharfe Klinge bewundern; er beharrte vollkommen auf seinen schon in der Besprechung des 1. Bandes gegen das Bodenstedtsche Werk geltend gemachten Einwendungen.

Nach dieser kurzen, notwendigen Einleitung wird der folgende Brief, den ich genau nach dem Original wiedergebe und der vielleicht auch der Unterschrift wegen interessant ist, verständlich sein. Hebbel hatte übrigens am gleichen Tage einen ähnlichen Brief wie an Delius auch an Wilhelm von Kaulbach gesandt, „damit doch wenigstens einer aus der Umgebung des Königs [v. Bayern] weiß, daß ich nicht auf mir sitzen ließ, was einen Tertianer in Mißcredit bringen würde". Den

Brief an Delius hielt Hebbel, der in seiner zweiten Kritik Delius als den „gewissenhaften und geistreichen Editor eines englischen Shakespeare in Deutschland" anführte, wohl darum für angebracht, weil Bodenstedt in seiner Einleitung zum 2. Bande Professor Delius besonders dafür dankte, daß er „aus reinem Eifer für die Sache die Güte hatte, alle Correcturbogen zu lesen und mit Randglossen und Änderungsvorschlägen zu versehen". (Bodenstedt, „Zeitgenossen" Bd. II. Nachschrift S. XXXVII).

Hebbel an Delius:

Hochgeehrter Herr!

Seyen Sie nicht verwundert, daß ich Ihnen hiebei unter Kreuzband einige Nummern der Wiener Zeitung übersende, die ein Paar Aufsätze von mir enthalten. Es geschieht nicht, weil der letzte derselben auch Ihrer und Ihres großartigen Unternehmens flüchtig gedenkt; ich habe nicht das Recht, Sie zu loben, denn wenn ich auch den Shakespeare und was zu ihm gehört, über ein Viertel-Jahrhundert studire, so ging ich doch auf andere Zwecke aus, wie Sie. Es geschieht nur, weil Sie höchst wahrscheinlich ein Buch gelesen haben (wenigstens nennt der Verfasser Sie an einer Stelle seinen Freund), das mir Dinge in den Mund legt, die außerhalb des Tollhauses wohl noch Niemand gesagt hat und weil Ihnen die Abhandlung von mir, worin diese Dinge stehen sollen, bei der bescheidenen Stelle, welche die Wiener Zeitung in der gelehrten Welt spielt, schwerlich zu Gesicht gekommen ist. Könnte ich Ihnen diese Abhandlung selbst vorlegen, so würden Sie dieselbe ohne Zweifel in Ton und Fassung ganz so angemessen und in der Materie hoffentlich nicht viel weniger gründlich finden wie jede andere ihrer Art; leider kann das erst geschehen, wenn meine vermischten Schriften erscheinen, da die Zeitungsnummern natürlich längst vergriffen sind. Ich muß mich daher darauf beschränken, Ihnen die nothgedrungene Ehrenrettung meines gesunden Menschen-Verstandes zu überschicken; diesen sähe ich mir von einem Manne, der einen und denselben Acker mit mir bebaut, wenn auch auf verschiedene Weise, nicht gern abgesprochen und Sie müssen mir ihn absolut absprechen, solange Sie nur meinen Gegner kennen.

Mit ausgezeichnetster Hochachtung

Ihr ganz ergebener
Dr. Fr. Hebbel,
Ritter mehrerer Orden pp.

Wien den 3ten May 1861.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Schöne Literatur

Aus dem Nachlasse Josef Schichts. In den ersten Junitagen des Jahres 1909, als die warmen Frühlingsstrahlen leise in den Sommer leuchteten, starb im Lenze seines Lebens unter unsäglichen Schmerzen und im Vollbewußtsein seiner gebrochenen Lebens- und Schaffenskraft ein Wiener Dichter, dessen Gedichte ein lebhaftes Echo in dem größten tschechischen Dichter, Jaroslaw Vrchlicky, weckten, der ihn übersetzte und sein Freund wurde. Josef Schicht hat nach langer schwerer Krankheit sein ernstes, mühseliges, sturmgepeitschtes Poetenleben ausgehaucht. Ein hochbegabter Lyriker ist mit ihm zu Grabe getragen worden. Der Schwermut tiefster Hauch weht durch alle seine Lieder. Aus dem jugendlichen Träumer wurde ein echter Dichter, der seine tiefempfundenen, wundersamen Lieder sang, mit jenem Klange, der nicht feiner, süßer Geigenton, sondern schwärmerischer, traurigtiefer, schwer vibrierender „Celloton am Abend" ist. Am Abend! Er fühlte, daß es Abend geworden sei, für ihn, der kaum den Mittag des Lebens erreicht hatte! Jeder klopfende Pulsschlag wurde ihm zur Dichterträne, die manch tiefes Leid benetzte, und aus der auch die Liedwellen hervordrangen zur Melodie der Lebensbejahung.

Einem Zuge deutschen Geistes folgend, harrte er, wie wir aus seinen reifsten und besten „Letzten Liedern und Balladen" ersehen, die von seiner Frau herausgegeben und im Verlage von Staackmann in Leipzig eben erschienen sind, bis zum letzten Atemzuge aus; er schuf in dunkeln Nächten, die allein ihm der Beruf übrigließ, rastlos und unentwegt, auf daß sein Tag in der bangen Nacht der Schmerzen nicht ungenützt untergehe, und sein reicher Genius fand hohe Befriedigung, wenn die todeswunde Seele sich von ihrem Marterpfahle ein Weilchen losband. Er trug aber nicht nur das eigene Weh, sondern auch das Weh der Menschheit, denn in seinem goldenen Herzen wohnte die alle Kreaturen umschlingende Liebe. Aus dieser Liebe zur Gesamtheit entstand das tiefergreifende Gedicht „Ecce homo":

Der Schmerzensmann in seiner Mauernische,
Umzuckt vom kargen Allerseelenlicht,
Mit dem entstellten Totenangesicht
Und seiner Wunden Frische —
O, wer zu dem versteinten Schmerz der
Den Blick erhebt, [Schmerzen
Erlebt
Glühende Qual im eignen Herzen.
Die ihm gefolgt, die ihn geliebt,
Wo sind sie jetzt? Nicht einer gibt
Mehr einen Halm für ihn, sie sind entfloh'n.
Und nur der Haß ist laut, der Hohn.
O, wer Menschen traut,
Auf Menschen baut!

Als ein begeisterter Bewunderer des Fortschritts übersieht er nicht die Kehrseite der Medaille. Erschütternd ist die Klage, daß der Weg zur Höhe über Leichen führt, der Pfad zum sieghaften Fortschritt mit Blut besprengt ist, die Lösung der sozialen Frage mit den modernen Errungenschaften nichts weniger als gleichen Schritt hält.

Merkwürdigerweise fehlt es dem todkranken Dichter nicht ganz an Humor, wie die Ballade „Des armen Ehemanns Himmelfahrt" zeigt. Und wie tragikomisch ist der Tod, der seinen Besuch kündet, als Gentleman, als Kavalier vom Scheitel bis zur Zehe geschildert! Schicht verfällt auch, obwohl das Leben von Schlag zu Schlag ausholt, uns zu Bettlern stempelt, denen morgen, wenn das für heute reichende Brot ausgegangen, die Sintflut oder der Weltuntergang kommen mag, nicht dem Weltschmerz, denn er feiert stets „Ostern der Liebe"; gegen den erdentrückten Pessimismus spielt er den stärksten Trumpf aus, die unwiderlegliche Tatsache, daß selbst der in starre Trauer Versenkte angesichts des Todes des Daseins starken Zauber preist.

Und noch ein anderes köstliches Juwel hat uns der Dichter hinterlassen, das von seiner künstlerischen Vielseitigkeit beredt Zeugnis ablegt, den tragischen Akt „Agamemnon", der die mächtige dramatische Begabung, die große bildnerische Kraft, die edle Leidenschaft des gebrochenen, vom Tode gezeichneten Dichters, seine energische, bohrende, tiefschürfende Charakteristik, seine farbenreiche, fein prägende Sprache bekundet. Dr. B. Münz-Wien

Tagesfragen

Der 18. Januar als „Deutscher Tag". Die internationale Höflichkeit spielt heutzutage eine sehr große Rolle. In Deutschland behandelt man besonders Frankreich wie eine Mimose; bekanntlich nahm man sogar bei der Ausschmückung des Reichstagsgebäudes auf französische Empfindlichkeit mehr Rücksicht als auf deutschen Erinnerungsstolz, und von der Luftschiffhalle in Metz mußte eine stolze Inschrift verschwinden, die sehr berechtigt war, aber auswärts — eben ihrer Berechtigung wegen — vielleicht hätte verstimmen können. Ob ein Volk, das Deutschland besiegt hätte, in seinen eigenen Grenzen ebenso selbstverleugnend handeln würde, derartiges Zartgefühl für angemessen halten würde? Ich glaube es nicht. Die Franzosen haben sich noch nach 1870 ziemlich unzart damit getröstet, daß sie ein Panzerschiff „Jena" nennen konnten, worauf dann deutsche Schiffe „Weißenburg" und „Wörth" getauft wurden; ein deutsches Schiff „Sedan" hat es aber bis heute noch nicht gegeben: das verbot die deutsche Höflichkeit; denn Sedan liegt in Frankreich, und die Ritterlichkeit verbot es, dem französischen „Jena" ein deutsches „Sedan" entgegenzustellen. Diese Ritterlichkeit dankt uns nun freilich niemand. Das Vermeiden stolzer oder prahlerischer Inschriften und Symbole würde kein deutsches Denkmal vor Entehrung schützen, wenn der Feind ins Land käme, und die nationale Empfindlichkeit des Besiegten wird deshalb nicht geringer, wenn wir darauf verzichten, unsere Erinnerungen so auszudrücken, daß sie den kommenden Geschlechtern ein Beispiel werden können. Dieser letzte Gesichtspunkt wird aber bei derartigem Zartgefühl überhaupt aufgegeben. Das hat sich namentlich in dem seit etwa einem Jahrzehnt in die Wege geleiteten Kampf gegen nationale Erinnerungsfeiern, besonders die Sedanfeier, in auffälliger und bedauerlicher Weise gezeigt.

Jedes Volk braucht die nationale Erinnerung, jedes Volk wenigstens, das sich seiner nationalen Einheit bewußt bleiben will. Die Frage des Hurrapatriotismus scheidet dabei von vornherein aus. Denn es ist gar nicht nötig, daß das Nationalfest ein Erinnerungsfest an kriegerische Ereignisse sein müsse. Der Sinn eines Nationalfestes ist vielmehr, daß die Nation an einem Tage des Jahres in ihren eigenen politischen Grenzen sich als Nation fühlt, und zwar in einer Weise, die über das Persönliche hinausgeht, d. h. über den Geburtstag des Staatsoberhauptes, der sich in mehr formellen und offiziellen Grenzen bewegt und je nach der Beliebtheit des betreffenden Regenten unter Umständen ein Zwang werden könnte. Auch ist, außer in England, wo dieser Tag festgelegt ist, der Geburtstag des Staatsoberhauptes ein dem Datum nach nicht feststehender Tag im Jahre. Kurz, er ist ein bewegliches Fest der Person. Man kann ja ein Nationalfest daraus machen, den Herrscher als Symbol des Staates feiern u. dgl. Aber an seinem Geburtstage soll das Oberhaupt im Vordergrunde stehen, nicht das Volk oder die Volksgemeinschaft. Und überdies ist des Kaisers Geburtstag in Deutschland weder ein gesetzlicher noch ein allgemeiner Feiertag: in Bayern wird er nur vom Hofe, nicht allgemein, z. B. an den Schulen, begangen.

In Ländern wie Österreich ist ein nationaler Tag undenkbar, denn es gibt keine österreichische Nation. Den Geburtstag des Kaisers kann man dort feiern, aber die Nation hat als solche keinen Gedenktag. Anders verhält es sich in Italien, wo der 20. September ohne jede Rücksicht auf den Papst das Nationalfest ist, der Tag, wo 1870 die italienischen Truppen in Rom einzogen. So feiern die Franzosen als Republikaner den 14. Juli als Nationalfeiertag, den Tag, wo 1789 mit der Erstürmung der Bastille die Revolution begann. In Italien wird also ein politisch-kriegerisches Ereignis mit der Erinnerung an die Erwerbung der Hauptstadt Rom, in Frankreich ein politisch-konstitutionelles Fest mit der Erinnerung an Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit begangen, um die Nation an ihr Dasein, ihre Einheit zu gemahnen.

In keinem Lande aber ist die moralische Bedeutung eines nationalen Feiertags höher anzuschlagen als in dem eigenartigen Deutschen Reiche, wo beständig Gegensätze auftauchen und niederzuhalten sind, die in der politischen Zusammensetzung des Reiches aus Einzelstaaten begründet sind. Sicherlich sind es vielfach keine Freunde der Stärkung unseres Nationalbewußtseins, welche die Sedanfeier bekämpfen, sondern deren geheime oder offene

Gegner. Ihre Einwände liegen sehr nahe, und man könnte sie gegen die italienische wie gegen die französische Feier in Rücksicht auf den Papst oder die Katholiken Europas und der ganzen Welt, oder in Rücksicht auf die Monarchien Europas sehr wohl ebenfalls machen. Aber das kommt niemand bei, oder es verhallt ungehört. Nicht ungehört sind die in deutschen Zeitungen selbst gemachten Einwände gegen die Sedanfeier aus Rücksicht auf die französische Empfindlichkeit verhallt. Wir sollen nicht unaufhörlich einen den Nachbarn demütigenden Sieg feiern, wir sollen nicht immer wieder die Franzosen an ihre Niederlage (die sie selbst am wenigsten vergessen haben) erinnern, weil sie das ärgert und schmerzt. Dem kann man an sich sehr bestimmt widersprechen. Wir haben ein Recht, diese Erinnerung zu feiern, und solche Rücksichtnahme ist zweifellos zu weitgehend.

Aber von einem anderen Gesichtspunkt aus läßt sich dennoch nicht bestreiten, daß die dauernde Verherrlichung gerade eines Sieges durch Reden und Fanfaren unserem Empfinden nicht ganz entsprechen will. Es ist die dem Deutschen eigene Bescheidenheit, die ohne besonderen Anlaß den fortgesetzten Selbstruhm, das Eigenlob verwirft. In dieser Beleuchtung haftet solchen Feiern tatsächlich etwas an, was ihren erzieherischen Wert einigermaßen trübt. Die neuen Geschlechter sollen sich — das entspricht dem modern deutschen Geist — nicht an den Taten der Väter berauschen, sondern sie sollen lernen, selbst auf nationale Taten zu sinnen. Das ist selbstverständlich keineswegs gleichbedeutend mit kriegerischem Tun allein. Vielmehr besteht der Ausdruck richtig verstandenen nationalen Sinnes in der Vorstellung, daß jeder an dem nationalen Werk, am nationalen Sein und Werden sein Teil mitzuarbeiten habe. **Patriae inserviendo consumor.** Um diesen Sinn zu pflegen, ist ein nationaler Gedenktag für kein Volk nützlicher als für unser deutsches. Und deshalb ist es tatsächlich erlaubt zu fragen, ob der Sedantag gerade der geeignete Anlaß ist, eine Nationalfeier zu begehen, die, richtig verstanden, über den kriegerischen Ereignissen steht und stehen soll.

Wir haben es vor allem nötig, an einem Tag im Jahre auf die rein nationalen Errungenschaften des großen Krieges zurückzublicken, indem wir auf ihre Folgen für uns bis auf die Gegenwart herab und ihre Festigung in der Zukunft blicken, uns so in Gedanken zusammenfinden und dabei über die partikularen Unterschiede und Verschiedenheiten bewußt hinwegsetzen.

Der gegebene Tag dafür ist der 18. Januar.

Ich habe mich schon lange — schon als Knabe — im stillen gewundert, daß dieser Tag, der das Deutsche Reich schuf und der Tag ist und bleibt, den die Geschichte als dessen Geburtstag nennen wird, alljährlich so spurlos und klanglos vorübergleitet. Was läge eigentlich näher, als in Preußen wie im übrigen Reich diesen Tag zum patriotischen Feiertag zu erheben? Der große Krieg, der Siegesstolz, die Niederlagen unserer Nachbarn, das Eigenlob, all dies wäre in den Hintergrund gerückt. Die eigentlichen Siegesfeiern blieben denen dabei unbenommen, die stets ein Recht darauf haben werden, sie zu feiern, nämlich den Armeekorps, den Regimentern und Veteranen. Auch der Landesfürst brauchte nicht zu kurz zu kommen. Aber das deutsche Volk gewänne trotzdem mit dem 18. Januar einen Nationalfeiertag, der dem Zweck eines solchen weit besser entspräche als die Sedanfeier. Der Blick würde auf das gelenkt, was uns allen frommt, nicht auf das, was vor Jahrzehnten gewesen ist, auf Blut und Eisen. Loszulösen ist die Geburt des Deutschen Reiches vom Kriege ja nimmermehr. Aber die Erinnerung daran sollte nicht unaufhörlich gerade im Vordergrunde stehen. Mit Maßen ist sie nützlich auch für das heutige Geschlecht. Als Selbstzweck muß sie, je länger desto mehr, an Leben und Wirksamkeit verlieren. Das Bleibende und um uns her sich Regende aber, das, was unsere Nation heute fühlt und wünscht und hofft, das ist es, was wir, anknüpfend an ihre Wiedergeburt in der großen Zeit, an einem Nationalfeiertage uns vor die Seele führen sollen.

Dr. Manfred Eimer-Straßburg i. E.

Reichsspiegel

(Vom 9. bis 15. Januar 1911.)

Politik

Das deutsch-russische Einvernehmen — Koalition der deutschfeindlichen Presse — Auffassung in der Türkei — Nowoje Wremja retiriert — Rußland will Frieden — Wahlkampfatmosphäre — Vorzeitige Auflösung — Überrumpelung des Reichstags.

Landtagseröffnung und Ende des großen Moabiter Prozesses, das waren die großen Ereignisse der inneren Politik, die während der letzten Woche das Interesse der Parteien wenigstens für Augenblicke von den Wahlvorbereitungen ablenkten. Von außen trat dann noch die Intrige hinzu, die darauf hinzielte, das deutsch-russische Einvernehmen noch in letzter Stunde entweder ganz zu verhindern oder wenigstens so stark als möglich zu trüben. Wer sind die Intriganten? Nun zunächst alle jene, die in der trüben Atmosphäre deutsch-russischer Spannung gewohnt sind ihren Vorteil zu suchen. Da gehören englische und französische Fabrikanten und Bankiers ebenso hin, wie russische Agenten, deren Unternehmungen sich eigens auf den Warenaustausch mit England und Frankreich eingerichtet haben. Dahin gehören auch englische und französische Politiker, denen Rußlands und Deutschlands Zusammengehen in Orientfragen ebenso ein Dorn im Auge ist, wie die gegenseitige Entlastung an der gemeinsamen Grenze. Vor allen Dingen sind es also wohl wirtschaftliche Gründe, die die Triebfeder zur Intrige bilden. Das wird von den russischen Kreisen völlig übersehen, die sich vornehmlich aus chauvinistischen Gründen an dem unehrlichen Spiel beteiligen. Nowoje Wremja ist deren Wortführerin. Schon als dies Blatt des Nieder- und Beamtenadels die Potsdamer Aussprache mit Freudentränen begrüßte (s. Grenzboten Nr. 45, 1910), hatten wir Anlaß, dem Gefühlserguß zu mißtrauen. Das Gespenst einer deutschen Gefahr verschwand nicht aus ihren Spalten. Die russische Regierung war sich nun der Bedeutung der in der Armee und im Beamtentum herrschenden deutschfeindlichen Stimmung wohl bewußt, und wenn gerade mit den ersten Schritten zur Annäherung an das Deutsche Reich die schärfsten Maßnahmen gegen das Deutschtum in Rußland zusammenfielen, dann wußte Herr Stolypin, daß er damit Sasonows Vorgehen draußen von innerpolitischen Hemmnissen befreite. Denn durch die Verfolgung der deutschen Kolonisten zeigte er seinen Chauvinisten, daß er dem Deutschtum gegenüber auf der Hut sei.

Nun wird man verwundert fragen, wie es möglich sei, daß in einem halbabsolutistisch regierten Staate die Meinung einer Gesellschaftsschicht solche Bedeutung gewinnen könne, daß sie imstande sei, den Gang der auswärtigen Politik mehr zu beeinflussen, als z. B. bei uns in der konstitutionellen Monarchie. Das Rätsel ist leicht zu lösen. Ganz abgesehen davon, daß gerade unter Alexander dem Dritten eine allgemeine Demokratisierung des russischen Lebens Platz gegriffen hat, wie bei uns selbst zur Zeit der Reichsgründung nicht, hat die Regierungszeit gerade dieses Autokraten die Kräfte mit allen politischen und wissenschaftlichen Mitteln gefördert, die wir heute als deutschfeindlich ansprechen müssen. Die Junker, Pagen und Lizeisten, die damals in der Geschichtsstunde lernen mußten: Preußen hat Rußland um die Lorbeeren des siegreichen türkischen Krieges betrogen, denen Moltkes Schriften in den Militärakademien vorgetragen wurden,

damit sie den Betrug um so sicherer rächen könnten, — jene Junker und Pagen sind heute in leitenden Stellen als Truppenkommandeure, im Generalstab, im Kaiserlichen Hoflager, in den Ministerien und in den Adelsgenossenschaften. Was der Jugend aber einmal fest ins Herz gepflanzt worden ist, läßt sich auch durch die verständigste Beweisführung aus dem Hirn der Alten nicht leicht verwischen. Darum müssen die Leiter der russischen Politik fein aufhorchen, was die Nowoje Wremja, der Kijewljanin, die Sjemschtschina und ähnliche Organe sagen. Und darum hat es heutzutage jeder Franzose und Engländer auch so leicht, die russische Politik zu beeinflussen, wenn es gilt, der deutschen zu schaden.

Selbstverständlich wirken gegenwärtig nach so langer Freundschaft und da Frankreich und Rußland durch die geborgten Milliarden materiell fest aneinander hängen, auch rein praktische Fragen für die Erhaltung der alten Beziehungen. Aber sie bilden doch nicht so die treibende Kraft, wie man annehmen möchte. Der Russe ist, mag er an sich dem Mammon nachhängen, nicht kalt berechnend habsüchtig, sondern eher geneigt, einen materiellen Verlust auf sich zu nehmen, als der Befriedigung eines Sinnenrausches zu entsagen. Liebe und Haß haben über den Russen stärkere Gewalt als schlaue Berechnung. Von französischer und englischer Seite wird diese Konjunktur mit kühlem Verstande ausgebeutet. Während unsere Diplomatie sich ausschließlich auf die Pflege höfischer Beziehungen in Petersburg beschränkt, während die meisten unserer Diplomaten — nicht alle — sich durch Journalisten kompromittiert fühlen, die die Stimmung auch anderer Kreise zu ergründen und für die deutsche Sache nutzbar zu machen suchen, arbeitet die französische und englische Diplomatie vorzugsweise mit solchen „unbequemen" Journalisten Hand in Hand. Dies Zusammenwirken ging in Petersburg so weit, daß die Berichterstattung für Times und Le Temps bald ein Jahrzehnt hindurch in der Hand eines Engländers vereinigt war, der, in Rußland geboren, das Zarenreich nach allen Richtungen hin durchquert hat und in engster Fühlung mit den Leitern der Nowoje Wremja stand. Wir haben keinen Grund, anzunehmen, daß sich hierin etwas geändert hätte. Mit dieser Koalition der Presse, die nunmehr auch Herr Iswolski eifrig unterstützt, muß die Regierung des Zaren, muß vor allen Dingen der Ministerpräsident Stolypin rechnen, wenn er nicht das Vertrauen des Adels und der Beamtenschaft verlieren will, das heißt so viel, wenn er nicht in seiner inneren Politik Schiffbruch leiden will. Also innere und auswärtige Politik sind in Rußland mehr als bei uns eng miteinander verquickt, und wenn der Zar sich entschlossen hat, gegenwärtig eine militärische Abordnung nach Frankreich zu entsenden, so mag ihn neben dem Wunsch, die französischen Chauvinisten zu beruhigen, vor allen Dingen der Wille geleitet haben, die von uns gekennzeichneten Kreise seines eigenen Landes mit der Wendung der auswärtigen Politik zu versöhnen.

In Frankreich steht man der Angelegenheit sachlicher gegenüber. Das innerpolitische Motiv wird hier stark in den Hintergrund gedrängt durch den praktischen Wunsch, den deutschen Einfluß in der Türkei zu verringern. Dahin zielte der Schuß und dort hat er, wenigstens vorübergehend, auch gewirkt. Denn die türkische Presse zeigt eine gewisse Mißstimmung gegen Deutschland. Tanin, das halbamtliche Organ, führt sogar an, wenn auch unter Hinweis auf die Kommentare der französischen Presse, die Rußland hinsichtlich der Bagdadbahn gewährten Vorteile seien für die Türkei nachteilig und somit sei auch das deutsch-russische Abkommen

auf Kosten der Türkei und Persiens zustande gekommen. Wir meinen, daß es unserer Diplomatie ein leichtes sein wird, diese Auffassung zu zerstören, um so mehr, als der deutsche Botschafter an der Pforte, Freiherr v. Marschall, Erklärungen abgeben konnte, die nach einer Meldung der Wiener politischen Korrespondenz die türkische Regierung beruhigt haben. In Petersburg hat man denn auch schnell verstanden, daß man voreilig für den französischen Freund eingetreten ist, und Nowoje Wremja retiriert. Sie tischt ihren Lesern das Märchen auf, die Indiskretion, die zur vorzeitigen Veröffentlichung des angeblichen Textes eines deutsch-russischen Abkommens führte, sei in Berlin begangen worden! Die englische Presse aber rächt sich für das Mißlingen des häßlichen Handels, indem sie einen finstern Plan Deutschlands gegenüber Dänemark „enthüllt".

Betrachtet man den jüngsten Pressefeldzug gegen Deutschland von allen Seiten, so muß man zu dem Ergebnis kommen, daß es nichts anderes ist als ein Produkt des Mißvergnügens bei allen denen, die immer noch auf einen deutsch-russischen Zusammenstoß hoffen. Nun die Möglichkeit eines solchen auf viele Jahre hinaus geschwunden zu sein scheint, sehen sie sich der Notwendigkeit gegenüber gestellt, die Konsequenzen ihrer Hetzereien selbst zu ziehen und ihre eigene Haut zu Markte tragen zu müssen. Die russische Regierung braucht Frieden und will Frieden. Ein solcher wird aber gewahrt durch die Freundschaft mit Deutschland. Die russische Regierung wird deshalb auch dahin zu wirken haben, daß in den für ihre Politik maßgebenden Kreisen eine freundschaftlichere Gesinnung gegen das Deutschtum einzieht. Unter diesem Gesichtspunkt ist auch die Ernennung des Generals von Lauenstein als Nachfolger des Herrn von Hintze zum Militärbevollmächtigten in St. Petersburg warm zu begrüßen. Herr von Lauenstein war um die Mitte der 1890er Jahre bereits als Militärattachee an der Newa tätig und hat sich in den russischen Militärkreisen ein besonders gutes Andenken bewahrt. Wir glauben daher keinem uferlosen Optimismus zu huldigen, wenn wir es aussprechen, daß Rußland und Deutschland trotz aller dagegen gerichteten Treibereien am Anfang einer Epoche wachsenden gegenseitigen Vertrauens stehen. Ebenso wie die russische Kaufmannswelt und die gelehrten Kreise aufgehört haben, in Deutschland einen Feind zu erblicken, so werden auch Armee und Beamtenschaft den Weg zur alten, traditionellen Freundschaft finden.

* * *

Die Parteien stehen mitten in den Vorbereitungen für den nächsten Wahlkampf. Der strategische Aufmarsch ist zwar noch nicht vollständig durchgeführt, dennoch sind die Gegner schon hart aneinander und die Partei- und Vereinstaktiker haben viel zu tun. Da muß denn alles herhalten, was auf politischem Gebiet geschieht, um dem Gegner Abbruch zu tun. Nicht nur in den Versammlungen draußen im Lande, auch in den Parlamenten herrscht die Atmosphäre des Wahlkampfes. Der Herr Reichskanzler aber tut, als merke er von alledem nichts. Eine Anzapfung wegen vorzeitiger Auflösung des Reichstages hat er kühl abgewiesen mit dem Hinweis, der Reichstag habe zunächst noch eine Reihe schwerwiegender Aufgaben zu Ende zu führen. Das kann ganz interessant werden, freilich auch recht gefährliche Folgen zeitigen. Eine solche ist auch schon in der Freitagssitzung gelegentlich der zweiten Lesung der Strafrechtsnovelle ein-

getreten durch den Antrag des konservativen Abgeordneten Dr. Wagner, den § 186 (Beleidigung) nach dem Wortlaut der Regierungsvorlage wiederherzustellen. Somit sollen zunächst Beleidigungen durch die Presse mit Geldstrafen bis zu 20000 Mark bestraft werden! Der Ausdruck „Überrumpelung des Reichstags" ist für das Vorgehen der Konservativen viel zu milde gewählt.

Bei der zweiten Lesung pflegen ganze Partien eines Entwurfes ohne Debatte angenommen zu werden, wie sie von der Kommission gefaßt waren. Nur an wichtigeren Streitfragen setzt die Debatte ein, und der Präsident ist meist schon stundenlang vorher im Besitz der Wortmeldungen. Wenn keine Debatte zu erwarten ist, liest er nur eintönig die Zahlen der Titel und der Paragraphen vor. Auf Anfrage hatte nun der Präsident auch am Donnerstag mitgeteilt, daß er die Vertagung bei dem Paragraphen vorschlagen wolle, bei dem Wortmeldungen vorlägen. Das bedeutete, daß bis dahin über alle Paragraphen in der Fassung der Kommission abgestimmt würde. Denn es war bis dahin nicht üblich, daß über einen wichtigen Abänderungsantrag ohne Begründung und sich anschließende Debatte abgestimmt wird. „Es bedeutete also, schreibt der Dresdner Anzeiger, tatsächlich ein zum mindesten ungewöhnliches und nicht ganz loyales Vorgehen, wenn nach stundenlangen Debatten über Schächtung und Tierquälerei plötzlich ein Antrag über Beleidigungen durch die Presse kurz vor Schluß der Sitzung eingebracht und ohne ein Wort der Begründung, ohne Debatte zur Abstimmung gebracht wurde, von dem niemand außer den Antragstellern und ihren Verbündeten eine Ahnung hatte und dessen Wortlaut erst am Tage darauf bekannt wurde."

Aber auch draußen im Lande können recht schädliche Folgen eintreten durch die fortschreitende Radikalisierung der Wählermassen. Und diese Gefahr ist um so größer, je weniger Initiative von seiten der Regierung entwickelt wird. Sollte sich der Herr Reichskanzler seine Aufgabe nicht doch zu leicht machen wollen?

Wirtschaft

Ungarische Anleihen — Ausdehnung der Aktienbanken — Gründung der deutschen Gesellschaft für drahtlose Telegraphie.

Für die Tatsache des wachsenden Reichtums in unserem heutigen deutschen Wirtschaftsleben hat die vergangene Woche einen erneuten glänzenden Beweis erbracht, der um so bemerkenswerter und erfreulicher ist, als er auch im Ausland einen starken Eindruck hervorrufen muß: das ist nämlich der erstaunliche Zeichnungserfolg der jüngsten vierprozentigen ungarischen Staatsrenten-Anleihe. Selbst der schlimmste Skeptiker muß der Tatsache gegenüber etwas aus dem Häuschen geraten, daß eine von Ungarn aufgelegte Anleihe von 200 Millionen Kronen mit nicht weniger als 14 Milliarden gezeichnet wird, von denen der deutsche Markt allein rund 12 Milliarden aufzubringen bereit ist. Selbst wenn man in Betracht zieht, daß ein erheblicher Teil davon Spekulationszeichnungen sind, bleibt die sechzigfache Überzeichnung eines 200-Millionengeschäftes unter allen Umständen ein imposanter Beweis der deutschen Kapitalkraft und der Liquidität unseres Geldmarktes. Es sind dabei nämlich noch verschiedene Umstände zu erwägen; erst vor kurzem ist unsere Finanzwelt nicht unwesentlich in Anspruch genommen worden durch die türkische Anleihe; die war sozusagen ein point d'honneur für unser finanzielles und politisches Ansehen; im internationalen Verkehr war man bisher

gewohnt, England und Frankreich als die Weltbankiers zu betrachten — Deutschland wurde zwar gefürchtet und beargwöhnt, aber finanzpolitisch ziemlich geringschätzig behandelt, nicht für voll genommen. Das kam auch daher, weil unsere großen Häuser kein internationales Geschäft abschlossen ohne englische oder französische, zum mindesten aber belgische Mitwirkung, hinter der natürlich wieder französisches Kapital steckt. Das Ausland wieder — außer Rußland, das durch Mendelssohn schon lange mit Deutschland verbunden ist — ging bei größeren Finanzgeschäften gewohnheitsmäßig erst nach London und Paris und überließ es den englischen und französischen Geldfürsten, nach ihrem Ermessen Berlin heranzuziehen und nach Bedürfnis mehr oder minder großmütig zu beteiligen. Nun kam die „renovierte" Türkei und brauchte Geld: für die Armee, die den Umsturz herbeigeführt hat, für die Marine, die sehr im argen liegt und doch die Dardanellen vor unbequemen Überraschungen sichern soll, für Wege- und Eisenbahnbauten, für Schulen und Gehälter — kurz, für einen Haufen sehr notwendiger und sehr dringender Reformen und Reorganisationen; sie brauchte bald und viel Geld, und so begab sich Dschavid Bey, der türkische Finanzminister, auf die beschwerliche Pumpreise. Zuerst natürlich nach Paris, wozu er ja schon durch die Banque Ottomane gezwungen war; dort lebte man in dem alten Wahn, daß Paris immer noch nicht bloß das Hirn, sondern auch der Goldkeller der Welt ist, und versuchte, das Finanzgeschäft mit einem hübschen politischen Gewinne zu verbinden: man wußte ja ganz genau, in welcher Geldklemme der „kranke Mann" am Bosporus sitzt, und des englischen Freundes war man sicher; ein schüchterner Interventionsversuch Sir Ernest Cassels wurde alsbald auf französische Vorstellungen hin rückgängig gemacht. Daß Deutschland nennenswerte Geldsäcke locker machen könnte, dachte man natürlich gar nicht — das erfuhr man erst mit großem Erstaunen, als Dschavid Bay nach Berlin kam, hier mit Herrn v. Gwinner verhandelte und mit dem Präliminarabschluß nach Konstantinopel zurückkehrte.

Mit dem Finanzgeschäft war auch das politische für Frankreich gescheitert; für uns eine erfreuliche Tatsache, gleichzeitig aber auch eine nicht unerhebliche Anspannung unseres Geldmarktes, zumal nicht lange vorher die erste ungarische Anleihe, die zur Einlösung alter im Umlauf befindlicher Bons bestimmt war, gleichfalls aus politischen Gründen vom französischen Markt weg, zum größten Teil auf den deutschen Markt genommen war; schon damals hatten sich französische Blätter recht wegwerfend geäußert, ob sich denn der deutsche Nachbar nicht übernimmt. Er hätte es doch gar nicht dazu, den Dreibund sozusagen auf seine Kosten zu erhalten. Nun war es schon die zweite Anleihe in kurzer Zeit, die schlankweg von Deutschland aufgenommen wurde, und jetzt ist gar die dritte mit 12 Milliarden überzeichnet! Und dabei haben wir erst kürzlich den Zusammenbruch der Niederdeutschen Bank erlebt, die Vereinsbank in Frankfurt a. O. stand dicht vor dem Grabe und erlangte mühselig ein Moratorium, das Preußische Leihhaus schwankte höchst bedenklich — trotz alledem: wir haben Geld im Überfluß und ein unverwüstliches Anlagebedürfnis. Es ist gewiß erfreulich, daß diese Zwischenfälle vorübergegangen sind, ohne merkliche Spuren zu hinterlassen; aber man muß doch hoffen, daß das sparende Publikum aus diesen Zusammenbrüchen endlich gewitzigt wird und sich die Banken recht genau ansieht, denen es seine Depots — oft die mühseligen Früchte einer langen Lebensarbeit — anvertraut. Die

großen Aktienbanken ziehen ihre Netze immer weiter und immer dichter über das Reich; sie errichten immer neue Filialen oder gliedern sich ältere, an kleineren Plätzen bestehende solide Bankgeschäfte an; so wurde kürzlich die Oberschlesische Bank in Beuthen in eine Filiale der Dresdner Bank umgewandelt. Man mag es bedauern, daß damit der Typ des selbständigen Privatbankiers, der seine Kundschaft individuell zu beraten weiß, immer mehr verschwindet; aber gegen diese aufsaugende, diese zentripetale Kraft des Großkapitals sich zu stemmen, ist ein eitles, ein fruchtloses Beginnen, ja mitunter sogar ein gefährliches. Und wenn nun der Konkurrenzkampf gegen die Übermacht der Großbank den kleineren Bankier zu immer größeren Anstrengungen zwingt — muß da nicht die Gefahr latent sein, daß schließlich der kleine Sparer, der Kunde des Privatbankiers, die Kosten des Wettbewerbes zu tragen hat? Daß er schließlich entweder alles verliert oder froh sein muß, mit einem blauen Auge davon zu kommen? So verhältnismäßig viel größer auch die Sicherheit ist, die eine gutfundierte Aktienbank etwa im Stil der D-Banken dem sparenden Publikum zu bieten vermag, so werden unseres Erachtens Regierung und Reichstag auf die Dauer doch nicht um das Problem eines Depotgesetzes herumkommen; selbst die besten wirtschaftlichen Verhältnisse sind Wandlungen und Erschütterungen unterworfen, und unter allen Umständen ist der Schutz der Spargroschen vor den Spekulationen einer waghalsigen Bankleitung eine der zwingendsten Pflichten des Staates. Gewiß ist diese Aufgabe nicht leicht, wenn aber Amerika sie schon gelöst hat — ob gut oder schlecht, wollen wir hier nicht entscheiden —, so brauchen auch unsere berühmten deutschen Finanz- und Gesetzeskünstler nicht davor zurückzuschrecken. Und sie werden die Aufgabe um so besser lösen können, in je gesicherteren, ruhigeren und stetigeren wirtschaftlichen Verhältnissen wir leben. Ist erst das Kind in den Brunnen gefallen, dann ist es gemeinhin zu spät, ihn zuzudecken.

Ein nicht minder wichtiges Ereignis wie jene bedeutsame Anleihe ist die vor einigen Tagen erfolgte Gründung der Deutschen Betriebsgesellschaft für drahtlose

Anzeigen-Annahme für diesen Teil beim Verlag der Grenzboten G. m. b. H., Berlin SW. 11, Bernburger Straße 22a/23.

Stellennachweis.

(Aus der Tages- und Fachpresse.)
Anfragen zu richten unter Beifügung von Rückporto an die Geschäftsstelle der „Grenzboten", Berlin SW. 11.

A. Für Akademiker.

298. **Hauslehrer**, j. 2 Knab., 1. 4., Pommern.
304. **Hauslehrer**, tücht., ev., 1. 4., Braunschweig.
305. **Hauslehrer**, ev., f. 2 Kind., Ostern, Hessen.
306. **Hauslehrer**, ev., sofort, Schlesien.
307. **Hauslehrer**, erf., mus. (Latein Bed.), Ostern, Mecklenburg.
308. **Erzieher**, älterer, erf., für 3 Knaben, sofort, Rheinprovinz.
309. **Hauslehrer**, mit Ia Zeugn., f. Obertertian., Ostern, Pommern.
310. **Hauslehrer**, tüchtig, empfohl., Ostern, Sachsen.
311. **Redakteur**, tücht., f. Handels- und prov. Teil (Bed. kein einseitiger Ressortspezialist), bald, Rheinprovinz.

B. Für Damen.

269. **Hauslehrerin**, ältere, 1. 4., Holstein.
272. **Erzieherin**, jüng., ev., gepr., mus., 1. 4., Schlesien.
274. **Erzieherin**, gepr., ev. (Sprach., Mus., Zeichnen), vorz. Zeugn., 1. 4., Pommern.
280. **Erzieherin**, ev., gepr. (Sprachen, Mus.), 1. 4., Oberschlesien.
286. **Lehrerin**, städt. Schule (1500 M.), Ostern, Bad Westdeutschland.
287. **Lehrerin**, f. 10jähriges Mädchen, Deutsch-Südwest-Afrika.
288. **Erzieherin**, ev., jung. gepr. Lehrerin (Klavierunterr.) Mitteldeutschland.
289. **Erzieherin** (Sprachen, Mus.), Ostern, Italien, Alpen.
290. **Erzieherin**, ev., staatl. gepr. Klavierunterr., 1. 4., Posen.
291. **Erzieherin**, ev., gepr. (Franz. Engl., Mus., Zeichn.), 1. 4., Pommern.
292. **Erzieherin**, ev. (Mus., Franz., Engl.), Ostern, Mecklenburg.
293. **Erzieherin**, ev. (perf. Engl.), Februar, Berlin.
294. **Lehrerin** (Mus. u. Deutsch), Russ.-Polen.
295. **Lehrerin**, ev., gepr. (Sprachen, Mus.), Brandenbg.
299. **Erzieherin**, ev., geprüft, f. 2 Mädch. (Ausländ. bevorzugt), 1. 4., Schlesien.
300. **Erzieherin**, ev., mus., f. 2 Knaben, Westpr.
301. **Erzieherin**, ev., gesund, Leit., mus., f. 3 Mädch., 1. 4., Pommern.
302. **Erzieherin**, f. 8jähr. Mädch., 1. 4., Pommern.
303. **Erzieherin**, erf., f. 3 Mädch., 1. 4., Pommern.
312. **Erzieherin**, gepr., ev., f. 2 Mädch. (mus.), Ostern, Pommern.

Telegraphie in Berlin. Damit ist nach langen Bemühungen der Wettbewerb und die Rivalität zwischen der Deutschen Telefunkengesellschaft und der englisch-belgischen Marconigesellschaft ausgeschaltet und ein für die gesamte internationale Handelsschiffahrt sehr wesentlicher und dankenswerter Fortschritt erzielt. Denn die Marconi-Stationen, die in der britischen Handelsmarine eingeführt sind, weigerten sich bisher hartnäckig, die deutschen drahtlosen Depeschen zu übernehmen und zu befördern, und natürlich ging es dann umgekehrt ebenso. Mit der wachsenden Bedeutung der deutschen Handelsschiffahrt, die naturgemäß mit den deutschen Systemen Arco oder Braun ausgerüstet sind, ist auch der gegenseitige Verkehr zwischen deutschen und englischen Schiffen immer stärker geworden; man ist zur See immer mehr aufeinander angewiesen und diese unmittelbare Notwendigkeit hat auch endlich die Hartnäckigkeit Marconis gebrochen, der sich als erster Erfinder der drahtlosen Telegraphie betrachtet und die deutschen Systeme — die ganz unabhängig von Marconi erfunden worden sind — nur als Nachahmungen gelten lassen wollte. Erfreulicher noch als die Ausschaltung eines langen Konkurrenzkampfes ist der Kulturfortschritt, der Gewinn für die ganze gebildete Menschheit, der durch diese Einigung erzielt worden ist! Polydor

Bücherliste

Heyses Fremdwörterbuch. Neunzehnte Auflage, bearbeitet von Prof. Dr. Otto Lyon. 937 Seiten, geb. M. 6.75. Hannover, Hahnsche Buchhandlung.

Der alte Heyse ist modern geworden, denn die modernste Wortbildung, die Zusammenziehung langer Bezeichnungen durch Nebeneinanderreihen der Anfangsbuchstaben wie „Hapag", „Ila" und Abkürzungen wie „Zoo" haben in der vorliegenden Neuauflage Berücksichtigung gefunden. Modern ist auch die Rechtschreibung und die verdeutschte Schreibung der Wörter, die im Laufe der Zeit ein völlig deutsches Gepräge und teilweise auch veränderte Bedeutung erhalten haben. Den Anforderungen des täglichen Lebens ist in jeder Weise Rechnung getragen, auch die durch den großen Aufschwung des Sports in neuester Zeit leider immer mehr in Aufnahme kommenden fremden Sportausdrücke haben zur Bereicherung der neuen Auflage des Heyse beigetragen. Sch.

Feuerbach, Anselm: Ein Vermächtnis. Berlin, Meyer & Jessen. M. 2.50.

Zifferer, Paul: Das Kleid des Gauklers. Berlin, Meyer & Jessen. M. 2.50.

Ohnesorge, Fr.: „Hinaus." Leipzig, Oskar Leiner. M. 3.—.

Tegner, Esais: Frithjofssage. Leipzig, Oskar Leiner. M. 3.—.

Böcklin-Memoiren. Tagebuchblätter von Böcklins Gattin Angela. Berlin, Internationale Verlagsanstalt für Kunst und Literatur.

Gogol, Nikolaus: Sämtliche Werke in 8 Bänden. Herausgegeben von Otto Buek, 1., 2., 4. Band. München, Georg Müller. Subskriptionspreis je M. 4.50, Einzelpreis je M. 5.—.

Verantwortlicher Schriftleiter: George Cleinow in Berlin-Schöneberg. Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.

Fabrik-Ansicht.

Edle Qualität
Bekömmlichkeit
Prima Handarbeit
sind **drei Eigenschaften** der
Salem Aleikum-Cigarette.
Echt mit der Firma auf jeder Cigarette:
Orient. Tabak- und Cigaretten-Fabrik „Yenidze"
Inh. Hugo Zietz, Dresden.

Für vorstehende Inserate verantwortlich: Karl Schulze in Berlin-Schmargendorf.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 37.

Das sächsische Gesetz über Gemeindeverbände*)

Von Geh. Regierungsrat Dr. Seidel-Berlin

Unter dem 18. Juni 1910 ist im Königreich Sachsen ein Gesetz über Gemeindeverbände veröffentlicht worden, nach welchem sich politische Gemeinden und selbständige Gutsbezirke zur Erfüllung von Aufgaben, die auf dem Gebiete der Gemeindetätigkeit liegen, zu Gemeindeverbänden vereinigen dürfen.

In den siebenunddreißig Jahren seit Verabschiedung der revidierten Gemeindeordnungen in Sachsen sind die den Gemeinden obliegenden Aufgaben gewaltig gewachsen. Einmal haben die damals bereits vorhandenen Aufgaben an Umfang zugenommen, zum Teil erheischen die ihnen zugrunde liegenden Bedürfnisse heute eine andere, vollkommenere Befriedigung als früher. Weiter haben Staat und Reich den Gemeinden neue Obliegenheiten zugewiesen. Und endlich haben vor allem die Gemeinden selbst sich zahlreiche neue und bedeutsame Ziele gesteckt.

Naturgemäß haben dieser Entwicklung die großen und leistungsfähigen Gemeinden am ehesten nachkommen können. Schwieriger dagegen gestaltete sich die Lage der kleinen Gemeinden. Ihre geringe Bevölkerungszahl, ihr engbegrenztes Gebiet, ihre beschränkte steuerliche Leistungsfähigkeit stehen ihnen häufig hindernd im Wege; die Verwaltungskosten, die mit einer Aufgabe verbunden sind, stellen sich bei ihnen verhältnismäßig hoch. Dazu kommt bei wirtschaftlichen Aufgaben, daß kleine Gemeinden eine unzureichende Grundlage sowohl für die Ertragsfähigkeit des Unternehmens als auch für die Verteilung der Gefahr bilden, wenn das Unternehmen mißlingen oder längere Zeit Zubuße erfordern sollte.

Wie die Begründung zu dem Gesetze bemerkt, steht den Gemeinden zur Behebung oder wenigstens Milderung dieser Übelstände dasselbe Mittel zur

*) Nach den amtlichen Materialien bearbeitet.

Verfügung, das auch sonst im Leben die wirtschaftlich Schwächeren sehr oft mit Erfolg anwenden: der Zusammenschluß zu einem größeren Ganzen. Die Bildung von Gemeindeverbänden ermöglicht den Gemeinden ein Arbeiten mit höherem Wirkungsgrad, sie verteilt die Gefahr wirtschaftlicher Unternehmungen auf breite und tragfähige Schultern, sie gewährleistet ihre Ertragsfähigkeit durch einen größeren Wirkungskreis, den sie ihnen gibt.

Wie amtlich festgestellt wird, wächst denn auch die Zahl der sächsischen Gemeindeverbände von Jahr zu Jahr. Ihre Aufgaben sind nahezu ebenso zahlreich wie die Aufgaben der Gemeinden überhaupt. Von den kleinsten Verbänden zur gemeinsamen Anstellung eines Nachtwächters oder einer Hebamme, über die Wege- und Brückenbauverbände bis zu den Verbänden für Straßenbahnen, Elektrizitätswerke und neuestens den Haftpflichtverbänden, dem Giroverbande und dem geplanten Landespensionsverbande ist diese Form den mannigfaltigsten Zwecken dienstbar gemacht worden, und man nimmt regierungsseitig wohl mit Recht an, daß es sich hier erst um die Anfänge einer Entwicklung handelt, deren weiterer Verlauf heute noch nicht abzusehen ist.

Die Staatsregierung hält die bisherige Entwicklung des Verbandswesens für wirtschaftlich richtig und gesund und bezeichnet es als einen unerwünschten Zustand, daß die großen Städte immer kräftiger emporblühen, während das übrige Land die Befriedigung von Bedürfnissen, die von den Gemeindemitgliedern oder von Industrie oder Landwirtschaft lebhaft empfunden werden, zurückstellen muß, weil die einzelne Gemeinde zu schwach ist. Sie will daher zu ihrem Teil die Bildung von Gemeindeverbänden erleichtern und fördern.

Nach Ansicht der Regierung haben die Bestimmungen der Gemeindeordnungen, die bisher die Bildung von Gemeindeverbänden gesetzlich regelten, die Entwicklung keineswegs gehemmt, vielmehr haben hier wie in anderen Punkten die Städteordnung und die Landgemeindeordnung eine Elastizität bewiesen, die die Vortrefflichkeit jener Gesetzgebung im hellsten Lichte erscheinen läßt. Aber es läßt sich doch nicht verkennen, daß die Verhältnisse weit über den Rahmen hinausgewachsen sind, den die §§ 89 bis 92 der Revidierten Landgemeindeordnung und § 7 der Revidierten Städteordnung ursprünglich bilden sollten. Bei ihrer Verabschiedung hatte man nur an Verbände zur Erleichterung und Vereinfachung derjenigen Aufgaben, die die Gemeindeordnungen selbst den Gemeinden stellen, gedacht. Fast alle größeren Verbände aber stehen heute außerhalb dieses Rahmens.

Nun hatten sich neuerdings auch Schwierigkeiten ergeben, die auf der Unzulänglichkeit jener gesetzlichen Bestimmungen beruhen. Gemeindeverbände bedürfen, um ihren Aufgaben gerecht werden zu können, der juristischen Persönlichkeit; für ihre Eigenschaft als Körperschaften des öffentlichen Rechts muß eine sichere Rechtsgrundlage vorhanden sein. Daß es in dieser Beziehung an der nötigen Klarheit fehlte, haben die bei Gerichten und anderen Behörden in einzelnen Fällen entstandenen Zweifel ergeben. Ihre Beseitigung erforderte dringend das gesetzgeberische Eingreifen. Dazu kam, daß die Bestimmungen

der Gemeindeordnungen nur für die politischen Gemeinden galten. Gerade in neuester Zeit hatte sich aber gezeigt, daß in manchen Fällen die Interessen der Schul- und Kirchengemeinden mit denen der politischen Gemeinden parallel laufen und daß daher Fälle eintreten können, in denen die Schul- und Kirchgemeinden mit Vorteil politischen Gemeindeverbänden beitreten. Es gilt dies beispielsweise von der Haftpflichtversicherung. Für solchen Beitritt fehlte es aber bisher an einer sicheren gesetzlichen Grundlage.

Diese Erwägungen hatten die Königlich Sächsische Staatsregierung veranlaßt, den Entwurf eines Gesetzes über Gemeindeverbände vorzulegen, welcher sich an die auf dem Gemeindetage zu Annaburg im Jahre 1909 gepflogenen Verhandlungen anlehnt.

Die Grundgedanken, auf denen das neue Gesetz aufgebaut ist, lassen sich in folgenden Sätzen zusammenfassen:

1. Die Gemeindeverbände bilden ein wichtiges Glied der weiteren kommunalen Entwicklung. Sie sollen daher gefördert, ihre Entstehung erleichtert werden. Die Verbandsbildung stellt sich ohnehin häufig als eine schwierige Aufgabe dar, bei der Lauheit und Unentschiedenheit, Sonderinteressen und Schwerfälligkeit zu überwinden sind, während nur die Schnelligkeit des Zustandekommens den Erfolg verbürgt. Deshalb sollen wenigstens die formalen gesetzlichen Erfordernisse auf ein Mindestmaß herabgesetzt werden.

Sie bestehen darin, daß die übereinstimmenden Beschlüsse der beteiligten Gemeinden und Gutsherrschaften über die Errichtung einer Verbandssatzung zwar der Genehmigung der Staatsaufsichtsbehörde bedürfen, daß aber die Versagung dieser Genehmigung sowie die Beanstandung einzelner Bestimmungen zu begründen sind (§ 2).

Wollen sich Gemeinden und Gutsbezirke zu einem vorübergehenden Zweck oder zur Prüfung und Vorbereitung der Gründung eines dauernden Verbandes, wobei an Vorverbände für Straßenbahnanlagen, in Entwässerungsgebieten und dergleichen gedacht ist, vereinigen, so bedarf es ebenfalls nur gleichbedeutender Beschlüsse der Gemeinden und Gutsherrschaften, sowie der Genehmigung ihrer Aufsichtsbehörden. In den Beschlüssen sind die Anteile der Beteiligten an den Ausgaben und ihre sonstigen Rechte und Pflichten festzustellen. Der Verband endet mit der Errichtung seines Zwecks oder durch übereinstimmende Beschlüsse der Beteiligten. Diese bedürfen der Genehmigung der Aufsichtsbehörden. Die Genehmigung soll erst nach Regelung aller Verbindlichkeiten erteilt werden (§ 19).

2. Die Staatsaufsicht soll sich nicht weiter erstrecken, als sie bisher schon ging; selbstverständlich muß sie denselben Umfang haben wie die Aufsicht über die Gemeinden.

Der Verband bedarf daher der Genehmigung der Aufsichtsbehörde zur Übernahme bleibender Verbindlichkeiten und zur Aufnahme von Schulden, die nicht im Laufe des nächsten Geschäftsjahres getilgt werden. Für das Verhältnis der Aufsichtsbehörde zu dem Verbande, seinen Mitgliedern und Organen gelten

sinngemäß die Bestimmungen der Gemeindeordnungen über die Gemeindeaufsicht (§ 7).

Der Gedanke der Selbstverwaltung muß auch in den Gemeindeverbänden voll zum Ausdruck kommen. Die Selbstverwaltung schließt auch die Selbstverantwortung für die wirtschaftlichen Erfolge und Mißerfolge eines Unternehmens in sich. Bei der Aufsichtführung sollen die Kreisausschüsse und Bezirksausschüsse im weitesten Umfange mitwirken. Vor der Entschließung über die Genehmigung der Verbandssatzung oder eines nachträglichen Beitritts sind, soweit sie nicht nach § 25 selbst mit zu entscheiden haben, die beteiligten Bezirksausschüsse und, wenn Städte mit revidierter Städteordnung als Verbandsmitglieder in Frage kommen, die beteiligten Kreisausschüsse zu hören (§ 3).

3. Die der Staatsgewalt in den Gemeindeordnungen zuerteilte Zwangsgewalt muß in dem bisherigen engbegrenzten Umfange aufrecht erhalten werden. Vermögen einzelne Gemeinden oder Gutsbezirke für sich allein bestimmte Aufgaben, die ihnen gesetzlich obliegen, namentlich auf dem Gebiete der Polizeiverwaltung, nicht zweckentsprechend zu erfüllen, so können sie, falls eine freiwillige Vereinigung nicht zustande kommt, hierfür zur Bildung eines Verbandes oder zum Anschlusse an einen solchen von der Kreishauptmannschaft nach Gehör des Bezirksausschusses (s. oben unter 2) angehalten werden. Kommen die beteiligten Gemeinden innerhalb der ihnen zu stellenden Frist einer solchen Anordnung nicht nach, so kann das Ministerium des Innern das zur Vollziehung Erforderliche bewerkstelligen und, soweit nötig, die Verbandssatzung erlassen. Auf die einen selbständigen Gutsbezirk bildenden Grundstücke des Reichs oder des sächsischen Staats, sowie die königlichen Schlösser und deren Zubehörungen findet diese Vorschrift keine Anwendung (§ 8).

Die vorgenannte, bereits unter dem früheren Recht bestehende Bestimmung ist allerdings, wie die Begründung bemerkt, bisher nur äußerst selten praktisch geworden; trotzdem wollte die Gesetzgebung auf sie nicht Verzicht leisten, da man erwartet, daß wie bisher in den meisten Fällen, so auch künftig die bloße Tatsache ihres Vorhandenseins genügen werde, um Widerstand gegen notwendige Vereinsbildungen, wenn er außerhalb der Wahrnehmung berechtigter Interessen der Gemeinden seine Ursache hat, zu überwinden. Von einer Ausdehnung der Zwangsbefugnis auf Verbände, deren Zwecke außerhalb des engen Rahmens der Gemeindeordnungen liegen, hat sich die Staatsregierung keinen Erfolg versprochen, weil es sich, wie sie betont, dabei hauptsächlich um wirtschaftliche Verbände handeln würde und gerade bei diesen das Gedeihen und der Erfolg von der freiwilligen Mitarbeit der Verbandsmitglieder abhängt.

4. Der Grundsatz der Dezentralisation soll auch bei der Aufsicht über die Gemeindeverbände tunlichst zur Geltung kommen. Das Ministerium nimmt daher nur in besonderen Fällen die Entschließung für sich in Anspruch. Es sind dies die Fälle, in denen sich Bezirksverbände, Fürsorgeverbände und Gemeindeverbände unter sich und mit Gemeinden und Gutsbezirken zu Verbänden ver-

einigen, die der Erfüllung der mit ihrem Wirkungskreise zusammenhängenden Aufgaben dienen. Aufsichtsbehörde ist dann das Ministerium des Innern, welches aber die Aufsicht auf Antrag des Verbandes einer Kreishauptmannschaft übertragen kann.

Ebenso bedarf der Zusammenschluß sächsischer Gemeinden, Gutsbezirke und Verbände mit Gemeinden, Gutsbezirken und Verbänden anderer deutschen Bundesstaaten zu einem Verbande der Genehmigung des Ministeriums des Innern, die jederzeit widerruflich ist.

Im übrigen ist als Grundsatz aufgestellt, daß Aufsichtsbehörde möglichst diejenige Behörde sein soll, die den Dingen am nächsten steht, also am ehesten in der Lage ist, die tatsächlichen Verhältnisse zu überblicken (§§ 4, 20, 22).

5. In der inneren Organisation der Verbände wird den Gemeinden die größte Freiheit gelassen. Sie haben die Möglichkeit, jeden Verband seinem besonderen Zwecke entsprechend auszugestalten. Nur bei Verbänden zu größeren wirtschaftlichen Unternehmungen soll auf eine kaufmännische Errichtung des Unternehmens hingewirkt werden können. Die Verbandssatzungen sollen dann bestimmte Vorschriften über die Überwachung der Geschäftsführung, die Vermögensverhältnisse, die Grundsätze für Aufstellung der Jahresrechnung, Bilanz, Inventuraufnahmen, Abschreibungen und Rücklagen, die Rechte und Pflichten der Mitglieder und ihre Anteile am Vermögen, an den Rechten und Pflichten des Verbandes, insbesondere ihre Beitragslasten, den Austritt und Ausschluß einzelner Mitglieder, die Auflösung des Verbandes und die Verwendung des Vermögens in diesem Falle enthalten. Auch muß der Verband einen aus mindestens drei Personen bestehenden Vorstand haben, der ihn gerichtlich und außergerichtlich vertritt.

Die Genehmigung eines solchen Verbandes kann auch davon abhängig gemacht werden, daß ein Aufsichtsrat gebildet wird. Verbände ohne einen solchen haben eine Verbandsversammlung zu bilden, der dann die dem Aufsichtsrat sonst im Gesetze zugewiesenen Rechte und Pflichten zustehen. Der vom Vorstande alljährlich aufzustellende Rechenschaftsbericht ist von dem Aufsichtsrat bezw. der Verbandsversammlung richtigzusprechen und, wenn dieses geschehen, der Aufsichtsbehörde einzureichen (§§ 11 bis 18).

6. Das Gesetz regelt zunächst den Zusammenschluß der politischen Gemeinden und Gutsbezirke. Es sieht aber weiter auch den Beitritt von Schul- und Kirchengemeinden vor, so jedoch, daß die Aufsicht über den Verband in jedem Falle den politischen Behörden verbleibt. Zum Beitritt bedarf es für Schulgemeinden der Genehmigung des Ministeriums des Kultus und öffentlichen Unterrichts, für Kirchgemeinden der obersten Kirchenbehörde. Aus wichtigen Gründen kann die Schul- oder Kirchenaufsichtsbehörde jederzeit den Schul- oder Kirchgemeinden aufgeben, aus dem Verbande auszutreten, sobald es nach der Verbandssatzung zulässig ist (§ 21).

Die Verbandsbildung von Schul- und Kirchgemeinden unter sich soll, zumal bei den letzteren die Organe der Kirchengesetzgebung mitzuwirken haben

würden, bei Bedarf besonderer Regelung vorbehalten bleiben. Dagegen ist im Gesetz ferner der Zusammentritt von Verbänden zu einem neuen Verbande vorgesehen (§ 20, s. oben); endlich soll auch der Zusammenschluß mit außersächsischen Gemeinden des Deutschen Reichs nicht schlechthin ausgeschlossen sein (§ 22, s. oben).

Dagegen findet auf Verbände, die durch Reichsgesetz geordnet sind, das Gesetz keine Anwendung (§ 23).

7. Das Gesetz beabsichtigt nicht, alle Vereinbarungen zwischen Gemeinden in die Form der Verbandsbildung zu pressen. Nach wie vor soll es z. B. zulässig sein, daß eine Gemeinde ein Elektrizitätswerk errichtet und andere Gemeinden Stromlieferungsverträge mit dieser abschließen.

Dieses sind die allgemeinen Gesichtspunkte, auf denen das klar und sachlich abgefaßte Gesetz vom 18. Juni 1910 beruht.

Um die Bedeutung des Gesetzwerkes genügend zu erkennen, mag noch auf einige Punkte hingewiesen werden, welche bei den erwähnten Verhandlungen des Sächsischen Gemeindetages in Annaberg am 2./3. Juli 1909 zur Sprache gekommen sind.

Es ist dort betont worden, daß in Sachsen folgende drei Gruppen von Vereinigungen bestehen:

1. Gesetzliche Zwangsverbände. Aufgaben, Art und Ausführung sind ihnen vorgeschrieben, so: im Zusammenschluß zu einem Impfbezirk nach dem Reichsgesetze vom 8. April 1874, dann zu Standesamtsbezirken nach dem Reichsgesetze vom 6. Februar 1875, endlich zu den alten Dammkommunen nach dem Mandat vom 7. August 1819.

2. Gesetzliche Verbände, bei denen der Zweck des Verbandes zwingend vorgeschrieben, die Erfüllung des Zweckes aber den Gemeinden nachgelassen ist: nach der Gewerbeordnung vom 7. Februar 1719 und dem Mandat vom 14. Oktober 1774, Spritzenverbände betreffend, und nach der Dorffeuerlöschordnung von 1775. Hierher gehören die Verbände für die Leichenhallen und die Totenfrauen nach dem Gesetze von 1841, die zusammengesetzten Ortsarmenverbände nach dem Unterstützungswohnsitzgesetze, die Trichinenschauverbände für die Anstellung gemeinsamer Trichinenschauer (Verordnung von 1888), die Hebammenverbände für Ruhestandsunterstützungen nach dem Gesetze vom 20. März 1894, die Fleischbeschaubezirke zur Anstellung von Fleischbeschauern, die Freibankbezirke zur Errichtung einer gemeinsamen Freibank und die Verbände zur Bildung von allgemeinen Ortsschützungsausschüssen, endlich die Desinfektionsverbände, ausgelöst durch Verordnung vom 29. September 1900. Auch die Gemeindeverbände zur Erfüllung der Gemeindekrankenversicherungspflicht nach dem Reichsgesetze vom 15. Juni 1883 können vielleicht noch hierher gezählt werden.

3. Verbände, deren Aufgaben allgemein gegeben sind, als in dem Wirkungskreise der Gemeinden liegend, Zeit der Lösung der Aufgabe, Maß der aufzuwendenden Kraft, Form der Lösung im freien Ermessen der Gemeinden stehend.

Von diesen Verbänden schließen sich Untergruppen an die ursprünglichen Gemeindeaufgaben an, an Aufgaben zum Zwecke der Armenfürsorge, des Wegebaues und der Krankenfürsorge, insbesondere der Krankenhausfürsorge.

Nach den angestellten Ermittelungen gibt es in Sachsen elf Ortsarmenverbände in acht Amtshauptmannschaften, die in der Armenfürsorge über den Rahmen des gesetzlichen Ortsarmenverbandes hinausgehen. Die Zahl der Wegebauverbände beträgt dreiundzwanzig, die sich auf acht Amtshauptmannschaften verteilen. Die größte der in einem solchen Verbande vereinigten Gemeinden ist sechzehn, die kleinste Zahl zwei. Unter diesen Wegebauverbänden befinden sich zwei Verbände für Brückenbauten. Auf dem Gebiete der Krankenhausfürsorge sind sieben Verbände tätig, die sich auf vier Amtshauptmannschaften verteilen. In geschichtlichem Anschlusse folgen dann: die Sparkassenverbände und in einer anderen Gruppe die Lichtversorgungsverbände zur Errichtung einer Gasanstalt oder eines Elektrizitätswerkes. Solcher Verbände sind bekannt aus vier Amtshauptmannschaften acht, nämlich fünf Gasanstaltsverbände und drei Elektrizitätswerksverbände. Die Gründungszeit liegt nach 1895 und dauert dem Anscheine nach fort. Weiter sind zu erwähnen drei Wasserversorgungsverbände aus acht Amtshauptmannschaften. Auch fünf Straßenbahnverbände aus vier Amtshauptmannschaften sind bekannt geworden. An Schulverbänden, die über den Rahmen des Volksschulgesetzes hinausgehen, sind drei gemeldet: ein Realschulverband, ein Webschulverband und ein Blumenfachschulverband. Als besonderer Verband ist hervorzuheben ein Gewerbegerichtsverband nach dem Reichsgesetz von 1890 von Gemeinden unter zwanzigtausend Seelen, die in dieser Beziehung freie Entschließung haben. Verbände zur gemeinsamen Anstellung eines Schutzmanns bestehen sieben in drei Amtshauptmannschaften; auch andere Verbände zur Beschaffung von gemeinsamen Gemeindebeamten oder von Personal in weiterem Sinne sind vorhanden, ebenso zehn Kassenrevisionsverbände.

Endlich sind dreizehn Verbände zum Ausschluß säumiger Abgabenpflichtiger von öffentlichen Vergnügungsorten in fünf Amtshauptmannschaften und wiederum in einer Amtshauptmannschaft sechs solcher Verbände bekannt. Nach einer Verordnung des Ministeriums des Innern von 1884 gibt es auch einen Dienstbotenkrankenkassenverband.

Zu der Zahl dieser Verbände, die in größerem oder geringerem Maße einen örtlichen Charakter haben, kamen noch einige Verbände in Betracht, die sich über das ganze Land erstrecken oder doch Neigung dazu haben. In letzter Beziehung ist die Bewegung zur Schaffung von Unterverbänden, eventuell von einem Landesverbande zur Haftpflichtversicherung zu erwähnen. In demselben Sinne — als Selbstversicherungsverband — ist auch der Bauunfallversicherungsverband, der sich ziemlich über das ganze Land erstreckt und dem sich einige siebzig Städte angeschlossen haben, aufzuführen, ferner der sich über das ganze Land erstreckende Giroverband der sächsischen Gemeinden, der hundertfünfzig Gemeinden umschließt. Ebenso gehört in einem engerem Sinne der nahezu

dreihundert sächsische Gemeinden umfassende Sparkassenverband des Königreichs Sachsen hierher.

Die außerordentliche Steigerung der Aufgaben der Gemeinden auf dem Gebiete der öffentlichen Gesundheitspflege, des Wohnungswesens, der Bodenpolitik, vor allem aber der Gemeindebetriebe und der Sozialpolpolitik macht es unmöglich, die einzelnen Zwecke der Gemeindeverbände aufzuzählen. Diese Steigerung der Aufgaben erfordert aber eine besondere Sorge für die Erhöhung der Leistungsfähigkeit der Kommunen. Man muß in der Gemeindeverwaltung vereinfachen und verbilligen. Dies kann in erster Linie durch Dezentralisation geschehen. Man braucht überall in den Gemeinden eine größere Berücksichtigung und Wertschätzung der Regeln der sogenannten Finanztechnik, eine weitere Stärkung der Gemeindefinanzen. Mit Recht ist in den erwähnten Verhandlungen in Annaberg betont worden, daß man weniger an Steuerreform als daran denken sollte, das Augenmerk auf die Frage einer weitsichtigen Bodenpolitik und eines Ausbaues der Gemeindebetriebe zu lenken. Aber neben diesen Mitteln wird ein besonderes Interesse die Erhöhung der Leistungsfähigkeit durch den Zusammenschluß mehrerer Gemeinden beanspruchen. Dies ist an genannter Stelle und auch sonst von vielen Seiten hervorgehoben worden.

Unter diesen Erwägungen war das gesetzgeberische Vorgehen in Sachsen begründet und zweckmäßig, wenn nicht unumgänglich. Preußen dürfte ihm bald folgen. Hier sind soeben zwei Gesetzentwürfe betreffend Zwangsverbände im allgemeinen und einen Zwangsverband Groß-Berlin veröffentlicht worden.

Geselligkeit, Geselligkeitsformen und Geselligkeitssurrogate

Von Carry Brachvogel-München

Wenn ein Leser durch den Titel dieses Essays irregeführt meint, daß ich etwa eine regelrechte, tiefsinnige Kultur- und Entwicklungsanalyse der Geselligkeit geben werde, so bitte ich ihn, meinen Aufsatz zu überschlagen. Ich werde mich nicht einmal mit einer vertifftelten Erklärung des Begriffs „Geselligkeit" aufhalten, denn wir alle wissen doch, daß Geselligkeit im höchsten und besten Sinn dort ist, wo freie Geister sich in Heiterkeit und dennoch durch eine anmutige Form gebunden, unbewußt aneinander verschwenden, bis aus dieser Verschwendung geistige oder kulturelle Werte entstehen, die, über den kleinen Kreis hinausreichend, allgemeiner Besitz, Nationalgut werden.

Heiterkeit, an die Form gebunden — aus den zwei Worten geht schon hervor, daß diese erlesenste Art der Geselligkeit vor allem in einem Land Europas geboren werden und heimisch werden konnte. Sie hat wohl einmal Abstecher ins Ausland gemacht, weilte vielleicht da und dort für ein Menschenalter, für das Menschenalter eines bestimmten Kreises. Heimatrecht hat sie aber fast nur in dem Land gehabt, in dem sie zur Welt kam, in Frankreich.

Keine andere Nation bringt so viel Vorbedingungen, so viel Talente für die Geselligkeit mit oder brachte sie wenigstens mit wie der Franzose, vor allem der Pariser. Lebhaft von Temperament, geistreich nicht nur im oberflächlichen Sinn, sondern mit einem Hirn begabt, das neue Ideen rasch und leicht ausstößt wie ein Funkenspiel, ist ihm die Form nicht ein Zwang, sondern ein Lebensbedürfnis. Dazu fehlt ihm der Sinn für jene Gemütszustände, die wir „gemütlich" oder „versonnen" nennen; allein, auf sich selbst beschränkt zu sein, ist ihm ein Greuel. Inbrünstig hat er sich von jeher zu dem Wort bekannt: „Die schlechteste Gesellschaft läßt dich fühlen, daß du ein Mensch mit Menschen bist". Und weil er eben im stärksten Sinn ein „animal sociable" ist, hat ihm die schlechte Gesellschaft der Kneiptische nie genügt, hat er, kaum daß ein richtiges Frankreich zurecht gezimmert war, sich gleich nach einer guten Gesellschaft und einem passenden Versammlungslokal für sie umgetan. So entstand, was heutzutage die einen mit Entzücken und Ehrfurcht, die meisten aber mit Geringschätzung und Hohnlächeln betrachten, so entstand — der Salon.

Man darf nun freilich nicht etwa glauben, daß Frankreich gleich in lauten Jubel ausgebrochen wäre, als zum Beginn des siebzehnten Jahrhunderts die ersten Salons nach moderner Art, die Salons der Précieusen erstanden, allen voran der berühmte Salon der Herzogin von Rambouillet. Die vornehmen Damen, die da ihre literarischen Zirkel abhielten und Schokolade dazu tranken (was damals als äußerst distinguiert galt), wurden weidlich ausgelacht und verhöhnt; unvergängliche Dokumente solchen Spottes hat ja Molière in seinen „Femmes savantes" und „Précieuses ridicules" hinterlassen. Die Précieusen waren zunächst dasselbe, was bei uns vor etwa zwanzig Jahren die Frauenrechtlerinnen waren, und man kann die gelehrten Damen noch heute glücklich preisen, daß es in Paris zur Zeit Heinrichs des Vierten und Ludwigs des Dreizehnten noch keine Presse gab. Das Hotel Rambouillet und seine Salonprovinzen wären sonst nie aus den Spalten der Witzblätter geschwunden . . .

Die Blütezeit der französischen Geselligkeit fällt aber doch erst in das achtzehnte Jahrhundert, und zwar, wenn man so sagen kann, in den französischen Vormärz, in die Zeit, da die großen Menschheits- und Umsturzgedanken der Revolution noch nicht wie Sturmläuten die Welt durchbrausten, sondern da sie sich erst leise in den Köpfen zu regen begannen, von den Enzyklopädisten ausgedacht und niedergeschrieben wurden. Es war gerade, als ob die alte Form, die alte Zeit schon das Wehen der neuen gespürt und sich in Trotz und Schmerz vor ihrem Scheiden mit den köstlichsten Kleinodien ihrer geistigen Traditionen

geschmückt hätte. Paris wimmelte damals von Salons, in denen nicht immer eine junge oder hübsche, aber stets eine geistreiche oder wenigstens geistig elegante Frau das Zepter führte. Und um diese Frau, gleichviel ob sie eine vornehme Dame war, wie die Marquise de Boufflers, oder die Tochter eines Kammerdieners, wie die Geoffrin, oder eine entlaufene Nonne, wie die Tencin, sammeln sich die ersten Geister Frankreichs, die Voltaire, d'Alembert, Grimm, die Akademiker, die Enzyklopädisten, Senatspräsidenten und Marschälle, kurz alles, was die Intelligenz des Landes darstellt. All diese Männer versammeln sich bei einer Frau, beugen sich willig nicht nur dem Zepter, sondern auch den Mannen dieser Frau, und diese freiwillige, bedingungslose Unterwerfung des Mannes unter die Frau ist ein weiterer mächtiger Faktor für den Glanz und den Reichtum des französischen Salons. Denn niemals kann ein Mann einen Salon haben oder beherrschen; immer muß Geselligkeit, ihre Pflanzung wie ihre Entfaltung den Händen und der Grazie der Frau überlassen bleiben.

So gewandt nun aber auch die Frauen, so bedeutend die Männer dieser Salons waren, so tun wir doch gut, sie nicht mit deutschem Gründlichkeitsmaßstab zu messen, dürfen nicht etwa glauben, daß man da beständig auf dem Kothurn herumspazierte, unablässig eigenen Geist von sich gab und Geist der andern dafür einschluckte. In sehr vielen dieser Salons, wo eine noch junge Hausfrau nicht nur gelehrte und berühmte, sondern auch junge Leute um sich versammelte, wurde getanzt, Maskerade und Pfänderspiel arrangiert, nach allen Regeln der Rokokokunst geliebelt und geliebt. . . . Der Reiz dieser Salons war eben ihre Buntfarbigkeit, lag eben darin, daß die eine ihn zum ausschließlichen „bureau d'ésprit", die andere ihn nebenbei noch zum Naschmarkt kleiner Schwächen und Eitelkeiten gestalten konnte. Erlaubt war, was gefiel — und alles gefiel, was menschlichen Inhalt in eine anmutige Form goß. Gewiß, die Menschen dieser Geselligkeit waren im Innern nicht anders wie die Menschen heutzutage, aber die gute Form, die ihnen festsaß wie die Haut, ließ keine üble Eigenschaft in verletzender Härte durchdringen, gestaltete ihre Zusammenkünfte immer aufs neue zu einem Fest. Gemütseigenschaften verlangte keiner vom andern, denn diese klaren Köpfe wußten ganz genau, daß Gemüt mit der Geselligkeit gar nichts zu schaffen hat. Als Fontenelle erfuhr, daß die Tencin, bei der er dreißig Jahre lang jeden Mittwoch gespeist hatte, gestorben sei, sagte er gelassen: „Ei, ei, da werde ich in Zukunft am Mittwoch bei der l'Espinasse dinieren". Wohl lasen in diesen Salons die Enzyklopädisten ihre Werke im Manuskript vor, aber man verschmähte auch nicht, sich mit Sensationen und Klatschgeschichten höherer Ordnung abzugeben. So z. B. rissen sich alle diese Salons um ein Manuskript, das Rulhière, der französische Botschaftsattaché in Petersburg, über den Tod oder richtiger über die Ermordung des Zaren Peter des Dritten, verfaßt hatte; man darf ohne weiteres annehmen, daß es nicht historischer oder politischer Forschungstrieb war, der die Pariser Salonwelt so gierig machte nach Rulhières Tagebuch, sondern einfach die Sensationslust, die

Neugier, etwas von den Dessous einer zarischen Ehe und zarischer Todesmöglichkeiten zu erfahren.

Im Laufe von hundert oder hundertfünfzig Jahren veränderte sich dann allmählich das Wesen des französischen Salons, der französischen Geselligkeit, wenn auch die Außenseite immer noch die gleiche blieb. In den Salons der Précieusen war man nicht nur geistreich, literarisch, sondern auch gesellschaftlich-pädagogisch gewesen. Im Hotel Rambouillet hatte man nicht nur die verwilderte Dichtung, sondern auch die verwilderten Umgangsformen einer durch die letzten Valois und lange Bürgerkriege entsittlichten und verrohten Gesellschaft wieder zu feiner Gebundenheit, zu den Regeln der Courtoisie und des guten Tones herangezogen. In den Salons unter Ludwig dem Vierzehnten, der Regentschaft und auch zum Teil noch unter Ludwig dem Fünfzehnten trug die höhere Geselligkeit vorwiegend den Stempel des Literarischen, wobei jedoch politische Kulissenschiebereien nicht ausgeschlossen blieben. Diese Salons, die sozusagen auf den Zukunftsgedanken der Dichter und Enzyklopädisten aufgebaut waren, halten mit diesen Zukunftsgedanken gleichen Schritt. Sobald die Gedanken anfangen, aus den Büchern hinauszuschreiten in die Wirklichkeit, sich in soziale und innerpolitische Taten umzusetzen, wandelt sich auch der Salon, und die Geselligkeit trägt nun den Stempel des Sozialismus, d. h. das allgemeine Interesse der Salons bewegt sich nun um die großen Veränderungen, denen Frankreich entgegengeht. Einer der ersten dieser Salons ist der Salon der Frau des Finanzministers Necker, deren berühmte Tochter, Frau v. Staël, schon wenige Jahre später eine Königin der Geselligkeit sein wird, bis dann unter den Trümmern des zusammenkrachenden Königtums auch der echte Pariser Salon, die echte französische Geselligkeit verschüttet wird. Man hat sie später zwar wieder ausgegraben und zu einem Scheinleben galvanisiert, aber das rechte Leben ist es nicht mehr gewesen. Die Herrschaft der Frau war unwiderbringlich dahin. Man huldigte ihr wohl noch, aber man gehorchte ihr nicht mehr, und das Wort, das vom König galt, galt auch von ihr: „Sie herrscht, aber sie regiert nicht".

Was war's nun mit der deutschen Geselligkeit während der Keim-, Blüte- und Verfallzeit des französischen Salons? Wo ist sie geblieben? Welche Werte hat sie geprägt? Die Fragen lassen sich nicht mit zwei Worten beantworten. In der Zeit freilich, da die französische Geselligkeit ihren Scheitelpunkt erreicht hatte, ist in Deutschland nichts davon zu spüren. Die Duodez-Souveräne und ihr Hof imitieren natürlich, sofern sie Geld haben, Versailles, Paris so gut wie möglich. Eine Geselligkeit, eine wirkliche deutsche Geselligkeit ist aber niemals dabei herausgekommen. Ein bleibendes Malzeichen, daß es auch in Deutschland Geselligkeit gab, ist uns erst in der Zeit geworden, als die französischen Salons schon verfielen, ist uns seltsamerweise gerade in der Stadt geworden, die wir neuerdings gern als die große Barbarin, die Heimat aller Unkultur verschreien — in Berlin. Die Berliner Salons am Ende des achtzehnten und zu Beginn des neunzehnten

Jahrhunderts, deren feinste Frauenerscheinung Rahel Lewin war, diese sogenannten ästhetischen Berliner Salons, in denen sich um scharmante und kluge Frauen Gelehrte und königliche Prinzen, Künstler, Minister und Weltreisende drängten, diese Salons sind fast die einzigen, deren Bedeutung über den Tag hinausreichte. Es ging den Berliner Salons übrigens ganz ähnlich wie einst den Salons der Précieusen. Warf man jenen ihre Schokolade und ihre Literaturreformen als Affektation vor, so hänselte man diese ob ihrer frugalen Butterbrote, ihres Bildungshungers und ihrer Lust an philosophischen Disputaten. Selbst Heine, auf den Rahel Lewin einen tiefen Eindruck gemacht hatte, konnte sich neben andern Ironien nicht die Verse versagen:

„Verlaß Berlin mit seinem dicken Sande
Und dünnen Tee und aberwitzigen Leuten,
Die Gott, die Welt und was sie selbst bedeuten,
Begriffen längst mit Hegelschem Verstande."

Es liegt nun nahe und ist interessant, die Frage aufzuwerfen, warum Deutschland keine wirkliche Geselligkeit gehabt hat, und sie ist selbstverständlich auch schon des öfteren aufgeworfen worden. Man hat sie dann auch immer sehr fix beantwortet: „Ja, Deutschland war eben doch immer ein zerrissenes und ein armes Land, wie hätte es da zu einer wirklichen Geselligkeitstradition kommen sollen?!" Das ist wohl richtig, stimmt aber doch nur zum Teil. Schließlich sind wir nun seit mehr als einem Menschenalter groß, mächtig und reich, — aber von einer Geselligkeitskultur ist weniger denn je die Rede. Oder vielmehr, es ist wohl die Rede von ihr, denn immer wieder wird über Geselligkeit gesprochen, geschrieben und gejammert, freilich mehr über ihren Mangel als über ihr Vorhandensein. Der Grund unseres Mangels an Geselligkeit muß also noch anderswo wurzeln als in wirren politischen und engen finanziellen Verhältnissen. Er wurzelt auch anderswo, und zwar zunächst in der Natur des Deutschen.

Im Gegensatz zum Franzosen ist der Deutsche schwer beweglichen Geistes. Sein Hirn wirft Ideen nicht leichthin wie ein Funkenspiel auf, sondern gebiert sie in langer, schwerer Arbeit. Er ist gründlich im besten wie im überflüssigen Sinn; er ist nämlich auch da noch gründlich, wo Gründlichkeit unnütz, wenn nicht gar hinderlich wirkt. Kein anderes Volk der Welt hat je mit solcher Inbrunst, mit solcher Hingebung, mit solch märtyrerhafter Selbstverleugnung den großen Ideen der Menschheit nachgespürt, wie der Deutsche. Aber kaum ein anderes Volk hat auch eine so souveräne Verachtung der Dinge bewiesen, die an der Oberfläche liegen, der Dinge, die nicht in mühseliger Geistesarbeit, sondern mit ein bißchen Grazie ergründet sein wollen. Was nicht tief ist, ist für den Deutschen auch gleich oberflächlich, und wenn er erst einmal „oberflächlich" gesagt hat, ist das Verdammungsurteil schon gesprochen. Frau v. Geoffrin, die von den Philosophen ihres Salons immer als „mes bêtes" sprach, wäre in Deutschland ganz unmöglich gewesen. Kein Geisteshelos hätte eine Frau gelten lassen, die von Männern der Wissenschaft ungefähr „meine

Menagerie" sagte. Neben seiner Gründlichkeit ist der Deutsche aber auch durchaus kein „animal sociable". Er kann allein sein und er will allein sein. Die Sucht des Franzosen, um jeden Preis die Nähe eines andern Menschen zu spüren, ist ihm völlig fremd; der andere ist ihm zunächst nicht ein Kamerad, sondern eine Störung. Die Fliegenden Blätter haben vor Jahren einmal ein Bild gebracht, das nicht nur einen Witz, sondern ein Stückchen deutscher Psychologie darstellte. Das Bild zeigte ein weites Restaurant mit großen, runden Tischen. An jedem dieser Tische, die für zehn bis zwölf Personen Raum boten, saß ein Mensch, und man fror ordentlich, wenn man sich die Leere und Öde des Lokals vorstellte. Da trat ein neuer Gast ein, blieb entsetzt auf der Schwelle stehen, rief wütend aus: „Was, schon wieder alles besetzt?" und zog entrüstet ab. Menschen, die immer einen Tisch allein haben wollen, sind nicht zur Geselligkeit vorbestimmt . . .

Noch ein anderer Wesenszug des Deutschen ist es, der ihn von vornherein zur Geselligkeit wenig tauglich macht: der Deutsche ist ein Mystiker. Der Mystizismus aber macht ungesellig. Der Mystiker sucht keine Gesellschaft, sondern den Gott. Oder wenn er Gesellschaft aufsucht, dann ist es wieder ein Zirkel der Eingeweihten, der Gleichgesinnten, der übersinnlichen Freier. In solchen Zirkeln trägt jeder ein unsichtbares Erkennungszeichen an der Stirn, das nur dem Auch-Mystiker verständlich wird. Die Interessen, Ansichten und Worte des Profanen werden in mystischen Kreisen mit dem nachsichtigen Lächeln quittiert, das man für Kinder oder Schwachsinnige hat, — es liegt auf der Hand, daß solcher Art keine Geselligkeit entstehen kann, sondern nur ein Zirkel, in dem wieder der alte deutsche Kastengeist herrscht. Es ergibt keinen wesentlichen Unterschied, daß der Geist diesmal nicht vorschriftsmäßig Honneurs macht oder vor einem Würdenträger zusammenknickt, sondern sich mit Gesundbeten, Tischrücken und Geisterbeschwörung befaßt oder einem neo-neoromantischen Dichter in magisch beleuchteten, blumenbestreuten Zimmern absurde Huldigungen darbringt.

Im engsten Zusammenhang mit seiner mystischen steht auch die musikalische Veranlagung des Deutschen. Wen die geheimnisvolle Stimme, die in singenden und klingenden Tönen zum Menschen spricht, in ihr Tabernakel entboten hat, der ist für andere Weltlichkeiten verloren. Dem stärksten Mysterium anheimgegeben, hat er naturgemäß kein anderes Ausdrucks- oder Mitteilungsbedürfnis mehr als Musik. Die Bedeutung des Wortes, des an den Buchstaben gebundenen Gedankens, erscheint ihm lächerlich arm neben dem Weltchorus, der in Tönen zu ihm spricht. Darum gibt es einen Musikerhochmut, genau so wie einen Mystikerhochmut, und beide sind Feinde der Geselligkeit. Das hindert natürlich nicht, daß sogenannte musikalische Abende oder Tees, vorausgesetzt, daß die künstlerischen Kosten von Künstlern und nicht von Dilettanten bestritten werden, für die Erwählten eine wertvolle Sache sein mögen, aber eben nur für die Erwählten, die der klingende Gott zu sich berufen hat; mit der Geselligkeit, nach der heute so viel gerufen und gejammert

wird, haben sie wenig zu tun. Das große Geselligkeitstalent der Franzosen liegt sicher nicht zuletzt in ihrem gänzlich unmusikalischen Wesen begründet.

Zur Schwerflüssigkeit und Eigenbrödelei, zur Fähigkeit und Vorliebe für die Einsamkeit und zum Mystizismus kommen beim Deutschen noch zwei heftige Antipathien, die gegen alle Geselligkeit sprechen. Die eine dieser Antipathien heißt die Verachtung aller Form. Form ist für germanische Tiefgründigkeit nur allzulange ein Synonym für Oberflächlichkeit gewesen. Form, welcher Art sie auch sein mochte, machte ihn mißtrauisch, war dem Deutschen unbequem und darum verhaßt. Man muß nur selbst heute noch die umständlichen Vorbereitungen sehen und das Gestöhne hören, wenn der Deutsche sich ungezwungen gesellig benehmen oder den Frack anziehen soll. Der Frack! Die allerbescheidenste aller Formen, ja, die kaum den Namen der Form verdient, war durch Jahre, Jahrzehnte ein Schreckgespenst in jedem deutschen Haus. „Frack und weiße Binde" — wenn der Deutsche sie anlegen mußte, verging ihm alle Laune und alle Lust. Das Feierkleid hob seine Stimmung nicht, sondern machte ihn unfrei. Es ist noch gar nicht lange her, daß die englische Sitte, auch beim einfachen Familienmahl sorgfältig gekleidet zu erscheinen, bei uns als „spleenig" angesehen wurde. Bei uns zog man sich zum Essen nicht einen guten Rock an, sondern zuweilen den schlechten noch aus. . . .

Hand in Hand mit der Antipathie gegen die Form ging die zweite Antipathie: die Antipathie gegen die Dame. Die Dame war ungefähr dasselbe wie der Frack; sie bedrückte den Mann und raubte ihm die Laune. Die Erscheinung der Dame war ihm unangenehm, ihre geistigen Ansprüche erschienen ihm lächerlich, ihre gesellschaftlichen verdrossen ihn. Eine Dame beherrschte die Form und verlangte Form um sich her. Bei einer Dame gab's keine Gemütlichkeit, keinen abgeknöpften Hemdkragen und ähnlich anmutige Nuancen der Männlichkeit. Sich einer Dame zu fügen, sei es auch nur im Salon, wäre dem Deutschen herabwürdigend erschienen. Eine Dame — da nahm er Reißaus, vor ihrem Bezirk und ihrer Geselligkeit, bis er im Bezirk der Männer und der gemütlichen Männergeselligkeit ankam, beim Wirtshausleben.

Nun ist der Deutsche des zwanzigsten Jahrhunderts ja sicher ein ganz anderer Mensch als sein Vater und sein Großvater. Es gibt bei uns jetzt immerhin eine Anzahl von Leuten, die wissen, daß Form nicht Ziererei, sondern Feinheit ist; und die Dame, die noch in den achtziger Jahren dank der großen Woge des Naturalismus sowohl in der Literatur wie im Leben eine verfemte Existenz führte, die Dame, oder was man dafür hält, erfreut sich jetzt, hauptsächlich in Ästhetenkreisen, einer gewissen Beachtung. Und da somit gewissermaßen die Vorbedingungen zu einer Geselligkeit höherer Art gegeben scheinen, sind auch schon die Reformer eifrig am Werk, um das flaue bißchen Geselligkeit, oder sagen wir lieber, um die Einladungen, die wir haben, zu verbessern, zu heben und ihnen ein geistiges Gepräge zu geben. Diese Vorschläge sind sicher alle sehr gut gemeint, beweisen aber fast allesamt, daß

die Reformer vom Wesen der Geselligkeit gar keine Ahnung haben. Die einen kommen mit der alten deutschen Ernsthaftigkeit an, sind Gelehrtensnobs und bilden sich ein, daß Geselligkeit da entsteht, wo zwei Professoren drei Stunden lang sich über „das Geistesleben auf Island" oder ein ähnlich populäres Thema unterhalten und die Umsitzenden ihnen notgedrungen und gelangweilt zuhören. Oder sie meinen Geselligkeit zu erzeugen, wenn sie hundert Personen, darunter zwanzig Berühmtheiten kunterbunt in einen Raum zusammensperren und jedem Nichtberühmten schon an der Tür verzückt zuflüstern: „Der und der ist auch da ... Wir erwarten auch die und die." Vor allem aber will der Gründlichkeitsmeier zum Heil der Geselligkeit jede Diskussion über Persönliches vermieden wissen, denn Persönliches nennt er Klatsch, und Klatsch ist für ihn immer ein niedriges, bösartiges Altweibergeschwätz, das zum Strickstrumpf und zur Kaffeetasse gehört. Daß in den berühmten Pariser Salons, wie ich schon vorhin sagte, auch der Klatsch, d. h. Interesse und Neugier für Menschliches und Allzumenschliches, immer rege war, daß in einem geistreichen und vertieften sogenannten Klatschgespräch zehnmal mehr Psychologie, menschliche Teilnahme und Blutwärme stecken kann, als in einem gelehrten Wälzer, ist ihm nicht beizubringen. Auch der Wechsel der Gesprächsthemen verdrießt den Gründlichkeitsreformer. Man soll „bei der Stange bleiben", um „etwas zutage zu fördern", und wie die Redensarten lauten, bei denen jedem die Haut schaudert, der von Geselligkeit nur eine Ahnung hat. Es ist immer so, als ob man bunten Schmetterlingen raten würde, Somatose oder Emmenthaler Käse herzustellen ...

Die ästhetischen Reformer versuchen es auf einem andern Wege. Sie wollen den stilvoll dekorierten Raum, das eigenartige Gewand, Beleuchtungs-, Gruppierungs- und Parfümeffekte zu Hilfe rufen, um die Geselligkeit zu heben. Ellen Key, die vor einigen Jahren mit einem Vortrag über Geselligkeit reiste, versuchte einen Kompromiß zwischen Gründlichkeit und Ästhetik mit einem kleinen Einschlag von „zurück zur Natur", d. h. zur Einfachheit, und sie brachte höchst eigenartige Vorschläge an den Tag. Sie rühmte z. B., daß ein Professor sein Zimmer mit blauen Tüchern behängt, rundum Photographien des Straßburger Münsters aufgestellt und seinen Gästen über das Straßburger Münster vorgelesen habe. Sie rühmte ferner gesellige Veranstaltungen in ihrer Heimat, bei denen junge Leute das Nationalkostüm trugen, Heimattänze aufführten und Wasser dazu tranken, weil sie alle Temperenzler waren. Sie sprach von Studenten, die Kommilitonen einluden, um ihnen Märchen zu erzählen, und was derlei rührend welt- und geselligkeitsfremde Dinge mehr sind; denn es wird wohl niemand ernsthaft glauben, daß es Geselligkeit vorstellt, wenn man über das Straßburger Münster vorliest, Nationaltänzen zusieht oder Märchen hört.

Noch andere meinen, unsere Geselligkeit leide unter dem allzu großen Luxus, den man ihr aufbürdet, und verweisen auf die einst so vielverlästerten, armen Butterbrote der Berliner Salons. Andere wiederum vertreten die ent-

gegengesetzte Meinung, sehen in menschenreichen Veranstaltungen mit lukullischer Bewirtung und etlichen künstlerischen Produktionen Ziel und Heil aller Geselligkeit.

Bei so viel gutem Willen scheint es fast unbegreiflich, daß wir immer noch keine Geselligkeit haben — scheint es aber nur. Ließe sich Geselligkeit einführen wie eine neue Steuer oder eine neue Sektmarke, so besäßen wir sie längst. Aber sie läßt sich nicht von heute auf morgen einführen, sondern bedarf, wie jede Kulturerscheinung, einer langsamen, sorgsam gehüteten Entwicklung.... Darum werden wir in Deutschland überhaupt keine Geselligkeit höheren Stils mehr bekommen, denn unser Jahrhundert ist nicht nur in Deutschland, sondern auch anderwärts jener Geselligkeit, die ich um ihrer Vorbildlichkeit willen „klassisch" nennen möchte, abhold. Alle möglichen Errungenschaften der Moderne, die wir mit Recht als Fortschritt empfinden, bedrängen die zierliche Rokokodame Geselligkeit mehr und mehr, daß ihr der Atem versagt. Und auch andere Merkmale der Neuzeit, die wir vielleicht nicht als durchaus rühmlich empfinden, sind einer Geselligkeit klassischen Stils durchaus hinderlich. Zu den letzteren gehört ein gewisser Amerikanismus, der im neuen Deutschland mehr und mehr um sich greift und der gerade für die Geselligkeit mörderisch ist. Es ist ja schließlich selbstverständlich, daß in Millionenstädten gesellige Veranstaltungen gleich einen Monstrecharakter annehmen, aber es ist beinahe ebenso selbstverständlich, daß hundert oder hunderte von Menschen, die man kunterbunt zusammenlädt, wohl ein glänzendes oder künstlerisches Bild, nimmermehr aber eine edle Geselligkeit darstellen können. Die Bewirtung dagegen, auf deren Reichtum oder Einfachheit so verschiedenartig Wert gelegt wird, scheint mir nebensächlich, war es auch immer: bei der Marschallin d'Estrées, einem berühmten Salon der Regentschaft, bekamen die Gäste eines Abends überhaupt nichts zu essen, weil der Butterhändler sich geweigert hatte, der Frau Marschallin länger Kredit zu geben, wogegen Frau v. Staël, die Millionärin, auf fürstlichem Fuß lebte. Aber weder die Ärmlichkeit der einen noch der Luxus der andern hat die Geselligkeit unterbunden, weil es einem geistig angeregten Kreise eben gleichgültig ist, was und wie er speist.

Neben dem Amerikanismus kommen zwei weitere Errungenschaften der Neuzeit gegen die Geselligkeit in Betracht: der Sport und das Reisen. Wer irgend kann, verbringt heute, gleichviel ob Sommer oder Winter, seine Zeit draußen im Freien; mit Rad, Rodelschlitten, Skiern oder Tennisschläger enteilt er dem Bezirk der zierlichen Rokokodame, die nur im geschlossenen Raum, am behaglichen Kaminfeuer ihre artigen Künste spielen lassen kann. Und wie könnte eine harmonische Geselligkeit entstehen bei einer Gesellschaft, die, kaum vom Sommeraufenthalt heimgekehrt, schon wieder an Winter- und Frühjahrsreisen, also an häufigste Entfernung von Geselligkeitsmöglichkeiten denkt! Denn die sattsam bekannte „reizende Reisegesellschaft", die Réunions in Kurhäusern oder das Zusammensitzen in den Halls moderner Hotelpaläste wird wohl kein ernsthafter Mensch als Geselligkeitsformen ansehen.

Mehr aber noch als Amerikanismus, Sport und Reiselust erwürgt die stetig fortschreitende, immer leichter zugänglich werdende Bildung die klassische Geselligkeit. Das klingt barock, vielleicht sogar albern, erweist sich aber bei näherer Betrachtung als richtig. Wenn Voltaire, d'Alembert, Grimm, Benjamin Constant usw. in unseren Tagen lebten, so würden sie sicher ihre Dichtungen, Philosophien und Romane nicht im Hause einer ältlichen Dame vor einem kleinen Auditorium vorlesen, sondern sie ließen sich von einem smarten Unternehmer zu einträglichen Vortragsreisen verpflichten. Und wenn ein Diplomat heutzutage ein wertvolles Geheim-Tagebuch besitzt, das er durchaus nicht geheim halten will, so findet er ein halbes Dutzend Revuen, die sich um das Manuskript reißen . . . Die geistreichsten Leute der Nation sagen dem Zuhörer vom Katheder oder von der Redaktion aus in Wort und Schrift, was von allen Dingen der Welt zu denken und zu halten sei. Er, der Zuhörer, braucht gar nichts zu tun, sich nicht mit Abfassung einer eigenen Meinung oder gar deren Stilisierung zu plagen. Er braucht nur sein Eintrittsgeld zu zahlen, ja unter Umständen nur die Tasse Kaffee im Kaffeehaus, zu der er die Zeitungen und Zeitschriften gratis geliefert bekommt. Er braucht sich nur hinzusetzen, zu hören oder zu lesen, und wird mit Anregungen, Meinungen und Kontroversen einfach genudelt. . . . Da die Geselligkeit alten Stils oder vielmehr ihre Anregungen solcher Art parzelliert und in die Öffentlichkeit geschleudert worden sind, scheint es mir unmöglich, daraus je wieder ein harmonisches Ganzes zusammenzuschweißen. Ich kann mir einfach nicht vorstellen, daß Sportsleute, Weltbummler, vielbeschäftigte Journalisten, Gelehrte und Vortragsreisende, daß ein mit allen Bildungsreizen überfüttertes Publikum wieder zu der Gebundenheit des Salons und seiner Geselligkeit zurückkehren sollte. Es kann es um so weniger, als die parzellierte Geselligkeit eben gerade für stark arbeitende Menschen äußerst bequem ist.

Nun wäre es unrecht, wenn man bei einer Betrachtung über Geselligkeit eine spezifisch moderne Form der Geselligkeit übersehen wollte — den süddeutschen Fasching. Man kann über seine Moral denken, wie man will, aber man kann nicht leugnen, daß auch seine heiteren Vereinigungen Werte geschaffen haben, die über den Tag hinaus leben. Wenn er natürlich auch keine selbständige, geistige Tat bedeutet, wenn auch kein Mensch je daran denken wird, ein Masken- oder Künstlerfest als Ersatz für den Salon zu betrachten, so darf man doch nicht übersehen, daß er unsere Zeichner, unsere Dichter, unsere Mode, ja unser Wirtschaftsleben inspiriert und beeinflußt hat, und darum muß er eigentlich als die einzige originelle Geselligkeitsform oder, wenn man will, das einzig originelle Geselligkeitssurrogat bezeichnet werden.

So sind denn die Aussichten auf eine Wiedergeburt der Geselligkeit sehr gering, denn die erlesene Geselligkeit, die wir gern haben möchten, die echte Tochter des achtzehnten Jahrhunderts, ist nur mehr ein schöner Leichnam, dem alle Reformvorschläge ebensowenig zu neuem Leben verhelfen werden, wie sämtliche

Vasen-, Schlangen-, Gesten-, Pantomimen- und Stiltänzerinnen der Tanzkunst neuen Odem einhauchen können. Schließlich hat das neue Deutschland auch wichtigere Dinge zu denken als das Wesen der Geselligkeit, und immer noch leuchtet uns das faustische Wort voran oder sollte uns wenigstens voranleuchten:

„Zu neuen Ufern lockt ein neuer Tag!"

Wenn auf unserer Fahrt zu den neuen Ufern ein zitterndes Kerzenflimmern zu uns herleuchtet, uns die graziöse Silhouette der schmachtenden l'Espinasse oder der schwermütigen Rahel zeigt, dann wollen wir still das Haupt senken und ein wenig träumen von der schönen Zeit, da sie noch lebten. Aber über all dem Träumen dürfen wir das neue Ufer nicht vergessen, das nicht von Kerzen, sondern von elektrischen Bogenlampen beleuchtet liegt, und an dem das Leben unserer Zeit sich in tausend Gestalten drängt. Dort gilt es ganz andere Schlachten zu schlagen als die anmutige Geistesschlacht eines Salons und um höhere Werte zu ringen als um den der Geselligkeit.

Goldlagerstätten auf deutschem Boden

Von Dr. Emil Carthaus-Halensee

Herodot sagt (III 106), daß bei der ungleichen Verteilung der Güter und der Schätze des Bodens die schönsten Erzeugnisse den Enden der Welt zuteil geworden seien. Dieser Ausspruch ist nicht bloß auf ein trübes, der Menschheit innewohnendes Gefühl begründet, daß das Glück fern von uns weile, sondern, was die Schätze des Bodens angeht, namentlich aber Gold und Silber, so erschien zu des großen griechischen Historikers Zeit der Boden der Kulturländer Europas deshalb so arm daran, weil bei der uralten Vorliebe selbst wenig zivilisierter Völker für das glänzende weiße und gelbe Metall dieses dort überall an oder nahe der Erdoberfläche schon sozusagen ausgebeutet und unter den Händen des Menschen zu einem nicht geringen Teile sogar bereits wieder verloren gegangen war. — Auch Europa hat sein Kalifornien gehabt, und zwar auf der Pyrenäischen Halbinsel, wo sowohl die alten Phöniker als später die Römer unglaublich große Ernten an Gold gehalten haben müssen; und auch verschiedene von den Landstrichen, in welchen sich Kelten und Germanen nach der Jahrhunderte währenden großen arischen Wanderung niederließen, waren vordem enorm reich an Gold. Ich nenne hier nur den Süden Frankreichs, aus dessen Gallia comata genanntem Teile Claudius als Triumphator eine Krone von Gold im Gewicht von 9000 Pfund erhielt. Zu den Goldreichtümern des alten Roms, wo in der Kaiserzeit goldene Trinkgefäße bei den Bürgern allgemein in Gebrauch waren

und Poppäa, Neros Gemahlin, ihre Maultiere mit dem gelben Edelmetalle beschlagen ließ, haben zweifellos auch die Gegenden der nördlichen Barbaren von Kolchis und Pannonien bis hin zum Rheine einen ansehnlichen Beitrag geliefert. Noch zur Zeit des Mittelalters lieferte der Boden von Zentraleuropa erstaunlich große Mengen an Gold, und zwar in Landstrichen, in denen man heute meistens vergeblich selbst nach Spuren des edlen Erzes sucht. So schätzt Hajek auf Grund zuverlässiger Angaben die Goldausbeute der Umgegend von Eule bei Prag während des Jahres 1363 in ihrem Werte auf nicht weniger als 1500000 Goldgulden, und nach den vortrefflichen Darstellungen von Reißacher zog die erzbischöfliche Kammer zu Salzburg von 1538 bis 1562 von den Goldfeldern in der Umgegend des Wildbades Gastein, denen die Taurisker bereits große Mengen von Edelmetall entnommen haben müssen, als die reichen Goldwäschen an der Salzach schon erschöpft waren, jährlich an Rente allein 80000 Goldgulden. Der jährliche Ertrag des Goldgebietes an der Nordseite der hohen Tauern auf der salzburgischen Seite soll mit 1468000 Gulden und der auf der südlichen Kärnthener Seite mit 5130000 Gulden nicht zu hoch geschätzt sein. Fürwahr, auch das alte Europa hat seine Dorados gehabt, aber die ungezählten Tausende, ja Hunderttausende geschäftiger Menschen, die in der Jahrhunderte Verlauf in ihm nach dem kostbaren und so begehrten Edelmetalle gesucht, haben seinen Boden schon verhältnismäßig früh fast gänzlich erschöpft, abgesehen nur von Ungarn und Siebenbürgen, zwei Landgebieten, die auch noch in unseren Tagen einen immerhin nennenswerten Beitrag zur gesamten Goldausbeute der Welt geliefert haben.

Was nun das Vorkommen von Gold in deutscher Erde, soweit heute das schwarz-weiß-rote Banner über ihr weht, betrifft, so hat sich auch diese nicht ganz so arm an dem gelben Edelmetalle gezeigt, wie man heute, wo der Bergbau schon seit geraumer Zeit deutschen Golderzen keine Beachtung mehr schenkt, allgemein annimmt. — Zwar möchte ich nicht glauben, daß Gebiete unseres Deutschen Reiches dabei in Frage kommen, wenn Herodot von Gegenden an der damals angenommenen Nordgrenze von Europa spricht, deren Goldreichtum zu seiner Zeit am Mittelmeere gerühmt wurde. Meiner Ansicht nach handelt es sich hierbei nur um das Gebiet des goldreichen Uralgebirges, aus dem nachweislich schon sehr früh Gold auf dem Handelswege bis zum Pontus gekommen ist. Aber dennoch können unsere Altvordern Germaniens Boden nicht so arm an dem edlen Metalle gefunden haben, wie man wohl anzunehmen versucht sein könnte. Zwar erfahren wir durch die römischen Schriftsteller, soweit mir bekannt ist, nichts von irgendwelchem nennenswerten Besitze an Gold, den die Cimbern und Teutonen mit sich führten, als sie in Italien einfielen, wogegen die Gallier, als sie im Jahre 390 v. Chr. vor den Toren der alten Roma erschienen, zum Teile schon goldgeschmückte Wehr und Waffen trugen. Gold, verwendet zu Zieraten und Gefäßen, zum Schmucke von Geräten und Waffen, ja selbst zu Würfeln, spielt aber in der Mythologie und den ältesten Sagen

unseres Volkes eine so große Rolle, daß wohl kaum anzunehmen ist, unsere Urahnen hätten, als sie Germaniens Boden in Besitz genommen, diesen nicht stellenweise ziemlich reich an dem gelben Edelmetalle gefunden. Ich erinnere hier an die Sagen vom Rheingold, vom Nibelungenhort und an das viele „rote" Gold der alten deutschen Heldensage. Uralt ist auch die Goldschmiedekunst in Deutschlands Gauen mit ihren Altmeistern Mimir und Wieland und den in ihr so geübten Gnomen und Zwergen.

Verlassen wir aber das Reich der noch von deutscher Urwaldluft durchwehten heimischen Sage und halten wir uns an mehr Greifbares und Bestimmtes, wie es uns die Wissenschaft von heute und die sicher verbürgte Geschichte an die Hand gibt!

Vor einiger Zeit erregte die durch die Zeitungen gehende Mitteilung allgemeines Erstaunen, daß in dem unwirtlichen Gebirge der Eifel, nicht weit von dem „Hohen Venn" unfern der Stadt Malmedy, Blättchen und Körnchen von gediegenem Golde in solcher Menge im Erdboden zu finden seien, daß sehr wohl an eine rentierende Ausbeutung derselben, selbst in größerem Maßstabe, gedacht werden könne. Da sich in der Zeiten Lauf bei uns der Gedanke, daß der deutschen Erde das Gold von der Mutter Natur gänzlich versagt sei, vollständig eingebürgert hatte, schüttelten selbst tüchtige Fachleute ungläubig den Kopf. Wenn man nun aber als Mann vom Fache nicht einseitig ist und sich in der Fremde mehr umgesehen hat, in Gebieten, worin noch heute ein rentabler Bergbau auf das gelbe Edelmetall und zwar in verschiedenen geologischen Formationen umgeht, dann muß man sich folgendes sagen: Ein neues Dorado, welches an Goldreichtum auch nur im entferntesten an die der anderen Erdteile heranreichen könnte, wird in unserem Lande nicht gefunden werden, da hier schon über tausend Jahre verständige und fleißige Bergleute überall geschürft haben, die alten goldführenden Massen- und Schiefergesteine nur in geringer Ausdehnung zutage treten und die als Träger und Begleiter des Goldes bekannten Eruptivgesteine der Tertiärzeit (Propylit, Andesit usw.) in Deutschland gänzlich fehlen.

In einzelnen Teilen unseres Landes tritt nun aber in allerdings nur verhältnismäßig kleinen Gebieten eine alte Schieferformation in Gestalt von Tonschiefern, Phylliten, Sericitschiefern, talkigen Schiefern usw. zutage, die früher an einzelnen Stellen selbst recht viel Gold geliefert hat, weniger wohl eingeschlossen in quarzreiche Erzgänge, als vielmehr in ihre Trümmergesteine, in diluviales oder auch alluviales Schwemmland. Hier und da bieten diese Schiefer vielleicht noch heute die Basis für einen recht gut rentierenden Bergbau, wenn auch nicht in großem Maßstabe; ja es würde mich gar nicht überraschen, wenn man an dieser oder jener Stelle im Gebiete jener goldführenden Schieferformation, namentlich aber dort, wo sie, wie in Niederschlesien, von Eruptiven der Melaphyrgruppe durchsetzt wird, in einiger Tiefe auf Gänge von sehr goldreichen Schwefel- und Arsenerzen stieße, deren Abbau vielleicht sogar

einen schönen Gewinn sicherte. Ist und bleibt nun aber der Bergbau schon an sich eine recht gewagte Sache, so kann man zu bergbaulichen Versuchen auf deutsches Gold nur Großkapitalisten ermutigen, die ihr Geld, wie man wohl sagt, à fond perdu geben können, um sich vielleicht eine ungeahnte, ziemlich reiche Geldquelle zu erschließen, vielleicht aber auch mit leeren Händen auszugehen und so nur für das allgemeine Interesse des Landes und der Wissenschaft ein Opfer gebracht zu haben.

Um nun auf die neuentdeckte Goldlagerstätte der Eifel zurückzukommen, so ist es jedenfalls interessant, daß dieses Vorkommen von Edelmetall die Aufmerksamkeit der Eifelbewohner schon in einer Zeit auf sich gezogen hat, von der uns die Geschichte keine Kunde mehr gibt. Das verraten die kürzlich auf dem nun so viel besprochenen Goldfelde entdeckten, uralten Waschhalden. Merkwürdig ist es dabei gewiß, daß vor Jahren auch die Überbleibsel einer altrömischen Wohnung in der dortigen Gegend zum Vorschein gekommen sind. Wissen wir doch, daß schon die Römer Bergbau oder doch Wäschereien auf Gold im Gebiete des Rheines betrieben haben. Nach dem, was aus den fast durchgehend zu wenig sachlichen Zeitungsberichten aus der Eifel zu ersehen ist, findet sich das neu entdeckte Gold bei Malmedy bezw. südöstlich von dieser Stadt bei den Ortschaften Ivelbingen, Montenau, Faimonville und Niederemmels in Trümmergesteinen, in Konglomeraten des untersten Devons, in Schichten, welche die deutschen Geologen zu dem sogenannten Taunusquarzite rechnen, die französischen und belgischen aber als Gedinnien bezeichnen. Diese geologische Etage setzt sich hauptsächlich aus sandsteinartigen oder quarzitischen Gebilden und daneben aus dunklen rötlichen oder grünen Schiefern zusammen. Jedenfalls haben in der Gegend von Malmedy die Quarzitphyllite des Hohen Venn das Material zu den Taunusquarziten geliefert.

Der Taunusquarzit tritt, wie schon sein Name sagt, nicht nur auf der linken, sondern auch auf der rechten Seite des Rheines am Taunus auf; es ist gewiß höchst interessant, daß er sich auch hier und zwar, soweit bis heute bekannt, im Osten von Wiesbaden goldführend zeigt, wobei er auch im oder am Taunus als ein Trümmergestein hervortritt, das aus den ältesten, den Kern des Gebirges bildenden Sericitgneißen, Sericitschiefern und Phylliten hervorgegangen zu sein scheint. Im Taunus oder vielmehr an dessen südlichem Gehänge schließt nun aber nicht nur der eigentliche Taunusquarzit, sondern auch die ältere Schieferformation Gold in sich ein, und zwar in den massenhaft in ihr vorkommenden Schnüren, Knollen und Linsen von Quarz.

Auf das Gold des Taunus hat zuerst der Fürstlich Hessen-Darmstädtische Kammerrat P. E. Klipstein, welcher, nebenbei bemerkt, auch Mitglied der Naturforschenden Gesellschaft in Berlin war, aufmerksam gemacht, und zwar in seinem im Jahre 1782 erschienenen „Mineralogischen Briefwechsel". Der eigentliche Entdecker des gelben Edelmetalls am Taunus war hiernach ein fremder Bergmann, welcher sich zu einer Kur nach Wiesbaden begeben hatte und während

seines Aufenthalts daselbst die Umgegend der Ortschaft Nordenstadt durchstreifte. Klipstein berichtet über das Goldvorkommen daselbst u. a. folgendes: „Nach einigem Schürfen wurden Quarzgeschiebe erhalten, welche einen russischen (rußigen?) Mulm mit metallischen Blättchen eingesprengt enthielten. Die erste Probe hiervon im kleinen nach einer nicht hoch getriebenen Sicherung gab 3 Mark Silber. Mehrere dieser Schliche, welche in Menge zu haben waren, da sie allenthalben in Nieren zwischen dem talkigen Letten und Schiefer steckten, gaben 6, 8, 10, 18 Lot im Zentner Schlich. Der Schlich aus 4 Pfund schwer Gewicht dieser Nieren gab wenig Silber, aber $^1/_8$ Dukaten schwer Gold. Nach einer Mittelzahl vieler Proben kam ein Gehalt heraus von 10 Lot Silber, darinnen gegen 1 Dukaten Gold auf den Zentner Schlich. Ein sich beständig bleibender, gleicher Gehalt erschien aber nie." In heute üblicher Weise umgerechnet ergibt sich, da der Schlich aus 4 Pfund des Quarzes $^1/_8$ Dukaten an Gold lieferte, also 0,43175 Gramm, daß die Tonne (von 1000 Kilo) Quarz nicht weniger als 216 Gramm Gold enthielt. Da ferner als Durchschnittsgehalt vieler Proben ein Gehalt von 1 Dukaten für 100 Pfund Schlich festgestellt wurde, so schloß die Tonne 69 Gramm Gold in sich. Bemerkenswert ist in dem Klipsteinschen Berichte noch folgende Stelle: „Aus der Dammerde (einem talkigen Ton mit Quarzstücken) ragen hier und da starke Geschiebe von Felsblöcken von 2 bis 3 Schuh Höhe, bestehend aus Quarz und Spat, hervor. Ein durch das Quarzgestein getriebener Versuchsstollen verschaffte von jenen Nieren genug. Erst im vierzigsten Lachter wurde das Gebirge mehr fest und die Lagen mit Nieren mehr Trümmern ähnlich. Der Gneiß (Sericitgneiß?) fiel in das Graugrünliche, doch schloß sich das Gebirge selbst bei 60 Lachter Tiefe noch nicht völlig, und das Ganggestein lag bald schwebend, bald saiger. Zuletzt traf man eine Menge Schwefelkies und einen Trumm talkigen Gesteins. Da nun ein Luftloch mit ansehnlichen Kosten hätte vorgeschlagen werden müssen und man bei allen diesen Anzeichen noch keinen vollkommenen Gang getroffen hatte, so unterblieb die Fortsetzung dieses Versuches. Die in den Quarznieren eingesprengten Erze hatten teils Ähnlichkeit mit Fahlerz (einer Schwefelverbindung von Kupfer, Silber sowie anderen Schwermetallen mit Antimon oder Arsen), teils mit Bleiglanz; teils waren es gelbe Kiesfunken. . . . Es ist immer eine schwere Sache, in einem Gebirge, worin noch nie Bergbau betrieben worden ist, auf Entdeckungen auszugehen. Die ersten mißratenen Versuche dienen meist bloß dazu, den künftigen die Wege zu weisen." Hiernach ist es eigentlich schade, daß man sich später in bergmännischen Kreisen wenig mehr um dieses Goldvorkommen gekümmert hat. Als vor etwa fünfzehn Jahren eine kleine Gewerkschaft (Friedrich-Wilhelm) mit sehr beschränkten Mitteln zwischen den Dörfern Breckenhain und Wildsachsen Schürfungen unternehmen wollte, wurde die Mutung von der Bergbehörde nur verliehen auf eine Befürwortung des durch sein vortreffliches Werk über die Goldfelder von Transvaal bekannten Geh. Bergrates Schmeißer. Da das tiefste der bei diesen Explorationsarbeiten niedergebrachten

Schächtchen nur eine Teufe von 32 Meter erreichte, während sich der Klipsteinsche Bericht schon auf eine solche von 40 Meter bezieht, so kann man diesem Versuche keinen besonderen Wert beimessen.

Ein Goldvorkommen, welches für den Osten unseres Landes sogar einmal von großer volkswirtschaftlicher Bedeutung gewesen, aber heute ebenfalls sozusagen gänzlich in Vergessenheit geraten ist, ist das von Niederschlesien. Zu welcher Zeit hier die Ausbeutung des Goldes, das größtenteils aus diluvialen Ablagerungen und nur bei Goldberg und Nicolstadt durch den Abbau von einzelnen Erzgängen im älteren Gebirge gewonnen zu sein scheint, ihren Anfang genommen hat, wissen wir nicht, und ebensowenig ist es zu ersehen, wo und durch wen dieser Goldbergbau zuerst betrieben worden ist. Nur so viel ist gewiß, daß er fast zu derselben Zeit in der Umgegend von Löwenberg, Bunzlau und Goldberg begonnen hat, wobei Goldberg, Nicolstadt, Wandris, Mertschütz, Strachwitz, Plagwitz, Höfel und Lauterseifen als die ergiebigsten ehemaligen Fundorte anzusehen sind. Man muß, wie Schreiber dieser Zeilen, einmal die eine erstaunlich große Fläche bedeckenden alten Waschhalden, z. B. bei Schmottseifen unfern Löwenberg, gesehen haben, um sich ein Bild davon machen zu können, wie viele tausend Menschenhände sich einst in Niederschlesien zur Gewinnung des gelben Edelmetalles geregt haben. Ein Freiberger Bergbeamter äußert sich im siebzehnten Jahrhundert voll Verwunderung über die ungeheuren Pingen- und Waschhaldenzüge in der Umgegend der Ortschaft Nicolstadt, welche zeigen, daß daselbst einmal ein wahrhaft großartiger Goldbergbau betrieben ist. Der Boden der Stadt Goldberg, die dem Goldbergbau überhaupt ihren Ursprung und Namen verdankt, erscheint gänzlich durch dessen Arbeiten unterwühlt, und verschiedene der alten Stollen sollen sogar heute noch gangbar sein. Auch sind die Kirche von Goldberg und andere öffentliche Gebäude allein aus Beiträgen der Goldwäscher erbaut, die hier zu sagen pflegten, daß sie ihre Toten in Gold begrüben. — So viel steht fest, daß der Goldbergbau in Niederschlesien im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts schon ein recht ausgedehnter war; denn in einer Urkunde aus dem Jahre 1217 bestätigt Herzog Heinrich der Erste, daß er alle Zechen zwischen Plagwitz, Höfel, Lauterseifen, Deutmannsdorf, Ludwigsdorf und Görisseifen der Stadt Löwenberg geschenkt habe, und durch eine Urkunde vom Jahre 1227 verleiht derselbe Herzog der Kirche des Domstiftes St. Johann in Breslau den Zehnten des Goldberger Bergbaues. Wie groß die Belegschaft des Löwenberger Goldbergbaues war, geht daraus hervor, daß in der Schlacht bei Wahlstatt (9. April 1241) fünfhundert Mann aus jener mit im Vortreffen kämpften. Dieses Aufgebot war dadurch zusammengebracht, daß jeder fünfte Mann von den Bergleuten dazu ausgelost wurde. Nimmt man dazu noch die hundertundfünfzig Mann, welche unter Bernhard Arnolds Anführung von der Knappschaft von Löwenberg, und die hundertundfünfzig Mann, welche von der von Bunzlau zum Heeresbann herangezogen wurden, so ergibt sich für die gesamte Belegschaft des niederschlesischen Goldbergbaues eine Kopfzahl von mindestens

viertausend wehrhaften Männern! Daß dieser Bergbau reichen goldenen Segen brachte, ist daraus ersichtlich, daß die Ausbeute von Goldberg wöchentlich 120, ja einmal sogar 160 Mark Goldes betrug. Da man nun die Mark Goldes zu 64 Dukaten zu rechnen hat, so belief sich die Gesamtförderung in einem Jahre auf 389840 Dukaten — für die damalige Zeit eine gewiß sehr ansehnliche Summe. Der Löwenberger Bergbau soll im Jahre 1203 bereits einen Wert von 232 Pfund Silber wöchentlich repräsentiert und die Stadt selbst wöchentlich $1^1/_2$ Mark Gold und Silber davon als Grubenzins eingezogen haben. — Über den Bunzlauer Bergbau haben wir leider in dieser Beziehung gar keine Nachrichten. — Bezeichnend für den früheren Goldreichtum des dem Riesengebirge genäherten Teile von Niederschlesien scheint mir auch eine Stelle zu sein, die Brückmann in seinem Buche: „Magnalia dei in locis subterraneis" (Braunschweig 1727) aus den böhmischen Miszellen des Bohuslaus Balbinus anführt. Dieser sagt, „daß die alten Einwohner der Gegend beim Riesengebürge nichts anderes gethan als Goldsand geheiffet und gesiebet — daß davon ganze Städte und Dörfer ihren Ursprung, Nahmen und Wachstum bekommen und die Sandhügel, davon man das Gold geschieden, viele Meilen lang am Ufer der Bäche und Flüsse hingelegen seien". Weiter heißt es: „Absonderlich soll im 16. Säculo ein Italiäner fleißig nachgesuchet und sonderlich um die Quelle des Zackenflusses viele Goldflämmchen ausgewaschen haben, daher er über das Portal seines in Venedig vortrefflich erbauten Hauses diese Worte in Stein habe hauen lassen:

Montes Chryroceros
Ferernnt nos Dominos."

Nach Balbinus sollen sich am Riesengebirge (Montes gigantum) Goldstückchen bis zur Größe einer Walnuß gefunden haben.

Bei einem solchen Reichtum an verhältnismäßig leicht zu gewinnendem Golde kann man wohl annehmen, daß die niederschlesischen Goldfelder schon in einer sehr fernliegenden Zeit zur Gewinnung des edlen Metalles Veranlassung gegeben haben. Und wie die Volkssage in Schlesien die Einführung des Goldbergbaues bei Goldberg mit der heiligen Hedwig in Verbindung bringt, so erscheint es mir nicht unmöglich, daß die bekannte Sage von dem das Gold mit vollen Händen austeilenden Berggeiste des Riesengebirges, Rübezahl, auch mit dem schon früh erkannten Goldreichtum des ersteren im Zusammenhange steht.

Daß der Goldbergbau von Niederschlesien seit der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts an Bedeutung verlor, ist teilweise der Erschöpfung der Lagerstätten, wenigstens soweit sie ohne tiefergehende Schächte und Stollen auszubeuten waren, zuzuschreiben, zum Teile aber auch der verheerenden Kriegsfurie, die in Schlesien während der Tatarenkriege wütete. So wurden die meisten der Bergleute, welche in der Schlacht bei Wahlstatt kämpften, getötet oder gefangen genommen. (Wie man sagt, sind diese gefangen hinweggeführten Bergleute später in dem goldreichen Uralgebirge die Begründer des dortigen

Bergbaues auf Edelmetalle geworden.) Nach langjährigem gänzlichen Erliegen des niederschlesischen Goldbergbaues ließ im Jahre 1661 der damalige Herzog von Liegnitz als Herr jener Landesteile heimlich einen „Rutengänger" in Freiberg anwerben und sandte diesen mit dem Erzprobierer Braun aus, um zu untersuchen, ob die verlassenen Goldfelder um Liegnitz, Nicolstadt, Goldberg und Hasel keine weiteren Aussichten für den Goldbergbau darböten. Da der Mann mit der Wünschelrute indessen zu weiteren bergmännischen Versuchen nicht anraten zu können glaubte, so unterblieben diese. Im Jahre 1853 ließ auch noch der Besitzer der Pulverfabrik zu Reichenstein, Güttler, Schürfungen vornehmen, ohne jedoch eine nennenswerte Summe dafür zu verwenden. Die letzten Versuche zur Wiederaufnahme des Goldbergbaues wurden vor etwa fünfzehn Jahren bei dem Dorfe Schmottseifen nicht weit von Löwenberg gemacht, doch mußten sie bald wegen Mangel an Geldmitteln wieder aufgegeben werden. Es ist das eigentlich zu bedauern, weil stellenweise ein Goldgehalt des Ganggesteines von über 100 Gr. für die Tonne festgestellt wurde und außerdem rentable Arsenerze aufgeschlossen sein sollen.

Vom geologischen Standpunkte betrachtet, sind die Goldlagerstätten von Niederschlesien zu dem Diluvium zu rechnen, welches, am nördlichen Fuße des Riesengebirges beginnend, die ganze schlesische Ebene bedeckt. Die Goldfelder gehören einer Zone an, die sich von Jauer über Bunzlau und Löwenberg hinzieht. Das Edelmetall selbst findet sich hier meistens eingebettet in Sandlagen, welche in Wechsellagerung mit Letten und Geröllschichten angetroffen werden. Vergesellt erscheint das Gold mit sehr kleinen Saphiren, Spinellen, Titaneisen und anderen selteneren Mineralien. Dabei dürfte es ursprünglich an Schwefelkies, Arsenkies und wahrscheinlich auch Fahlerz gebunden gewesen sein.

Erwähnung verdient auch noch die Goldlagerstätte von Goldkronach im Fichtelgebirge, wo das gelbe Edelmetall zusammen mit Antimonglanz in der Nähe alter Grünsteingänge auftrat. Endlich wurde vordem im Thüringer Walde bei Steinheida Bergbau auf goldhaltigen Quarzgängen betrieben und an anderen Stellen dieses Gebietes Gold aus alluvialen und diluvialen Ablagerungen gewonnen. Wie alte thüringische Sagen erzählen, gab es dort Ortschaften, in welchen man kein Geflügel verkaufen mochte, um nicht die Goldkörner zu verlieren, welche sich vielleicht in dessen Magen vorfanden.

Über das Gold, welches einige deutsche Flüsse, vor allem der Rhein, ferner die Isar, die Eder, die Schwarza, die Kinzig und andere in ihrem Bette mit sich geführt haben und zum Teil noch heute führen, will ich hier nur wenige Worte sagen, da wir über dessen zumeist weit zurückliegende Ausbeutung nur wenige bestimmte Angaben besitzen und sich die Spuren von dieser völlig verwischt haben. Der Rhein mag wohl aus den Sanden und Gerölle seiner Nebenflüsse in grauer Vorzeit sogar recht viel Gold zu Tale geführt haben, so daß also die Sage vom Rheingold kein leerer Klang ist. Wieviel von dem Edelmetall der in unserem Lande ziemlich häufig gefundenen alten Goldmünzen,

welche den Münzensammlern unter dem Namen der „Regenbogenschüsselchen" wohlbekannt sind, mag nicht dem Bette dieses unseres vaterländischen Stromes entnommen sein! Haben doch an seinen Ufern vor den Römern schon die Kelten Gold gewonnen und ebenso die Germanen bis in die Zeit des Mittelalters, ja selbst in die neuere Zeit hinein. Im Mittelalter wurden nachweislich Goldwäschen am Oberrhein bei Straßburg, Freiburg und anderen Orten und am Mittelrhein bei Worms, Mannheim, Mainz, Bingen und Bacharach betrieben. In unseren Tagen aber ist der Rhein ein goldarmer Fluß und Deutschland ein goldarmes Land zu nennen, indessen heiße ich es, wie gesagt, einseitig geurteilt, wenn so viele unserer dem Goldbergbau entfremdeten Fachleute behaupten, daß man in unserem Lande keine Aussicht mehr habe, irgendwo im Gebiete der alten Formationen noch lohnende Golderzvorkommen erschließen zu können. Wer weiß, ob nicht schon in nächster Zeit weitere bergmännische Aufschlüsse in der Eifel diese meine Worte als gerechtfertigt werden erscheinen lassen!

Im Flecken

Erzählung aus der russischen Provinz

Von Alexander Andreas-v. Reyher

Dreizehntes Kapitel: Die Verhaftung.

Als Okolitsch am folgenden Vormittag eine halbe Stunde vor der bestimmten Zeit mit Schejin dem Hause des Bezirksaufsehers zuschritt, erblickte er schon von weitem drei Postwagen, welche auf der Straße hielten. Die Pforte des Hofes war geöffnet, und an ihr ließen sich die Uniformen von Landwachtmeistern sehen. Der Bezirksaufseher in voller Dienstkleidung mit dem Säbel und Revolver lief ein und aus und traf Anordnungen. Mehrere Dorfzehntner mit dem Abzeichen ihrer Würde an der Brust standen zusammen und harrten der Dinge, die geschehen sollten.

Zuvorkommend begrüßte der Aufseher die beiden Ankommenden.

„Alles besorgt, meine Herren, alles besorgt. Der Herr Staatsanwalt muß zufrieden sein, wenn er nicht ungerecht ist. Glauben Sie mir, ich habe die Nacht kein Auge zugetan, habe mich abgehetzt wie ein Hund. Was befehlen Sie nun, das geschehen solle?"

„Wir?" wunderte sich Schejin. „Was hätten wir zu befehlen!"

„Ja — aber — von wem erhalte ich dann weitere Befehle?"

„Wir wissen gar nichts."

„Aber erlauben Sie, um Ihretwillen gibt es doch alle die Unruhe?"

„Ich kann nicht leugnen, daß wir einigermaßen beteiligt sind, das heißt, an dem Zweck der Vorbereitungen, aber eingeweiht sind wir nicht."

„So—o! Aber was nun weiter?"

Die Herren zuckten die Achseln.

„Vielleicht kommt jemand aus dem Gouvernement," meinte Okolitsch.

„So wird es wohl sein," stimmte der Aufseher bei und machte sich daran, die Postwagen mehr zur Seite der Straße zu beordern, die Zehntner in einer Reihe aufzustellen, den Wachtmeistern zu befehlen, daß jeder, bereit zum Aufsitzen, sein Pferd am Zügel halte.

„In der Gouvernementsstadt ist es gerade zehn," sagte Okolitsch, indem er nach seiner Uhr sah. Fast in demselben Augenblick ließ sich das Rollen eines Gefährts hören, und gleich darauf bog um die Ecke ein offener Wagen, gezogen von schweißtriefenden Postpferden. Auf dem Sitz befand sich der Staatsanwalt selbst mit dem jungen Untersuchungsrichter. Der Aufseher und die Wachtmeister streckten sich und hoben die Hand an die Dienstmütze. Die Zehntner entblößten die Köpfe.

Mit jugendlicher Leichtigkeit sprang der alte Herr vom Wagen und reichte vor allen Dingen Schejin und Okolitsch die Hand.

„Herr Aufseher, ich bitte Sie, schicken Sie mir den Wachtmeister her, der die Gegend an der Chaussee etwa acht Werst vom Flecken unter seiner Aufsicht hat."

„Zu Befehl!"

Der Aufseher machte stramm Kehrt und marschierte zu der Pforte. Nach einigen dort gewechselten Worten kam der betreffende Wachtmeister gelaufen und pflanzte sich vor dem Staatsanwalt auf, die Linke am Säbel, den Ellbogen der Rechten hoch, die Fingerspitzen am Mützenrande.

„Wachtmeister, Sie kennen den Bauern Nikifor, der sich mit dem Reinigen von Aborten im Flecken beschäftigt?"

„Jawohl, Ihre Hochgeboren!"

„Wohnt ein Schwager von ihm in demselben Dorfe?"

„Jawohl, Ihre Hochgeboren!"

„Gut. Sie reiten vor uns her und führen uns geraden Weges zu Nikifor."

„Zu Befehl, Ihre Hochgeboren!"

„Herr Hauptmann und Herr Okolitsch, ich bitte mit mir im ersten Postwagen Platz zu nehmen. Herr Aufseher, Sie fahren mit dem Herrn Untersuchungsrichter im zweiten. Den dritten nehmen die Zehntner ein. Haben nicht alle Platz, so mag je einer sich zu uns und zu Ihnen auf den Bock setzen. Die Wachtmeister reiten hinterher. Vorwärts, meine Herren!"

Bequem gestaltete sich die Fahrt nicht, als die Equipagen von der Chaussee ablenkten und einen schmalen Feldweg einschlugen, denn dessen Gleise waren teils gefroren und mit Eis gefüllt, teils ausgetaut und kotig. Während die Räder einer Seite auf festem Grunde rollten, versanken oft die der anderen plötzlich bis an die Achsen, so daß die Insassen der Wagen Mühe hatten, sich im Gleichgewicht und auf den Sitzen zu erhalten. Zum Glück war die Strecke kurz.

Der Hof Nikifors lag gleich vorn im Dorfe. Daher konnte der Staatsanwalt dem Aufseher befehlen, mit einigen Wachtmeistern und Zehntnern zu bleiben, den Hof zu umstellen und niemand aus- oder einzulassen, fast ohne daß man im Dorfe etwas von der Ankunft merkte. Mit den Übrigen erreichte er den Hof des Schwagers und sicherte ihn auf dieselbe Weise. Dann erst begann die Bewohnerschaft des Dorfes sich zu versammeln, mit offenen Mäulern die nie so zahlreich

gesehene Polizei anzustaunen und sich in Bemerkungen über den Vorfall zu ergehen.

„Onkel Artem, je, Onkel Artem!" rief mit erschrockenem Gesicht ein junges Bürschchen, „was wollen die Wachtmeister mit dem Aufseher? Sollten sie uns alle ins Gefängnis zu führen denken?"

„Alle! Dummkopf!" lautete die Antwort. „Du siehst, sie sind bei Nikifor. Nu, da werden sie auch den Nikifor ins Gefängnis führen."

„Eh, Bruder, lache nicht," sagte dazu ein Nachbar. „Jetzt sind sie bei Nikifor, und dann kommen sie zu Jegor, und dann zu dir, und dann zu mir, bis sie bei allen gewesen sind. Das heißt Untersuchung der Reihe nach."

„Unsinn!" stritt Artem. „Was sollen sie zu mir kommen! Ich habe nichts gestohlen, und grob gegen die Obrigkeit bin ich auch nicht gewesen."

„Es ist auch nicht des Stehlens oder der Grobheit wegen," beharrte jener, „sondern der Gesundheit wegen. Sie werden alle Leute besichtigen, und wer krank ist — fort, ins Krankenhaus!"

„O, Himmel!" rief ein Weib ängstlich. „Werden sie denn die Frauen und Mädchen auch besichtigen?"

„Die natürlich zuerst. Das versteht sich doch."

„Wirt, Wirt!" schrie sie laut nach ihrem Manne. „Hörst du, Wirt! Sie wollen uns besichtigen. Aber ich sage dir, mögen sie mich besichtigen, wie viel sie wollen, die Lise lasse ich nicht besichtigen. Der Sidor nimmt das Mädchen dann vielleicht nicht mehr. Die Schande, die Schande!"

„Was brüllst du, alte Kuh!" schalt der Mann. „Was sprichst du für Unsinn! Das sind ja keine Doktoren oder Feldscherer. Das ist Obrigkeit aus dem Gouvernement."

„Jawohl, aus dem Gouvernement," stimmte ein anderer bei.

„Man sieht das gleich. Das heißt, sie werden in allen Höfen aufschreiben, wieviel Vieh und Korn jeder überwintert hat, und zu Georgi werden wir eine besondere Abgabe dafür zahlen müssen."

„Nu, der Abgabe wegen werden die Herren nicht fahren," nahm jemand das Wort. „Die Abgaben können sie auch schriftlich einfordern. Aber ich weiß, was sie wollen. Es gibt Krieg, und da schreiben sie alle Leute auf, die das Gewehr tragen können."

„Dummes Zeug, dummes Zeug!" sprach ein alter Mann geheimnisvoll. „Der Antichrist geht herum. Die hohen Herren suchen in allen Dörfern, ob sie seine Spur nicht finden können."

Unterdessen kehrte der Staatsanwalt mit Schejin, Okolitsch und dem Untersuchungsrichter zum Hofe Nikifors zurück und ließ sämtliche Bewohner des Hauses zusammentreten. Nikifor selbst war oder stellte sich so betrunken, daß er keine Frage begriff, unter beständigem Augenzwinkern Unsinn schwatzte, taumelte und sich vor allen tief neigte. Die Übrigen wollten von einem polierten Kästchen mit Papieren nichts gesehen und gehört haben. Die peinlichste Haussuchung wurde nun vorgenommen. Kein Gerät, kein Winkel blieb unbesichtigt. An jeder verdächtigen Stelle wurde gebrochen und gewühlt. Alles wurde von unterst zu oberst gekehrt. Vergeblich. Nichts kam zum Vorschein, was an die Schatulle oder die Papiere erinnert hätte.

Nikifor wurde trotzdem arretiert und einstweilen der Bewachung zweier Zehntner übergeben.

Das Haus des Schwagers kam an die Reihe. Die Insassen erschienen. Der lange Kerl mit dem gelbblonden Barte war nicht dabei.

„Wo ist der Wirt?"

„Ich bin der Wirt."

Ein kleiner, breitschulteriger Mann trat vor.

„Wachtmeister, ist das der Wirt?"

„Jawohl, Ihre Hochgeboren!"

„Das ist also der Schwager des Nikifor?"

„Jawohl, Ihre Hochgeboren!"

„Der Schwager soll aber ein langer Kerl sein mit einem gelben Barte."

„Nein, Ihre Hochgeboren. Dies ist der Schwager."

„Herr Okolitsch, seien Sie so freundlich, dem Wachtmeister den Mann zu beschreiben, den wir suchen."

Okolitsch tat es. Der Wachtmeister schüttelte den Kopf.

„Einen solchen gibt es im Dorfe nicht."

„Ganz bestimmt nicht?"

„Ganz bestimmt nicht, Ihre Hochgeboren".

Der Staatsanwalt überlegte einen Augenblick.

„Der Mann wird doch arretiert," sagte er dann. „Ich denke es zu verantworten. Das Haus und der Hof werden untersucht. Dann wollen wir nach dem Langen forschen."

Die Mühe war ohne Erfolg. Die Haussuchung ergab nicht das geringste Resultat.

„Ich meine," sagte der Staatsanwalt bedächtig, „wir versammeln die Bauernschaft, und Sie, Herr Okolitsch, beschreiben der ganzen Gemeinde, wie der Lange aussieht. Irgend jemand wird sich doch vorfinden, der ihn kennt. Sind Sie gewiß, daß der Betrunkene ihn damals wirklich Schwager nannte?"

„Der Betrunkene ihn und er den Betrunkenen. Ich bin ganz gewiß. Doch erlauben Sie mir noch einmal mit dem Wachtmeister zu reden. Ich kann mir nicht denken, daß dieser eine so auffallende Persönlichkeit nicht kennen sollte."

„Mit Vergnügen."

Der Wachtmeister kam. Okolitsch nannte ihm in aller Ausführlichkeit die Merkmale: den Wuchs, die Stärke, das Haar und den Bart, die Augen, den frechen und tierischen Ausdruck des Gesichts. Der Polizeimann stand vor ihm und hörte pflichtschuldig zu, es war jedoch klar, daß die Worte in ihm keine Erinnerung wachriefen.

„Er ist auch Jäger," fügte Okolitsch hinzu, „treibt sich mit der Flinte umher. Vor etwa einer Woche hat ein Bär ihn im Walde erschreckt."

Da flog es wie ein Lichtstrahl über dte Züge des Wachtmeisters. Er hob die Hand an die Mütze und kehrte sich zum Staatsanwalt.

„Ihre Hochgeboren, ich weiß jetzt. Ich kenne den Menschen."

„Was wissen Sie von ihm?"

„Er hat den Nachbarn erzählt, daß ihn beinahe ein Bär gefressen hätte. Er sieht genau so aus, wie der junge Herr sagt, und er ist auch ein Schwager des Nikifor, aber er wohnt nicht in diesem Dorfe."

„Wo wohnt er?"

„In einem Dorfe etwa vier Werst von hier."

„Führen Sie uns auf dem kürzesten Wege zu ihm."

Zu Befehl, Ihre Hochgeboren. Aber es gibt in der Frühjahrszeit keinen Weg dahin zum Fahren, Ihre Hochgeboren. Nicht einmal reiten kann man."

„Wie kommt man dann hin?"

„Nur zu Fuß, Ihre Hochgeboren."

Mit einem komisch-kläglichen Blick sah der Staatsanwalt um sich. Doch gleich richtete er sich entschlossen auf.

„Also zu Fuß."

„Herr Untersuchungsrichter," wandte er sich etwas spöttisch an seinen jungen Kollegen und Untergebenen, „Sie werden hoffentlich gegen die Partie keine Einsprache erheben? Fußtouren sollen ja der Gesundheit sehr zuträglich sein."

„Mit den Wölfen soll man heulen, Herr Staatsanwalt," antwortete achselzuckend der junge Mann mit ziemlich unzufriedener Miene.

„Und der Wolf ist diesmal der alte Staatsanwalt," lachte der Vorgesetzte. „Tut nichts. Greifen Sie sich etwas an. Ich verspreche Ihnen, daß Sie zur Entschädigung in der Gouvernementsstadt recht viel sollen sitzen dürfen."

Die beiden Verhafteten wurden in der Begleitung von zwei Zehntnern und zwei berittenen Wachtmeistern in dem Flecken abgefertigt. Die übrige Gesellschaft machte sich auf den Weg zu dem anderen Dorfe. Leicht ging es nicht. Der alte Herr hielt sich aber tapfer und stützte sich nur an den schwierigsten und unpassierbarsten Stellen auf den Arm des Okolitsch. Auch Schejin machte sich erträglich. Die jämmerlichste Rolle spielten der Untersuchungsrichter und der Bezirksaufseher. Sie wurden von den Zehntnern und Wachtmeistern geführt und gehoben und die letzte Strecke fast getragen.

Als das Dörfchen zwischen den Bäumen bereits sichtbar wurde, kam der Gesuchte ihnen entgegen. Er hatte die Flinte auf der Schulter und die Ledertasche um. Er wollte in den Wald. Unschlüssig blieb er stehen, als er so unerwartet die Uniformen vor sich sah. Er wurde gefaßt, und es war gut, daß es so schnell geschah, denn als ihm in seinem harten Kopfe erst ein Licht darüber aufging, daß man ihn arretierte, begann er unter groben Kraftausdrücken sich zu sträuben und zu wehren. Er beruhigte sich nicht anders, er mußte gebunden werden.

Auch in seinem Hause und Hofe ergab die Untersuchung nichts. Er selbst antwortete auf alle Fragen nur mit Flüchen und unflätigen Reden. Das Weib und die Kinder weinten und beteuerten, man beschuldige den Mann unnütz.

„Wie die Närrin für ihn bittet!" sagte der Wachtmeister zu seinen Kameraden; „und doch prügelt er sie täglich."

Nun war die Weisheit zu Ende. Traurig sahen Schejin und Okolitsch einander an. Der Staatsanwalt rieb sich ärgerlich die Stirn.

Die wenigen Bewohner des Dörfchens standen als Zuschauer in respektvoller Entfernung. Ein Mann aber war zu den Zehntnern getreten, die die Eingänge hüteten, und unterhielt sich mit ihnen. Er hatte eine Flinte auf der Schulter und eine schwarze Fellmütze mit einem Blechabzeichen auf dem Kopfe. Allmählich schob er sich weiter vor und stand im Hofe. Okolitsch nickte ihm zu. Es war sein guter Bekannter, der Kronsforstwächter Jurij.

„Wenn der Schuft doch für immer verschickt würde!" sagte der Mann zu Okolitsch und schaute finster auf den Gefesselten. „Keine Bruthenne, kein Hasenwurf ist vor ihm sicher. Und man muß sogar stets auf der Hut sein, daß er einem nicht hinterrücks eine Ladung Schrot in den Leib schieße."

„Es ist leider nichts Verdächtiges gefunden," sprach bedauernd Okolitsch. „Das Gericht wird ihm schwerlich etwas tun dürfen."

„Suchen Sie doch bei seinem Schwager."

„Es ist bei beiden Schwägern Haussuchung gehalten. Da ist auch nichts vorhanden."

„Bei beiden Schwägern! Ja so, in dem großen Dorfe. Nein, hier hat dieser wieder einen Schwager, dort, schräg gegenüber. Das ist ein beschränkter Mensch, welchen dieser Räuber ganz in den Händen hält. Gibt es etwas, was ihn verraten könnte, so hat er es gewiß dem Einfältigen zum Verwahren gegeben."

Hastig machte Okolitsch dem Staatsanwalt die Mitteilung. Schnell begab sich die Gesellschaft über die Gasse. Wie sie dort den Hof betraten, kam der Wirt eben aus der Scheune, deren Tür er zudrückte. Er zog die Mütze beim Anblick der Herren, sah verwirrt und verlegen aus.

„Du bist der Wirt?"

Er neigte sich tief und flehte demütig:

„Vergeben Sie großmütig, Eure Gnaden, Eure Wohlgeboren. Ich habe nichts Schlechtes getan. Ich lebe arm. Ich habe kaum das Brot für die kleinen Kinder. Seien Sie barmherzig, gnädige Herren."

„Gib das gestohlene Geld heraus, welches du aufbewahrst."

„Eure Wohlgeboren, machen Sie mich nicht unglücklich. Meine kleinen Kinder! Ich habe kein Geld. Ich habe nie gestohlen. Ich arbeite, ich bete, aber das Brot fehlt, Eure hohen Gnaden."

Er küßte den Zunächststehenden die Schöße der Kleidung.

„Untersucht das Haus," befahl der Staatsanwalt.

Okolitsch trat zu ihm.

„Herr Staatsanwalt," sagte er leise, „der Mann kam so unsicher aus der Scheune. Während seiner Jeremiaden schielte er mehrmals dahin. Wollten Sie die Untersuchung nicht zuerst in der Scheune vornehmen lassen?"

Verständnisvoll nickte der Beamte. Die Tür wurde geöffnet. Es fand sich da altes Gerät und an einer Seite Stroh.

„Werft das Stroh auseinander."

Kaum waren einige Bündel beseitigt, so hob ein Wachtmeister mit einem lauten Rufe Schejins polierte Schatulle empor.

Der Staatsanwalt war über den Fund so erfreut, daß er alle Würde vergaß, selbst das Kästchen ergriff und zu dem umgestülpten Troge trug, welcher sich in der Nähe der Haustür befand. Starr blickten die Umstehenden auf seine Hände, während diese den Deckel öffneten. Da lagen Schejins tausendrublige Obligationen heil und unversehrt, hübsch ordentlich übereinander geschichtet.

„Ich gratuliere, Hauptmann," rief der Staatsanwalt aufblickend. „Dreiundvierzigtausend?"

„Dreiundvierzigtausend," antwortete Schejin gepreßt.

Der Beamte zählte. Es waren zweiundvierzig Bogen.

„Wo ist das eine Papier, Halunke?"

Der Wirt fiel auf die Knie und schlug die Stirn gegen den Erdboden.

„Vernichten Sie mich nicht, gnädiger Herr, Eure Wohlgeboren. Nehmen Sie den kleinen Kindern nicht den Ernährer. Das Söhnchen war so versessen auf die hübschen Bilderbogen. Ich gab ihm einen. Ich hoffte, der Schwager werde es nicht merken. Das Söhnchen hat ihn zerschnitten und die Schieblade damit beklebt."

„Zeige uns die Schieblade."

Der Bauer führte die Herren in die Hütte und öffnete die Schieblade des ungeschickten Holztisches. An den Seiten derselben fanden sich Streifen der Obligation, mit Brotteig angeklebt.

Wieder warf der Mann sich auf den Boden nieder.

„Das Büchlein, Eure Gnaden," beichtete er heulend, „hat die Frau zu sich genommen. Aber die Kleinen sind darüber gekommen und haben die Blätter in den Ofen geworfen. Das Büchlein ist verbrannt, barmherzige Herren. Ich habe es dem Schwager schon gestanden. Er sagte: ‚Der Teufel hole das Büchlein!'"

Der Untersuchungsrichter stellte gleich am Orte in der Gegenwart sämtlicher Anwesenden ein förmliches Verhör an und verfaßte das Protokoll. Der sichtlich sehr beschränkte, fast kindische Wirt erklärte unter unaufhörlichen Fußfällen und Bitten um Gnade, der Schwager habe ihm gegen das Ende des Sommers befohlen, seine beiden Pferde anzuspannen. Sie seien zur Chaussee hinausgefahren, wo die beiden Schwäger des Schwagers auf sie gewartet hätten. Alle vier seien sie zum Flecken gefahren, wo die Schwäger ausgestiegen seien, während er bei den Pferden blieb. Der Schwager habe ein Brecheisen in der Hand gehalten. Bald darauf sei geschrien worden, die drei Schwäger seien auf den Wagen gesprungen und hätten ihm befohlen, schnell zu fahren. Er habe durch den Flecken jagen müssen und dann am Ufer des Baches zurück und wieder auf die Chaussee hinaus. Sie hätten alle vier bei Nikifor genächtigt, und er habe gesehen, wie sie Geld zählten und teilten. Am Morgen habe er seinen Schwager nach Hause gefahren, und auf seine Forderung, man solle ihm auch Geld geben, habe der Schwager ihm drei Rubel eingehändigt und bald darauf das hübsche Kästchen mit den Bilderbogen gebracht. Streng habe er ihm dabei befohlen, das Kästchen gut zu verstecken und zu bewahren, denn es sei möglich, daß die Bilderbogen auch Geldwert hätten; er wisse es noch nicht, aber er wolle suchen es zu erfahren. Das Kästchen sei bis heute in der Hütte hinter dem Ofen aufbewahrt worden. Als er, der Wirt, aber gesehen habe, wie bei dem Schwager im Hause alles umgewühlt wurde, sei er bange geworden und auf dem Hofe umhergelaufen, um ein Versteck ausfindig zu machen. Als dann die Herren auf sein Haus zugeschritten seien, habe er in der Angst das Kästchen ergriffen und unter das Stroh in der Scheune gesteckt.

Er wurde nebst dem Schwager unter gehöriger Wache zum Flecken geschickt. Die Nachgebliebenen machten sich in der besten Laune auf den Rückweg zu den Pferden. Im großen Dorfe angelangt, wollte der Staatsanwalt, da die Sache klar und kein Zweifel möglich war, die Schatulle mit den Obligationen dem Eigentümer aushändigen. Schejin sträubte sich aber entschieden und bat, einstweilen Beschlag darauf zu legen. Er habe genug an dem Schreck, sagte er, und wolle nie wieder sein Vermögen im Hause halten. Er bitte daher, es in die Gouvernementsstadt mitzunehmen, wo er sich zur bestimmten Zeit einfinden wolle,

um gegen die gesetzliche Zahlung die Obligationen der Gouvernementsrentei zur Aufbewahrung zu übergeben. Er habe gehört, daß es angehe.

Der Staatsanwalt bestätigte das, lobte ihn für diesen Entschluß und sagte, er könne ihm als sehr wahrscheinlich mitteilen, daß der neue Finanzminister beabsichtige, in der Gouvernementsstadt eine Filiale der Reichsbank zu eröffnen. Da werde das Aufbewahren noch viel weniger Umstände machen als in der Rentei.

Aus dem Flecken fuhren die Beamten noch an demselben Abend ab. Am Morgen folgten ihnen unter sicherer Eskorte die Einbrecher zur Gouvernementsstadt.

Selten haben sich Menschen zufriedener und dankbarer gegen die Fügung des Himmels zu Bett gelegt als an diesem Abend Schejin und seine Tochter. Die Freude über die Zurückerlangung des Geldes war jedoch im Häuschen nebenan, wo die Okolitsch wohnten, merklicher, denn die Frau betrug sich gegen ihre sonstige Art ganz ausgelassen lustig. Um so stiller verhielt sich der Sohn, und obgleich er versicherte, der heutige Fund sei ihm lieber als ein Königreich, zog es wie ein dunkler Schatten über sein von der scharfen Frühjahrsluft bereits stark gebräuntes Gesicht. Es gab verschiedenes, was ihm durch den Kopf ging und worüber er nicht völlig mit sich einig war.

So hatte zum Beispiel der Staatsanwalt, als er sich verabschiedete, seine Hand festgehalten und sich nach seinen Umständen und Verhältnissen erkundigt.

„Lieber junger Freund," hatte er dann gesagt, „ich möchte Ihnen einen Vorschlag machen. Ihre Beobachtungsgabe, Ihre Entschlossenheit bringt mich auf den Gedanken. Wollen Sie die unerquickliche, nichts versprechende Beschäftigung als Lehrer nicht beiseite schieben? Wie wäre es, wenn Sie sich dem Polizeidienste widmeten? Der neue Gouvernementschef, der bald aus der Residenz eintreffen muß, ist ein alter Bekannter von mir. Ich weiß, daß er besonders bemüht sein wird, die Polizei zu verbessern und durch tüchtige, zuverlässige Kräfte aufzufrischen. Ich glaube, ich handle nicht leichtfertig, wenn ich Ihnen in seinem Namen sofort die Stelle eines Bezirksaufsehers zusichere. Was meinen Sie dazu?"

„Herr Staatsanwalt," hatte er nach kurzer Überlegung geantwortet, „empfangen Sie meinen innigsten Dank für Ihre gütige Teilnahme. Ich halte es für meine Pflicht, in allen Dingen der Rücksicht auf meine Mutter die erste Stelle einzuräumen. Die Mutter hat niemand als mich und hat es wohl um mich verdient, daß ich ihr Interesse jedem anderen voransetze. Die alte Frau ist an ein ruhiges, peinlich regelmäßiges Leben gewöhnt. Der Polizeidienst würde mich zwingen, Unordnung ins Haus zu bringen. Das würde die Mutter schwer empfinden. Als ich das Gymnasium verließ und wir nicht wußten, wovon wir leben sollten, bemühte ich mich um eine Stelle und war bereit, jede zu nehmen, die sich mir bieten würde. Der Zufall wollte, daß ich zwischen meiner jetzigen und der des Gehilfen eines Stadtteilaufsehers zu wählen hatte. Beide waren nicht glänzend, aber aus den angeführten Rücksichten zog ich doch die schlechter besoldete vor. Auf demselben Standpunkt befinde ich mich noch. Als Bezirksaufseher hätte ich gewiß die Möglichkeit, der Mutter viel mehr Bequemlichkeit zu verschaffen, aber wie ich sie kenne, möge das in ihren Augen die jetzige Gemütlichkeit und Genauigkeit der Tagesordnung nicht auf. Ich danke, danke herzlich, aber —"

Er hatte durch eine ablehnende Bewegung des Kopfes geschlossen.

„Das tut mir sehr leid," hatte der Staatsanwalt versetzt. „Aber vergessen Sie dabei nicht, daß der Posten des Bezirksaufsehers ein vorübergehender sein könnte. Es ließe sich vielleicht einrichten, daß Sie bald Gehilfe des Kreischefs würden. Dann hätten Sie die Kanzlei unter sich, und Ihr häusliches Leben ließe sich fast ebenso ruhig und regelmäßig gestalten wie jetzt."

„Herr Staatsanwalt," hatte er erwidert, „das dürfte der Fall sein, wenn es mir gelänge, mir die besondere Gunst der Obrigkeit zu erwerben."

„Das würden Sie doch können."

„Es ist die Frage, Herr Staatsanwalt. Ich habe damals den Polizeidienst etwas beobachtet. Selbständiges Handeln oder gar Widerspruch wird dort nicht geduldet. Erregte ich durch meine abweichende Ansicht die Unzufriedenheit z. B. des Gouvernementschefs und wollte ich wagen, meine Ansicht zu vertreten, so wäre ich wahrscheinlich im Augenblick in Ungnade gefallen, und mit meiner Polizeikarriere wäre es aus. Ich entschließe mich nicht, das Wohl meiner Mutter auf ein so unsicheres Spiel zu setzen."

„Etwas Wahres liegt in Ihren Worten," hatte der Staatsanwalt kopfnickend zugegeben. „Es ist auch nicht anders möglich, gerade weil das Personal vielfach nicht so beschaffen ist, wie es sein sollte. Ich will nicht in Sie dringen, aber leid tut es mir, denn Sie wären zu solcher Beschäftigung, zur Verfolgung und Aufdeckung von Verbrechen geeignet wie wenige."

„Ich gestehe," hatte Okolitsch darauf lächelnd gesagt, „daß ich allerdings solcher Arbeit nicht abgeneigt wäre. Es kommt mir vor wie eine Art Jagd, einerlei, ob es die Überführung eines Verbrechers oder die Rechtfertigung eines unschuldig Verdächtigten betrifft. — Hätte ich die Universität beziehen können," hatte er traurig hinzugesetzt, „so wäre ich Jurist geworden. Untersuchungsrichter — das wäre der Beruf, welchem ich mich mit Leib und Seele widmen möchte."

„Ja, wahrlich, junger Freund," hatte der Staatsanwalt gerufen, „wenn es in meiner Macht läge, zum Untersuchungsrichter machte ich Sie im Augenblick. Leider, leider geht das nicht, denn in der neuen Zeit ist es ohne Absolvierung der Fakultät zur Unmöglichkeit geworden. Schade, jammerschade!"

„Aber die Freude, die Freude!" rief, als Okolitsch sich in Gedanken das Gespräch wiederholt hatte, wohl zum zehnten Male die Mutter, indem sie durch das Zimmer ging. „Andrej Fomitsch und Olenka haben ihr Geld wieder! Die Freude!"

„Ja," sprach der Sohn, indem er tiefer atmete, „Schejins sind jetzt wieder wohlhabend, sogar verhältnismäßig reich, und wir — sind arm."

„Aber, Borenka," sagte die Frau, verwundert stehen bleibend, „wie redest du! Es klingt fast, als ob du es ihnen nicht gönntest!"

„Der Himmel bewahre, Mamchen!" versetzte er hastig. „Niemand kann froher darüber sein als ich."

„Aber wahr ist es doch," setzte er hinzu und beugte sich hastig zu Boi nieder, um ihn zu streicheln. Es war fast, als ob er vor der Mutter sein Gesicht verbergen wollte.

Die Mutter warf noch einen scharfen Blick auf ihn und ging in die Küche, wo sie das Teegeschirr zum Morgen in Bereitschaft setzte. Sie nickte dabei wie trotzig mit dem Kopfe und wiederholte mehrmals:

„Durch ihn haben sie es wieder, nur durch ihn." (Fortsetzung folgt.)

Georg Simmel

Von Friedrich Alafberg-Berlin

eorg Simmel kann sich wie keiner der heute lebenden Philosophen rühmen, daß er den stärksten Einfluß auf die Zeitgenossen übt. Es gibt fast keinen unter den jüngeren, in unseren Tagen geistig Interessierten oder Tätigen, der nicht irgend einmal durch Simmel hindurchgegangen wäre. Es ist nicht allein die akademische Jugend, die so gewaltig auf Simmel reagiert. Nein, die verschiedensten Elemente, Männer und Frauen aus allen Schichten geistiger Bildung, geistiger Interessen und vor allem von der verschiedensten nationalen Herkunft, lassen einmal ein Wort fallen, das auf ihr Verhältnis zu dem Philosophen deutet. Und daß es ganz besonders die heranwachsenden jungen Literaten sind, die sich an Simmel vollgesogen, ist nur symptomatisch. Ich nenne den noch nicht lange verstorbenen Walter Calé statt vieler.

Woher nun diese merkwürdige Erscheinung? Worauf gründet sich der ganz ungewöhnliche Einfluß dieses Mannes? (Ich sehe natürlich hierbei ganz ab von seiner Wirksamkeit auf die viel zu vielen Männlein und Weiblein östlicher Herkunft, die, kaum der deutschen Sprache mächtig, aus allen anderen, nur keinen wissenschaftlichen Gründen in die Kollegs Simmels strömen. Ich sehe auch ab von den vielen törichten Jünglingen und Jungfrauen deutscher Nation, die aus Sensationslust zu dem „Modephilosophen" laufen.) Mir scheint, es ist zunächst der so stark auf die Gegenwart gerichtete Blick Simmels, der seine Wirkung ausmacht, seine Vorliebe für die sozialen und ethischen Fragen unserer Zeit, denen die Fachgenossen nur allzu gern aus dem Wege gehen, seine differenzierte, feinnervige Art, mit der er diese komplizierten Probleme aufschürft. Dazu kommt die ans Unwissenschaftliche grenzende Selbständigkeit seines Urteils. Ohne Rücksicht auf andere Meinung legt er seine Auffassung dar, er weiß den Dingen stets eine Seite abzugewinnen, die abseits liegt von der Heeresstraße der geltenden Anschauungen.

Dann ist es aber noch die merkwürdige Verknüpfung ästhetischer und philosophischer Begabung, die ihm eignet und ihn aus der Masse hervorhebt. Simmel ist weder reiner Künstler noch reiner Philosoph, aber er ist eine Mischung dichterischer und denkerischer Fähigkeiten von seltenster Prägung. Er ist von leidenschaftlicher Reizbarkeit für die Dinge der Kunst, nach dem künstlerischen Erlebnis aber von überlegenster Kälte, durchdringendster Schärfe des Intellektes — und dadurch besiegt er die Jugend! Um so merkwürdiger freilich ist diese Wirksamkeit, wenn man an Simmels Schreibweise und Vortrag denkt. Mit den Gesten des Rabbiners, schwer arbeitend und unendlich mühsam wälzt er langsam die Gedanken heraus. Und doch liegt ein mystischer Zauber in der

ſtarken Erlebniskraft, die ſo dem Vortrage innewohnt. Sein Stil hat nichts an ſich von der Leichtigkeit, Behendigkeit, Kürze der heute Schreibenden. Altertümlich, in unendlichen, geſchachtelten Perioden, geſpickt mit Fremdwörtern, reich an Verrenkungen und ſeltſamen Wendungen ſchleichen ſich ſeine Sätze dahin. Und doch ruht — ähnlich wie über Hegels Stil — ein gewiſſer äſthetiſcher Reiz auf ihnen.

Aus alledem geht hervor, daß es einmal an der Zeit iſt, mit dem Phänomen Simmel ſich auseinanderzuſetzen, den Grund, das Weſen und die Berechtigung der Wirkſamkeit dieſes faſt allmächtigen Geiſtes zu prüfen.

Simmel nimmt eine völlig iſolierte Stellung ein unter den Philoſophen unſerer Zeit. Obſchon von feinſter Empfindlichkeit für ſeeliſche Dinge, hält er ſich fern von der experimentellen Methode der modernen Pſychologen, die ihm zu grob und handwerksmäßig iſt. Obſchon von ſtärkſter Empfänglichkeit für die Anſchauungen der großen Philoſophen der Vergangenheit, meidet er die ſtrenge Sachlichkeit der heutigen Hiſtoriker der Philoſophie, die um das Aufdecken der Syſteme früherer Zeiten und ihrer Zuſammenhänge ſich bemühen. Obſchon ein Dialektiker erſten Ranges, befriedigt ihn nicht die moderne Logik, da ſie ſein metaphyſiſches und ethiſches Bedürfnis ungeſtillt läßt. Und doch greifen Simmels Arbeiten in all dieſe Gebiete hinein. Seine Vorleſungen und Schriften quellen über von pſychologiſchen Einſichten und logiſchen Erkenntniſſen. Kant hat er eine größere Studie, Schopenhauer und Nietzſche ein umfangreiches Werk gewidmet. Über Ethik lieſt er ein tiefdringendes Kolleg und verbreitet ſich in mehreren Skizzen über Probleme des ſittlichen Lebens. Vor allem einzigartig aber ſteht er da mit ſeiner „Philoſophie des Geldes“. Dies Buch bedeutet nicht weniger als den erſten Verſuch eines deutſchen Philoſophen, den Problemen unſeres wirtſchaftlichen Lebens auf ihre letzten Gründe zu kommen. Wenn man Simmel überhaupt einreihen will, ſo muß man es unter die Begriffsdichter zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts tun. Ich denke an Schelling und Schopenhauer, ſo ſehr freilich ein fundamentaler Unterſchied ihn auch von dieſen trennt.

Simmels ganzes Schaffen geht aus vom Erlebnis. Mit einer Art künſtleriſcher Reizbarkeit geht er an die Dinge heran und fordert von ihnen ein Erlebnis. Es gilt ihm gleich, ob es ſich dabei um das Syſtem eines Philoſophen, um eine Streitfrage der Gegenwart, um einen künſtleriſchen Gegenſtand, um einen Begriff handelt. Und ebenſo iſt dabei die Abſicht Vorausſetzung, ohne jegliche Rückſicht auf das, was andere über ſein Objekt gedacht haben, ſeinen eigenen, unbeeinflußten Eindruck zu erwarten. Ja, nicht ſelten leitet ihn das bis zur Sucht ſich ſteigernde Beſtreben, zu recht ungewöhnlichen, überraſchenden Auffaſſungen zu kommen. Hat nun der Eindruck, das Erlebnis ſich eingeſtellt, dann ſteht es als unveränderliches, unumſtößliches Faktum feſt. Unbekümmert, ob richtig oder falſch, wird es von ihm mit aller Zähigkeit feſtgehalten. Es beginnt jetzt die Arbeit des Denkers! Und hier zeigt ſich nun mit aller Eindringlichkeit Simmels grandioſe Fähigkeit der Analyſe. Nach allen

Seiten hin wird das Erlebnis, das auf eine einfache gedankliche oder begriffliche Form gebracht ist, gewendet und geworfen. Alle logischen Beziehungsmöglichkeiten, die darin schlummern, werden mit durchdringender Schärfe und Konsequenz herausgeholt, historische Zusammenhänge, Ausblicke in Vergangenheit und Gegenwart, Perspektiven in die Zukunft eingestreut. Wie die Figuren eines Dramas, so erwachsen hier die Begriffe und Thesen. Glaubt man nach den mannigfachsten Lichtern, die so Simmel auf den Gegenstand geworfen, es sei nun alles Notwendige und Mögliche gesagt, so überrascht er im nächsten Augenblick durch eine neue gedankliche Nuance, die sein Verstand entdeckt. So steht Simmel gleichsam wie ein Jongleur mit Gedanken auf dem Katheder! Zur Erläuterung möchte ich anführen, wie er z. B. Fichtes Philosophie doziert. Er arbeitet zunächst den Begriff der Aktivität als den wesentlichsten in Fichtes System heraus, kümmert sich nicht im geringsten darum, wie Fichte diesen Begriff entstehen läßt, welche Bedeutung und welchen Inhalt ihm Fichte gibt, sondern hat nur das eine Ziel, den Begriff des aktiven Ichs in all den schillernden Farben zu malen, in denen er seinem Geiste erscheint. Oder er spricht über moderne Ethik. Da werden zwei bedeutende Probleme, Individualismus und Sozialismus, vorweggenommen und mit Nichtachtung aller der tatsächlichen Formen, die beide Begriffe in unseren Tagen angenommen haben, in ihren bleibenden, aprioriſchen, gewissermaßen logisch notwendigen Beziehungen variiert. Ähnlich liegt es ihm auch bei seiner Darstellung von Kants Lehre fern, die historischen Zusammenhänge, die Entwicklung, das Biographische herauszuarbeiten. Der Individualismus wird als wesentlichster Inhalt in Kants Philosophie behauptet, abgeleitet und verteidigt.

Man sieht, es ist im Grunde dieses Philosophieren Simmels, das eine merkwürdige Verknüpfung ästhetischer und logischer Fähigkeiten bedeutet, nichts anderes als dieselbe Tätigkeit, wie sie der Kritiker ausübt. Und man möchte Simmel darum einen in die Philosophie verirrten Kritiker nennen. Wie ja andererseits die Vielseitigkeit seiner großen Interessensphären sich daraus erklärt. Ihn beschäftigen nur die Dinge insoweit, als sie seinem Geist Anlaß zu logischen Operationen gewähren, und das können natürlich alle Dinge des Lebens und des Geistes aus Vergangenheit und Gegenwart gewähren. So könnte man sagen, Simmel kann deswegen über so viele Dinge schreiben, weil es so viele Dinge gibt. Und endlich scheint mir seine Art des Philosophierens äußerst bemerkenswert für die Rasse Simmels. Die beiden vornehmlichen Seiten des jüdischen Volkes, die ästhetische Empfänglichkeit und die logische Schärfe, haben sich in ihm in einer besonders eigenartigen, beide Teile in seltenem Gleichmaß enthaltenden Mischung bewahrt und erneuert.

Es geht uns mit der Simmelschen Philosophie wie mit einem Narkotikum: sie hat einen Ernüchterungszustand im Gefolge! In diesen Stunden der Besinnung über die Eindrücke, denen wir hingegeben, und über den eigentlichen, wesentlichen Inhalt dieser Eindrücke empfinden wir den bitteren Nachgeschmack der

Enttäuschung. Der Enttäuschung, wie wenig Positives von den vielen Worten übrig bleibt, wie wenig wirkliches Bauwerk unter den vielen Ornamenten sich verbirgt. Und dann, wenn wir den herausgeschälten Gedanken kritisch zu Leibe gehen und sie auf ihren fördernden Gehalt prüfen, überkommt uns noch größere Enttäuschung: nur allzu schnell entpuppen sich diese so reich verbrämten Gedanken als ganz subjektive, wankende Einfälle. Einfälle, die, so geistreiche Lichter sie auch auf ihren Gegenstand werfen, doch eine tiefer eindringende Erkenntnis der Dinge nicht bewirken. Woher nun diese so merkwürdige Erscheinung, die jeden, der mit Simmel sich beschäftigt, einmal mit grausamer Helligkeit überkommt? Simmel interessiert an den Dingen nur das „Wie" und nicht das „Was". Es ist für ihn im wesentlichen dasselbe, ob er über ein Problem bei Schelling, über die Mode, über die Religion, über ein Kunstwerk philosophiert. Die Dinge sind ihm nur Anlaß, sich an ihnen zu berauschen zu einem Erlebnis, das ihm dann zum Ausgangspunkt blendender logischer Kunststücke wird. Es fehlt ihm jener andere philosophische Drang, der mit Weltanschauung und Religion verwandt ist, der mit dem Willen gepaart ist, Zusammenhang und Einheit in das bunte Chaos der irdischen Welt und ihres Ablaufs zu bringen, und der vor allem den Zwang in sich trägt, eine innerlich erlebte sittliche Note den Dingen aufzuprägen.

Deutsch-Amerikaner

Von Robert Bürgers-Liegnitz

Was sagt dieses uns geläufig gewordene Wort „Deutsch"-Amerikaner? Stellen die Deutsch-Amerikaner ein dem eigentlichen Amerikanertum gegenüber geschlossen auftretendes Gebilde, einen Stamm etwa wie die in den Vereinigten Staaten lebenden Chinesen dar? Nein, wenn wir Kinder eines Mannes, der vor vierzig Jahren aus Deutschland zugewandert ist, treffen, so werden wir finden, daß sie in den meisten Fällen schlecht, in vielen gar nicht und in sehr seltenen Fällen gut deutsch sprechen. Da die Sprache als das höchste Gut der Eigenart eines Stammes gilt, hat man daraus den Schluß gezogen, daß die nach Amerika ausgewanderten Deutschen recht verdammenswerte Subjekte seien, da sie ihre Eigenart sofort über Bord geworfen und sich mit dem fremden Volkstum vermischt hätten. Die schärfste Kritik haben sie aus ihrem früheren Vaterlande über sich ergehen lassen müssen, und ich muß sagen, daß ich eine Reihe von Fällen drüben erlebt habe, in denen Deutsch-Amerikaner,

die selbst erst aus Deutschland eingewandert waren, von ihrem früheren Vaterlande in wegwerfender und wenig anhänglicher Weise sprachen und so diese Kritik vollauf verdient hätten.

Als ich einmal einen Fabrikbesitzer aus einer größeren Stadt im Osten, der mir gleich erzählte, daß sein Bruder eine höhere Stelle im preußischen Staatsdienste erreicht habe, fragte, ob er nun, nachdem er es hier zu Ansehen und Wohlstand gebracht habe, nicht den Wunsch hätte, daß seine Kinder wieder nach Deutschland zurückkehrten, erhielt ich zur Antwort: „Das kann ich meinen Kindern doch nicht zumuten, sie aus den freien Verhältnissen hier herauszureißen und sie wieder nach Deutschland zu schicken." Dasselbe nur in schärferer Form kann ich aus dem Staate Colorado berichten. Dort fiel auf die gleiche von einem in Denver wohnenden Herrn an einen Deutsch-Amerikaner gerichtete Frage einer der Nebenstehenden ins Wort und sagte: „Na, so verrückt wirst du doch nicht sein, deine Kinder wieder nach Deutschland zu schicken".

Dem deutschen Botschafter wurde einmal bei der Besichtigung einer Universität ein Kastellan vorgestellt, der in Deutschland die Feldzüge mitgemacht hatte. Auf die Frage des Botschafters, ob er denn nicht gerne wieder zurück wolle, war der Veteran ganz erstaunt und sagte: „Nein, wer aus Deutschland einmal heraus ist, der will doch nicht wieder zurück."

Aber diese Fälle sind doch nicht etwa als die Regel anzusehen. Oder ständen sonst die sich stets vermehrenden deutschen Klubs und Vereine, die geselligen Vereine, die Hermannsbrüder, die Gesang-, Theater-, Schützenvereine, sogar die deutschen Kriegervereine in solcher Blüte?*) Gerade die dem Deutschen angeborene Freude an soldatischem Wesen scheint lange vorzuhalten.

Sehr interessant war die Bekundung eines jüdischen Direktors einer Großbank. Er stammte aus dem Schwarzwald, und so oft er konnte, fuhr er nach Europa und besuchte sein heimatliches Schwarzwalddörfchen. Dieser sagte: „Wir mögen hier noch so große Erfolge haben, es mag uns so gut gehen, wie es will, eines bleibt: das Heimweh, das werden wir nicht los".

So stehen sich die verschiedenartigsten Bekundungen von Deutsch-Amerikanern über ihr Verhältnis zum früheren Vaterlande gegenüber, und es ist schwer, sich zu einem richtigen Urteile hindurch zu finden. Eins scheint mir oft verkannt zu sein, das ist Motiv und Zweck der Auswanderung des Deutschen nach den Vereinigten Staaten. Der Deutsche, der nach einem anderen fremden Lande, sei es nach Spanien, Marokko, Britisch-Indien, Japan oder einer Kolonie geht, hat nicht die Absicht, aus seinem alten Staate auszutreten und nun Spanier, Japaner oder Engländer zu werden, sondern er will in dem fremden

*) Bei letzteren, die einerseits nur Leute aufnehmen, die unter der Fahne des Deutschen Kaisers ihrer Wehrpflicht genügt haben, ist es ja ein sonderbarer Widerspruch, daß sie auf der anderen Seite es zur Bedingung machen, daß der Neuaufzunehmende das amerikanische Bürgerrecht besitze. Beim Erwerb des Bürgerrechts hat er aber zu schwören Treue zur Union und abzuschwören seinem früheren Herrscher, insbesondere dem Deutschen Kaiser.

Lande nur die vielleicht günstigeren Verhältnisse ausnutzen, dort seine Geschäfte treiben und nach erreichtem Erfolge in Deutschland wieder die Früchte seiner Mühen genießen. Würde ein solcher Mensch in dem fremden Lande seine deutsche Abstammung verleugnen und den Einwohner des betreffenden Landes kopieren wollen, was ja auf unsere Landsleute gerade in englischen Ländern und Kolonien einen gewissen Reiz auszuüben scheint — so würde man das mit Recht beschämend und lächerlich finden.

Anders der Auswanderer nach der Union!

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika sind ein Staatswesen, das sich durch den freien Zusammenschluß von Einwanderern aus Europa auf dem neuen Kontinent gebildet hat. Dieser Gründungsakt erneuert sich gewissermaßen noch jeden Tag, indem die fortwährend zuströmenden Scharen von Auswanderern in dieses Staatengebilde eintreten und durch Ableistung des Bürgereides sagen: Wir wollen helfen, diesen neuen Staat weiter auszubauen und eine neue Volksrasse zu gründen.

Der Auswanderer aus Deutschland ist meist formell aus seinem alten Staatsverbande entlassen, er verläßt in achtundneunzig von hundert Fällen seine alte Heimat, weil sie ihm nicht das geboten hat, was er glaubte im Leben erhoffen zu dürfen, und sucht das neue Land auf im Vertrauen auf günstigere Existenzbedingungen und in der Absicht, ein guter Bürger des neuen Staates zu werden, der ihm die gastliche Aufnahme gewährt. Ob dieses Aufgehen zahlreicher reichsdeutscher Elemente in der Union nicht hätte ersetzt werden können durch eine planmäßige Ableitung der Auswanderung in wirtschaftlich ebenso günstige Länder, z. B. Argentinien, in denen ein überwiegend deutsches Element schließlich zur Ausdehnung der politischen Macht des Deutschen Reiches hätte führen können, ist eine andere Frage; so wie die Verhältnisse aber bei der Union liegen, wird man logischerweise von den deutschen Einwanderern nicht etwa verlangen können, daß sie eine einheitliche Gruppe bilden müßten, die gewissermaßen auch politisch mit dem alten Vaterlande in Verbindung bliebe.

Ebenso darf man aber auch auf der entgegengesetzten Seite nicht zu weit gehen, indem man etwa sagte: Wenn der Auswanderer in den neuen Staat eintritt und dort den Bürgereid leistet, so ist er eben nur noch Amerikaner, er kann seinerseits seinem früheren Staate und Volke gegenüber tun und lassen, was er will. Denn er geht uns nichts mehr an; für uns ist er nichts anderes wie jeder andere Ausländer.

Diese Lösung der deutsch-amerikanischen Frage wäre ja eine sehr radikale und leichte, aber eben deswegen auch keine erschöpfende und zutreffende.

Wenn wir davon ausgehen, daß die heutige Entwicklung der europäischen Reiche im wesentlichen besteht in einer Entwicklung der Nationalitäten auf Grund der Bewahrung und Vervollkommnung der Rasseneigentümlichkeiten, so werden wir von dem Amerikaner deutscher Abstammung verlangen dürfen, daß er diejenigen Eigentümlichkeiten seiner Art, die sein Muttervolk groß gemacht haben,

im fremden Lande nicht ohne weiteres über Bord wirft. Mag er ein guter Bürger des neuen Staates werden — und das ist er wohl fast stets —, aber verstehe er es auch, die guten Seiten seiner deutschen Art sich möglichst zu erhalten und seinen Kindern zu vererben, und bedenke er, daß unter den Eigenarten einer Rasse die Sprache mit der wertvollste Besitz ist. Es mag zugegeben sein, daß in dieser Hinsicht die Verhältnisse in den Vereinigten Staaten recht schwierig waren. Bis in die letzte Zeit wurde der Dutschman gerne als eine komische Figur hingestellt, die auch in keiner Theaterposse fehlte. Ein gutmütiger, langsamer Tölpel, der von den anderen immer gehänselt wird und stets zu spät kommt, so wurde er dargestellt. War nun in einer deutsch-amerikanischen Familie im Hause die deutsche Sprache gepflegt worden und ein Kind kam in die Schule, so gab der Mangel an Fertigkeit im Englischen den anderen Kindern willkommene Gelegenheit, über den Slow dutchman zu spotten. Und da ist es doch erklärlich, daß die Kinder sich mit erhöhtem Eifer der englischen Sprache hingaben, um nicht ihren Mitschülern, die ohnehin schon zum Spott neigten, auch noch in dieser Beziehung unterlegen zu erscheinen. Dasselbe Motiv hat auch die Erwachsenen so oft schnell ihre deutsche Sprache vergessen und sich der englischen hingeben lassen; es war eben notwendig, um nicht im wirtschaftlichen Kampfe dem zahlreicheren englischen Elemente gegenüber der Unterlegenere zu sein. Die scharfe Verurteilung, die sie deshalb von Deutschland aus erfahren, beruht wohl oft auf nicht genügender Kenntnis der Verhältnisse. Welche Schwierigkeiten es macht, in einer Familie die deutsche Sprache in der zweiten und folgenden Generation zu bewahren, und welche Achtung das verdient, das kann wohl nur derjenige beurteilen, der sich die Verhältnisse in Amerika unbefangen angesehen hat.

Und dann noch eins. Bis vor wenigen Jahrzehnten traf der deutsche Einwanderer drüben ein Volk, das ihm politisch überlegen war, und dem englischen Einwanderer gegenüber hatte er dies Gefühl wohl auch; und was gab denn bis zum Jahre 1870 dem deutschen Einwanderer den nötigen Hintergrund für ein nationales und politisches Selbstbewußtsein? Wie das neue Deutsche Reich als Weltmacht immermehr in Achtung und Ansehen steigt, so hat sich auch in den Vereinigten Staaten die allgemeine Achtung vor dem deutschen Element in den letzten Jahren bedeutend gehoben. In früherer Zeit war, abgesehen von der achtundvierziger Zeit, die deutsche Einwanderung zwar quantitativ zahlreich, doch qualitativ nicht hochstehend gewesen. Jetzt geht eine große Zahl gebildeter junger Leute, Kaufleute, Techniker, Ingenieure, Ärzte, Gelehrte nach drüben, und handelt es sich bei ihnen auch meistens um einen vorübergehenden Aufenthalt, so haben sie ein gut Teil dazu beigetragen, um die Achtung vor dem deutschen Stamme zu heben und zu befestigen. Mögen darum aber auch die Deutsch-Amerikaner sich daran erinnern, daß jemehr auf der einen Seite die Achtung vor dem Deutschtum im allgemeinen steigt, um so größer und dringlicher für sie die Pflicht wird, für die Erhaltung ihrer Stammesart einzutreten.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Musik

Hermann Kretzſchmar. Geſammelte Aufſätze über Muſik und anderes aus den Grenzboten. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. M. 7,50.

Mit Genugtuung werden die Muſikfreunde dieſe Veröffentlichung der über viele Jahrgänge der Grenzboten verſtreuten Aufſätze des Berliner Hochſchuldirektors begrüßen. Bieten ſie doch eine reiche Ausbeute an feinſinnigen Urteilen, an ſtilvollendeten biographiſchen, äſthetiſchen und kritiſchen Betrachtungen. Der Muſikhiſtoriker, der den erſten Platz in der zeitgenöſſiſchen Disziplin einnimmt, behandelt vorwiegend neuere Fragen ſeiner Kunſt, veranſchaulicht das Schaffen nach Schumann, die Welt um Brahms und Wagner. Und überall weiß er durch intereſſante Vergleiche zu feſſeln, durch neue Beleuchtung der Materie zu bannen. Zu dem ſicheren Urteil geſellt ſich ein Stil der Sprache, der, eine Kunſtleiſtung für ſich, auch die ferner Stehenden in den Kreis zwingt. So wird der ſtattliche Band nicht nur den Fachleuten Anregung und Belehrung bieten, er wird auch die Muſikliebhaber durch die vornehme Geſtaltung des Stoffes gewinnen, zumal in manchen Aufſätzen ein tieferes Eindringen in die ſoziale und kulturelle Umgebung das Verſtändnis bedeutſam erleichtert. Wie lebendig geſtaltet ſich z. B. die Darſtellung in Vergleichen der engliſchen und deutſchen Geſangsübung in dem Eſſay „Ein engliſches Aktenſtück über deutſchen Schulgeſang“. Wie wertvoll, auch für die Literarkritik, ſind die vielen Zwiſchenbemerkungen in den Artikeln: „Johannes Brahms“ und „Das deutſche Lied ſeit dem Tode Richard Wagners“.

Daß der Gelehrte auch offenen Sinn für die großen Erſcheinungen der nichtmuſikaliſchen Welt beſitzt, zeigt eine Abhandlung wie „Aus der Zeit des werdenden Bismarcks“, die mit reger Anteilnahme ſich in ſeine Briefſammlungen vertieft und, ſo ganz nebenbei, eine muſikaliſche Ehrenrettung des eiſernen Kanzlers verſucht. „Mein wunderlicher Freund“ geißelt internationale Schwächen der in Italien zuſammengetriebenen Scharen, und „Frau Potiphar“ bietet ſogar eine Novelle, frei von jeder belehrenden Laſt, eine ſtraff aufgebaute Novelle mit draſtiſchen Schilderungen im erzgebirgiſchen Dialekt. Fürwahr eine Vielſeitigkeit der Darbietungen, die dem ernſten, großzügigen Manne gewiß viele neue Freunde und Verehrer gewinnen wird. Man muß Dr. Heuß für die Veröffentlichung dankbar ſein.

W. Kleefeld-Berlin

Bildende Kunſt

Ein Albrecht Dürer-Denkmal ſoll in Klauſen in Tirol errichtet werden. Dieſe ſpäte Ehrung unſeres Altmeiſters von Nürnberg hat folgende Vorgeſchichte. Im Jahre 1900 ließ der Profeſſor der Kunſtgeſchichte an der Univerſität Königsberg, Dr. Berthold Haendcke, unter dem Titel „Die Chronologie der Landſchaften Albrecht Dürers“ eine Schrift erſcheinen. In dieſer Abhandlung bewies er durch den Vergleich einer Photographie der Stadt Klauſen mit der Stadtanſicht auf dem Stiche Dürers, der „Das große Glück“ genannt wird, daß der Nürnberger Meiſter Klauſen und Umgegend auf der Kupferplatte feſtgehalten hatte. Die ſich alljährlich in Klauſen verſammelnden Künſtler waren über dieſe Entdeckung hochbeglückt, und der Landſchaftsmaler E. Loeſch nahm ſich der Frage „Ehrung Dürers in Klauſen“ ſofort energiſch an (Bozener Nachrichten, 16. Februar 1900). Die Löſung wird nun in dem geplanten Denkmal Meiſter

Dürers geboten. Kunstgeschichtlich hat der Nachweis Prof. Haendckes besonders den Wert, daß durch diese Identifizierung der Stadt Klausen mit dem bis dahin als Idealbild betrachteten Stadtbilde auf Dürers Stich der zweite unanfechtbare dokumentarische Beweis für die erste Reise des Nürnberger Künstlers nach Italien geliefert wurde. Er ergänzte den anderen Nachweis, den Haendcke durch einen Hinweis auf die Form der Zinnen der von Dürer gezeichneten Burgen geboten hatte. Alle anderen Dürerforscher hatten sich mit Indizienbeweisen für die kunsthistorisch so bedeutungsvolle erste italienische Reise Dürers begnügen müssen; durch die beiden Forschungsresultate Haendckes wurde Dürer zum „Geständnis" gezwungen, auch zum Bekenntnis des Zeitpunktes. Die Entstehungszeit des „großen Glückes" läßt sich nämlich durch Kaiser Maximilians „Schweizer Kriege" (1499) ziemlich genau feststellen. —be.

Golgatha. Die Männer von Tapiau erhalten eine Botschaft von dem Sohn der Stadt Lovis Corinth, der auszog aus dieser Stadt und ein Jünger wurde am Evangelium der Kunst. Und diese Botschaft ist das Bild Golgatha. Es ist ein Triptychon in schlichtem breiten goldenen Holzrahmen. Das Hauptbild gibt nichts als den leidenden Gott am Kreuz, unter ihm die Schädelstätte und hinter ihm der zerrissene Vorhang des Himmels. Eine mächtige braune litauische Riesengestalt. Die Malerei dieses leidenden Riesen, dessen Glieder sich schwerfällig in blutunterlaufenen Schmerzen am Kreuz verzerren, ist von einer mittelalterlichen Kraft, die sich mit der Technik des zwanzigsten Jahrhunderts vereint. Es jammert und stöhnt die Schuld der Welt in dieser braunen Schädelstätte, hinter der sich die Elemente der Luft blau und violett und rot an ihrem eignen Aufruhr entzünden. Wer Corinth kennt, weiß, daß er so immer auf das Leidenschaftliche aus ist, das sich mit brutalem Wahrheitsfanatismus in seinen Bildern offenbart. Aber hier ist es ihm doch gelungen, über dieser materiellen Beherrschung des menschlichen Körpers einen Gedanken zu errichten. In seinem großen wilden Leiden spricht dieser Leib des Menschen und Gottessohnes Worte des christlichen Mysteriums zu uns. Die großen knochigen Züge seines Gesichtes sprechen von einer übermenschlichen Ergebenheit in Schmerz und Tod, von einem schweigenden Begreifen dieser Verwüstung alles Irdischen zum Lobe einer Religion, die hinter dem Leib eine zweite geistige Welt, hinter den Reichen dieser Erde das dritte Reich des Christentums glaubend und wissend vom Himmel herabholt. Gerade das Riesenhafte dieses Körperlichen führt uns zum Übermaß aller Nöte und irdischen Gefahren, führt uns zum Trost der Erfüllung des Gesetzes. Corinths Golgatha ist ganz erfüllt von einer Gralsstimmung, wie sie Stucken zu gleicher Zeit in Worte zu gießen vermochte: „Das Land ward zur Wüste, und die heilige Lanze begann wie ein Mensch iu bluten, und des Grales Lichtmesser rann zu kranken Fluten."

Doch auch das Epische hat der Maler gebändigt. Errichtet er in diesem Mittelbild die wild schmerzende Wahrheit des siderischen Gottestodes, läßt er hier die mystischen Ströme aller Geistesnot den Leib des Heilands schändlich überrieseln, so erzählt er in den Seitentafeln, wie dieses erloschene Gotteslicht sich nun im erlösten Menschen ansiedelt. Er wählte den Apostel Paulus und den Evangelisten Matthaeus. Wieder können die Männer von Tapiau sagen, dieser Paulus mit dem Schwert im Arm und der Bibel ist uns nicht fremd; wir haben in unserer Gegend manchen solchen Handwerker, der mit verglasten Augen sein Evangelium den Männern der Heimat ins Herz schreit. Die Einfalt und visionäre Kraft dieser Figur im grünen Mantel vor einer kalten Mauer ist von überwältigender Schönheit. Die große Gebärde auf den Lettern des Buches ist von rührender Ergriffenheit, um so mehr, als rechts mit weit ausholender pathetischer Gebärde der Evangelist in einem weiten, dunkelblauen Mantel die Geschichte Jesu aufzeichnet, die ihm ein geflügelter Engel im violetten Gewande diktiert. Alter und Jugend dieses Evangelisten und seines Engels, das Gelb des Hintergrundes, die zwingende Kraft ihrer so verschiedenen Ergriffenheiten, alles redet eine klare, deutliche Sprache, eine mächtige Harmonie ein und desselben Gedankens, der im Mittelbild als Gesicht, als Gralsgefäß religiöser Strah-

lungen und in den Seitenbildern in fast epischer Breite wieder aufgenommen wird. Unsere Malerei darf dieses Altarwerk als eine Erfüllung begrüßen, denn es redet in unserer Sprache von den letzten Dingen.

Wilhelm Mießner-Berlin

Volkswirtschaft

Dr. Heinrich Niehuus, Geschichte der englischen Bodenreformtheorien. Leipzig 1910. Verlag von E. L. Hirschfeld. 223 S. M. 4,50.

Reformbewegungen haben immer einen ökonomischen Hintergrund. Auch bei den Bestrebungen, die auf eine Reform der Bodenbesitzverhältnisse abzielen, ist das der Fall. Sie machen sich daher zuerst dort geltend, wo diese ungünstig sind, und es ist deshalb verständlich, daß die Bodenreformbewegung ihren Ursprung in England als in dem Lande genommen hat, in dem seit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts die allmähliche Konzentration des Grundbesitzes in den Händen des Adels eine starke Proletarisierung des Bauernstandes im Gefolge hatte. Selbstverständlich hat diese englische Bodenreformbewegung auch ihren theoretischen Niederschlag in einer Reihe von mehr oder minder brauchbaren Systemen und Reformvorschlägen gefunden, deren Geschichte Niehuus in dem oben angezeigten Buche geschrieben hat. Er unterscheidet in der Hauptsache zweierlei Systeme, von denen die einen auf der Naturrechtslehre fußen, d. h. ein ursprüngliches Recht am Boden annehmen, das jedem zusteht, während die anderen von Ricardos Grundrententheorie ausgehen. Zu den Theoretikern, die in der Anschauungsweise der Naturrechtsphilosophie befangen sind, zählt er die rationalistische Richtung der Thomas Spence, William Gilvie und Thomas Paine, die physiokratische Richtung der John Grey, Charles Hall und Piercy Ravenstone, die Führer der chartistisch-ökonomischen Bewegung William Cobbett, Feargus O'Connor und James Bronterre O'Brien, die naturrechtlich-revolutionistische Richtung Patrich Edward Doves und Herbert Spencers und schließlich noch Alfred Russel Wallace, der eine Sonderstellung einnimmt. Unter den Bodenreformtheoretikern, die von Ricardos Lehre ausgehen, werden James Mill, John Stuart Mill und schließlich Henry George behandelt. Alle diese Männer versuchen eine umfassende theoretische Begründung ihrer Forderungen und Reformvorschläge zu geben. Innere Kolonisation fordern Ogilvie, Hall und O'Connor; einer Besteuerung der Grundrente und zwar zunächst des unverdienten Wertzuwachses reden James Mill und John Stuart Mill das Wort, während Grey und Ravenstone die Grundrente mit einer einzigen Steuer belegen wollen. Agrarsozialisten endlich sind Spence, O'Brien, Wallace, Dove und George, von denen die drei zuerst Genannten eine formelle Verstaatlichung verlangen, während Dove und George dieses Ziel auf dem Umwege einer einzigen Steuer zu erreichen hoffen.

Das Buch ist gut und umsichtig geschrieben, sein Inhalt ziemlich erschöpfend. Der Verfasser knüpft überall an die ökonomischen Zeitverhältnisse an und versucht mit viel Glück die einzelnen Theoretiker in die Geschichte der politischen Ökonomie einzureihen und die jeweilige Abhängigkeit der jüngeren von den älteren nachzuweisen. Seine Kritik einzelner Theoretiker sowohl wie der gesamten Bodenreformbewegung ist vielfach scharf, aber zutreffend, und mit vollem Recht betont er besonders den Umstand, „daß allen Systemen, mit Ausnahme derjenigen, die eine Besteuerung des **unearned increment** auf ihre Fahne schreiben, jede ökonomische Einsicht in das Wesen der Produktion abgeht, wie überhaupt die Bodenreform sich einer überaus einseitigen Übertreibung der Bedeutung des Grundeigentums schuldig macht". Unseres Erachtens gilt das letztere auch für die deutschen Bodenreformer, die gut daran täten, wenn sie das Buch von Niehuus einmal gründlich studieren und sich seine Kritik ihrer englischen Vorgänger zu Herzen nehmen würden.

Georg Jahn-Leipzig

Reichsspiegel

(Vom 16. bis 22. Januar 1911.)

Politik

Der 18. Januar — Pessimismus und Optimismus — Fürst Bülow — Der Hansabund — Nationale Aufgaben.

Das war eine lebhafte Woche! Sie war so angefüllt mit politischem Kampf, daß selbst der 18. Januar, der zum vierzigsten Male als Geburtstag des Deutschen Reichs wiederkehrte, nicht recht zur Geltung gekommen ist. Im Publikum sprach man wenig von der Bedeutung dieses Tages, und nur spärlich fanden Festversammlungen statt! Was in der Presse zu lesen steht, ist herzlich wenig, — es entspricht durchaus nicht der Wichtigkeit, die der Tag der Kaiserproklamation tatsächlich für die deutsche Nation hat. Doch kann man's den Zeitgenossen nicht verargen, daß sie mehr Sinn haben für die Gegenwart als für die Vergangenheit. Es gilt bald eine Schlacht zu schlagen, die vielleicht für Jahrzehnte maßgebend den Gang der deutschen Politik beeinflussen soll. Und diese Schlacht wirft auf alle Ereignisse, Vorgänge, Erinnerungstage und politischen Maßnahmen bereits einen langen Schatten, der in den Erörterungen der Presse über den 18. Januar sichtbar wird.

Die Äußerungen zum deutschen Nationalfesttage lassen sich in zwei Gruppen behandeln. Die eine Gruppe ist pessimistisch, die andere optimistisch. Die eine betont die Schattenseiten des heutigen politischen Lebens, die andere erkennt frohgemut das errungene Gute an und späht nach neuen größeren Zielen. Die eine Gruppe sieht die Gegenwart voll froher Zuversicht sich gestalten, die andere fürchtet durch sie lediglich Verluste. Die konservativen Parteiblätter sehen überall nur Materialismus und Eigennutz, so daß sie der Erinnerung an die Reichsgründung nicht recht froh werden können; die liberalen Blätter weisen mit berechtigtem Stolz auf die Fortschritte hin, die in den abgelaufenen vierzig Jahren möglich waren. Generalfeldmarschall von der Goltz und der Reichsbote haben dem Worte verliehen, was man in konservativen Kreisen denkt. Ist es wirklich wahr, daß „Wille und Tat, die männlichen Akkorde in unserem Volksleben, schwächer und schwächer erklingen"? Ist es wahr, daß „heut überall die Unentschlossenheit des Willens, die Übersättigung der zu Wohlstand gekommenen Kreise und ein Zug der gebildeten Stände zum Trivialen der gefestigten Tatkraft und Lebensfrische der Helden vor vierzig Jahren gegenübersteht"? Wir möchten aus dem politischen Treiben und wirtschaftlichen und wissenschaftlichen Streben andere Folgerungen ziehen. Wo sind denn eigentlich die Anzeichen der krankhaften Schwäche? Haben sich die Söhne der Helden der Einigungskämpfe nicht in den furchtbaren Kolonialkämpfen mutig geschlagen? Bringen Offiziere und Mannschaften nicht täglich Beweise von selbstloser Opferfreudigkeit? So kürzlich bei dem Verlust des Unterseebootes U 3? Lebt nicht in unserer Beamtenschaft, in der Kaufmannswelt, in den Kreisen der Industrie eine Pflichterfüllung, die weit größere Hindernisse zu überwinden weiß, als wie sie unseren Vorfahren mit ihren kleinen Verhältnissen gegenüberstanden? Auch in politischer Beziehung kann nur eine Belebung festgestellt werden, wie sie vielleicht seit vierzig Jahren nicht zu beobachten war. Im Lager der Konservativen wird diese Belebung freilich als ein Werk von Agitatoren und Volksverführern hingestellt. Das ist sie nicht.

Sie ist der natürliche Ausdruck eines gesund wachsenden Volkes, das nach starker Vermehrung seiner Zahl, nach außerordentlicher Bereicherung durch materiellen Besitz und nach unverhältnismäßig großer Zunahme an Bildung an die Wände des Gefäßes stößt, das durch den vierzig Jahre alten Staat gebildet wird. Die großen Errungenschaften der arbeitenden Klassen sind erkämpft durch die Führer der Gewerkschaften, der Reichtum unserer Landwirte ist erkämpft durch die Männer, die an der Spitze des Bundes der Landwirte stehen; die glückliche Entwicklung der einzelnen Industrien und sonstigen Gewerbe ist das Ergebnis harter Arbeit der Verbandssekretäre. Wer weiß, wie unendlich viel Mühe und Entsagung mit allen diesen Errungenschaften verknüpft sind, der wird auch ohne weiteres zugeben, daß nicht ein niedriger Materialismus die Triebfeder des modernen Lebens in Deutschland sein kann. Wäre nicht die Lust an der Arbeit und die Freude am Schaffen, dann blieben die führenden Männer nicht bis ins hohe Greisenalter in ihren Berufen und Stellungen, sondern zögen sich frühzeitig zu einem beschaulichen Privatleben zurück, wie wir es in England und Frankreich beobachten. Von Bebel bis Bueck, bis Geheimrat Herz lassen sich für die Richtigkeit solcher Behauptung Hunderte von Beispielen anführen.

Diese Erscheinung, die kräftige Anteilnahme des Bürgertums an der Politik unterscheidet unsere Entwicklung recht wesentlich von der der Franzosen. Im Hinblick auf den Siegeszug der Sozialdemokratie wird immer darauf hingewiesen, unsere Entwicklung lenke in die gleichen Bahnen ein, wie sie Frankreich genommen habe, wir würden in absehbarer Zeit ähnlich wie Frankreich dem Syndikalismus verfallen. Vor einer solchen Gefahr aber bewahrt uns gerade die politische Selbsttätigkeit des Bürgertums, die gegenwärtig kaum weniger kräftig in das politische Leben eingreift als vor dem deutsch-französischen Kriege. Es sei nur daran erinnert, wie energisch heute jeder, auch der leiseste Versuch zu Ausnahmegesetzen von der Mehrheit der Nation abgelehnt wird, während im Jahre 1868 z. B. ein Kampf gegen die Gewerkschaften nur mit staatlichen Maßnahmen denkbar schien. Heute erklärt die Mehrheit des deutschen Unternehmertums selbstbewußt, sie verstehe es selbst ihr Recht zu wahren. Ist da, inmitten dieses politischen Frühlings, die Zeit, unfruchtbarem Pessimismus nachzuhängen? Wahrlich nein!

Daß wir nicht einem übertriebenen Optimismus nachhängen, lehrt uns die Entwicklung seit dem Bestehen des Blockreichstags. Die Blockära und die sogenannte Steuerhetze hat nicht so sehr zersetzend als vielmehr neubildend, organisierend gewirkt. Die Kämpfe um die Reichsfinanzreform haben wohl die Parteien auseinandergetrieben, sie haben aber auch Raum geschaffen für die Vereinigung derer, die mit Rücksicht auf die Gemeinsamkeit der wirtschaftlichen und politischen Ziele zusammen gehören. Es ist ein Unding, industrielle und landwirtschaftliche Unternehmer, Kaufleute, Arbeiter und Beamte in Fragen der inneren Politik vereinigen zu wollen. Das wäre nicht einmal wünschenswert, denn es bedeutete die Agonie des öffentlichen Lebens. Was dagegen zu erstreben ist, das ist, allen Klassen das Bewußtsein einzuimpfen, wie sie alle zusammen nur ein Ganzes, eben das deutsche Volk bilden könnten. Dazu gehört aber zweierlei, eine gleichwertige Organisation aller Volksteile und eine von unabhängigen Männern geleitete Regierung.

Mit dem Wachstum der nationalen Kräfte hat aber die Organisation der Nation nicht Schritt gehalten. Eine sehr große Schicht, der bürgerliche Mittel-

stand, war, überhäuft mit gewerblicher Arbeit und nur immer sachlich bemüht, die wirtschaftlichen Organisationen und das Verkehrswesen bis ins feinste Glied auszugestalten, bis in die allerletzte Zeit hinein nicht zu einer gemeinsamen Organisation zu bewegen. Ohne Doktrinarismus und wohl auch im Gefühl der persönlichen Kraft hat er sich der Regierung anvertraut und sich um seine staatsbürgerlichen Rechte nicht gekümmert. Solange an der Spitze der Regierung tatkräftige Männer standen, die stets das Interesse des Ganzen mit dem der einzelnen zu vereinigen verstanden, ging alles gut. Nachdem aber die soziale Gesetzgebung ebenso wie die wirtschaftliche anfingen, einzelne Schichten zu bevorzugen, mußte der Rückschlag eintreten. Das Bürgertum ist überholt worden von den Arbeitern, die von Anfang an bewußt um politische Klassenrechte gekämpft haben, und von den Landwirten, die politische Klassenrechte auf Grund historisch gewordener Verhältnisse schon lange vor dem Bürgertum besessen haben. So ist es möglich geworden, daß das bürgerliche Unternehmertum durch die Gesetzgebung für das soziale Wohl der arbeitenden Klassen so gut wie allen Einflusses auf diese verlustig gegangen ist, während die Wirtschafts-, Finanz- und zum Teil auch die Verkehrspolitik immer mehr nach einseitig großagrarischen Gesichtspunkten ausgestaltet wurde. Der Staatsmann, der den Mangel innerhalb unserer sozialen Organisation zuerst erkannt hat, war Fürst Bülow. Ein aufmerksamer Beobachter der Volkspsyche, ein vorsichtiger Organisator der Volksstimmung, war der vierte Kanzler auch der kühne Führer, der den Augenblick zum Angriff gegen die alten Verhältnisse kannte. Sein Feldzug gegen alle stagnierenden Elemente, die vom Zentrum sich ausbreitend zersetzend ins konservative Lager einbrachen, angefangen mit der Reichstagsauflösung von 1906 bis zum Scheitern der Reichsfinanzreform, war so genial geführt, daß die Historiker dieser Zeitspanne erstaunen werden über den Weitblick und die konsequente Arbeit des „ewig liebenswürdigen Diplomaten". Auch die Annahme der einseitigen Finanzreform und das Ausbleiben der Reichstagsauflösung im vorigen Jahre dürften die nationalen Historiker als Klugheit preisen, sobald die dafür maßgebenden Dokumente der Öffentlichkeit vorliegen werden. Der wichtigste Grund für diesen Entschluß lag nicht in persönlichen Verhältnissen, wie vielfach angenommen wurde, sondern in der Tatsache des Mangels einer bürgerlichen Organisation, die mit der Reichsregierung gegen den Ansturm von rechts und links stehen konnte. Die Regierung durfte, solange die politischen Elemente im Lande die gleichen blieben, nicht damit rechnen, eine günstigere Zusammensetzung des Reichstages zu erzielen, es sei denn, daß sie sich entschloß, mit der Sozialdemokratie zu paktieren. Der Nachfolger des Fürsten Bülow ist damals von verschiedenen Seiten in der angedeuteten Richtung gedrängt worden. Bismarck hätte es auch getan, wurde ihm entgegen gehalten. Bethmann Hollweg hat, wie feststeht, im vollen Einverständnis mit dem Fürsten Bülow den mühevolleren Weg gewählt, und die Erfahrung lehrt, wie richtig Fürst Bülow gerechnet hat. Der Hansabund, der, ein halbes Jahr früher geboren, den Fürsten Bülow vielleicht zum Bleiben vermocht hätte, zeigte plötzlich aller Welt, daß das deutsche Bürgertum auch bereit sei, politisch zu kämpfen. Welche gefährlichen Folgen ein solcher Entschluß für viele Gewerbetreibende haben mußte, ist bekannt. Überall setzte, vom Bunde der Landwirte organisiert, eine scharfe Boykottbewegung ein, die Kaufleute und Handwerker aus dem Hansabunde treiben sollte. Dennoch sind

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

nur ganz vereinzelte Fälle beobachtet worden, in denen die Bedrängten sich aus der Organisation zurückzogen. Gewiß ein Beweis dafür, daß die Nation nicht im Materialismus untergeht, daß sie vielmehr in ihrer überwiegenden Mehrheit noch versteht, um ideelle Güter zu kämpfen. Der Hansabund ist aber, so wird uns zugerufen, eine Organisation zur Erkämpfung wirtschaftlicher Vorteile! Gewiß! seine Gründung hat den Ausgang von wirtschaftlichen Fragen genommen. Dennoch liegt seine größere Bedeutung auf sozialem Gebiet. Denn er ist die einzige denkbare Organisation, die befähigt ist, jeden Druck abzuwehren, möge er von oben kommen und Reaktion heißen oder möge er von unten kommen und sich Revolution nennen. Nun sich das Bürgertum zur politischen Vertretung seiner Rechte zusammengefunden hat, wird auch die Einigkeit der Parteien in erfreulichem Maße zunehmen, besteht auch die Hoffnung, den konfessionellen Frieden wiederherzustellen nicht im Sinne des Unterganges der Reformation und eines Sieges des Ultramontanismus, sondern im Sinne des Sieges des freiheitlichen Gedankens, der das deutsche Volk vor vierzig Jahren einte und die Grundmauern des Reichsbaues erschuf.

Die Pessimisten werden gegen unsere Ausführungen einwenden, noch bestehe die Gefahr, die inneren Kämpfe könnten so tiefe Gegensätze schaffen, daß selbst eine äußere Gefahr die Hadernden nicht mehr aussöhnen möchte. Der Mangel an großen, allen gemeinsamen Aufgaben fördere die trennenden, vermische die einigenden Elemente. Sollte es wirklich keine großen nationalen Aufgaben mehr zu leisten geben? Die Rheinisch-Westfälische Zeitung wies auf ein Ideal hin, das noch zu erkämpfen ist, auf den deutschen Einheitsstaat, und ein österreichisches Blatt zeigte im Mitteleuropäischen Zollverein die große Aufgabe auf internationalem Gebiet, die uns, dem lebenden Geschlecht, vorbehalten blieb. In der inneren Politik steht dem Bürgertum die Notwendigkeit vor Augen, sich von dem Joch zu befreien, das ihm die Sozialdemokratie mit den Gewerkschaften und deren Einfluß auf die Krankenkassen auferlegt hat. In derselben Richtung liegen die Aufgaben gegen die Jugend. Von nicht geringerer Tragweite sind die Aufgaben der inneren Kolonisation. So mangelt es durchaus nicht an Idealen und großen Zielen. Richtig vor die Nation gestellt, werden sie auch die Nation vom Alltagsstreit zu höherem Wirken aufrütteln.

Ob Herr von Bethmann den richtigen Weg geht? Mehr und mehr wird's bezweifelt. Denn jeder trägt Fausts Worte im Sinn: „Im Anfang war die Tat!"

Bücherliste

v. Platen, August Graf: Briefwechsel. 1. Band. Herausgegeben von Ludwig v. Scheffler und Paul Bornstein. München, Georg Müller.

Grimm, Brüder: Kinder- und Hausmärchen. Mit einem Nachwort neu herausgegeben von Paul Ernst. 3 Bände. München, Georg Müller.

Stein, Bernhard: Literarische Bilder aus neuester Zeit. Ravensburg, Friedrich Alber. M 3.—.

Braun, Felix: Der Schatten des Todes. Berlin, S. Schottländers Schlesische Verlagsanstalt. M. 4.—.

Lowenfeld, Henry: Die Kunst der Kapitalanlage. Berlin, S. Schottländers Schlesische Verlagsanstalt. M. 5.—.

Hirschfeld, Georg: Die Nixe vom Gildensee. Berlin, S. Schottländers Schlesische Verlagsanstalt. M. 3.—.

Sturm, Dr. Friedrich: Blätter und Splitter. Breslau, Schletterische Buchhandlung.

Mühldener, Günther, Postdirektor: Die Entwicklungsgeschichte der Post. Gotha, Friedrich Emil Perthes. M. 0.80.

Beta, Ottomar: Werner v. Siemens. Gotha, Friedrich Emil Perthes. M. 1.—.

Verantwortlicher Schriftleiter: George Cleinow in Berlin-Schöneberg. Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 37.

Elſaß-lothringiſche Fragen

Von F. L. Clemens

I. Deutſche Gewaltherrſchaft

„Anpaſſung tilgt Leiden"
(Aus den Sprüchen des Lao-Tſe)

Wenn man den leidenſchaftlichen Reden und Schriften der führenden elſäſſiſchen Politiker Glauben ſchenken wollte, wäre Elſaß-Lothringen ein geknechtetes Land, in dem eine anmaßende Bureaukratie geſtützt auf die Reichsgewalten nach Willkür ſchaltet und waltet, jede freie Meinungsäußerung unterdrückt und die Bevölkerung durch ein ſchikanöſes Polizeiregiment knebelt und drangſaliert; — die Elſaß-Lothringer müßten zwar, ebenſo wie die Bewohner der übrigen Bundesſtaaten, ihre Militärpflicht in Deutſchland erfüllen und zu den Aufwendungen des Reichs für Heer, Marine, auswärtige Angelegenheiten uſw. beitragen, hätten aber, da Elſaß-Lothringen weder Sitz noch Stimme im Bundesrat habe, im Reiche nichts zu ſagen; — jede aktive Teilnahme an den Vorgängen im Reiche ſei ihnen verſagt. — Es iſt den eifrigen Kämpfern für elſaß-lothringiſche Autonomie nicht nur gelungen, der Mehrheit der elſaß-lothringiſchen Bevölkerung die Überzeugung beizubringen, daß ſie im Vergleich mit der der übrigen Bundesſtaaten minder berechtigt ſei und deshalb begründeten Anlaß zur Unzufriedenheit habe, — ſie haben auch manche altdeutſche Politiker und ſogar unſere Regierung mit ihrer phraſenhaften Argumentation zu betören gewußt. — Die zaghafte, unſchlüſſige Haltung, welche das elſaß-lothringiſche Miniſterium unter Köller gegenüber dieſen immer lauter und eindringlicher erhobenen Klagen und Forderungen der elſaß-lothringiſchen Autonomiſten jahrelang beobachtet, die bedauerliche Tatſache, daß es ihnen niemals grundſätzlich energiſch widerſprochen hat, hat jedenfalls in ſehr erheblichem Maße dazu beigetragen, die Köpfe zu

verwirren und den Glauben an die Gerechtigkeit der elsaß-lothringischen Forderungen aufkommen zu lassen und zu festigen.

Nichtsdestoweniger ist zunächst der ganze Gedankengang: „die Erfüllung der öffentlich-rechtlichen Pflichten gegenüber dem Reiche gäbe der Bevölkerung Elsaß-Lothringens einen Anspruch, oder wenigstens ein moralisches Recht auf Autonomie (d. i. im Sinne der Urheber dieses Gedankengangs ein Recht auf größere Unabhängigkeit vom Reiche, auf eine gewisse Souveränität) — und die Nichtanerkennung dieses Anspruchs sei ein dem Land zugefügtes Unrecht" — von Grund aus falsch.

Daß die Elsaß-Lothringer ihre Steuern bezahlen, daß sie im allgemeinen (Ausnahmen bestätigen die Regel) auch ihrer Militärpflicht genügen, wird nicht bestritten; es ist auch noch nicht vorgekommen, daß der Landesausschuß bei Feststellung des Budgets die erforderlichen Kredite zur Deckung der auf Elsaß-Lothringen fallenden Matrikularbeiträge verweigerte; ebensowenig werden wir wohl jemals das homerische Schauspiel erleben, daß die kampfesfrohen Herren Wetterle, Blumenthal, Preiß, Pfleger e tutti quanti an der Spitze reisiger alemannischer Scharen aus den Wäldern und Schluchten der Vogesen hervorbrechen, um den unsinnigen Versuch zu machen, die störrische Regierung der größten Militärmacht der Welt mit Waffengewalt zu zwingen, dem Reichslande die ersehnte Autonomie zu gewähren. Wenn die elsässischen Politiker in rührender Bescheidenheit diese nicht bestrittenen Tatsachen als ausreichenden Beweis für die Loyalität, Intelligenz und politische Reife des elsaß-lothringischen Volkes angesehen wissen wollen, habeant sibi. — Aber was in aller Welt haben denn diese Tatsachen mit der Autonomie und mit der Vertretung Elsaß-Lothringens im Bundesrat zu tun? Und könnten nicht anderseits Hannoveraner, Hessen, Polen mit demselben Rechte und denselben Gründen Autonomie verlangen? Erfüllen nicht die Bewohner dieser Provinzen ihre Pflichten gegenüber dem Reiche mindestens ebenso wie die Elsaß-Lothringer? Dabei kann Elsaß-Lothringen nicht einmal geltend machen, daß es die Souveränität, die es jetzt von Deutschland als eine ganz selbstverständliche Sache fordert und die die notwendige Voraussetzung für die Vertretung der elsaß-lothringischen Regierung im Bundesrat wäre, vor der Annexion besessen habe und daß das Deutsche Reich vom Standpunkte der völkerrechtlichen Moral verpflichtet sei, das durch die gewaltsame Einverleibung verübte moralische Unrecht durch Wiedergewährung einer wenn auch nur beschränkten Souveränität (Autonomie) wieder gut zu machen; denn politische Selbständigkeit hat Elsaß-Lothringen, zum Unterschiede von Hannover, Hessen, Polen, niemals besessen, — und eine besondere elsaß-lothringische Nation gibt es nicht und hat es niemals gegeben.

Und mit den anderen Gründen für die behauptete Notwendigkeit der Änderung des staatsrechtlichen Verhältnisses Elsaß-Lothringens zum Reiche steht es nicht besser. Mit Phrasen wie Gewaltherrschaft, Polizeiwillkür, Unterdrückung des Volks und dergleichen ist diese Notwendigkeit noch nicht bewiesen.

Solche Schlagworte mögen der kleinen Anzahl skrupelloser Politiker als Mittel zur Verhetzung der leichtgläubigen Massen schätzbare Dienste leisten; aber wo sind die Tatsachen, welche diese Charakterisierung der deutschen Regierung rechtfertigen? — Wo sind denn die Akte der Willkür, Bedrückung und Ungerechtigkeit unserer Regierung? Man wird sie vergeblich suchen.

In bemerkenswertem Gegensatze zu den Gepflogenheiten der französischen Regierung achten die elsaß-lothringischen Regierungsorgane die Wahlfreiheit der Wähler, — was freilich nicht hindert, daß gerade diejenigen Politiker und Parteien, welche sich im Wahlkampf am meisten der unlauteren Mittel der Verleumdung und der Verhetzung und Terrorisierung der Wähler bedienen, auch am lautesten über Wahlbeeinflussung zetern; — eine zwar noch nicht ganz ausgebildete, aber doch gerechte und loyale Verwaltungsjustiz schützt die Bürger in ihren Rechten gegenüber etwaigen Mißgriffen der Verwaltung; — die Straf- und Zivilrechtspflege kann sich, trotz aller Versuche, sie zu verdächtigen und der Parteilichkeit gegenüber den Einheimischen zu zeihen, der jedes anderen deutschen Bundesstaates an die Seite stellen.

Auch die Gesetzgebung arbeitet zufriedenstellend; in zahlreichen Gesprächen mit verständigen, angesehenen Elsaß-Lothringern habe ich noch niemals die Klage vernommen, daß die verfassungsmäßige Mitwirkung des Kaisers und des Bundesrats bei Erlaß elsaß-lothringischer Landesgesetze von der Bevölkerung als eine Beeinträchtigung ihrer Rechte und Freiheiten empfunden wird; tatsächlich läge auch nicht der mindeste Grund dazu vor; ist doch der Volksvertretung ein weitgehendes Mitbestimmungsrecht bei Erlaß der Landesgesetze gewährleistet; ohne ihre Zustimmung ist noch kein Gesetz erlassen worden, und gesetzgeberischen Wünschen und Anregungen aus dem Schoße des Landesausschusses hat die Landesregierung bisher stets — manchmal vielleicht sogar zu bereitwillig — entsprochen. Der Mitwirkung des Bundesrats mögen gewisse Schönheitsfehler anhaften — der Geschäftsgang im Bundesrat ist etwas schwerfällig, und für die Regierung ergeben sich daraus manche Unzuträglichkeiten —, aber das Volk hat wohl noch nie darüber zu klagen gehabt, daß der Erlaß eines wichtigen Gesetzes durch den Bundesrat zum Schaden des Landes verzögert worden wäre, oder daß der Bundesrat Gesetzen, über welche Landesausschuß und Landesregierung sich geeinigt hatten, seine Zustimmung versagt hätte. — Und die Gesetze selbst? — Gewiß haben manche von ihnen, Reichs- und Landesgesetze, trotz ihrer unleugbar guten Seiten zur Unzufriedenheit beigetragen; so z. B. wird unsere soziale Gesetzgebung mit ihren Tausenden von Paragraphen, die Reichsgewerbeordnung mit allen ihren die Freiheit des einzelnen beschränkenden Vorschriften über Sonntagsruhe, Beschäftigung von Frauen und Kindern in Fabriken, Gewerbeinspektion und dergleichen mehr gerade in Elsaß-Lothringen mit seiner alten, unter manchesterlichen Grundsätzen groß gewordenen Industrie vielfach als lästig empfunden; die bäuerliche Bevölkerung ist mit dem elsaß-lothringischen Jagdgesetz, mit der landwirtschaftlichen Unfallversicherung u. a. unzufrieden.

Jeder, der sich durch die Vorschrift eines deutschen Gesetzes oder einer auf administrativem Wege erlassenen Verordnung in seiner Bewegungsfreiheit eingeengt fühlt oder zu bisher unbekannten und ungewohnten Leistungen gezwungen ist, ist ja natürlich geneigt, gleich über Unterdrückung zu klagen.

Aber da sind nun noch weitere Besonderheiten, die angeblich aufs schlagendste beweisen, daß die Elsaß-Lothringer im Vergleich mit den übrigen Deutschen zurückgesetzt seien: die Abhängigkeit der elsaß-lothringischen Landesregierung vom Reiche (d. h. vom Kaiser); das Recht des Reichstags, über Angelegenheiten Beschlüsse zu fassen, die nach der Reichsverfassung ganz allgemein der landesgesetzlichen Regelung überlassen sind, in Elsaß-Lothringen also durch elsaß-lothringisches Landesgesetz geregelt werden müßten; endlich die Tatsache, daß Elsaß-Lothringen allein unter allen deutschen, auch kleineren Staaten nicht Sitz und Stimme im Bundesrat hat.

Wie verhält es sich damit?

Durch die Abtretung Elsaß-Lothringens an das neu gegründete Deutsche Reich war die Staatsgewalt, die Summe staatlicher Hoheitsrechte, welche Frankreich bis dahin in Beziehung auf die abgetretenen Gebietsteile und ihre Bevölkerung ausgeübt hatte, auf das Reich übergegangen. Statt von Paris, wie früher, wurde Elsaß-Lothringen nach der Annexion von Berlin aus „regiert", erhielt es seine Gesetze von Berlin. Nur die laufenden Verwaltungsgeschäfte wurden, wie früher von den Präfekten, jetzt durch den dem Reichskanzler unterstellten Oberpräsidenten in Straßburg und durch die Bezirkspräsidenten erledigt. Die Staatsgewalt wurde vom Kaiser ausgeübt, die elsaß-lothringischen Landesgesetze von ihm mit Zustimmung des Reichstags und des Bundesrats erlassen.

In Frankreich mit seiner straffen zentralisierten Staatsgewalt wäre — wenn wir im umgekehrten Falle z. B. die Rheinprovinz hätten abtreten müssen — wohl kein Mensch auf den Gedanken gekommen, einen solchen Zustand zu ändern, weil er den Bewohnern des eroberten Gebietes nicht behagte; — anders wir Deutsche! Wir haben ja immer noch nicht gelernt, die theoretische Erkenntnis, daß politische Macht in der Zusammenfassung der Kräfte zu einer organisierten Einheit beruht, in die Tat umzusetzen! — Als die Elsaß-Lothringer anfingen über die ihnen zugewiesene Stellung im Reiche zu jammern, waren wir also schnell bei der Hand, ihren — unter französischer Herrschaft niemals bekundeten, erst jetzt ganz plötzlich auftauchenden — partikularistischen Neigungen entgegen zu kommen. (Partikularistische Neigungen können in Deutschland immer auf verständnisvolles Entgegenkommen rechnen!) — Wir haben also, um die elsaß-lothringischen Wünsche zu befriedigen, durch die Verfassungsreform vom Jahre 1879 dem Lande eine eigene Landesregierung mit dem Sitze in Straßburg gegeben: das Ministerium für Elsaß-Lothringen mit einem Statthalter an der Spitze, auf welchen alle bisherigen Befugnisse des Reichskanzlers übertragen wurden, und ferner eine eigene gesetzgebende Körperschaft: den aus gewählten Vertretern des Volkes zusammengesetzten Landesausschuß. Die Rechte des

Kaisers — des Trägers der Staatsgewalt — und des Bundesrats als gesetzgebenden Faktors wurden dadurch nicht berührt; auch der Reichstag blieb, wenigstens de jure, Faktor der elsaß-lothringischen Landesgesetzgebung. — Daß aber das Reich durch diese Änderung den Selbständigkeitswünschen des Landes in weitestem Umfange entgegengekommen ist, kann nicht bestritten werden. Die Erwartungen, welche sich an diese Änderungen knüpften, haben sich indessen keineswegs erfüllt; — im Gegenteil, die Klagen über Zurücksetzung, Ausnahmestellung, Minderberechtigung des elsaß-lothringischen Volkes sind nicht verstummt und neuerdings sogar trotz der schon vor einem Jahrzehnt erfolgten Aufhebung des Diktaturparagraphen (des letzten Überbleibsels aus der Zeit des Überganges von französischer unter deutsche Herrschaft) und trotz der reichsgesetzlichen Regelung des Preß- und Vereinsrechts immer lauter und lauter geworden. Unter beständig wiederholtem Hinweis auf die in der Verschiedenartigkeit der Stellung des Reichslandes und der der übrigen Bundesstaaten zum Reiche angeblich liegende Ungerechtigkeit verlangen die elsaß-lothringischen politischen Führer jetzt völlige Gleichstellung mit diesen Bundesstaaten (womöglich einschließlich aller ihrer Reservatrechte) und behaupten, diese Gleichstellung sei die Vorbedingung für die Aussöhnung der Elsaß-Lothringer mit ihrer durch die Annexion geschaffenen Lage. — Aber falsche Argumente werden durch öftere Wiederholung nicht besser. Mit der Forderung der Gleichstellung können wir uns grundsätzlich ohne weiteres einverstanden erklären; es kommt nur darauf an, wem Elsaß-Lothringen gleichgestellt werden soll. Mit demselben und vielleicht noch mit größerem Rechte als die elsaß-lothringischen Autonomisten könnte man die „Gleichstellung" des Reichslandes mit den bereits erwähnten Teilen des Reichsgebiets (bayerische Pfalz, Hannover, Hessen) verlangen, die sich an kultureller wie wirtschaftlicher Bedeutung wohl mit Elsaß-Lothringen messen können; dann müßten vor allem das Ministerium für Elsaß-Lothringen als solches und der Landesausschuß wieder beseitigt und deren Befugnisse wieder in die Hände der Reichsregierung und des Reichstags zurückgegeben werden. Denn im Vergleich mit den genannten deutschen Gebietsteilen hat Elsaß-Lothringen, dank dem weitgehenden Entgegenkommen der Reichsregierung und des Reichstags, die Elsaß-Lothringen zuliebe auf wichtige Rechte verzichtet haben, nicht eine untergeordnete, benachteiligte, sondern eine bevorrechtete Stellung. Diese Vorrechte sind so bedeutend, daß es, von einigen geringen Einzelheiten abgesehen, kaum möglich erscheint, sie noch zu vergrößern, wenn anders die monarchische Staatsform des Reichslandes und der maßgebende berechtigte Einfluß des Inhabers der Staatsgewalt, des Kaisers, festgehalten und nicht ganz illusorisch werden sollen. Bundesrat und Reichskanzlei sind ja schon jetzt in Angelegenheiten der Exekutive völlig ausgeschaltet; alle für die innere Politik des Landes wichtigen Maßnahmen, einschließlich der Beamtenernennung, erfolgen ohne ihre Mitwirkung. Eine weitere Einschränkung der Reichsgewalt hinsichtlich der Landesverwaltung könnte also nur in der Richtung erfolgen, daß Elsaß-Lothringen zu einem souveränen konstitutionell-monarchischen

Staatswesen umgestaltet und die Rechte des Kaisers, der jetzt die Staatsgewalt in Elsaß-Lothringen ausübt, auf den Herrscher dieses neu zu bildenden Staates durch ein besonderes Gesetz übertragen würden. — Aber was wäre damit gewonnen? — Glaubt wirklich irgend jemand, daß die Wortführer der elsaß-lothringischen Autonomisten dann ihren Kampf um die Macht — um einen solchen handelt es sich, nicht um einen Kampf ums Recht — einstellen, daß sie sich damit begnügen würden, daß nun an Stelle des Kaisers ein anderer in Elsaß-Lothringen regierte, wenn nicht gleichzeitig dessen Regierungsgewalt derart beschnitten würde, daß der Landesausschuß, das Parlament des neuen autonomen Elsaß-Lothringen, den ausschlaggebenden Einfluß erhielte, — so wie etwa in Belgien?

Daß dies das eigentliche Ziel der elsässischen Autonomisten ist, unterliegt für den Kenner der Personen und Verhältnisse keinem Zweifel; wenn erst die Notabeln des Landes die Macht erhalten, in dem erträumten souveränen parlamentarisch regierten Lande — mag es dann Herzogtum, Großherzogtum oder Erbstatthalterei heißen — unabhängig von jedem Einfluß der Reichsregierung die Ministerstellen zu besetzen und die Posten der Bezirkspräsidenten, Kreisdirektoren usw. unter ihre Anhänger zur Belohnung für treue Dienste zu verteilen, — ja dann wird voraussichtlich auch das Gezeter über Knechtung und Bedrückung des Landes verstummen. Solange aber der maßgebende Einfluß des Kaisers oder eines Monarchen des Landes auf die elsaß-lothringische Politik bestehen bleibt, solange werden auch — darüber täusche man sich nicht — die heuchlerischen Klagen über Zurücksetzung und Vergewaltigung des guten elsaß-lothringischen Volks nicht aufhören.

Auch eine Reform des geltenden Rechts auf dem Gebiete der Legislative wird das nicht bewirken. Auch in dieser so wichtigen Frage hat das Reich dem Lande ein Entgegenkommen bewiesen, wie es vielleicht noch niemals in der Geschichte einer eroberten Provinz von der Größe Elsaß-Lothringens, und selbst größeren einst selbständigen Staaten wie z. B. Hannover, zuteil geworden ist, — ganz zu schweigen von Irland, dem England auch heute nach vielhundertjähriger Herrschaft noch nicht annähernd das Maß von Rechten und Freiheiten eingeräumt hat, dessen sich Elsaß-Lothringen schon seit über dreißig Jahren erfreut. Denn auf die Reichsgesetzgebung hat die elsaß-lothringische Bevölkerung relativ genau den gleichen Einfluß wie die aller anderen Bundesstaaten; alsbald nach Gründung des Reichs hat es das Recht erhalten, fünfzehn Abgeordnete in den Reichstag zu entsenden (einen auf je 120000 Einwohner, in Preußen einen auf 155000 Einwohner). Daß die elsaß-lothringische Regierung nicht Sitz und Stimme im Bundesrat hat, ist freilich richtig; aber der Bundesrat, d. i. die Gesamtheit der Oberhäupter der das Deutsche Reich bildenden Staaten, ist ja gerade selbst Träger der Reichssouveränität über Elsaß-Lothringen; seine Rechte sind durch Gesetz dem Kaiser übertragen worden, mit dem Vorbehalt, daß seine Zustimmung zu elsaß-lothringischen

Landesgesetzen erforderlich bleibt; solange nicht die Gesamtheit der deutschen Staatsoberhäupter (Fürsten und Senate) auf dieses Souveränitätsrecht verzichtet und Elsaß-Lothringen selbst zu einem souveränen Staate macht, so wie die übrigen Bundesstaaten es sind, solange ist eine Vertretung der elsaß-lothringischen Regierung im Bundesrat ein Unding.

Hinsichtlich der Landesgesetzgebung genießt das Reichsland seit der Reform seiner Verfassung (1879) im Vergleich mit jenen anderen Gebietsteilen weitgehende Vorrechte. — Denn obwohl der Reichstag rechtlich auch heute noch Faktor der elsaß-lothringischen Landesgesetzgebung ist, so ist er doch tatsächlich seit 1879 nicht mehr mit elsaß-lothringischen Landesgesetzen befaßt worden, und der Landesausschuß ist in Fragen der Landesgesetzgebung völlig an seine Stelle getreten. Der Landesausschuß also beschließt jetzt über alle durch Landesgesetz zu regelnden Angelegenheiten. Er hat maßgebenden Einfluß in allen Finanz- und Steuerfragen, er kontrolliert die Verwaltung und Finanzgebarung der Regierung, seine Existenz gibt der reichsländischen Bevölkerung die Möglichkeit, Klagen und Wünsche zur Kenntnis der Regierung zu bringen. Und wer wüßte nicht, welchen Einfluß sich die Notabeln durch den Landesausschuß (der ja infolge des geltenden Wahlrechts leider mehr eine Notabelnvertretung als eine Volksvertretung genannt zu werden verdient) zu verschaffen gewußt haben, wie sie die ihnen dadurch gegebene Macht der Regierung gegenüber brauchen und — mißbrauchen. — Es soll keineswegs behauptet werden, daß nicht die Rechtsverhältnisse Elsaß-Lothringens hinsichtlich der Zusammensetzung des Landesausschusses und der Mitwirkung des Bundesrats und Reichstags beim Erlaß der Landesgesetze im einzelnen noch verbesserungsfähig seien; wenn das elsaß-lothringische Volk mit seinem Landesausschuß und mit dem Wahlrecht für den Landesausschuß nicht zufrieden ist — was begreiflich erscheint —, ersetze man das Wahlrecht durch ein besseres; dem steht nichts entgegen. Auch der Bundesrat kann vielleicht ohne Schaden für das Reich als gesetzgebender Faktor der elsaß-lothringischen Landesgesetzgebung ausgeschaltet werden; aber es liegt nicht der mindeste Grund vor, an den Rechten des Kaisers, an der monarchischen Grundlage der elsaß-lothringischen Staatsform zu rütteln.

II. Die Gründe der Unzufriedenheit

Nicht nur von Elsässern, sondern auch von verständiger deutscher Seite hat man bei der Kritik der den Elsässern zuteil gewordenen Behandlung unter deutscher Herrschaft vielfach das alte Gleichnis „Zuckerbrot und Peitsche" angewandt. Nicht ganz mit Unrecht; dem anfänglichen Überschwang der Gefühle, der in den Elsaß-Lothringern die wiedergewonnenen Brüder erblickte, folgte recht bald die Ernüchterung und die ingrimmige Erkenntnis, daß diese „Brüder" in trotziger Verblendung gar nichts von uns wissen, die Segnungen deutscher Herrschaft gar nicht anerkennen wollten; und mit dieser Erkenntnis begann dann

das geschmacklose Schelten der Beamten über elsässische Dickköpfigkeit, Anmaßung und dergleichen mehr. Von der Manteuffelschen Regierung anderseits wurde dann eine neue Melodie angeschlagen, und als auch diese nicht verfing, kamen die Paßverordnungen; und dann wurden auch diese wieder aufgehoben (oder wenigstens gemildert) und der Diktaturparagraph beseitigt, nicht aber auch die Inschriftenverordnung, — und die berüchtigten Strafverfolgungen wegen cris seditieux. Dazwischen fallen gelegentlich einzelne Vorgänge, bei denen die Regierung zu zeigen sucht, daß sie auf dem Posten ist, wenn dem Reiche seitens irgendeines betrunkenen Kerls, der die Marseillaise singt oder „Vive la France" schreit, ernste Gefahr droht. Daß diese schwankende Haltung unserer Regierung dem Elsaß-Lothringer nicht imponiert, ist begreiflich; er versteht das alles nicht. Das gutgemeinte, aber oft ganz deplacierte Entgegenkommen der Regierung hält er nicht für einen Beweis des Wohlwollens, sondern für Schwäche, für den er keinen Dank schuldet, und die gelegentlichen Bekundungen von über das Ziel hinausschießender Energie empfindet er als Willkür und Brutalität. Aber viel mehr als diese wechselvolle unstete Politik der Regierung hat sicherlich das Verhalten zahlreicher eingewanderter Altdeutscher im persönlichen Verkehr mit den Einheimischen dazu beigetragen, sie gegen alles Deutsche zu erbittern. In schroffem Gegensatz zu dem manchmal komisch wirkenden altdeutschen Verbrüderungsmeiern (auch manche Beamte sind darunter), die sich zur Friedensmission berufen fühlen, und zu der etwas größeren Zahl verständiger Altdeutscher, die mit den Einheimischen ohne germanisatorische Nebenabsichten rein menschlich verkehren und gerade deshalb meistens bald zu erträglichen oder sogar guten Beziehungen mit ihnen gelangen, steht da die beträchtliche Zahl deutscher Chauvinisten, die in ihrer gänzlichen Verständnislosigkeit für elsässisches Denken und Fühlen jeden Elsässer, auch den loyalsten und friedfertigsten, als Rebellen gegen Kaiser und Reich oder gar als Reichsverräter betrachten. — Daß der Elsässer die Erinnerung an seine Vergangenheit hochhält, daß er dankbar der Wohltaten gedenkt, die sein Land unter französischer Herrschaft genossen hat, gereicht ihm nicht zum Vorwurf, sondern zur Ehre; ihn deshalb schelten zu wollen, ist ungerecht. Aber das ficht diese Sorte von Leuten, die den Patriotismus in Erbpacht genommen haben, nicht an. Mit der plumpen Anmaßung des Siegers schreiten sie durch das Land; alles Französische — oder was sie dafür halten — unterziehen sie ihrer unwissenden absprechenden und kränkenden Kritik; — für alles, was dem Elsaß-Lothringer lieb ist, seine Sitten und Gewohnheiten, seine Sprache und sein Volktum bekunden sie unverhohlen ihre hochmütige Geringschätzung; — in taktloser Überhebung behandeln sie die Einheimischen als minderwertigen Bestandteil der Bevölkerung, welcher nicht mitreden dürfe, mit dem ein näherer Verkehr nicht möglich sei, und verlangen dabei doch von derselben Bevölkerung den Abbruch der tausendfältigen Familien-, Freundschafts- und Geschäftsbeziehungen, die sie immer noch mit Frankreich verknüpfen. Ist es verwunderlich, wenn der Elsässer dem

Deutschtum, als dessen alleinige Vertreter sich diese Leute gebärden, keine Sympathie entgegenbringt, wenn er das ihm gegenüber bekundete unverhohlene Mißtrauen und die ihm gezeigte Geringschätzung mit Haß vergilt? Und ist es nötig, außer diesen hier nur kurz angedeuteten Gründen für die weitverbreitete Unzufriedenheit und die unbehagliche Stimmung im Lande noch weitere anzuführen: die Klassengegensätze, die konfessionellen Streitigkeiten, die Verschiedenheiten in Sprache, Sitten und Gewohnheiten, die zahlreichen sozialen und wirtschaftlichen Nöte (die ja freilich auch anderswo bestehen, aber in Elsaß-Lothringen unter dessen politisch zugespitzten Verhältnissen von der Masse des Volkes ohne weiteres aufs Schuldkonto der Deutschen, insbesondere der deutschen Regierung gesetzt zu werden pflegen)? Also an Gründen zur Unzufriedenheit mangelt es nicht.

Wer suchen will im wilden Tann,
Manch schönes Stück noch finden kann,
Mir ist's zu viel gewesen. —

Die Gründe der allgemeinen Unzufriedenheit sind sozialer, wirtschaftlicher, volkspsychologischer Natur; hier gilt es einzusetzen; aber mit der Frage der Verfassung der Reichslande, mit der Autonomie, mit seiner Vertretung im Bundesrate haben sie so gut wie nichts zu tun.

Die im Lande herrschende Unzufriedenheit durch Gewährung der Autonomie bannen zu wollen, wie die Regierung anscheinend beabsichtigt, ist also ein Versuch mit untauglichen Mitteln und — wie ich gleich hinzufügen möchte — auch am untauglichen Objekt. Nationale und Stammesgegensätze lassen sich nicht durch schöne Reden und nicht durch schöne Gesetze aus der Welt schaffen; Gefühle können nicht erzwungen werden, jeder Versuch, Sympathien durch Gesetze oder Verordnungen zu dekretieren, ist aussichtslos. Die Probleme, die in Elsaß-Lothringen zu lösen sind, spotten der Geschwätzigkeit des Reichstags und Landesausschusses und der Gesetzgebungskunst der Regierung.

Allenfalls können freilich Gesetze, Verfassungen die Vorbedingungen schaffen, unter welchen die lebendigen Kräfte im Staat und Volk (die allein den Assimilierungsprozeß in Elsaß-Lothringen vollbringen können und werden), zur freien Entfaltung und Wirksamkeit gelangen. Aber ein Autonomiegesetz für Elsaß-Lothringen wird diese Vorbedingung nicht schaffen, Elsaß-Lothringen würde darin nur die feierliche Anerkennung und Verbriefung seines Rechts auf Absonderung vom Reiche erblicken und daraus keineswegs die von optimistischen Freiheitstheoretikern erwartete Folgerung ziehen, daß es dem Reich dafür dankbare Zuneigung schulde, — besonders nicht, solange die sogenannte Autonomie, wie es gar nicht anders sein kann, die Oberhoheit des Reichs und die monarchische Staatsform des Landes bestehen läßt. Die Autonomie, die das Reich dem Lande allenfalls gewähren kann, wird deshalb ein Schlag ins Wasser sein, sie wird die Zustände in Elsaß-Lothringen nicht bessern, wahrscheinlich aber verschlechtern; denn sie wird die Begehrlichkeit der Schreier im Lande steigern, ihr Ansehen und ihren

Einfluß fördern und dadurch diejenigen, die ruhig und ernsthaft am Ausgleich der Gegensätze arbeiten, ins Hintertreffen bringen, — jedenfalls aber die Lage der Deutschen in Elsaß-Lothringen und besonders die der Regierung noch schwieriger gestalten als bisher.

III. Die Lösung

Wenn man aber etwas tun will, — viel läßt sich, wie gesagt, auf gesetzgeberischem Wege nicht erreichen, — wenn man anerkennt, daß wir an den ernsten Symptomen der Unzufriedenheit in Elsaß-Lothringen nicht achtlos vorübergehen dürfen, dann beseitige man vor allem den Fehler, den wir 1871 gemacht haben, dadurch, daß wir die Elsaß-Lothringer, bisher stolze Bürger eines großen Reichs, in das kleine Staatchen „Reichsland" mit seiner ganzen partikularistischen Misere eingesperrt haben; öffnen wir ihm die Tore, machen wir ihm die Bahn frei, auf welcher es werden kann, was es früher war: vollberechtigtes und deshalb zufriedenes Glied eines großen einheitlichen Staatswesens mit ruhmreicher Geschichte!

Das Reich, das seiner ganzen Struktur nach für die Aufgabe, eine Provinz zu verwalten, die innerlich erst dem Deutschtum gewonnen werden soll, wenig geeignet erscheint, beauftrage damit die Vormacht des Reichs, Preußen; die Form zu finden, in der das geschehen kann, bietet keine Schwierigkeit (Realunion, Personalunion, preußische Provinz stehen den Staatskünstlern zur Wahl). Und dann versuche man, es einmal gerade umgekehrt zu machen, als man es bisher gemacht hat: Anstatt dem Lande auf das Geschrei berufs- und gewerbsmäßiger Hetzer und Agitatoren ungerechtfertigte, dem Reiche schädliche Zugeständnisse zu machen, dabei aber die Elsaß-Lothringer im persönlichen Verkehr unfreundlich und geringschätzend zu behandeln, wage man es nur einmal, den „Los vom Reiche"-Bestrebungen ein energisches Halt zuzurufen, und behandle die Elsaß-Lothringer im persönlichen außeramtlichen Verkehr liebenswürdig und entgegenkommend — und man wird Wunder sehen! Fortiter in re, suaviter in modo!

Daß die vorgeschlagene Neuordnung der staatsrechtlichen Verhältnisse Elsaß-Lothringens die dort herrschende Unzufriedenheit nicht im Handumdrehen beseitigen, die erbitterten Gegner nicht sogleich zu enthusiastischen Freunden machen würde, ist selbstverständlich. Auch die Hannoveraner, Frankfurter, Hessen standen anfangs ihrer Einverleibung in Preußen durchaus ablehnend gegenüber. Heute sind sie gute Preußen, gute Deutsche. Es ist mit Sicherheit zu erwarten, daß sich zunächst ein Sturm entrüsteter Proteste der Elsaß-Lothringer und besonders der an dem Fortbestehen der jetzigen Stimmung interessierten Politiker erheben würde. Aber schlimmer als jetzt kann es ja eigentlich kaum werden; haben sich doch die Stammesgegensätze, — welche in Elsaß-Lothringen (wie schon öfters in der deutschen Geschichte) eine größere Schärfe angenommen haben als mancher nationale Gegensatz, — zurzeit derartig zugespitzt, daß die Kämpfer

hüben wie drüben die Fähigkeit, dem Standpunkt des Gegners auch nur einigermaßen gerecht zu werden, völlig verloren haben. Es würde eine der ersten günstigen Folgen der Unterordnung Elsaß-Lothringens unter preußische Verwaltung sein, daß der Kampf um das Schlagwort Autonomie, bei welchem jeder sich das Seine denkt, abgebrochen werden müßte.

Die Elsaß-Lothringer, die jetzt ihre Sonderstellung im Reiche zum Ausgangspunkt ihrer Klagen machen, würden als preußische Untertanen ähnliche Argumente nicht mehr ins Feld führen können, Elsaß-Lothringen würde eben innerhalb der preußischen Monarchie und im Verhältnis zum Reiche dieselben Rechte und Pflichten haben wie alle anderen preußischen Provinzen. Eine weitere günstige Folge der vorgeschlagenen Änderungen würde sein, daß die elsaß-lothringischen Volksvertreter den Einfluß, den sie sich bei der kleinen elsaß-lothringischen Regierung zu verschaffen gewußt haben, und welchen sie in äußerst geschickter Weise dazu ausnutzen, um die Bevölkerung ihren eigensüchtigen Interessen dienstbar zu machen, im preußischen Landtage und der preußischen Regierung gegenüber alsbald verlieren würden. Mit dem Maße größerer Verhältnisse gemessen, würde die Bedeutung dieser an sich größtenteils herzlich unbedeutenden Lokalgrößen zu einem Nichts zusammenschrumpfen; das elsaß-lothringische Volk würde sehr bald erkennen, wie hohl die Götzen sind, denen es bis jetzt gehuldigt hat. Ist aber erst einmal der Einfluß gebrochen, welchen demagogische Hetze und die Schwäche der Regierung den elsaß-lothringischen Notabeln verschafft haben (für Notabelnwirtschaft ist in Preußen kein Raum), so wird damit eine der Hauptquellen der jetzigen Unzufriedenheit mit der Zeit ganz von selbst versiegen und die Vorbedingung für eine ruhige und gedeihliche Entwicklung der politischen Verhältnisse des Landes erfüllt werden. Dann aber werden auch die Vorteile, welche die Zugehörigkeit Elsaß-Lothringens zu Preußen mit Sicherheit erwarten läßt, ihren beruhigenden und versöhnenden Einfluß geltend machen. Diese Vorteile sind so mannigfaltig, daß sich auch die verbissensten Gegner des Deutschtums ihnen auf die Dauer nicht werden verschließen können.

Politisch wird die Zuteilung Elsaß-Lothringens an Preußen der Bevölkerung von Elsaß-Lothringen wiedergeben, was sie vor der Annexion besessen hatte und dessen Verlust eine der hauptsächlichsten psychologischen Ursachen ihres Unbehagens geworden ist: die unmittelbare Zugehörigkeit zu einem großen machtvollen Staat. Unter den bisherigen Verhältnissen hat sich der Elsaß-Lothringer gewissermaßen wie eine Schnecke in ihr Haus zurückgezogen; an deutschen Angelegenheiten nimmt er nur Anteil, soweit dabei elsaß-lothringische Interessen in Frage kommen. In der ihm durch das Reich zugewiesenen Sonderstellung, welche ihn von dem übrigen Deutschland gradezu abschloß, hat der Elsaß-Lothringer in seinem Schmollwinkel dem Kultus der Vergangenheit eine Stätte bereitet und sich einen Partikularismus ganz eigener Art zurechtgemacht, der im Gegensatz zu dem der anderen deutschen Stämme die Liebe zur engeren Heimat nicht

etwa mit der zum Reiche in Einklang zu bringen sucht, sondern als etwas betrachtet, was die Liebe zum Reiche, zum großen deutschen Vaterlande, begrifflich ausschließt. Als preußischer Untertan wird der Elsaß-Lothringer die Liebe zu seiner engeren Heimat ruhig weiter pflegen dürfen, er wird aber durch die Macht der Verhältnisse gezwungen werden, sich auch an den Geschicken des Großstaates, dem er angehört, aktiv zu beteiligen, sich dafür zu interessieren. Seine durch Stammesgegensätze und durch den verbitternden Streit um Fragen der Kirchturmpolitik seiner engeren Heimat getrübten Blicke werden wieder freier, der durch kleinstaatliche Sorgen und Interessen eingeengte Horizont weiter werden; das politische Leben wird gesunden, wenn an die Stelle unfruchtbaren Gezänkes über vermeintliche Bedrückung die großen gemeinsamen politischen und wirtschaftlichen Aufgaben des Großstaates in den Vordergrund treten.

Die werbende Kraft des Großstaates wird sich aber auch noch auf anderen Gebieten zum Segen Elsaß-Lothringens geltend machen. Heute scheuen sich noch viele Elsaß-Lothringer, in den Staatsdienst zu treten, weil sie befürchten müssen, von den mit allen Mitteln des Terrorismus arbeitenden Hetzern im Lande als Renegaten verschrien und von ihren eigenen Landsleuten scheel angesehen zu werden, sobald sie im Lande selbst eine Stellung im Staatsdienste bekleiden. Auch das wird durch die Neuordnung der Dinge (nicht gleich, aber in absehbarer Zeit) anders werden. Sie wird den Elsaß-Lothringern den Weg öffnen und gangbar machen, ihre Kräfte und Fähigkeiten außerhalb der engeren Heimat zu betätigen und zu verwerten. Frankreich hat mit seinen Beamten und Offizieren elsässischer Abstammung keine schlechten Erfahrungen gemacht; wenn erst einmal in den Wall, der die Elsaß-Lothringer hindert, in deutschen Staatsdienst zu treten, Bresche gelegt ist, werden Elsaß-Lothringer sich in Zukunft auch als preußische Richter, Verwaltungsbeamte und Lehrer bewähren; und jeder einzelne von solchen Elsaß-Lothringern wird zu seinem Teile dazu beitragen, neue Beziehungen zwischen beiden feindlichen Lagern anzuknüpfen und in Elsaß-Lothringen Verständnis für deutsches Wesen zu verbreiten, wird dazu beitragen, die Kluft auszufüllen, die jetzt noch zwischen Elsaß-Lothringern und Deutschen besteht.

Außer diesen in einer näheren oder ferneren Zukunft zu erwartenden Vorteilen wird die vorgeschlagene Neuordnung der Dinge einige andere mit sich bringen, die sich unmittelbar einstellen werden. Die Gesetzgebung wird vereinfacht dadurch, daß der Bundesrat aufhört, gesetzgebender Faktor für Elsaß-Lothringen zu sein; die Verwaltung wird einfacher dadurch, daß das Ministerium und der Statthalter durch einen Oberpräsidenten ersetzt werden, die Eingriffe des Landesausschusses auf das Gebiet der Exekutive mit der Beseitigung des Landesausschusses selbst in Wegfall kommen, die Selbstverwaltung nach preußischem Vorbild erweitert wird. Ebenso sicher ist, daß der gesamte Beamtenstand, der unter den jetzigen Verhältnissen schwer leidet und deshalb sowie wegen der grundsätzlichen Fernhaltung aller Nicht-Elsaß-

Lothringer in einigen Zweigen der Verwaltung bereits ganz desorganisiert ist (Justizverwaltung), in anderen aus Mangel an tüchtigem jungen Nachwuchse dem gleichen Schicksale zu verfallen droht, einmütig die vorgeschlagene Änderung mit Freuden begrüßen wird; jedenfalls wird die Beseitigung des für das Land jetzt schon verhängnisvollen Grundsatzes: Elsaß-Lothringen den Elsaß-Lothringern, vor allem auf diesem Gebiete die erfreulichsten Vorteile für das Land zeitigen.

Auch in wirtschaftlicher und finanzieller Beziehung wird Elsaß-Lothringen durch die Vereinigung mit Preußen nur gewinnen. Die Aufhebung der Statthalterschaft, die Beseitigung des Landesausschusses und des Ministeriums (dessen gesetzentwerfende Tätigkeit in Zukunft entbehrlich werden würde) bedeuten an sich schon erhebliche Ersparnisse im Staatshaushalt. Weitere Ersparnisse werden sich durch die Erweiterung der Selbstverwaltung und durch die Reform der Verwaltung ergeben. Abgesehen davon werden auch große wirtschaftliche Aufgaben, wie z. B. die Kanalisierung der Mosel, Regulierung des Oberrheines (die für Elsaß-Lothringen geradezu Lebensfragen sind), durch Preußen sehr bald gelöst werden. Auch die Übernahme der Reichseisenbahn durch Preußen, welches das Reich entsprechend zu entschädigen hätte, wird sicher manche Eisenbahnwünsche des Landes der Erfüllung näher bringen. Denn es läßt sich mit Sicherheit voraussehen, daß Preußen versuchen wird und muß, den unfruchtbaren Streit um politische Axiome und Theorien durch die Voranstellung der wirtschaftspolitischen Fragen auf ein Gebiet abzulenken, auf dem die Gemeinsamkeit der Interessen schließlich immer noch den Sieg über nationale und Stammesgegensätze davongetragen hat, und daß es bestrebt sein wird, durch Lösung dieser Fragen moralische Eroberungen zu machen.

Vielleicht weniger schnell, aber stetig wird sich auch in den Grundeigentumsverhältnissen der Reichslande ein dem Deutschtum erwünschter Umschwung mit Naturnotwendigkeit vollziehen. In Lothringen (Elsaß mit überwiegend kleinbäuerlichem Besitz kommt dabei nicht in Frage) gibt es noch zahlreiche größere und mittlere Güter, deren Eigentümer — Nationalfranzosen — sie nicht selbst bewirtschaften, sondern verpachten und die Pachtschillinge im Auslande verzehren. Die für die Volkswirtschaft ebenso wie für die Pächter und die beteiligten Gemeinden unerwünschten Folgen des Absentismus werden hier noch um so bedenklicher, als die Absentisten Ausländer sind, die selbst bei loyalster Haltung einfach infolge der Macht wirtschaftlicher Tatsachen einen dem Deutschtum abträglichen Einfluß ausüben. Unter preußischer Verwaltung wird sich der allmähliche friedliche Wechsel in den Grundeigentumsverhältnissen — aus Gründen, deren Erörterung hier zu weit führen würde — sicher noch beschleunigen.

Und kann man daran zweifeln, daß auch das Reich als solches von der Übertragung seiner staatlichen Hoheitsrechte über Elsaß-Lothringen an Preußen

erhebliche Vorteile haben würde? Mit den ängstlichen, in kleinlichem Partikularismus befangenen Gemütern, welche in jeder Stärkung der preußischen Macht beinahe eine Gefahr für das Reich und in der größtmöglichen Zahl und Selbständigkeit der Bundesstaaten die Rettung Deutschlands vor der schrecklichen Gefahr der „Verpreußung" erblicken, will ich nicht rechnen. Aber auch sie werden wohl zugeben müssen, daß der jetzige Zustand für das Reich eher ein Moment der Schwäche als eine Stärkung bedeutet.

Der gegenwärtige Zustand des Reichslandes: nicht eigentliche Reichsprovinz und doch auch wieder nicht vollberechtigter Bundesstaat, ist tatsächlich (freilich nicht im Sinne der elsaß-lothringischen Autonomisten) auf die Dauer unhaltbar. Schneller und besser als irgendeine andere Lösung der elsaß-lothringischen Frage würde dessen Zuteilung zu Preußen diesem unklaren, unbefriedigenden Zustande ein Ende machen.

Weit wichtiger aber als dieser mehr formale Gewinn ist, daß die gespannten Verhältnisse in Elsaß-Lothringen endlich einmal aufhören müssen; es gilt, sie baldigst zu beseitigen, und das kann, wie ich gezeigt zu haben glaube, nicht von der Gewährung der Autonomie in irgendeiner mit den Interessen des Reichs vereinbaren Form, sondern nur von der vorgeschlagenen Neuordnung der Dinge erhofft werden. Wenn wir nicht wieder zu dem von Bismarck einmal so benannten „Glacisstandpunkt" zurückkehren, d. i. auf die moralische Eroberung der elsaß-lothringischen Bevölkerung verzichten und uns mit der tatsächlichen Eroberung des elsaß-lothringischen Gebietes als eines uns gegen französische Angriffe schützenden Vorlandes begnügen wollen, bleibt uns eigentlich kein anderer Weg.

Zwischen Alt- und Neu-Wien

Von Victor Klemperer-Oranienburg

Für den 11. Juli 1871 werden die Wiener auf ein Ereignis hingewiesen, dem alle weitere Bedeutung fehle, das aber doch „halb Wien auf die Beine bringen dürfte". Das Infanterieregiment „Hoch- und Deutschmeister Nr. 4", ganz aus „Wiener Kindern" rekrutiert, aber längst nicht mehr in der Hauptstadt selbst beherbergt, weil „die vielen Amour- und Kameradschaften im eigenen Neste" von Übelstand — dies in manchen Kämpfen ausgezeichnete Wiener „Leibregiment" wird am erwähnten Tage auf der Reise von einem Quartier ins andere etliche Stunden in der Vaterstadt verbringen. Der bevorstehende Durchmarsch versetzt den Lokalchronisten des „Neuen Wiener Tagblatts", Friedrich Schlögl, in mächtige

Erregung. Seine Skizze „Deutschmeister-Edelknaben" scheint in schroffem Widerspruch zu den sonstigen Hervorbringungen des Mannes zu stehen, scheint geradezu seiner Natur zu widersprechen. Bald aber merkt man, daß die aus so unscheinbarem Anlaß geborene Begeisterung vielmehr den innersten, meist sorgsam versteckten Kern des Schlöglschen Wesens bloßlegt. Sonst ist dieser Schilderer Wiens humoristisch und häufiger noch satirisch, doch diesmal entwickelt er ein starkes Pathos; sonst steht er seinen Landsleuten als trauriger Tadler und mürrischer Schelter gegenüber, sonst hütet er sich aufs ängstlichste, die üblichen Lobpreisungen Wiens hervorzubringen, doch dieses eine Mal stürzen so leidenschaftliche Liebesworte für Wien und das Wiener Volk hervor, daß der überwuchtige Schwall nur eben aus langer, qualvoller Rückstauung zu erklären ist. Das Entzücken über Wiens anmutige Lebenslust bildet nur die Einleitung des hymnischen Ergusses; ja, Schlögl meint fast diesen leichten Frohsinn entschuldigen zu müssen, als er nun zum eigentlichen Lobe seiner Vaterstadt gelangt: „Wie spotteten sie draußen ‚im Reich' über das Bäuerle-Raimundsche: ‚'s gibt nur a Kaiserstadt, 's gibt nur a Wien!', und welche Strafpredigten mußten wir über unsere (ohnehin nicht bestrittenen) paar lässigen Sünden: ‚Genußsucht und Sinnenlust', lesen! Als ‚Capua der Geister' figurierten wir in den Reisebeschreibungen, und das war noch eine glimpfliche Klassifikation, besonders witzige Touristen sprachen gar von Neuchina. Nun, trübselig sah's wohl einst allwärts aus, daß aber in diesem Capua, wenn schon kein Geibel, so doch ein Grillparzer, Lenau, Grün gediehen, daß dieses Capua an jenem 13. März die große Freiheitssinfonie intonierte und triumphierend dirigierte, daß dieses Capua zum Sparta wurde und, um das übrige Europa vor der hereinbrechenden Barbarei des Absolutismus zu retten, die blutigen Oktoberschlachten schlug; daß es für die heiligen Lehren der Geistesbefreiung mutvoll auf den Barrikaden kämpfte und ungebeugt in den Kerker und in den Tod ging; daß dieses Capua zum Betlehem wurde, von wo aus (nach zehnjähriger Nacht allüberall blind wütender Reaktion) zum ersten Male wieder vor Schillers Standbild der leuchtende Stern freudigster Erhebung sein mildes Licht weithin ergoß — all das schiert die nörgelnden, hämischen, in sich selbst verliebten unfehlbaren Völkerkritiker wenig oder gar nichts, und sie bleiben bei ihren vorgedruckten traditionellen Phrasen, die die geistige und moralische Haltlosigkeit ‚Wiens und der Wiener' gar so gewissenhaft präzisieren sollen."

Ich nannte den Anlaß dieses Ausbruches einen unscheinbaren; er ist auch ein komischer, wenn man die Richtung des Begeisterungsstromes bedenkt. Truppen durchziehen die Stadt, und noch dazu ein Regiment, von dem der getreue Chronist berichtet, daß es „meist" und „mit gewünschtem Erfolg zur Unterdrückung von Aufständen verwendet" wurde — und eben dieser selbe Chronist preist das revolutionäre Wien von 1848 und fühlt sich stolz und gehoben, nicht aus Trotz gegen das Militär, sondern aus Freude über die stattliche Kraft der Deutschmeister. Aber der Widerspruch löst sich auf einfache und beinahe rührende Weise. Der warme Patriot und bis zum Fanatismus gewissenhafte und gerechte

Ergründer seiner Landsleute bäumt sich deshalb so sehr gegen jenes spöttische „Capua" auf, weil er die teilweise Berechtigung des Spottwortes einsieht, weil er wie kaum ein Zweiter die Gefahren der „Gemütlichkeit", als Schlaffheit und Gleichgültigkeit, kennt. Und so ist ihm denn jede Wiener Kraftentfaltung an sich, ganz abgesehen von ihrer Richtung, erfreulich und ruft ihm große Erinnerungen an andere, wenn auch von der gegenwärtigen durchaus verschiedene Kraftentfaltungen Wiens ins Gedächtnis. Man kann einen ganz ähnlichen seelischen Vorgang bei einem modernen österreichischen Schriftsteller beobachten. Hermann Bahr, gewiß kein konservativer Politiker und Anhänger des Militarismus, zeigt sich in seinem „Tagebuch" voller Freude über Österreichs energisch kriegerisches Auftreten in der bosnischen Angelegenheit, einzig weil er Kraftentfaltung, ein Sich-aufraffen aus lässigem Behagen darin erblickt. . . .

Uber das Phäakentum der Wiener ist jahrhundertelang von Eingeborenen und Fremden, von Entzückten und peinlich Berührten geschrieben worden. In neuer Zeit hat Wiener Behagen in zwei verschiedenen Epochen das eigentümliche Gepräge einer Reihe von Dichtungen geschaffen, die weit über Österreich hinaus zu Ansehen gelangten. Außer Landes berühmt geworden ist die Wiener Gemütlichkeit in Raimunds milden und humorvollen Kindlichkeiten und gleichzeitig in Nestroys geistreich-frechen Späßen, denen freilich mehr der Schein als das Wesen der Gemütlichkeit eignet. Darauf vergingen zwei Menschenalter, bis die „süßen Mädel", bei denen Schnitzlers Helden gern Erholung suchen, das Wiener Phäakentum wieder in aller Bewußtsein riefen. Nun liegt aber zwischen Raimund und Schnitzler eine ungeheure Entwicklung, mehr als der Hauch jener Gemütlichkeit ist den Dichtern kaum gemeinsam, und die Stadt, die ihn ausatmet, hat sich in der Zwischenzeit vielfach verändert, vom Engen und Eigenartigen fort dem Weiten und allgemein Europäischen entgegen.

Da ist es gewiß von Wert, Schöpfungen kennen zu lernen, die das Wiener Wesen dieser Zwischenzeit behandeln, auch wenn es sich um Werke handelt, die ihrer rein dichterischen Bedeutung nach nicht zu den ganz vollkommenen zählen. Drei Männer sind es vor allen, die ihre Gestalten immer wieder zwischen Alt- und Neu-Wien angesiedelt haben. Zur annähernden Gleichheit der Stoffwahl tritt bei ihnen eine gewisse Ähnlichkeit der humoristischen Betrachtungsweise und auch der Form — sie bevorzugen, wohl durch den journalistischen Beruf gewohnt und manchmal gezwungen, die feuilletonistische Skizze. Desto wesentlicher sind die Verschiedenheiten in den Gesichtspunkten ihres Beobachtens, und das ist um so bedeutsamer, als den drei verschiedenen Gesichtspunkten drei Schichten moderner Weltanschauung entsprechen.

Der älteste und weitaus bedeutendste dieser dichterischen Kulturhistoriker ist eben Friedrich Schlögl. Richard M. Meyer, der ihn in seiner „Deutschen Literatur des neunzehnten Jahrhunderts" mit höchster Auszeichnung auf der Raimund-Schnitzler-Linie nennt, der die „Heimatfrömmigkeit" des „echten Herzenshumoristen" preist, hat den Kern in Schlögls Wesen auch nur anzudeuten unter-

lassen. Das politische Empfinden scheint es mir zu sein, das Schlögls Schaffen und Urteilen bestimmt. Und wie sollte es auch anders sein, da er in empfänglichsten Jahren die Revolution durchlebte.

Er wurde als Sohn bitterarmer Eltern 1821 in Wien geboren. Der Vater war Hutmacher und hatte für vierzehn Kinder zu sorgen; da stand es naturgemäß um Friedrich Schlögls Ausbildung nicht gut. Die Eltern hatten zwar ihren begabten Ältesten unter großen Opfern in ein Gymnasium geschickt, konnten es ihn aber doch nicht bis zu Ende besuchen lassen. Mit neunzehn Jahren nahm er einen niedrigsten Beamtenposten an und hat sich dann ein ganzes Menschenalter hindurch in Subalternstellen gequält. Erst 1870 ließ er sich pensionieren und lebte von da an als Schriftsteller und Journalist in günstigeren Verhältnissen. Vom Anbeginn bis zum Ende, das ihn 1892 von langer Krankheit erlöste, war Wien sein ständiger Aufenthalt. Er hing mit seinem Herzen und seinem Kunstverstand an der eigentümlichen Schönheit der alten Stadt, schilderte sie oft und war voller Wehmut, wenn ein Stück davon der Neuzeit weichen mußte; aber keineswegs artete diese „Heimatfrömmigkeit" in Feindseligkeit gegen das Neue aus. War er doch nichts weniger als ein konservativer Mensch, und im Grunde sind all seine Schriften Aufrüttelungsversuche, ja Peitschenhiebe gegen die Wiener Gemütlichkeit. Die Not im Elternhause und die Qual des engen Bureaudienstes haben gewiß bedeutend dazu beigetragen, aus Schlögl einen Anhänger der Opposition zu machen. Der alternde Mann erinnert sich mit frohem Stolz, wie er „im frühesten Vormärz" zu einer kleinen „Verschwörerbande" gehörte. Die jungen Leute führten in der Schenke ihre begeisterten Reden, wagten aber doch nicht, der unverschleierten Freiheit zu huldigen. „Wir feierten sie unter dem Namen ‚Ännchen von Tharau'. Wenn dann ein Delegierter der vorstädtischen Hermandad die Ohren spitzte und unsern Gesprächen seine geneigteste Aufmerksamkeit schenken wollte, dann intonierte der ‚Kantor' das Dachsche Lied, und wir sangen verständnisinnig den für uns paradoliſchen Text:

Ännchen von Tharau, mein Reichtum, mein Gut,
Du meine Seele, mein Fleisch und mein Blut. . ."

Und 1848 richtete Schlögl einen gereimten Aufruf an Grillparzer: wo so viele österreichische Sänger die Freiheit priesen, möge auch der größte unter ihnen nicht schweigen — und war dann höchst erstaunt, als der Dichter, seinem gar nicht Schillerschen Wesen durchaus getreu, dem Marschall Radetzky bescheinigte: „In deinem Lager ist Österreich".

Verwunderlich, ja fast unbegreiflich für den heutigen Leser ist nur, daß sich zu Schlögls politischer Opposition keine soziale gesellt. Aber es ist offenbar für die vierziger Jahre in ganz Deutschland charakteristisch, daß das politische Interesse das soziale stark überwog. Schlögl hat zeitlebens auf diesem Standpunkt beharrt. Man findet in seinen Arbeiten (deren beste 1893 in Wien als „Gesammelte Werke" in drei Bänden erschienen) erstaunlich wenig Schilderungen

bedauernswerter Armut, obwohl er die armen Leute seiner Vaterstadt gründlich kannte. Man könnte das vielleicht auch mit Schlögls erfreulicher Abneigung gegen alle Sentimentalität erklären, in der er ein besonderes Wiener Übel sieht. Schilt er doch mehrfach heftig auf „jenes obligate Rührei, für das der ‚gemüatliche' Wiener auch in der ‚gehobenst-lautesten' Stimmung immer ein Faible hat". Der eigentliche Grund für Schlögls geringere Beachtung der Armen liegt aber doch wohl in jenem mangelnden sozialen Interesse, denn so ganz asketische Enthaltung von allem Rührseligen ist schließlich auch diesem Hasser der Sentimentalität nicht geglückt; so hat die seinen Eltern gewidmete Erzählung etwa („Ein paar alte Leute") ein gutes Teil von dem peinlichen Gewürz der Wiener Gemütlichkeit abbekommen.

Wenn Schlögl Armut schildert, hat man oft das Gefühl, er erhole sich umherschlendernd von dem, was er als seine eigentliche Aufgabe betrachtet. Manchmal ist es freilich eine recht grimmige Erholung. Dann zeichnet er wohl allerhand nichtsnutzes Gesindel, wie es in jeder Großstadt zu Haus ist: den arbeitsscheuen Bettler, der betrügerisch das Mitleid der Vorübergehenden zu erregen weiß, die „Manöverschanis", die unbedingt jeder Wacheablösung beiwohnen müssen, usw. Eine bessere Erholung aber bietet das Betrachten ehrlicher und doch vergnügter Armut. So schwelgt er im Ausmalen des „Faschings der Armen". Es ist „Ball in der Krautkammer des Greißlers", und zu den Gästen zählen unter andern: „der Werkelmann vom ‚hintern Hof', der nicht nur sein ‚Instrument', sondern auch ‚elf lebendige Kinder' mitgebracht, die älteste Tochter sogar in der Maske; der Herr Jakob, der Holzhacker; Herr Wenzel, der Flickschneider aus der Dachwohnung, und Herr Peter, der Zettelanpapper, der nicht lange bleiben kann, weil er ‚ins G'schäft' muß. . . ." Man ißt Gullasch und Krapfen („solide, kompakte Masse"), Herr Wenzel Challan, der böhmische Flickschneider, spielt abwechselnd Gitarre oder bläst Klarinette, der Werkelmann gibt sein Repertoire zum besten, und trotz Überfüllung des „Saals" findet man „doch Platz, um einen ehrsam gemäßigten Walzer zu je vier oder fünf Paaren durchzumachen." Und jedenfalls ist man durchaus beglückt, und Friedrich Schlögl ist es auch über diese gutartige Wiener Gemütlichkeit. Und er ist auch nicht allzu böse, wenn er im „Schnackerlball" das etwas zweifelhaftere Gegenstück der harmlosen Faschingsbelustigung ausmalt: das Tanzvergnügen kleiner Leute, das erst durch die drollig unverschämte Rupfung eines zahlungsfähigen und ahnungslosen Mitgeladenen in rechten Gang kommt.

Aber, wie gesagt, solche Schilderungen der notleidenden wie der vergnügten, der sittsamen und der verkommenen Armen sind bei Schlögl nur das Nebenbei. Seine ganze Seele hängt an etwas anderem: er zeichnet unermüdlich das behäbige, von keiner Geldsorge umengte Kleinbürgertum Wiens, von dem der wesentliche Teil der Wiener Gemütlichkeit ausströme, der größte und verwerflichste. Immer und immer wieder malt er den engherzigen, stumpfsinnigen, bildungsfeindlichen Philister, den Schlemmer und Zeitvergeuder, den Rührseligen, dessen

Weichherzigkeit sich mit Brutalität allzu gut verträgt, den völlig interesselos animalisch Vergnügten. In diesen Familien „Biz" und „Grammerstädter" sieht er das eigentliche Bleigewicht an den Sohlen seiner Vaterstadt und vielleicht seines Vaterlandes, im Kampf gegen diese Gemütlichkeit erreicht er seine eigentliche künstlerische Vollendung. Hier nämlich kämpft der bescheidene Feuilletonist als echter satirischer Dichter; das bloße Berichterstatten unterbleibt, das störende Moralisieren wird zum mindesten eingeschränkt; die Leute handeln und reden selber, so daß man unmittelbar an ihrem Leben teilnimmt, unmittelbar von ihrer Lächerlichkeit, doch auch von ihrer Gefährlichkeit überzeugt wird. In der Schenke, im Café, seltener, weil sie dort seltener sind, zu Haus, beim Trinken, Spielen, Politisieren, Beten, im Theater, in der freien Natur, in ihren ehelichen Verhältnissen, ihren pädagogischen Künsten — allüberall beobachtet Schlögl die Leute des heilig gehaltenen Dogmas: „Wir können's eh nit ändern!", des goldenen Lehrsatzes: „Sie wer'n's schon machen!", der glücklichen Lebensregel: „Nur ka Traurigkeit g'spür'n lassen" und des alle Schwierigkeiten überwindenden Entschlusses: „Unterhalten m'r uns lieber!"

In einer längeren Skizzenreihe beschreibt er das Werden und Vergehen einer Freundschaft mit solch einem typischen Philister. („Acht Wochen mit einem echten ‚Spießer'.") Im Wirtshaus erfolgt die Annäherung. Der Mann hat viel getrunken und wird red- und rührselig. Sein schönes, altes, vormärzliches Wien ist hin. „Mich g'freut's nimmer in Wien. . . . Gemütlichkeit ist die Hauptsach' auf der Welt! Über Gemütlichkeit geht gar nix! Wo finden sie heutzutag Gemütlichkeit? . . ." In mancher Abendsitzung erzählt der Unglückliche nun vom schönen Damals und klagt das Heute an. Ja damals ist der Stammgast nicht erst gefragt worden, „was ihm g'fälli is," sondern hat gleich sein „Sach ord'ntlich kriegt". „Montag ein fein's Bäuscherl mit Knödel, Dienstag backene Kalbsfüß, Mittwoch Schunkenfleckerln — delikat! so was gibt's jetzt gar nimmer; Donnerstag Leberwurst mit Kraut, schon super! Freitag mein miller's Karpfenstückl, wenigstens ein halb Pfund, Samstag ein Jungschweinernes, Sö, das war ein Bissen! und Sonntag ich und meine Alte unser Backhendl mit Zellersalat. Das war wie Amen im Gebet . . ." Aber heute weiß so ein Kellner gar nicht mehr Bescheid. Dafür sind die Lokale eleganter geworden, und langweilige Zeitungen liegen aus. „Was brauch' ich in ein' Wirtshaus ein' Zeitung!? Wenn nur 's Bier und der Wein gut is! Ich les' 's ganze Jahr kein' Zeitung. Steht ja eh nix drin als Lügen! . . . Die Meinige halt sich's Extrablattl wegen die Bild'ln, und weil mein Ferdl die Rebus so gern hat. Zum G'schichtenlesen hab'n mir kein' Zeit. . . . Überhaupt: das viele Studier'n, das viele Bücherlesen — ich halt nix davon! . . . Mit die ganzen Fixen-Faxen in die neuchen Volksschulen, hab'n m'r was davon? Is 's Fleisch billiger word'n? . . ." Schließlich wird der neue Wirtshausfreund zu einem „Löffel Suppe" eingeladen, um dann im Hause des „Gemütlichen" derart empfangen zu werden: „Also richtig! . . . Mir hab'n dich nicht

erwart'! ... So ein Einladen is nur ein' Redensart, weg'n dem braucht der Mensch nicht gleich z'kommen!"

Während diese Skizzenreihe gewissermaßen ein Kompendium der Gesamteigenschaften und -mängel des Wiener Philisteriums bedeutet, beschreibt der Dichter — denn auf diesem Gebiete ist er wirklich einer — in endlosen, aber immer wieder wertvollen, weil lebenswarmen Variationen ausführlich die einzelnen Phasen solcher Lebensführung und Weltanschauung. Eine Erklärung und also halbwegs Entschuldigung dafür findet er in den Zuständen des Vormärz und der Reaktion. In den zahlreichen Kapiteln, die er ihnen widmet, erweist er sich als ein Kulturhistoriker, der seinen Beruf wahrhaft erfaßt hat: an sorglich gesammelte kleine und scheinbar unwichtige Tatsachen knüpfen sich Ausblicke auf das Wesen des Volkes. Ein Geschichtsschreiber freilich sine ira et studio ist Schlögl nicht und will er keinen Augenblick sein. Mit leidenschaftlichem Hohn schildert er die Verdummung, Verpfaffung und sozusagen Verzotung des Volkes, die vor und nach der Revolution fast planmäßig betrieben worden seien; mit besonderer Bitterkeit verweilt er bei den traurigen Tagen, die unmittelbar auf die Unterwerfung Wiens folgten. Höchst charakteristisch für seine Art ist da etwa die „Naturgeschichte der ‚Angströhren'". Dort erzählt er von den „plötzlichen Patrioten. Diese eigentümliche Sorte Wiener erblickte am 31. Oktober 1848, nachmittags 5 Uhr, das Licht der Welt und wurde von — Angst, Feigheit und Furcht ausgebrütet". Die „kroatische Besitzergreifung" Wiens ist vollzogen, und nun heißt es, sich „in die Toilette der Gutgesinnten werfen". Eilig werden Uniformstücke, Kalabreser und Stürmer beseitigt, eilig fallen die „trotzigen Vollbärte" und die „wallende Überschwänglichkeit" des legionären Haarwuchses. Aber man muß sich auch positiv als Gutgesinnter erweisen. Das kann man am besten durch einen gut bürgerlichen Hut, durch „die unter Metternich gesetzlich gestattete, altehrwürdige vorkonstitutionelle Form des Zylinders". Glücklich nun, wer solch ein „politisches Kleinod" noch besitzt. Zylinderlose Leute suchen sich zu helfen, indem sie ihre Kalabreserfilze „in die gesetzlichen Formen zwängen" lassen. Aber „wehe! wehe! der Flagge fehlte der legale Glanz, und ihr mattes Aussehen wurde viel eher zum Verräter als eine dreifarbige Kokarde. ..."

Ich sprach von einer halbwegen Entschuldigung des Herrn von Grammerstädterschen Wesens; denn ganz fällt bei Schlögl Verstehen und Verzeihen auf diesem Gebiet doch längst nicht zusammen. Er sieht allzu viele Jahre über die Zeit der Dumpfheit hinrollen, rings ist Bewegung und Fortentwicklung, aber jene Wiener Gemütlichkeit bleibt. Es ist der 4. Juli 1866, mit Zorn und Verzweiflung flüstert oder schreit man sich's auf der Straße zu: „Die Armee auf regelloser Flucht!" Am Abend kommt dem Patrioten der Gedanke, zu prüfen, wie wohl „ein echtes Wiener Wirtshaus" nach dem Tage von Königgrätz aussehen möge. Es ist im populären „Weichselgarten" so gedrängt voll wie immer; man vergnügt sich, man hat gewaltigen Hunger — „nix mehr da!

hab' drei Kalbl'n braucht!" — — die Wiener Gemütlichkeit triumphiert. Und wenn ihr selbst dieser österreichische Krieg nichts Wesentliches anhaben kann, wie gänzlich müssen dann erst die Ereignisse des siebziger Jahres von ihr abprallen. Da ist es denn freilich zu verstehen, wie sehr sich die männliche Natur Friedrich Schlögls an den Ereignissen des ungemütlichsten Wiener Jahres erquickte, wie sehr ihn gleichzeitig der Anblick eines tatkräftig straffen Truppenkörpers aufrichtete, in dessen Adern doch schließlich auch das vielgeliebte „Wiener Blut" floß.

Will man den Unterschied zwischen Schlögl und dem ihm literarisch wie persönlich nahestehenden Vincenz Chiavacci eilig erfassen, so braucht man sich nur vorzustellen, wie der gleiche Vorgang, eben der Durchmarsch der Deutschmeister, auf den jüngeren Schriftsteller wirken würde. Auch ihm wäre der Anblick gewiß erfreulich, insofern er blühend gesunde Jugend sähe und sich die Freude zärtlicher Mütter und Bräute vorstellte. Aber als straffe Truppe erregten ihm die Deutschmeister zum mindesten ein leises philosophisches Unbehagen, denn seinen humanen und sozialen Idealen widerstrebt alles Kriegerische. Chiavacci, der heute noch in rüstiger Kraft und bei hohem Ansehen in Wien tätig schafft, ist um fast sechsundzwanzig Jahre jünger als Schlögl; daran liegt vieles. Als Metternich floh, als Windischgrätz die Hauptstadt niederwarf, war Chiavacci, wie er das in seinem Wienerisch nennt, noch ein „Bambaletsch", und was dem Älteren prägendes Erlebnis war, bedeutete dem Jüngeren späterhin nur ein Geschichtsfaktum unter vielen. Dafür geriet Chiavacci mit empfänglichster Jugendlichkeit in die soziale Strömung und mußte um so stärker durch sie beeinflußt werden, als Güte und Mitleid den Grundzug seines Wesens ausmachen. So ist es trotz der großen Verwandtschaft ihres Stoffgebietes kaum angängig, in Chiavacci, wie man das gern tut, den Schüler Schlögls zu sehen. Weiter wirkt unterscheidend, daß Chiavacci (der ebenfalls Beamter war, ehe er Schriftsteller und Journalist wurde) fast immer als Dichter und manchmal als Philosoph und Literarhistoriker auftritt, während Schlögl seinen Beruf als einen kulturhistorischen auffaßte und nur bisweilen und wie unwillkürlich aus dem dichterischen Schildern ins wirkliche Fabulieren geriet. Chiavacci hat (freilich mit gediegenen Helfern) die Werke Nestroys und Anzengrubers herausgegeben, er hat in anmutiger Weise den Lebenslauf seines Freundes Ganghofer beschrieben. Er legt Wert auf eine kleine „Moloch" betitelte Abhandlung, in der er, große Vertrautheit mit den Gedankengängen moderner Philosophie und Naturwissenschaft verratend, gegen alles Kulturwidrige und wahrhaft Verderbliche plaudernd zu Felde zieht und warmherzig für sittliche Läuterung und reine Menschlichkeit eintritt. Ähnliches bildet schließlich auch den Kern seiner phantastischen Novelle „Der Weltuntergang", die das von den Menschen bisher umsonst erstrebte goldene Zeitalter auf dem Mars von den kultivierten Bewohnern dieses Sterns verwirklicht sein läßt. Doch wirkt die Phantastik der Novelle etwas zusammengelesen, auch fehlt es ihren Schilderungen oft an Greifbarkeit, so daß man bei

aller empfangenen Anregung hier schließlich doch mehr den Menschen Chiavacci schätzen lernt als den Dichter.

Der leistet trotz so weiten Ausgreifens sein Gutes und Dauerndes dennoch einzig auf dem umgrenzten Felde des Wiener Volksschriftstellers, dem er reichlich viele Früchte abgewinnt*). Ja, eigentlich ist er ein echterer Volksschriftsteller als Friedrich Schlögl, obschon dessen Bildung und Interessen viel entschiedener auf den Wiener Kreis beschränkt waren. Denn Schlögl steht über dem Wiener Volk, das er ausschließlich betrachtet, Chiavacci aber steht mitten drin, den Wienern verkettet durch seine Haupteigenschaft, aus der dichterisch sein Bestes und sein Allerschlimmstes fließt: durch seine allzu weiche Güte. Der lautere Mann besitzt keineswegs jene abscheuliche Gemütlichkeit, in der sich Tränenwollust mit Roheit verbindet; ihm ist es mit seiner Rührung immer ernst, aber er hat eben einigermaßen das von Schlögl gehaßte „Faible für obligates Rührei". Dies hindert ihn vielfach, aus gegebenen Tatsachen die notwendigen Konsequenzen zu ziehen. Gar zu gern läßt er einen verlorenen Sohn spätestens am sechzigsten Geburtstag der Mutter gebessert heimkehren, einem Versinkenden in letzter Not edle Retter erstehen; allzu lieb ist es ihm, das Kind eines Raubmörders vor gesellschaftlicher Ächtung zu bewahren, indem er zu guterletzt offenbar werden läßt, daß der Vater in einem Wahnsinnsanfall gehandelt, daß er nichts geraubt und den „Ermordeten" gar nicht wesentlich verletzt hat. In solcher Kraßheit freilich sind diese Entgleisungen nicht übermäßig häufig, und ein geringes Quantum Rührseligkeit nimmt man wohl mit in den Kauf, da es fast den einzigen Mangel der sonst in ihrer bescheidenen Art vortrefflichen Novelletten bildet.

Mit besonderer Vorliebe und Anmut versenkt sich Chiavacci in die Kinderwelt. Jungen und Mädchen, Säuglinge und Halberwachsene stehen seinem Herzen gleich nahe. Er weiß viele kleine harmlose Geschichten von ihren Spielen, Unarten, Heldentaten. Im Grunde sind es meist Dinge, die bei der Berliner oder Pariser Jugend kaum anders vorkommen; aber indem der Dichter die Umgebung, Stadt wie Menschen, jedesmal aufs liebevollste mitzeichnet, indem er aufs sorglichste dem Dialekt nachgeht, gibt er den reizenden Kleinigkeiten doch ihren besonderen Wiener Anstrich und somit auch die Würde kulturhistorischen Bedeutens.

Und oftmals drängen sich in die Spiele der Kinder die Sorgen der Großen. Es sind ja fast immer arme Leute und nicht Friedrich Schlögls satte Bürger, die Chiavacci darstellt. Immer wieder wird ausgemalt, wie sich die Mutter und die halbwüchsige Tochter plagen, mit wenigen Kreuzern den Tagesbedarf zu schaffen, wie viel Kopfzerbrechen und Not die größeren Ausgaben verursachen. Die halbe Gasse versammelt sich in neidischer Aufregung bei der Greißlerin, denn „dö Gasserischen lassen si Holz und Kohl'n führ'n!"

*) Zahlreiche Bände sind bei A. Bonz in Stuttgart erschienen, eine gute Auswahl ist durch die Reclam-Bibliothek bequem zugänglich. Das gleiche gilt für die Arbeiten des später erwähnten E. Pötzl.

Die Leute haben lange Not gelitten, und nun es ihnen etwas besser geht, kaufen sie eine größere Menge Holz und Kohlen auf einmal. Solches Verfahren dünkt allen Nachbarn eine Überhebung, ein völliger Frevel. Die Gasserische Familie aber „umringte den Wagen mit einer Vorsicht, als ob er die französische Kriegsentschädigung enthielte. . . ." Wichtiger noch als solch ein Einkauf ist die Miete. Am Quartalsbeginn herrscht vielfach bedrückte Stimmung — „mit dem Zins is halt a Kreuz", aber „der Zins is heilig", und. wer ihn nicht zahlt, ist „ein Gesindel".

Mit allen (nicht immer nur künstlerischen) Mitteln sucht Chiavacci für die Notleidenden Mitleid zu erregen, und das gelingt ihm um so eher, als seine Armen zumeist sehr gute und gar nicht habgierige Menschen sind. Er hegt eine leidenschaftliche Zuneigung für genügsame Leute, und wenn man ihm in diesem Punkt völlig glauben darf, gibt es in Wien oder gab es wenigstens im guten alten Wien mehr genügsame Menschen als anderwärts, ja beruht die Wiener Gemütlichkeit zum guten Teil eben auf solcher Genügsamkeit. Nach der Lektüre Schlögls möchte ich nun allerdings meinen, ein kindlicher Optimismus habe Chiavacci in dieser Beziehung einige gute Erfahrungen recht sehr verallgemeinern lassen. Das hindert nicht, daß etliche dieser bescheiden zufriedenen Armen dem Dichter in der Darstellung gerade besonders geglückt sind. Den „Zufriedenen", der alt, arbeitslos, ohne Sparpfennig und dennoch satt und vergnügt ist, sieht und hört man wirklich. Der Mann berichtet ausführlich über seine angenehme Existenz. Irgendwo bekommt er Abfallessen, „Zigarrnstumpferln — der beste Tawak, sag i Ihna", finden sich auch, und sogar für Rasieren und Haarschneiden ist gesorgt. „Da brauchen S' nur auf dö Innung der Friseure und Raseure z' gehn, werd'n S' ganz umsunst bedient. Freili lernen die Lehrbuben erscht an Ihna, aber dös is ja auf der Klinik dasselbe. . . . A bißl 'neing'schnitten werd'n S' manchmal; aber net der Rede wert. . . ."

In sozialer Hinsicht wertvoller sind freilich die Erzählungen, in denen die von der Not angerichteten geistigen und moralischen Verkrümmungen bloßgelegt werden. Ganz läßt es Chiavacci auch hieran nicht fehlen; doch fühlt er sich bei solchem härteren Tun nicht recht in seinem Element.

Eine derbe Gestalt zum mindesten aber ist ihm ohne alles Verzärteln und Verbiegen völlig geraten, wohl weil er hier nichts Tragisches, viel Komisches und doch auch einige rührende Dinge zu zeichnen fand. Es ist die in Wien zur Berühmtheit gelangte Frau Sopherl vom Naschmarkt, die Gemüseverkäuferin, deren drastische Standreden er zum Teil in dem Bande „Eine, die's versteht," zusammengefaßt hat. (Auch auf die Bühne brachte Chiavacci seine Lieblingsgestalt, wie er denn mehrmals, die Form erweiternd, über die Skizze hinaus zum Volksstück strebte.) Im Grunde ist die behäbige Frau, die nach Chiavaccis einleitender Aussage „den reichen Wortschatz des Wiener Dialekts und die traditionelle Volksweisheit, wie sie in Sprichwörtern, Bildern und Gleichnissen zum Ausdruck kommt, mit souveräner Gewalt beherrscht" — im Grunde ist

Frau Sophie Pimpernuß dem behäbigen Philister Schlögls einigermaßen verwandt. Freilich, als echtes Kind Vincenz Chiavaccis hat sie bessere Herzenseigenschaften, ist gegen Notleidende gutmütig, ist auch genügsam. Im übrigen aber hegt auch sie den größten Respekt vor Besitz und Rang, steht auch sie mit aller Bildung auf gespanntem Fuße, ist von der eigenen Weisheit sehr eingenommen und hat nicht die entfernte Absicht, ihren Jungen mehr lernen zu lassen, als sie selber gelernt hat. Aber da Chiavacci in diesem „gewissen konservativen Hauch" keine Sünde sieht, so hat er humoristisch gezeichnet, was Schlögl satirisch ansah, und es ist ihm völlig geglückt, den Leser zur humoristischen Auffassung dieser in mancher Hinsicht bedenklichen Frau zu zwingen. Frau Sopherl redet mit unerschöpflicher Suade über alles und jedes, über die Volkszählung und den Hebammenverein, über die Schule, den Fürsten Bismarck, Ibsens „Wildente" usw. usw. Manchmal ist Chiavacci ins bloß und übertrieben Witzige verfallen, aber zumeist charakterisiert doch die Redende sich selbst, und dann erinnert sie, mutatis mutandis, an Glaßbrenners kräftige Berliner Typen.

Frau Sopherls Kritik der „Wildente" gipfelt in den Worten: „Wann i 'n Herrn von Ibsen siech, werd' i eahm's sag'n, was die Ursach' is. Er bewegt si in schlechter Gesellschaft. Was san denn dös für Leut', dö er uns da zagt! Da geh' i glei ins Bäckenhäus'l oder ins Polizeihaus. Da hab' i s' alle auf an' Kretzl beinand'. — A Dichter muaß m'r ödle Charaktere zag'n. Schlechte Leut' gibt's eh gnua auf der Welt. Aber wenn aner so ödel und guat is, daß ma sagt: ‚So was gibt's gar net!', hernach ist das bei mir a Dichter!"

Empfindet man es bei Vincenz Chiavacci gelegentlich störend, daß er in seiner eignen Weichherzigkeit diesem rührseligen Verlangen nach „ödlen Charakteren" gern Rechnung trägt, so ist der nur wenig jüngere Eduard Pötzl zu einem wesentlichen Teil durch seine Abneigung gegen eben diese „Ödlen" gekennzeichnet. In seiner Sammlung „Hoch vom Kahlenberg" steht eine fast programmatisch gehaltene „Moderne Weihnachtsgeschichte". Von einem Mann ist die Rede, der „jemand verhungern sehen könnte, ohne ihm mit einem Stück Brot zu helfen; allein mit der Leiche gehen und ein paar Krokodilstränen vergießen, das wäre ihm Wonne". Und am Schluß steht die geharnischte Erklärung, „daß sich die moderne Weihnachtsgeschichtsschreibung weder von den herkömmlichen Wohltätern im Pelz, noch von sonstigen hohlen Duseleien billiger gefälschter Menschenfreundlichkeit hinters Licht führen läßt".

Eduard Pötzl ist 1851 in Wien geboren, hat sich nach kurzer Beamtentätigkeit, nach einigen daran schließenden Jahren juristischen Studiums dem Journalismus zugewandt und steht darin seit langer Zeit an einer bedeutenden Wiener Stelle. So ist sein Lebensweg von dem Chiavaccis nicht allzusehr verschieden, und man könnte von seinen überaus zahlreichen Wiener Skizzen im vornherein große Ähnlichkeit mit denen des Volksschriftstellers annehmen, die ja durch ihren sozialen Grundzug in hohem Maße „modern" sind. Aber Pötzl will gar kein Volksschriftsteller sein, und das Moderne liegt für ihn nicht im

Sozialen. Vielleicht ist ihm dieses gerade durch die Süßlichkeit verleidet, die sich bei Chiavacci gelegentlich einschleicht, vielleicht und wahrscheinlicher ist es seinem beschaulich bequemen Wesen überhaupt unbehaglich. Auch die Politik interessiert ihn nicht sonderlich. Das törichte Treiben ehrgeiziger Politiker hat er in zwei recht gelungenen Skizzen lächerlich gemacht. Die eine heißt „Der kleine Mann" und geht mit den üblichen Schlagworten „Für den kleinen Mann muß etwas geschehen — Der schlechte Geschäftsgang — Die teuren Lebensmittelpreise" satirisch ins Gericht. Ihm ist „der kleine Mann das Volksgemurmel, das hinter der Szene Throne zu vergeben hat, aber für solch gewaltige Tätigkeit vom Komparsenmeister nur kläglich und kärglich entlohnt wird". Im Gegenstück sieht es kaum anders aus. Es heißt „Der mittlere Mann", und wie jener Bewerber den kleinen Leuten, die ihn wählen würden, goldene Berge verhieß, so macht Herr Nigerl den mittleren Leuten große Versprechungen. („Was geht denn uns der klane Mann an, wo wir doch mittlere Männer san? . . . a mittlerer Mann, des is aner, der just in der Mitt'n is zwischen ein' groß'n Mann und ein' klein'n Mann, genau in der Mitt'n.") Und auch eine Reichsratssitzung behandelt Pötzl mit weitgehender und lustiger Despektierlichkeit.

Was sein Interesse erregt, was ihn erfreut, ist die Beobachtung des einzelnen, er ist modern, indem er dem Individuellen nachgeht, die individuelle Stimmung festzuhalten sucht. Weitergehende Schlüsse aus dem einzelnen zu ziehen ist nicht seine Sache, höchstens daß er sich einmal über das kleinstädtische Wiener Wesen ärgert; so, wenn man jemanden für verarmt hält, weil er mit einem Einspänner in den Prater gefahren ist, wo es als schicklich galt, im Zweispänner zu erscheinen. Aber wie sich die Leute auf der Eisenbahn unterhalten, wie sie sich in Unbequemlichkeiten schicken, wie sie schnarchen, oder wie Vorübergehende die Spiegelscheibe eines Cafehauses benutzen, oder in welch merkwürdigen Tönen ein altes Haus klagt, das man mit neumodischen Telephondrähten belästigt, wie ein Junggeselle zu Grabe getragen, wie ein unkundiger Jagdkiebitz angeführt wird — — das und noch zahllose andere Dinge weiß er nach Ton und Farbe aufs genaueste und auch liebenswürdigste, bald ausgelassen lustig, bald ein bißchen wehmütig zu beschreiben. Und gelegentlich schmückt auch ein tiefer greifender Ausspruch die bescheidene Skizze. So schildert Pötzl die Vorreiter, die den schweren Omnibus über einige Bergsteigungen hinwegbringen müssen. Es ist ein langweiliger Dienst in seinem ewigen Einerlei, und der alte Vorreiter trabt mürrisch hin und her. Als ihn ein ganz junger, noch übermütiger Kollege aufmuntern will, schüttelt er den Kopf, wie um zu sprechen: „Na warte nur, dir wird schon die Lustigkeit vergehen, wenn du noch ein paar Jahre lang das Berg'l da zu Roß bedienst, auf und nieder, Stunde für Stunde, Tag für Tag! Jetzt glaubst du noch zu reiten, du junger Trusel, dann aber wirst du merken, daß du den Karren ziehst!"

So ist man bei Pötzl eigentlich in bester unparteiischer Gesellschaft und kann sich keinen passenderen Führer durch Wiens Eigenart denken. Aber man

ist nur belustigt, nur angeregt, man wird nicht warm, und da bleibt denn auch schließlich die Anregung aus. Über Chiavaccis naive Weichherzigkeit lächelt man bisweilen, über Schlögls starres Festhalten an dem einen Gesichtspunkt ist man wohl auch gelegentlich verdrießlich — aber man spürt immer aufs wohltätigste bei beiden volle Lebenswärme. Bei dem beweglicheren, weltmännischeren Pötzl nicht so. Den Grund hierfür fand ich nach der Lektüre einer kleinen Parodie: „Die Waldschnepfe; frei nach der ‚Wildente'". — Eduard Pötzl ist mit demselben „Herrn von Ibsen" unzufrieden, der auch Frau Sopherls Unwillen erregt. So modern ist er doch nicht, daß ihm Ibsens bohrendes Wesen zusagte. Das geht ihm geradeso gegen seine persönliche Gemütlichkeit, wie die ernsthaftere Beschäftigung mit sozialen oder politischen Dingen. Und hierin glaube ich den eigentlichen Mangel Pötzls zu sehen. Er hat sich von dem schlichten Darstellen des Typus, wie es Schlögl und Chiavacci üben, lossagen wollen und mit dem Individualisieren doch noch nicht rechten Ernst zu machen gewußt. Er hat sozusagen zwischen die Zeiten gegriffen, die einfache ältere Kunst losgelassen und die kompliziertere neue nicht fest erfaßt. Liest man Schlögl und Chiavacci, so ist man wie in einem alten Haus, liest man Pötzl, so steht man auf der Schwelle eines neuen. Das Verlangen hineinzukommen wird rege; da heißt es denn Pötzls Schriften fortlegen und Bahrs und Schnitzlers zur Hand nehmen.

Homosexualität und neuer Strafgesetzentwurf

Von J. v. Pflugk-Harttung-Berlin

Unter diesem Titel brachte Geheimer Medizinalrat Professor Dr. A. Eulenburg in der Deutschen Montagszeitung vom 19. Dezember v. Js. einen Aufsatz, worin er ausführt: Gegen den § 175, „den berühmten oder berüchtigten Homosexualitätsparagraphen", wüte seit fast zwei Dezennien ein heftiger Kampf. Dieser begann eigentlich schon, ehe das heute geltende Recht geschaffen wurde, und gipfelte in dem Gutachten der wissenschaftlichen Deputation für das Medizinalwesen vom 24. März 1869, welches wider die in jenem Paragraphen enthaltenen Strafbestimmungen entschiedene Einsprache erhob. Als die Wissenschaft dann zu einem erweiterten und vertieften Verständnis des Wesens, der Ursachen und der Verbreitung der Homosexualität gelangte, da entwickelte sich auch der Kampf gegen jenen inzwischen zum Gesetz gewordenen Paragraphen auf der ganzen Linie. Es waren Leute der verschiedensten Lebensberufe, die frei von jedem persönlichen Interesse, nur von Gerechtigkeits- und Humanitäts-

gefühlen getrieben, literarisch zum Schutze der Verfolgten und Bedrängten eintraten und in einer mehr als dreitausend Unterschriften tragenden Eingabe die Aufhebung jener Bestimmung befürworteten. In gleichem Sinne wirkte viele Jahre hindurch ein eigens oder doch hauptsächlich zu diesem Zwecke ins Leben gerufenes „Wissenschaftlich-humanitäres Komitee", an dessen Spitze Dr. Magnus Hirschfeld stand. Alle diese Bestrebungen schienen auch einen gewissen Erfolg zu versprechen, als die sensationellen Vorgänge der letzten Zeit, welche sich an die Namen Lynar, Moltke-Harden, Brand, Fürst Eulenburg usw. knüpften, alles mit Sturmgewalt über den Haufen warfen. „Scharfmacherisch" war man an der Arbeit, den längst fallreifen Paragraphen noch zu erweitern.

Dieser bedroht die „widernatürliche Unzucht zwischen Personen männlichen Geschlechts" mit Gefängnis bis zu fünf Jahren. In dem an seiner Stelle beabsichtigten § 250 wird die Strafbestimmung nicht nur beibehalten, sondern auch auf das weibliche Geschlecht ausgedehnt, weil es ganz allgemein heißt: „Die widernatürliche Unzucht mit einer Person gleichen Geschlechts wird mit Gefängnis bestraft." Für besonders schwere Fälle werden die Strafbestimmungen noch verschärft. Im letzten Augenblick, ehe der dem Reichstag vorzulegende Entwurf zum Gesetz erhoben wird, muß man die Frage nach der Notwendigkeit und Nützlichkeit dieses Paragraphen aufwerfen und der weiteren Öffentlichkeit unterbreiten.

Die wissenschaftlichen Erforschungen haben zu dem Ergebnisse geführt, daß die Strafbestimmung des § 175 vor allem deswegen verwerflich und ungerecht ist, weil es sich bei der Homosexualität nicht um ein „Laster", eine geschlechtliche „Verirrung", eine „Perversität", sondern um eine in der Organisation des betreffenden Individuums von vornherein festbegründete, angeborene natürliche Veranlagung handelt. Vom Standpunkt dieser Homosexuellen aus kann also von einer zu bestrafenden „widernatürlichen" Unzucht selbstverständlich gar keine Rede sein, denn für sie ist das auf Angehörige des eigenen Geschlechts gerichtete Geschlechtsziel das natürliche. Von der Ungerechtigkeit abgesehen, erscheint die Gesetzesbestimmung auch unpraktisch, weil sie tatsächlich undurchführbar ist. Bei der ungeheuren Anzahl der Homosexuellen, die mindestens 1 Prozent der erwachsenen männlichen Bevölkerung ausmacht, läßt sich nicht der kleinste Teil derselben strafrechtlich verfolgen. Weiter kommt hinzu, daß die Bestimmungen überaus verderblich wirken, weil sie einem systematisch betriebenen, besonders in Großstädten wild wuchernden Erpressertum die Wege bereiten, einem der gefährlichsten, bösartigsten und immer zunehmenden Schmarotzergewächse. Endlich muß man darauf hinweisen, daß in Ländern, wo man eine homosexuelle Sondergesetzgebung nicht kennt, wie in Frankreich, Italien, Holland und Belgien, die Homosexualität nicht häufiger ist.

Von juristischer Seite wurde dem § 175 vielfach mit Recht entgegengehalten, daß es sich bei dem betreffenden Vergehen gar nicht um Verletzung eines wirklichen Rechtsgutes handelt, da jedem Mündigen die freie Verfügung über seine

Person und seinen Körper grundsätzlich zugestanden werden müsse. Außerdem sei die Bezeichnung „widernatürliche Unzucht" zu dehnbar und unbestimmt. Freilich habe das Reichsgericht verfügt, daß nur Beischlaf und „beischlafähnliche Handlungen" darunter verstanden werden sollen. Aber auch damit bliebe eine verschiedene Deutungs- und Auslegemöglichkeit.

„Dieser so vielen zum Verhängnis gewordene § 175" soll nun in dem neuen § 250 schöner und lebenskräftiger auferstehen, durch den auch „das schöne Geschlecht" getroffen wird. Daß es bisher straffrei ausging, wird auf Unkenntnis der früheren Gesetzgeber beruhen, denen die lesbische Liebe noch nicht ins Bewußtsein übergegangen war. „Was sich der Autor des ‚verbesserten' Paragraphen eigentlich dabei gedacht hat, falls er sich überhaupt etwas gedacht hat", wer möchte das ergründen. Sicherlich hat er damit nicht bloß den homosexuell veranlagten Frauen, sondern auch den Strafrichtern, den Sachverständigen und den Mitgliedern des Reichsgerichts das Leben bedenklich erschwert. „Was werden sie jetzt zulernen müssen", weil man mit den bisherigen Schulbegriffen nicht mehr auskommt. Der Verfasser weist darauf hin, daß wir mit dem erweiterten Paragraphen dem Denunzianten- und Erpressertum ein neues, ergiebiges Feld überweisen, daß wir einer bisher unerhörten Schnüffelei in Sofa- und Bettgeheimnisse damit Vorschub leisten, daß wir Ehen vergiften, verleumderischen, schwer widerlegbaren Anschuldigungen Tür und Tor öffnen, öffentliches Ärgernis erregen, und nachdem wir dem Rufe unserer Männerwelt genugsam Schaden zugefügt, nun auch den unserer Frauen zu untergraben törichterweise im Begriff stehen.

Und welche Gründe führt man ins Feld für die vermeintliche Notwendigkeit dieser vom wissenschaftlichen und humanitären Standpunkt aus verwerflichen Strafbestimmungen? Man staunt über deren „beängstigende Magerkeit und Dürftigkeit". In erster Reihe steht da immer die öffentliche Meinung oder in gehobener Tonart die „Volksanschauung". Aber diese öffentliche Meinungsstimme kümmert sich in Wahrheit wenig um die Sache, steht ihr vielmehr mit bedauerlicher Gleichgültigkeit gegenüber. Viel zu kleine Kreise sind zu einem brauchbaren Urteil „befähigt und berechtigt. Die übrigen —!" An zweiter Stelle wird die von den Homosexuellen angeblich drohende Gefahr der Verführung der gleichgeschlechtlichen Jugend in den Vordergrund geschoben. Diese Gefahr ist erfahrungsgemäß weit geringer, als man glaubt oder zu glauben vorgibt, wie das ja auch sehr begreiflich ist, weil eben kaum jemand homosexuell wird und werden kann, der nicht schon seiner innersten Organisation nach dazu bestimmt ist. Will man gegen die die Jugend bedrohenden Verführungskünste noch ein übriges tun, so könnte man ein Schutzalter für beide Geschlechter gesetzlich festsetzen, was freilich sonderbar anmuten würde.

„Also weg mit § 175, jedenfalls verschone man uns mit der gefährlichen Neubildung des § 250."

* * *

Erörterungen aus berufener Feder sind immer verdienstlich, dennoch halten wir sie in diesem Falle für falsch, für ebenso krankhaft wie die Sache, welche sie verteidigen, nicht sexuell, sondern humanitätskrank. Sie sind die Ausgeburt eines überkulturellen, wissenschaftlichen Geistes, der ungefähr nach dem Grundsatze verfährt, alles kennen heißt alles verzeihen. Damit ist es aber hier im besonderen und gesetzgeberisch im allgemeinen nicht getan.

Zunächst denken wir über Homosexualität wie über alle derartige Geschlechtsdinge nicht so liberal verwaschen und halten sie nicht für etwas in seiner Art ganz Natürliches und Harmloses, sondern für eine Leidenschaft, welche gewöhnlich in Schweinerei ausartet, die es mit allen Mitteln zu bekämpfen gilt, wenn anders man noch Empfindung für die sittliche und physische Gesundheit eines Volkes hat. Freilich, nach Eulenburg handelt es sich bei dem „Urning", wie man den Entarteten klangvoll benennt, nicht um ein Laster, sondern um etwas Gegebenes. Es fragte sich also zunächst, was versteht man unter Laster. Das Konversationslexikon erklärt es: als die zur Gewohnheit gewordene unsittliche Handlungsweise. Da Eulenburg die Unsittlichkeit des „Urnings" bestreitet, möchten wir den Begriff dahin erklären: Laster ist eine Betätigung, die der von der Natur dem Menschen innewohnenden Sittlichkeit und damit der von einem Volke angenommenen Denk- und Empfindungsweise ärgernis-erregend oder nachteilig wirkend widerspricht: also Trunksucht, Sucht des Opiumrauchens u. dgl. Diese Kennzeichen zeigen sich nun auch bei dem „Urning". Selbst der gelehrteste Mediziner wird nicht in Abrede stellen können, daß die Natur zwei Geschlechter in der Menschen- und Tierwelt geschaffen hat, um die Rasse fortzupflanzen, um die Erde zu beleben. Zur Erreichung dieses Zieles hat sie den Fortpflanzungstrieb in die Lebewesen gesenkt und den Fortpflanzungsakt mit den höchsten Reizen und Empfindungen ausgestattet. Werden nur diese gesucht, mit Ausschluß des Zweckes, und gar von Personen gleichen Geschlechts, so handeln sie unnatürlich, sie verstoßen gegen das von der Natur Eingerichtete, ja sie entarten dies ins Gegenteil. Damit ist unseres Erachtens das Brandmal auf die Homosexualität geprägt, und zwar in schwer belastender Weise, ganz im Gegensatz zu der Theorie der Verteidiger, daß sie etwas Angeborenes, ganz Natürliches sei.

Aber nehmen wir dies an; wir können dann nicht beim Einzelfall stehen bleiben, sondern müssen den Grundsatz des Angeborenen und folglich Erlaubten weiterführen. Demnach ist auch das Verbrechen beim Sohne eines Verbrecherpaares angeboren und hätte straflos zu bleiben. Was kann der arme Junge dafür, daß er von solchen Eltern gezeugt wurde; er könnte nach Eulenburgs Theorie Einbruch, Totschlag und Mord begehen und stets sagen, was wollt ihr inhumanen Menschen: „ich bin erblich belastet" und bin deshalb zu meinem Tun berechtigt. Theoretisch steht dies ganz auf gleicher Stufe mit der erblichen homosexuellen Belastung, und wohin würde es tatsächlich führen? Nun behauptet Eulenburg, die Homosexualität sei eine in der Organisation des betreffenden

Menschen festbegründete Eigenschaft. Uns ist nicht bekannt, daß sich dies beweisen läßt. Wir erwarteten dann wirkliche Veränderungen, Abnormitäten oder dergleichen im Organismus. Das ist aber nur selten der Fall, etwa bei Männern mit weibischer, bei Frauen mit rauher Männerstimme, bei Männern mit weiblichen, bei Frauen mit männlichen Körperformen u. dgl. Der „Urning" steht da weit gegen den „geborenen" Verbrecher zurück, den die Natur durch eigene Schädelbildung, einen besonderen Gesichtsausdruck, den sogenannten Verbrechertypus, kennzeichnete. Der Verbrecher ist also dem Homosexuellen in der Vererbung weit überlegen, und dennoch soll man ihn bestrafen, seinen gehätschelten Kollegen aber nicht. Nun kommt noch hinzu, daß wir unserseits die Vererbung oder das Angeborensein nicht in dem Umfange zugestehen, als Eulenburg und mit ihm die meisten Verteidiger der Homosexualität wissenschaftlich annehmen. Der theoretischen, medizinischen Auktorität wagen wir eine praktische, gewerbsmäßige entgegenzustellen: die der Berliner Prostituierten. Von diesen glaubt fast keine an Erblichkeit des Lasters, wohl aber an nachträgliche Erwerbung. Sie behaupten, die meisten männlichen Homosexuellen seien ursprünglich ganz normal gewesen, hätten sich aber in jungen Jahren mit Weibern übernommen oder Geschlechtskrankheiten bekommen, infolgedessen sich eine Abstumpfung, sogar Abneigung gegen das weibliche Geschlecht, bis zur vollen Impotenz, eingestellt habe. Da sie nun aber noch jung seien und der Geschlechtstrieb wirke, so würfen sie sich dem gleichen Geschlecht in die Arme, worin sie dann Charakterschwäche, Gewohnheit und Schuldbewußtsein festhielten. Eine ähnliche Wirkung kann Selbstbefleckung in der Jugend oder Päderastie in den Schulen erzielen. Wie wenig wir für gewöhnlich Berliner Prostituierten glauben möchten, hier sind sie unseres Erachtens Kenner von Fach. So beim männlichen Geschlecht, beim weiblichen kommen vielfach andere Ursachen in Betracht. Wohl am seltensten ist der Fall, wo sich die einzelne an Männern übernommen und sie „satt gekriegt" hat; das ist bei Frauen stets mehr Theorie als Praxis. Weit wichtiger erscheint uns, daß so viele Mädchen unverehelicht bleiben, die in Schaustellungen, Bildwerken, Schriften, Kleidung, ungenügenden Wohnungsverhältnissen und Beobachtungen des täglichen Lebens (z. B. Liebespaare) fortwährend geschlechtlich gereizt, bisweilen aufgestachelt werden, aber durch die Furcht vor den Folgen männlichen Umgangs oder den Mangel eines solchen zu Homosexualität, selbst zu Wahnsinn getrieben werden.

Nimmt man nun an, daß die Homosexualität keineswegs immer angeboren ist, so liegt nicht der Schatten eines Grundes vor, das Widernatürliche nicht auch als solches zu behandeln. Und selbst, wenn es angeboren wäre, hat die Gesetzgebung und die Gesellschaft das Recht, sich dagegen zu wehren. Unser Volk ist durch Überkultur und Nervenüberreizung schon von so vielen Gefahren bedroht, durch Laxheit und Überhumanität schon moralisch und teilweise selbst physisch so abgewirtschaftet, daß das Recht zur Gegenwehr zu einer ernsten, heiligen Pflicht zu werden beginnt.

Es wird nun darauf hingewiesen, daß in anderen Ländern, wo man eine Sondergesetzgebung gegen Homosexuelle nicht kenne, das Laster nicht verbreiteter sei, oder in seinen Äußerungen mehr hervortrete als bei uns. Hierauf ist zu erwidern, daß anderswo auch sonst bisweilen andere geschlechtliche Anschauungen herrschen, die für Deutschland keineswegs maßgebend sind. Ob die sittlichen Zustände Frankreichs besonders vorbildlich sind, möchten wir bezweifeln. Das äußere Kennzeichen, die geringe Bevölkerungszunahme, bildet für wohlmeinende Franzosen die ernsteste Sorge um die Zukunft ihres Vaterlandes. Anders Italien; da steht die geschlechtliche Sittlichkeit augenblicklich, meines Erachtens, höher als bei uns, außer in Neapel mit Zubehör. Italien ist ein Stadtland, besitzt aber nicht so große Städte wie wir, die Industrie wurde nur in Mailand gleich stark ausgebildet, und proletarisiert die Menschen weniger als bei uns. Die Italienerin lebt unter viel schärferer Beobachtung, als man sie in Deutschland kennt; der Gedanke des Nichterlaubten ist dort stärker ausgebildet, geht es doch noch so weit, daß ein Mädchen unterer Stände keinen Hut tragen darf; überdies sitzt der Dolch dort lose, was der Homosexualität nicht gerade zustatten kommt, ebensowenig die Tatsache, daß der Romane weibersüchtiger ist als der Germane. Zu diesen inneren Dingen gesellen sich äußere, zumal die Tatsache, daß der Romane dasteht als Träger einer alten Kultur, die sich ihn nie so weit vergessen läßt, wie es Deutsche und Slawo-Deutsche nur zu oft tun. In Berlin z. B. gibt es eine förmliche gleichgeschlechtliche Prostitution auf der Straße, in gewissen Restaurants und Kaffeehäusern; ja selbst Homosexuellenbälle, die sogenannten Pupenbälle, werden derart öffentlich abgehalten, daß jeder sie für ein geringes Eintrittsgeld besuchen kann.

Wenn Eulenburg meint, daß jedem Erwachsenen die freie Verfügung über seine Person, seinen Körper zukomme, so erwidern wir, daß jede Freiheit nur in der Beschränkung besteht und bestehen kann, denn sonst führt sie zur Ungebundenheit und Verwilderung. D. h. in einem geordneten Staat und in einer gesitteten Gesellschaft ist der einzelne nur insofern frei, als Staat und Gesellschaft es erlauben, es für sich selber und ihre Gesundheit fordern müssen. Bei völlig freier Verfügung über seinen Körper könnte man nackt auf der Friedrichstraße in Berlin herumspazieren, ohne daß jemand etwas dagegen einwenden dürfte, oder mit demselben Rechte ließen sich öffentlich die unzüchtigsten Handlungen vornehmen, wenn beide Teile damit einverstanden wären. Man sieht, wie unhaltbar solche wissenschaftlichen Schlagworte sind; wenn man sie in die Wirklichkeit überträgt, werden sie zu Unfug und Schrecken. Auch in der französischen Revolution predigte man Freiheit und Gleichheit, — und wo allein hat man sie gefunden? — unterm Henkerbeil.

Ein weiterer Grund gegen die Straffälligkeit der Homosexuellen wird in einem zunehmenden Denunziantenwesen gesucht. Mit solchen Nebengründen kann man ziemlich jedes Gesetz zu Fall bringen. Man darf da getrost sagen, Zuchthausstrafe muß verboten sein, weil sie nachteilig auf die Gesundheit

manches „schweren Jungen" wirkt. In unserem Fall läßt sich nur empfehlen, daß sich die „Urninge" so benehmen, wie es sich unter anständigen Leuten geziemt, und daß das Gesetz mit rücksichtsloser Strenge gegen die Denunzianten einschreitet, am besten mit Körperstrafen.

Wenden wir uns nun dem § 250 selber zu. Er lautet: „Die widernatürliche Unzucht mit einer Person gleichen Geschlechts wird mit Gefängnis bestraft". Hieran weiß Eulenburg auszusetzen, daß früher nur der Mann, jetzt auch das „schöne Geschlecht" belangt werden solle, von dessen Homosexualität die älteren Gesetzgeber nichts gekannt hätten. Daß diese früher in glücklicher Unkenntnis lebten, die jetzigen sich aber zur Strafe genötigt sehen, spricht dicke Bände. Es beweist, daß die Frauen- und Mädchenwelt sich inzwischen dem fraglichen Laster derartig zugewandt hat, daß dem Gesetzgeber die Augen auf-, vielleicht sogar übergingen. Gerade auf das weibliche Geschlecht hat die von Eulenburg befürwortete Freiheit in der Verwendung des eigenen Körpers verheerend gewirkt, besonders in den Großstädten, wo es nur zu oft in Ungebundenheit und perverser Sinnlichkeit verroht und verkommen ist, wo es sich seiner edlen Weiblichkeit entkleidet hat und dabei glaubt, es sei dies hochmodern, wo die Homosexualität unter Frauen wahrscheinlich stärker als bei den Männern verbreitet ist. Da findet sie sich bei zusammen wohnenden Künstlerinnen, Studentinnen, Konfektioneusen und Dienstmädchen; Frauenklubs und Frauenversammlungen, selbst die für das Wahlrecht des „schönen (?) Geschlechts", dienen massenhaft zu gegenseitig unerlaubter Annäherung. Sie entartet die einzelnen und steigert die Zahl der „Minderwertigen". Und dem sollen wir aus ebenfalls degenerierter Humanität ruhig zusehen? Überall erstreben die Frauen das Prinzip des gleichen Rechts, und wo man es ihnen gewähren will, sollen sie es nicht erhalten; hier will man die Männer für dasselbe Vergehen bestrafen, wegen dessen das Weib straflos ausgeht, will bei ihnen verbieten, was bei diesen erlaubt ist? Sonderbare Logik!

Daß das Gesetz nicht immer trifft, ist sicher; aber es gibt überhaupt kein Gesetz, das immer, ja das auch nur durchweg richtig ist. Aber das darf nicht abhalten, es aufzustellen und anzuwenden. Das höchste Ziel jedes Vaterlandsfreundes soll und muß sein: die körperliche, geistige und sittliche Gesundheit seines Volkes, und die hat bei uns schon schlimm genug gelitten. Alles, was dazu dienen kann, die kostbaren Güter zu erhalten oder gar vielleicht sie zu erneuern, ist mit Freude zu begrüßen. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, erscheint der § 250 so gerecht und milde, wie nur denkbar. Es handelt sich trotz allen Geseiers um „widernatürliche Unzucht", und die wird „mit Gefängnis bestraft", und zwar Gefängnis ohne Grenze nach oben und unten. Damit ist dem Richter freie Hand gegeben, je nach der Schwere oder Leichtheit des Vergehens seine Strafe zu bemessen. Er kann sie steigern, wenn es sich um verbrecherische, gewaltsame oder besonders widernatürliche Betätigung handelt; er kann sie mildern, wenn beklagenswerte, willenlose, erblich belastete Geschöpfe abgeurteilt werden müssen.

Wir sind keineswegs gegen Milde, wo sie angebracht ist; im Gegenteil, wir wünschen sie, verlangen aber Strenge, wo man nicht ohne sie auskommt. Der einzelne Homosexuelle mag zu bedauern sein, wie der Wahnsinnige, den man ins Irrenhaus sperrt, oder wie der erblich belastete Verbrecher, den der Kerker aufnimmt, aber das Bedauern darf nicht den Arm der Tat lähmen. Wenn es die Vernunft und Gesundheit des Volkstums gilt, so ist es ganz gleichgültig, ob einige hundert oder tausend Ungesunde zugrunde gehen, im Gegenteil, vom Standpunkt der Massengesundheit ist dies nur zu wünschen.

Um aber zu zeigen, wie schonend wir denken, werfen wir die Frage auf, ob die Homosexuellen nicht als teilirrsinnig zu behandeln und deshalb nicht in gewöhnliche Gefängnisse abzuführen sind, sondern etwa in eigene für sie errichtete Strafanstalten mit ärztlichem Hintergrunde.

Im Flecken

Erzählung aus der russischen Provinz

Von Alexander Andreas-v. Reyher

Vierzehntes Kapitel: Der erste April.

Der erste Tag des April war angebrochen, und mit ihm gab es im Hause Botscharows eine Reihe von Überraschungen, die je nach dem Verstandesvermögen der Betreffenden Lachen oder Schelten, Frohsinn oder Ärger hervorriefen.

Vor allen Dingen trat wie in jedem Jahre an diesem Morgen der Hausknecht in das Kämmerchen des Kutschers Ilja, der sich im Bett dehnte und streckte, was bei ihm stets dem Aufstehen voranging.

„Kommst du schon, alter Teufel!" rief Ilja ihm entgegen. „Willst du mir wieder erzählen, daß die Stalltür geöffnet sei und man die Pferde gestohlen habe?"

„Nein," sprach der Hausknecht ruhig, „seit du im vorigen Jahre böse wurdest und zeigtest, daß du keinen Spaß verstehst, erzähle ich dir nichts mehr. Es gibt andere im Hause, mit denen ich Aprilscherz treiben kann. Ich komme, weil Annuschka mich beauftragt hat, dir zu sagen, daß der Herr in der Nacht krank geworden ist. Es steht schlimm mit ihm. Du sollst dich beeilen und dich fertig halten, nach dem Arzt zu fahren. Den kleinen Korbwagen sollst du herausziehen."

„Lüge du und der Teufel!"

„Ich lüge nicht," versetzte der Hausknecht. „Ich habe dir ja schon gesagt, daß ich mit dir nicht mehr scherze. Ich habe dir den Befehl übergeben. Tue, wie du willst. Gehorche oder gehorche nicht."

„Seit wann ist es Mode, nach dem Arzt zu fahren? Der kommt ja immer zu Fuß. Er wohnt doch kaum zweihundert Schritte von uns, du alter Strohkopf!"

„Ja, siehst du, Bruder, er ist aber gerade bei einer Wöchnerin im Vorflecken und hat sagen lassen, wenn er nötig sei, solle man den Wagen nachschicken."

Der Hausknecht ging hinaus.

„Warte, du Teufel!" schrie Ilja ihm nach. Aber der Alte kehrte nicht um und wandte sich mit derselben Ruhe an eine Magd, die eben verschlafen aus der Küche trat.

„Arina, wer hat dir hinten den Rock bis zum Gürtel aufgeschlitzt? Man zeigt sich nicht so unanständig vor Mannsaugen!"

Erschreckt griff sie mit beiden Händen nach hinten und beugte sich, um den Schaden sehen zu können, mit einer so starken Verdrehung des Halses seitwärts nieder, daß es ordentlich gefährlich anzuschauen war.

„Gratuliere zum ersten April, Arinchen," sagte dazu befriedigt der Hausknecht.

„Nu, eh, alter Nichtsnutz!" schalt Arina und zeigte dabei lachend die weißen, derben Zähne. „Ein großes Vergnügen, die Leute anzuführen!"

„Laufe schnell zu Ilja," riet der Hausknecht. „Sage ihm, es sei befohlen, gleich den kleinen Korbwagen anzuspannen."

Sie stand ein Weilchen, bis ihr langsam arbeitendes Gehirn den Sinn der Worte gefunden hatte. Dann stopfte sie mit einem dumpfen Aufschrei den Zipfel des Schultertuches in den Mund, um das Lachen zu verbeißen, und lief über den Hof zu des Kutschers Zimmer.

„Ilja, anspannen, den kleinen Korbwagen, schnell!" schrie sie, indem sie die Tür aufriß und sogleich wieder zuschlug, denn sie konnte das Lachen nicht überwinden und wäre, als sie auf den Hof taumelte, fast daran erstickt, so daß sie sich auf den Boden niedersetzen mußte. Rot wie die schönste Päonie heulte sie vor Lachen in sich hinein wie ein heiserer Hofhund.

Der Kutscher war eben am Überlegen, ob er die Meldung des Hausknechts ernst nehmen solle oder nicht.

„Geh, glaube dem alten Schuft!" hatte er räsoniert, indem er sich nochmals aus Leibeskräften reckte. „Es wäre ja wohl möglich, daß Annuschka ihm wirklich den Auftrag gegeben hätte. Aber anderseits ist heute der erste April. Ist das eine verfluchte Geschichte! Da soll ein Mensch dabei leben!"

In diesem Augenblick hatte Arina geschrien, und nun sprang er auf die Beine, fuhr in die Hosen und Stiefel, warf den Kutscherrock über die Schultern und stürzte hinaus zum Stall.

„Laufen Sie nicht so eilig, würdigster Ilja," lachte der Hausknecht von weitem, zog die Mütze und verneigte sich. „Dem ersten April entlaufen Sie doch nicht."

Arina aber brach jetzt in wolfartiges Heulen aus und wälzte sich auf der Erde.

Ilja hielt mitten im Laufen inne und wandte sich mit weit aufgerissenem Munde und fragenden Augen dem Hausknecht zu. Dann brach die Heiterkeit auch bei ihm wieder durch. Er spie derb vor sich hin und rief mit komisch erhobener Faust dem Hausknecht zu:

„Teufel auch, du Hundesohn! Tfi! So bringst du meine alten Kutscherbeine in Aufregung! Nein, Brüderchen, das ist zu viel, das halte ein anderer aus. Nun ist es wirklich genug mit diesen Dummheiten. Man kann ja gar nicht mehr wissen, was eigentlich die Uhr geschlagen hat."

Arina schüttelte sich noch immer vor Lachen am Boden, während der Hausknecht sich mit lautem Händeklatschen ausgelassen hin und her wiegte und dann mit erhobenem Finger den Kutscher also belehrte:

„Ja, ja, Väterchen, sieh mal zu! Hat man den ersten April nicht im Kopfe, dann muß man ihn schon in den Beinen haben. Das ist nicht anders in dieser Welt und wird nach tausend Jahren genau ebenso sein. Nun und übrigens," fügte er schmunzelnd hinzu, „kann es dir nur von Nutzen sein, dein faules Sitzspeck ein wenig in Bewegung zu bringen. Du müßtest mir also noch dankbar sein obendrein. Nicht? Meinst du nicht auch so, Väterchen?"

„Nu, wie denn nicht?" erwiderte Ilja mit einem Anflug von Spott und fuhr dann in breitem Tone fort, indem er mit über der Brust gekreuzten Armen sich tief vor dem anderen verneigte:

„Dank gebührt dem großen Wohltäter und Ehre dem Weisen, der von seinem großen Reichtum dem Volke gibt. Ja Ehre dem —"

Er brach, sich jäh aufrichtend, plötzlich ab und stieß zugleich, mit den Augen warnend zur Pforte deutend, in heimlichem Flüsterton die Worte aus:

„Pst! Pst! Leute, der gnädige Herr naht."

Im selben Augenblick stob alles, als wenn eine Bombe in ihre Mitte eingeschlagen hätte, auseinander, und während Arina, um sich ihrer Arbeit eiligst wieder zuzuwenden, mit flammend roten Wangen in die Höhe geschnellt war, machte sich der Hausknecht mit fliegender Hast an zwei in der Nähe stehende Eimer, um auch seinerseits den Eindruck ungestörter Pflichterfüllung zu erwecken. Auch Ilja hatte schnell nach einem nahe liegenden Stallbesen gegriffen und wandte sich jetzt, während Arina und der Hausknecht mit ängstlich lauernden Blicken des Hausherrn harrten, mit verschmitztem Lächeln ihnen wieder zu. Er legte die Rechte, militärisch grüßend, an den Mützenrand und rief unter mehrfachen Verbeugungen mit fröhlichem Spott:

„Belieben es Eure Wohlgeboren nicht übel zu nehmen, wenn der gnädige Herr nicht gerade jetzt, wo Sie ihn so dringend erwarten, kommt. Es ist ja zu meinem Mitkummer wiederum der erste April, der ihn abhält, Ihre Hoffnungen zu erfüllen. Nichts für ungut, Eure Wohlgeboren, nichts für ungut."

Als der Kutscher geendet hatte, ließen der Hausknecht und Arina, wie aus einem schweren Traum erwacht, zugleich die Arme niedersinken und standen einen Augenblick wie versteinert da. Dann blickten beide einander fragend an, und während Arina nach einem Tannenzapfen langte und diesen unter mutwilligem Lachen dem Kutscher an den Kopf warf, machte der Hausknecht sich unter lebhaftem Gestikulieren in derben Worten Luft:

„Seht mal an diesen Schlaukopf! Nu, so was! Bei Gott, der versteht es. Ha, Falschspieler, du! Galgenstrick einer!" — polterte er, nach jedem Satz kräftig ausspeiend, hervor.

Er wurde indessen am weiteren Schimpfen durch das Erscheinen Marjas verhindert, die in Begleitung eines jungen Herrn den Hof betrat und den Weg in der Richtung des sich anschließenden Gartens nahm. Von allen mit einem untertänigen „Guten Tag, Herrin" unter tiefen Verneigungen begrüßt, winkte sie den Kutscher zu sich heran, der mit einem ergeben hervorgestoßenen „Ich höre, Herrin" wie ein Blitz an ihrer Seite war, mit der einen Hand seine Mütze vom Kopfe riß und mit der anderen unter demütigen Bücklingen ihre Hand an die Lippen führte. Nach diesem flüchtigen Ergebenheitsakt richtete er sich schnell wieder auf und erwartete, während zugleich hinter ihm auch die beiden anderen in ehrfurchtsvoller Haltung verharrten, entblößten Hauptes die Befehle der Herrin.

„Spanne sogleich an, Ilja. Hörst du?" befahl diese eilig und fügte, auf ihren Begleiter weisend, hinzu: „Der gnädige Herr hier, mein Bräutigam, will aufs Gut fahren. Aber gleich! Rühre dich, Mensch! Schnell, schnell!"

Das Wort „Bräutigam" schien, zumal bisher von einer Verlobung Marjas nach nichts bekannt geworden war, im Kopfe des Kutschers eine neue Verwirrung anzurichten. Durch die vielen Aprilscherze mißtrauisch gemacht, konnte dieser nicht umhin, sein diensteifriges „Ich höre, Herrin, ich höre!" mit einem ungläubigen Lächeln und einem argwöhnischen Seitenblick auf den Bräutigam zu begleiten.

Marja hatte sein zweifelndes Lächeln mit Unwillen bemerkt. Sie musterte ihn mit strengem Blick und gab ihrem Unmut sogleich Ausdruck, indem sie die Rechte in die Seite stemmte und ihn von oben herab anherrschte:

„Nu, Narr? Was gibt es da zu lachen?"

Dem Gemaßregelten, der erschreckt und mit offenem Munde ihre Worte entgegengenommen hatte, schoß das Blut hoch zu Kopf. Er neigte in hündischer Unterwürfigkeit den Oberkörper mehrmals tief zur Erde und flehte in weinerlichem, treuherzigem Tone:

„Verzeihung, Herrin, Verzeihung, es war nichts; bei Gott, es war wirklich nichts. Der Teufel mag wissen, wie es kommt, daß man manchmal so dumm ist, so dumm, daß schon die Kürbisse sich anstoßen und lachen. Dummheit ist ja von Gott gegeben, und was kann man nur dabei machen? Verzeihung, Herrin, bei Gott —"

„Nu, paß mal auf, Strohkopf!" schnitt Marja ihm kurz das Wort ab, während sie den Finger zugleich drohend erhoben hatte. Dann betrat sie, ohne ihn weiter zu beachten, mit ihrem Begleiter den Garten.

Das Paar war kaum dem Gesichtsfelde entschwunden, als auch der Gescholtene schon von neuem den Spott über sich ergehen lassen mußte. Arina und der Hausknecht, die Zeugen des Vorfalles gewesen waren, machten sich mehr denn je über ihn lustig, daß er sich von Marja und dem jungen Herrn habe in den April schicken lassen und daß er sich für seine Dummheit noch obendrein Scheltworte zugezogen habe. Arina aber tat ein übriges hinzu, indem sie schnell ihre Schürze vom Leibe löste und diese unter schadenfrohem Lachen dem Kutscher zuwarf:

„Da, nimm, Väterchen, ein Tuch für deine Tränen. Aber höre, schilpere nicht zu viel über, damit wir nicht alle noch nasse Füße und den Schnupfen bekommen. Verstanden?"

Ilja stand wie ein Sünder mit zu Boden gesenktem Blicke da und ließ, selbst von seiner Dummheit überzeugt, alles ruhig über sich ergehen. Er kratzte sich nachdenklich den Hinterkopf, als wenn er noch einmal das Für und Wider in der Brautfrage überlegte, um aus dem ungewissen Halbdunkel zur Klarheit durchzudringen.

„Verfluchte Geschichte das! Was kann man da wissen!" warf er resigniert vor sich hin, ohne den Blick vom Boden zu erheben. Und aus bedrückter Brust tief aufseufzend, fügte er achselzuckend hinzu:

„Wie es mit diesem verfluchten ersten April noch werden soll, das weiß der Himmel. Das ist so kein Leben mehr. Der Teufel mag das aushalten!"

Er beugte sich langsam vornüber und blies, während er mit dem Daumen der Rechten das eine Nasenloch zudrückte, zum anderen seinen Unmut hinaus. Dann wankte er mit trübem Kopfschütteln in den Stall, um Marjas Befehle auszuführen.

Diese und ihr Begleiter gingen inzwischen eifrig erzählend die Gartenwege auf und ab. Es war ein hübsches Paar. Beide groß gewachsen, Marja mit der leichten Andeutung einer Fülle und Pawel Kusmitsch ungefähr einen halben Kopf größer als seine Braut. Ja wirklich, sie waren ein Paar geworden, die beiden Kaufmannskinder, und eigentlich viel schneller und auf weit einfacherem Wege, als die beiden Väter es vorausgesehen hatten.

Einige Wochen nach Kusma Karpowitsch Räbzows Abreise war ebenso plötzlich und unvermittelt sein Sohn vor das Botscharowsche Haus vorgefahren.

Tit Grigorjewitsch hatte nach der Verabschiedung von seinem alten Geschäftsfreunde seiner Frau und Tochter ganz oberflächlich mitgeteilt, daß Pawel Kusmitsch, Räbzows einziger Sohn, in der nächsten Zeit ihr Gast sein werde, und die Frauen zugleich ermahnt, es dem jungen Manne behaglich im Hause zu machen. Man müßte ihm zeigen, daß man nicht nur im Gouvernement, sondern auch im Flecken zu leben verstehe. Zwar — hatte Botscharow hinzugefügt — sei der junge Räbzow ein richtiger Kaufmannssohn, der sich am wohlsten im Geschäft fühle und dessen ganzes Denken dem Holzhandel gehöre; aber — nun ja — etwas Zerstreuung brauche auch der Kaufmann, und Frau und Tochter müßten hier schon das Richtige treffen. Käme er zu ihnen doch nur aus dem einen Grunde, um in das großartige Getriebe seines Holzhandels einen Einblick zu tun; und Tit Grigorjewitsch hatte sich bei diesen Worten mit einem hörbaren Ruck aufgerichtet uud herausfordernd um sich geblickt. „Ja, Alte," hatte er hinzugefügt, „so ein großer Mann kaufmännischer Nation bin ich, daß man mir die Söhne aus dem Gouvernement schickt, damit sie bei mir lernen, was Holzhandel heißt, und wissen, was zu tun ist, um ein reicher, geachteter Mann zu werden, so wie ich es bin. Du kannst wohl stolz auf mich sein, Kaufmannsfrau. Nun rühre die Hände, Dicke, damit unser Gast sieht, was Tit Grigorjewitsch wiegt."

Marja war sehr erfreut gewesen über die Aussicht, eine Abwechselung im täglichen Einerlei vielleicht in Pawel Kusmitsch finden zu können, zumal sie vom Vater hörte, daß er ein gebildeter Kaufmannssohn sei, der das Gymnasium besucht habe und es verstehe, sich in der Welt zu bewegen. Gott sei Dank! — hatte es in ihr geklungen. Denn Wolski hatte sie bereits zu langweilen begonnen und sie befürchtete, daß er schließlich mehr in ihr sehen könnte als sie in ihm. Ha! Wenn er sich vielleicht einbildete, daß Tit Grigorjewitsch' einzige Tochter sich in eine Uniform verlieben könnte, so irrte sich der Herr Polizeiaufseher sehr.

Räbzows einziger Sohn war ein frischer, heiterer Mensch mit freundlichen Augen und geradem, ehrlichem, wenn auch etwas hochfahrendem Wesen. Im Kontor arbeitete er fleißig, und auf den Holzplätzen und in den Speichern sah er sich täglich genau um. Auch auf verschiedene praktische Neuerungen machte er Botscharow aufmerksam, in die dieser nur knurrend einstimmte. Und Ignatij vor allem paßte er scharf auf die Finger. Dieser empfand seine klugen, musternden Blicke sehr unangenehm und versuchte Pawel Kusmitsch wiederholt als Herumlungerer und Tagedieb bei Botscharow zu verdächtigen. Damit hatte er aber nur des letzteren Unwillen erregt, so daß er sich weiter hütete, über den jungen Räbzow schlecht zu sprechen, sondern vielmehr bemüht war, sich durch heuchlerische Freundlichkeit und hündische Unterwürfigkeit in Pawel Kusmitsch' Augen angenehm zu machen. Dieses Manöver glückte ihm aber nicht, sondern veranlaßte vielmehr den

jungen Räbzow, erst recht auf sein Tun und Lassen ein wachsames Auge zu werfen und seine Einnahmen zu kontrollieren. Allmählich gelang es diesem denn auch, hinter verschiedene Schliche des Botscharowschen Neffen zu kommen, und er nahm es sich fest vor, dieses Giftgewächs, wie er ihn im stillen nannte, unschädlich zu machen. Er wußte es wohl, unter welchen Voraussetzungen sein Vater ihn in den Flecken geschickt hatte, und da er sich mit dessen Absichten von Tag zu Tage immer mehr befreundete, so hielt er es für selbstverständlich, alles zu tun, um das Wohlergehen und die geschäftlichen Erfolge des Hauses zu mehren.

Marja gefiel ihm gut, ja täglich besser; sie würde eine Frau werden, wie sie ein Kaufmann brauchte. Das genügte ihm. Wenn er Marja Titowna gewann, gehörte ihm schließlich einmal alles, was Botscharow besaß, und so war es gut, daß er schon jetzt für alle Personen und Dinge in seiner Umgebung ein wachsames Auge hatte. Er tat ja nur sich selbst den größten Gefallen damit, und als echtem Kaufmann lag es ihm überdies im Blut, den Besitz mit allen Mitteln zu vergrößern, nicht aber zuzusehen, wie Spitzbuben ihre Taschen mit diesem füllten. Erst wollte er freilich mit Marja einig sein, bevor er Botscharow auf Ignatijs Unredlichkeiten aufmerksam machte. Die Zeit würde dann schon kommen, wo der Sturm die faule Frucht vom Baume schüttelte. Er wußte, daß er an Marja eine Verbündete haben würde und daß sie Ignatijs heuchlerisches Wesen ebensosehr verabscheute wie er selbst. Und auch Anna Dmitrijewna, die dicke bequeme Kaufmannsfrau, würde Ignatijs Verlust rasch verschmerzen.

Diese sah den jungen Räbzow mit wohlgefälligen Augen an und hoffte im stillen, daß er mehr Eindruck auf Marja machen werde als der blanke „Polizeimeister". Jeden Abend heftete sie im Gebete eine Blume an das Heiligenbild mit der stillen Bitte, Marjas Gedanken von der Uniform auf den ebenbürtigen und, Gott sei es gedankt, auch schwerwiegenden Kaufmannssohn zu lenken.

Wolski selbst schien dem Gast indessen weniger Bedeutung beizulegen. Er glaubte in selbstbewußter Eitelkeit, Marjas Zuneigung ganz zu besitzen, und dachte nicht einen Augenblick daran, daß seine Vorzüge durch Pawel Kusmitsch in den Schatten gedrängt werden könnten. Er sah mit einer gewissen Überlegenheit auf den jungen Kaufmannssohn herab, und so wurden denn auch seine eigenen Besuche im Botscharowschen Hause deshalb nicht seltener. Nur die Unruhe und Mehrarbeit, die durch die Aufdeckung des Geldraubes bei Schejins auf seinen Schultern gelastet hatten, waren es gewesen, die ihn kurze Zeit in seinem Privatvergnügen etwas behindert hatten. Trotzdem hatte er Marja jeden Morgen zur gewohnten Stunde vor ihrem Hause erwartet und sie auf ihren Spaziergängen begleitet. Pawel Kusmitsch hatte sich ihnen nur selten angeschlossen, da er um diese Zeit seinen Geschäften nachzugehen pflegte.

Und so ging alles seinen glatten Weg, und keiner tat verwundert, als Mascha und Pawel eines Tages die Eltern um ihren Segen baten. Man küßte sich, trocknete einige Tränen, schneuzte sich — und der Handel war geschlossen. Und dieser Tag, der Verlobungstag, war gerade der erste April gewesen, und mit verständlichem Mißtrauen war daher die Kunde von der Verlobung im Botscharowschen Hause in der Küche und in den Ställen aufgenommen worden. Ilja besonders, der sich durch seine zweifelnde Geberde eine scharfe Rüge der jungen Herrin zugezogen

hatte, konnte sich noch immer nicht beruhigen und kratzte sich auch jetzt noch beim Anspannen des Wagens wiederholt nachdenklich den Kopf.

Endlich stand das Botscharowsche Gefährt abfahrtbereit vor der Tür, und Marja Titowna begleitete ihren Bräutigam an den Wagen. Pawel Kusmitsch hatte es eilig, um noch am Abend rechtzeitig vom Gut zurück zu sein, da man dann im kleinen Kreise das frohe Ereignis mit Pastete und Wein würdig feiern wollte. Sie winkten einander noch einen Gruß zu, und mit stolz erhobenem Kopf und hochmütig emporgezogenen Brauen ging Marja Titowna ins Haus zurück.

Nach wenigen Minuten sah man den Polizeiaufseher Wolski in tadellos aufgebügelter Uniform mit blanken, von weitem glänzenden Knöpfen und neuen weißen Handschuhen sich der Tür des Botscharowschen Hauses nähern.

Er schien ganz mit sich selbst beschäftigt und hatte auch den mit dem jungen Räbzow die Straße hinabrollenden Wagen nicht bemerkt. Es war zu Wichtiges, was ihn bewegte; ja dieser Besuch war sozusagen entscheidend für sein ganzes ferneres Leben. Von dem heutigen Tage hing möglicherweise seine ganze Zukunft ab, ob sie ihm das ersehnte Wohlleben an der Seite einer reichen Frau bringen oder ihm noch weiter das Hundeleben des kleinen Polizeiaufsehers mit dem armseligen Gehalt auferlegen werde. Er wandte den Blick zur Seite und musterte seine Gestalt im schmutzigen Fenster des kleinen Friseurladens. Um seine Lippen spielte ein selbstgefälliges Lächeln, während er die beiden Enden seines Schnurrbartes zärtlich zur Seite strich und mit zufriedenem Kopfnicken vor sich hinsprach:

„Ohne Sorge, Freundchen; es wird sich machen."

Marja Titowna selbst war es, die ihm im Vorzimmer entgegentrat und ihn nach gegenseitiger flüchtiger Begrüßung in das anstoßende Gastzimmer und in diesem zum Niedersetzen nötigte. Der Polizeiaufseher folgte der Aufforderung mit einer dankenden Verbeugung, während deren er die Hacken stramm zusammenschlug und dabei die beiden Medaillen an seiner Brust hell aneinander klingen ließ.

Die Unterhaltung, die sich anfänglich um gleichgültige Dinge drehte und von beiden mit einer leichten Oberflächlichkeit geführt wurde, berührte unter anderem auch den Geldraub beim Hauptmann Schejin. Wolski erzählte, nicht ohne mit wichtiger Miene der eigenen großen Verdienste in dieser Angelegenheit zu gedenken, von der Wiedererlangung des Geldes und der Bestrafung Nikofors und unterließ es dabei nicht, in Marjas Augen verstohlen nach dem Eindruck zu forschen, den er in seiner heutigen äußeren Tadellosigkeit auf sie machte. Durch ihren liebenswürdigen, fast ausgelassenen Plauderton, in dem diese die Unterhaltung heute führte, in seinen Absichten ermutigt, versuchte er, unruhig auf dem Stuhle hin und her rückend, das Gespräch seinem Ziele näher zu bringen. Eine scheinbar teilnehmende, auf seine Unruhe hindeutende Frage Marjas gab ihm den erwünschten Anlaß, von sich selbst und seinem Vorhaben sprechen zu können. Nach einem tiefen Atemzug, den er mit einem verliebten Blick zu Marja begleitete, begann er ein von vielen Seufzern unterbrochenes Klagelied über sein ödes, freudeloses Leben anzustimmen und schließlich von seinem unabänderlichen Entschluß zu reden, dieser Misere durch eine schnelle Heirat jetzt endlich ein Ende zu bereiten. Noch einmal sandte er einen heißen Blick zu Marja. Dann sprang er auf und trat mit leidenschaftlich ausgebreiteten Armen vor sie hin:

„Marja Titowna! Es muß heraus, es schnürt mir sonst die Kehle zu. Ich muß es Ihnen sagen: Ich liebe Sie, liebe Sie über alles auf Erden. Ich bitte Sie, Maschenka, Täubchen, sagen Sie mir, ob Sie mir gut sein können, ob Sie mit mir zusammen unter die Kirchen-Kronen treten wollen. Ja? können Sie, wollen Sie?"

Er hielt noch immer die ausgebreiteten Arme ihr entgegen und blickte sie mit feurigen, verlangenden Augen an.

Marja hatte sich von ihrem Stuhl erhoben. Es lag etwas wie Triumph in ihren Blicken, mit denen sie den Polizeiaufseher hochmütig maß. Es schossen ihr im Augenblick alle die erniedrigenden Einzelheiten durch den Kopf, die seine Unhöflichkeit sie damals auf der Straße erfahren ließ, und ein Gefühl der Genugtuung durchwärmte sie. Dann aber wich der Ernst auf ihrem Gesicht einem gleichgültigen Lächeln. Sie warf den Kopf kokett zur Seite und sagte leichthin:

„Nein, nein, Herr Polizeimeister. Es tut mir leid, das geht nicht mehr. Das würde mein Bräutigam Pawel Kusmitsch Räbzow wohl nicht freundlich aufnehmen. Seltsam, seltsam, daß die hohe Polizei immer ein wenig zu spät kommt."

Sie hatte die letzten Worte in einem nachlässigen, ja verächtlichen Tone hingeworfen und wandte den Kopf von ihm ab.

Wolski stand mit tiefgerötetem Gesicht und hämmerndem Pulse da und bohrte verletzt den Blick in den Boden. Er richtete sich jedoch gleich wieder auf und preßte mit eisiger Zurückhaltung und scharf akzentuiertem Tone nur die Worte heraus:

„Pardon, Madame!"

Dann schlug er die Hacken wieder laut zusammen und eilte nach einer gemessenen Verbeugung mit festen Schritten zum Tor hinaus.

Marja hatte ihm einen Augenblick nachgesehen und lachte, als er die Tür hinter sich geschlossen hatte, hell auf.

Wolski war unterdessen die Straße entlang ins Freie gestürzt. Dort draußen auf einsamem Felde machte er Halt und ließ sich am Chausseegraben nieder. Es arbeitete noch heftig in seiner Brust. Marja Titownas Spott hatte ihn bis tief ins Innerste getroffen, und er schämte sich jetzt noch nachträglich der kläglichen Rolle, die er vor ihr gespielt hatte. (Fortsetzung folgt.)

Rethel — Feuerbach — Marées

Von Wilhelm Mießner-Berlin

Die drei Namen bedeuten drei Tragödien der deutschen Kunstgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts, eine Prometheustrilogie des schöpferischen Menschen, eine Auflehnung gegen den „göttlichen" Willen des Volkes und der Kritik. Starr und widerspenstig sind alle drei Künstler an dem Unverstand der Masse zugrunde gegangen, um endlich in ihren Werken eine Auferstehung zu feiern, die wie ein Gericht wirkt. Die Romantik der Tieck, Novalis, Brentano, der Overbeck, Cornelius, Schadow ist der Ausgangspunkt für Rethel, und die Romantik Wagners

und Nietzsches, Boecklins und Thomas, Hoffmanns und Hodlers leitet Hans v. Marées ein und erklärt sie uns. Aber wie all diesen, zu denen sich noch längst anerkannte Künstler wie Schwind und Steinle gesellen, ist ihnen der Ruhm versagt geblieben, der anderen und wieviel mehr dem Klassiker Goethe ihr Bestes gab. Sie sind im Bewußtsein einer Schuld gestorben, die erdrückender ist als jede andere, der Schuld des Menschen, das Feuer der Einsicht vom Himmel geholt zu haben. Ihr Märtyrertum unterscheidet sich von dem etwa Böcklins dadurch, daß es lange über ihren Tod hinaus dauerte. Darum verdient ihr Schicksal die Heiligsprechung der Nachkommen, mehr aber noch durch den ganz vereinsamt stehenden Realismus ihrer Werke, der durch und durch problematischer Idealismus ist, der die in diesen Künstlern Temperament gewordenen Gedanken zu ihrer siderischen Geburt zwang, dem sie lebendige Gestalten ersannen und so das Symbol der biblischen Schöpfungsgeschichte für die Schaffensgeschichte der Kunst in Anspruch nahmen. Alfred Rethel war vierzehn Jahre, als er nach Düsseldorf zu Wilhelm Schadow kam; der Ruf dieses Lehrers war damals (1829) noch neu und verschaffte der Akademie einen ungeahnten Zulauf von Schülern. Anselm Feuerbach kam 1845, sechzehnjährig, schon zu dem „alten" Schadow. Der Ruhm Düsseldorfs und seiner Schule erfüllte die Welt. Aber beide enttäuschten sie ihren Lehrer. Rethel stellte sich sogar eine Zeitlang an die Spitze einer Opposition, zog nach Frankfurt und versöhnte sich erst später aus gesellschaftlichen Gründen mit seinem Lehrer. Inzwischen hatte er die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt, vorzüglich durch seine Totentanz-Holzschnitte der Revolution, die, 1849 von der Reaktion weidlich ausgenutzt, auch dem Künstler Rethel zugute kamen. Sein Schicksal vollzieht sich in ihm selbst, und die Schikanen, die ihm die Aachener Bürgerschaft im Kampf um die Fenster des Rathaussaales bereitete, begleiten nur das Ringen eines Künstlers, der über sich selbst hinauswollte, wie der Chor der alten Tragödien die Worte des Königs gegen die Gottheit, als deren Werkzeug er seine Siege und seine Niederlagen errang. „Die Geschichte des Malers Alfred Rethel schreiben," sagt Josef Ponten in seiner trefflichen Rethelbiographie (die mit dem Gesamtwerk Rethels als siebzehnter Band der „Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben" in der Deutschen Verlagsanstalt, Stuttgart, erschienen ist), „heißt zwei Tragödien berichten: die einer Kunstrichtung (der Romantik), welche Gewaltiges erstrebte und Klägliches erreichte, die eines Künstlers, der, im zweiten Menschenalter der neuen Ideale, mühsam, unfroh ans Ziel kam, wo er, ein anderer Läufer von Marathon, zusammenbrach." Daß die Aachener Fresken das Schmerzenskind dieses mächtigen Künstlertorsos wurden, ist bekannt, wie daß er selbst vor ihnen davonlief, ohne sie zu vollenden, der Unbillen satt, die man ihm in Aachen bereitete, und einer Technik müde, die er selbst gleichsam aus einem Nichts von Überlieferung neu schuf, und in der er mit dem Instinkt des Genies seinen letzten Vorgänger Tiepolo überflügelte. Aber wer ahnt es angesichts dieser mächtig bewegten Schlachtenszenen, in denen sich eine übermenschliche Leidenschaft, ein sich selbst verzehrendes Feuer das Letzte der Wandmalerei an Menschentragik, Kampf und Tod zu offenbaren strebte, daß die Seele, in der alle diese historischen Kämpfe einen zweiten Geisterkampf austobten, von geradezu kindlicher Empfindsamkeit war, ein sensibles Nervenbündel, das vor jedem bürgerlichen Konflikt zurückschreckte, sich mit grübelnder Frömmigkeit religiösen Zweifeln hingab und mit fast philiströser

Strenge die allgemeine Sitte heiligte, daß diesem Schlachten erdenkenden Meister jener persönliche Freiheitsdrang der Schlegel, Schelling, Caroline, Brentano und Arnim ganz und gar fehlte. Selten ist das Genie so im bürgerlichen Gewande über die Erde gewandelt, selten ist Kunstleidenschaft so gut im Gesellschaftsanzug verborgen wie in diesem romantischen Sonderling, in diesem artigsten Tänzer, den sich ein bürgerlicher Leseklub denken kann. Sein verzärteltes Gemütsleben hat scheinbar gar nichts mit der Wucht und dem Heldentum seiner königlichen Fahnenträger zu tun. Nur in den trüben — aber wie sehr ins Große und Künstlerische gesteigerten — Totentanzbildern ahnt man den Gram und den Weltkummer, der auch jenes übermenschliche Schlachtengetümmel mit zuckender Seele erdachte und schuf, während er selbst daran verbrannte. Weder Geist noch Intellekt in unserem Sinne kamen ihm zu Hilfe, solche Wunden zu heilen, sein heimlich nach innen fressendes Temperament mußte an ihnen verbluten. Und nur ein kindlicher Wahnsinn bewahrte ihn davor, den letzten Akt dieser Schicksalstragödie bei vollem Bewußtsein zu erleben.

Wie Rethel leise gegen die Düsseldorfer Schule und ihre fromme Malerei protestierte, so wandte sich laut und nachdrücklich Anselm Feuerbach gegen den Wiener Farbenrausch Makarts, der die ganze Gedanken- und Gefühlsmalerei der Cornelius und Schadow glaubte ablösen zu müssen. Historienmalerei hier wie dort und überwunden durch eine andere Historienmalerei, die alles Tote darin und Schablonenhafte überwand durch den Kampf in der eignen Brust des Schaffenden, ihr Odem von seinem Odem einflößte und Kraft von seiner Kraft! Aber wie Rethel noch nach Italien wallfahrtete, sich bei Raffael Rats zu holen, so ging Feuerbach zuerst nach Paris, wo Rousseau, Delacroix und Decamps eine neue Zeit vorbereiteten, Courbet 1852 seine ersten späten Triumphe feierte. Und hier geht dem Deutschen doch wieder gerade sein deutsches Ideal auf, wie Rethel seines in Italien fand. „Ich male jetzt mit ganz wenigen, aber transparenten Farben. Mein Bild soll einfach werden, aber dramatisch wirksam." (Will man sich eine stille Stunde der Einkehr, einen tiefen Einblick in künstlerische Seelennöte verschaffen, so lese man das in mustergültiger Ausstattung zu einem ganz unverhältnismäßig billigen Preise neu herausgegebene „Vermächtnis von Anselm Feuerbach" mit einer Einleitung von Hermann Uhde-Bernays, Verlag Meyer u. Jessen, Berlin.) Vergebens hoffte er mit seinen neuen Zielen in der Heimat verstanden zu werden, Lessing und Schirmer wurden seine Feinde, und wie um ihm ein Almosen zu geben, schickte die badische Regierung 1855 Feuerbach nach Venedig, um die Assunta von Tizian zu kopieren. Er schickte mit der Assunta als Dank an seinen Fürsten ein eigenes Bild „Poesie", woraufhin man ihm seine Pension kündigte. Indessen zeichnet er auf: „Mein Geist ist rastlos tätig, und wenn ich die hinterste Wand wegschiebe, so funkelt etwas durch die Spalten wie viel Licht." Und diese Wand tat sich denn auch wirklich auf vor der Gestalt Dantes, vor Iphigenie, Ariost, der Pieta, dem Symposion, Medea, Urteil des Paris, Amazonenschlacht, Orpheus. Sie alle hatten ein der „Poesie" ziemlich verwandtes Schicksal: Man lachte über sie oder zuckte die Achseln. Im Vermächtnis lese man das traurigste Kapitel deutscher Ausstellungsgeschichte „Bilderschicksale". Hatten sie „dann später die Traufe der kritischen Journale und Zeitungsberichte überdauert, so fing man an, sie leidlich interessant zu finden,

und falls inzwischen ein noch neueres Werk des leider sehr fruchtbaren Künstlers seinen Bußgang angetreten hatte, sogar schön". 1873 berief man Feuerbach als Professor der Spezialschule für Historienmalerei an die Akademie nach Wien. Wieder dauerte das gute Einvernehmen nur bis zur Ausstellung zweier großen Bilder, „Amazonenschlacht" und „Zweites Gastmahl". Spott- und Hohnkritiken und Karikaturen trieben ihn aus der Kaiserstadt. Zwei Jahre hatte die Freude gedauert. Es folgten Venedig, Rom, Nürnberg. Da in einem seiner letzten Briefe aus Venedig steht zu lesen, wörtlich: „Man hat mir die Insel Isea mit Klostergebäuden, Garten und Weinberg für 10300 Franken zum Kauf angeboten: — wir könnten im Notfall ein Hotel einrichten, wenn es mit der Kunst nicht mehr fort will." Und: „Das Übermaß von Illusionen war mir bis jetzt schädlich, vielleicht ist es ein gutes Zeichen, daß ich jetzt am Gegenteil leide." Es war nur das Zeichen seines nahen Todes. Wien hatte ihn gereift. Mit Gelenkrheumatismus und einer schleichenden Lungenentzündung hatte der seelisch zermürbte Mann die Stadt Makarts verlassen. In Nürnberg wollte er die Titanen malen. Er kam nicht mehr dazu.

Das Jahrzehnt, das sein Schaffen von dem Rethels trennt, erweitert sich zu dem vollen Abstand des reifen Mannesalters zu dem des Jünglings, wenn man ihre Kunst miteinander vergleicht. Rethel malte und zeichnete gleichsam mit dem genialischen Instinkt reinsten Künstlertums die Traumwelt eines Knaben, in dessen Vorstellungen Rüstungen und Kriegsgetümmel, Reiter und Heldenkraft, Tod und Pest ihr unheimliches Wesen treiben. Der Kampf der Geister rührte ihn nicht, er hatte keinen Teil daran. Feuerbach ist der Philosoph, besser: eben dieser zum innerlichen Leben des reifen Mannes entwickelte Knabenverstand. Der Philosoph eben dieses selben Lebens, in dessen Vorstellungskreis die Seele der Medea, die Seele Iphigenies, Plato und alle Lebensdeuter eingetreten sind. Er malt wie ein Humanist die antiken Sagen im Lichte einer Platonischen Idee, die vornehme Ruhe, das wirklich Adlige ihrer Seele. Vor einem Bilde Rethels werden wir erschüttert, erregt, die Kunst Feuerbachs macht uns schweigsam und nachdenklich — nur daß es bei beiden das Riesenformat ihres inneren und äußeren Schauens ist, das uns denselben Knaben in einem späteren Lebensalter wiedererkennen läßt — und das Riesenformat ihres Könnens: die völlige Einheit von Inhalt und Form.

Und gerade als hätte die Muse der bildenden Künste nur auf diese beiden Jünger gewartet, die Deutschen an einen Grenzpfahl der Entwicklung zu führen, inspiriert sie gleich darauf einen jungen deutschen Künstler, der wie alle die anderen in Rom die Einsamkeit suchte, im Bilde selbst neue Schwierigkeiten zu überwinden, die Malerei als Problem zu fassen, da ihre Ausdrucksformen noch nicht einmal eigentlich verstanden, geschweige erschöpft sind. Es handelt sich nicht mehr um das Was, weil ganz neue Fragen auftauchen über das Wie. Wieder machte die alte Dame Kritik diesem Jüngling den Vorwurf, daß er wohl mit seiner Toilette noch nicht ganz fertig sei, weil er sie nach seiner eigenen Mode trug, weil er Striche und Farbe anders ansetzte, als man es gewohnt war. Man kann Hans v. Marées' Kunst nicht mit einem Lebensalter vergleichen, weil die Kunst selbst, um die sich sein Genius bewegt, kein Alter hat. Und doch ist der gleiche Kern in seinem Künstlertum, das Feuerbach einmal treffend in folgendem Satz zusammenpreßt: „Eine generalisierende Eitelkeit habe ich nie gehabt, und was ich nicht fühle, habe ich nicht gemalt." Ich meine die Sachlichkeit, die das Beste unseres Wesens

bezeichnet (Dürer, Luther, Friedrich der Große, Kant, Goethe, Bismarck, Menzel). Mit siebzehn Jahren malte Hans v. Marées (1854) in Berlin Pferde, besser als der berühmteste deutsche Pferdemaler, der zufällig sein Lehrer wurde und gar keine Freude an diesem Schüler hatte. Er malte die Rennstallpferde der Herren v. Manteuffel und Bethmann Hollweg, er malte aber auch einen braunen Klepper — unerhört! — und Attacken mit Frobenschimmeln, auf der Suche nach etwas Typischem. Mit fünfzig Jahren malte er noch nicht so gut, wie nur er selbst es verstanden hätte zu malen. Da malte er Pferde und nackte Menschen und den weiten, unendlichen Raum dazu, dagegen, dahinter, wie man es nehmen will. Vorher ging er noch an einigen Größeren vorüber', Corot, Courbet, Giorgone, Michelangelo. Er malte auch eigentlich nicht, sondern er löste in der Fläche Raumprobleme und ärgerte sich darüber, daß das Bild nur zweidimensional ist, während doch das Darstellenswerte erst beim Dreidimensionalen anfängt und beim Vierdimensionalen aufhört.

Wenn die Kunst nicht das Unmögliche möglich macht, wo soll sie dann ihre Illusionskraft hernehmen? Viele Maler malen nichts als ihre Geliebte. Ist's ein schöner Morgen, so malen sie den Morgen, sind sie im Gebirge, so malen sie das Gebirge. Tizian und Michelangelo, die beiden wollte Marées zusammenschweißen, Raum, Äther, Unendlichkeit, sichtbar gemacht durch das Licht, Bäume, Menschen, Pferde, Volumen in die Axen des Bildes hineingedrängt, Körperbegrenzung, künstlerische Innenarchitektur des Leibes in die Bildfläche projiziert. Unendlichkeit und Endlichkeit wollte er in ein lebendiges Verhältnis setzen. „In jedem wahren Gedicht durchdringt sich das Allgemeinste und das Individuellste. Jenes gibt den Gehalt und dieses die Form." (Hebbel.) Das auf den Raum und das Volumen zu übertragen, ist Hans v. Marées' malerische Mission.

Niemand konnte ihm den Weg zeigen. Wegweiser waren genug da; aber die sind stumm. Sie wiesen ihn nach Italien 1864 (siebenundzwanzig Jahre alt). Nach vier Jahren Kopistenarbeit (wie eben so einer kopiert, immer mehr als er vor sich sieht) versucht er sich zum erstenmal auf dem neuen Weg. Römische Landschaft. Hoch- und Breitformat. Dort aufrecht stehende Männer und Frauen, hier sitzende Kinder. Er setzt sie in den Raum wie Kinder ihr Spielzeug, die sich an den kleinen, niedlichen Dingern auf der großen Ebene ihrer Kinderspielstube erfreuen.

Wir müssen zu Kindern werden, um zu verstehen, daß hier zum erstenmal das große Marées'sche Raumproblem ergattert ist, an den Haaren herbeigeschleift, aufgelauert, überfallen, „angetastet", sagt Heinrich Wölfflin. Böcklin ist sein Leben lang solch ein Kind geblieben.

Abendliche Waldszene. Eine Frau mit entblößter Brust vor einem Atelier-tisch. Sie beugt sich herab zu einem sitzenden Mann, der uns den Rücken zukehrt, ganz nackt. Der rotbraune Abendschatten einer Baumgruppe steigt schützend hinter dieser Entblößung auf. Links schreitet ein Pferd herein, nackt wie die Menschen, geführt von einer Putte, begleitet von einem Mann, den der linke Bildrand abschneidet (man denkt an den Joseph von Rembrandt). Das Volumen des Braunen mit den weißen Fesseln ist massig (in der Vertikale) wie das der italienischen Kondottierigäule, aber sein Schritt ist leicht wie das Schweben der Zephirwolken oben links am Abendhimmel. Alles Licht kommt aus den Dingen und Menschen selbst. Die Sonne ist möglichst ausgeschaltet. Wir sind in einer Gegend, die es

nur ganz selten gibt, bei zwei, drei Malern der Kunstgeschichte. Aber diese Gegend: Adam und Eva sind zum Teufel gejagt, hier sitzt und steht ihr besseres Ich und redet eine Sprache, die keine Worte hat.

Neapler Fresken: Nie noch sahen wir solche Ruderer. Irgendein Geist hat ihre Muskeln in einen Schraubstock gespannt, den Schraubstock ihrer Arbeit. So greifen sie nach den Rudern, so arbeiten sie alle in derselben Richtung, und doch ist ein gebändigter Wirbel menschlicher Willen in ihnen. Das Volumen füllt den Raum an. Der Raum neigt sich der Sphärenmusik der menschlichen Schönheit und Kraft. Das Ganze ist nicht gelöst, denn in den Fresken selbst ist der Raum doch noch hinzugefügt. Meer und Himmel öffnen ein Tor, durch das die Ruderer in die Unendlichkeit einfahren. Hebbel erzählt ein Märchen: „Ein Knabe, der einen schönen Garten malt, ein Mädchen darin; auf einmal tut sich die Pforte auf dem Papier auf, die Bäume rauschen, die Quellen springen, das Mädchen tritt auf ihn zu und sagt: Du hast uns erlöst." Solches spricht das Meer zu Marées.

Vierzehn Jahre noch hat Hans v. Marées in diesem Paradies gelebt, gemalt, entworfen, komponiert mit voller Klarheit in großen Formen, das Paradies des menschlichen Leibes in die Verhältnisse 1:2, 2:3, 4:6 gebracht. Noch einmal eine solche Aufgabe, wie die Neapler Fresken, und wir könnten mit ihm hineinschlüpfen in das „goldene Zeitalter". Was blieb, sind die Dreiflügelbilder: „Die Hesperiden", „Die drei Reiter", „Die Werbung". Die Wagerechte, die Senkrechte, Ebene, Raum und Volumen sind ineinander geflochten zu einem himmlischen Gewebe. Alles ist sehr gegenständlich irdisch gesehen. Menschen sind die Oasen in der Wüste der Seligkeit, die organisierten Farbenkomplexe im blauen Himmelsmeer das Esperanto der Malerei. Bäume und Pferderücken heben die Schwere auf, die Senkrechte und Wagerechte wird Leib und Wachstum, der Raum Volumen. Und so stolz sind die Pferde darüber, von Marées in das goldene Zeitalter hineingeführt zu werden, daß sie nur noch mit senkrecht erhobenem Hals einherschreiten. Man meint, daß sie sich gleich bäumen, und der nackte Jüngling, der sie führt, müßte schnell zugreifen, sie zu bändigen. Aber sie werden sich niemals gegen ihren Meister bäumen, sie haben Verstand genug, zu wissen, wo sie sind. Und übrigens hat der Jüngling gar keinen Zügel und denkt gar nicht daran, Pferde zu bändigen. Er wird nie einen einzigen Schritt machen, nie seinen Arm um einen Zentimeter heben. Alle seine Glieder sind in die Ewigkeit eingeschraubt, nicht wie die der Ruderer in den Schraubstock. Im goldenen Zeitalter arbeiten wir nicht mehr.

Auch dieser Maler starb, ohne daß man sich weiter in Deutschland um seine Werke gekümmert hatte. Es war im Jahre 1887 in Rom.

Irgendeine Zeitung erzählt: Gestern ist dort drüben in der Bettstatt seines Ateliers ein Sonderling gestorben, an den Folgen eines Karbunkels. Er beschäftigte sich mit Fragen, für die niemand einen Heller zahlt, auch wenn er sie gelöst hätte. Und der andere im Norden, in seiner Heimat, der ihm regelmäßig Geld schickte, räumt das Atelier aus und veranstaltet davon eine Ausstellung. Eintritt fünf Mark, ein berühmter Professor der Kunstgeschichte wird eine Rede halten. Und dann haben sie ihn entdeckt. Dazwischen liegen dreiundzwanzig Jahre. Gestern, das war vor dreiundzwanzig Jahren, und heute ist übermorgen, und übermorgen wird wieder vorgestern sein. Da wußte man noch nicht, daß es so etwas überhaupt gibt.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Schöne Literatur (Slavica)

Nikolaus Gogols ſämtliche Werke, herausgegeben von Otto Buek, erſcheinen vorzüglich ausgeſtattet in dem Verlage von Georg Müller in München und Leipzig. Die bereits vorliegenden Bände enthalten u. a. zwei der wertvollſten Schöpfungen Gogols: „Taras Bulba“ und „Die toten Seelen“. Die von Buek herrührende Überſetzung des letzteren Werks iſt nicht durchweg gelungen; ſie enthält öfters Freiheiten, die durch die Verſchiedenheit des geiſtigen Gehaltes der deutſchen und ruſſiſchen Sprache nicht notwendig bedingt ſind, auch läßt die Behandlung des Stils zuweilen die gewünſchte Sorgfalt vermiſſen. Daß Damen, die ſich auf einem Balle befinden, von ihren „Beſitzungen“ nur gerade ſo viel entblößten, um einen Mann zugrunde zu richten, iſt weniger für die Damen beſchämend als für den Überſetzer. Eugenie Chmelnitzky hat in ihrer Übertragung des „Taras Bulba“ den Stimmungsgehalt des Werks wiederzugeben verſtanden, und das entſchädigt für gelegentliche kleine Entgleiſungen im Ausdruck. Gerade dieſe Erzählung mit ihren wunderbaren Schilderungen des Koſakenlebens dürfte dazu berufen ſein, dem in Deutſchland hauptſächlich als Verfaſſer des „Reviſor“ bekannten Dichter aus der Zeit Nikolaus des Erſten neue Freunde zu gewinnen. Sie bedeutet einen ſchönen Verſuch, die Vergangenheit der Ukraine, der Heimat Gogols, im Zauber der Romantik neu erſtehen zu laſſen. In den „Toten Seelen“ hingegen leuchtet der ruſſiſche, treffend als didaktiſch bezeichnete Realismus auf.

Der Geſamtausgabe iſt eine kurze, von Kotljanewski verfaßte Charakteriſtik der Perſönlichkeit und der Werke Gogols beigegeben.

M. K.

Theater

Volkskunſt. Ich möchte darunter alles Volkstümliche in der Theaterkunſt verſtanden wiſſen, alſo ſowohl die Beſtrebungen des Theaters, ſeine Kunſt dem Volke darzubieten, nicht nur einem beſonders gebildeten Teile desſelben, als auch die Verſuche, innerhalb des Volkes ſelbſt ſich eine Kunſt zu ſchaffen und an ihr ſich zu beteiligen. Von der Volkskunſt in dem Sinne, wie wir ſie als Kinder des zwanzigſten Jahrhunderts erfaſſen und begreifen müſſen, d. h. in ſozialem, volksfürſorglichem Sinne alſo, weht in der Bewegung des achtzehnten Jahrhunderts kein Hauch, obgleich Volksfürſorge gerade damals und namentlich durch König Friedrich den Zweiten angeregt auf dem Programm des Staates ſtand, d. h. der abſoluten Monarchie, nicht zu vergeſſen. Im Gegenteil, indem man damals in Deutſchland die Theaterkunſt zum Kulturfaktor erhob, ſchied man ſie ſäuberlich von jener Gaſſenkunſt, die für das Volk gut genug war. Hier blieb die Tat von Weimar ganz ein Kind ihrer Zeit, die italieniſche Renaiſſance und Paris waren ihr hier vorbildlich. Sie trennte ſich dadurch von dem urſprünglich Volkiſchen der deutſchen Kunſt. Dieſe Volksfremdheit unſerer Theaterkunſt ſeit Weimars Tagen iſt es, die von vielen beklagt wird. Solange in Deutſchland der Hanswurſt die Hauptfigur auf der Bühne darſtellte, war das Theater lediglich Volksſache. Die oberen Stände mieden es. Seit der Hanswurſt verſchwunden von der Bühne, blieb ihr das Volk fern. Das Problem, der Theaterkunſt in ihrer edlen Form das Volk zuzuführen, beſteht ſomit noch heute. Seine Löſung hat ſchon zu den mannigfachſten Verſuchen geführt. Nur zu der prinzipiellen Seite der Frage möchte ich Stellung nehmen und

mich gegen Vorschläge wenden, denen ich jetzt schon mehrfach in der Presse begegnet bin, Vorschläge, die dahin lauten: man möge in der dramatischen Dichtkunst gewissermaßen eine für das Volk besonders zugeschnittene Kunst schaffen. Solches Kunstwerk zu bringen, dem Volke verständlich bis in seine untersten Schichten, der gebildeten Welt aber als gesunde Kost für ihre überreizten Nerven dienlich, wurde als patriotisches Verdienst gepriesen für einen deutschen Dichter, denn, so hieß es weiter, „unsere deutschen Dichter kümmern sich nicht um ihr Volk". Dieser Vorschlag ähnelt in gewissem Sinne einem, der fast zu derselben Zeit erschien und die Bekämpfung der Schundliteratur behandelte. Während aber letzterer sicher angebracht gewesen sein wird, glaube ich solches von dem ersteren nicht behaupten zu sollen. Es liegt hier ein zweifacher Irrtum vor, meine ich: nämlich in Hinsicht auf die Kunst selbst und dann auch in der Idee über das Volk. Eine mit dieser Tendenz geschaffene Kunst wäre dann keine echte Kunst mehr, denn das ist für sie tödliches Gift. Wo eine Absicht beginnt, hört Kunst schon auf, Kunst zu sein. Was man beabsichtigte, ist schon in der Wirkung jeder echten Kunst enthalten: Moral. In der Absicht aber verstimmt sie, und gerade dafür hat meiner Erfahrung nach unser Volk eine bis zur äußersten Grenze gesteigerte Empfänglichkeit. Man könnte sie beinah schon Empfindlichkeit nennen. Sein ganzer Stolz geht dahin, teilzunehmen an dem, was wir als hohe echte Kunst verehren, kennen zu lernen, was uns eine Feststunde unserer Seele bedeutet, bliebe es auch tausendfach unverständlich. Das würde ja mit der Zeit sich verringern. Die Weihe eines Augenblicks reiner, wenn auch unbewußter Erhebung nur, wirkt wie märchenhafter Zauber. Die Schwierigkeit liegt nicht in der Kunst, sondern in der äußeren Form, wie sie dem Volke darzubringen ist. Sobald wir eingestehen müssen, daß unsere Kunst nichts fürs Volk taugt, sprechen wir das Todesurteil gegen unsere Gesellschaft aus.

Immer wird es Kunstwerke geben, welche sich nur an einen besonders reifen, durchgeistigten Teil der Menschheit oder an Feinschmecker des Lebens wenden wollen. Was für alle taugt, was nicht, wird in jedem einzelnen Falle sich von selbst leicht ergeben.

Das Problem der Volkskunst halte ich im Grunde darum weniger für ein künstlerisches, als ein gesellschaftliches, praktisches. Solange dieses nicht gelöst, wird man sich wie bisher behelfen müssen. Von Dauer wird bleiben, was aus der Gewalt des Geistes gezeugt, nicht auf den lärmenden Erfolg der Gegenwart nur spekulierend, geschaffen wurde.

Egbert v. Frankenberg-Braunschweig

Bildungsfragen

Kampf gegen die Schundliteratur. Man muß die Augen nicht allzu offen halten, um die Gefahr der Zehn-Pfennig-Hefte mit den abscheulichen, aufdringlichen Titelbildern als eine Volksgefahr zu empfinden und zu erkennen. Nicht nur die eigentlichen Herde des Übels, die zahllosen kleinen Geschäfte und Kioske, die sie feilbieten und aushängen — der Kutscher auf dem Bock, die Dienstmagd in der Küche, der Handwerker in der Arbeitspause oder noch schnell unterwegs, während er zur Arbeit geht, der Schuljunge unter der Schulbank, das Kind in seinen Spielen, der Kinematograph mit seinen schreienden Plakaten und Reklamezetteln, vor allem aber die Zeitung, die Zeitung im Feuilleton, die Zeitung im Gerichtsteil, die Zeitung im Anzeigenteil: alles, alles beweist uns, daß wir uns mitten im Gebiet dieser Seuche befinden — was soll uns da noch eine Ausstellung gegen den Schund, wenn sich alltäglich unser Leben gleichsam in solcher „Ausstellung" abspielt!

Und doch darf man die Wanderausstellung der Hamburger Dichter-Gedächtnis-Stiftung, die über Bremen, Stettin, Hannover nach Berlin kam und noch in einer großen Anzahl von Städten des Reiches gezeigt werden soll, als eine der hoffnungsvollsten Taten im Kampf gegen diesen Feind bezeichnen. Denn gerade die Alltäglichkeit der Gefahr, die schleichende Art, mit der sich das Gift der Nic Carter-Literatur in der Phantasie naiver Menschen festsetzt, das Nach-und-Nach, mit dem der scheinbar billige Kaufpreis langsam Tausende auffrißt ... das Heimtückische der Not macht es notwendig, daß man die Einzelfälle zu grotesken Wirkungen aneinanderreiht: die Gefahr ist nicht kleiner, als der Gesamteindruck, den der zwingende Anschauungsunterricht dieser Ausstellung darbietet.

Schon die Tatsache, daß die Berliner Ausstellung, an der sich die bedeutendsten sozialen Vereinigungen der Reichshauptstadt mitbeteiligt haben, im Reichstagsgebäude stattfinden konnte, daß sie mit einer offiziellen Führung der Reichstagsabgeordneten beschlossen wurde, zeigt deutlich den Ernst, vor allem aber auch die Tragweite dieser Veranstaltung. Der Gesetzgeber wird sich mit der Kolportage-Literatur, mit diesem Verbrechen am Geist des Volkes zu befassen haben; aber diese Seite des Kampfes ist am meisten problematisch und steckt noch ganz in den Anfängen. Wichtiger und aussichtsvoller als die Abwehr der bestehenden Gefahr ist es, ihr vorzubeugen und sie im Entstehen zu unterdrücken. Es gilt also das Publikum zur guten Literatur zu erziehen, zu einer Art von Reinlichkeit des ästhetischen Empfindens, die diese schlechte Literatur mit dem Gefühl des Ekels abweist wie organischen Schmutz; diese Erziehungsarbeit bleibt aber naturgemäß in der Hauptsache der Schule und dem Elternhaus überlassen, denn das Kind ist der Boden, der so vorbereitet werden kann, daß er schlechte Nahrung einfach nicht aufnimmt.

Damit ist schon viel getan, daß die Ausstellung durch das rege Interesse, das sie bei der Presse gefunden, die Sache wieder einmal zum Tagesgespräch gemacht hat; denn unser „Jahrhundert des Kindes" zeichnet sich vor früheren Jahrhunderten mit geringerem pädagogischen Ruf dadurch aus, daß die Familie die Erziehung, sagen wir einmal aus beruflichen oder aus gesellschaftlichen Gründen, zum besten Teil von sich abgewälzt hat. Besonders dadurch wird aber die Ausstellung die privaten Erzieher beeinflussen und zu Mitarbeitern an ihrem Werk gewinnen können, daß sie der positiven Tätigkeit der Bewegung gegen die Schundliteratur, der als Ersatz und zur Konkurrenz geschaffenen guten und äußerst billigen Literatur reichlich Raum gegeben hat. Diese in den letzten Jahren entstandenen Bücher, Büchlein und Hefte, die zum Teil sogar — allerdings mit künstlerischen Mitteln — die Reklame der Schundliteratur nachahmt, ist wahrhaft geeignet, jedem Lesebedürfnis zu genügen und es in gute Bahnen zu lenken; nur ist es nötig, daß das Publikum mit allen Mitteln darauf hingewiesen werde, denn die Sortimenter verkaufen natürlich lieber die kostspieligeren und einträglicheren Ausgaben. Nächst den Schulen kommt bei dieser Aufklärungsarbeit naturgemäß den Volksbibliotheken die wichtigste Vermittlerrolle zu, und die Presse darf dabei nicht fehlen. Wie wäre es, wenn man diesen positiven Teil der „Ausstellung gegen die Schundliteratur" jeder Volksbibliothek als eine ständige Einrichtung angliedern würde? Eine kleine, erlesene und wohl überwachte Buchhandlung, die natürlich bereit und fähig wäre, auch in allen anderen buchhändlerischen Fragen Auskunft zu erteilen!

Zunächst aber ist zu wünschen, daß die Ausstellung der Hamburger noch in viele deutsche Städte wandern kann; es gibt kein besseres Mittel, die Familie aus ihrer unbesorgten Gemütsruhe aufzurütteln — und mehr, weit mehr als in anderen pädagogischen Fragen kommt es auf diesem Gebiet auf ein Zusammenarbeiten von Schule und Haus an, wenn etwas Ersprießliches erreicht werden soll.

Dr. Ernst Guggenheim-Berlin

Schaffen und Schauen. Ein Führer ins Leben. Zweite Auflage. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1911. Zwei Bände. (Erster Band: Von deutscher Art und Arbeit; zweiter: Des Menschen Sein und Werden.)

Zum zweiten Male ruft dieser „Führer ins Leben" die deutsche Jugend auf, ihm zu folgen. Er will ihr Geleiter sein in den deutschen Landen, will ihr zeigen, wie Volk und Reich entstanden sind, wie deutsche Volkswirtschaft und deutsches Staatswesen sich entwickelt haben und zu dem geworden sind, was wir heute vor uns sehen. Er ist ihr zuverlässiger, weitschauender Berater bei der Wahl des Berufs, in nationalen Fragen, in staatsbürgerlichen Erfordernissen und Bedingungen; er führt sie in Gebiete, die ihr die Schule nicht erschlossen hat.

Dann leitet der Führer „von deutscher Art und Arbeit" hinein in allgemein menschliche Fragen, in „des Menschen Sein und Werden". Staunend folgt ihm die Jugend durch die Jahrtausende menschlicher Körper- und Geistesentwicklung; sie steigt mit ihm hinan durch den stolzen Bau der exakten Wissenschaft zu Philosophie und Kunst; und vom Gebiet des menschlichen Willens, Wirkens und Wissens führt der kundige Geleiter in das Land des Glaubens, der Religion.

Durch das Leben eines modernen Rechtsstaates, durch die Entwicklung allgemein menschlicher Kultur ist die Jugend mit ihrem Führer gewandert. Aber ehe er sie, die schaffensfreudige, hoffnungsfrohe, entläßt ins Leben hinaus, weist er sie vorwärts in die Lande, die vor ihr liegen, und zeigt ihr die Wege und das Ziel weit draußen in der Ferne und die Brücken, die über hindernde Ströme hinweg zum Endziel der Wanderung, zum Glück führen, die Brücken „Licht, Liebe, Leben". Zu ernstem Schaffen und frohem Schauen will der „Führer ins Leben" die deutsche Jugend begeistern, zu echt menschlicher innerer und äußerer Lebensbetätigung im Geiste Goethes. L.

Herders Konversations-Lexikon. Vor drei Jahren wurde ich veranlaßt, in den Grenzboten Herders Konversations-Lexikon anzuzeigen; da muß ich denn wohl auch den Lesern mitteilen, daß jetzt ein Ergänzungsband (gebunden 15 M.) erschienen ist. Eine sehr sorgfältig gearbeitete, man darf sagen erschöpfende Ergänzung. Die Ereignisse werden so vollständig up to date gebracht, daß wir nicht allein den Stand der deutschen Gesetzgebung und die politischen Umwälzungen bis zum Herbst 1910 verzeichnet finden, sondern auch Begebenheiten wie des Historikers Friedjung Hineinfall mit den gefälschten Aktenstücken über serbo-kroatische Umtriebe und (unter „Goethe") die Auffindung des Ur-Meister. Den neuesten Erfindungen und Verbesserungen auf den Gebieten der Mechanik, der Dampfmaschine, der Elektrotechnik, der Motorwageninduſtrie, der Aviatik ist eine Menge Artikel gewidmet; die brennenden Fragen der Stadtanlage, der Gartenstadt, des Wohnungswesens, der Architektur werden von allen Seiten beleuchtet und mit Illustrationen veranschaulicht, eine Statistik des Fremdenverkehrs und seiner volkswirtschaftlichen Bedeutung erteilt alle wünschenswerten Aufschlüsse, der Ostgiebel des Tempels von Ägina wird uns nach Furtwänglers Rekonstruktion mit den von diesem Forscher ausgegrabenen neuen Figuren vorgeführt. Den beiden Riesenwerken von Brockhaus und Meyer ein Konkurrenzunternehmen an die Seite zu stellen, hat kein katholischer Verlag gewagt. Aber das Wagnis würde auch überflüssig gewesen sein, wenn es unternommen worden wäre; für ein drittes solches Werk ist kein Bedürfnis, kein Raum vorhanden. Der Herdersche Verlag hat sich darum, indem er den Katholiken lieferte, was sie brauchen: ein Lexikon, das religiös-kirchliche Dinge vom katholischen Standpunkte aus behandelt, klugerweise auf den Umfang des sogenannten Kleinen Meyer beschränkt, bei dem sich die Bezeichnung „klein" einigermaßen komisch ausnimmt. Ein Lexikon in diesem Umfange (Herder mit Ergänzungsband 9, Meyer 6 um die Hälfte dickere Bände) ist auch schon eine Fundgrube alles Wissenswerten und genügt den Ansprüchen und Bedürfnissen der ungeheuren Mehrzahl der Benutzer vollständig. Da der „kleine" Meyer existiert, wird Herder natürlich nur von Katholiken gekauft, aber Protestanten, die sich für unsere konfessionellen Zustände interessieren, sollten nicht versäumen, das Herdersche Lexikon kennen zu lernen. Man überzeugt sich beim Durchblättern, daß die konfessionellen Dinge, in denen Katholiken und Protestanten einander nicht verstehen und über die sie streiten, nur einen winzigen Teil ihres Kulturbesitzes ausmachen, während die gewaltige Masse dieses Kulturbesitzes beiden gemeinsam ist: das ganze Gebiet der Naturwissenschaften, der Technik, der Volkswirtschaft, der Sozialpolitik, der Philosophie, der Länder- und Völkerkunde, der bildenden Künste; der bei weitem größte Teil der Weltgeschichte ist weder katholisch noch evangelisch, sondern als Wissensobjekt ohne eine Spur konfessioneller Färbung einfach gegeben. Bei so überwiegender Gemeinsamkeit des geistigen Besitzes ist eine Zerreißung unseres Volkes in zwei einander völlig entfremdete kirchliche Parteien, so eifrig sie auch vom kirchlichen — und vom antikirchlichen — Fanatismus erstrebt werden mag, heute glücklicherweise nicht mehr möglich. C. J.

Bildende Kunst

Die Berliner Sezession wird hoffentlich aus dem Zustande des „Kriselns", wie Max Liebermann in seiner Abschiedsrede als Präsident gesagt, jetzt herausgekommen sein. Lovis Corinth bringt als Leiter zwei gute Eigenschaften mit. Er ist ein guter Kenner und ein glänzender Könner, um mich eines

neuzeitlichen Ausdruckes zu bedienen. L. Corinth hat nämlich mit einer guten wissenschaftlichen, selbstergebenen Kenntnis und mit einem sehr feinen Künstlerauge die Werke der alten Meister studiert und Achtung vor diesen auch als Maler behalten, trotz einer staunenswerten Technik, die ohne jede Uebertreibung uns an Rubens zu erinnern gestattet. Er tritt als Techniker unstreitig Liebermann mindestens ebenbürtig an die Seite — darin berühren sich diese beiden ersten Präsidenten der Sezession, denn Liebermanns Bestes ist sein Können als Maler. Corinth kann diesem technischen Vermögen nun allerdings noch eine künstlerische Ursprünglichkeit beigesellen, die Max Liebermann niemals besessen hat und seiner ganzen „Komplexion" nach nicht besitzen konnte. Corinths Objektivität und Achtung vor der guten Arbeit wird der Sezession von großem Werte sein, aller Clique den Weg verlegen. Hoffentlich wird die Sezession wieder zu voller Kraft sich entwickeln; denn eine **secessio** der Künstler ist stets und ständig durchaus notwendig. Sie gewährleistet ein keckes, unbekümmertes Voranschreiten, trotz oftmaliger Seitensprünge. Die „Sezession" bietet ein vortreffliches Korrelat zu den Meistern, die einer Tradition, oft mit vielem Recht, oft aber auch mit großer Engherzigkeit folgen. Corinth, dessen technische Auffassung der altmeisterlichen Manier, d. h. der Überlieferung, keineswegs ganz fremd gegenübersteht, der aber trotzdem durchaus ein moderner Künstler ist, wird m. E. jeder freiheitlichen Bestrebung willig entgegenkommen, aber bei seiner objektiven Wertschätzung der soliden Arbeit aller wilden Ungebundenheit die Türe weisen. Akademie und Sezession werden vielleicht künftig, ohne von ihren beiderseitigen Rechten etwas zu opfern, einträchtiger oder wenigstens höflicher gegeneinander ihrem gemeinsamen Ziele nachstreben, nämlich nicht nur technisch gute Bilder, sondern Kunstwerke zu schaffen.

Prof. Dr. B. Händcke-Königsberg

Offiziers- und Beamtenfragen

Über den Kampf, der um die endliche Erfüllung der Fürsorge zugunsten unserer bedürftigen Kriegsveteranen entbrannte, werden die **Unbilligkeiten des Pensionsgesetzes der Offiziere vom 31. Mai 1906** gar zu leicht übersehen. Indessen auch sie sind angetan, unsere Offizierpensionäre, insbesondere die Kriegsteilnehmer, schwer zu schädigen. Diese Schädigung geschieht auf zweierlei Weise: einmal durch Verschlechterung der Bezüge der Pensionäre, die das neue Gesetz enthält, gegenüber früheren gesetzlichen Bestimmungen, ferner durch Unbilligkeiten gegenüber den Kriegsteilnehmern, von denen seinerzeit die Regierung versicherte, daß sie der Wohltaten des neuen Gesetzes teilhaftig werden sollten. Der § 11 des Offizier-Pensionsgesetzes vom 31. Mai 1906 handelt von der Verstümmelungszulage und setzt deren Betrag auf jährlich 900 Mark fest — mithin niedriger, als der Satz im § 4 des Gesetzes von 1901 bestimmt war — und zwar unter der Berücksichtigung des Umstandes, daß im neuen Gesetze die Pensionsbeträge erhöht wurden. Aus welchem Grunde wurden diese Beträge erhöht? Darum, weil die Kaufkraft des Geldes sich in neuerer Zeit verringerte. Mithin tritt heute eine Verschlechterung der Verhältnisse der in Frage stehenden Pensionäre gegen früher ein.

Ferner: in demselben § 11 des Offizier-Pensionsgesetzes vom 31. Mai 1906 Absatz 3 ist neuerdings die fakultative Gewährung der Verstümmelungszulage vorgesehen, weil sowohl bei Juristen als auch bei Ärzten wiederholt Meinungsverschiedenheiten darüber herrschten, ob die Gebrauchsstörung eines Gliedes dem Verluste gleich zu erachten sei oder nicht. Das ist eine Verschlechterung gegen früher. Nunmehr gelten die Ausführungsbestimmungen des Königlichen Kriegsministeriums zu Absatz 3 des § 11 des Offizier-Pensionsgesetzes souverän, so sehr diese auch zugunsten der Fiskalität gestaltet sind. Der in Frage kommende, die Verstümmelungszulage begehrende Invalide ist heute auf die Gnade des Kriegsministeriums angewiesen. Ihm steht weder ein Einspruch noch die Anrufung einer richterlichen Entscheidung zu, wie sie z. B. im bürgerlichen Unfallverfahren vorgeschrieben ist.

Noch eins: Unter der Geltung der früheren gesetzlichen Vorschriften wurden den Pensionären, welche nach ihrer Verabschiedung aus dem Militärdienst eine Anstellung im Kommunaldienst gefunden hatten, keinerlei Abzüge von dem Gesamteinkommen aus Gehalt und

aus der Militärpension gemacht. Dies ist unter der Herrschaft des Gesetzes vom 31. Mai 1906 anders geworden. Nunmehr sind die im Kommunaldienste angestellten Pensionäre denselben Abzügen unterworfen worden, welche die im Reichs- und Staatsdienst angestellten Pensionäre erleiden müssen.

Solche Abzüge stammen aus einer Zeit, in der Preußen sich nach den Jahren 1806 bis 1815 „großhungern" mußte. Sie passen nicht mehr in eine Zeit, wo das deutsche Nationalvermögen das französische überragt. Überdies schädigen sie die Neigung junger Leute, auf Beförderung in die Armee einzutreten, und sind so lange als unbillig anzusehen, als das Gesamteinkommen der Pensionäre aus Pension und Gehalt ein Erträgnis nicht übersteigt, welches nach bürgerlichen Begriffen zur Führung eines einfachen Familienlebens erforderlich ist.

Bei dieser Gelegenheit sei noch eines Kuriosums Erwähnung getan. Während Pensionäre im Reichs-, Staats- und Kommunaldienste Abzüge erleiden müssen, bleiben solche den im Hofdienste angestellten Pensionären erspart, obwohl diese Anspruch erheben, als im Staatsdienste stehend betrachtet zu werden.

Wenden wir uns nunmehr zu der Benachteiligung der Kriegsteilnehmer unter den Pensionären gegenüber den Neu-Pensionären, d. h. denjenigen Pensionären, welche nach Erlaß des Gesetzes vom 31. Mai 1906 in Pension gingen. Es sei erwähnt, daß es zunächst in der Absicht des Reichstages lag, die Kriegsteilnehmer den Neu-Invaliden im neuen Pensionsgesetze gleichzustellen. Dem aber widerspricht die Fassung des § 61 des Offizier-Pensionsgesetzes vom 31. Mai 1906, die später wohl übersehen wurde. Dieser § 61 legt der Pensionsberechnung der Kriegsinvaliden das vor ihrem Ausscheiden bezogene und nach den früheren Gesetzen anzurechnende, pensionsfähige Diensteinkommen zugrunde. Hiermit ist die beabsichtigte Gleichstellung der Kriegsteilnehmer nicht erreicht. Das deutsche Volk wird es schwer begreifen, daß die Kriegsteilnehmer, auf deren Schultern die Herrlichkeit des Deutschen Reiches mit ruht, schlechter dastehen als Friedenssoldaten, wie groß deren Verdienste auch sonst anzurechnen sein mögen.

Prüfen wir einmal die zeitige Zusammensetzung des pensionsfähigen Diensteinkommens nach. Dieses erhöht sich augenblicklich gegenüber dem früheren Diensteinkommen einmal durch erhöhte Gehälter, ferner durch die Herabsetzung der Zeitdauer zur Erlangung des höchsten Pensionssatzes der Charge und schließlich durch Hinzurechnung gewisser Naturalbezüge, die den Alt-Pensionären und somit auch den Kriegsteilnehmern während ihrer Dienstzeit bereits zustanden, welche indessen ihrem pensionsfähigen Diensteinkommen weder früher noch heute zugerechnet wurden und werden.

Wenn es schon unbillig erscheint, die Kriegsteilnehmer den Neu-Pensionären bezüglich der Pensionsbezüge im ganzen nachzustellen, so ist erst recht kein vernünftiger Grund vorhanden, dem pensionsfähigen Diensteinkommen der ersteren die Zurechnung der während des aktiven Dienstes bezogenen Naturalien zu versagen.

Seit dem Inkrafttreten des Offizier-Pensionsgesetzes vom 31. Mai 1906 sind nunmehr bereits über vier Jahre verflossen, und ebensolange leiden die Invaliden und Kriegsteilnehmer unter Unbilligkeiten und unter ihrer Vernachlässigung den Friedenssoldaten gegenüber.

Es ist Zeit, daß diesem Mißstande abgeholfen werde, indem man einer Nachprüfung des Offizier-Pensionsgesetzes vom 31. Mai 1906 nähertritt. Hier wird kein Novum geschaffen. Wie viele Änderungen z. B. hat die Gewerbeordnung nicht schon erfahren!

Vom Kriegsministerium kann man kaum voraussetzen, daß dieses es unternimmt, des eigenen Kindes Herkunft nachzuprüfen. Um so mehr ist es die Sache des Reichstages, das Gesetz über die Pensionierung der Offiziere usw. vom 31. Mai 1906 einer Änderung zugunsten unserer Pensionäre zu unterwerfen.

Generalmajor z. D. v. Gersdorff-Wiesbaden

Reichsspiegel

(Vom 23. bis 29. Januar 1911.)

Politik

Die reichsländische Verfassungsfrage — Kulturelle Stammeseigenart — Gefährdung der Nordmark — Versumpfung des Ansiedlungswerks — Die preußische Regierung und Rom.

Als das vorige Grenzboten-Heft sich in Bewegung setzte, um in alle Himmelsrichtungen zu flattern, wurde im Vogesenlande ein Telegramm der Straßburger Post aus der Reichshauptstadt veröffentlicht, das den Elsaß-Lothringern die neueste Phase der reichsländischen Verfassungsfrage auseinandersetzte. Der Korrespondent, übrigens der Chefredakteur des genannten Blattes in eigenster Person, scheint bei seinem Versuch, sich zu unterrichten, zufällig nur an Gegner des Regierungsentwurfs geraten zu sein. Denn (wir müssen es mit Bedauern zugeben) es besteht immer noch die Möglichkeit, daß die Reichslande durch den vorliegenden Entwurf auf den Weg gebracht werden, der zum selbständigen Bundesstaat führt. Die Zahl der Gegner einer solchen Lösung der Frage ist zwar groß, aber allem Anschein nach doch nicht mächtig genug, um einen Schritt zu verhindern, der zur Stärkung aller zentrifugalen Kräfte führen kann, zur Stärkung der Französlinge und des ultramontanen Klerikalismus. Welchen Standpunkt Regierung und Parteien tatsächlich einnehmen, hat inzwischen in allgemeinen Umrissen die zweitägige Debatte gelegentlich der ersten Lesung des Regierungsentwurfs im Reichstage gezeigt. Danach erscheinen wohl nur die Nationalliberalen geneigt, den Verfassungsentwurf ohne wesentliche Einschränkungen unterstützen zu wollen. Der Abgeordnete Bassermann hat in seiner Rede eigentlich nur an dem Wahlgesetzentwurf Anstoß genommen und auf die Einführung des „Proporz" als Mittel des Ausgleichs hingewiesen. Im übrigen sind die Linken unzufrieden, weil der Entwurf ihnen nicht radikal genug dem Vorteil der elsaß-lothringischen Interessen dient, während die Rechten die Wahrnehmung der deutschen Interessen vermissen. Das Zentrum treibt in der ganzen Frage ausschließlich Parteipolitik und kann es auch, weil es wieder einmal das Zünglein an der Wage bildet. Es wird jede Änderung gutheißen, die eine Vergrößerung seines Einflusses nach sich ziehen könnte. Die konservativen Parteien vertreten diesmal ausschließlich das Reichsinteresse, da sie lediglich als Partei aus den Reichslanden keinen besonderen Nutzen zu ziehen vermögen. Es ist darum anzunehmen, daß sie sich auf die Seite der Regierungsvorschläge stellen werden, sobald Herr v. Bethmann gewisse die Reichssicherheit betreffende Garantien geben kann und im Wahlrecht nicht zu große Konzessionen an die Liberalen macht. Bei einer solchen Parteikonstellation ist anzunehmen, daß der Regierungsentwurf bei einiger Geschicklichkeit am Ministertisch ohne tiefgehende Veränderungen zum Gesetz erhoben werden wird.

Natürlich kann das unsere eigene Stellung zur Frage der elsaß-lothringischen Verfassungs- und Wahlrechtsreform nicht ändern, und auch die Rede des Herrn Reichskanzlers am Sonnabend ist eher geeignet, die Bedenken zu stärken als zu zerstreuen. Angesichts der im Reiche herrschenden Zustände ist es nur ein schwacher Trost, wenn der Herr Reichskanzler erklärt, „daß die verbündeten Regierungen von der Forderung dieses (Zweikammer-) Systems nicht abgehen werden, und daß

in diesem System die Erste Kammer ein Bollwerk sein muß, das unter allen Umständen eine jedem Zweifel entrückte deutsche Politik in den Reichslanden gewährleistet". Das klingt ja ganz vertrauenerweckend, schrumpft aber erheblich zusammen, wenn man hört, wie der Herr Reichskanzler den Partikularismus als ein das Reichsganze stärkendes Element hinstellt.

Diese Rücksichtnahme auf alles und jedes, was in den Mantel der „kulturellen Stammeseigenart" gehüllt zu uns kommt, erscheint geradezu als eine Krankheit der Zeit, die nicht energisch genug bekämpft werden kann. Denn letzten Endes handelt es sich nicht darum, ob einem Bruderstamme mehr oder weniger Freiheiten eingeräumt werden sollen, sondern darum, ob wir dem Ideal, eine lebensfähige große deutsche Nation zu bilden, weiter nachhängen wollen oder nicht. Bei der Eigenart seiner Zusammensetzung und bei der Jugend des deutschen Staatenbundes bedeutet die Durchbrechung des Prinzips an einer Stelle den Beginn der Rückbildung zu den traurigen Zuständen, die seinerzeit ihr Spiegelbild im Wiener Konzert fanden. Unter der Flagge der Kultur brechen ins Reich nicht nur die Franzosen ein. Dänen und Polen, und bald wohl auch Masuren und Litauer würden ihre Eigenart in staatlichen Sonderorganisationen zur Geltung bringen wollen. Gerade im Hinblick hierauf erscheint es doch recht bedenklich, einer Schonung das Wort zu reden. Daß wir nicht zu schwarz malen, beweist die Unruhe, die nicht nur in den Reichslanden, sondern auch in der Ost- und Nordmark die Deutschen ergriffen hat. — Die Dänen in Schleswig-Holstein haben in den Herren Pastoren Naumann und Rade, sowie in Herrn Professor Hans Delbrück Bundesgenossen gewonnen, die dem Deutschtum in der Nordmark arge Verlegenheit bereiten. In Flugblättern wird ein Material veröffentlicht, das darüber aufklären soll, welche Sünden von deutschen Chauvinisten in der Nordmark begangen werden. Die Blätter nehmen für sich die „strengste Objektivität" in Anspruch. In Wirklichkeit sind es durchaus einseitig zusammengestellte Anklagen, bei denen nicht einmal der Versuch der Nachprüfung gemacht werden kann. Denn die wichtigste Quelle haben die Herausgeber sich verstopft durch ihre feindliche Stellungnahme gegen die Lokalbehörden. In dem Auftreten der deutschen Professoren, das diktiert ist von dem redlichen Wunsche, das Ansehen Deutschlands im Auslande rein zu erhalten, tritt die gleiche Arglosigkeit zutage, der wir in Delbrücks Auffassung von der Polenfrage begegnen. Wie bekannt, will dieser Historiker im polnischen Problem keine Gefahr für den Besitzstand Preußens erkennen, solange die Polen mit der preußischen Herrschaft zufrieden sind. Delbrück rechnet also mit der Möglichkeit, die Polen jemals zufrieden zu stellen, ohne die Teilungen rückgängig machen zu müssen. Darum ist er für eine Politik der Milde und Duldung gegenüber den Polen trotz aller trüben Erfahrungen, die der preußische Staat seit 1815 bis auf den heutigen Tag damit gemacht hat. Herr Delbrück ist geneigt, alle Schuld an den nationalen Gegensätzen in den Grenzmarken der Ungeschicklichkeit unserer Beamten zur Last zu legen. Er hat sich darum auch niemals mit der Begründung des Enteignungsgesetzes abgefunden, wie andere Politiker es getan haben, die an sich Gegner des Gesetzes waren. Nun sieht es fast so aus, als sollten die Anschauungen Delbrücks in Berlin zur Herrschaft gelangen. Anders wäre es schwer zu verstehen, warum das unter großen Opfern geschaffene staatliche Ansiedlungswerk im Osten

gerade in einem Augenblick zum Stillstand gebracht wird, wo sich die ersten greifbaren Erfolge zeigen. Es hat den Anschein, als bestünde die Idee, das Kolonisationswerk allmählich ganz an die Provinzial- und Kreisunternehmungen abzutreten. Ganz abgesehen von den technischen Gründen, die gegen eine solche Neuordnung der Frage sprächen, erheben sich auch schwere nationale Bedenken. Während nämlich die staatliche Kolonisation in erster Linie die Seßhaftmachung selbständiger Bauern zum Ziel hat, gehen die erwähnten Siedlungsgesellschaften zunächst darauf aus, Landarbeiter — also Proletarier — seßhaft zu machen. Wenn wir die Not der Landwirte, auch der bäuerlichen, mit Bezug auf die Arbeiterfrage anerkennen, so glauben wir mit Sering doch, daß sie gründlich und dauernd nur beseitigt werden kann durch Schaffung möglichst zahlreicher Bauernansiedlungen. Wie nur die bäuerlichen Betriebe uns in absehbarer Zeit die Deckung des Fleischbedarfs gewährleisten können, so sind die Bauernfamilien auch die Träger solcher Bevölkerungsvermehrung, daß wir davon in nicht zu ferner Zukunft mit einiger Sicherheit auch die Lösung der Arbeiterfrage auf dem Lande erhoffen können. Gegen beide Versuche, die nationalen Kämpfe auf eine schiefe Ebene zu bringen, sind in der abgelaufenen Woche starke Proteste erfolgt. In Posen und Westpreußen haben sich die Deutschen in zahlreichen Versammlungen für die Anwendung des Enteignungsgesetzes ausgesprochen, und in ganz Deutschland haben Gelehrte, Beamte und Bürger das Unterfangen der Herren Rade und Genossen zurückgewiesen.

Neben allen diesen Unannehmlichkeiten hat schließlich auch das Verhältnis der preußischen Regierung zu Rom eine Wendung erhalten, die gewiß nicht ohne tiefe Wirkung auf die innerpolitische Lage im Reich bleiben kann. Wie bekannt, haben die Regierung und mit ihr ein Kreis namhafter Politiker schon seit Jahren alle Schritte und Handlungen gegenüber Rom unterlassen, die auch nur den leisesten Anschein einer Kränkung des katholischen Glaubens hätten erwecken können. Unterstützt von Organen der rechtsstehenden Presse, darunter auch von den Grenzboten, wurde alles getan, um den konfessionellen Frieden innerhalb der deutschen Lande zu festigen. Dennoch begann seit dem Fortgange des Fürsten Bülow ein Kampf, der sich nicht mehr allein gegen die liberale Richtung innerhalb der katholischen Kirche, sondern immer deutlicher gegen den paritätischen Staat Preußen richtete. Dank der unermüdlichen Wachsamkeit des Evangelischen Bundes wurde dies Ziel der vatikanischen Politik in Deutschland sehr schnell erkannt. Es begann die Aufklärungsarbeit, die die ultramontane Presse als Kulturkampfwehen kennzeichnete. Die Bekanntgabe der Borromäus-Enzyklika öffnete vielen Friedfertigen die Augen. Nur die preußische Regierung ließ sich nicht anfechten. Sie verteidigte unverdrossen die Maßnahmen und das Vorgehen des Papstes. Der Kaiser selbst bezeugte durch die Rede im Kloster Beuron (Grenzboten 1910 Nr. 47 S. 383) sein unbedingtes Vertrauen in die Loyalität der Kurie. Durch diese in Rom als Schwäche ausgelegte Haltung ermutigt, wurde das Vorgehen des Papstes immer rücksichtsloser. Nicht nur der Modernisteneid wurde eingeführt, ohne daß darüber eine Verständigung mit Preußen angestrebt worden wäre, auch der berüchtigte päpstliche Kammerherr Baron de Mathies durfte sich erlauben, einen deutschen Fürsten zu beleidigen. Alles wurde in Deutschland an amtlicher Stelle in Ergebenheit hingenommen. Ein deutscher Prinz, der eine Anwandlung von eigener Überzeugung gehabt hatte, unterwarf sich ohne Murren. Nach allen diesen Zeichen versöhnlicher

Gesinnung konnte es kaum wundernehmen, wenn der Papst sich schließlich stark genug fühlte, die preußische Regierung nun auch offen angreifen zu können. Das geschah durch die Veröffentlichung eines am 31. Dezember v. Js. an den Kardinal Fischer-Köln gerichteten Schreibens am 26. Januar, d. h. am Tage vor dem Geburtstag des Kaisers und acht Tage nach der Erklärung des preußischen Kultusministers, daß der Modernisteneid die Interessen des Staates nicht berühre, daß darum auch „die Beibehaltung katholischer Fakultäten im Interesse des Staates" liege. Der Papst fordert dennoch von den staatlich angestellten Priestern nicht mehr und nicht weniger als die Auflehnung gegen die Staatsgewalt! In der deutschen Presse hat die neuerliche Herausforderung einen Sturm der Entrüstung hervorgerufen. Selbst die Kreuzzeitung, die durch gewisse Rücksichten dem Zentrum gegenüber gebunden ist, hat männliche Worte der Abwehr gefunden. Nur die Regierung schweigt noch. Doch ist anzunehmen, daß auch ihr schließlich die Geduld reißt. Ob diese letzte Kühnheit des Papstes zu einer Klärung der innerpolitischen Situation in Deutschland führen wird, wie manche Optimisten hoffen, läßt sich noch nicht überschauen.

Bücherliste

v. Hofmannsthal, Hugo: Der Rosenkavalier (Libretto der neuen Oper Richard Strauß'.) Einband von Karl Walser. Berlin, S. Fischer.

Hauptmann, Gerhart: Die Ratten. Berliner Tragikomödie. Berlin, S. Fischer.

Goethes Italiänische Reise. 2 Bände. Leipzig, Klinkhardt & Biermann.

Hügli, Emil: Rita Roselli. Schkeuditz bei Leipzig, W. Schäfer. M. 2.—.

Hügli, Emil: Lockende Fluten. Schkeuditz bei Leipzig, W. Schäfer. M. 3.—.

Ernst, Otto: Gesund und frohen Mutes. (Auswahl aus seinen Werken.) Herausgegeben von Guido Höller. Leipzig, L. Staackmann. M. 1.80.

Die scharfsichere Beobachtung der Kinderseele ist der beste Teil der Begabung des Appelschnut-Dichters; deshalb liest man mit Vergnügen die Erzählungen: „Im Seebade" und „Die Hosentaschen des Erasmus". Von den hier dargebotenen Gedichten hätten „Nis Randers", „Der Grenzlauf" und „Frau Beate Stupiditas" genügt. Die schulmeisterliche Abhandlung über „Minna von Barnhelm" und die überschwängliche, alles objektive Maß überschreitende Einleitung des Herausgebers hätten ohne Schaden fortbleiben können. H. A.

Anzeigen-Annahme für diesen Teil beim Verlag der Grenzboten G. m. b. H., Berlin SW. 11, Bernburger Straße 22a/23.

Stellennachweis.

(Aus der Tages- und Fachpresse.)

Anfragen zu richten unter Beifügung von Rückporto an die Geschäftsstelle der „Grenzboten", Berlin SW. 11.

A. Für Akademiker.

298. **Hauslehrer**, f. 2 Knab., 1. 4., Pommern.
304. **Hauslehrer**, tücht., ev., 1. 4., Braunschweig.
305. **Hauslehrer**, ev., f. 2 Kind., Ostern, Hessen.
307. **Hauslehrer**, erf., musf. (Latein Bed.), Ostern, Mecklenburg.
309. **Hauslehrer**, mit la Zeugn., f. Obertertian., Ostern, Pommern.
310. **Hauslehrer**, tüchtig, empfohl., Ostern, Sachsen.
313. **Beigeordneter** (6000 M.), bald, Rheinland.
314. **I. Bürgermeister** (8000 M.), bald, Thüringen.
315. **Bürgermeister** (3600 M.), September, Posen.
316. **Bürgermeister** (2400 M.), 1. 4., Ober-Schles.
317. **Hauslehrer**, ev., f. 11 j. Knab., Ostern, Pommern.
318. **Hauslehrer**, ev., akad. gebild., gesund (hohes Geh.), 1. 4., Mark.
320. **Hauslehrer** (Philol.), f. 11jähr. Knab. und 13jähr. Mädch., Ostern, Meckl.
321. **Hauslehrer**, ev., f. 2 Knaben, 1. 4., Neumark.

B. Für Damen.

269. **Hauslehrerin**, ältere, 1. 4., Holstein.
272. **Erzieherin**, jüng., ev., gepr., musf., 1. 4., Schlesien.
274. **Erzieherin**, gepr., ev. (Sprach., Musf., Zeichnen), vorz. Zeugn., 1. 4., Pommern.
280. **Erzieherin**, ev., gepr. (Sprachen, Musf.), 1. 4., Oberschlesien.
289. **Erzieherin** (Sprachen, Musf.), Ostern, Italien, Alpen.
290. **Erzieherin**, ev., staatl. gepr. Klavierunterr., 1. 4., Posen.
291. **Erzieherin**, ev., gepr. (Franz. Engl., Musf., Zeichn.), 1. 4., Pommern.
292. **Erzieherin**, ev. (Musf., Franz., Engl.), Ostern, Mecklenburg.
294. **Lehrerin** (Musf. u. Deutsch), Russ.-Polen.
299. **Erzieherin**, ev., geprüft, f. 2 Mädch. (Ausländ. bevorzugt), 1. 4., Schlesien.
300. **Erzieherin**, ev., musf., f. 2 Knaben, Westpr.
301. **Erzieherin**, ev., gesund, Leit., musf., f. 3 Mädch., 1. 4., Pommern.
302. **Erzieherin**, f. 8jähr. Mädch., 1. 4., Pommern.
303. **Erzieherin**, erf., f. 3 Mädch., 1. 4., Pommern.
312. **Erzieherin**, gepr., ev., f. 2 Mädch. (musf.), Ostern, Pommern.
322. **Erzieherin**, ev., gepr., musf., 1. 4., Mark.
323. **Erzieherin**, gepr., ev., erf., musikalisch, Ostern, Meckl.
324. **Erzieherin**, ev., gepr., f. 3 Kinder, 1. 4., Holstein.
325. **Erzieherin**, ev., gepr., f. 2 Mädchen, bald, Meckl.
326. **Lehrerin**, staatl. gepr., f. 3 Mädch. (musf.), Ostern, Ostpr.
327. **Lehrerin**, gepr., f. 2 Mädchen, sofort, Mark.
328. **Lehrerin**, gepr., jüng. (Musf., Sprach.), Ostern, Erzgeb.

Better, Ferdinand: Abt David. Schkeuditz bei Leipzig, W. Schäfer. M. 2.—.
Better, Ferdinand: Die Weltalter. Schkeuditz bei Leipzig, W. Schäfer. M. 3.—.
Taschenbuch für Kolonialkrieger. 1911. Berlin, Verlag Kolonialkriegerdank. M. 0.50.
Altkemper, Dr. Johannes: Deutschtum und Polentum in politisch-konfessioneller Bedeutung. Leipzig, Duncker & Humblot. M 5.—.
Korn, Eugen: Heine-Kalender für 1911. Leipzig, Xenien-Verlag. M. 1.50.
Rupp, Julius: Gesammelte Werke. 7. Band. Von der Freiheit. Leipzig, Fritz Eckardt.
Neuendorff, E.: Hinaus in die Ferne! Leipzig, B. G. Teubner. M. 3.—.
Aus Natur und Geisteswelt. Das Zeitungswesen, von Dr. Hermann Diez. Leipzig, B. G. Teubner. M. 1.25.
Berdagner, Jacinto: Atlantis. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagsbuchhandlung. M. 2.50.
v. Wiese, Prof. Dr. Leopold: Einführung in die Sozialpolitik. Leipzig, G. A. Gloeckner. M. 4.50.
v. Kügelgen, C. Wilh.: Erlebtes und Erstrebtes, Gedichte. Leipzig, Röder & Schunke. M. 1.80.
Warschauer, Erich: Schopenhauers Rechts- und Staatslehre. Kattowitz, Gebr. Böhm. M. 2.—.
Sauermann, Dr. Ernst: Schleswig-Holsteinischer Kunstkalender 1911. Altona-Ottensen, Chr. Adolff.
Eckart, Rudolf: Johannes Falks Kriegsbüchlein. Jena, Frommannsche Buchdruckerei. M. 1.10.
Schmidt, Aug.: Wechselkunde. Leipzig, G. A. Gloeckner. M. 1.80.
Zeitschrift für handelswissenschaftliche Forschung. Herausgeber E. Schmalenbach. Leipzig, G. A. Gloeckner. Jedes Heft M. 1.20.
Allfeld, Dr. Philipp: Grundriß des gewerblichen Rechtsschutzes. Leipzig, G. A. Gloeckner. M. 4.60.
Carnegie, Andrew: Kaufmanns Herrschgewalt. 4. Aufl. Leipzig, G. A. Gloeckner. M. 3.50.
Wildberg, Bodo: Schlangenhaut. Berlin, Richard Taendler.
Münzer, Defire: Der elsässische Student und das Deutschtum. Straßburg, Akademische Buchhandlung.
Das Banner der Freiheit, Monatsschrift. Herausgeber Gottfried Schwarz, Karlsruhe i. B.
Nevinson, W. Henry: Die Bitte des Pan. Berlin, S. Schottlaenders Schlesische Verlagsanstalt. M. 3.—.
Biese, Alfred: Deutsche Literaturgeschichte. 2. Band. 3. Auflage. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. M. 5.50.
Messel, Alfred: 9. Sonderheft der „Berliner Architekturwelt". Berlin, Ernst Wasmuth.
Ahrens, Dr. W.: Gelehrten-Anekdoten. Berlin-Schöneberg, Herm. Sack. M. 2.—.
Deutsches Mädchenbuch, 18. Band. Stuttgart, R. Thienemanns Verlag.
Deutsches Knabenbuch, 24. Band. Stuttgart, R. Thienemanns Verlag.
Teneromo, J.: Gespräche mit Tolstoi. Berlin, Erich Reiß, Verlag.
Heußi, Karl, und H. **Mulert**: Kompendium der Kirchengeschichte. Tübingen, J. C. B. Mohr. M. 9.—.

Verantwortlicher Schriftleiter: George Cleinow in Berlin-Schöneberg. Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.

Höchste Auszeichnungen. Gegründet 1824.

C. PRÄCHTEL
HOFMÖBELFABRIK

BERLIN SW. 19, Krausen-Strasse 31-32

Wohnungs-Einrichtungen
Atelier für Innendekoration

Fernsprecher: Amt I, 1035, 2619.

Für vorstehende Inserate verantwortlich: Karl Schulze in Berlin-Schmargendorf.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 37.

Der Beamte als Staatsbürger

Von Geh. Regierungsrat Beck-Heidelberg
Mitglied des Reichstags

Wer in den letzten Jahren unserem öffentlichen Leben ein aufmerksames Auge geschenkt hat, dessen Herz hat sicherlich Kümmernis und Sorge beschlichen, wenn er sehen mußte, wie in immer steigendem Maße die Geltendmachung wirtschaftlicher Interessen die Geister und die Gemüter in ihren Bannkreis riß und gefangen — vielleicht kann man sagen auch: befangen — hielt.

Aus der Entwickelung unserer wirtschaftlichen Verhältnisse war es begreiflich und begründet, daß sich im Kampf des täglichen Lebens und in der Not der Zeiten gleiche Interessen zur gegenseitigen Hilfe und Förderung zusammenschlossen. Aber es war nur natürlich, daß die scharfe Betonung der Ansprüche und Wünsche einer Interessentengruppe die Gegensätzlichkeit einer anderen weckte. Die Betätigung im öffentlichen Leben schien aufgelöst in einen bedrohlichen Widerstreit materieller Interessen und deren Vertretungsformen. Keine der bürgerlichen politischen Parteien blieb davon unberührt. Ja, unter dem Druck der wirtschaftlichen Interessengegensätze konnte eine Zeitlang die Gefahr ihres Auseinanderfallens befürchtet werden. Hie Landwirtschaft, hie Industrie, hie Handwerk und Gewerbe, hie Arbeitgeber, hie Arbeitnehmer, hie Produzent, hie Konsument, so wogten die Meinungen und Auffassungen von dem, was man für das Staatswesen und die Richtung seiner Führung als vorteilhaft hielt, hin und her. Immer mehr schien das Verständnis für das, was die vielen Interessenten einigen, aussöhnen und zur Verträglichkeit mahnen soll, zurückgedrängt zu werden.

Da kamen die Verhandlungen des Reichstags im Herbst des Jahres 1906. Die Auflösung des deutschen Parlaments folgte. Es folgte die gewaltige Bewegung, die damals das deutsche Volk ergriff; es folgten die ersten Arbeiten des neu gewählten Reichstags. Nur an die Schaffung eines deutschen Vereinsrechts,

an die mannigfachen Anregungen für eine Ausgestaltung der für das Hohe Haus geltenden Geschäftsordnung, an den Versuch einer wirksamen Durchführung der Ministerverantwortlichkeit im Reiche sei erinnert. So belebte sich die Hoffnung von der aufgehenden Erkenntnis, daß unser staatliches öffentliches Leben sich nicht in der Lösung nur wirtschaftlicher Fragen erschöpfe; so erkannte man, daß vielmehr daneben in hervorragender Weise Fragen rein politischen Charakters wie in früheren Zeiten das Denken und Empfinden des Volks erfüllen und daß deren ersprießliche Lösung herbeizuführen nur auf den Wegen und in dem Rahmen einer politischen Partei glücken kann. Allein alle die frohen Erwartungen sollten nicht in Erfüllung gehen. Sie brachen zusammen, als die Reichsfinanzreform nur von dem Standpunkt eines ganz einseitigen Interesses aus ihre Erledigung fand. Aufs neue und schlimmer als vorher waren die Gegensätze der verschiedenen Interessen aufgerührt. Wiederum sehen wir die Interessenverbände auf den Plan treten, mit frischem Eifer ihre Forderungen vertreten und mit größerem und geringerem Erfolg die Berechtigung ihrer besonderen Bevorzugung beweisen. Es sind sogar neue Organisationen hinzugekommen, die ihre Tätigkeit über das ganze Reich ausdehnen und alle Kreise der Bevölkerung, die nur irgendwie eine Beziehung an sie zu binden vermag, zu erfassen streben.

Und doch! Wer aufmerksam hinhört, wird den politischen Unterton nicht verkennen. Zwar wird den politischen Parteien eindringlich ihre Verpflichtung in das Gedächtnis gerufen, sich dauernd der sorgsamsten Beachtung und Pflege wirtschaftlicher Interessen hinzugeben, aber daneben schwingen bedeutsame ideelle und kulturelle Forderungen mit. Wohl sind auch diese ideellen und kulturellen Forderungen noch Standesformen, noch ragen sie vielfach in die Grenzen des rein politischen Gebietes hinein und werden sich die gute Meinung und Förderung durch die politischen Parteien erobern müssen, wenn sie zum Ziele gelangen wollen. Die Parteien anderseits werden gut tun, sich dem Verständnis dieser Bestrebungen nicht zu verschließen; sie werden in Fühlung mit dem Empfinden des Volkes bleiben, sie werden in der Lage sein, ihren Reihen neue Kräfte zu gewinnen, deren Erfahrung, Können und Wissen in den Dienst ihrer Sache zu stellen, sie werden auf diese Weise ihre eigene weitere Entwickelung in richtigem Verhältnis zu der fortschreitenden Entwickelung im Staate und im Volk halten.

Diesen nicht hoch genug zu schätzenden geistigen Gewinn wird eine Partei nicht zum mindesten gerade aus der Bewegung ziehen, welche sich wohl als letzte der großen Standes- und Interessenvertretungen gebildet hat. Ich meine die Bewegung unter den Beamten aller Art, die, wie nicht bestritten werden kann, gerade in der gegenwärtigen Zeit, ohne die Erreichung materieller Vorteile außer acht lassen zu wollen, ihre staatsbürgerlichen, ihre ideellen und kulturellen Interessen an die erste Stelle ihrer Bestrebungen rückt. Ich habe hierbei in erster Linie die Reichs-, Staats- und Kommunalbeamten im Auge.

Nicht von den Privatbeamten soll hier die Rede sein, obwohl ihre Wünsche nach Schaffung einer staatlichen Versicherung ähnlich derjenigen für die

Arbeiter, nach einer Gleichstellung der technischen und industriellen Beamten mit den kaufmännischen Angestellten in rechtlicher Beziehung ein näheres Eingehen verdienen würde. Wohl können wir nicht verkennen, daß ihre wirtschaftliche Lage, ihre allgemeine Lebenshaltung, ihre soziale Stellung manche Ähnlichkeit mit der der staatlichen und kommunalen Beamten aufweist. Müssen doch beide Teile ihrem ganzen Wesen nach dem Mittelstand eingegliedert werden. Allein die geschichtliche Entwickelung, die Begründung ihres Dienstverhältnisses ist grundverschieden voneinander. Der Vertrag des Privatbeamten mit seinem Dienstgeber scheint ein reiner Arbeitsvertrag, der sich nach den gegebenen wirtschaftlichen Grundsätzen richtet, er ist vor allen Dingen ein völlig zweiseitiger, während man berechtigterweise Zweifel haben kann, ob hinsichtlich des staatlichen und kommunalen Beamten von einem Vertrag überhaupt gesprochen werden kann. Der hauptsächliche Unterschied liegt aber in der Kündbarkeit des von dem Privatbeamten einzugehenden Dienstvertrags, die auch wesentlich andere Folgerungen in der Bewertung beider Stellungen mit sich bringt.

In meinen Ausführungen sind auch alle Fragen nach wirtschaftlicher Besserstellung ausgeschieden. Wohl sind sie es gewesen, die den Beamten zunächst zum Anschluß an die bestehenden Vereine, zur Organisation gezwungen haben. Die Erkenntnis von der eingetretenen Notlage hat denn auch in den letzten Jahren in den meisten Staaten zu einer Durchsicht der Gehaltsordnung, zu einer Neuregelung geführt. Daß dadurch alle Wünsche befriedigt worden seien, kann nicht gesagt werden. Daß viele Härten und Unstimmigkeiten übrig geblieben sind, ist zuzugeben. Manche Unbilligkeiten sind verursacht durch Maßnahmen, welche in den vergangenen Jahren zu einer Umwandlung einzelner Beamtenklassen in der Gesamtorganisation des Beamtenkörpers geführt haben. Daß man sich aber kurze Zeit nach dem Inkrafttreten der neuen Ordnung schon wieder in eine allseitige Durchsicht einlassen werde, zumal die Finanzlage des Reichs und der Einzelstaaten augenblicklich eine Deckung der dadurch verursachten Kosten nicht in Aussicht stellt, diese Schwierigkeiten erfassen wohl auch die Beamten in ihrer vollen Tragweite. Das soll indessen nicht heißen, daß man nun an eine mögliche Abänderung, soweit sie gerechtfertigt erscheint, nicht denken darf. Es wird das eine Aufgabe der nicht fernen Zukunft sein. Aber die Lösung dieser Aufgabe will vorbereitet sein. Ein Mittel dazu scheint mir die Ausbreitung des Verständnisses für die staatsrechtliche Stellung des Beamten, für die Bedeutung des Beamten im ganzen Leben und Wirken eines Volkes, für die notwendige Sicherung und scharfe Umgrenzung seiner staatsbürgerlichen Rechte und Pflichten zu sein.

Viel zu sehr hat man sich im Volk gewöhnt, den Beamten nur als den Verzehrer der Güter zu betrachten, die andere erwerbstätige Kreise der Bevölkerung schaffen. Man hat es als unbequem empfunden und ungern ertragen, daß der Beamte sich in viele Angelegenheiten einmischt, Anweisungen, Ordnungen erläßt und erteilt, sowie deren Durchführung überwacht. Die mannig-

sachen Wünsche, die vielen sich kreuzenden Anliegen, die anläßlich der neuen Gehaltsordnung an Regierung und Parlament vorgebracht wurden, haben zusammen mit der Empfindung, daß man so und so viele neue Steuern aufbringen müsse, lediglich um die Beamten besser zu stellen, seine Beliebtheit nicht gerade vermehrt. Darüber wird aber vergessen, daß man von Gesetz zu Gesetz eilte, dessen Ausführung und Vollzug man notgedrungen in die Hände der Beamten legen mußte. Darüber wird nur zu leicht übersehen, daß es ohne Verwaltung in keinem Großbetrieb, viel weniger im Staat geht, daß der Beamte durch seine Tätigkeit mitarbeitet an der Verteilung und Vermittelung der Güter, an der Sicherstellung des Eigentums und seiner Verwertung. Seine Arbeit ist darum mit der erwerbstätigen Arbeit der übrigen Stände unauflöslich verknüpft; sie trägt ihr gut Teil zur Schaffung und Mehrung des Nationalvermögens bei. Diese Aufgabe stellt den Beamten mitten hinein in das Leben des Volks. Will er ihr gerecht werden, so muß er ein offenes Auge, ein wachsames Ohr haben, so muß er die Strömungen, die Bedürfnisse des Volks kennen lernen, sammeln und an die richtigen Stellen zur Kenntnis bringen. Die Beamtenschaft, die solchermaßen ihre Aufgabe richtig versteht, bildet keinen Gegensatz zu der übrigen Bürgerschaft, aus der der Beamte selbst hervorgegangen ist. Darum darf die Beamtenlaufbahn nicht ein Privileg der Reichen oder Vornehmen sein; sie muß zugänglich sein jedem befähigten Kopf, der die erforderliche Schule und Ausbildung nachgewiesen hat. Ebensowenig wollen wir die Abschließung des Beamten als besondere Klasse weder gegenüber den übrigen Teilen der Bevölkerung noch unter den einzelnen Beamtenklassen selbst. Jeder achte in dem anderen den Beamten als solchen, der an seinem Platz nach seinen Kräften mitarbeitet. Er sehe nicht scheel, wenn es auch einmal einem besonders klugen und hervorragend begabten Manne gelingt, aus einer unteren Klasse in die obere überzuspringen, ohne daß vielleicht alle Voraussetzungen für diese Beförderung erfüllt wären.

Die Erfüllung der Beamtenpflicht nach dieser Auffassung setzt eine gewissenhafte Selbstprüfung und ein hohes Maß von Pflichttreue voraus. Der Beamte muß sich klar darüber sein, welche Verpflichtung er mit dem Eintritt in seine Laufbahn übernimmt; er muß seinem Beruf mit Hingabe der ganzen Persönlichkeit zu Diensten stehen. Die erforderliche Arbeit muß bewältigt werden, sollte sie auch zu ihrer Erledigung mehr als die gewöhnliche und übliche Beschäftigungszeit beanspruchen. Wo sich daraus für den Einzelnen eine dauernde Überanstrengung seiner körperlichen und geistigen Kräfte ergibt, hat der Staat auf baldige und ausreichende Abhilfe zu sinnen; er wird es schon im eigenen Interesse der Erhaltung der Leistungsfähigkeit nicht verabsäumen. Der Beamte wird sich schicken in die durch Gesetz und Verordnung geregelte Art des dienstlichen Verkehrs unter den Behörden und mit seinen Vorgesetzten. Ohne Disziplin und Gehorsam läßt sich eine ersprießliche Verwaltung der Staatsgeschäfte nicht durchführen. Das Empfinden dafür ist dem Beamten durch langjährige Erziehung

in Fleisch und Blut übergegangen. Daran wird der deutsche Beamte in allen seinen Stufen niemals rütteln. Auf ein Streikrecht erhebt er keinen Anspruch, und was Sabotage heißt, das wird in deutschen Landen alle Zeiten ein unbekannter Begriff bleiben. Diese Zuversicht auszusprechen, dazu gibt uns doch wohl das bisherige Verhalten der deutschen Beamtenschaft und auch das bisherige Auftreten aller bestehenden Beamtenorganisationen ein nicht bestreitbares Recht. Ehrfurcht und Achtung wird jeder Beamte seinen Vorgesetzten entgegenbringen. Denn es ist andererseits mit dem Bewußtsein der Pflichten untrennlich verbunden, daß der Vorgesetzte sich solche durch Gerechtigkeit und Unparteilichkeit, durch Verständnis für die Lage des Untergebenen verdient. Die Verpflichtung, durch sein persönliches Verhalten sich das Vertrauen zu bewahren, das sein Beruf, seine amtliche Stellung erfordert, wird den Beamten die Rücksicht vor seiner eigenen Würde lehren. Darum müssen wir verlangen, daß ein jeder, der sich entschließt, Beamter zu werden, auch ernstlich mit sich zu Rate gehe und prüfe, welche Verantwortlichkeit er auf sich nimmt. Aus seiner eigenen Überzeugung heraus muß er sich Klarheit darüber bilden, wie weit er gehen darf. Seine ganze Betätigung muß sich decken mit seiner aus eigenem Erkennen geschöpften Welt- und Staatsauffassung. Und wenn er dann zu Beginn seiner Laufbahn den Treueid dem Staate, seinem Landesherrn und der Verfassung leistet, so muß er sich bewußt sein, daß er auf monarchischem Boden steht, daß er sich nicht Bestrebungen und der Förderung von Zielen zuwenden darf, welche zu ihrem letzten Ende gegen den Bestand des Staates gerichtet sind. Wer soviel Überwindung nicht glaubt üben zu können, der schließt sich besser aus den Reihen der Beamten von vornherein aus.

Daraus darf aber nun nicht die Folgerung gezogen werden, als ob der Beamte sich jeder eigenen politischen Meinung begeben müsse; er darf in seinen staatsbürgerlichen Rechten nicht über den Umfang der Amtspflichten hinaus beschränkt werden. Auf den Boden seines Staates zu treten, dazu kam er aus eigener freier Entschließung. Im übrigen mag er einer Partei, die auf demselben Boden steht, angehören, sei es welche es sei; er mag einem Kandidaten einer solchen Partei bei Wahlen die Stimme geben. Das ist Ausübung seines vornehmsten Staatsbürgerrechts, das ihm so gut zusteht wie jedem anderen. Und wenn er über sich gewinnt, selbst tätig in das politische Parteileben einzugreifen, — wer will es ihm verwehren, der die Auffassung teilt, daß der Beamte schon vermöge seiner Stellung Gelegenheit hat, mit allen Teilen des Volks in Berührung zu kommen, daß ihm am ehesten ruhige und sachliche Aufklärung gegeben sei. Dabei den Takt und Anstand zu wahren, ist für ihn eine selbstverständliche Pflicht. Aber muß ihn diese Rücksicht unter allen Umständen zum gouvernementalen Vertreter der jeweiligen Regierung machen? Ich sehe hier ganz ab von den unmittelbaren, auch zur politischen Vertretung der Regierung berufenen Beamten, für welche eine Ausnahme gelten mag, wenngleich wir keine parlamentarische Regierung und kein Regierungssystem haben,

das eine solche Anforderung an sich stellen müßte. Für die letzteren ist aber zweifelsohne eine besondere Verpflichtung anzuerkennen. Der bekannte Bismarcksche Beamtenerlaß vom 2. Januar 1886 hat nur die Klasse der Landräte, Regierungspräsidenten, Oberpräsidenten im Auge gehabt. Wer hier sich nicht zu fügen versteht, wird die Folgen auf sich nehmen müssen. Nun, im übrigen darf eine Einschränkung nicht Platz greifen. In seiner Zugehörigkeit zur Partei, in seiner Abstimmung zu Wahlen muß der Beamte die volle Freiheit genießen wie jeder andere; er darf nicht, wie Bennigsen sich ausdrückt, „in würdeloser Weise Agitation treiben, nicht solche Handlungen vornehmen, die mit dem Verfahren eines anständigen Mannes nicht in Übereinstimmung zu bringen sind". Und er darf vor allem nicht sein amtliches Ansehen für parteipolitische Zwecke einsetzen, sein Amt mißbrauchen oder gar seine amtliche Stellung zum Organ einer bestimmten politischen Partei herabwürdigen. Die Innehaltung dieser Grenzlinien sollte heutigen Tages eigentlich Schwierigkeiten nicht mehr bereiten. Bei Einhaltung dieser Grenzlinien halte ich den Beamten wohl befugt, Schäden aufzudecken, zu besprechen, Verbesserungen anzuregen. Ist doch auch diese außerhalb des Dienstes geübte Tätigkeit im Grunde nur im Interesse des Staatsganzen und soll der Wohlfahrt und dem Gedeihen des Vaterlandes dienen!

Die Auffassung über das Verhältnis des Beamten als solchem zum Staate scheint eben im Laufe der Jahre eine Umwandlung zu erfahren. Nicht mehr wie früher ist die Zahl der Beamten beschränkt, nicht mehr wie früher ist die persönliche Fühlungnahme so leicht. Die Zahl der Beamten hat sich außerordentlich vermehrt, die Geschäfte haben sich gesteigert, sind vielseitiger geworden. Das persönliche Sich-Nähertreten ist erschwert. Nicht mehr wie früher kann eine Hand alles leiten und lenken. Einzelne Ämter haben eine gewaltige Ausdehnung genommen. Es ist erklärlich, daß an einer Stelle mit mehreren hundert Beamten der Vorstand nicht mehr imstande ist, die untergebenen Beamten als Instrument seines Willens zu behandeln, noch weniger kann dies über das ganze Gebiet des Staates hin versucht werden. Damit aber sah sich jeder Beamte auf größere Selbständigkeit angewiesen, seine Verantwortung wurde eine größere; und mit der Steigerung des Verantwortlichkeitsgefühls hob sich das Selbstbewußtsein, das alte patriarchalische Verhältnis, das in jedem Vorgesetzten auch den geborenen Vertreter der Untergebenen erblickt, schwindet. Weil der Beamte sich mit voller Hingebung seinem Dienst widmet, weil er mit seinem ganzen eigenen Interesse dabei ist, will er selbst mitdenken, gestaltend mitarbeiten dürfen, will gehört und beachtet werden in der vollen, bewußten Erkenntnis, daß trotz tunlichster Zulässigkeit der Bewegungsfreiheit der einzelnen Glieder doch der innerliche Zusammenhang des ganzen Beamtenkörpers eines jeden Staats- und Gemeinwesens gewahrt bleiben muß. Diese veränderte Auffassung von der Stellung des Beamten ist weit davon entfernt, eine Durchbrechung der als notwendig zugestandenen Disziplin zu bedeuten oder als Folge nach sich zu ziehen. Vielmehr wird die Disziplin nur auf neue Füße

gestellt und die Autorität in vernünftigem Sinne aufs neue und sicherer errichtet und begründet, weil jeder einzelne sich zur Überzeugung hindurchgerungen hat.

Es ist begreiflich, daß die Staatsregierung der Wandelung in der Auffassung dieser staatsrechtlichen Stellung der Beamten nur zaghaft folgt, weil sie fürchten mag, daß ihr die Leitung aus den Händen gleitet. Allein bei näherer Prüfung dürfte sich diese Befürchtung nicht als stichhaltig erweisen. Im Gegenteil, wer es ehrlich mit der Aufrechterhaltung der Staatsautorität, aber auch mit der fortschreitenden Entwickelung des öffentlichen Dienstes zum Heil des Gemeinwesens meint, der muß wünschen, daß die Regierung je eher desto besser ihre ablehnende Haltung aufgebe, wenn sie Einfluß auf ihre Beamten behalten will.

Eine Einwirkung wie früher ist heute nicht mehr möglich. Dazu ist das Heer der Beamten allzusehr angeschwollen. Die Bewegung, die entstanden ist, geht nicht bloß durch einzelne Köpfe, sie hat das Schicksal der Zeit geteilt und die Masse ergriffen. Wie groß in Wirklichkeit die Zahl der Staats- und Kommunalbeamten geworden, läßt sich mit Sicherheit zahlenmäßig nicht feststellen*). Vergleichen wir die Zahlen, die sich für das Reichsgebiet in der Verwaltung der Post und Telegraphie ergeben, welche der Höhe von 400000 nahe kommen, stellen wir daneben die Zahl aller im Eisenbahnbetriebs- und Bauwesen Angestellten, die Lehrerschaft an Volks- und Mittelschulen, aller Beamten der inneren Verwaltung, der Justiz, überschlagen wir die Zahl der Beamten der Finanzverwaltung, des Zoll- und Steuerwesens, und ziehen wir daneben die Gruppe der kommunalen Beamten in Rechnung, so wird die Gesamtsumme von nahezu eineinhalb Millionen nicht zu hoch gegriffen sein. Daß in diesen Massen das Bedürfnis nach Zusammenschluß, nach einer festgefügten und wirksamen Organisation entstand, das war nach dem Beispiel anderer Stände nur eine Frage der Zeit. Ganz natürlich finden wir einen solchen Zusammenschluß zuerst in den drei großen Klassen der Post- und Telegraphenbeamten, der Eisenbahnbediensteten, der Lehrer. Aber weit über diese Gruppen hinaus haben sich Beamtenvereine gebildet. Es bestehen solche in allen Klassen der Unterbeamten, der Mittelbeamten, ja auch schon der höheren Beamten. Das Recht der Freiheit zum Zusammenschluß zur Vereins- und Verbandsbildung kann den Beamten nicht mehr entrissen werden. Damit sollte sich die Regierung nicht bloß abfinden, sie sollte sich nicht Schritt für Schritt zu Entgegenkommen drängen lassen, sie sollte von sich aus die Anerkennung des Gewordenen vollziehen, um auch

*) Interessante Angaben hierzu finden sich in einem in den Grenzboten wiederholt erwähnten Aufsatz von Albert Hesse in Conrads Jahrbüchern (III. Folge, 40. Band, Dezember 1910, S. 721 ff.) „Berufliche und soziale Gliederung im Deutschen Reich". Dort lesen wir u. a., daß die Zahl aller Beamten, einschließlich der Privatbeamten, gestiegen ist von 307265 im Jahre 1882 auf 1299728 im Jahre 1907, früher 1,90 Prozent der Bevölkerung ausmachte, jetzt aber 5,28 Prozent! Die Schriftleitung.

jeden Schein eines Gegensatzes zu verhüten, um das vorhandene Gefühl der Zusammengehörigkeit des Beamtenkörpers innerhalb einer Verwaltung zu hüten und zu pflegen. Wo einen einzelnen ein Schmerz drückt, soll er selbst und darf er an zuständiger Stelle vorstellig werden. Aber warum will man es ihm verwehren, sich nun nach einem Beistand umzusehen, eine Unterstützung sich zu suchen? Freilich muß der Beistand die Grenzen kennen und einhalten, und ein etwa angegangener Abgeordneter wird Kenntnis der bestehenden Vorschriften und Takt genug besitzen, um zu wissen, daß sein Eintreten nicht auf eine unzulässige Einwirkung auf die sachliche Entscheidung, sondern nur auf ein gerechtes, in Formen und Pflichten durch Gesetz festgelegtes Verfahren gerichtet sein darf. Wo aber die Interessen einer ganzen Beamtenklasse, einer ganzen Betriebsabteilung in Frage stehen, da sollte es erlaubt und für zweckmäßig erachtet werden, auch einmal mit den Vertretern eines diese Klasse von Beamten umschließenden Vereins in das Benehmen zu treten, Fühlung zu nehmen. Man darf doch auch die zunächst Betroffenen um ihre Meinung befragen, hören, ohne damit der eigenen Würde etwas zu vergeben und sich der eigenen freien Entschließung zu berauben. Diese Aussprache kann nur aufklärend wirken, sie kann Verständnis für die Gründe der seitens der Verwaltung ergehenden Entschließung verbreiten, sie unterstützt damit deren Durchführung. Daß man die Beamtenvereinigung nicht übergeht und geflissentlich übersieht, wird in dem Beamten nur das Staatsgefühl stärken und ihm die Unzulässigkeit und Ungehörigkeit eines jeden Druckes und einer jeden Drohung unter Bezug auf die von ihm vertretene Masse begreiflich machen. Es wird die weitere Wirkung zeitigen, daß man innerhalb der Organisation den Wert guter Beziehung zu der Verwaltung schätzen lernt. Man wird vermeiden, als Vertreter der Organisation Personen zu bestimmen, deren Veranlagung eine Störung dieser guten Beziehung herbeiführen könnte, die aber anderseits genügend Sachkenntnis, Erfahrung und selbständige Meinung besitzen, so daß eine Verwaltung in der Lage sein wird, die in der Masse treibenden wertvollen Kräfte sich nutzbar zu machen und durch deren Vertrauen das Vertrauen der Masse zu gewinnen.

Ein Teil dieser Erwägungen trifft auch für die von den Beamtenvereinigungen aufgestellte Forderung der Bildung von Beamtenausschüssen zu. Ich bin kein prinzipieller Gegner. Wenn ich mich bisher nicht ohne Einschränkung dafür ausgesprochen habe, so waren Bedenken die Ursache, welche auch heute nicht zerstreut sind. Der Begriff scheint mir noch nicht genügend geklärt zu sein. Der Umriß der ihnen zuzuweisenden Aufgabe scheint mir noch allzu undeutlich. Es ist zweifelhaft, bei welchen Stellen sie gebildet werden sollen. Schon Provinzialstellen und noch mehr Bezirksstellen werden oft nicht die genügende Zahl von Beamten aufweisen, um einen ausreichenden Wahlkörper abzugeben. Die Frage, ob alle Beamten einer Stelle den Wahlkörper bilden sollen oder ob die Wahl aus einzelnen Gruppen vollzogen wird,

ist schwierig zu entscheiden und wird zu großen Meinungsverschiedenheiten Anlaß geben. Eine starke, feste Verwaltung kann einen unliebsamen Einfluß auf den Ausfall der Wahl ausüben, und allzu unbedeutende Persönlichkeiten in einem solchen Ausschuß würden bald dessen Ansehen heruntergewirtschaftet haben. Man kann doch erwägen, ob unter diesen Umständen nicht die Vereine und Verbände sich wirksamer der Interessen annehmen können, welche dem Ausschuß anvertraut werden sollen. Allerdings ist einzuwenden, daß immer ein Teil der Beamten diesen nicht angeschlossen ist und somit durch sie eine Vertretung nicht hat.

Zu dem Recht, sich mit anderen Berufs- und Standesgenossen in Vereine und Verbände zusammenzuschließen, zu dem Recht, mit einzelnen Abgeordneten in Verkehr zu treten, soweit — diese Einschränkung muß selbstverständlich gemacht werden — dadurch ein Amtsgeheimnis nicht verletzt wird, kommt das Recht, sich mit Petitionen an die Parlamente zu wenden. Dieses Recht darf in keiner Hinsicht geschmälert werden. Die Beamten, welche das zu tun für nötig befinden, werden sicherlich nicht verfehlen, ihrer vorgesetzten Behörde davon Kenntnis zu geben; sie werden Ton und Anstand wahren und gut daran tun, vorher in der Regel den gesetzten Instanzenzug zu erschöpfen.

Ich habe am Eingang ausgeführt, wie eigenartig das Rechtsverhältnis gebildet ist, das zwischen Staat, Kommune einerseits und dem Beamten anderseits abgeschlossen wird. Der Staat und auch die Kommune setzen selbst die Bedingungen fest, unter denen die Annahme erfolgen kann; sie verlangen die restlose Einsetzung der körperlichen und geistigen Kraft und beanspruchen darüber hinaus für das Verhalten ihrer Beamten im Dienst und außerhalb desselben eine stete Rücksichtnahme auf das, was sie als Beamtenpflicht erklären. Dafür gewähren sie eine Anstellung auf Lebenszeit, ein bestimmtes, in festgesetzten Stufen aufsteigendes Gehalt, einen Pensionsanspruch, eine Witwen- und Waisenversorgung und eröffnen ihren Beamten die Aussicht des Vorwärtskommens in höhere und besser bewertete Stellungen. Darin liegt ein erhöhter Schutz ihres Daseins, darin liegt aber auch der Anspruch an eine weitgehende Hingabe, die den Beamten in eine gewisse Abhängigkeit bringt, auf der die Macht des Arbeitgebers lastet und die viele Klippen birgt, an welchen der Beamte Gefahr läuft aus dem Schiff hinausgeworfen zu werden. Der Zwang darf nur so weit gehen, als es der Zweck des Staates und die Sorge für den geordneten Gang der Staatsmaschine erfordert; er darf nicht die ganze individuelle Persönlichkeit ersticken, nicht ausarten in eine Bevormundung in allen Dingen und in jeder Hinsicht. Sonst müßte man auch dem Beamten eine Art Modernisteneid abnehmen. Darum muß seine Anstellung, seine daraus hervorgehende Verpflichtung und sein daraus hervorgehendes Recht genau durch gesetzlich festgelegte beamtenrechtliche Grundsätze umschrieben und abgegrenzt sein; er muß gesichert sein durch das Recht der Beschwerde, er muß Eröffnung erhalten von Bemängelungen seiner Dienstführung; das Disziplinarverfahren muß ihm die

Möglichkeit ausgiebiger Verteidigung gewähren, Berufung und schließlich auch eine Wiederaufnahme des Verfahrens kennen. Gerade weil das Verhältnis des Beamten zum Staat nicht aufgeht nur in der Leistung der täglichen Arbeitsmenge und der Bezahlung hierfür, weil es ein viel tiefer dringendes und sein Denken und Fühlen beeinflussendes ist, verlangen wir ein gründlich ausgestaltetes, klares und übersichtliches Beamtenrecht. Daran fehlt es in vielen Staaten nicht. Aber daß diese bestehende Gesetzgebung noch manche Wünsche übrig läßt, das haben doch so manche in letzter Zeit bekannt gegebenen Disziplinarfälle gezeigt. Und daß diese Gesetzgebungen, daß namentlich die Beamtenstatute der einzelnen Kommunen die größten Verschiedenheiten aufweisen, das wird auch nicht bestritten werden können. Darum wünschen wir eine tunlichste Vereinheitlichung dieses ganzen Beamtenrechts, ein Vorangehen im Deutschen Reich, ein Nachfolgen in den einzelnen Bundesstaaten, in den Kommunen. Kommunen, Staat und Reich sind übermächtige Arbeitgeber ohne Konkurrenz; sie haben auch gegen ihre Beamten eine im weitesten Sinne soziale Verpflichtung zu erfüllen.

Daß deren Erfüllung die notwendige weniger erfreuliche Folge eines bedeutenden Aufwands im Staatshaushalt verursacht, ist eine Wirkung, die den Steuerzahler in empfindlicher Weise trifft. Aber zu diesen Steuerzahlern gehört auch wieder der Beamte selbst und er hat darum selbst — übrigens nicht bloß aus diesem Grund — allen Anlaß mit dahin zu wirken, daß die Vermehrung der Zahl der Beamten, daß seine Masse nicht in das Ungemessene wächst. Man würde einen großen Fehler begehen, wenn man sich dem Eindruck verschließen wollte, den die Höhe des Aufwands für die Beamten auf das Volk im allgemeinen macht. Derselbe muß schätzungsweise auf mehrere Milliarden angenommen werden. Darum ist es dringend geboten, die staatliche Einrichtung der Ämter und Stellen so zu gestalten, daß die Geschäfte rasch, daß sie auch möglichst einfach erledigt, daß das Volk sich leicht in dem Gang der Geschäfte zurecht finden kann, daß überall ein sachdienliches Entgegenkommen geübt wird. Dadurch wird es möglich werden, nicht zu einer fortgesetzten mechanischen Vermehrung der Stellen und der Beamten zu schreiten. Wohl aber wird sich durch eine systematische organisatorische Umwandlung eine Reform durchführen lassen, mittels der wir in Verbindung mit der veränderten, den modernen Zeitverhältnissen angepaßten Auffassung über die Bedeutung und die rechtliche Stellung des Beamten zum Staat und zur übrigen Bürgerschaft erreichen, daß unser Beamtentum nicht altmodisch wird, sondern in lebhafter, angeregter, geistiger Fühlung mit allen Teilen des Volks, in wertvoller ersprießlicher Wechselwirkung als tüchtiger Mitarbeiter an dem Blühen und Gedeihen aller Stände, an dem Glück und der Wohlfahrt des ganzen Volkes, an der Erhaltung und Festigung des Staates geachtet wird.

Und damit bin ich wieder bei dem Ausgangspunkt meiner Darlegungen angelangt. In dem Hervorkehren und Betonen dieser ideellen und

kulturellen, unser ganzes Staatsleben berührenden Bestrebungen liegt die politische Bedeutung, liegt auch der Kern, der von den Sonderinteressen wieder hinüber führt zur Rücksicht auf das Ganze des Volks und des Staates. Damit ist die Aussicht und die Zuversicht gewonnen, daß wieder mehr als bisher das Aussöhnende, das Gemeinsame und Einigende berücksichtigt wird, indem man die Bedeutung des einzelnen Standes in seinem Wert für die Gesamtheit würdigt und der einzelne Stand wiederum seine Bestrebungen dem Interesse des Ganzen ein- und unterordnet.

Eine von solchen Grundsätzen getragene Teilnahme des Beamten an dem öffentlichen Leben wird gerechtfertigt erscheinen, wird Verständnis finden in allen übrigen Teilen des Volkes. Sie wird mit dazu beitragen, Aufklärung über Staats- und Gemeindeeinrichtungen sowie andere für die Allgemeinheit wichtige Grundfragen der Politik zu verbreiten, das richtige und gerechte Maß des Beistands und der Inanspruchnahme aus Mitteln der Allgemeinheit zu finden.

Freilich gehört zu der politischen Tätigkeit des Beamten ein gewisser persönlicher Mut, persönliche und materielle Opferfreudigkeit. Dem Ernst der Zeiten gegenüber wird der Beamte beides nicht versagen, er wird den Weg zu der Partei suchen und finden, auf welche ihn seine Erziehung und Schulung, seine Lebenserfahrung und Überzeugung hinweist. Nimmt sein Beamtenverein sich den besonderen Interessen des Standes an, so wird er innerhalb der Partei für das Verständnis dieser Interessen wirken, und die Partei wird unter Berücksichtigung des Interesses der Allgemeinheit bildend und fördernd in der Richtung der politischen Ausgestaltung des öffentlichen Lebens wirken.

Der Beamte wird solchermaßen den rechten Weg finden, den vor kurzem der gewiß freiheitlich denkende württembergische Ministerpräsident zu der Frage der politischen Betätigung der Beamten mit der Erklärung wies: „Es kann der Regierung nur erwünscht sein, wenn Männer, die in ihrem Berufe ein öffentliches Amt ausüben, sich auch außerhalb ihres Berufes am politischen Leben beteiligen und dabei ihre beruflichen Erfahrungen der Allgemeinheit nutzbar machen. Doch ergibt sich aus dem Wesen des öffentlichen Dienstes und der Stellung der Beamten, daß die Freiheit der politischen Betätigung nicht unbegrenzt sein kann, vielmehr dem Beamten wie seiner amtlichen und seiner außeramtlichen Führung überhaupt, so auch hier gewisse Schranken geboten sind. Diese Schranken sind bedingt durch die gesetzliche Beamtenpflicht, durch die Pflicht der gewissenhaften Wahrnehmung des Amtes, durch die Amtsverschwiegenheit, die Treue gegenüber dem König und der Verfassung."

Sei es nun als Glied einer Beamtenvereinigung, sei es als Bürger des Staats, immer wird in jeder Lage der Beamte sich leiten lassen von der alten beherzigenswerten Wahrheit:

Immer strebe zum Ganzen, und kannst du selber kein Ganzes
Werden, als dienendes Glied schließ an ein Ganzes dich an!

Richard Wagners Kunst im modernen Frankreich

Von Dr. Wilh. Kleefeld-Berlin

eben der natürlichen sprachlichen und geistigen Schranke, die dem urdeutschen Tondrama Wagners in Frankreich von jeher entgegenstand, türmte sich nach 1870 noch der Wall der inneren Feindseligkeit und Gereiztheit auf. Wagners Satire „Eine Kapitulation", die Politik und Kunst zusammenschweißt, griff man als Vorwand für eine entschiedene Stellung gegen den deutschen Meister mit hastiger Gier auf. Selbst die Musiker, die sich bis dahin um das Verständnis der neuen Kunstrichtung bemüht hatten, gingen jetzt ins gegnerische Lager über.

Welch ein Umschwung der Ereignisse! Hatten sich doch die führenden Musiker Frankreichs einst mit Begeisterung an Wagner angeschlossen. Ein Saint-Saëns, ein Victorin de Joncieres, ein Vincent d'Indy waren Glieder der Bayreuth-Gemeinde gewesen. Das ist kein Zufall. Gerade in Frankreich schloß man sich vor dem Kriege unbefangen an Wagner an, weil man viele französische Ideen in seiner Kunst verwirklicht sah. Man erinnerte sich, daß der Stil Lullys, des französierten Italieners, und Rameaus schon verwandte Richtung zeigte und zitierte alle Musiker als Kronzeugen, die in ihren Absichten ähnliche Ziele andeuteten. Ja, einzelne verstiegen sich zu der Behauptung, der ganze Wagnerstil sei schon von den Franzosen vorausgeahnt! Hatte nicht der Franzose Berardy erklärt: Das Prinzip der Oper ist ganz einfach dieses, daß man im Singen spricht und im Sprechen singt! Und hatte nicht Choron, Alexandre Etienne Choron, nach Fetis der am gründlichsten gebildete Theoriker, schon im zweiten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts ausgeführt: „Der deklamierte Gesang ist von Anfang an der einzige Leitstern für alle die gewesen, die für die lyrische Bühne geschrieben und von diesem Prinzip einen so strengen Gebrauch gemacht haben, daß die alte dramatische Musik im Grunde nur ein einziges Rezitativ, sozusagen ein in der Tonhöhe fixiertes Deklamieren darstellte". Zu Chorons Zeit, als die Italiener die Herrschaft errangen, trat der neue Stil und mit ihm die Vokalmusik gewissermaßen in eine neue Ära ein. Die Bühne eignete sich alle Kunstgriffe an, nahm von den neuen Errungenschaften Besitz, und bald waren die Dinge so weit gediehen, daß auf sämtlichen Opernbühnen alles dem einen Zweck geopfert wurde, die Kunst des Sängers in möglichst farbenprächtigem bengalischen Licht erstrahlen zu sehen. Diese Verehrung fing bei den Italienern an, ging dann auf die Deutschen über und nach einigem Zögern auch auf die Franzosen. Es wäre müßig, auszurechnen, wie weit wir heute von dem Ziel abgekommen sind, das man sich einst gesetzt hat.

Derselbe Choron hatte auch — nach französischer Auffassung — schon die Neuheit des verdeckten Wagner-Orchesters angedeutet, indem er schrieb: „Der Anblick eines Orchesters, das sich vor den Augen des Publikums betätigt, ist

mindestens ebenso störend, wie es der Anblick der Maschinen und der zu ihrer Bedienung auf der Bühne verwandten Menschen wäre." Adolphe Sax, der Schöpfer des nach ihm benannten und in Frankreich viel verwendeten Blasinstruments, hatte für die Pariser Ausstellung 1867 sogar einen Theaterbauplan ganz im Sinne Wagners ausgearbeitet und sich dabei auf die Andeutungen eines weit älteren Landsmannes, des Komponisten Gretry, gestützt. Dieser schrieb im Jahre fünf der französischen Republik: „Ich wünsche, daß der Theatersaal klein sei und höchstens tausend Personen fasse, daß er nur eine Art Plätze habe und weder kleine noch große Logen. Ich wünsche, daß das Orchester bedeckt sei, und daß man weder die Musiker noch die Lichter der Pulte vom Zuschauerraum aus bemerke. Die Wirkung wäre zauberhaft, man wüßte jedenfalls, daß man das Orchester niemals dort vermuten würde". Alle diese Beziehungen Wagners zu phantasievollen Wünschen französischer Musiker schmeichelten der gallischen Eitelkeit und näherten die Kunstfreunde jenseits des Rheins den Bayreuther Plänen.

Da trat mit dem Jahre 1870 plötzlich der große Wandel ein. Gewiß, das große Publikum hatte damals in Frankreich ebensowenig wie in Deutschland innigere Fühlung mit der neuen Kunst gewonnen. Das Beispiel der „Tannhäuser"-Aufführung in Paris spricht dafür deutlich genug. Aber die Musiker schienen sich in die Ideen überraschend schnell eingelebt zu haben. Als im Jahre 1876 die Bayreuther Festspiele ins Leben traten, ließen es sich die Führer der französischen Kunst trotz der nach dem Kriege eingetretenen, allzu begreiflichen Spannung nicht nehmen, nach Bayreuth zu kommen, um mit eigenen Ohren und Augen zu genießen. Freilich, Saint-Saëns, der einst mit lautester Stimme den Ruhm Wagners verkündet, der alle Nachstrebenden mit Begeisterung auf das hehre Vorbild hingewiesen hatte, ließ jetzt statt des Jubels nur Warnungen hören. Er nörgelte an allen Ecken, verbohrte sich in Äußerlichkeiten des Szenischen und Gesanglichen, um über den Kern der Sache, die Wagnerkunst, kurz hinwegzugleiten.

Sollen wir ihm daraus eine Anklage schmieden? — Mit nichten. Wer den französischen Charakter, den nationalen Stolz versteht, muß seine Berechtigung anerkennen und darf dann auch diese aus den politischen Verhältnissen erklärlichen Gegensätze nicht unterschätzen. Zur Ehre Saint-Saëns' aber sei es gesagt, daß er sich später bemühte, die Widersprüche in seiner Stellung zu Wagner zu erklären und in einer kleinen Schrift zu begründen. In seinem frühen Mannesalter erkor er sich den „Fliegenden Holländer", den „Lohengrin" zum Vorbild. Mit vornehmer Freimütigkeit gesteht er zu, daß mit dem Fortschreiten der Wagnerschen Kunst seine Stellung zu ihm sich änderte. Wer den „Lohengrin" liebt, braucht den „Tristan" nicht zu lieben. Gewiß gibt er zu, das Genie stecke sich nicht seine Straße ab, sondern bahne sich den Weg im Vorwärtsbringen; sich an eine Route binden, hieße sich der Tatenlosigkeit preisgeben. Er achte, er preise die Freiheit, die Wagner in der Kunst für sich beanspruche.

„Aber ich verlange auch, ich für meinen Teil, daß man meine Freiheit achte, die Freiheit, zu bewundern, was mir gefällt, und im übrigen nach Herzenslust zu kritisieren: lang zu finden, was lang ist, dissonierend, was dissonierend, absurd, was absurd ist. Und das wollen eben die Wagnerianer nicht zugeben. Sie packen einen bei der Gurgel; man soll immer und jederzeit in Bewunderung zerfließen. Wagner ist ihr Musikgott, es gab weder vor ihm noch nach ihm Musik. ‚Sie haben Wagner studiert, haben aus ihm Nutzen gezogen und wollen ihn jetzt verleugnen?' ruft man mir zu. Nein, meine Herren, ich will ihn nicht verleugnen; im Gegenteil, ich bin stolz darauf, ihn studiert, von ihm profitiert zu haben, wie das mein gutes Recht, meine Pflicht ist. Ich habe es mit Sebastian Bach, mit Haydn, Beethoven, Mozart, mit allen Meistern, allen Schulen ebenso gemacht. Ich fühle mich deshalb nicht verpflichtet, jedem der Reihe nach zu erklären, er sei der alleinige Gott und ich sei sein Prophet." Saint-Saëns gesteht zu, daß er im Urteil wie im Schaffen der Kunst nun einmal Eklektiker sei und deshalb nicht der Sekte der blindgehorsamen Wagnerianer beitreten könne.

Die heranwachsende Generation der französischen Musiker aber richtet er mit Worten auf, die Victor Hugo in seinem Buche „William Shakespeare" den jungen Literaten zugerufen:

Wie wird man solcher Genies würdig? — Indem man anders ist als sie!

Dieses stolze Wort gibt Saint-Saëns als Losung aus im jungen Frankreich. Es bedeutet nicht einen Kampfruf gegen Wagner. Es ist ein Sammelruf der tatkräftigen Elemente, sich nicht ihrer Eigenart zu entäußern, indem man dem für Frankreich fremdartigen Wagnerphantom nachjage. Diese Worte aus dem Munde des heutigen Veteranen der französischen Musik haben die Stellung Wagners im modernen Frankreich geschaffen. Man zog in künstlerischer Vornehmheit daraus den Schluß, Wagner zu geben, was Wagners ist, den Franzosen, was der Franzosen ist.

Nicht in gleichem Maße wie bei uns verfiel man in Frankreich in den Fehler, vor Wagner-Verehrung seine Nachahmer, ja seine Nachäffer zu werden. Man hat, seidem die politische Ruhe wiedergekehrt ist, Wagners Genius die größten Huldigungen auf französischem Boden dargebracht; nach und nach hat man auf den großen Bühnen Frankreichs alle Schöpfungen im Sinne des Meisters in mustergültiger Weise zur Darstellung gebracht. Man pilgerte nach Bayreuth, um mit Hingebung und Andacht zu lauschen; in den letzten Jahren hält dort das französische Idiom dem deutschen fast die Wage. In Frankreich hat man so glänzende Vertreter der Wagner-Bühne herangebildet, daß selbst Bayreuth eine große Zahl französischer Sänger zur Mitwirkung an den Festspielen berief.

Die zahllosen Schriften über Wagner und seine Kunst in Frankreich legen deutlich Zeugnis ab für das Interesse, das sich gegenwärtig aller Schichten

des gebildeten Volkes bemächtigt hat. Kurzum, Wagners Kunst hat sich in Frankreich in höchster Bewertung durchgesetzt.

Auch die Komponisten sind der Bahn des Großen gefolgt. Ernest Reyer, der mit der Blüte der „Großen", schon entarteten Oper in die Höhe gekommen, rang sich noch in der Zeit des Alters zu den modernen Ideen durch, brachte mit sechzig Jahren einen „Sigurd" und mit achtzig Jahren eine „Salamboo" auf die Bühne. Victorin de Joncieres wählte die „Meistersinger" zum Idol, dessen Glanz ihm freilich zu sehr in die Augen stach, um sie offenhalten zu können. Vincent d'Indy, der schon im Gebiete der symphonischen Arbeit einen großen Ideenfortschritt bekundet, schlägt auch in seinen Bühnenwerken „Fervaal" (1897) und „L'Etranger" (1903) eine ähnliche Richtung ein. Ducas bringt über stark realistische Tonmalereien gleichfalls zur Wagner-Dramatik durch. Ganz im Wagnerbann steht aber Gustave Charpentier. Er begnügt sich nicht, Bayreuth-Gedanken zu stammeln, sondern macht sich die Wagner-Sprache so zu eigen, daß er aus dem gegebenen Prinzip weitere neue Folgerungen zu ziehen versteht. In seinem Musikroman „Louise" wird das System des Leitmotivs bis zur Ungeheuerlichkeit ausgebildet. Daher kann man diese Motivbildungen und Verschlingungen nicht mit dem Schlagworte „wagnerianisch" abtun. Gewiß wären sie ohne Wagner nicht denkbar, ebenso wie die Wagnersche Kunst ohne Beethoven und die ganze moderne Musik ohne Wagner nicht denkbar wäre. Aber die Wagnersche Tendenz ist von Charpentier nicht gedankenlos übernommen, sondern bewußt fortgesponnen und weitergeführt. Seine Motive erzwingen sich in ihrer prägnanten Kürze durch die neue Art der Kombinationen ihre Eigenwirkung. Die gehäufte Anwendung, die schwindelnd betäubende Wiederkehr der Themen geht weit über die von Wagner gesteckten Ziele hinaus und öffnet dieser bereits für abgeschlossen geltenden Kunst neue Wege und neue Aussichten.

Diese Aussichten zu erfüllen, ist vielleicht am meisten Claude Debussy berufen, der Jüngste der Jungen, der Neutöner, der unter allen Pfadsuchern wirklich in ein Neuland vorgedrungen ist. Seine Oper „Pelleas und Melissande", seine Kammermusik, seine symphonischen Impressionen, seine Lieder — sie sind das Ultramoderne an Stil und Ausdruck. Gewiß fußt auch Debussy auf Wagner, aber er betrachtet ihn nur als Ausgangspunkt für seine spielerisch anmutende Anwendung von thematischen Andeutungen, für seine „leitmotivischen" Phantasien und Phantasmagorien. Hier bei Debussy wird alles molluskenhaft elastisch. Die Tonart, die bei Wagner schon Dur und Moll als zugleich bestehend charakterisierte, ist zu einem dauernden Dur-Moll geworden, einer stetig wechselnden Übergangstonart, die sich nicht greifen und nicht fassen läßt. Ihre besondere Eigentümlichkeit ist eben ihre Unaussprechlichkeit. Und wie bei Wagner die Melodik die Dreiklangsintervalle, die Oktave sprengt, so greift auch Debussys Kantilene über diese scheinbar fest gegründeten Harmonien hinaus. Alle Dreiklänge kommen schon mit der Septime, ja mit der None, der Undezime zur Welt. Septime und None werden nicht als zweckdienliche Weiterführung, sondern

als Urelemente der Akkorde betrachtet. Dadurch einigen sich alle Harmonien zu einer geschlossenen Rundkette, die die Möglichkeiten des Fortschreitens bis ins Unendliche steigert. Was aber das Wesentliche ist: diese Neumittel werden nicht prahlerisch in den Vordergrund gestellt, sie gelten vielmehr schon als selbstverständliche Voraussetzung, aus der sich ein überreicher Tonschatz erschließt. Die Polyphonie des Debussyschen Opernorchesters hat ihre eigenen Ziele. Hat sie bei Wagner Bildkraft, plastische Prägung, so dient sie hier nur der Stimmung. Alles ist Gefühl, gehauchte Empfindung. In einem geheimnisvollen „clair-obscur" durchkreuzen sich die Tonfluten, durchdringen sich, streben zueinander, auseinander und bleiben so in ewigem gleitenden Fluß. Es gibt keine Grenzen, keinen Rahmen der Gedanken. Der Gedanke wird von Haus aus in die Stimmung übertragen, die er auslöst, und durch die Ausbreitung dieser Stimmung wird wie aus mystischer Ferne der Gedanke nur angedeutet, nur nebelhaft verschwommen gezeigt. Er greift nicht in die im Traum einhergaukelnden Vorgänge ein, er begleitet sie, umfließt sie und gewinnt erst im wechselseitigen Anpassen Macht über sie. Es ist kein Zweifel, in dieser Musik steckt etwas vom mittelalterlichen Mystizismus, der sich scheut, die Dinge beim Namen zu nennen. Und doch ist die Kunst so übermodern. Sie könnte ohne die letzte Erfüllung Wagnerscher Tendenzen nicht leben. Als echte Kunst schafft sie sich über einst und jetzt hinaus ihre eigene Welt, die von der Zeit losgelöst nur durch sich selbst Geltung erhält. Daß es Debussy gelingt, in dieser ungreifbaren Übergangskunst zu fesseln und zu bannen, beweist deutlich die Genialität seiner Persönlichkeit. Es ist nicht anzunehmen, daß „Pelleas und Melissande" das Vorbild einer neuen Ära wird. Aber wenn nicht alles trügt, wird der Boden, auf dem diese zonenferne Blüte erstanden, für gewisse Zeit Felder und Wurzeln befruchten, die eine Richtung der musikalischen Zukunft darstellen. Auch hier ist die selbstverständliche Voraussetzung: Wagner. Gerade weil die stärkeren Franzosen sich sträubten, in die strenge Gefolgschaft Wagners einzutreten, ist es ihnen gelungen, aus der Wagnersphäre neue Anregung zu ziehen. In der kritischen Stellung zu Bayreuth haben sie sich bei aller Bewunderung und Anbetung die Kraft bewahrt, die Tonwerte ihrem eigenen Kurse anzupassen und aus dem Grundcharakter neue Spielart zu schöpfen. Und Debussys Spielart hat Zauber genug, für sich zu gelten und zu bestehen. Freilich neigt dieser ganze Stil mehr zur kleinen Form. So ist der köstlichste Schmuck seiner schillernden Phantasie ein Kapriccio wie „L'après midi d'un faune" oder ein Notturno wie „Nuages, Fêtes, Sirenes". Hier in diesen gleichsam nur angedeuteten Stimmungsbildern des Orchesters wirft der Neutöner mit klanglichen Überfällen, mit geistreichen Gegensätzlichkeiten in Tönen und Harmonien um sich, daß unsere Augen geblendet sind von dem Feuerwerk der Instrumente. Gewiß wird man bestätigen, daß solche Tonschnörkel und Ranken, die in überraschender Ungewöhnlichkeit zusammenfließen, nicht das Gebäude der Tonkunst ausmachen können, daß solche kühn hingeworfenen Einfälle nicht der

Wesensinhalt der Töne, der klanglichen Weisheit und Tiefe sind. Aber wer in der Stimmung den Verstand gelten läßt, wer in der Abart nicht nur die Entartung, sondern auch eine Vervollständigung der Art zugesteht, der wird diese Neukunst als eine gewiß nicht uninteressante Bereicherung der Tonmöglichkeiten zugeben. Und ähnliches erleben wir in Debussys kleinen Klavierskizzen, in der Suite bergamesque, den Estamps, den Präludien, Masques und am deutlichsten wohl in seinen — Liedern. Lieder? ... Lieder ist nicht mehr der richtige Name, auch Gesänge paßt nicht auf diese Stimmungsbilder, die in dichte Schleier gehüllt vorbeihuschen. Debussys empfindsame Natur kommt den Poesien Verlaines und Baudelaires entgegen. Wenn einer, so findet Debussy den Ausdruck, diesen dichterischen Momentstimmungen tönendes Leben zu verleihen. Freilich macht er es dem Sänger nicht leicht. Er zwingt ihn, seine Stimme völlig herabzudämpfen, auf ein Flüstern, ein Hauchen, und beinahe wie in Traumverzückung sich über sich selbst hinauszusetzen. Und selbst diese schattenhaften Reimgebilde erschöpfen nicht das Maß an Kunstwesenlosigkeit, das dieser Impressionist verlangt. So schuf er sich seine eigenen Poesien, wandert also auch hier auf den Bahnen Wagners, indem er nach vergeblichem Ringen um die musikalischen Äußerungen sich zu dem Entschluß durchkämpft, sein eigener Dichter zu werden. Aus diesem Gesichtspunkt heraus sind seine „Proses lyriques" zu verstehen: gedichtete Prosa, die sich auf einen winzigen Stimmungsausschnitt einnistet, die alle Farben des Regenbogens auf eine kleine stille Umrißlinie ausstreut und sich freut an dem gestaltlosen Ineinander und Miteinander der Farben. Seine Musik ist Farbenmusik. Aber in dieser geschlossenen Formlosigkeit kann man ihr Berechtigung nicht absprechen.

Ein Muster unter den Proses lyriques ist „De Soir":

Dimanche sur les villes, dimanche dans les cœurs! Dimanche chez les petites filles chantant d'une voix informée des rondes obstinées où de bonnes tours n'en ont plus que pur quelques jours!

. . . . . .

Dimanche dans le bleu de mes rêves, où mes pensées tristes de feux d'artifices manqués ne veulent plus quitter le deuil de vieux dimanches trépassées.

Et la nuit à pas de velours vient endormir le beau ciel fatigué, et c'est dimanche dans les avenues d'étoiles; la Vierge, or sur argent, laisse tomber le fleurs de sommeil!

Vite, les petits anges, depassez les hirondelles afin de vous coucher forts d'absolution! Prenez pitié des villes, prenez pitié des cœurs, vous, la Vierge or sur argent!

Mit den überkommenen Tonwerten war in diesen Prosadichtungen nichts auszurichten. Wer solche Vorlagen wählt, muß die Pastellstifte der Töne meistern.

Für das Erbrecht des Reiches

Von Juſtizrat Bamberger-Aſchersleben

5. Der Familienſinn

Wo viel Geld iſt, geht immer ein Geſpenſt um. Je älter ich werde, je tiefer empfinde ich, ſoll heißen: je ſchärfer beobachte ich den Fluch des Goldes. Es ſcheint doch faſt wie ein göttlicher Wille, daß ſich der Menſch ſein tägliches Brot verdienen ſoll, der Miniſter natürlich anders als der Tagelöhner, aber immer Arbeit mit beſcheidenem Lohn. Ererbte Millionen ſind nur Unglücksquellen...

Theodor Fontane

Vom Familienſinn war in jüngſter Zeit ſo viel die Rede, daß nur ein beſonderer Grund es rechtfertigen kann, auf dieſen Gegenſtand zurückzukommen. Ein ſolcher liegt vor. In der Kreuzzeitung vom 18. November 1910 hat ein praktiſcher Juriſt, Herr Amtsrichter v. Katte in Havelberg, die Frage des Reichserbrechts einer Beſprechung unterzogen und dabei die Anſicht geäußert, die von mir empfohlene Neuordnung der teſtamentsloſen Erbfolge zugunſten der Geſamtheit werde ein Schwinden des Familienſinns zur Folge haben. Dieſe Anſicht wie auch andere in dem Artikel erhobene Bedenken ſollen näher beleuchtet werden.

Der Verfaſſer befürchtet zunächſt nach der wirtſchaftlichen Seite, das Vermögen des Reiches werde ins Ungeheure wachſen, wenn ihm jährlich 500 Millionen an Erbſchaften zufließen ſollten. In Zeiten offenkundiger finanzieller Not hat die Ausſicht offenbar nichts Erſchreckendes für den Steuerzahler. Die Schuld des Reiches iſt während aller Streitigkeiten über die Finanzreform unaufhaltſam auf 5 Milliarden geſtiegen, die der Bundesſtaaten auf 15 Milliarden, ſo daß an Schuldenzinſen zurzeit annähernd 800 Millionen jährlich aufzubringen ſind. Die Ausgaben des Reichshaushalts, die ſich vor zehn Jahren auf $1\frac{1}{2}$ Milliarden beliefen, ſind jetzt auf $2\frac{1}{2}$ Milliarden angewachſen. Sie ſteigen beſtändig. Daß ſie gerade im Jahre 1910 den höchſten Punkt erreicht hätten, iſt nicht wahrſcheinlich. Die Tatſachen beweiſen ſogar das Gegenteil. Obwohl erſt im Jahre 1909 eine jener „Finanzreformen“ beſchloſſen wurde, die faſt zu einer

ständigen Einrichtung geworden sind, als ein trauriges Zeichen kurzsichtiger Finanzpolitik, obwohl der Gesetzgeber in seiner Ratlosigkeit schon zu Fahrkarten und Streichhölzern gegriffen hat, zeigt sich in dem neuesten Haushalt doch wieder ein Fehlbetrag, den man ohne Rücksicht auf die damit verbundene neue Belastung des Grundbesitzes durch ein Gesetz für diesen Zweck glaubte decken zu sollen. Und dabei ist es bekannt, daß dringende Ausgaben zurückgestellt sind, um einen größeren Fehlbetrag zu vermeiden. Es ist bekannt, daß die Ausgaben für Heer und Flotte nach dem Urteil der Sachverständigen in absehbarer Zeit unmöglich verringert werden können. Unter diesen Umständen erscheint von allen finanziellen Schwierigkeiten die der Unterbringung der 500 Millionen Einnahmen aus dem Reichserbrecht als die geringste. Nach meiner Überzeugung ist folgende Verwendung der Mehreinkünfte zweckmäßig und geboten. Die dringendste Aufgabe der deutschen Finanzpolitik, die die Lösung einer ganzen Reihe anderer Fragen in sich schließt, ist die schleunige Tilgung der Reichsschuld, die einen Hemmschuh für die innere Entwickelung Deutschlands und eine Gefahr für den europäischen Frieden bildet. Demnächst ist ein Reichsschatz für die Zwecke des Krieges und Friedens zu errichten, von angemessener, den heutigen Verhältnissen entsprechender Höhe, ein Betrag von 500 bis 1000 Millionen, der in Anlehnung an die Miquelschen Vorschläge zinsbar anzulegen ist. Die Ausführung dieses Finanzplanes wird innerhalb eines Zeitraumes von zehn Jahren eine Wiedergeburt der Reichsfinanzen zur Folge haben. Behufs Verwendung der weiteren Einnahmen aus dem Erbrecht des Reiches dürfte, nachdem der Durchschnittsertrag zuverlässig ermittelt ist, zu erwägen sein, ob die Beseitigung solcher Steuern vorgenommen werden kann, die in besonderem Maße den Unwillen der Bevölkerung hervorgerufen haben. In letzter Linie, — nicht, wie dies zum Schaden der Finanzlage bisher geschehen ist, in erster Linie, — sollten Überweisungen an die Bundesstaaten vorgenommen werden, soweit Überschüsse vorhanden sind. — Danach besteht kein Anlaß zu Besorgnissen, daß das Vermögen des Reiches übermäßig anwachsen könnte.

Herr v. Katte meint weiter, vom konservativen Standpunkte aus könne dem Plane nicht zugestimmt werden. Auch die Ansicht scheint irrig zu sein. Denn der frühere preußische Finanzminister, Frhr. v. Rheinbaben, dessen konservative Gesinnung nicht bezweifelt worden ist, war der eifrigste Förderer der Sache der Erbrechtsreform innerhalb der preußischen Regierung. Und er wurde dabei von den großen konservativen Blättern, namentlich auch von der Kreuzzeitung, warm unterstützt. Im Einklang damit hat die konservative Partei durch einen ihrer Führer, den Grafen Schwerin-Löwitz, in der Sitzung des Reichstages vom 26. November 1908 eine offizielle Erklärung zugunsten des Erbrechts des Reiches abgeben lassen. (Nr. 44 der Grenzboten von 1910 S. 203.) Die abweichende Ansicht des Herrn v. Katte steht auch im Widerspruch mit den Auslassungen der namhaftesten Lehrer der Staatswissenschaft und Nationalökonomie, die großenteils ausdrücklich vom konservativen Standpunkt im Interesse

der bestehenden Gesellschaftsordnung und des Erbrechts insbesondere für die Reform eintreten.

Endlich spricht der Verfasser des Artikels die Befürchtung aus, mit der Errichtung des Reichserbrechts werde der Familiensinn schwinden. Das heißt doch wohl gering denken von dem Familiensinn und seiner ethischen Kraft! Sollte die Zuneigung zu Verwandten wirklich so abhängig sein von materiellen Vorteilen, daß sie steht und fällt mit der Aussicht auf fette Erbschaften? Dann müßte ja die Liebe zu einem vermögenden Onkel nachlassen, wenn er zur Verheiratung schreitet, mehr noch, wenn ihm Kinder in seiner Ehe geboren werden, und erst recht, wenn er in bester Absicht sein Vermögen für den Todesfall gemeinnützigen Zwecken, etwa der Errichtung von Krankenhäusern in den Kolonien, zuwendet. Will Herr v. Katte das behaupten? Der Ausdruck Familiensinn wird leicht mißverstanden, weil man von einer engeren und weiteren Familie spricht. Das Interesse an der Hausfamilie, an Frau und Kindern, ist bei dem natürlich empfindenden Menschen von außerordentlicher Stärke, an den Mitgliedern des Verwandtenkreises beider Gatten mindestens um so viel geringer, als die Verwandtschaft entfernter ist. Nun wurde bei den Erörterungen über die Ausdehnung der Erbschaftssteuer auf die Kinder und den überlebenden Ehegatten — die uns hier nicht beschäftigt — oft darauf hingewiesen, diese Maßregel sei mit dem Familiensinn, d. h. dem Interesse der engeren Familie, unvereinbar. Die Richtigkeit der Ansicht ist nicht zu bestreiten, insofern man davon ausgeht, daß das Vermögen des Vaters zum Besten der Kinder und der Witwe zusammenzuhalten sei. Das gilt ohne jede Einschränkung, soweit es sich um kleine Erbschaften handelt, die an sonst wenig bemittelte Personen fallen. In anderen Fällen kommen noch andere Gesichtspunkte in Betracht. Einmal liegt es gar nicht in dem wohlverstandenen Interesse des Erben, zumal in jungen Jahren, mit einem Schlage ein großes Vermögen in die Hände zu bekommen. Seine Arbeitslust und Arbeitskraft werden dadurch nicht erhöht, sondern vielfach gelähmt, Leichtsinn und Verschwendung werden befördert. Es ist vollkommen richtig, was Karl Scheffler in Übereinstimmung mit John Stuart Mill ausgesprochen hat, daß ein fattes Zinsenbewußtsein das schlimmste Erbe ist, das man Kindern auf den Lebensweg mitgeben kann. Ererbte Millionen, und nicht nur volle Millionen, sind in der Tat, so sehr sie jeder erstrebt, Quellen des Unglücks. Das lehrt die Erfahrung des Lebens rings um uns herum. Im übrigen muß bei der Frage, ob die Erbschaftssteuer für Kinder und Ehegatten mit dem Familiensinn vereinbar ist oder nicht, die Fragestellung selbst als unrichtig bezeichnet werden. Denn wenn man will, ist jede Steuer mit dem Familiensinn unvereinbar, nach dem bekannten Wort von Adolf Wagner, das ganz ernsthaft zu nehmen ist. Jede belastet den Steuerpflichtigen und damit seine Familie, jede vermindert sein Vermögen und das seiner Angehörigen. Die Familie wehrt sich also mit Recht gegen diese Steuer, aber nicht mit besserem Recht wie gegen jede andere. Muß man danach immerhin einräumen, daß die Erbschaftssteuer die Familie in

Mitleidenschaft zieht, so kann davon bei der Erbrechtsreform nicht die Rede sein. Denn das Erbrecht des Reiches wendet sich nicht im mindesten gegen die näheren Angehörigen und die ihnen zugefallene Erbschaft, sondern nur gegen entferntere Seitenverwandte und deren unsichere Erwartungen, die durch einen Federstrich des Erblassers durchkreuzt werden können, wenn er nicht ohnehin im natürlichen Lauf der Dinge heiratet und Kinder zeugt. Das Erbrecht des Reiches bildet keine Abgabe, die zwangsweise beigetrieben wird. Das ist ja der besondere Vorzug der Reform, daß sie keine Steuer ist, daß sie keinen Menschen belastet. Man kann um so weniger behaupten, sie schädige den Zusammenhang des Familienverbandes, als es jeder Erblasser und damit die Familie völlig in der Hand hat, durch Testament ohne Rücksicht auf die Reichskasse zugunsten von Verwandten zu verfügen. Der freie Wille des Erblassers entscheidet, wem dereinst sein Vermögen zufalle. Sollte die Reform gleichwohl nicht vereinbar sein mit dem Familieninteresse, mit anderen Worten mit der Habsucht der Verwandten, so wäre dies vollkommen gleichgültig. Denn es handelt sich bei der Frage um die hohen Interessen des Reiches, hinter denen die privaten des einzelnen wie der Familie zurückzutreten haben. Soll das Reich bestehen, so müssen finanzielle Opfer gebracht werden, von dem einzelnen wie von der Familie. Wenn man auf das Familienvermögen des früheren Rechts verweist, so werden damit gewiß anmutende Bilder aus der deutschen Vergangenheit wachgerufen; doch sind diese Erinnerungen untrennbar von der geschichtlichen Tatsache, daß die Macht des alten Reiches in demselben Maße sank, als der Besitz und Einfluß der großen Familien wuchs, — Verhältnisse, deren Wiederkehr kein Freund des Vaterlandes wünschen wird. Am wenigsten läßt sich vom ethischen Standpunkte aus die Ansicht vertreten, der Familienzusammenhang werde gefährdet, wenn das testamentslose Erbrecht der weiteren Seitenverwandten fortfällt. Es sind doch nur zwei Fälle denkbar. Entweder ist der Zusammenhang der Familie wirklich so fest, wie dies wünschenswert erscheint: dann wird der Erblasser letztwillig zugunsten der Verwandten verfügen, denen er etwas zuwenden will; es handelt sich dabei um eine Arbeit, die fünf Minuten in Anspruch nimmt. (Die Fälle, in denen die Errichtung eines Testaments infolge von Geistesschwäche oder kindlichen Alters unmöglich ist, dürfen als Ausnahme außer Betracht bleiben.) Oder die verwandtschaftliche Zuneigung ist so schwach, daß der Erblasser sich nicht veranlaßt fühlt, einen entfernten Verwandten einzusetzen, etwa weil dieser selbst vermögend ist oder weil er sich schlecht benommen hat: dann fehlt jeder moralische und gesetzgeberische Grund, ihm trotzdem das Vermögen des Verstorbenen in den Schoß zu schütten. Sind diese Erwägungen zutreffend, so wird die Reform gewissermaßen eine Probe auf das Exempel sein, sie wird den echten Familiensinn zum Ausdruck bringen, ihn in seiner Reinheit hervortreten lassen. Nach jetzigem Recht erbt freilich ein Verwandter beim Mangel Näherberechtigter auch dann, wenn es feststeht, daß er nicht über die Schwelle des Verstorbenen treten durfte, daß er von dem Nachlaß keinen Pfennig haben sollte. Solche und ähnliche Fälle

sind nicht selten. Das ist das Gebiet, auf dem der lachende Erbe herrscht, zum Hohn auf jede ehrliche Arbeit. Wer im praktischen Leben steht, weiß, wie es vielfach mit dem gerühmten Familiensinn in Wirklichkeit bestellt ist. Es besteht kein Erfahrungssatz dahin, daß Verwandte sich regelmäßig gut vertragen; am wenigsten läßt sich das gerade bei Erbfällen feststellen, wenn es ans Teilen geht. Nicht einmal unter Geschwistern, sobald sie verheiratet sind, ist ein gutes Einvernehmen als Regel anzusehen, geschweige unter entfernten Verwandten; Zwist oder doch Gleichgültigkeit tritt nur zu oft an die Stelle verwandtschaftlicher Zuneigung. Das beobachtete schon Goethe als Knabe, und er hat es als alter Mann nach einem langen Leben bestätigt. Und so ist es noch heute, wenn man die Wahrheit aussprechen will, — so bedauerlich es sein mag. Die Auffassung scheint auch Herr v. Katte zu teilen. Denn er führt aus:

„Gewiß werden sich namentlich zu Anfang energische Naturen finden, die gerade durch die Einführung eines Reichserbrechts veranlaßt werden, Testamente zugunsten ihrer Verwandten zu errichten. Die große Mehrheit der Menschen aber läßt sich doch treiben. Man gewöhnt sich, wie an alles, so auch an den Gedanken, vom Reich beerbt zu werden. Wo keine persönlichen Beziehungen die Errichtung eines Testaments befördern, werden die Testamente ebensooft unterbleiben als bisher, und in einer Generation nach Einführung des Reichserbrechts werden nur noch einzelne Sonderlinge auf den Gedanken kommen, daß die Blutsverwandtschaft mit dieser oder jener Person für sich allein ein Grund sein könnte, sie zum Erben einzusetzen."

Damit wird einmal bestätigt, was ich stets vertreten habe, daß der Erfolg des Reichserbrechts durch eine Vermehrung der Testamente nicht in Frage gestellt wird. Gleichzeitig wird mit diesen zutreffenden Ausführungen aber auch stillschweigend anerkannt, daß innerhalb des weiteren Familienverbandes, nachdem die wichtigsten Pflichten der Familie auf Staat und Reich übergegangen sind, schon jetzt kein lebhaftes Gefühl der Zusammengehörigkeit mehr rege ist. Wollte man jedoch die einmal in natürlicher, geschichtlicher Entwickelung gelockerten Beziehungen künstlich durch Überlassung von Erbschaften auf Kosten der Gesamtheit festigen, so wäre das vom wirtschaftlichen wie logischen Standpunkt aus ein verfehltes Unternehmen; Liebe wird nicht erkauft. Bedürfte diese Wahrheit eines Beweises, so ist er erbracht. Denn der sinnlose römische Satz, wonach auch die entferntesten Verwandten bis ins Unendliche erben, steht ja heute noch als deutsches Recht in Geltung, und trotzdem ist der Zusammenhang der Familie stark gelockert. Angesichts dieser Tatsache ist es doppelt wünschenswert, das, was einmal an Interesse für die Familie dahingeschwunden ist, mit Hilfe einer Neugestaltung der Erbfolge wiederzugewinnen an Verständnis für die Aufgaben und Bedürfnisse des Reiches, an Liebe zum Vaterlande.

Die Autorität der Türkei im Ostjordan-Lande und in Arabien

Von E. Fitger-Bremen

an darf die politischen Verhältnisse in den wasserarmen Weiten, wo Steppen und gar Wüsten nur hin und wieder Oasen zu Ansiedlungen darbieten, nicht mit den europäischen vergleichen. Ehe der Arm des Staates gebraucht werden kann, um Ordnung und Recht zu vertreten, können persönliche und sachliche Verhältnisse sich vollständig verändert haben. Wer der Türkei leichte Verkehrsmöglichkeiten schafft, kräftigt sie und ihren ganzen inneren Zusammenhalt. Darum ist die Bagdadbahn für sie eine Sache von so außerordentlicher Bedeutung. Soll sie doch ermöglichen, daß das immer noch fruchtbare südliche Mesopotamien nicht nur der Kultur wieder erschlossen, sondern auch dem osmanischen Staat näher eingegliedert werde! Und diesem Zweck dient auch Meißner Paschas großes Werk, die Hedschasbahn, die die heiligen Stätten Arabiens mit Kleinasien und Konstantinopel verbinden soll und die bereits seit 1907 bis El Ula, 315 km nördlich von Medina, vollendet ist. Die Macht der türkischen Regierung über Mekka und Medina beruht nur auf der Anwesenheit einer starken Truppenabteilung. Ohne diese würde die arabische Priesterherrschaft sie leicht umstürzen; man weiß, daß sie auf Hilfe von Ägypten hofft. Eine ungestörte Landverbindung von Konstantinopel nach Mekka ist eine Lebensfrage für die Türkei.

Unglücklicherweise hat die sonstige Machtentfaltung mit dem Bahnbau nicht Schritt gehalten. Die Araberstämme an den Oasen und Brunnen zwischen Damaskus und Mekka haben bisher von den Pilgerkarawanen mancherlei Vorteil gehabt. Seitdem die Eisenbahnzüge bestenfalls kurze Zeit dort halten, entgeht ihnen solcher Gewinn. Wie vorauszusehen, lassen sie sich das nicht gutwillig gefallen. Es ist so leicht, in der Wüste an zwei Stellen die Schienen aufzureißen oder die Brücke über eine Schlucht zu zerstören. Solange das Hindernis dauert, kann der mittleren Strecke keine Hilfe gebracht werden, und unterdes sind die Reisenden der Willkür der Beduinen preisgegeben. Die Söhne der Wüste verstehen es nur zu gut, nach ausgeführtem Raube hinter Bergzügen fern am Horizont zu verschwinden, wohin ihnen keine türkische Strafexpedition folgen kann, selbst wenn sie beritten ist, was aber meistens nur sehr ungenügend der Fall ist. Die Erbauung der Hedschasbahn war eine Ruhmestat der Türkei des zwanzigsten Jahrhunderts. Es gehört aber auch dazu, daß der neue Verkehrsweg militärisch gehörig gesichert werde. Das macht wohl größere Schwierigkeiten, als anfangs erwartet wurde.

Mit den Drusen des Haurangebirges hat die Hohe Pforte schwierigere Arbeit, und dennoch liegt das Problem dort viel einfacher, weil die Örtlichkeit des Widerstandes eine ganz bestimmte und beschränkte ist. Der Hauran oder

Dschebel id Druß ist höchstens 30 km lang und 20 km breit. Genau östlich vom See Genezareth gelegen, ist sein Fuß von diesem nur 70 km entfernt, und dieser Zwischenranm ist keineswegs Wüste im eigentlichen Sinne. Das Entscheidenste aber ist, daß Eisenbahnverbindungen bereits von zwei (oder, wenn man will: drei) Seiten herankommen und zwei Drittel dieses schwierigen Wegteils überwinden. Die eine Bahn kommt von Haifa, dem Mittelmeerhafen am Fuß des Karmel, umgeht südlich den See Genezareth und nähert sich dann über Muserib den westlichen Ausläufern des Hauran bis auf wenige Kilometer. Die andere Verbindung ist die von Beyruth in Phönizien über Damaskus, die sich bei Dera mit der eben erwähnten Bahn vereinigt und dann als Hedschasbahn ihren Weg nach Süden fortsetzt. Außerdem ist noch eine zweite Bahn von Damaskus nach Muserib da, eine französische Konkurrenzbahn. Von Damaskus aus sieht man den Höhenzug des Hauran in südlicher Richtung ganz deutlich liegen.

Das bis 1900 Meter ansteigende Gebirge war einst, wahrscheinlich unter besseren Bewässerungsverhältnissen, dicht bewohnt und stand unter hoher Kultur. Davon zeugen noch heute die Trümmer von Tempel- und Häuserbauten. Noch jetzt ist es eine von Regen befruchtete Oase. Der meist vulkanische Boden erzeugt Massen von Weizen, die weit über den eigenen Bedarf der Bewohner hinausgehen. Die Bahn nach Haifa ist gebaut, um den Weizen auf den Weltmarkt zu bringen; es sind jährlich etwa 100000 Tonnen. Von seinen 140000 Einwohnern, von denen wie von dem ganzen Lande wir dem Frhrn. Max v. Oppenheim eine so vortreffliche Schilderung verdanken, sind etwa 90000 Mohammedaner; der Rest sind Druſen, die mit ihrer völlig selbständigen, von der christlichen Religion wie von dem Islam völlig verschiedenen Lehre mit den Anhängern des Propheten wie auch mit der jeweiligen politischen Herrschaft in Fehde liegen. Der Zwiespalt sollte es der Türkei leicht machen, den Gehorsam aufrecht zu erhalten.

Aber eben seit dem Sommer vorigen Jahres ist ein neuer Zwist ausgebrochen, den man beinahe Krieg nennen kann. Denn wenn man einen Pascha mit dreißig Bataillonen, mit Kavallerie und vierzehn Berggeschützen in jenes kleine Gebiet und gegen eine so winzige Bevölkerung sendet und dann noch viel zu schaffen findet, so kann man wohl von einem Kriege sprechen. Die Schluchten des Gebirges, die Reste alter Burgen und Häuser, die oft geheim gehaltenen Brunnen und Zisternen ermöglichen den Bewohnern einen nachhaltigen Widerstand. So kamen denn von dem General Sami Pascha nach den ersten, herkömmlicherweise günstigen Nachrichten bald üble Meldungen nach der Hauptstadt. Anfänglich bringt natürlich jede Truppenmacht solcherart und in solchem Lande vor. Die Verteidiger bieten nicht an der Grenze ihres Gebietes eine Entscheidungsschlacht an. Sie weichen zurück und ziehen den Feind nach sich, wobei sie ihm in Engpässen und sonstigen geeigneten Stellungen Abbruch tun. Sami Pascha kam sogar sehr gut vorwärts und hatte Mitte

Oktober das Glück, ein ernstes Gefecht zu erzwingen, wobei er Schehba, angeblich eine Festung und angeblich die beste Zuflucht der Drusen im Norden ihres Gebirges, nahm. Es kamen schon die Nachrichten nach dem Goldenen Horn, daß es nur noch der Pazifizierung des Hauran durch die Entwaffnung der Drusen und der Aufhebung des Maßes von Selbständigkeit bedürfe, das ihnen zu belassen doch alle früheren Sultane selbst nach blutigen Kämpfen für nötig gehalten hatten. — Es war sehr auffallend, daß am 1. Dezember abermals eine Siegesbotschaft die Hauptstadt erfreute. Neue Kämpfe bei Kerak hätten zu einer abermaligen Niederlage der Drusen geführt. Diese hätten 500 Tote und Verwundete zurückgelassen, während die Verluste der Türken sich nur auf 50 beliefen.

Und jetzt verlautet, daß die Aufständischen Sympathie bei ihren alten Gegnern, den muselmanischen Beduinen, gefunden haben, ja daß eine türkenfeindliche Bewegung im ganzen Ostjordanlande hervortrete und die Hedschasbahn mehr als zuvor bedrohe. In diesen weiten Gebieten gibt es nur wenig feste Ansiedlungen. Im allgemeinen sind sie die Stätte des Nomadentums wie zu Mosis Zeiten. Die uralte Feindschaft zwischen den streifenden Hirten und den festen Ansiedlern in den besser bewässerten Landesteilen, namentlich in Palästina, beherrscht dort noch heute die Dinge und erschwert den Türken eine ordentliche Herrschaft; denn sie kann natürlich nicht dulden, daß die schweifenden Söhne der Wüste stehlend und raubend die Städte und Dörfer heimsuchen. Das aber sehen die Beduinen als ihr altes ererbtes, unzerstörbares Recht an. Die türkische Regierung hatte nun den großen Vorteil der Eisenbahnverbindung. Sie suchte auch den Widerstand der Küstenbewohner dadurch zu brechen, daß sie den Handel mit Kriegsgewehren und sogar den Besitz solcher verbot. Aber wie kann man hindern, daß solche Waffen über die weiten Grenzen hereindringen! Obendrein war es wenig dem Geschmack des Volkes entsprechend, daß sie Steuern zahlen und Militärdienste tun sollten. So mehrten sich denn nur die Angriffe auf die Hedschasbahn. Man zerschnitt die Telegraphendrähte, zerstörte die Stationsgebäude und tötete die Bahnbeamten. Es kam sogar zu einem Angriff auf die Stadt Derat, der freilich schnell unterdrückt wurde.

Die Herstellung und Sicherung des Verkehrs auf der Hedschasbahn ist eine dringende Aufgabe der türkischen Regierung. Es hatte ihr Ansehen bedeutend gehoben, als es ihr gelang, die Bahn nach den heiligen Stätten, wo Mohammed gelebt hatte und gestorben war, beinahe fertig zu stellen. Das war nicht mit Hilfe fremder Darlehen, sondern lediglich frommer Spenden der Gläubigen geschehen. Wenn nun aber die Bahn nicht in Betrieb gehalten werden kann, weil das kleine Raubgesindel der Wüste sich widersetzt, so wird das einen niederdrückenden Eindruck machen. Im Vergleich damit bedeutet die Unbotmäßigkeit der Drusen sehr wenig.

Im Flecken

Erzählung aus der russischen Provinz

Von Alexander Andreas-v. Reyher

Fünfzehntes Kapitel: Der neue Beruf.

Nun war es Frühling geworden, wirklicher blauäugiger Frühling. Die kleinen Rinnsale und Bächlein dehnten sich gewaltig, eilfertig und murmelnd plätscherten sie im Flecken und um den Flecken herum, und es war ein Kichern und Flüstern in ihnen, als ob der ganze Frühling in ihnen allein atmete.

Boris Stepanowitsch trocknete sich den Schweiß von der Stirn. Das Graben und Säen im kleinen Gärtchen hatte ihn müde gemacht, und die Arbeit wollte nicht so vorwärts gehen wie sonst. Boi lag mit blinzelnden Augen in einer Ecke des kleinen Gartenfleckens und sah verwundert auf seinen Herrn, der seine Arbeit ganz gegen seine Gewohnheit oft unterbrach und gedankenvoll vor sich hinblickte.

„Ja, ja, Boi, alter Freund," sagte er trübe lächelnd, „nun wird wohl die Trennungsstunde für uns schlagen müssen."

Boi ließ ein leises Winseln vernehmen, als hätte er genau verstanden, was sein Herr eben zu ihm gesagt hatte.

In den letzten Tagen war der Wunsch nach einer Veränderung seiner Berufstätigkeit so groß in Okolitsch geworden, daß er nach reiflicher Überlegung nichts Besseres wußte, als seinen Lehrposten im Flecken aufzugeben und in den Polizeidienst zu treten. Er würde seine ganze Kraft daransetzen, möglichst schnell zu avancieren, um in kürzester Zeit, wie der Staatsanwalt in Aussicht gestellt hatte, Gehilfe des Kreischefs zu werden. Damit würde er die Kanzlei unter sich haben und in dieser Stellung seiner Mutter dann wieder ein geordnetes Familienleben bieten können. Allerdings dürfte bis dahin immer noch einige Zeit vergehen, und es fiel ihm schwer aufs Herz, die alte Frau solange allein lassen zu müssen; denn bevor er sie zu sich in die Stadt holen konnte, mußte er doch selbst erst festen Boden unter den Füßen haben. Olga Andrejewna würde ihr gewiß währenddessen manches Stündchen vertreiben und die alte Frau nicht verlassen; das wußte er. Und das Bewußtsein, diese beiden ihm teuersten Menschen so herzlich zusammen zu wissen, würde ihm seinen neuen Beruf erleichtern. Es bestand zwischen den beiden Frauen schon jetzt ein so inniges Verhältnis, wie zwischen Mutter und Tochter, das durch seine Abwesenheit gewiß nur noch enger und zutraulicher werden würde. Und dann war Boi auch noch da; der würde ein guter Wächter sein. Schließlich könnte man vielleicht nachts noch der besseren Sicherheit wegen den alten Soldaten einquartieren. So dachte er hin und her, wie alles wohl am besten einzurichten wäre und wie er es seiner Mutter am schonendsten mitteilen könnte, als ihre Stimme ihn plötzlich allem Grübeln entriß.

„Borenka, Borenka," rief die alte Frau, „wo steckst du nur solange?"

„Ja, Mamchen, ich komme schon", erwiderte er, ihr entgegeneilend.

Sie legte ihre Hand auf seinen Arm und sah ihm liebevoll in sein etwas müdes Gesicht.

„Hast du dir nicht zuviel zugemutet, Boris?" fragte sie ängstlich, indem sie mit der Hand leicht über sein volles Haar strich.

„Nein, Mamchen, sei unbesorgt; komm, sieh dir selbst an, was ich geleistet habe, und du wirst sagen, daß ich eigentlich mehr hätte schaffen können."

Sie nahm seinen Arm, als er ihr dies und das zeigte, und sie lobte alles, was er gemacht hatte, mit weicher, zärtlicher Stimme.

Wie schwer fiel es ihm, jetzt von seinen Zukunftsplänen zu sprechen, und wie litt er bei dem Gedanken, dieser überaus tief empfindenden Frauenseele einen Schmerz zufügen zu sollen. Er blieb schwerätmend stehen und sah sie bittend an:

„Mamchen, wollen wir noch ein wenig hin und her gehen? Wird es dich nicht ermüden?"

Sie sah verwundert in sein plötzlich so ernst gewordenes Gesicht und fragte ängstlich:

„Ja, was hast du denn, Borenka?"

„Komm, Maminka, komm; ich will dir etwas erzählen."

„Ach," meinte sie, „nicht wahr, es wird das sein, was dich die letzten Wochen so verstimmt gemacht hat und was du mir bisher verschwiegen hast? Erzähle mir alles, mein guter Junge, sprich dich nur aus, es wird dich erleichtern. Und ich glaube fast, ich ahne es schon, Boris", setzte sie hinzu.

Überrascht hielt er den Atem an. Sollte sie wirklich vermuten, was und wer in seinen Gedanken so ausschließlich lebte? Unmöglich! Er sah ihr erwartungsvoll ins Auge. „Nun, Mamchen, was meinst du?"

Sie drohte lächelnd mit dem Finger. „Sage ehrlich, Boris, was hast du gegen Schejins?! Hast du mit Olenka etwas gehabt? Habt ihr euch gezankt? Das liebe Kind, sie leidet auch darunter, daß du in letzter Zeit so wenige Augenblicke für sie und ihren Vater hast."

„Wirklich?" unterbrach er sie freudig erregt, „sagte sie das?" Dann aber gleich wieder ruhiger werdend, fuhr er fort: „Nein, liebes Mamchen, du hast nicht recht geraten; ich habe mich nicht mit Olga Andrejewna gezankt, sondern ich hatte so viel über meine oder vielmehr über unsere Zukunft zu denken, daß mir für die Zusammenkünfte mit Schejins so wenig Zeit blieb."

„Bist du nicht zufrieden mit deiner Stellung, Borenka, hast du vielleicht Verdruß gehabt mit dem Schulkollegium oder was sonst?"

„Nein, das alles nicht; du wirst es auch nicht erraten können, Mamchen. Es ist etwas, das unser beider Leben betrifft."

Sie legte den Kopf fragend zur Seite und blickte ihn voll Erwartung an, und er fuhr schonend in ruhigem Tone fort:

„Sage mal, würdest du mich sehr vermissen, wenn ich dich eine Zeitlang allein ließe?"

„Borenka!" war es fast gleichzeitig von ihren Lippen gekommen, und erschreckt hatte sie ihm die Hand auf die Schulter gelegt.

Boris blickte einen Augenblick ergriffen zu Boden. Es gab ihm einen Stich durchs Herz, die Mutter so bekümmert zu sehen, und er verwünschte in dem Augenblick seinen ganzen Plan. Aber was nützte es; heraus mußte es doch. Und er erzählte ihr nun, mit dem Vorschlage des Staatsanwalts beginnend, was er in stillen Stunden erwogen hatte, und wie er es ihr damals nicht habe mitteilen wollen, um sie nicht zu erregen.

Die alte Frau hörte aufmerksam zu, und bei den Anerbietungen des Staatsanwalts verklärte ein Ausdruck mütterlichen Stolzes ihr Gesicht. Als er geendet hatte, seufzte sie tief auf und faltete sinnend die Hände. Dann sagte sie gefaßt:

„Borenka, mein Junge, du weißt, wie sehr ich dich vermissen werde. Aber sieh, du bist jung, dein ganzes Leben liegt vor dir, und um einer alten Frau willen sollst du deine Zukunft nicht aufs Spiel setzen. Gäbe Gott, du hättest Glück, und wir könnten dann bald wieder zusammenleben. Ich werde alle Tage mit Olenka von dir sprechen, und Boi wird uns Gesellschaft leisten. Armes Tier, nun sind deine Waldspaziergänge auch für ein Weilchen vorbei."

Sie hatte sich hinabgebeugt, um den Hund, der neben ihr herging, zu streicheln, und wischte sich dabei eine Träne fort, die ungewollt über ihre Wange rollte und von Boris nicht gesehen werden sollte. Als sie sich wieder aufrichtete, war ihr Gesicht wieder ruhig wie vorher, und nur im Auge glänzte es noch verräterisch.

Boris bemerkte es und schlang, ohne ein Wort zu sprechen, den Arm um sie. Er küßte sie herzlich auf den Mund und drückte ihr je einen langen Kuß auf beide Hände.

Sie blickte in sein gequältes Gesicht und wußte, was er bei dem Gedanken an eine Trennung von ihr litt. Aber sie wollte nicht noch mehr Schmerz auf ihn häufen, und deshalb klang ihre Stimme ruhig, als sie seinen Erwägungen beipflichtete und schließlich sein Vorhaben billigte.

Sie gingen noch eine Zeitlang im Garten auf und ab und besprachen gemeinsam alles Mögliche und Nötige für die Zukunft. Boris widmete sich mit Geduld und Zartheit den eingehenden Fragen und Erwägungen der alten Frau. Nur eine ihrer Fragen, was wohl Schejins zu seinem Plane sagen würden, überging er ganz.

Die Dämmerung senkte sich dichter um das kleine Gartenstückchen, und Mutter und Sohn schritten langsam ihrem Häuschen zu. Im Begriff hineinzugehen, bemerkten sie zur Seite den Hauptmann, der eben von der Chaussee her einkehrte und in das kleine Vorgärtchen treten wollte, das ihr Häuschen von der Landstraße trennte.

„Schönen guten Abend, Nachbarin, guten Abend, junger Freund", rief er ihnen schon von weitem zu, und die Angerufenen gingen ihm einige Schritte entgegen, während Boi mit großen Sätzen an dem Hauptmann emporsprang. Schejin küßte Mutter Okolitsch die Hand und klopfte Boris vertraulich auf die Schulter:

„Nun was, Boris Stepanowitsch, wie geht es? Noch immer so viel Arbeit und keine Zeit für einen alten Mann? Sagen Sie mir, was ist das mit Ihnen? Man sieht sie immer seltener, und auch Olenka kommt den Schulweg oft allein gegangen. Was? Wie?"

Er sah Okolitsch freundlich forschend an, und unter lebhaftem Wortwechsel traten alle drei ins Haus. Boris murmelte eine undeutliche Entschuldigung, während die Mutter gleich die dampfende Teemaschine brachte, um die sie sich setzten.

Frau Okolitsch nahm hier wieder die Unterhaltung auf und sagte mit etwas wichtiger Miene zu Schejin gewandt:

„Denken Sie sich, Andrej Fomitsch, mein Boris will fort, ganz fort in die Gouvernementsstadt."

Der Alte sah Mutter und Sohn fassungslos an. Er schien ihre Mitteilung nicht zu begreifen, und es dauerte eine geraume Weile, bis Boris ihm auseinandergesetzt hatte, um was es sich handelte. Er schüttelte nur immer den Kopf, ließ ein Räuspern dazwischen vernehmen und stieß aus seinem kurzen Pfeifchen mächtige Wolken in das Zimmer hinein. Dazwischen murmelte er vor sich hin: „Fort! Fort!“ und schüttelte wieder den Kopf.

„Wie finden Sie den Plan, Andrej Fomitsch?“ fragte Frau Okolitsch.

Es vergingen einige Sekunden, bis sich der Hauptmann zu antworten entschloß. „Hm! — hm! — Gouvernementsstadt — Polizeidienst — was soll man sagen? Es ist der richtige Beruf für Sie, junger Freund, das ist wahr. Wenn ich bedenke, daß ich ohne Sie ein Bettler geblieben wäre, wirklich und wahrhaftig ein Bettler, und daß die ganze Polizei hier nur Ihnen den Fang der Banditen zu verdanken hat,“ — Boris hob abwehrend die Hand — „so muß ich wohl sagen, Boris Stepanowitsch, Sie sind geboren für den Polizeidienst. Aber sehen Sie, ein Aber ist dabei. Ich meine nämlich, Sie eignen sich für den Beruf eines Richters, Staatsanwaltes usw., aber nicht so sehr für den Posten eines kleineren Polizeibeamten. Sie würden selbständig handeln und mit Energie die Sachen verfolgen wollen, und das würde Ihnen, als Unterbeamten, gewiß oft bei der hohen Obrigkeit einen Verweis eintragen. Sie wissen, die Herren da oben schlafen gern“ — er kniff die Augen dabei zusammen — „und lieben es nicht, von Untergebenen geweckt zu werden. Boris Stepanowitsch, nein, gehen Sie nicht zur Polizei, tun Sie es nicht, sondern wenden Sie sich lieber dem Beruf eines Richters zu.“

Boris hatte schweigend zugehört, und auch jetzt schien er sich eine Antwort noch zu überlegen.

„Lieber junger Freund, ich habe einen Ausweg gefunden und trage damit nur den allerkleinsten Teil meiner Dankbarkeit ab. Nehmen Sie von mir das Geld zum Studium, holen Sie nach, was Sie versäumt haben. Sie sind jung und gesund, haben Courage für zehn, da geht alles von selbst. Fahren Sie in Gottes und aller Heiligen Namen in die Hauptstadt und studieren Sie, was Sie können. Die Fürsprache des Staatsanwalts ist Ihnen sicher, und ich wette, wir werden bald einen Untersuchungsrichter mehr haben.“

Er hielt ihm bittend die Hand hin.

„Schlagen Sie ein, Boris Stepanowitsch, machen Sie einem alten Manne die Freude.“

„Andrej Fomitsch, ich danke Ihnen, von Herzen danke ich Ihnen; aber ich kann das nicht annehmen. Wer weiß, wann ich Ihnen das Darlehen abgeben könnte und ob ich nicht am Ende vorher — was Gott verhüten möge — das Zeitliche segne. Was dann? Nein, ich habe längst Abschied genommen von meinen Jugendwünschen, und dabei soll es bleiben. Liebes Mamchen,“ wandte sich Okolitsch an die Mutter, „willst du uns nicht noch ein Glas Tee einschenken?“

Frau Okolitsch kam seinem Wunsche nach. Sie war im innersten Herzen nicht ganz mit Boris einverstanden.

Auf Schejins Stirn hatte sich eine kleine Unmutsfalte niedergelassen. Er hätte dem jungen Mann, der ihm ganz ans Herz gewachsen war, so gern geholfen, und es verstimmte ihn, daß er sich nicht helfen lassen wollte. Und Olenka? Was würde sie nur dazu sagen?

Als ob er sie mit seinen Gedanken herbeigesehnt hätte! Denn im selben Augenblick hörte man leichte Schritte durch den Vorgarten eilen. Es klopfte rasch und fröhlich an die Tür, und Olga Andrejewna trat heiter lächelnd ins Zimmer.

„Guten Abend, guten Abend," rief sie, und ihre Augen suchten Boris während ihre Hände sich Mutter Okolitsch hinstreckten. „Papa, wo bleibst du? Ich bin gekommen, um dich jetzt zu holen."

Der Hauptmann war aufgestanden und erwiderte, nach seiner Mütze greifend:

„Ja, Olenka, ich war gerade auf dem Wege nach Hause; du kommst zu rechter Zeit."

Olga Andrejewna hatte sich zu Boi niedergebeugt, um ihn zu streicheln. Sie war es nicht gewohnt, ihren Vater so trocken und wenig herzlich sprechen zu hören. Überrascht wandte sie sich um und sah nun erst die seltsam ernsten Gesichter und die leise Verstimmung auf ihnen. Ehe sie noch eine Frage tun konnte, stieß der Hauptmann unvermittelt hervor:

„Boris Stepanowitsch will uns verlassen. Er will in die Hauptstadt, um in den Polizeidienst zu treten. Was sagst du dazu?"

„Ich?" Es klang so tonlos, als wenn ihre Stimme im Augenblick versagte. Sie war bei den Worten des Vaters zusammengezuckt, als ob ein Blitz vor ihr niedergefahren wäre. Ungläubig sah sie von einem zum andern, bis ihr Auge auf Boris ruhen blieb, der es vermied, sie anzusehen.

„Sie wollen fort von uns, Boris Stepanowitsch?" fragte sie langsam.

Er hob den Blick zu ihr, und einen Augenblick tauchten zwei Augenpaare seltsam fragend und heiß ineinander.

Sie trat auf ihn zu und reichte ihm die Hand, eine kleine, zitternde Hand.

„Möge es zum Glück für Sie sein, Boris Stepanowitsch," sprach sie leise, und es zuckte dabei verräterisch um ihren Mund.

Er hielt ihre Hand in der seinen und umschloß sie mit einem langen, herzlichen Druck. „Danke, Olga Andrejewna," sagte er dabei mit fester Stimme und gab ihre Hand mit einer förmlichen Verbeugung frei.

Dann ging Olenka zu Frau Okolitsch und küßte die alte Frau auf beide Wangen — es sollte ein Glückwunsch für das Wohlergehen ihres Sohnes sein. Die Alte verstand sie auch ohne Worte und strich ihr kosend über das weiche, volle Haar. Dabei bemerkte sie Olenkas blasses Aussehen. Da es dem Hauptmann auch auffiel, drängte er zum Aufbruch, und Olga Andrejewna war auch sofort bereit.

„Zu Hause werde ich Olenka alles genau erzählen," sagte der Hauptmann zu den Zurückbleibenden, die zustimmend mit dem Kopfe nickten.

Schweigend schritten Vater und Tochter ihrem Häuschen zu, und auch dort mußte sich der Hauptmann erst sammeln, bevor er Olga alles erzählte, was er von Boris Stepanowitsch erfahren hatte.

Sie unterbrach den Vater gar nicht, sagte nur immer „so" und „ja", und nur die unruhig hin und her spielenden kleinen Hände verrieten eine innere Erregung. Wie um ihn zu beschwichtigen, strich sie zärtlich mit der Hand über seinen Kopf und begann dann, während sie die Arme um seinen Hals schlang, bitterlich zu weinen.

Er ließ sie ruhig gewähren, und es schien fast so, als ob ein stilles Lächeln über sein Gesicht glitt.

Als Olenka sich endlich wieder beruhigt hatte, war es schon spät geworden, und beide suchten, um mit ihren Gedanken allein sein zu können, ihre Schlafzimmer auf.

* * *

Der letzte Maitag war angebrochen und mit ihm der Termin, an dem Boris den Mietzins für das Häuschen zu bezahlen pflegte. Erledigte er diese Angelegenheit sonst auch gewöhnlich nachmittags, so war gerade diesmal so viel Unvorhergesehenes dazwischengetreten, daß schon der Abend über den Flecken zog, als er sich aufmachte, den Hauptmann aufzusuchen.

Als er ins Haus trat, kam ihm die Magd entgegen und bat ihn, zum Fräulein in den Garten zu gehen, da der Herr soeben mit dem alten Soldaten verhandele, der heute aus der Gouvernementsstadt zurückgekehrt sei. Boris folgte dieser Aufforderung nur zu gern, und auch Schejin, der von seinem Fenster aus Boris den Garten betreten sah, nahm sich vor, seine Unterredung mit dem alten Soldaten noch etwas länger auszudehnen, damit die Kinder, wie er sie längst im stillen nannte, sich ein wenig aussprechen könnten. Er rief Gott und alle Heiligen an, daß doch sein sehnlichster Wunsch Erfüllung finden möge.

Boris fand Olga Andrejewna nicht sogleich. Sie hatte sich auf eine kleine, grün umschattete Anhöhe zurückgezogen, die einen prächtigen Rundblick über den Flecken und die Chaussee gab. Der Abendhimmel sprühte in den leuchtendsten Farben und überflutete Olga Andrejewnas Gesicht mit einem rosigen Schein.

Sie hatte Schritte gehört und wandte den Kopf.

„Boris Stepanowitsch? Gerade dachte ich an Sie."

Sie hatte ihm die Hand entgegengestreckt, die er herzlich faßte und einen Augenblick länger als sonst in der seinen hielt. Schweigend blieben sie ein Weilchen nebeneinander stehen und blickten auf den Abendfrieden vor sich.

„Wie herrlich ist es, wenn ein Tag so in Schönheit verhaucht," sagte das junge Mädchen leise und strich mit der Hand über die Stirn, als wünschte sie, daß alles Quälende, was an Gedanken dahinter verborgen war, auch so in Frieden vergehen möchte.

„Bald werden Sie dort sein," fuhr sie fort, indem sie mit der Hand in die Richtung der Gouvernementsstadt zeigte und dann etwas spöttisch hinzufügte:

„Da werden Sie wohl mit anderen Gefühlen in den Abend sehen als heute, denn erst am Abend beginnt ja wohl eigentlich das Tagewerk der hohen Polizei."

„So ist es, Olga Andrejewna," entgegnete Boris, „und deshalb dürfen Sie mir heute nicht die Laune verderben. Muß doch die Erinnerung an diesen Sonnenuntergang für lange vorhalten!"

Seine Stimme hatte warm geklungen, und er suchte Olenkas Augen.

Diese hatte sich, als er von der Erinnerung sprach, abgewandt, um ihm nicht das verräterische Zucken der Mundwinkel zu zeigen.

„Nein, Sie haben recht, Boris Stepanowitsch," sagte sie ruhig, „ich will den Abend nicht stören. Aber eins muß ich noch von Ihnen wissen, bevor Sie fortreisen, und es wäre gut von Ihnen, wenn Sie es mir jetzt sagten. Lassen Sie uns so ehrlich sein, wie es immer zwischen uns gewesen ist und besonders in jener Zeit, als Sie sich für uns um die Wiedererlangung unseres Geldes bemühten;

denn damals, ich sage es ganz offen, waren wir wohl sehr gute Kameraden. Aber später" — sie zögerte etwas — „kam es, ich weiß nicht, was es war, manchmal anders, als es unter Kameraden eigentlich sein soll. Und sehen Sie, Boris Stepanowitsch, über dieses unbekannte andere möchte ich gern von Ihnen hören. Sagen Sie mir bei unserer Kameradschaft von damals, habe ich Sie vielleicht einmal unbewußt gekränkt, und haben Sie mir etwas nachgetragen? Wenn es so ist, möchte ich gern, daß Sie es mir offen sagen, denn kränken wollte ich Sie niemals. Ich möchte nicht, daß Sie vielleicht mit einem Groll gegen mich fortgingen."

Ihre Stimme war zitternd verhaucht, bevor sie noch den Satz zu Ende bringen konnte. Dann aber ging plötzlich ein Beben durch den zarten Körper, ein Schütteln und Rütteln, wie wenn der Sturm die jungen Birken biegt. Sie schlug die Hände vor das zuckende Gesicht und schluchzte laut in fassungslosem Schmerz.

Erschreckt hatte Boris auf die Weinende gesehen. Er stand wie erstarrt da und wagte es nicht, sich zu rühren. Leise und bittend rief er ein über das andere Mal ihren Namen, um sie zu beruhigen. Tausend Gedanken jagten in rasender Hast ihm durch den Kopf. Weinte sie um ihn? um sein Fortgehen? Und wenn! Lag ihr denn wirklich so viel an ihm? Er konnte nicht weiter denken. Es war ein Klang von süßesten Melodien in ihm, und es erschütterte ihn ein solches Glücksgefühl, eine solche Seligkeit, daß alle seine guten Vorsätze Schiffbruch litten vor dem einen Gedanken: Sie leidet um dich!

Er war ganz nahe an das weinende Mädchen herangetreten, und sein Atem streifte ihre Wange. Mit mühsam verhaltener Glut rief er noch einmal innig ihren Namen. Dann zog er sanft die kleine zuckende Hand von ihrem Antlitz und legte sie bebend in die seine. Das Blut klopfte in seinen Schläfen. Stammelnd öffneten sich seine Lippen, und die lang gedämmte Leidenschaft brach in hellen Flammen hervor:

„Olga! — Olenka! — Um mich? — Um mich weinen Sie?"

Sie nickte laut aufschluchzend mit dem Kopfe.

Da war es vorbei mit seiner Fassung und mit aller männlichen Kraft und allem Ringen nach Vernunft und Einsicht. Er riß sie mit einem jubelnden Aufschrei an sich, und sie schlang beide Arme um seinen Hals und legte, wie ein müde geweintes Kind, den Kopf an seine Brust.

Boris neigte sich über sie und bedeckte ihr Haar und Gesicht mit heißen Küssen. Unzählige Male drückte er die Lippen auf ihren roten zuckenden Mund, und jedesmal, wenn er sie einen Augenblick freigab, flehte sie leise:

„Bleibe bei mir, Liebster, geh nicht fort!"

Die beiden stolzen Menschen, sie wußten nicht, was sie an heißen Liebesworten einander zuflüstern sollten. Kein Wort erschien ihnen tief und heilig genug, um das auszudrücken, was sie für einander empfanden.

„Boris! mein Boris! Wie habe ich um dich leiden müssen, du, Boris, mein Lieber, du."

Sie flüsterte es ihm, alle Scheu vergessend, mädchenhaft-innig zu und erwiderte Kuß mit Kuß. Und dann war es wieder still zwischen ihnen geworden, und man hörte nur dann und wann ein zerrissenes Liebeswort.

Boi hatte sich die ganze Zeit über schweigend verhalten; aber allmählich schien es in ihm zu dämmern. Er sprang mit einem leisen Winseln auf, stellte sich auf die Hinterbeine und legte beide Pfoten auf Olenkas Schultern. Mit einem fröhlichen Lachen befreite sie sich aus Boris' Armen, um den Kopf des treuen Tieres an den ihren zu pressen.

„Boi, mein lieber, alter Kerl, nun gehörst auch du mir; dein Herr und du, alle beide seid ihr nun mein."

Sie rief es einmal über das andere, um dann wieder in Boris' Arme zu eilen.

Boris verstand es nicht, viel zu reden. Seine verschlossene Natur fand nicht immer gleich die Wege, sich verständlich zu machen. Aber in seinen Augen, in dem Druck seiner Hände und in seinem ganzen Wesen lag eine so tiefe unbegrenzte Liebe, mehr, als eine Welt von Worten sie hätte zeigen können.

Der Abend war bereits ganz eingekehrt, und die beiden Glücklichen erinnerten sich nun allmählich, wie lange sie eigentlich schon auf Vater Schejin gewartet hatten.

Gleich darauf traten Olga und Boris ins Zimmer. Der Alte wollte ihnen entgegeneilen, doch schon ging Boris mit raschen Schritten auf ihn zu und ergriff seine Hand.

„Andrej Fomitsch —"

Der Alte jedoch unterbrach ihn schnell:

„Ist es denn wahr, wirklich wahr, Boris Stepanowitsch? Sie sind meiner Tochter gut? Und du, Olenka, du hast ihn lieb? Sagt mir nichts, ich weiß alles, ich lese es aus vier glücklichen Augen, daß ich nun noch reicher geworden bin, daß ich zwei liebe Kinder besitze. Gottes Segen über euch, liebe, liebe Kinder!"

Er wollte weitersprechen, aber die Stimme versagte ihm, und Tränen rannen dem alten Mann über das Gesicht.

Olga hatte beide Arme um seinen Hals gelegt und küßte den Vater lange und innig.

„Papinka," kam es dann jauchzend von ihren Lippen, „sag, willst du Boris als Sohn haben? Ach, ich bin ja so glücklich, so überglücklich, mein alter lieber Papascha."

Der Hauptmann legte segnend seine zitternde Hand auf ihren Kopf und zog mit der anderen Boris sanft zu sich heran.

„Mein lieber Sohn," sagte er warm, „ich weiß, bei dir ist mein Kind, mein Kleinod, gut aufgehoben. Dir gebe ich es gern, du bist meinem Herzen willkommen. Gott sei gedankt für diese Freude an meinem Lebensabend. Ruft mich der Herr nun, so gehe ich gern. Gelobt sei Gott!"

Er bekreuzigte sich dreimal und küßte Boris ebensooft auf Mund und Wangen. Ergriffen führte Boris die Hand des Hauptmanns an die Lippen, und auch Olenka drückte kindlich-dankbar einen Kuß auf sie. Helle Tränen standen allen dreien in den Augen, und es war ein heiliger Augenblick, den sie in aller Stille verlebten.

Dann aber löste sich jubelnd die Freude. Boi bekam ein großes Stück Zucker, die alte Magd wurde gerufen, und auch sie war erfreut und gerührt, wie Schejin selbst. Seit Boris sich damals beim Überfall so hilfreich ihrer angenommen hatte, war sie ihm ganz besonders zugetan. Abwechselnd küßte sie allen wieder und immer wieder die Hand und rief alle Heiligen an, daß sie ihr Fräulein und

den jungen Herrn segnen und ihnen ein langes Leben geben möchten. Und dabei rannen über ihre runzligen Wangen Ströme von Tränen, die sie vergebens mit der Schürze zu dämmen suchte.

„Nun aber schnell zu Maminka Okolitsch", bat Olga; und eiligst machten sich alle vier — denn Boi hatte sich mit seinem starken Familienbewußtsein ihnen angeschlossen — auf den Weg.

Schejin ließ es sich nicht nehmen, der erste zu sein, der Boris' Mutter und zugleich seiner heimlich Verbündeten die Freudenbotschaft brachte. So rasch er es vermochte, bewegten sich seine Beine vorwärts, während die beiden Glücklichen etwas langsamer folgten. Der Hauptmann sah sich immer wieder nach ihnen um, wie, um sich jedesmal von neuem davon zu überzeugen, daß sein Herzenswunsch auch wirklich Erfüllung gefunden hatte. Und als er so Boris und Olenka, weltfern und nur mit sich selbst und ihrem eigenen Glück beschäftigt, miteinander dahingehen sah, murmelte er mit leiser Wehmut vor sich hin:

„Ja, ja, hab's auch einmal so gemacht, und geradeso. Kannte sie auch — die Jugend und die Liebe. Schöne Zeit, ach schöne Zeit!"

Mutter Okolitsch' Fenster waren erhellt. Sie hatte sie weit geöffnet, um die köstliche Abendluft hereinzulassen. Mit einem Strickstrumpf beschäftigt saß sie am Tische und erwartete die Rückkehr des Sohnes. Schejin hatte sie erblickt. In fröhlicher Ausgelassenheit steckte er den Kopf durch das geöffnete Fenster und rief ihren Namen. Sie wandte sich rasch um und sah in sein strahlendes Gesicht.

„Guten Abend, guten Abend! Gratuliere, Mütterchen, gratuliere! Es ist alles so gekommen, wie wir es wünschten. Boris und Olenka —"

Sie stieß einen leichten Schrei aus und trat schnell ans Fenster.

„Andrej Fomitsch, was höre ich? Ist es wahr? Sollte Gott so gnädig gewesen sein und unsere Kinder —"

Sie stockte plötzlich, denn auch Olgas und Boris' Köpfe tauchten nun vor dem Fenster auf. Ein Blick in deren glückliche Gesichter ließ sie schnell die Situation begreifen. Sie faltete inbrünstig die Hände und sandte einen dankenden Blick gen Himmel.

Nun war es Boris, der plötzlich voraneilte und die Mutter in die Arme schloß.

„Mamchen, Mütterchen, ich bringe dir eine Tochter; habe sie so lieb wie mich selbst."

Er küßte die Mutter innig und führte ihr dann Olenka zu.

Bald saßen sie dann alle fröhlich plaudernd um den Tisch und vergaßen es bei Tee und Süßigkeiten nicht, sich gegenseitig immer wieder an dem Glück zu erquicken, das jedem aus dem Auge des anderen entgegenleuchtete. Man sprach von der Gegenwart und von der unverhofften Wendung der Dinge. Die beiden Alten beichteten lächelnd, wie sie eigentlich Vorsehung hatten spielen wollen, schließlich aber alles Gottes Fügung, der sie nun so wunderbar geführt habe, überlassen hatten.

Jetzt erst kam auch Boris eigentlich zum Nachdenken, und er mußte es sich gestehen, daß ihn Verstand und Vernunft verlassen hatten und sein Herz allein durch die Tränen eines Mädchens bezwungen worden war.

Schejin unterbrach jedoch dessen Selbstbetrachtungen, indem er von Boris' Zukunft zu sprechen begann. Er meinte, daß es nun keinen Grund mehr für

diesen gebe, ihm das angebotene Darlehen abzuschlagen; denn schon um Olenkas willen werde er das Studium nachholen müssen. Als auch diese ihn mit warmen Worten bat, des Vaters Angebot anzunehmen, willigte Boris endlich ein, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung der späteren Rückzahlung. Aber fast verwünschte er im Innern auch schon seinen Entschluß, in die Hauptstadt zu gehen; hieß es doch dann, sich auf Jahre hinaus von Olenka trennen. Und doch sagte ihm die ruhige Überlegung, daß er mehr denn je jetzt die Pflicht habe, eine einträglichere Lebensstellung zu erringen, mußte er doch nun nicht nur die Mutter, sondern auch eine Frau mit ernähren.

Alles, was er im stillen bei sich so oft erwogen hatte und was auch eben sein Herz bewegte, bekannte er offen und ehrlich in diesen Stunden trauten Miteinanders; und wieder war es Schejin, der den rettenden Vorschlag machte, der von allen Seiten mit Freuden begrüßt wurde. Dieser erklärte kurz, daß es, zumal die Sehnsucht nach Olenka Boris das Studium doch sehr erschweren würde, wohl das Vernünftigste wäre, wenn das junge Paar schnell, in vier Wochen, Hochzeit machen und dann gemeinsam in das eigene Heim in die Hauptstadt übersiedeln würde.

Errötete auch Olenka ein wenig bei der wunderbaren Aussicht, schon in so kurzer Zeit mit Boris vereint zu sein, so stimmte sie nicht nur dem Vorschlage des Vaters mit Freuden zu, sondern dieser mußte überdies noch die zärtlichsten Liebkosungen und Dankesausbrüche seiner Tochter über sich ergehen lassen. Auch Mutter Okolitsch sagte zu allem, was der Hauptmann meinte, Ja und Amen, und Boris selbst war von der unerwartet glücklichen Wendung seines Lebens so betäubt, daß es ihm an Worten, sich mitzuteilen, gebrach.

Man kam überein, daß Mutter Okolitsch mit Boi zu dem Hauptmann ziehen sollte, da beide gemeinsam die Einsamkeit und die Trennung von den Kindern weniger schmerzlich empfinden würden. Das bisher von Okolitsch bewohnte Häuschen sollte aber anderweit vermietet werden und der Mietzins den Kindern als kleiner Zuschuß zufallen. Boris seinerseits wollte aber auf keinen Fall die Mittel zum Lebensunterhalt für seine zukünftige Frau und sich selbst vom Hauptmann annehmen. Vielmehr bestanden beide darauf, durch Stundengeben ihre täglichen Bedürfnisse selbst zu decken. Sie erklärten, sich bis aufs äußerste einschränken, wie treue Kameraden Freude und Leid, Not und Sorge miteinander tragen und dankbar und glücklich in dem Bewußtsein schaffen zu wollen, einander zu besitzen und eins zu sein.

Die kurze Zeit bis zur Abreise sollte fleißig dazu ausgenutzt werden, alles Nötige zu regeln und den beiden Alten noch zur Hand zu gehen. Und auch ihre Hochzeit sollte nur eine ganz stille kirchliche Feier sein, ohne Schmaus und Güste, nur eine Weihestunde ihrer Herzen.

Mitternacht war längst verronnen, und noch immer saßen alle vier, Pläne schmiedend, um den summenden Samowar. Dankbar gedachte man des Tages, der alles Leid in jubelnde Freude verwandelt hatte, und mit einem verheißungsvollen „Auf Wiedersehen!“ trennte man sich endlich am frühen Morgen.

Ende.

Goethe im Bildnis

Von Eugen Kalkschmidt-München

er vorzeitig verstorbene Anthropologe Ludwig Woltmann versuchte den Nachweis, daß der größte Teil der bedeutenden Männer Italiens und Frankreichs: Staatsmänner, Künstler, Gelehrte, germanischen Blutes oder Halbblutes gewesen sei. Ihn leitete dabei die Idee einer anthropologischen Kulturgeschichte. Er suchte die körperlichen Merkmale aus überlieferten Bildnissen, aus zeitgenössischen Beschreibungen festzustellen, zog neben den Tatsachen der Weltgeschichte diejenigen der Stammes- und Familiengeschichte heran, um so aus morphologischen und genealogischen Einheiten die Biologie der Rassen aufzubauen und ihren Kulturwert zu bestimmen.

Woltmanns Ergebnisse waren nicht neu, wenigstens nicht in ihrem Schlußgedanken: „Der Gehalt eines Volkes an blonder Rasse bestimmt seinen Kulturwert, und der Niedergang der höheren Kulturen hat seine anthropologische Ursache im Aussterben der Blonden." Das hatte Gobineau in anderer Formulierung auch schon gesagt, von weiteren Rassenphilosophen gar nicht zu reden. Neu war aber die Methode von Woltmanns Beweisführung. Wenn man an die fröhliche Leichtigkeit denkt, mit der Taine, der „Positivist", sich mit positiv historischen Tatsachen abfand, als er von den Italienern behauptete: sie seien glücklicherweise nicht germanisiert worden, sondern hätten die nordischen Barbaren immer schnell wieder verjagt (Philosophie der Kunst I, 120, Leipzig 1902), — so erschien Woltmann daneben fast als ein Muster an wissenschaftlicher Exaktheit und Vorsicht. So anfechtbar im übrigen der Gang seiner Beweisführung auch manchmal ist, und besonders in den Schlußfolgerungen aus den körperlichen Merkmalen, wie sie die Bildnisse der alten Zeit überliefern, erscheint doch vieles höchst unsicher und mindestens zu wissenschaftlicher Benutzung noch nicht brauchbar.

Ich mußte des öfteren an den streitbaren Ideologen Woltmann denken — denn ein tapferer Ideenmensch war er eben doch —, als ich den Band mit Goethes Bildnissen durchblätterte, den der Verlag Georg Müller in München als erstes Supplement seiner monumentalen „Propyläen-Ausgabe von Goethes sämtlichen Werken" kürzlich erscheinen ließ. Denn hier kann man überaus lehrreich verfolgen, was Bildnisse über einen bedeutenden Menschen und gerade über seine körperliche Erscheinung auszusagen wissen und was nicht.

Es gibt wenig bedeutende Menschen, die so häufig porträtiert worden sind wie Goethe. Seine Mitwelt hat ihn dank dem beispiellosen Erfolge des „Werther" sehr früh erkannt, allerdings nicht im vollen Umfange seiner zeitlosen Bedeutung, aber doch so weit, daß die Zeitgenossen stolz auf ihn waren und Näheres von ihm erfahren wollten. Dazu stammte er aus gutem Bürgerhause, wo es zum Anstand gehörte, sich für die gute Stube gelegentlich in Öl malen oder wenigstens in Kupfer stechen zu lassen. Gang und gäbe, auch und vornehmlich in einfacheren Kreisen, war der Schattenriß, die Photographie des achtzehnten Jahrhunderts. Dazu war die Plastik damals keineswegs eine Kunst für die reichen Leute, sie blühte vielmehr auf dem goldenen Boden des alten Kleinhandwerks ganz munter fort, schuf Medaillons in Wachs und Stein, Medaillen und Büsten in großer Zahl und allen möglichen Materialien, sogar in Porzellan. Daß auf Kaffeetassen Werther und

Lotte, aber auch andere Idealfiguren sowie berühmte Leute veranschaulicht wurden, erzählt uns Goethe selbst.

Nun wandern wir an Goethes Bildnissen durch volle siebzig Jahre seines Lebens, und alles, was wir von ihm wissen, wandert ungesehen mit. Es ist eine lange Reihe. Wenn wir, ein wenig ermüdet von den widersprechendsten Behauptungen und Eindrücken, am Ende der 167 Tafeln angelangt sind, rechnen wir leicht aus, daß auf jedes dieser siebzig Poetenjahre zwei bis drei Bildnisse entfallen, — was, wenn es stimmte, für den armen Dichter einen erklecklichen Aufwand an Zeit und Geduld bedeutet haben würde, — des ferneren: daß die Künstler mit dem jungen Goethe wenig, mit dem gereiften Manne auch nicht viel, mit Goethe, dem Greis, schließlich noch am ehesten etwas anzufangen gewußt haben.

Wir Nachgeborenen aber wissen unserseits nun, warum wir uns den alten Geheimrat in Weimar in seiner feierlichen Anstandshaltung so sehr viel körperhafter vorstellen können als den stürmischen Brausekopf, der zu Lottens und Lilis Füßen saß oder mit Karl August um die Wette die Weimarer durch Peitschenknallen ärgerte und mit dem Landesvater zusammen auf die Dorfkirmse zum Tanzen und Scharmuzieren zog.

Da wäre zum ersten: das Familienbild des wohlgeborenen Herrn kaiserlichen Rats mit Frau Aja und den Kindern. Der brave Darmstädter Hofmaler Seekatz hat eine galante Schäferszene arrangiert, in freier Landschaft unter antiken Ruinen. Johann Wolfgang hält den Hund am Halsband, Cornelie steht damenhaft steif daneben, und im Hintergrunde spielen ein paar nackte Amoretten — ein sinniger Tribut des Andenkens an die früh verstorbenen Kinder der Familie Goethe. Am 24. September 1762 notierte der Herr Rat befriedigt in sein Ausgabenbuch: „Domino Seekatz pro pictura familiae 60 fl." So verwendete man doch noch angemessen sein hochstudiertes Latein in idealer Konkurrenz mit einem würdigen Sinne für die edle Kunst.

Und da wäre zum letzten: das feierliche Profil eines ganz abwesend schlummernden Greises, den kühlen Lorbeer um die Schläfe, — das sterbliche Teil eines Unsterblichen, an der Bahre gezeichnet im März 1832 von Friedrich Preller. Die leuchtenden Sonnenaugen sind tief in die Höhlen gesunken, der beredte Mund ist wie im letzten Schmerz fest geschlossen, Nase und Kinn treten in scharfen Umrissen hervor. So sieht der Tod aus, der ein reifes Leben vollendet hat.

Zwischen Aufgang und Niedergang aber bewegt sich dieses starke Leben in so vielfältiger Gestalt im Bildnisse, daß man zumindest dreißig verschiedene Menschen danach glaubt auseinanderhalten zu können.

Was für einen elegant frisierten Stutzer im Spitzenjabot (Tafel 4) hat jener unbekannte Maler Anno 1765 aus dem angehenden Leipziger Studiosen gemacht? Dann aber wird es ausgiebig lebendig von Lavaterscher Physiognomik. Maler, Zeichner, Stecher und Bildner werden in Betrieb gesetzt, denn der wunderliche Prophet in Zürich ist nicht leicht zufriedenzustellen. Man erlaubt sich den Scherz, ihm anstatt Goethes Porträt ein anderes vorzulegen. Lavater fällt aber keineswegs darauf hinein, sondern antwortet durch eine „zwar muntere, aber donnernde Epistel". Nun kommt das rechte Konterfei, und Lavater ist „unaussprechlich froh, daß Ihr Gesicht so ganz anders ist als Bahrdt, und daß Sie vielmehr Wille und Ruhe bei dieser Heiterkeit und diesem Leben haben, als ich hoffen dürfte." Und zu einem Stich von Lips nach einem Basrelief, einer ziemlich rohen hyperbolischen

Arbeit ad usum delphini, bemerkt Lavater im Text: „Immer Larve eines großen Mannes, der das Creditif seiner Vollmacht, auf die Menschheit zu würken, auf seinem Gesichte hat; — sogar auf der harten Larve seines Gesichts. . . ."

Der Zeichner Schmoll endlich krönte die Versuche. Er fing bei den Eltern an — aber Goethe bestand darauf, daß die Frau Rat von der Physiognomik ausgeschlossen werde, was ihr, der neugierigen Mutter, gar nicht behagte. Auch der Sohn war zuerst nicht recht mit seinem Abbilde einverstanden. Lavater jedoch gerät vor dem korrigierten Versuche ordentlich aus dem Häuschen. „Hier endlich einmal Goethe — zwar nur so wahr, als wahr ein Gesicht, wie das seinige, auf Kupfer zu bringen möglich ist. . . . Man bemerke vorzüglich die Lage und Form dieser — nun gewiß — gedächtnisreichen, gedankenreichen — warmen Stirne — bemerke das mit Einem fortgehende Schnellblicke durchdringende, verliebte — sanft geschweifte, nicht sehr tiefliegende, helle, leicht bewegliche Auge — die so sanft sich drüber hinschleichende Augenbraune — diese an sich allein so dichterische Nase — diesen so eigentlich poetischen Übergang zum lippichten — von schneller Empfindung gleichsam sanft zitternden, das schwebende Zittern zurückhaltenden Munde — dieß männliche Kinn — dieß offne, markige Ohr — Wer ist der absprechen könne diesem Gesichte — Genie." Den Schattenriß, den Goethe am 31. August 1774 an Lotte nach Hannover sandte, „das garstge Gesicht", gruppiert Lavater geschäftig unter zwanzig Silhouetten von „Liebenden und Geliebten" und schreibt darunter: „Thut alles um Liebe."

1775 taucht mit dem ersten Relief von Joh. Peter Melchior ein wirklicher Jugendkopf Goethes auf. Etwas gesteigert in den angespannten Zügen — im flatternd zusammengebundenen Haarschopf, im schwungvoll emporgeschürzten Gewande wird der Sturm und Drang zu packen gesucht. Danach bemühen sich die Herren Hofmaler in Weimar um eine Art nobler Sentimentalisierung. Wieland ist sehr froh darüber, liest während der „leidigen Session" aus dem „Oberon" vor und meint: „Zum Glück mußte sich's treffen, daß der fast immer wüthige Mensch diesen Tag gerade in seiner besten receptivsten Laune und so amusable war wie ein Mädchen von sechzehn." Vermutlich findet sich gerade deshalb dieses sanfte beseelte Profil in den meisten Klassikerausgaben für Backfische. Den römischen Imperatorenbüsten, die der Hofbildhauer M. G. Klauer 1780 von Goethe formt, steht der Dichter mit so viel Respekt gegenüber, daß er eine an Frau von Stein mit den Worten begleitet: „Sezzen Sie es aufs Camin, denn es muß hoch stehen, und üben Sie die Physiognomik." Lavater ist wiederum sehr begeistert. Klauer verkaufte dann die Abgüsse in Gips um einen Laubtaler, etwa 15 bis 20 Mark nach heutigem Gelde.

Schattenrisse in ganzer Figur bereiten der Frau Rat ein großes Gaudium, sie hängt das Geschenk unter Glas und Rahmen fürsichtig in die „Weimarer Stube". Tischbein gelingt es 1786/88 in Rom, das Wesen Goethes, des Mannes, einigermaßen ahnen zu lassen. Wer wollte freilich entscheiden, ob diese lebensgroße Gestalt im antikischen weißen Mantel, ob dieser etwas kurze runde Kopf im weiten Schlapphut sehr ähnlich sei? „Ich habe den ‚Werkligen Mann' gemalt," schreibt Tischbein, „wie er auf denen Ruinen sizet und über das Schicksal der Menschligen Werke nachdencket —." Und Goethen gefällt die Pose nicht übel. „Ein schönes Bild," schreibt er, „nur zu groß für unsre Nordische Wohnungen." Es mißt reichlich zwei Meter. Was würde der Dichter erst zu den lebensgroßen Kühen, Droschken und Kommoden sagen, die als kleine freundliche Stilleben unsere Ausstellungssäle bevölkern?

Anno 1790 versuchte Klauer sich abermals: von Trippels höfisch pompösen Marmorbüsten angespornt, bekränzt er den Dichter mit wallenden Alexanderlocken, gibt aber zugleich einen genaueren Tatsachenbericht über die ungleichen Teile von Goethes Gesicht. Die rechte Hälfte ist schmaler als die linke, das rechte Auge steht tiefer, das rechte Stirnbein ist etwas eingedrückt. Im Jahre 1801 versucht sich der tüchtige Bildhauer Friedrich Tieck zum ersten Male an einer Büste. Ferd. Jagemann bemüht sich in Pastell und Öl, und Karoline Bardua, eine Schülerin des „Kunscht"-Meyer, wetteifert mit dem römischen Brustbilde Angelika Kauffmanns. Das „heroische" Porträt der Bardua ist sehr drollig, es scheint napoleonisch infiziert, ähnlich wie ihr Lehrer Meyer etwa zehn Jahre vorher den Genius in einer vollkommenen Philistermontur ertränkt hatte. Goethe aber kam sich sehr bedeutend vor und war mit diesem Bilde von 1806 „für die Nachwelt zufrieden".

Ein Jahr später, am 13. Oktober 1807, nahm K. G. Weißer für den großen Schädeldoktor Gall Goethes Gesichtsmaske ab. Daß sie erhalten blieb, ist ein großes Glück. Denn nun endlich wird es hell, nun sehen wir in Goethes Antlitz, wie es wirklich war, und sehen zugleich unendlich viel mehr, als alle Künstler vordem gesehen und berichtet haben. Ein Greisenantlitz, faltig und rissig, von Pockennarben gezeichnet, und dabei voll apollinischer Schönheit. Ja, ein Greis, der an der Schwelle der Sechzig steht; das hat ihm bisher noch kein Konterfei so deutlich verraten wie dieser Naturabguß.

Der Bann scheint gebrochen, die Künstler entdecken nun zusehends mit größerem Selbstvertrauen den schönen alten Mann im Dichter und feiern ihn. Eine Reihe mehr oder minder imposanter Repräsentationsbilder folgt. Gerhard v. Kügelgen leitet sie ein. „Und war sogleich Minister, und hatt' einen großen Stern." Die Sterne nicht nur, um die Goethe ja zeitweilig sehr besorgt schien, auch das Band der Ehrenlegion taucht auf — man schrieb 1809. Eines schönen Abends bei Johanna Schopenhauer mußte der Poet dem fleißigen Kügelgen zu einem Wachsrelief stillhalten. Ein Augenzeuge (Stephan Schütze) erzählt, der Künstler habe Goethe in einen Disput über griechische Malerei verwickelt, um keine Langeweile in seinem Gesicht aufkommen zu lassen. „Daran tat er aber sehr übel. Goethe konnte nicht einmal einen einzelnen Widerspruch gern ertragen . . .," er sei verdrießlich geworden, was aber, scheint uns, der Arbeit nicht wesentlich geschadet hat. Sie gefiel wenigstens Goethe wie den Zeitgenossen sehr, und als Dalberg im Jahre 1813 als „Großherzog von Frankfurt" eine Medaille auf Goethes Austritt aus dem Frankfurter „Staatsverbande" prägen lassen wollte, nahm der Stempelschneider Kügelgens Wachsrelief zum Muster.

Mit Joh. Gottfried Schadow tritt 1816 endlich ein plastischer Meister an Goethes Bildnis heran. Vielleicht kann man sagen: die deutsche Plastik schlechtweg ward sich der mächtigen Aufgabe bewußt, die ihrer hier längst harrte, und ergriff von ihr Besitz. Denn vier Jahre später modellierte auch Rauch seine bekannte Büste.

Schadow nahm abermals einen Abguß nach der Natur, führte aber seine Büste erst 1823 in Marmor aus. Sie wirkt sehr lebensvoll und doch fremd; im einzelnen stimmt alles, und im ganzen stimmt es nicht. Man hat den Eindruck, daß der Meister sich absichtlich streng an die Naturformen des Abgusses gehalten habe, und dabei ist ihm die Gesamtauffassung in die Brüche gegangen — eine Gefahr, die jeder Porträtist kennt und fürchtet.

Eines Tages erhielt Goethe, der gerade in Jena weilte, den Besuch von Berliner Freunden, unter ihnen die Bildhauer Friedrich Tieck und Chr. D. Rauch. Jeder bereitete im stillen für sich ein Attentat auf den alten Herrn vor: Tieck wollte seinen früheren Versuch erneuern, Rauch glaubte einen langgehegten künstlerischen Wunsch sich erfüllen zu können. An Ort und Stelle angelangt, erfuhren sie ihre beiderseitigen Absichten, und Rauch wollte vornehm zurücktreten. Aber Goethe ward gebeten, beide Künstler aufzufordern, und tat es auch. So entstanden im August 1820 die „Atempo-Büsten", zwei Werke von großem künstlerischen Reiz. Tieck gibt mehr ein Porträt, dem man sprechende Ähnlichkeit nachrühmt. Rauch sucht den Genius zu erobern, unterdrückt die Einzelformen, steigert das Verhältnis der Teile untereinander, gewinnt durch leichte Wendung des Hauptes nach rechts jene olympische Überlegenheit und sinnende Ruhe, die seither in fast allen Goethe-Denkmälern mehr oder minder glücklich nachgeahmt worden ist. Der Dichter fand die Rauchsche Büste „wirklich grandios". Sie wurde oft wiederholt und als Vorlage benutzt, so von Antoine Bovy in Genf für seine Denkmünzen, die ihrerseits wieder zahlreich nachgebildet wurden.

Man merkt nun, wie der Zulauf der Künstler wächst. Der alte Herr, gewissenhaft, wie er sein Leben in den Annalen registriert, verzeichnet jede gewährte Sitzung, wennschon nicht ohne manchen geheimen Stoßseufzer.

Sybillinisch mit meinem Gesicht
Soll ich im Alter prahlen?
Je mehr es ihm an Fülle gebricht,
Desto öfter wollen sie's malen.

Was sollte er aber machen, wenn etwa König Ludwig I. von Bayern schrieb: „Herr Staatsminister, ein wohlgetroffenes Bildnis des Königs der Teutschen Dichter zu besitzen, ist ein von mir lange gehegter Wunsch; darum und darum allein schicke ich meinen Hofmaler Stieler nach Weimar. . . ." Ende Mai 1828 begann Jos. Karl Stieler, der „Seelenmaler" nach Ludwigs Ankündigung, mit den Studien, Anfang Juli war das Gemälde, das sehr bald zu den bekanntesten gehören sollte, fertig, wurde in Weimar und Berlin höchlich bewundert und von König Ludwig pietätvoll zum ersten Male am 28. August, an Goethes Geburtstag, besichtigt. Es ist ein richtiges Haupt- und Staatsbild, aber doch, oder vielmehr eben deshalb nicht frei von Zwang. Man sieht ordentlich, wie der Olympier — das ist er auch diesmal wieder — sich zurechtgesetzt hat und den Blick über das Wesenlose hinweg zur klassischen Höhe emporrichtet. Ein unberühmt gebliebener Porzellanmaler aus Braunschweig, Ludwig Sebbers, kam zu intimeren Ergebnissen. Seine Kreidezeichnung vom Jahre 1826 ist vielleicht das unmittelbarste Altersbildnis von Goethe überhaupt. Die strenge Profilansicht von links zeigt besonders die etwas eingesunkene Nasenwurzel und das seherische Auge, dazu die festgeschlossenen Lippen höchst charakteristisch.

Auch das Ausland wollte sich der Züge des Poeten versichern. Der Franzose David d'Angers arbeitete im August 1829 die Studien zu seiner späteren Kolossalbüste, deren kühne Auffassung in Weimar sehr befremdete und erst in neuerer Zeit so bewundert wird, wie sie es verdient. Die Stirn ist mächtig herausgewölbt, die untere Gesichtshälfte gleichsam zurückgezogen und beschattet durch das monumentale Vorneigen der oberen Teile. Der Blick geht von unten herauf in die Ferne.

Allmählich wurde dem Achtzigjährigen die Mühe der Sitzungen arg beschwerlich. „Ich habe", sagte er 1831 zum Maler Schwerdgeburth auf dessen Bitte, „so oft

Künstlern gesessen, man hat mich damit gemartert und geplagt, und von den vielen in der Welt kursierenden Abbildungen sind die allerwenigsten mir zu Danke. Ich bin dadurch verdrüßlich geworden. . . ." Aber der Künstler wußte sich zu helfen, beobachtete Goethe scharf beim Gespräch und zeichnete ihn zu Hause. Es gelang; der „verdrüßliche" Poet selber mußte das Werk loben, bewilligte noch ein paar Sitzungen und wollte selber den Kupferstich nach dieser Zeichnung der Welt bekannt machen. Er sollte nicht mehr dazu kommen, Goethe starb, und Schwerdgeburth durfte froh sein, als Letzter ein Porträt des Dichters nach der Natur gewonnen zu haben. Nach ihm kam nur noch Fr. Preller mit seiner Totenskizze, deren Vervielfältigung er jedoch auf Wunsch der Hinterbliebenen unterließ. Das hinderte freilich Bettina, das ewige Kind, durchaus nicht, den dritten Teil ihres Briefwechsels, der 1835 erschien, durch einen Stahlstich zu schmücken, der jene Prellersche Zeichnung wiederholte, wozu Bettina heimlich eine Nachzeichnung des Originals durch eine Freundin besorgt hatte. So hatte Goethe auch im Tode vor ihr keine Ruhe. Alle diese und noch weitere historische Erläuterungen zu sämtlichen Goethebildnissen verdanken wir dem Herausgeber Ernst Schulte-Strathaus, der seinerseits die bekannten Werke von Rollett und Zarncke kritisch benutzt hat. Dank seinem Sammeleifer konnte er seine Vorgänger sehr wesentlich ergänzen. Sein Buch ist, dank auch den guten Lichtdrucken, ein ganz ausgezeichnetes Quellenwerk geworden.

Wir aber gestehen am Ende dieser überreichen Bilderchronik, daß die wirklich glaubwürdigen Dokumente über Goethes äußere Erscheinung erstaunlich dünn gesät sind, daß auch sie fast immer nur Einzelteile getreu wiedergeben und daß man sich wohl oder übel den ganzen Goethe aus diesen Einzelheiten zusammenschaffen muß. Die Gesichtsabgüsse des Alters vermitteln Klarheit wenigstens über die Maße des Kopfes; über den Ausdruck aber können sie schlechterdings nichts aussagen, und der übrige Körper, der doch auch Träger des seelischen Ausdrucks war, bleibt ganz in dem widerspruchsvollen Halbdunkel, das die Künstler mit ihren jeweiligen Auffassungen geschaffen haben. Da waren Spätgeborene wie Richard Wagner oder Bismarck durch die Photographie besser daran. Von Wagner erschien vor Jahr und Tag (bei Bruckmann) ein Bändchen photographischer Bildnisse aus den Jahren 1860 bis 1882, Aufnahmen nach der Natur, die gänzlich kunstlos einen Tatsachenbericht geben, wie er aufschlußreicher kaum gedacht werden kann. Gewiß, auch die photographische Optik lügt zuweilen, verzeichnet hier und vertuscht dort. Aber letzten Endes verbessert sie sich immer wieder selbst, bringt sie uns von Fall zu Fall der Wirklichkeit näher, schafft sie objektive Tatsachen. Wie würde Goethe, der große Freund der Wahrheit und des Lichts, sein eigenes Lichtbild als Dokument geschätzt haben! Wie manche „verdrüßlich" langweilige Sitzung hätte ihm die Kamera erspart!

Aber freilich, ein Lichtbild im tieferen Sinne hat er uns auch so hinterlassen: sein Lebensbild. Das leuchtet in den satten Farben der Werkfreudigkeit und der Menschenliebe, vom Genius bekränzt mit dem Lorbeer der Unsterblichen. Unser heißer Philologeneifer, der sich müht, den großen Menschen in seine Jahresringe, auch dem äußeren Auge sichtbar, zu zerlegen, wird in tausend Jahren erkaltet und samt seinen Bücherbergen vergessen sein. Goethe aber, die irdische Spiegelung eines fernen Lichtes, wird leben und überzeugende Geistesgestalt haben trotz all seiner widersprechenden Bildnisse.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Literaturgeſchichtliches

„Die deutſche Literatur des neunzehnten Jahrhunderts“ von **Richard M. Meyer** (Berlin, Georg Bondi, M. 12,50) liegt bereits in vierter Auflage vor. Die ſehr anfechtbare Einteilung nach Jahrzehnten, die eine Geſamtüberſicht über das Leben und Schaffen der einzelnen Dichter ſehr erſchwerte, iſt einer ſolchen nach Gruppen und Richtungen gewichen; damit hat das Werk zweifellos ſehr gewonnen. Auch die äußerliche Neuerung, daß das noch umfangreicher gewordene Buch bei gleichem Preis jetzt in zwei handlichen, ſehr vornehm ausgeſtatteten Bänden erſcheint, iſt ein weſentlicher Vorteil. Aus den 24 Kapiteln hebe ich beſonders das Kapitel „Zwei Meiſter“ hervor, in dem Gottfried Keller und Theodor Fontane mit außerordentlicher Lebendigkeit und Anſchaulichkeit gezeichnet werden. Auch dort, wo man mit dem Verfaſſer nicht einer Meinung iſt, folgt man ſeinen niemals trockenen, ſtets anregend vorgetragenen Ausführungen mit lebhafter Aufmerkſamkeit. Überall zeigt ſich die erſtaunliche Beleſenheit R. M. Meyers. Wertvoll ſind auch die am Schluſſe gegebenen „Annalen“, eine nach Jahren geordnete Zuſammenſtellung der wichtigſten literariſchen und für die Literatur bedeutungsvollen politiſchen und kulturgeſchichtlichen Ereigniſſe von 1800 bis 1909. H. F.

Das Kulturproblem des Minneſangs. Von Eduard Wechßler. Bd. I: Minneſang und Chriſtentum. (Bei Max Niemeyer, Halle. 1909. M. 15,—.)

Wechßler hat mit feſt zugreifender Hand ein Problem gefaßt und eine Sache geſtaltet, die mehr bedeutet als die bloße hiſtoriſche Erſcheinung. Er tat es nicht — wozu moderne Schriftſteller ſo leicht verführt werden — durch Vermiſchung von Grenzgebieten oder durch übergroße Stoffmaſſen und allgemeine Spekulationen, ſondern durch forſchende Vertiefung der Sache ſelbſt, einer Sache allerdings, die ein Jugendlich-Lebendiges, keimhaft die Zukunft Enthaltendes, Geſamtgeiſtiges iſt.

Im erſten Teil des Bandes legt Wechßler die realen Bedingungen des Frauendienſtes dar. Schöpferiſchen Anteil am Minneſang haben die Provenzalen, die Deutſchen und die Mittelitaliener. Urſprünglich iſt der Minneſang nur ein Panegyrikus des dienenden Sängers auf die fürſtliche Herrin, ſein Liebesverhältnis eine Fiktion, ein „Liebeswahn“. Gerade die ſtärkſten Dichter waren in Gefahr, in das Lied ihre wirkliche Leidenſchaft fließen zu laſſen, aber der höfiſchen Form des Minneſangs entſprach das nicht. Wer über die liebenswürdige Artigkeit hinausging, mußte fürchten, für die kunſtvoll ausgeſprochene Leidenſchaft ſtatt Dank und Lohn den Abſchied zu erhalten. Verfehlt iſt alſo die Beurteilung des Minneſangs als einer Ehebruchspoeſie. Der Minneſang war die Vorſtufe des Guido Guinicelli, des Beatricekultes der **Vita nuova** und der **Commedia**. Wohl beſteht ein Gegenſatz gegen die Ehe, aber er geht aus dem Beſtreben hervor, die Stellung der Frau zu erhöhen, die Liebe zu veredeln. „Als ideelle Reaktion gegen den Zwang der Realität werden wir den Minneſang am beſten begreifen.“ Der frühe Minneſang iſt alſo eine weſentlich romantiſche Erſcheinung, womit durchaus zuſammenpaßt, daß er immer in Gefahr iſt, in Poeſie mehr des Denkens als des Gefühls hinüberzugleiten. Anders geſtaltete ſich allerdings der Frauendienſt, nachdem eine Verſchmelzung der früher ſtark entgegengeſetzten frauenhaft-höfiſchen und kriegeriſch-ritterlichen Lebensideale eingetreten war. (Deutſchland: Barbaroſſa. Nordfrankreich.)

Der zweite Teil iſt unter dem Titel „Die Minne“ zuſammengefaßt. Im erſten Kapitel desſelben weiſt Wechßler hin auf die tiefen

Beziehungen von Minne und christlichem Spiritualismus. Im folgenden Kapitel vergleicht er die christliche Mystik — indem er die Untersuchung von Emile Boutroux zugrunde legt — in ihrer ganzen Erscheinungsweise mit der Minne. In „Frauenverehrung und Heiligenkult" schildert er den Frauenkult, diese Vergöttlichung, die dem Menschenkult der Renaissance vorausgeht. An die Tiefen des ewigen Problems rührt das Kapitel „Minne und Charitas", fleischliche Lust und göttliche Liebe. Die frühen Troubadoure setzen an Stelle der christlichen Askese den „joi e amor", die derbe Sinnlichkeit des Maitanz- und Ritterliedes, oder ovidische Lüsternheit. Dann gestaltet sich aber gleiche Rechte neben der Charitas fordernd immer edler eine weltliche „hohe Minne". (Italien.) Weiter wird „Minne und Eros" verglichen und der Platonismus in Parallele mit dem Minnesang gesetzt. Was Wechßler über den Platonischen Eros sagt, ist nicht ganz treffend; er sieht im Symposion mehr die einzelnen Meinungen als den Gesamtorganismus des Werkes. Von großem, aber speziellerem Interesse ist das Kapitel: „Minne und Scholastik". — Von dem Satz aus: „Der Frauendienst war eine Religion geworden", ist die Ähnlichkeit und zugleich der Gegensatz von Frauenminne und Gottesminne zu begreifen. Die hohe weltliche Minne steigt zu immer kühnerer Selbstherrlichkeit, die in dem Gedanken: „Lieber mit der Geliebten in Verdammnis als ohne sie in der ewigen Seligkeit" ihren Ausdruck findet. Es findet ein Ausgleich zwischen Frauenminne und Gottesminne statt, und zwar in gewaltsamer Weise in Südfrankreich: nach Beendung der Albigenserkriege wird durch die Inquisition besonders der Marienkult eingeführt. Mit Berufung auf Anton Schönbach weist Wechßler nach, daß kaum — wie meist angenommen — der Minnesang von der Marienverehrung beeinflußt wurde, sondern umgekehrt. Nachdem die Form des Minnesangs ausgebildet war, wurde in die neue fertige Kunstform an Stelle der Frauenminne die Marienminne übertragen. Auch in Deutschland weicht die Frauenminne immer mehr der Gottesminne. Im Grunde bedeutet das nur eine Verweltlichung der Religion; Wechßler läßt offen, ob das aus Naivität oder Frivolität geschieht. Die klassische Vereinigung der Frauen- und Gottesminne im dichterischen Erlebnis liegt in Italien: Dante.

„Was jede neue Kultur und Kunst trägt und belebt, was ihren Vertretern Mut und Kraft und Überzeugung gibt, ohne die auch das höchste Kunstwerk bloße Technik bliebe: diese lebendige Seele ist immer und überall eine neue Weltanschauung." Dieser Satz der Einleitung ist für das Werk bezeichnend. Damit soll nicht gesagt sein, daß der Verfasser seiner eigenen „Weltanschauung" in diesem historischen Werke Ausdruck gibt; im Gegenteil hat er diese Art Subjektivität glücklicherweise unterdrückt. Es soll nur gesagt sein, daß er mehr sucht als die zufällige Einzelform, nämlich den großen, den meisten Augen verborgenen lebendigen Prozeß, die geistige Flutwelle. Aus diesem Verlangen heraus beginnt er mit Recht das Werk mit der Gegenüberstellung der beiden Weltanschauungen, im Zeitalter der Kreuzzüge, der kirchlichen und der höfischen.

Es wäre zu wünschen gewesen, daß Wechßler dem Beispiel des von ihm verehrten romantischen Forschers Diez gefolgt wäre und die provenzalischen und italienischen Belegstellen mit Übersetzung begleitet hätte. Wer seine Aufgabe so allgemein und weit faßt, kann auf einen weiteren Kreis rechnen als den engen der Fachgelehrten und hat die übertriebene Reserve des Gelehrten nicht nötig. Es gibt heute nicht wenige Laien, die eine sachliche Darstellung solcher Frühlingsepoche geistigen Lebens mehr lieben als für weltanschauende Gebildete zubereitete Halbwissenschaft. Kurt Hildebrandt-Wittenau

Schöne Literatur

Ein kerniges, sturmerprobtes Geschlecht sind die Fischer von Finkenwärder, wie sie uns **Wilhelm Poeck** in seinem Roman **„Simon Külpers Kinder"** (Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. M. 4,—) schildert. Im heulenden Sturm, bei tobender See und im glänzenden Sonnenschein begleiten wir die Männer auf ihren flinken Ewern und Kuttern beim Fischfang. Die Zeiten sind gut, die See ist freigebig, und die Dampfer machen noch keine Konkurrenz. Wohl fordert die Nordsee jedes Jahr ihre Opfer, aber zu Hause ist junger, starker Nachwuchs, und die Lücken sind bald wieder ausgefüllt.

Fünfzehn und mehr Kinder sind keine Seltenheit, und auch der Pastor ist diesem Beispiel gefolgt; er antwortet auf die Frage nach der Zahl seiner Kinder „zirka zwölf", denn „man kann doch nicht täglich nachzählen". Mit köstlichem Humor werden die tollen Streiche der heranwachsenden Jugend erzählt, wie sie dem Schwein Kümmel in den Trog gießt, daß es die tollsten Kapriolen macht. Wie lustige Ranken winden sich diese Episoden um den ernsten Grundton des Buches, das auch „Simon Külpers Glück" heißen könnte. Denn dieses Glück ist fast sprichwörtlich geworden, und nur Külpers Frau bemerkt hellseherisch die schweren Schatten, die sich auf dies Glück herabsenken. Und wie das Unglück kommt, Schritt für Schritt, mit unerbittlicher Konsequenz, und mit ihm der Niedergang des ganzen Fischergewerbes, das ist mit so wuchtiger Meisterschaft geschildert, daß es die Seele aufrührt, wie der Sturm die Nordsee, deren Kinder die Helden des Romans sind. W. J. K.

Wilhelm Münch, der bekannte Pädagoge der Berliner Universität, hat seinen „Leuten von ehedem und was ihnen passiert ist", einen neuen Band Novellen von eigentümlichem Reiz folgen lassen. **„Seltsame Alltagsmenschen"** (C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, München, M. 3,50) hat er die Gestalten benannt, auf denen sein wohlwollender Blick geruht hat und deren Erleben er in seinen Zügen vor uns ausspinnt. Seltsam muten sie freilich an, diese innerlichen und deshalb eigenartigen Leute; aber Alltagsmenschen sind sie nur durch die Unscheinbarkeit der ihnen vom Schicksal zugewiesenen Rollen. Ein scharfsichtiger Menschenkenner und Freund, der schlichte Größe im Geringen sieht und im versöhnenden Verstehen seinen Lohn findet, war bei der Gestaltung dieses Buches an der Arbeit. In behäbiger Ruhe, die dem Nachklang der angeschlagenen Töne freies Spiel gewährt, nimmt die Erzählung ihren Verlauf, und an der Wohltat der Wirkung läßt sich die Tiefe des seelischen Gehalts der „Seltsamen Alltagsmenschen" ermessen. M. K.

Technik

Dr. jur. F. Damme, „Der Schutz technischer Erfindungen als Erscheinungsform moderner Volkswirtschaft." Berlin, Otto Liebmann. 8°. 184 S. M. 3,40, geb. M. 4,—.

Die zweite Hälfte des Titels weist darauf hin, daß wir es hier nicht mit einem der nach der Ansicht des Verfassers schon überreichlich vorhandenen Kommentare zur Patentgesetzgebung zu tun haben; das kleine Werk soll vielmehr die Öffentlichkeit auf Änderungen und Vervollständigung dieser Gesetzgebung vorbereiten, indem es die Ansichten des Verfassers über Zweck und Ziel jedes Patentwesens darlegt. Es ist also kein Zufall, daß sein Erscheinen mit der Einbringung des zurzeit dem Reichstage vorliegenden Gesetzentwurfs über den Ausführungszwang von Patenten, der in den zugehörigen Erläuterungen als Vorläufer einer weitergehenden, grundsätzlichen Änderung dieses ganzen Zweiges der Gesetzgebung hingestellt wird, zeitlich zusammenfällt. Der leitende Gedanke ist: Das Monopol wird dem Erfinder nicht als Belohnung für seine Tätigkeit, sondern im Interesse der nationalen Wirtschaft erteilt. Das Erfinden ist etwas durchaus anderes als jede andere geistige oder künstlerische Tätigkeit. Diese ist mit dem Niederschreiben des Gedankens, der Ausführung des Bildwerkes, beendet, die Vervielfältigung ist eine rein mechanische Arbeit; und weil nie zwei Menschen denselben Gedanken auf genau gleiche Art ausdrücken, denselben Gegenstand genau gleich darstellen, so hindert der dem Urheber erteilte Schutz auch nicht andere an der freien Entfaltung ihrer Tätigkeit. Beim Erfinden dagegen folgt auf das Fassen und die Mitteilung des Gedankens noch die Ausführung als wesentlicher Teil der Tätigkeit, und das dem Erfinder erteilte Monopol ist anderen hinderlich. Deshalb müssen an ihn von dem das Patent erteilenden Gemeinwesen höhere Ansprüche gestellt werden. Er hat nationale Pflichten.

Dieses kommt nach der Ansicht des Verfassers in der deutschen Gesetzgebung, deren Entwickelungsgang er zunächst vorführt und die er mit derjenigen des Auslandes, namentlich Englands und Amerikas, vergleicht, nicht genügend zum Ausdruck, was daher rühren soll, daß bei der Ausarbeitung des deutschen Patentwesens der Volkswirtschaftler — das Buch ist Gustav v. Schmoller gewidmet — völlig zurückgetreten ist und den ihm gebührenden Platz

dem Juristen und dem Patentanwalt überlassen hat. Diese beiden aber sind naturgemäß geneigt, das Recht des einzelnen gegenüber dem der Gesamtheit zu betonen. Dieser Teil des Buches — die drei ersten Kapitel umfassend — leidet etwas unter der natürlichen Zurückhaltung des Mannes, der einen wesentlichen Anteil an der Ausarbeitung des neueren Teiles der Gesetzgebung gehabt hat und noch mitten in dieser Arbeit steht. Er könnte ausführlicher sein — einzelne Stellen lesen sich fast wie ein gedrängter Auszug aus einem größeren Werk —, und zuweilen muß der Leser sich geradezu aufs Raten legen, was denn nun eigentlich die Meinung des Verfassers sei; z. B. in bezug auf das Gebrauchsmustergesetz, das einesteils durch Ausfüllung der Lücke zwischen Patent- und Geschmacksmusterschutz die Rechtssicherheit erhöht hat, anderseits die Hauptschuld an dem übermäßigen Anwachsen der Zahl der Anmeldungen trägt. Nach einem Übergangskapitel, in dem die oben erwähnte Parallele zwischen dem Erfinden und anderen geistigen Tätigkeiten gezogen wird, kommt der Verfasser zu der Entwickelung des Patent- und Monopolwesens in seiner eigentlichen Heimat, in England. Nach einer geradezu meisterhaften Schilderung des Tiefstandes der Rechtssicherheit und der Kultur in einer gar nicht so weit zurückliegenden Zeit wird gezeigt, wie allmählich der Gedanke durchdringt: der Erfinder erhält sein Patent, weil und sofern er der Lehrer der Nation ist. Dieser Teil zeigt übrigens neben Klarheit und Anschaulichkeit doch auch den Mangel, der einer jeden Tendenzschrift — und um eine solche, allerdings im besten Sinne des Wortes, handelt es sich hier — anzuhaften pflegt: die Einseitigkeit. So wird z. B. der Sturz Karls des Ersten lediglich auf seine Willkürherrschaft, namentlich in der Monopolfrage, zurückgeführt, während doch wohl in erster Linie religiöse Beweggründe — der Puritanismus und die Unzuverlässigkeit der Königsfamilie in ihrem Verhalten dem Papismus gegenüber — an der Revolution schuld waren. Auch in den weiteren Ausführungen über die Pflichten des Erfinders, zumal über die, seine Erfindung zum Besten der Volkswirtschaft zur Ausführung zu bringen, lehnt sich das Werk hauptsächlich an die englischen Verhältnisse an. Bei Besprechung der Unionsbestrebungen wendet sich der Verfasser mit Schärfe gegen die Kosmopoliten, die schon von einem Weltpatentrechte träumen. Er weist nach, daß der sogenannte Unionsvertrag nichts anderes ist als die Zusammenfassung einer Reihe von dem Sinne nach gleichen Verträgen zwischen je zwei Staaten, wobei jeder Staat nach dem Grundsatze Do, ut des handelt und Zugeständnisse nur macht, um Vorteile für die eigene Volkswirtschaft dafür einzutauschen. Alles Patentwesen beruhe also auf nationalwirtschaftlicher Grundlage.

Sehr anfechtbar erscheint das Schlußkapitel. Es wird behauptet: Wie das letzte Ziel jeder guten Regierung sein müsse, sich selbst überflüssig zu machen, indem sie die Regierten daran gewöhne, aus freien Stücken ihre Pflicht zu tun, so müsse auch alles Patentwesen dazu dienen, die technische Bildung des Volkes so auszugleichen, daß jeglicher Fortschritt auf dem Gebiete der Erfindungen nicht nur einzelnen ihrer Zeit vorauseilenden Denkern oder Praktikern, sondern allen Männern von Fach gleichzeitig möglich sei, womit dann jeder Erfindungsschutz überflüssig werde. Darin scheint denn doch eine starke Unterschätzung des Erfindungsgeistes zu liegen. Gewiß läßt sich die Kunst des Erfindens lehren, gewiß wird auch das Genie Vollkommeneres leisten, wenn es von methodischer Ausbildung unterstützt wird, aber es läßt sich nicht dadurch ersetzen. Lehren läßt sich nur das Handwerksmäßige; auch der geschickteste Farbenkünstler wird keinen Raffael erziehen, wenn dieser nicht von Anfang an in dem Schüler steckt. Das Leugnen des Genius aber ist gefährlich, es rächt sich an den Völkern durch Erstarren des Denkens, aus dem sie nur durch eine — meistens recht schmerzhafte — Berührung mit dem Auslande wieder erweckt zu werden pflegen.

Das Buch fordert — wie man sieht — vielfach zum Widerspruch heraus. Gerade das aber ist sein Hauptvorzug. Der an sich etwas spröde Stoff ist mit solcher Geschicklichkeit und vor allem mit solcher Warmherzigkeit behandelt, daß der Leser — auch der Laie — andauernd gefesselt wird. **Fritz Lesser-Köslin**

Reichsspiegel

(Vom 30. Januar bis 5. Februar 1911.)

Politik

Kulturkampfstimmung — Wachsende Rechtsunsicherheit — Das Mißtrauen als Regierungsmaxime — Wertzuwachssteuer.

Kulturkampfstimmung, das Wort bezeichnet am besten die Mischung von Empörung, Mißmut, verletztem Stolz und — Resignation, die sich des deutschen Volks bemächtigt hat. Ich weiß nicht, ob der deutschen Nation seit dem Tage von Ems, wo König Wilhelm dem Franzosen den Rücken kehrte, eine schwerere Beleidigung zugefügt wurde, als durch die Veröffentlichung des päpstlichen Briefes an den Kölner Kardinal. Aber welch ein Unterschied! Damals konnte die dem Staatsoberhaupte zugefügte Beleidigung auf der Stelle gesühnt werden. Die Wut, die alle Volkskreise erfaßte, fand einen Ausweg durch den Krieg. Heute? Wie ein böser Spuk zerrinnt die Gestalt des Beleidigers, wenn die Faust sich hebt, sie zu zerschmettern. Dem Aufbegehrenden fallen die eigenen Volksgenossen in den Arm; tatenlos müssen wir der Verhöhnung des Monarchen und der Regierung zusehen. Die Nation ist in drei Lager gespalten: in die strenggläubigen Katholiken, die sich den Deutschen Kaiser lediglich als einen Diener der Kirche Petri vorstellen können, in die empörten Lutheraner, die mit Recht die Wurzeln der deutschen Kaisermacht in der Reformation erkennen, und in die unverbesserlichen Schwärmer, die an die Möglichkeit der Aussöhnung zwischen Römlingen und Lutherischen auf dem Boden deutsch-monarchischer Staatsgesinnung glauben. In dieser Dreiteilung der Nation liegt die Schwäche der Regierung, wenn wir die durch die Person des Kaisers geschaffenen Hemmnisse außer Betracht lassen. Die Regierung weiß nach den Erfahrungen Bismarcks, daß jeder Kampf gegen den Papst entweder zur Niederlage oder zur Trennung von Kirche und Staat führen muß. Sie fürchtet, daß die Trennung zwischen Kirche und Staat eine Anzahl von Autoritätsmomenten zerstören könnte, auf denen nach altpreußischer, auch von zahlreichen Liberalen getragener Auffassung die Monarchie beruht. Ohne uns an dieser Stelle an die Lösung des Problems wagen zu wollen, scheint uns unter den einmal vorhandenen Verhältnissen die vorsichtig abwartende Haltung die einzig mögliche, so sehr uns die Empörung zum Dreinschlagen treibt. Es ist an der Nation, die Meinung zu sagen, und zwar an deren katholischem Teil. Wir anderen, die Lutherischen, können einstweilen nur beiseite stehen und abwarten, wie weit unsere katholischen Volksgenossen geneigt sind, ihren Pflichten als deutsche Staatsbürger nachzukommen. Allein bei ihnen liegt die Entscheidung, ob die deutsche Monarchie aus dem ihr aufgenötigten Zwist unbeschadet hervorgehen soll oder nicht. Bisher sehen wir freilich noch nirgends in der Zentrumspresse eine Andeutung in der gezeigten Richtung; auch die deutsche Vereinigung, deren Hauptzweck es doch ist, den Ultramontanismus zu bekämpfen, hat sich noch zu keiner Maßnahme veranlaßt gesehen. Nur die Mitglieder der katholischen Fakultät der Universität zu Münster haben den Mut gehabt, sich offen auf den deutschen Standpunkt zu stellen. Für heute sei das unheilvolle Thema verlassen. Es wird bei der zweiten Lesung des Etats im preußischen Landtage zweifellos erörtert werden und bis dahin werden sich auch die Meinungen darüber geklärt haben, welche Schritte zu tun sind, um eine

Wiederholung von Beleidigungen, wie sie uns zugefügt worden sind, unmöglich zu machen. Vielleicht kann alsdann auch die Regierung Mitteilungen darüber machen, welche Schritte von ihr unternommen wurden, um den nationalen Katholiken die Stellungnahme im Sinne der Münsterer Gelehrten zu erleichtern.

Neben den kirchlichen und religiösen Fragen beschäftigen die Rechtszustände im Reich die öffentliche Meinung. Es läßt sich nicht leugnen, daß verschiedene Prozesse und sonstige Vorkommnisse den Eindruck wachsender Rechtsunsicherheit erwecken. Daß der Gutsbesitzer Becker, mag er persönlich vielleicht noch so unbequem sein, ein Opfer seiner politischen Gesinnung geworden ist, steht im Glauben der öffentlichen Meinung ebenso fest, wie die Unschuld der vor fünfzehn Jahren zu Zuchthaus verurteilten Bergleute Schröder und Genossen, die vor einigen Tagen freigesprochen wurden. Der Verteidiger, Rechtsanwalt Niemeyer, rief am Donnerstag aus: „Ich danke Gott, daß ich auf die Vernehmung weiterer Entlastungszeugen verzichtet habe, sonst wären auch sie als Meineidige dem Zuchthaus überliefert worden." Warum? Weil sie teils Angehörige der sozialdemokratischen Partei waren, teils auch nur als der Zugehörigkeit verdächtig erschienen, und weil ein Gendarm unter seinem Amtseid gegen sie aussagte. Der unbedeutende Sieg, den damals die Staatsautorität errang, war ein Pyrrhussieg. Denn ganz abgesehen davon, daß für den eingekerkerten Agitator, an dessen Schuld niemand in seiner Heimat glaubte, hundert neue einsprangen, hat das freisprechende Urteil vom letzten Donnerstag gerade für die beginnenden Wahlen einen Agitationsstoff gegen die „Klassenherrschaft" geliefert, wie er den Sozialdemokraten kaum besser kommen kann. Denn wenn auch die Freisprechung tatsächlich der beste Beweis gegen das Vorhandensein einer „Klassenjustiz" ist, sind die Wirkungen des ersten Urteils so nachhaltig und sie stehen so deutlich vor der Masse, daß die nun teilweise herbeigeführte Sühne des Justizirrtums der Staatsautorität nicht mehr viel nützen kann. Sie kommt zu spät, und die sozialdemokratischen Agitatoren können mit einem gewissen Schein des Rechts behaupten: Wenn wir nicht gewesen wären, wenn wir nicht ohne Unterlaß für die Wiederaufnahme des Verfahrens in der Öffentlichkeit gewirkt hätten, dann wären Schröder und Genossen zeitlebens mit dem Makel der Meineidigen behaftet geblieben! Das freisprechende Urteil bestätigt den Demokraten gewissermaßen in den Augen der Masse, daß sie ein Recht hatten, Mißtrauen gegen den bestehenden Staat zu predigen, und es wird vieler Anstrengungen, zahlreicher Opfer und unbeugsamer Willensfestigkeit bedürfen, um das verlorene Vertrauen wiederzugewinnen. Wie solches geschehen soll, ist angesichts der zugespitzten Verhältnisse zwischen den bürgerlichen Parteien allerdings schwer zu sagen.

Das beste Mittel, Vertrauen zu gewinnen, war zu allen Zeiten Vertrauen zu geben. Daran aber fehlt es bei uns. Schon seit der Durchführung der Reformen Steins, Hardenbergs und Scharnhorsts bildet das Mißtrauen gegen unsere eigenen Volksgenossen ein wichtiges Motiv der innerdeutschen Politik. Es tritt uns überall entgegen im Privatleben ebenso wie im öffentlichen, in der Handhabung des Vereinswesens wie in der Behandlung der Selbstverwaltungskörper, in der Stellung der Regierung zu den Koalitionsbestrebungen der Beamtenschaft wie zur Gewerkschaftsbewegung. Überall wittert man den Staatsverräter und Revolutionär. Wo es sich nur um Bestrebungen handelt, die das Wohl des einzelnen mit den Veränderungen des Staatslebens in Ein-

klang zu bringen trachten, wittert man die Absicht, den Staat zertrümmern zu wollen. Dies Mißtrauen bedingt es in erster Linie, daß die tiefe Kluft zwischen den Massen der Arbeiter und den gebildeten, bürgerlichen Schichten sich von Jahr zu Jahr erweitert hat und daß nun auch zwischen Bürgertum und Beamtenschaft eine Mauer emporwächst. Solange das Mißtrauen vom Regierungstisch aus gepredigt wird, solange darf sich niemand einen Erfolg von staatsbürgerlicher Erziehung und Bildung versprechen, es sei denn von der im Sinne der Sozialisten verbreiteten. Also man fange nicht mit der Ausgabe von Büchern an, sondern beginne mit gesetzgeberischen Taten, die Vertrauen einflößen. Was die Regierung des Herrn von Bethmann in dieser Beziehung geleistet hat, ist gleich Null. Selbst die Wertzuwachssteuer konnte von den Mehrheitsparteien in einer Weise zugerichtet werden, daß sie weder den Staat noch die Träger der Steuer befriedigen kann. Sie ist in der vorliegenden Gestalt keine soziale Tat. Politisch stellt sie aber geradezu eine Gefahr dar. Denn sie wird den Anlaß zu so vielen Schikanen, zu Mißmut und Prozessen geben, daß sie den bestehenden Haß gegen die jetzigen Staatseinrichtungen nur vertiefen, nicht aber mildern kann. Die Regierung sollte lieber noch in letzter Stunde auf das Gesetz verzichten, anstatt um zehn Millionen, jawohl, ganze zehn Millionen! den Frieden im Lande noch weiter zu gefährden. Es gibt in Deutschland nur eine Maßregel, um den Finanzen und dem politischen Frieden in gleicher Weise zu dienen, das ist die Erweiterung der Einkommensteuern, sei es direkt oder indirekt als Erbschaftssteuer.

Verantwortlicher Schriftleiter: George Cleinow in Berlin-Schöneberg. Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.

Anzeigen-Annahme für diesen Teil beim Verlag der Grenzboten G. m. b. H., Berlin SW. 11, Bernburger Straße 22a/23.

Stellennachweis.

(Aus der Tages- und Fachpresse.)

Anfragen zu richten unter Beifügung von Rückporto an die Geschäftsstelle der „Grenzboten", Berlin SW. 11.

A. Für Akademiker.

317. **Hauslehrer**, ev., f. 11 j. Knab., Ostern, Pommern.
318. **Hauslehrer**, ev., akad. gebild., gesund (hohes Geh.), 1. 4., Mark.
320. **Hauslehrer** (Philol.), f. 11 jähr. Knab. und 13 jähr. Mädch., Ostern, Meckl.
321. **Hauslehrer**, ev., f. 2 Knaben, 1. 4., Neumark.
329. **I. Bürgermeister** (8000 M.), bald, Thüringen.
330. **II. Bürgermeister** (2500 M.), bald, Sachs.-Mein.
331. **Bürgermeister** (2700 M.), August, Pommern.
332. **Hauslehrer**, f. 2 Knaben, 1. 4., Sachsen.
333. **Philol. od. Theol.**, f. 2 Knaben, Ostern, Mark.
334. **Hauslehrer**, ev., f. 3 Knaben (vorm. frei), Schlesien.
335. **Hauslehrer**, ev., f. Knabenpensionat, Ostern, Schles.
336. **Theologe**, f. 11 jähr. Knaben, Ostern, Sachsen.

B. Für Damen.

322. **Erzieherin**, ev., gepr., musf., 1. 4., Mark.
323. **Erzieherin**, gepr., ev., erf., musikalisch, Ostern, Meckl.
324. **Erzieherin**, ev., gepr., f. 3 Kinder, 1. 4., Holstein.
326. **Lehrerin**, staatl. gepr., f. 3 Mädch. (musf.), Ostern, Ostpr.
328. **Lehrerin**, gepr., jüng. (Musf., Sprach.), Ostern, Erzgeb.
337. **Lehrerin**, staatl. gepr., musf., Ostern, Ostpr.
338. **Erzieherin**, jüng., ev., musf., 2 Kind., Ostern, Ostpr.
339. **Erzieherin** (Latein), f. 2 Kind., Ostern, Pommern.
340. **Erzieherin**, ev., gepr., Ostern, Posen.
341. **Lehrerin**, f. 2 Mädch., ev., gepr., Erzgebirge.
342. **Lehrerin**, ev., gepr., musf., Ostern, Sachsen.
343. **Lehrerin**, staatl. gepr., ev. (Latein), 1. 4., Schlesien.
344. **Lehrerin**, staatl. gepr., ev., f. Knab., 15. 4., Altmark.
345. **Erzieherin**, gepr., jg., 1. 4., Meckl.-Schw.
346. **Erzieherin**, jüng., gepr., ev., musf., Ostern, Pommern.
347. **Erzieherin**, ev., musf., gepr., Ostern, Mecklenburg.
348. **Erzieherin**, musf. (Französ.), per sofort, Mark.
349. **Erzieherin**, f. 3 Knab. (Engl. und Franz. perfekt), 15. 2., Hamburg.
350. **Lehrerin**, ev., 3 Kind., Ostern, Westfalen.
351. **Erzieherin**, ev., gepr., musf., f. 2 Mädch., Posen.
352. **Erzieherin**, jüng., ev., gepr. (Latein), 1. 4., N.-L.
353. **Erzieherin**, ev., gepr. (Klavierunterr.), 1. 4., Pomm.

Für vorstehende Inserate verantwortlich: Karl Schulze in Berlin-Schmargendorf.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 37.

Eine deutſche Induſtriebank

Von Großh. Bankdirektor Baſtian-Darmſtadt

n immer weiteren Kreiſen ſetzt ſich die Anſicht durch, daß die Gründung einer deutſchen Induſtriebank zweckmäßig und durchführbar wäre. Der Amtsrichter Dr. Ernſt Sontag hat in verdienſtvoller Weiſe Material zuſammengetragen; er kommt in einer Broſchüre auf ſeine früheren Anregungen zurück, die dem Ziele nach übereinſtimmen mit den Gedanken des Geheimen Hofrats Dr. Hecht, der im Mitteleuropäiſchen Wirtſchaftsverein, in Wiederholung früherer Vorſchläge, für die Gründung eintrat. Der Mitteleuropäiſche Wirtſchaftsverein hat es daraufhin übernommen, der Frage näherzutreten und zu unterſuchen, ob und durch welche praktiſchen geſetzgeberiſchen Mittel den Übelſtänden, welche ſich in der Praxis der Gewährung des langfriſtigen Kredits herausgeſtellt haben, abgeholfen werden kann. In der Folge haben die Fachblätter verſchiedentlich zu der ſchwierigen Frage Stellung genommen, teils zuverſichtlich, teils zurückhaltend. Sehr beachtenswerte Einwendungen hat namentlich die Frankfurter Zeitung gemacht. Zuletzt hat ſich in der Bankbeamten-Zeitung vom 15. Dezember 1910 ein praktiſcher Kaufmann, Herr S. Levy-Köln, damit, und zwar in einem ſehr hoffnungsvollen Sinne, befaßt. Nach ſeinen Angaben ſoll auch eine ganze Reihe von Banken und Induſtriellen ihre Mithilfe bei Förderung des Projekts ſchon zugeſagt haben. Levy erwähnt auch die an den deutſchen Handelstag gerichtete Eingabe der Handelskammer zu Sorau, welche die Errichtung ſolcher Induſtriebanken als ein lange und tief empfundenes Bedürfnis der Induſtrie bezeichnet.

Auch wer nicht zu den beteiligten Kreiſen gehört und nur zwiſchendurch mit dem Geld- oder Effektenmarkt in Berührung kommt, hat ſich daran gewöhnt, die Induſtrie als eine ſehr raſch groß gewordene Macht anzuſehen,

die neben der Politik, den wirtschaftlichen Beziehungen zum Auslande und den Zollverhältnissen unserer Geldverfassung jeweils das Gepräge gibt. Welch ein großes Kapitalbedürfnis bei der Industrie in Frage kommt, geht schon daraus hervor, daß es die Schwankungen des Geldstandes, also auch gelegentlich den teueren Geldstand selbst hervorrufen kann. Dieses Kapitalbedürfnis ist ein doppeltes, weil die Industrie langfristigen Anlagekredit und kurzfristig sich umsetzenden Betriebskredit nötig hat. Der erstere wirkt direkt auf den Kapitalszinsfuß, indirekt auf den Diskont ein, der letztere direkt auf den Diskont. Der Anlagekredit wird gedeckt hauptsächlich durch das Gesellschaftskapital, das im übrigen hier nicht näher interessiert, und durch Obligationenausgabe, ergänzend durch die Kreditbanken. Den Kreditbanken liegt daneben die Sorge um die Befriedigung des kurzfristigen, schwankenden Betriebskredits ob, eine Sorge, die recht drückend werden kann, wenn die Geldansprüche zu Zeiten einer Hochkonjunktur gar zu üppig ins Kraut schießen. Die Banken nehmen dann durch Weiterdiskontierung ihres Wechselvorrates oder durch Verpfändung von Wertpapieren ihre Zuflucht zu den Notenbanken. An diese direkt können sich die Ansprüche der Industriellen nur teilweise richten; sie sind berufen, die Nachfrage nach Zahlmitteln im Rahmen der „Deckung" (= Wechsel- und Goldbestand) durch Hergabe von Noten zu befriedigen. Der Leihsatz für diese Noten (= Diskontsatz für die Wechsel) wird in die Höhe getrieben, wenn die Nachfrage im Hinblick auf den Umfang der ebenerwähnten „Deckung" eine Eindämmung wünschenswert macht; der andere Grund, die Sorge um den Schutz des Goldbestandes, d. h. die Verteidigung des Goldes gegenüber Ansprüchen des Auslandes durch Diskonterhöhung, kann hier außer Betracht bleiben. Man sieht, wenn allzu viele sich um die Zahlmittel drängen, dann entstehen für die Banken Schwierigkeiten, das Bedürfnis zu befriedigen. Normalerweise ist ja immer noch Geld zu beschaffen, wenn der in die Höhe gehende Zinsfuß nicht schreckt, indessen hat doch erst das Ende des Jahres 1907, als die Golddeckung für die Verpflichtungen der Reichsbank bedenklich an die Mindestgrenze heranrückte, bewiesen, daß zum eigenen inländischen Geldmittelbedarf nur noch ausländische Begehrlichkeiten auf unsere Geldbestände zu kommen brauchen, um die Gefahr einer Zahlmittel- und Kreditnot heraufzubeschwören. In so angespannten Zeiten bleibt den Banken nichts anderes übrig, als die von ihnen der Kundschaft gewährten Kredite einzuschränken, bis die Flut abgeebbt ist. Solche Kreditverteuerungen und Einschränkungen aber können einer stark beschäftigten, also auf einen ungewöhnlich hohen Kredit angewiesenen Industrie ungelegen und verlustbringend kommen. Das führt die Industrie zu dem Wunsche, sich wenigstens denjenigen Kredit, den sie auch in ruhigeren Zeiten auf Jahre hinaus nötig zu haben glaubt, durch Obligationenausgabe sicherzustellen, und zwar zu einem festen Zinsfuß. Diese Sicherstellung des Kapitals und des Zinsfußes wird dadurch erreicht, daß man die Obligationen seitens der Käufer unkündbar macht (ich will den Ausdruck „Inhaber" aus später zu erörternden Gründen ver-

meiden, obwohl er in diesem Zusammenhang natürlich gebraucht werden dürfte). Der Zinsfuß kann, damit der Absatz der Obligationen glatt vonstatten geht, denjenigen für Staatsfonds, Städtepapiere und Hypotheken-Pfandbriefe namhaft übersteigen, ohne diejenigen Sätze zu erreichen, die durchschnittlich für Bankkredit (Kontokorrentkredit) bezahlt werden müssen. So sind einige Milliarden Industrieobligationen als Hilfsmittel für die Kapitalsicherstellung geschaffen worden. Voraussetzung für die Wahl dieses Weges ist aber ein gewisses Mindestmaß für den Kapitalbedarf, ein zahlkräftiger Name, ein ausreichende Gewähr bietendes Gesellschaftsvermögen oder doch eine Bank, die dank ihres Emissionskredits die Unterbringung der Obligationen im Publikum durchführen kann. Sollen die Obligationenkäufer dinglich — durch eine Hypothek auf das Industrie-Immobiliarvermögen — gesichert werden, so pflegt man die Emissionsbanken mit den Obliegenheiten eines Treuhänders derart zu betrauen, daß diese die Rechte aus der dinglichen Sicherheit für die Gesamtheit der Obligationengläubiger wahrzunehmen haben. Eine Haftung für die Obligationenschulden wird aber der Regel nach ausdrücklich von der Bank abgelehnt. Es läßt sich leicht erkennen, daß dieser Weg der Kapitalbeschaffung nicht für jeden einzelnen industriellen Kreditnehmer gleichmäßig offen steht. Hinderlich ist am häufigsten die verhältnismäßige Geringfügigkeit des dauernd benötigten Kreditbetrags, auf den es ja bei der Obligationenausgabe allein ankommt. Es liegt deshalb nahe, an eine Zentralanstalt nach dem Vorbild der Hypothekenbanken zu denken, welche ja auch die Rolle eines Vermittlers zwischen Geldangebot und -nachfrage auf Grund beleihungsfähiger Objekte durchführen; sie befriedigen eine Vielheit solcher Kredite gegen dingliche Sicherheit, geben daraufhin Pfandbriefe aus, denen unterschiedslos der Hypothekenbestand in seiner Gesamtheit haftet, erwerben mit dem auf diese Weise ihnen zuströmenden Bargeld weitere dinglich gesicherte Forderungen als Unterlage für weitere Pfandbriefausgaben und so fort ohne Ende. Die Hypothekenbanken sind indessen durchweg sehr zurückhaltend gegenüber industriellen Beleihungen; manche lehnen sie ohne weiteres grundsätzlich ab. Dennoch ist das Vorbild an sich sehr wohl von einer besonderen Industriebank nachzuahmen. Die Industriebank gewährt aus ihrem Aktienkapital Kredite an Industrielle (an Privat- ebenso wie an Gesellschaftsfirmen), läßt sich Sicherheit bestellen durch hypothekarische Einträge auf liegendes Vermögen und gibt, gedeckt durch diese Unterlagen, Obligationen auf den eigenen Namen (also einheitlichen Charakters) aus, die wieder die Mittel liefern zu neuen Kreditgewährungen, auf Grund deren dann die Ausgabe von Obligationen fortgesetzt wird. Damit fließen wieder Mittel für Ausleihungszwecke zu, und so geben sich Aktiv- und Passivgeschäfte in ununterbrochener Reihe die Tür in die Hand. Die Obligationen können als Inhaberpapiere ausgegeben werden, wenn dafür die Genehmigung desjenigen Bundesstaats erlangt wird, in dem sie zur Ausgabe gelangen sollen, andernfalls als Namenpapiere mit Blanko-Giro. Man wird sich vorsorglich auf die letztere Art einzurichten haben (wenn auch bedauerlich

im Interesse der Absatzfähigkeit), weil die staatliche Genehmigung für den Anfang gewiß nicht und auch für später selbst bei guter Finanzgrundlage des Unternehmens nur mit geringer Aussicht zu erhoffen ist. Wird sie erlangt, dann um so besser.

Zunächst sei nun untersucht, ob ein solches Institut gedeihen kann bei Bedingungen, die dem Kreditnehmer Reiz genug bieten, sich seiner Hilfe zu bedienen.

Für die anfängliche Aktien-Emission ist ein Agio als erstmalige Zuführung an den gesetzlichen Reservefonds wohl ausgeschlossen. Man wird sich vielmehr damit zufrieden geben müssen, daß der Emissionsstempel in Höhe von 3 Prozent, der Anschaffungsstempel für die Ausreichung mit $^3/_{10}$ pro Mille und die Gründungskosten ersetzt werden. Die Talonsteuer, welche 1 Prozent beträgt und mit diesem Satz alle zehn Jahre fällig wird, muß aus dem Jahresgewinn ihre Deckung finden, ebenso die Aufwendung, welche bei der Börseneinführung der Aktien für die Kotierungsgebühr und die Bankprovision notwendig wird. Den Zinsfuß für die Obligationen hat man unter heutigen Verhältnissen mit $4^1/_2$ Prozent anzunehmen. Ein junges Industrie-Hypothekenobligationen-Institut würde an ein Agio derzeit nicht denken können. Die Bewertung hinge freilich auch von der Qualität der hinter der Bank stehenden Konsortien ab. Gestalten sich die Marktverhältnisse später günstiger, als sie jetzt sind, so wäre allerdings ein Agio zu erzielen, um dessen Betrag die sogenannte Abschlußprovision für die Beleihungen sich ganz oder teilweise ermäßigen könnte. Die Kosten für die Anfertigung der Obligationen, für den Reichsstempel und den Vertrieb würden also mangels eines Obligationen-Agios vom Anleiher (dem Industriellen) zu tragen sein, ebenso anteilig die nicht geringen Börseneinführungsspesen und die Darlehens-Vermittlungsprovisionen. Unerläßlich ist die Speisung eines außerordentlichen Reservefonds, zu welchem Zweck von jedem Beleihungsgeschäft ein je nach der Qualität des Objekts (und der Erreichbarkeit!) abgestufter Prozentsatz extra bedungen werden muß. Zu all dem tritt dann noch ein Zuschlag für die Deckung der allgemeinen Verwaltungskosten. Er ist in den ersten Jahren naturgemäß hoch. Im Laufe der Jahre kann er aber mit dem Steigen der Einnahme aus der Spannung zwischen Aktiv- und Passivzins zurückgehen. Die Talonsteuer beträgt für derartige Obligationen — alle zehn Jahre fällig — 5 pro Mille; sie könnte, wenn die Darlehen zehnjährig festgemacht werden, bei der jedesmaligen Prolongation bedungen werden, schiede also für die erstmaligen Aufwendungen aus. Man wird diese dann noch insgesamt mit $4^5/_8$ Prozent zu veranschlagen haben. Es wären demnach als einmalige Abschlußprovision in den beiden ersten Jahren alles in allem mindestens $4^5/_8$ Prozent zu erheben. (Nachlässe sind natürlich möglich, gehen aber auf Kosten der Dividende.) Wo die Barzahlung der vollen Provision Schwierigkeiten macht oder die Höhe ungenießbar erscheint, könnte ja auch Stundung — bei sofortiger zinsfreier Belastung — eintreten derart, daß die Deckung bei Tilgungsdarlehen

aus den Tilgungsraten der nächsten Jahre oder aus einem gesteigerten Zinsfuß erfolgt. Bilanzschwierigkeiten, wie sie die Hypothekenbanken aus § 25 R.H.G. haben, bestehen ja nicht. Man kann die dann vorhandenen Forderungen aber auch, soweit sie zur Balancierung der Gewinn- und Verlustrechnung nicht nötig sind, als stille Reserven unaktiviert lassen und bei ihrem Bareingang dann weitere Stundungen bei den neuen Geschäften konzedieren, wenigstens so lange, als die innere Kräftigung des Instituts eine vorsichtige Dividendenpolitik notwendig macht. Im übrigen ist es ganz selbstverständlich, daß man die Ausleihungsbedingungen, wie schon angedeutet, je nach der Qualität des Objektes abstufen muß. Größere Risiken verlangen eben ihre Berücksichtigung durch eine stärkere Speisung des außerordentlichen Reservefonds, also einen Zuschlag zum regelrechten Provisions- oder Zinssatz. Die guten großen Kredite werden ja nach wie vor billiger durch direkte Emission ankommen, scheiden also für unsere Kalkulation für gewöhnlich aus. Sogenannte Rückzahlungsprämien für die Obligationen vorzusehen, wie es jetzt Mode ist, bildet eine Frage für sich. Hauptbedingung ist — wenn man an die Absatzerleichterung denkt — die Festsetzung eines reizvollen, d. h. niedrigen Kurses. Es wäre dann ein einfaches Rechenexempel, ob man statt der Nachgabe im Kurs mit Zinseszinsen gerechnet eine Rückzahlungsprämie in entsprechender Höhe zugestehen kann. Den Ausschlag bei den Erwägungen gibt dann im übrigen die Rücksicht auf die augenblickliche Absatzmöglichkeit, um die sich ja doch alles dreht. Um den kalkulatorischen Aufbau nicht übermäßig zu belasten, soll die Frage der Rückzahlungsprämie ausgeschaltet werden. Das kann um so leichter geschehen, als eine grundlegende Änderung damit nicht veranlaßt wird. Der bei Rückzahlungsprämien erzielbare Kursunterschied müßte ja doch wohl reserviert werden, um einen Fonds für diese Prämien verfügbar zu haben und die Zinsspannung davon unberührt zu erhalten.

Die weiteren Ausleihebedingungen (Zinsbedingungen) müssen derart festgesetzt sein, daß über den Passivzinsfuß für die Obligationen in Höhe von $4\,^1/_2$ Prozent hinaus ein genügend hoher Zuschlag gemacht werden kann. Die Höhe des Zuschlags muß die laufenden, von den einmaligen Provisionen nicht gedeckten Verwaltungskosten einschließlich der verschiedenen direkten Steuern und der sogenannten Obligationen-Rückflußspesen ausgleichen und weiter eine Speisung der ordentlichen (nämlich der gesetzlichen), endlich auch der außerordentlichen Reserve neben den schon erwähnten Rückstellungen gestatten. Letzteres ist um deswillen nötig, weil die Geschäftsführung ganz besonders schwierig ist (Schwierigkeit in den Taxationen, wandernde Industrien, Unverkäuflichkeit von Objekten bei einer Depression, mangelnde Umsatzfähigkeit usw.). Es wird darauf noch zurückzukommen sein.

Dieser Zuschlag zum Passivzinsfuß ist mit mindestens $^3/_4$ Prozent zu greifen. Dabei ist aber angenommen, daß bei der jedesmaligen Prolongation noch eine Provision fließt, die nicht nur die Talonsteuer, die Kosten der Kupons-

bogen-Erneuerung und Einlösung verloster Stücke deckt, sondern auch noch einen Zuschuß zum laufenden Gewinn abgibt. Sonst reichen die $^3/_4$ Prozent Spannung nicht zu einer Stärkung der Reserve. Ausgegangen wird bei dieser Annahme von Anfangs-Dividenden, die nicht allzu weit von 4 Prozent, jedenfalls nicht darüber sein sollen. In der Nähe von 4 Prozent können sie für die allerersten Jahre nur dann in Aussicht genommen werden, wenn es gelingt, wie in der Kalkulation vorgesehen, den Spesenetat aus den Gewinnen zu balancieren. Macht man im Interesse eines flotten Neugeschäfts Konzessionen bei der Provisionsfestsetzung, so würde das die ersten Dividenden drücken, aber für später sich doch rentieren, weil die Einnahmen aus der Zinsspannung sich damit vergrößern. Bei dem jungen Institut würden anfänglich die Spesen noch ganz außer Verhältnis stehen zu den Einnahmen (namentlich den Zinseinnahmen, dem Rückgrat eines Hypothekeninstitutes). Einen Ausgleich in hohen Provisionen zu suchen, würde aber die Entwickelung niederhalten; sind die Zeiten der Jugend und der Kinderkrankheiten überstanden, dann wird eine höhere Aktiendividende — steigend von 4 auf 5, allmählich auf 6 Prozent und darüber hinaus — erstrebt werden können. Was das Aktienkapital nicht selbst an Zinsen aufbringt, hätte also der Zinszuschlag zu erbringen. Unter den genannten Rückflußspesen sind Aufwendungen zu verstehen, die durch den Rückkauf und die Wiederunterbringung von Obligationen entstehen. Die Käufer solcher Obligationen gehören nämlich zu den unruhigeren Elementen, die mit ihrem Geld „arbeiten" wollen und deshalb den Tauschoperationen leichter geneigt sind als die Besitzer von Fonds. Diese Rückflußspesen sind nicht zu umgehen, weil das Institut mangels anderweitiger Käufer an der Börse selbst das schwimmende Obligationenmaterial aufkaufen muß, um die jederzeitige Verkäuflichkeit der Obligationen den Abnehmern wenigstens unter normalen Verhältnissen zu beweisen (eine Gewährleistung auch für kritisch zugespitzte Verhältnisse kann natürlich das Institut dafür nicht übernehmen, so wenig wie eine Hypothekenbank dies könnte). Nebenbei: Auch die Rücksicht auf diese Rückflüsse erfordert eine angemessene Flüssigkeit der Betriebsmittel, das heißt hohes Aktienkapital!

So würde die Kalkulation in den einzelnen Bestandteilen etwa aussehen können, wenn sich das Institut im übrigen auf das Obligationengeschäft und die Ausleihungen auf Grund begebener Obligationen beschränkt. Es ergab sich aus der obigen Berechnung, daß vom Anleiher eine einmalige Provision von $4^5/_8$ Prozent und ein Zinsfuß von $5^1/_4$ Prozent erhoben werden muß (wobei ein Teil der Provision auch durch entsprechenden Zuschlag zum Zinsfuß gedeckt werden kann). Eine Änderung tritt aber ein, je nachdem man die Entwickelungsziffer hoch oder niedrig greift, denn 50 Millionen Obligationen sind nur zu einem billigeren Kurs und mit größerem Spesenaufwand unterzubringen als etwa 10 Millionen. Anderseits wachsen die Geschäftsspesen nicht im gleichen Verhältnis wie der Ertrag, sondern langsamer. Die Rechnung kann sich auch bessern (wie weit, ist nicht so ohne weiteres zu sagen), wenn man daran denkt,

auch Nebengeschäfte zu betreiben, und zwar solche, die nicht direkt mit dem Obligationenvertrieb in Verbindung stehen; das sind solche, die nicht die Gegenleistungen („Anschaffungen") für Obligationenbezüge betreffen. Als Anschaffungen kommen in Betracht: außer der Barzahlung und Überweisung (Reichsbank, Postscheckverkehr) Effekten, Wechsel, Devisen, Kupons, Sorten. Die Frage, ob darüber hinaus Nebengeschäfte zu betreiben sind, wird beeinflußt von der Rücksicht auf den Geschäftsbereich der Banken und Bankiers, auf deren Freundschaft man wegen des Obligationenabsatzes angewiesen ist. Von grundlegender Bedeutung für die günstige Gestaltung der Kalkulation ist sie jedoch nicht, zumal der größere Personal- und Spesenaufwand ja mitberücksichtigt sein will. Gewinnmöglichkeiten, wie sie die Hypothekenbanken haben durch Aufwärtskonversion der zu niedrigerem Zinsfuße in flüssigen Zeiten abgeschlossenen Darlehen, hätte die Industriebank vorläufig nicht. Dagegen würde sie die eingehenden Tilgungsraten, auf die sie ja keinerlei Geldbeschaffungsspesen hat, mit einem Gewinn an Provision im Neugeschäft unterbringen. Naturgemäß spielen aber diese Gewinneinnahmen erst bei größerem Anlagebestand eine Rolle. Auch die Zufallsgewinne, wie z. B. die Provisionseinnahme bei vorzeitigen Kapitalsrücknahmen, bei Besitzveränderungen u. dgl., lasse ich als kleine Puffer für unvermeidbare Nebenausgaben außer Betracht.

Dagegen scheint mir eine andere Frage von Wichtigkeit, nämlich die, ob die Industriebank von vornherein auch das Kontokorrentgeschäft mit ihren Anleihern für den Betriebskredit und die laufenden Umsätze führen soll. Darauf wäre an sich ein sehr großer Wert zu legen, weil die Bank auf diese Weise das beste Mittel in die Hand bekäme, den Anleiher, seine Geschäftsgebarung und finanzielle Verfassung unter ständiger Kontrolle zu halten. Aber erstens steht dem wieder die Rücksicht auf Kommissionsbanken und die Bankiers gegenüber, und zum anderen wären dafür unermeßliche eigene Betriebsmittel nötig. So wertvoll der Zuwachs an Sicherheit wäre, den man erreicht, wenn die Anleiher auch für das laufende Konto an die den Anleihekredit gebende Industriebank gefesselt werden, so möchte doch zu befürchten sein, daß ein über die erststellige Beleihung hinausgehendes Engagement, das auf einer starken Risikokonzentration beruht, ungünstig auf die Bewertung der Obligationen einwirkt, insofern, als die Haftung des Aktienkapitals, das doch auch eine Rolle spielt, bei einem so erweiterten Geschäftsbetrieb nicht mehr für die Obligationen allein herangezogen werden kann. Ein Ausweg wäre der, daß die Industriebank nicht dem Regelfall nach, sondern nur für besonders gelagerte Ausnahmen sich die Führung des laufenden Kontos vorbehält. Die Frage wird freilich in vielen Fällen schwer zu lösen sein, auf welche Sicherheiten die Kreditbanken den weiter benötigten Betriebskredit stützen sollen. (Maschinen gehören, soweit mit dem Grundstück verbunden, in den Pfandverband der Hypothek.) Da wird es hapern, denn für das Vergnügen, so eine Art tatsächliche Ausbietungsgarantie für die Industriebank zu übernehmen, werden sich diese Banken bedanken. Bisher voll-

zog sich der Verkehr häufig auf Grund einer Kautionshypothek mit stetig schwankendem Debetsaldo, was auch wieder eine Annehmlichkeit für die Kreditnehmer war.

Die privaten Hypothekenbanken geben der überwiegenden Mehrzahl nach Baugelder, um sich gute Beleihungsobjekte heranzuziehen und ansehnliche Bauzinsen zu machen; an eine ähnliche Vorbereitung für die eigentlichen Geschäfte könnte man auch hier denken. Eine Frage — recht schwieriger Art — wird es nämlich sein, ob man zur Finanzierung neuer fremder Unternehmungen oder besser: zur Gewinnung von geeigneten Beleihungsobjekten etwa die Übernahme von Aktien fremder Gesellschaften vorsehen soll (was eine weitere Veranlassung wäre, das eigene Aktienkapital hoch zu greifen). So wünschenswert es ohne Zweifel vom Standpunkt des Kreditgebers ist, Einfluß auf die Verwaltung zu gewinnen, so verschweißt sich doch die Industriebank mehr als klug ist mit dem Schicksal der neu ins Leben tretenden Gesellschaften. Will man sich aber nur die Möglichkeit wahren, durch vorübergehende Aktienerwerbungen Gründungen zu erleichtern — z. B. die Umwandlung angesehener Privatfirmen in Aktiengesellschaften —, und zwar in besonderen Ausnahmefällen (als allgemeines Geschäftsprogramm stehen doch zu viele Bedenken entgegen), so wäre dies zur Not vertretbar. Ein etwaiger Gewinn beim Aktienverkauf müßte aber gebunden werden für die Zwecke eines besonderen Reservefonds, der ausschließlich diesem Zweig der Tätigkeit zu dienen hätte.

Nun noch ein Wort im allgemeinen zur Geschäftsführung. Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß sie in höherem Grade mit Schwierigkeiten aller Art verbunden ist als der Hypothekenbankbetrieb. Der Vergleich mit den Hypothekenbanken versagt in dieser Beziehung eigentlich vollständig. Um nur ein Bild von der Schwierigkeit der Geschäftsführung zu erhalten, stelle man sich einmal vor, wie man den Beleihungswert eines neuen Fabrikanwesens zuverlässig ermitteln soll. Die Baurechnung hilft da nicht viel, die Werttaxe auch nicht, der Brandversicherungswert ebensowenig, der Rentenwert ist ganz flüssig; dazu kommt oft noch erschwerend die für eine anderweitige Verwertung unvorteilhafte Lage des Grundstücks. Auch die Möglichkeit einer Umwandlung für andere Fabrikationszweige ist häufig eine recht beschränkte. Die Hypothekenbanken halten streng auf den Grundsatz, nur solche Objekte zu beleihen, bei denen im Notfalle der Interessentenkreis nicht allzu begrenzt ist (eine Art Schulbeispiel: Villabeleihung). Wie aber steht es hier? Selbst den günstigen Fall angenommen, daß Bauart, Grund- und Aufriß, ebenso die Lage, Licht-, Kraft-, Wasser-, Verkehrs- und Arbeiterverhältnisse die jederzeitige Umwandlung für andere Fabrikationszwecke in Aussicht nehmen lassen, bleibt immer die Gefahr, daß sich zuverlässige Kaufliebhaber schwer finden. Auf jeden Fall müßte eine Industriebank auch einen reichlichen Teil des (hoch zu greifenden) Aktienkapitals verfügbar halten für die Zwecke einer langwährenden Durchhaltung übernommener Objekte, denen trotz des ihnen innewohnenden Wertes die Umsatzfähigkeit im

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Gegensatz zu den Objekten der Hypothekenbanken in bedenklichem Maße fehlt. Denn damit, daß ein Fabrikanwesen unter Brüdern den taxierten Wert hat und jeder bestätigen kann, daß der Wert darin steckt, ist für die beleihende Bank ein schwacher Trost geschaffen, wenn die Kaufliebhaber ausbleiben. Man kann sich einigermaßen eine alljährliche Herabminderung des Risikos sichern, indem man die Tilgungsquoten für die ersten Jahre höher greift. Aber gerade junge Unternehmen darf man nicht höher belasten, als sie ohne allzu starke Blutentziehung ertragen können. Im übrigen ersieht man aus dieser Sachlage deutlich, wie sehr dieser Industriekredit in das Gebiet des Personalkredits hinübergreift. Ja, auch die Lebensfähigkeit der im beliehenen Objekt betriebenen Industrie und die finanzielle Verfassung des Einzelunternehmens wollen in jedem Falle berücksichtigt sein. Daß die Sicherheit der realen Unterlage aber von entscheidender Bedeutung ist, wird sofort klar, wenn man z. B. die Folgen des Wegsterbens eines Firmenchefs erwägt. Alles in allem ist es also eine recht eigenartige Mischform von Kredit, um die es sich hier handelt. Jedenfalls erweist sich auch hier der Vergleich mit den Hypothekenbanken, wie schon erwähnt, als unzulässig.

Mit dem Einfordern der Bilanzen, womit allerdings keine Spesen verbunden sind, ist für die Feststellung der Bonität noch nichts getan, denn die Prüfung toter Zahlen am grünen Tisch, abseits vom lebendigen Betrieb, ist ein Ding der Unmöglichkeit. Dafür, wie auch für die Besichtigung an Ort und Stelle, wird immer reichliches Oberpersonal — also hoher Personaletat! — vorhanden sein müssen, zumal die Verantwortlichkeit in der Hauptsache gerade auf diesem einen Dezernenten ruht. Beratungen in Kommissionen, womit die Verantwortlichkeit gemildert werden kann, haben hier im Gegensatz zu der gemeinsamen Bearbeitung von Hypothekenbankobjekten mit ausreichendem und erweislichem Tatsachenmaterial weniger Wert. Um so höher muß die Sachkenntnis und die Verlässigkeit der einzelnen Inspekteure stehen. Hierin liegt übrigens auch der Grund dafür, daß die Aufsicht eine höchst schwierige und für eine staatliche Stelle ganz unmögliche wäre, ähnlich wie bei Kreditbanken (anders als bei Hypothekenbanken, wo mehr objektives Material als subjektive Erwägungen die Grundlage für die Beleihung bilden). In vielen Fällen wird es sich nicht umgehen lassen, die kostspielige Mithilfe von Spezialfachmännern zuzuziehen. Auf die vielen kleinen Einzelheiten, wie Dispositionsschwierigkeiten, das Zinsen verzehrende Vorrätighalten von Mitteln für die Auszahlung, überhaupt die recht drückenden Opfer für die Liquidität, fehlerhaftes Vorausversilbern von Obligationen, feste Ausleihofferten in Zeiten anziehenden Geldstandes usw. (alles Einzelheiten, die im täglichen Leben eines solchen Institutes eine Rolle spielen), hier einzugehen, verbietet sich, weil sonst die großen Umrisse und Zusammenhänge allzusehr verwischt werden würden.

Einer Verquickung des hier behandelten Industrialkredits mit den ureigentlichen Aufgaben unserer Hypothekenbanken wäre zu widerraten — auch für den

Fall, daß man im Interesse der Reinhaltung der Hypothekenpfandbriefe an die Ausgabe von besonderen Obligationen denken sollte, die durch Industriekredit zu decken wären. Eher möchte mir noch unter besonderen Verhältnissen die Kreditvermittelung durch solche Städte angängig erscheinen, die sich um die Erhöhung der Steuereinkünfte umtun und eine Industrie heranziehen müssen. Die entgegenstehenden Bedenken — es sind deren recht viele, wie z. B. der unerwünschte privatwirtschaftliche Wettbewerb, die unerfreuliche Belastung des buntscheckigen Kommunalobligationenmarktes, Verschlechterung der Fondskurse usw. — im Rahmen dieses Aufsatzes darzulegen, geht nicht an. Freilich, wenn man sieht, wie sich Städte abmühen, der Industrie als guten Steuerquellen die Wege zu ebnen, daß sogar Steuernachlässe in Frage gezogen werden, Gleisanschlüsse, Geländeüberlassung, Verbilligung der elektrischen Energie, Beratungsstellen und wie die Wohltaten alle lauten, dann erhöht sich doch wohl die Geneigtheit, auch einmal eine Portion Bedenken zu schlucken. Den Staatsfinanzinteressen würde dadurch gleichfalls gedient werden. Ich will damit den Gedanken nur einmal in die Diskussion werfen, ohne selbst eine feste Stellung dazu zu nehmen. Nur auf eins sei noch kurz hingewiesen: da die Städte sich die erforderlichen Mittel sehr billig verschaffen können, würden sie in der Lage sein, starke Reservestellungen aus der Spannung zwischen Aktiv- und Passivzinsfuß vorzunehmen. Der Emissionsstempel beträgt nur $^1/_2$ Prozent statt 2 Prozent bei Industrieobligationen, ist also $1^1/_2$ Prozent billiger, was gleichfalls dem Reservefonds zugute kommen könnte. Auch im übrigen sind die Kosten der Geldbeschaffung geringer als bei einer Industriebank.

Eine weitere Frage für sich ist, ob unsere Kommissions- und Kreditbanken Industrieabteilungen einrichten und Obligationen ausgeben sollen. Daß dies kein wünschenswerter Zustand wäre, wiewohl das auch seine Vorzüge hätte gegenüber der Vereinigung des Industriekredits in einem Institut, wäre eine besondere Abhandlung wert.

Am Schlusse drängt sich die Frage auf, wie denn das Ergebnis der ganzen Kalkulation sich vergleicht mit den Bedingungen, welche von der Industrie bisher bewilligt werden mußten. Letztere sind schwer auf eine halbwegs vergleichbare Ziffer zu bringen. (Ein Vergleich mit den Sätzen der Industriebank ist schon deshalb nur mit Vorbehalten und in rohen Umrissen möglich, weil es sich bei ihr nur um den langfristigen Teil des Kredits handeln kann, der nicht „umgesetzt" wird, während bei den Banken auch der kurzfristige Betriebskredit einbegriffen ist.) Der Wechseldiskont war im Durchschnitt der Jahre seit 1900 rund $4^1/_2$ Prozent, der Lombardsatz aufgerundet $5^1/_2$ Prozent. Das gibt einen ungefähren, mit aller Vorsicht zu genießenden Anhalt für die Sätze, mit welchen die Industrie ihren Kredit zu bezahlen hatte. Genau lassen sich für die Banken die Ziffern überhaupt nicht geben, weil die Bedingungen im einzelnen verschieden sind und oft auch ein Mindestzinsfuß vereinbart wird. Die Umsatzprovision, die ebenso wie der Zinsfuß von der Qualität der Kredit-

unterlagen, der Höhe des Umsatzes und von anderen Verhältnissen abhängt, mit durchschnittlich $^1/_4$ Prozent pro Semester angenommen, ergibt eine Jahresleistung von annähernd 6 Prozent. Die Bedingungen der Industriebank wären: $5^1/_4$ Prozent Zinsfuß und eine einmalige, die ersten zehn Jahre deckende Aufwendung in Höhe von $4^5/_8$ Prozent. Eine Minderung erfahren diese Sätze erst mit zunehmender Erstarkung des Instituts.

„In der Welt gelingt nichts ohne Begeisterung." Aber die rechnerischen Vorteile für die Industrie und damit die Aussichten für die Industriebank wollen doch reiflich überlegt sein, und es bedarf noch recht tiefgehender Arbeit, bis man festen Boden unter den Füßen hat. Des Pudels Kern liegt in dem teueren Passivzinsfuß, zu dem noch die erheblichen Aufwendungen bei der Obligationenausgabe treten. Daß anderseits die Unkündbarkeit des Kredits auf jeweils zehn Jahre oder länger einen starken Anreiz bilden würde, bedarf keiner Untersuchung.

Abseits von dem Voranschlag für die neue Bank liegt die Frage, wie die geplante Kreditorganisation für die Industrie auf unseren Geldmarkt einwirken würde. Wenn man nicht annimmt, daß die Bank durch billigen Kredit zu neuen Unternehmungen reizt, wäre die Folge ihrer Gründung nicht eine stärkere Inanspruchnahme des Geldmarktes und demgemäß eine Steigerung der Leihsätze, wohl aber eine Verschiebung, ein Vertauschen der Rollen, da es sich ja nicht um eine Steigerung der Nachfrage, sondern nur um eine andere Regelung in der Kreditbefriedigung handelt. Das gilt aber nur für neue Kreditbefriedigungen, die auch ohne Industriebank gekommen wären, nicht für die einfache Übertragung alter Bankkredite auf das neue Institut, denn jede Hin- und Herschiebung von Geld strapaziert den Geldmarkt. Da aber die neue Bank nur langsam sich entwickeln könnte, wäre ein Einfluß auf den Geldmarkt nicht wahrnehmbar. Viele Anlagen, die bisher den Banken zuflossen oder in anderen, z. B. exotischen Papieren, Unterkunft fanden, werden sich für dieses neue Papier interessieren lassen. Wenn die feste Unterbringung solcher Obligationen im Ausland gelingen sollte, wäre insoweit sogar eine Entlastung des heimischen Marktes erreicht.

Emile Verhaeren

Von Ernst Ludwig Schellenberg-Weimar

Das kleine Belgien hat in letzter Zeit einen ungeahnten Aufschwung genommen. Der Transithandel, seine Steinkohlen, seine koloniale Tätigkeit haben dem Lande eine neue Bedeutung gegeben; das dichteste Eisenbahnnetz der Erde nennt es sein eigen, und die Bevölkerung ist die stärkste in Europa, neben Sachsen. Lebensfroh und genußsüchtig ist der Belgier, er trinkt, singt und tanzt. Und nun ist auch die Kunst zur Bedeutung gelangt. Charles Decoster schrieb seinen „Til

Uylenspieghel", lange verkannt, erst jetzt beachtet und geschätzt. Dann kam Camille Lemonnier und weckte das Selbstgefühl der Belgier mit seinen kräftigen, energievollen Romanen. Der früh verstorbene, melancholische Rodenbach besang das tote Brügge, Maeterlinck schuf seine mystischen Dramen und philosophischen Werke, ihm ähnlich Huysman und Georges Eekhoud. Fernand Knopfh malte seine Pastelle, der versonnene Georges Minne, der starke Konstantin Meunier bildeten ihre Statuen und Büsten. Und nur noch einige Namen, um das rüstig aufblühende Künstlertum zu kennzeichnen: Theo van Rysselberghe, Felicien Rops, Albert Mockel, van der Stappen, Charles van Lerberghe, Albert Giraud.

Einer aber verdient es, besonders geliebt und verehrt zu werden: Emile Verhaeren. Er ist am 22. Mai 1855 geboren in St. Amand bei Anvers, verlebte seine Jugendjahre auf dem Lande und besuchte dann das Collège St. Barbe in Gent. An der Universität von Louvain studierte er die Rechte, wurde Advokat, gab aber diesen Beruf bald auf, unternahm größere Reisen und lebt jetzt teils in Belgien, teils bei Paris. So viel über seinen äußeren Lebensgang. Seine innere Entwickelung ist in seinen Büchern gegeben mit einer bezwingenden Ehrlichkeit und ehrfurchtgebietenden Selbstentäußerung. Er ist es, der zum ersten Male das moderne Leben mit seinen Errungenschaften verstanden und nachzubilden gewußt hat; alle Phasen des heutigen Kulturmenschen hat er an sich selbst erlebt, und darum eben ist seine Dichtung eine einzige große, ergreifende Konfession.

Verhaerens erstes Gedichtbuch erschien 1883; es waren die „Flamandes". Und hier gleich erkennt man die Wurzeln seiner Kraft: einen kühnen Realismus, der aus echtester Bodenständigkeit entquillt. Dieses Buch hat zuerst viel Aufsehen und viel Ablehnung erweckt. Man war entsetzt über die ungestüme Wahrheitslust dieses jungen Vlamen und nannte ihn sogar den „Kot-Raffael". Gewiß — ungebändigte Urwüchsigkeit tobt und poltert sich hier aus, aber eine gesunde und echte. Derb packt der Dichter zu. Nicht die traumhaften, weichen Klänge eines Rodenbach umschmeicheln uns hier; wir sehen vielmehr Bilder nach Art von Jordaens oder Brueghel. Lebenslust sprudelt, und Jauchzen der Bauern und Dirnen kreischt. Die sinnlichen Farben eines Rubens werden wach. Und dabei doch wieder eckige Verse und Reime, hart und rauh! Noch ist die alte Form der Parnassiens auch Verhaeren geläufig; das Sonett wird stark bevorzugt. Hier eine Probe in der Übersetzung von Johannes Schlaf*):

Brotbacken.

Die Mägde hatten Brot zum Feiertag zu backen
Und mischten fette Milch und feinsten Weizen.
Gebückte heiße Köpfe. Ellbogen, die sich spreizen,
Und in die Träge tropft der Schweiß von Stirn und Nacken.

*) Aus einem schönen Aufsatz in „Westermanns Monatsheften", November 1909. Wertvoll und mit Liebe ist auch das Büchlein über Verhaeren in der „Dichtung" (Schuster u. Löffler, Berlin) geschrieben.

Hände und Finger, der ganze Leib dampft den Weibern,
Und in den Miedern keuchen die Brüste, die prallen;
Mit derben Fäusten kneten sie den Teig und ballen
Ihn üppig rund gleich ihren mächtigen Leibern.

Die großen Backstuben glühten von prasselnden Kloben,
Und zwei und zwei, vom Ende eines Brettes, schoben
Die Dirnen die weiche Masse in den Ofen, den heißen.

Die Flammen brachen aus dem glühen Schlunde
Wie eine tolle Meute großer roter Hunde,
Und sprangen an, sie ins Gesicht zu beißen.

Ein hitziger Pessimismus durchbraust dieses Buch, ein gewisser Trotz. Freudlos, trotz aller Lebenskraft, muten uns Verhaerens Bilder an. Es sind wirklich Bilder, Gemälde, Radierungen. Die Skizzen von der Schelde lassen unwillkürlich an die Radierungen eines Rembrandt oder Potter denken. — Diese erste Veröffentlichung, die Lemonnier vermittelte, steht in seltsamem Gegensatz zu dem zweiten Versbuche „Les Moines". Drei Wochen lang wohnte der Dichter in dem Kloster von Forges, sammelte Eindrücke, machte Studien. Albert Mockel, der eine vortreffliche Arbeit über Verhaeren verfaßt hat, nennt die Moines „ein reiches und gutes Buch, in der Form das harmonischste, das Verhaeren geschrieben hat". Und hier redet wirklich so viel Güte, so viel weise Beschaulichkeit und ruhige Frömmigkeit, daß man wie durch ein Märchenland schreitet: dankbar, verwundert, voll Vertrauen. Und auch hier darf man nicht an Verse denken, wie sie etwa Rodenbach raunte. Starr und groß stehen Verhaerens Mönche vor uns, als Symbole, als Träger des Glaubens. Er schildert Prozessionen und Gottesdienste, Askese und Einfalt, inneren Frieden und Zerknirschung. In Stefan Zweigs Nachdichtung möge eine „Klosterskizze" hier angeführt werden*).

Aus rotem Dämmer schwerster Mittagsschwüle
Starren die Bänke mit verblich'nem Stamme,
Und durch der Fenster Feuer schlägt die Flamme
Der Sonnensträhnen bis ins Chorgestühle.

Die Mönche, gleich in dem Gewand der Weihen,
Mit gleichen Zeichen, gleichen Ordensfalten
Und gleicher Starrheit in den Felsgestalten,
Stehn aufrecht in zwei stummen fahlen Reihen.

Und man erbangt, erhofft, mit einem Male
Werde die Starre brechen und Chorale
Aufdonnernd in die schwere Stille steigen.

Allein nichts regt sich längs der matten Mauern;
Ob auch die Stunden flüchten mit Erschauern —
Die hagern Mönche schweigen ... schweigen ... schweigen ...

*) Mit Nachdruck verweise ich auf die dreibändige Verhaeren-Ausgabe Stefan Zweigs (im Insel-Verlag zu Leipzig). Sie enthält eine ausführliche Biographie und Charakteristik des Dichters, eine Auswahl aus den Gedichten und drei Dramen. Die Übersetzungen sind im ganzen als vorzüglich anzuerkennen und zeugen von Feinfühligkeit und Fleiß.

Durch dieses ganze Buch aber zieht sich eine Reihe von Gedichten hin, die „Frommer Abend" betitelt sind. Die Landschaft wird hier in Einklang gesetzt mit der religiösen Stimmung, wird verklärt und mild umglänzt. Auch aus diesem Zyklus (denn Proben können am besten Zeugnis ablegen) sei ein Gedicht in eigener Übersetzung*) wiedergegeben:

Der große Mond hebt sich empor
Durch Winternacht mit vollem Strahle,
Gleich einer goldnen Opferschale,
Und drüber geht der Wolken Flor.

Und wie sie an dem Himmel treiben,
Der hell ist wie ein Kirchenchor,
Stehn sie gleich dunklen Schatten vor
Den lichterhellten Fensterscheiben.

Beseligt glänzt die Nacht hernieder
Und spiegelt in den schwarzen glatten
Morästen, wie in Spiegelplatten,
Der Wolken weiße Masse wieder.

Die Gedichte der zwei ersten Bücher sind auch insofern sehr bemerkenswert, als ihnen eine gewisse Unpersönlichkeit eigen ist; gewiß sind sie schon ganz Verhaerens eigenstem Künstlertum entströmt, aber es sind eben nur fremde Bilder, welche er hier in Versen ausspricht, er selbst ist nur der Beschauer; sie sind gesehen à travers un tempérament. Dieses Temperament aber wurde frei, schuf sich neue Form in der verhängnisvollen Zeit der Nervenkrisis, die Verhaeren nun zu bestehen — und zu überwinden hatte. Sie verstehen heißt ihn selbst verstehen!

Es ist gut, gleich darauf hinzuweisen, daß die folgende Periode nichts mit moderner, blasierter Weltschmerzelei gemein hat. Dazu zeigt sich uns der Dichter von Beginn an als eine zu männliche Individualität. Äußerlich tat sich diese Depression in einem nervösen Magenübel kund. Mag nun diese faßbare Tatsache die Ursache der inneren Umwälzung bedeuten oder umgekehrt, — jedenfalls hatte Verhaeren jetzt tief erregende, niederwuchtende Anfechtungen und Kämpfe zu ertragen. Er begann nämlich, in das wirkliche, moderne, erregt pulsierende Leben einzutreten; er erlebte die Großstadt (London) mit ihrem verwirrenden Getöse, ihrem scheinbar planlosen Hasten, ihrem fremden Ansehen. Die Nerven werden aufs äußerste angestrengt und gereizt. Das Auge und das Ohr vernehmen zwecklose Dinge, die sie nicht fassen können. Da flüchtet der Geängstigte, flüchtet in die Einsamkeit, verschließt die Tür, verhängt die Fenster, starrt in die graue Leere und fühlt sich als Verlorener. . . . Schon in dem Buche „Au Bord de la Route" erklangen drückende Töne, nun aber in der Trilogie des Schmerzes schreit der Dichter alles Leid hinaus in die Welt: „Les Soirs", „Les Débâcles", „Les Flambeaux Noirs". Zunächst bemächtigte

*) Die eigenen Nachdichtungen entnehme ich meinem Buche „Französische Lyrik" (Leipzig, Xenien-Verlag).

sich Verhaerens das dumpfe Gefühl der Trostlosigkeit: alles versinkt, ist müde, verbraucht, nutzlos. Kein Glaube, kein Lichtstrahl! Ein Gebet aus jener Zeit (in eigener Übertragung) möge dafür Zeugnis geben:

Fromm.

Die Winternacht hebt ihren reinen Kelch zum Himmel!

Und auch aus meinem dunklen Herzen steigen
Gebete, Herr, in deine fahle Runde;
Und weiß es doch, du hast für mich nur Schweigen
Und nichts, woran mein sterbend Herz gesunde.
Ich weiß dich Lüge, meine Lippen flehen

Und meine Knie, doch deine Hände säumen,
Dein Auge will den lauten Schmerz nicht sehen,
Und ich schuf mir die Welt aus leeren Träumen.
Hab' Gnade, Herr, will dir's auch Wahnsinn scheinen.
Ich muß mein Leid in deine Stille weinen!...

Die Winternacht hebt ihren reinen Kelch zum Himmel!

Und da kommt die Verzweiflung, das Bangen, die jagende Verfolgung. Es schleicht heran, langsam, langsam, blickt ihn an mit glutenden Augen, reckt die schwarzen großen Arme — der Wahnsinn naht! Es zeigt uns nun einen Willensakt von größter Bedeutung, von bewundernswerter Selbstentäußerung, daß Verhaeren Kraft und Mut besaß, zu gestalten, was ihn zerfleischte und marterte. Und eben in dieser Tat ruht die Erlösung, ist die Befreiung vorbereitet. Noch war ja der Wille nicht erlahmt! Mit hellen, geisterhaft aufgerissenen Augen wandelt der Einsame am Abgrund hin, mit grausiger Gelassenheit blickt er in die lockende, geheimnisvolle Tiefe, — wird er hinunterstürzen, soll er den Sprung wagen? Mit krankhafter Wollust steigert er die vernichtenden Reize, immer in der Erwartung des Zusammenbruchs, immer mit der Frage: Wie lange noch? Der Wahnsinn soll ihm Retter sein. Wer denkt da nicht an Nietzsche, der diesen Weg genommen und hinuntersank in die ewige, schweigende Nacht? Aber hier eben, hart an der Grenze, vollzieht sich in Verhaeren der ergreifende Umschwung: er hat den Weg durchmessen bis zum letzten Meilenstein, wo ihm ein Nichts entgegengähnt, wo ihm nichts mehr übrigbleibt. Und da — blitzartig — leuchtet die Erkenntnis auf: ich habe die Prüfung bestanden, denn ich begreife ja mit wachem Sinn, was mich starr umfangen hielt; ich sehe ja das Ende vor mir, ich fühle, wie es mich kalt nnd leer anweht. Und mit Aufbietung aller Kraft, mit der Wucht der letzten Energie wendet sich Verhaeren zurück — zum anderen Ende. Nun weiß er, daß er allein dort Genesung und Erstarkung finden kann. Die Polarität hat eingesetzt. Ein heißer, edler, tiefster Bewunderung würdiger Sieg ist errungen! Alle Phasen des Schmerzes hat der herrliche Dichter durchkämpft, vor keiner Gefahr ist er gewichen. „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn," — strahlend steht das Wort über seinem Leben. Er hat es sich schwer erstreiten müssen; als Held und Überwinder hat er bestanden. Wenn je eine Entwickelung folgenschwer

und bedeutungsvoll für unsere Zeit ist, so müssen wir es ohne Zaudern und Zweifeln von dieser anerkennen.

Zurück ins Leben! erschallt nun der Mahnruf. Die Wirklichkeit fordert ihr Recht. Noch freilich vermag der Genesende sich nicht zurechtzufinden. Es entstehen die „Villages Illusoires", Visionen von ungeheurer Gewalt und hinreißendem Pathos. Die Phantasie des Dichters erfreut sich noch am Grotesken, aber hinter all diesen dämonischen Bildern und Gestalten fühlt man doch das reale Geschehnis. Der Regen und der Schnee sinken nieder, und was sie schaffen und vernichten, wird in breitem Pleinair gemalt. Da sind die unheimlichen Gedichte von dem Glöckner, der auf dem feuerumrasten Turme die gellende Glocke schwingt, oder vom Begräbnis des einsamen Müllers auf endloser, harter Heide. „Der Wind", in eigener Übersetzung, soll dieses stürmende Ergreifen einer neuen Wirklichkeit kennzeichnen:

Über die endlos weite Heide
Trompetet der Wind November ins Feld;
Über die endlose Heide
Fährt der Wind,
Der sich zerfleischt und heulend gellt,
Stürmt die Dörfer mit schweren Schlägen,
Der Wind,
Der wilde Novemberwind.

An den Brunnen im Hofe
Kreischen die eisernen Räder und Winden;
An den Zisternen im Hofe
Kreischen die Räder und Winden
Und schrei'n
Nach dem Tode in ihrer Pein.

Der Wind treibt welkes Birkenlaub
Das Wasser hinunter in raschem Raub,
Der wilde Novemberwind.
Der Wind zerbeißt
Hoch im Geäst
Das Vogelnest;
Der Wind raspelt das Eisen und reißt
Wütend, wütend mit einem Mal
Den alten Lawinenschnee ins Tal,
Der Wind,
Der wilde Novemberwind.

Die kleinen elenden Hütten sind
Zerborsten, klägliche Fetzen verkleben
Aus Glas und Papier die Luken und beben
Und zittern im wilden Novemberwind.
Die dunkle, unheimliche Mühle steht
Auf dem schwärzlichen Rasenhügel
Einsam erhoben,
Und mäht und mäht
Von oben nach unten, von unten nach oben
Den Wind, den wilden Novemberwind.

Die alten ängstlichen Hütten kauern
Sich rings um ihren Glockenturm
Und schüttern auf ihren Pfählen im Sturm;
Die alten Hütten und Dächer schauern
Klappernd im Wind,
Im wilden Novemberwind.
Die Kreuze im kleinen Kirchhof winken
Wie Totenarme; die Kreuze sinken,
Niedergeschmettert von jedem Grab,
In großem Schwunge zur Erde hinab.

Habt ihr ihn getroffen, den Wind,
Den Wind,
Den wilden Novemberwind,
An der Kreuzung der dreihundert Straßen,
Schreiend vor Kälte, fauchend im Rasen?
Habt ihr ihn getroffen, den Wind,
Schrecken verbreitend, verheerend und blind?
Saht ihr ihn auch in jener Nacht,
Als er den Mond mit wütender Macht
Herunterwarf, und Schreien und Flehn
Aus den wankenden Dörfern scholl,
Trauervoll,
Wie Tiere schrei'n im Sturmeswehn?

Über die endlose Heide
Heult der Wind und gellt,
Trompetet der Wind November ins Feld.

Dieses Gedicht zeigt auch in der äußeren Form eine neue Errungenschaft. Verhaeren ist zum vers libre gelangt, aus innerem Zwang, mit klarer Selbstverständlichkeit. Seinem Pathos, der Größe seiner Visionen konnte die althergebrachte Sitte eines regelmäßigen, vorgeschriebenen Rhythmus nicht genügen. Frei, ungehemmt mußte er sich ausströmen können. Die Gedichte wollen hinausgerufen sein, leidenschaftlich, mit einer fast agitatorischen Geste. Die Verse glühen wie flüssiges Metall; wuchtig, hart wollen sie gesprochen sein, alles Volk soll sie hören, soll mitgerissen werden. Die stille Anschaulichkeit ist zum Handeln nicht brauchbar; mit dem Leben vorwärts zu streben gilt es hier. Ekstatische Anrufungen, gewisse formelhafte Prägungen (ditez! oder encore, encore!) werden charakteristisch für diese neue Kraft und Gesundung. Wie das Leben nicht weich und traumhaft ist, sondern rücksichtslos, immer vorwärts drängend, so ist auch das Tempo dieser Verse, die seine Erscheinungen und Errungenschaften besingen wollen, ein eilendes, feuriges. Die Bilder und Vergleiche zeichnen sich durch eine unvergeßliche Plastik aus; leuchtende Farben werden angenommen und in breiten Strichen dem Gemälde eingefügt.

Und so ist der neue Mensch erstanden, der voll Verständnis und Bewunderung dem Leben gegenübersteht, dem die großen Städte nicht mehr Sorge und Furcht, sondern Freude und hilfreiches Genießen gewähren. Die Städte mit ihren Verlockungen, mit ihrer Geldgier, ihrem Jagen und Toben, sie erst offenbaren den neuen Menschen. Das soziale Gefühl ist in Verhaeren erwacht; er erkennt,

daß der Mensch untergehen muß, der nicht erstarkt ist zum Ertragen aller Bitternisse, welche die Menge dem einzelnen immer verursachen muß. Aus der Fülle muß er für sich Kraft schöpfen, mit festen Armen gilt es den Strom zu zerteilen. „Les Villes Tentaculaires" und „Les Campagnes Hallucinées" sprechen dieses neue Bewußtsein mit Energie und Nachdruck aus. Theater, Börse, Kirche, Hafen, Tingeltangel, Fabriken — alles zieht er in den Bereich seiner Betrachtungen.

Und nun hat Verhaeren nur auszugestalten, was er erbaut hat. Es folgen die Bücher „Les Visages de la Vie" und „Les Forces Tumultueuses". Hier hellt sich alles Düstre auf, hier waltet innere Ruhe und volle Klarheit. Freude, Tätigkeit, Wald und Meer, Volk und Begeisterung werden gefeiert; es ist Tag, freier, lichter, genußreicher Tag! Das Lebensgefühl, bis zur Vollkraft gesteigert, findet hier seine Entladung. Das Symbol erhält seine große Bedeutung und Rechtfertigung. Die Zusammenhänge werden gefunden, eine Einheit muß sich offenbaren, und es wird so ein Pantheismus erzeugt, ein Monismus hehrster und edelster Art. Die religiöse Inbrunst bricht unaufhaltsam hervor; das Verlangen, zu Gott, zum Weltgeist emporzustreben. War in „Les Moines" die Religiosität gewissermaßen objektiv, beschaulich, so wird sie jetzt zum eigensten, tätigsten Erlebnis. Und das vollendetste Versbuch dieser Gattung „La Multiple Splendeur" trägt denn auch unter anderen das Motto: Admirez-vous les uns les autres. Eingefügt ist der Mensch in den großen Zusammenhang. Hoffnung belebt sein Handeln und Denken. Er hat die Notwendigkeit des vielgestaltigen Lebens begriffen, und nun erkennt und sieht er auch freudigen Auges seine Schönheit. In dem jubelnden, dankerfüllten Gedicht „Die Freude" finden sich solche überaus charakteristischen Verse (zitiert nach Stephan Zweig).

... Ihr, meine Augen, laßt euch danken,
Unter der Stirn, die Alter schon umwittert,
Noch hell genug zu sein, das ferne Blinken
Des Lichtes gierig in euch einzutrinken;
Ihr, Hände, daß ihr in die Sonne zittert,
Ihr, Finger, froh, die Früchte zu liebkosen,
Die, goldne Ketten, schwisterlich den Rosen
Von allen Mauern taufeucht niederschwanken!

Und am Schluß:

O Schauer und Glut, aufzuckender Schwall,
Als höbe dich eine unfaßbare Schwinge
Aufwärts ins All!
Und fühlst du dich teilhaft der ewigen Dinge,
Dann darfst du in böser Zeit nicht mehr klagen;
Wie gierig die Qual auch in dich einwühlt,
Mußt du dir sagen:
Ich habe in jener letzten Sekunde
Die große, die einzige Freude gefühlt,
Das wunderbare Traumbild war mein.
Mein Herz in den Pulsen der Dinge zu tragen,
Sie ließ mich es ahnen, die eine Stunde,
Gott gleich zu sein!

Diese Begeisterung, die Erkenntnis vom Wert und Sinn des Lebens sind die großen, bedeutungsvollen Errungenschaften, die uns der Dichter Verhaeren predigt und lehrt. Und so sieht er nun auch sein Heimatland nicht mehr mit dem trotzigen Pessimismus wie zur Zeit der „Flamandes" an, jetzt, in „Toute la Flandre", preist er seine Schönheit mit Freude und Hingabe. Gesund und kräftig, gütevoll und verstehend — so ist der große Belgier ein treuer Führer und Helfer.

Es mag befremden, daß bisher von einem noch nicht geredet wurde, von jener Empfindung und Seligkeit, die überall das höchste Glück des Dichters kündet: von der Liebe des Mannes zum Weib. Aber in dem großen, alles umspannenden Werke Verhaerens nimmt sie bezeichnenderweise einen nur geringen Raum ein. Die Kämpfe des Lebens, das Ringen um seinen Inhalt hatten so tief das Herz des Dichters bewegt, daß er nur für die Allgemeinheit Verständnis und Interesse zeigte. Erst als die Stürme zur Ruhe gekommen sind, da findet er jene Töne, die von Liebe reden. Er fand die Liebe zur Menschheit und mit ihr auch die Liebe zum Weib. Und es ist wiederum von Bedeutung, daß es Ehelieder sind, die Verhaeren singt, keine jugendlich ungestümen, werbenden Gedichte, sondern ruhige, gütige, milde Klänge. „Les Heures Claires" und „Les Heures d'Après-midi", gewidmet „der, die an meiner Seite lebt". Hier ist kein Pathos, sondern Friede und Glück. Leise und sonnig sind diese Verse, so ganz voll germanischer Treuherzigkeit und innigster Zuneigung. Es erscheint fast unglaublich, daß der herbe, kraftvolle Verhaeren nun so liebliche Lieder formen konnte, die andächtig und gläubig stimmen. Beschreiben läßt sich die Magie des Melos nicht, man muß sie fühlen und erleben. Zwei Proben in eigener Übersetzung seien hier angeführt*):

Aus den „Lichten Stunden".

Der Nachthimmel hat sich aufgetan,
Und der Mond scheint zu wachen und zieht seine Bahn
Über dem schlafenden Schweigen.

Alles ist so klar und rein,
Hat in der Luft so reinen und blassen Schein;
Wie schrickt man auf, wenn über den Teichen
Des friedlichen Lands an unser Ohr
Ein Tropfen klingt aus Schilf und Rohr
Und dann sich in dem Wasser verlor.

Aber ich hab' deine Hände, die über meinen sich falten,
Und deine sichern Blicke, die mich halten,
Und deiner Inbrunst sanftes Glück;
Und ich weiß, daß alle Dinge mit dir in Frieden sind.

*) Die Liebesgedichte sind in einer löblichen Übersetzung von Erna Rehwoldt erschienen, die auch eine Auswahl aus den andern Dichtungen veröffentlicht hat (Verlag Axel Junker, Berlin). Auch auf das Buch von Otto Hauser „Die belgische Lyrik von 1880 bis 1900" (Baumert u. Ronge, Großenhain i. S.) sei empfehlend hingewiesen; es enthält eine Studie und Übersetzungen von Wert.

Und nichts, selbst nicht des flüchtigsten Argwohns Grauen,
Trübte, auch nur einen Augenblick,
Das heilige Vertrauen,
Das in uns schläft wie ein träumendes Kind.

Aus den „Stunden des Nachmittags".

Die süße Stunde, wenn die Lampe scheint,
Wenn Trost und Abendruhe freundlich winken;
So tief die Stille, daß man einer Feder Sinken
Zu hören meint.

O wie die süße Stunde schweigt!
Die Liebste naht sich wie ein Hauch,
Ganz leis und heimlich, wie ein Rauch,
Der langsam in den Abend steigt.

Noch spricht sie nicht — noch darf ich lauschen
Auf ihrer Seele Melodie;
Ich fühle sie erglühn und rauschen,
Und auf die Augen küss' ich sie.

Die süße Stunde, wenn die Lampe scheint,
Wenn tief
Aus Herzensgrunde, wo es leuchtend schlief,
Sich das Geständnis drängt, das selig macht:
Wir liebten uns, so lang' der Tag gelacht.

Und man spricht von den schlichtesten Dingen:
Von Früchten, die reif zum Pflücken hingen,
Von der Blume, die sich erschloß
Zwischen der Decke von grünem Moos;
Wie die Erinn'rung jäh und schreckhaft war
An Liebesworte, die schon längst verblaßten,
Und die man tief in einem alten Kasten
Auf einem Blatte fand aus frühem Jahr.

Kurz sei noch auf Verhaerens übrigen Werke eingegangen. Wir verdanken ihm außer einer wertvollen, von tiefstem Verständnis zeugenden Studie über Rembrandt noch vier Dramen. Sie haben nichts von äußeren Geschehnissen, von Lärm und Massenwirkung, und daher wird es wohl zu begründen sein, daß die moderne Bühne sie nicht anerkennen will. „Le Cloître" ist das Gegenstück zu „Les Moines". Es zeigt, daß allein das Geständnis von der Missetat zu erlösen vermag. Die Form ist wundervoll. Prosa, die sich an den wichtigen, pathetischen Stellen zum Vers und in höchster Erregung zum freien Rhythmus erhebt. Dieses Drama reißt mit sich fort durch seine glühende Rhetorik, und darin scheint mir seine tiefinnere Wirkung zu beruhen; es zeigt, daß seelische Evolutionen mehr ergreifen als alles Toben und Waffenrasseln auf der Bühne. „Les Aubes" ist die dramatische Illustration zu den „Villes Tentaculaires" und stellt den sozialen Kampf in den Mittelpunkt. Ich halte es mit „Philipp II", in welchem uns ein geschichtlich wahrer Don Carlos, im Gegensatz zu Schiller, gezeigt wird, für die verhältnismäßig schwächeren Leistungen. Dagegen ist „Helena de Sparte" meisterlich in Konzeption und

Ausführung. Die Tragödie des schönen Weibes, das von allen, selbst von den Geschwistern, freventlich begehrt wird, das selbst im ermüdenden Alter nicht Frieden genießen darf, bis es Zeus zu sich in den Olymp ruft. Es liegt Verhaeren nie daran, Theaterstücke im gewöhnlichen Sinn zu schaffen, Werke für die breite Masse (man bedenke: in „Le Cloître" ist keine einzige weibliche Gestalt!), ihn interessiert einzig das Problem. Er stellt gewisse Typen männlicher Personen auf; er will eine Idee darlegen, die dann an den vorbereiteten Höhepunkten klar und läuternd dem Hörer vor Augen tritt. So sind diese dramatischen Werke zu betrachten wie die Gedichte: als Anrufungen, als begeisterte Ansprachen. Auch in ihnen glüht die feurige Freude, die Verhaerens unvergängliche Tat offenbart: den Sieg des modernen Europäers über das Leben und die Segnungen, die aus dieser Überwindung hervorblühen!

Ein Tendenzroman
(F. Naumanns Buch „Die politischen Parteien")

Von Geh. Hofrat Prof. Dr. G. v. Below-Freiburg i. B.

Es ist immer interessant, zu beobachten, wie sich die Geschichte in den Vorstellungen eines Parteimannes spiegelt. Nicht bloß die objektive Berichterstattung gewährt Belehrung. Auch die subjektiv gefärbte Darstellung hat ihren Reiz und ihr Interesse und kann auch direkt als lehrreich bezeichnet werden, eben als ein Spiegelbild eines bestimmten Parteiprogramms.

Das Interessanteste, was die neueste Zeit in dieser Hinsicht hervorgebracht hat, dürfte F. Naumanns Buch „Die politischen Parteien" sein, das einen historischen Bericht geben will. Naumanns politische Wünsche gipfeln zurzeit in der Verwirklichung der Formel „von Bassermann bis Bebel": alle Liberalen und Sozialisten sollen eine politische Einheit bilden und gemeinsam gegen die „konservativ-klerikale Reaktion" Sturm laufen. Die von Naumann selbst genannten Führer Bassermann und Bebel haben freilich übereinstimmend seine Forderung unliebenswürdig als „Blödsinn" bezeichnet. Indessen läßt er sich dadurch von seiner Lieblingsformel nicht abbringen, und es ist auch nicht zu leugnen, daß er für sie eine beträchtliche Gemeinde hinter sich hat. Ein namhaftes Stück in der Agitation für sein Ideal bildet nun auch jene Schrift. Ihr vorgeblich historischer Inhalt wird nur verständlich, wenn man sich gegenwärtig hält, daß Naumann mit ihr seinen Gläubigen die Überzeugung von der Untrüglichkeit seiner Formel einimpfen will. „Seit 1878" — sagt er Seite 29 — „beginnt die Zeit der konservativ-klerikalen Vorherrschaft in Deutschland". Liberalismus und Sozialdemokratie werden seitdem von den vereinigten Konser-

vativen und Ultramontanen im Bunde mit der Regierung bekämpft. Obwohl diese verbündeten Mächte einiges Gute stiften, bedeutet ihre Herrschaft doch eine Einschnürung und Unterdrückung des deutschen Geistes. Deutschland steht in Gefahr, ein zweites Spanien zu werden. Liberale und Sozialisten müssen sich zusammenschließen, um ihre Herrschaft aufzurichten, womit sie eine großartige Entfaltung des deutschen Volkes herbeiführen werden. Sie können sich aber zusammenschließen, weil sie im Grunde dasselbe wollen, nämlich das Gegenteil von dem, was Konservative und Zentrum erstreben.

Wie in Tendenzdarstellungen regelmäßig so viel Wahres aufgenommen wird, daß der Leser geblendet werden kann, so geschieht es auch hier. Richtig ist vor allem, daß die Sozialisten und die Liberalen, wenigstens die links stehenden, seit 1878 nicht die Führung in der deutschen Politik gehabt haben. Aber wie wird diese Tatsache von Naumann herumgedreht!

Zunächst und von vornherein: das Zentrum befand sich in der großen Zeit der inneren Politik Bismarcks (1878 ff.) so wenig in einer herrschenden oder gouvernementalen Stellung, daß Bismarck seine Mitwirkung nur für einzelne Gesetze und nur mit Mühe gewann, meistens dagegen ihm gegenüber eine Kampfstellung einnahm. Jedermann kennt doch heute noch Bismarcks Kampf gegen die Reichstagsmehrheit „Windthorst-Richter-Grillenberger" (Rickert und Stauffenberg einschließlich). Auch Naumann (S. 33) zitiert diese Formel, aber freilich nicht sowohl, um dem Leser die treuen Brüder Freisinnige und Ultramontane vorzuführen, als vielmehr, um mit einer gewissen Genugtuung festzustellen, daß es der Reichstagsmehrheit gelungen sei, „selbst einem Bismarck" trotz seines Eifers, die Presse für sich zu benutzen, „Einhalt zu bieten". Überhaupt macht man bei Naumann die Beobachtung, daß er die meisten der in Betracht kommenden Tatsachen erwähnt, sie jedoch in eine besondere Beleuchtung rückt und in einer ihm genehmen Art verwendet *). So muß er einmal selbst gestehen (S. 36), daß der Höhepunkt von Bismarcks Macht (1887) erreicht wurde durch einen Sieg der vereinigten Konservativen und Nationalliberalen über die vereinigten Freisinnigen, Ultramontanen und Sozialisten! Wo bleibt dann aber die Vereinigung der Regierung und der Konservativen mit dem Zentrum? Die Freisinnigen verhöhnten in den achtziger Jahren in den Zeitungen die Regierung, als sie sich allmählich vom Kulturkampf zurückzog; bei den Wahlen und den parlamentarischen Abstimmungen jedoch legten sie großen Wert

*) Man muß darauf verzichten, dies Verfahren Naumanns in allen Einzelheiten zu kennzeichnen. Ich weise noch auf S. 33 hin, wo er schildert, wie weite Volkskreise, die des „Parlaments" und der „Regierung" müde waren, ihre Augen darauf richteten, daß der Kronprinz bald den Thron besteigen würde, und davon „bessere Zeiten" erhofften. Tatsächlich waren diejenigen, die damals auf den Thronwechsel spekulierten, keineswegs irgendwie „müde", sondern von dem brutalen Wunsch erfüllt, Bismarck zu stürzen. Naumann will aber offenbar den Anschein erwecken, als ob Bismarcks Politik das Publikum politisch „müde" gemacht habe, während doch gerade in jenen Jahren das politische Leben einen großen Zug hatte und die allgemeinste politische Betätigung bestand.

darauf, die Unterstützung des Zentrums zu erhalten, wie sie sie auch tatsächlich erhielten.

Seit den Reichstagswahlen des Jahres 1890 beginnt ein näheres Verhältnis der Regierung zum Zentrum oder auch eine gewisse Abhängigkeit von ihm. Naumann (S. 40) schildert spottend, wie aufmerksam alles gelauscht habe, wenn der verstorbene Abgeordnete Lieber eine Rede hielt. Indessen was hat diese Situation herbeigeführt? Nichts anderes als die wesentliche Verstärkung der Freunde Naumanns, der Freisinnigen und Sozialisten, auf Kosten der Nationalliberalen bei den Wahlen von 1890. Die Freisinnigen waren so rabiat, daß sie 1893 die Regierung zwangen, sogar bei den Polen eine Stütze zu suchen. Hätte sie nicht an dem preußischen Abgeordnetenhaus einen Rückhalt gefunden *), so hätte das Deutschtum in den östlichen Provinzen die schwersten Verluste erlitten.

Naumann selbst treibt es übrigens noch heute ähnlich wie die alten Freisinnigen, wenn er einerseits den Kulturkampf scharf verurteilt und es der Frankfurter Zeitung zum höchsten Verdienst anrechnet**), daß sie ihn nicht mitgemacht habe, und anderseits die Reichsregierung verspottet, weil sie den Kulturkampf aufgegeben, um Bewilligungen für die Flotte zu erlangen (S. 73); ein Zeichen nebenbei, daß Naumann in der Chronologie nicht sehr beschlagen ist.

Nach Naumann waren für Bismarck seit 1878 die Nationalliberalen die „unbequemste" Partei; er wollte mit ihnen „Schicht machen" (s. z. B. S. 23 und 26). In Wahrheit wandte er sich nicht sowohl gegen die Partei im ganzen, als vielmehr gegen ihren linken Flügel, die späteren Sezessionisten. Die Tiedemannschen Tagebücher zeigen, wie unangenehm ihm diese Kreise schon vor 1878 gewesen sind (das Scherzwort über Laskers Namen stammt bereits aus jener Zeit). Dagegen hat er mit dem rechten Flügel der Nationalliberalen stets ein gutes Verhältnis gesucht, auch bei sachlichen Differenzen die direkte Fehde gegen ihn vermieden. Mehreres in Bismarcks Politik erklärt sich nur aus seinem Bestreben, mit den echten Nationalliberalen auf gutem Fuß zu bleiben. Dies zu betonen paßt freilich nicht in Naumanns Plan. Denn der Liberalismus soll als etwas ganz Einheitliches erscheinen. Nach Naumann (S. 32) sind die Nationalliberalen „von Bismarck zerdrückt" worden und zerdrückt eben gerade von ihm. Gewiß hängt es teilweise mit der Bismarckschen Politik zusammen, wenn die Konservativen auf Kosten der Nationalliberalen Fortschritte gemacht haben. Indessen in größerem Umfang war der Kampf der Nationalliberalen um ihre Existenz ein Kampf gegen Freisinnige und Sozialdemokraten, und Bismarck wünschte dringend jenen den Sieg. Ein Erfolg der Nationalliberalen über Freisinnige, Sozialisten oder Ultramontane galt stets als Erfolg Bismarcks.

Schon die Umstände, die wir hiermit hervorgehoben haben, beweisen, daß das Schema Naumanns — hier konservativ-klerikal mit der Regierung, dort liberal-sozialistisch — historisch gar nicht zutrifft. Und wie will er ferner die

*) Vgl. meine Schrift: „Das parlamentarische Wahlrecht in Deutschland." S. 55 f.
**) Vgl. Grenzboten vom 13. Juli 1910, S. 62.

Freikonservativen in sein Schema hineinzwängen? Er erwähnt sie zwar einmal, unterläßt es jedoch wohlweislich, ihre Stellung näher zu würdigen. Sodann bleibt es bestehen, daß die Nationalliberalen von den Freisinnigen durch einen tiefen Graben getrennt gewesen sind (auf ihr gegenwärtiges Verhältnis komme ich später zurück). Ihre historische Stellung beruht darauf, daß sie sich im Gegensatz zu diesen den Bismarckschen Gedanken zugänglich gezeigt haben. Naumann gewährt dem Leser auch kein Bild von den Parteiverhältnissen innerhalb des süddeutschen Liberalismus. Von den Kämpfen, die die deutsche Partei in Württemberg und die Nationalliberalen in Baden gegen die partikularistische Volkspartei geführt haben, erfahren wir nichts. Wenn man aber die Verdienste des Liberalismus aufzählen will, darf man nicht unerwähnt lassen, wie wacker die national gesinnten Württemberger und Badener gerade gegen die Lieblinge Naumanns, die Volksparteiler, gestritten haben. Man würde sonst ein Hauptverdienst des echten Liberalismus verschweigen. Nach Naumanns Schilderung*) müßte man freilich annehmen, daß ganz Süddeutschland (wenn von den ultramontanen Kreisen abgesehen wird) sich zu dem Standpunkt der Frankfurter Zeitung bekannt hat, wobei es dann nur unbegreiflich wäre, wie trotzdem Bismarck hier so beliebt sein und der Süden sich mit dem Norden einigen konnte.

Natürlich muß Naumann trotz aller seiner Bemühungen, die Einheit des Liberalismus und dessen wesentliche Übereinstimmung mit der Demokratie zu predigen, wiederholt selbst auf die starken Differenzen der Nationalliberalen gegenüber den weiter links stehenden Gruppen zurückkommen. Er hilft sich aus dieser Verlegenheit, indem er die Nationalliberalen als Abtrünnige vom liberalen Programm und auch als minderwertig schildert. In dieser Beziehung findet sich S. 34 die amüsante Behauptung, daß in den vereinigten Sezessionisten und Fortschrittlern (von 1884) „eine Fülle von Geist und Talent lebte; denn außer Bennigsen und Miquel . . . war so ziemlich alles, was an Begabung und Talent von der vorhergehenden großen liberalen Zeit noch übrig war, nach links gegangen". Sehr niedlich ist zunächst die Bemerkung „außer Bennigsen und Miquel". Miquel war ja der begabteste der damaligen liberalen Politiker und Bennigsen derjenige, der am meisten parlamentarische Würde besaß! Sodann besaßen die vereinigten Freisinnigen gewiß manchen sehr begabten Mann, aber den politischen Aufgaben der Zeit hat sich keiner gewachsen gefühlt. Der Nationalökonom G. v. Schulze-Gävernitz, den Naumann doch gelten lassen wird, sagt über jene Politiker: „Die deutschen Manchesterleute waren, selbst in ihrer besten Zeit, kleinbürgerlichen Kalibers".**) Gerade in dem Munde Naumanns, der so viel Beredsamkeit der Sozial- und Kolonialpolitik gewidmet hat, nimmt sich das Lob des politischen Talents der Führer des Manchestertums recht seltsam aus. Bamberger verurteilte die Sozialpolitik bis zu seinem Tode

*) Vgl. Grenzboten vom 13. Juli 1910, S. 63.

**) Dies und andere dahin gehörige Urteile habe ich in meiner erwähnten Schrift (S. 46) angeführt.

durchaus und verlangte die Aufgabe der Kolonien. Mommsen verstand sich wohl mit dem Sozialistengesetz, erklärte jedoch den Kathedersozialismus für „Schwindel"*). Oder will Naumann vielleicht die politische Einsicht Virchows loben? Die Mitglieder des Vereins für Sozialpolitik, auf deren Seite Naumann doch nach seinem eigenen sozialpolitischen Bekenntnis das politische Urteil finden müßte, standen in ihrer überwältigenden Mehrheit jenen freisinnigen Manchesterleuten ablehnend gegenüber. Eine unberechtigte Glorifizierung der Freisinnigen ist es weiter auch, wenn Naumann (S. 11) der preußischen Fortschrittspartei der Konfliktszeit ein ganz besonderes Verdienst um die Einigung Deutschlands zuschreibt**). Hier hätte er eher der Gothaer, der Süddeutschen, die gegen seine volksparteilichen Lieblinge kämpften, gedenken sollen. Obwohl ja mancher echt deutsch gesinnte Mann in die Fortschrittspartei geraten war, so lagen die Ideale der Gruppe aus ihr, die Naumann namentlich hervorhebt, der „Jung-Litauer", keineswegs in erster Linie auf jenem Gebiet. Man muß die Schilderung, die Sebastian Hensel aus ihrem Kreise heraus von ihr entwirft, lesen, um eine Anschauung von dieser sehr planlosen, recht unpolitischen Genossenschaft zu erhalten. Hensel schreibt in seiner Selbstbiographie (S. 315) über seine politische Tätigkeit in jener Zeit: „Ich schäme mich ihrer heute gründlich; sie war doch im ganzen recht kindisch". Und Joh. G. Droysen, einer von den Männern, die sich wahrhaft um die Einigung Deutschlands verdient gemacht haben, hat die damalige Opposition aufs schärfste mißbilligt; er wollte gar nichts mehr von diesen Oppositionellen wissen. Es ist aber auch wieder charakteristisch, daß Naumann, der so oft der nationalen Machtpolitik das Wort geredet hat, heute die Fortschrittsmänner aufs höchste preist, denen solche Gedanken Gegenstand des Abscheus waren.

Wir sagten ferner, daß Naumann die Nationalliberalen als Abtrünnige vom Liberalismus schildert. In dieser Hinsicht ist es niedlich (S. 90), wenn er ihre Gewinnung für die Wirtschaftspolitik Bismarcks nicht wesentlich auf sachliche Umstände, sondern auf eine „Suggestion der Zollfreunde" zurückführt. Er faßt den Liberalismus prinzipiell als unvereinbar mit dem Schutzzollsystem auf. Gewiß kann man aus einer bestimmten Theorie des Liberalismus die unbedingte Verwerfung desselben deduzieren. Wenn wir jedoch die Frage aufwerfen, wie sich historisch Liberalismus und Schutzzoll zueinander verhalten haben, so nehmen wir wahr, daß sie zwar oft als Gegensätze, wiederholt aber auch als Freunde aufgetreten sind. Blicken wir nur auf die Zeit unmittelbar vor dem Beginn der Wirtschaftspolitik Bismarcks, so begegnen wir an verschiedenen Stellen in liberalen Kreisen schutzzöllnerischen Tendenzen. Einmal in Süddeutschland, der

*) Der Nachfolger Mommsens auf dem Berliner Lehrstuhl, Eduard Meyer, hat kürzlich in seinen „Kleinen Schriften" ein ganz klares Urteil über die Unmöglichkeit der Mommsenschen Politik ausgesprochen.

**) Vgl. auch die Einwendungen gegen Naumann, die Prof. Hasbach in der Ztschr. für Sozialwissenschaft 1910, S. 469 ff. macht.

Heimat F. Lists. Sodann fand Bismarcks Schutzzollpolitik entgegenkommende Tendenzen im niederrheinisch-westfälischen Industriebezirk, dessen Vertreter zur liberalen Partei gehörten. Umgekehrt huldigten die norddeutschen Konservativen der überwiegenden Mehrzahl nach bis zum Jahre 1878 einem entschiedenen Freihandel*). Nun bleibt es allerdings richtig, daß die nationalliberale Partei als solche sich nur zögernd und nur zum Teil der Bismarckschen Wirtschaftspolitik angeschlossen hat, während die Konservativen schneller und entschlossener sich zu ihr bekannten. Dadurch erhielten diese als diejenigen, die den politischen Moment richtig erfaßten, ein politisches Übergewicht. Die nationalliberale Partei aber zögerte nicht etwa, weil in ihr gar keine schutzzöllnerischen Elemente vorhanden waren, sondern weil sie einen radikal freihändlerischen linken Flügel hatte, auf den Bennigsen noch immer meinte Rücksicht nehmen zu müssen (Eintritt in das Ministerium!). Hätte man diesen früher abgestoßen, so wäre wohl der nationalliberale Einfluß auf die allgemeine Politik größer geworden. Hätte sich aber der rechte Flügel dem linken untergeordnet und mit diesem die Politik Bismarcks ganz abgelehnt, so wäre die politische Bedeutung des Liberalismus zum Nichts herabgesunken. Wer vermag heute im Ernst zu bestreiten, daß die Politik der Nationalliberalen im Gegensatz zu der der Linksliberalen die richtige gewesen ist!

Naumann vermeidet sorgfältig die offene und entschiedene Erklärung, daß die Nationalliberalen das Notwendige früher als die Linksliberalen erkannt, und zwar auch gerade das als notwendig erkannt haben, was er von seinem nationalsozialen Standpunkt aus von Rechts wegen als das Wahre und Unvermeidliche bezeichnen muß. Auf S. 81 bedauert er, daß „ein großer Teil der Kraft, die überhaupt von der deutschen Linken aufgebracht werden konnte, sich darin erschöpfte, daß man sich gegenseitig untereinander auseinandersetzte, daß die verschiedenen Teile des bürgerlichen Liberalismus ihre Grenzen immer neu regulierten, etwa wie die kleinen Staaten auf dem Balkan niemals aufgehört haben, ihre Landkarten beständig ein wenig zu verschieben, und glauben, damit in der Welt mehr zu bedeuten". Hat es sich hier wirklich um kleinliche nachbarliche Plänkeleien gehandelt? Ja, worum kämpfte man denn? Wenn die Nationalliberalen gegen die Freisinnigen (und Sozialdemokraten) für ein starkes Heer, Kolonien, nationale Wirtschafts- und Sozialpolitik in Bismarcks Tagen und noch darüber hinaus stritten, so waren das doch die höchsten Fragen, um die man überhaupt kämpfen konnte.

Mit der Geringschätzung, die Naumann dem Kampf der Nationalliberalen gegen die Freisinnigen widmet, steht es in Übereinstimmung, wenn er über die

*) Schon hieraus ersieht man, wie haltlos es ist, wenn Naumann S. 26 behauptet, daß die Konservativen sich mit dem neuen Deutschen Reich erst befreundet hätten, als sie erkannten, „was für eine schöne Zollgrenze dieses erweiterte Reich abgeben würde"; sie wären 1876 als „Zöllner" aufgetreten. Bekanntlich ist die Bildung der „deutschkonservativen" Partei schon vor 1878 erfolgt. An einer anderen Stelle, S. 64, muß Naumann selbst konstatieren, daß im Programm von 1876 „kein Wort über Zölle steht". S. 26 aber stellt er das Gegenteil dar. So schreibt er Geschichte!

Bismarckſche Politik und ihre Wirkungen folgende Urteile fällt: „Das hohe, freie Wort ‚national' bekam mit einem Male lauter ängſtliche Züge". „Es klang jetzt faſt plötzlich wie der Weheruf einer ächzenden Volkswirtſchaft." „Jetzt kam die Zeit der geſchichtlichen Alltäglichkeiten wieder heraus, und alle alten Neigungen und alten Streite und alten Kleinlichkeiten des Deutſchtums krochen aus ihren verſchiedenen Ecken hervor." (S. 30.) „Alle die, denen die moderne liberale Entwicklung zu ſchnell geweſen war, die von den Milliarden der Franzoſen ſelber nichts mit abbekommen hatten, die im Zeitalter des Verkehrs zu ſtraucheln begannen und ſich nicht zurechtfinden konnten, ſie alle häuften ſich zuſammen." (S. 27.) „Alles, was jener ältere Liberalismus jugendlich kühn für die Zukunft geſchaffen hat, iſt ... in Hände von ängſtlichen Lehrmeiſtern gebracht worden." (S. 77.) Immer von neuem klagt Naumann über die „Bevormundung", die Bismarcks Syſtem über das deutſche Volk gebracht habe. Er gibt zu verſtehen, daß bei derjenigen Form der nationalen Idee, die Bismarck begründet habe, das einzelne Glied der Nation Zukunftsfreudigkeit, Selbſtändigkeit und Stolz nicht in ſich trage. (S. 85.) Weiter hören wir (S. 60): „Es ertönte nun ein ſtets wachſendes allgemeines Rückwärts, Rückwärts". Auch der Partikularismus ſoll eine neue Wiederkehr gehabt haben (S. 58). Von jenen Anſchauungen aus begreift es ſich, daß Naumann (S. 35) die Wahlbewegung von 1887, die ganz in Bismarcks Sinne gehalten war, aufs ſchärfſte tadelt; er nennt ſie „unerhört". Und ſo ſchließt er denn mit dem Ausdruck der Beſorgnis, daß Deutſchland unter der Herrſchaft der Mächte, die Bismarck großgezogen, Gefahr laufe, ein zweites Spanien zu werden.

Bei all dieſen Sätzen iſt es nun beſonders amüſant, daß ſie gerade von Naumann herrühren, der doch die Schlagwörter, welche jahrelang ſeinen Agitationsſtoff bildeten, eben jenem Bismarckſchen Zeitalter entnommen hat. Denn woher ſonſt ſtammen die Vorſtellungen von dem Königtum, das ſich der Arbeiter annimmt, von der Notwendigkeit einer ſtarken nationalen Entfaltung nach außen? Aus dem Lager der mancheſterlichen Freiſinnigen, der Vorgänger ſeiner heutigen Freunde, ſtammen ſie wahrlich nicht. Und auf welcher Seite mag wohl Naumann ſelbſt in der „unerhörten" Wahlbewegung von 1887 geſtanden haben? Etwa bei Richter-Windthorſt-Grillenberger?

Damals und noch lange darüber hinaus wird Naumann nicht die Überzeugung gehabt haben, daß Bismarck der nationalen Idee den Charakter der Engigkeit und Kleinlichkeit gegeben habe. Damals wird er gewußt haben, daß ſie durch Bismarck weſentlich verſtärkt und vertieft worden iſt. Jeder, der überhaupt dem nationalen Gedanken die Stellung eines berechtigten Motivs im politiſchen Leben zuerkennt, war in jenen Jahren von dem Gefühl erfüllt, daß es eine Luſt ſei, zu leben, und daß die Geiſter erwachen. Alles, was heute unſere Ideale ausmacht, ſtammt ja aus jener Zeit: die nationale Wirtſchafts- und Sozialpolitik, die Kolonialpolitik, die Verteidigung des germaniſchen Bodens gegen die Polen und die innere Koloniſation. Der große wirtſchaftliche Auf-

schwung, um dessen willen heute die Völker Deutschland beneiden, hat seinen Anfang in eben jenen Jahren*). Mehr als kindlich nimmt es sich aus, wenn Naumann die Jahre der Bismarckschen Wirtschaftspolitik als die Periode der Leute, die „im Zeitalter des Verkehrs sich nicht zurechtfinden konnten", charakterisiert. Ich setze dagegen Urteile eines Nationalökonomen, der prinzipiell Freihändler ist, aber selbstverständlich viel zu viel historisches Verständnis besitzt, um auf das Niveau Naumanns herabsteigen zu können, G. v. Schulze-Gävernitz („England und Deutschland" S. 21 ff.): „Bismarck war Neumerkantilist, einem Colbert ebenbürtig, ein Industriebegründer größten Stils. . . . Seit jenen Tagen verschob sich Deutschlands volkswirtschaftlicher Schwerpunkt auf Industrie, Handel, Schiffahrt und Bankwesen. . . . Deutschland ist heute der an Großbritannien herangipfelnde Industriestaat. Unseren Großvätern wäre solche Prophezeiung als Wahnwitz erschienen. Wir aber nörgeln, während solches geschieht".

Der Partikularismus hat wohl auch noch nach 1878 sein Haupt erhoben. Indessen sind die Freisinnigen selbst gelegentlich (so bei der Opposition gegen den Zollanschluß Hamburgs) seine Träger gewesen, und wenn Bismarck die Franckensteinsche Klausel vom Zentrum annahm, so geschah es, weil der freisinnige Widerstand gegen seine Politik ihn zu dieser Nachgiebigkeit zwang. Überwiegend aber hat auch die innere Politik Bismarcks und zwar gerade seine Wirtschaftspolitik eine Stärkung der Reichsgewalt zur Folge gehabt.

Nach Naumann (S. 78) ist „der Liberalismus der Vergangenheit als Idee groß und als Organisation schwach gewesen"; darauf will er wesentlich seinen Rückgang zurückführen. Tatsächlich erweist sich das Gegenteil. Aus Bennigsens Briefwechsel, den Naumann selbst zitiert, ersieht man, daß bei der Trennung der Sezession von den Nationalliberalen die ausgebaute Parteiorganisation bei den Sezessionisten blieb, während die Bismarck folgenden Nationalliberalen zunächst des Parteiapparats entbehren mußten. Überhaupt waren die Freisinnigen, die Naumann als die Träger seines Liberalismus ansieht, gut organisiert, viel besser z. B. auch als die Konservativen, die wenig Zeitungen zur Verfügung hatten und sich immer erst für den einzelnen Fall aufrafften. Aber wie stand es mit der „Idee" jenes Liberalismus? Wo findet man die „Ideen" z. B. Rickerts und Richters? Beide waren in der äußeren Arbeit für die Partei musterhaft fleißig. Allein was könnte man für einen anderen Gedanken bei ihnen entdecken als den eines ganz formalistischen Liberalismus! Und nun werden sie, denen das „National-soziale", zumal in der Form, wie es Naumann früher vertrat, ein Greuel war, von ihm wegen ihrer „Idee" gefeiert!

Naumann klagt über „Bevormundung" und denkt dabei außer an die Schutzzölle besonders an die neueren Handwerksinnungen**). Allein diese stören

*) Diese ihm unbequeme Tatsache sucht Naumann beiseite zu schieben, indem er seinen Lesern erzählt (S. 87), seit „den sechziger Jahren" sei der Aufschwung erfolgt.

**) Auch das Sozialistengesetz verwertet Naumann ausgiebig für die Kritik der Bismarckschen Zeit. Bei ihm ist aber vor allem zu berücksichtigen, daß es die sehr begreifliche

uns doch gewiß nicht in dem Maße, daß wir deshalb unser Zeitalter ein Zeitalter der Bevormundung nennen dürften. Soweit eine solche heute besteht, wird sie hauptsächlich ohne Zweifel durch die sozialpolitische Gesetzgebung hervorgebracht. Wer aber diese als eine große Errungenschaft unserer Zeit ansieht, muß sich auch die „Bevormundung" gefallen lassen. Die heftigen Klagen, die Naumann gegen sie erhebt, sind wiederum charakteristisch für diesen Geschichtsschreiber.

Im Grunde ist es recht unpraktisch, daß Naumann, wenn er heute den Liberalismus empfehlen will, sich in der Herabsetzung der Bismarckschen Ära und ihrer Wirkungen so sehr ereifert. Es wäre viel klüger, wenn er darauf hinweisen würde, daß in der Gegenwart die Freisinnigen das Gute aus dem System Bismarcks sich anzueignen bemüht seien. Er könnte, statt den nackten Freihandel zu proklamieren, z. B. hervorheben, daß die Freisinnigen in der letzten Beratung über die Dampfersubvention mit größter Entschiedenheit für diese eingetreten seien, während sie ihnen in Bismarcks Zeit stets Gegenstand des Abscheus gewesen war. Aber ein solches Verfahren wird Naumann unmöglich gemacht durch seine Haupttendenz, die Einheit des Liberalismus mit der Sozialdemokratie darzutun.

Wie ungünstig die Nationalliberalen historisch bei diesem Versuch der Gewaltsamkeit fahren, das haben wir schon gesehen. Und in der Gegenwart finden sie ebenfalls in Dingen, die ihnen am Herzen liegen, bei Naumann keine Gnade: sie sind z. B. Schutzzöllner und fordern die Ausführung des Enteignungsgesetzes; er verurteilt mit den Freisinnigen und Sozialisten beides aufs schärfste. Anderseits stehen heute die Freisinnigen in wichtigen Beziehungen den Nationalliberalen näher als in Bismarcks Zeit, in gemeinsamem Gegensatz gegen die Sozialdemokratie: in den Heeres- und Flottenfragen und der Kolonialpolitik. Wenn nun alle diese Dinge es zum Rätsel machen, wie Naumann dabei seine Formel „von Bassermann bis Bebel" durchführen will, so fragt es sich, ob er wenigstens für seine persönliche Auffassung vom Liberalismus die Identität mit dem Sozialismus zu erweisen vermag. Sein Hauptargument ist folgendes: Die Unternehmer tun sich in Riesenverbänden zusammen, wodurch sie eine unheimliche Macht über ihre Arbeitskräfte ausüben können. Hiergegen müssen sich die Angestellten und Arbeiter ebenfalls in großen Verbänden zusammentun, und sie zu schützen und zu stützen ist die identische Aufgabe des Liberalismus und Sozialismus. Dieser Gedanke wird von Naumann ganz geistreich durchgeführt. Aber er hat den Nachteil, daß er sich nicht recht verteidigen läßt. Naumann gerät mit dieser These in Widerspruch gegen seine eigene Darstellung. Während er nämlich da, wo er gegen Konservative und Zentrum und Bismarck spricht, stets das Recht

Gegenwirkung gegen die Attentate ist. Sodann haben sich mit ihm die von Naumann gefeierten Liberalen, z. B. Mommsen, leidlich abgefunden. Im übrigen mag zur Würdigung des Sozialistengesetzes auf die Darstellung von Th. Ziegler, „Die geistigen und sozialen Strömungen des neunzehnten Jahrhunderts" (Berlin, G. Bondi. 3. Aufl. 1910), hingewiesen werden.

der freien Persönlichkeit, die sich nicht bevormunden und einschnüren lasse, vertritt, empfiehlt er nun die genossenschaftliche Zusammenfassung, die Einordnung in den Verband. Gewiß dürfen die Liberalen heute ihr altes rein individualistisches Prinzip nicht mehr uneingeschränkt festhalten. Allein überall, wo sich noch echter Liberalismus findet, wird er gegen die Alleinherrschaft der Verbände, und zwar gegen die der Arbeiter ebenso wie gegen die der Unternehmer reagieren, und er reagiert tatsächlich ja immer von neuem dagegen. Damit hängt es zusammen, daß die Arbeiterverbände und die Arbeiterinteressen im Liberalismus durchaus nicht eine klassische Stütze finden. Es ist Willkür, wenn Naumann gerade aus dem Gesichtspunkt der Verteidigung der Arbeiterverbände die geschlossene liberal-sozialistische Phalanx konstruiert. Es war in dieser Hinsicht interessant, daß die Frankfurter Zeitung (1910, Nr. 180) während der Verhandlungen über das Reichsversicherungsgesetz bei einer Frage dem Standpunkt des Zentrums vor dem der Freisinnigen den Vorzug gab. Wenn man die Gruppierung der Parteien lediglich nach dem vornehmen will, was für Naumann „das Problem" ist (S. 105), so kann man auch eine ganz andere Zusammenstellung machen, als Naumann sie dekretiert, z. B. Zentrum und Sozialisten gegen Liberale und Konservative oder auch Zentrum, Freisinnige und Sozialisten gegen Nationalliberale und Konservative. Indessen sind diese Parteien ja keineswegs Gegner der Sozialpolitik überhaupt, und in ihren Kreisen finden sich sogar enragierte Sozialpolitiker wie der Arbeitersekretär Behrens, der reichsparteiliche Abgeordnete Linz und der bisher nationalliberale Abgeordnete v. Heyl, die an Interesse für den Arbeiterstand keinem von der andern Seite nachstehen. Das Moment, welches nach Naumann Liberalismus und Sozialismus zu einer Einheit macht, trennt sie eher, als daß es sie verbindet, und es reicht ferner bei weitem nicht hin, um dem politischen Leben einen bestimmten Charakter zu geben. Werfen wir einen Blick auf die großen Parteigruppierungen der letzten Jahre, den badischen Großblock und den Bülow-Block im Reichstag, so ist hier die Frage der Arbeiterverbände weder das Einigende noch das Trennende. Der Bülow-Block zeigt, daß eine Parteigruppierung, die nicht auf dem Naumannschen Schema beruht, Großes leisten kann, während der Beweis, daß der Bund „von Bassermann bis Bebel" die Fragen von Heer, Flotte, Kolonien, Wirtschaftspolitik, Polenpolitik und auch Sozialpolitik zu lösen vermag, wohl auf sich warten lassen wird. Begreiflicherweise ist Naumann dem Bülow-Block, obwohl er ihm beitrat, nicht grün, wie er denn auch zu denen gehört, die ihn untergraben haben: er habe nicht mehr bedeutet, „als wenn im März einmal einige Tage besonders warm sind" (S. 47). Da beweist der Abg. v. Heydebrand (dessen Verfahren bei der Finanzreform wir im übrigen nicht billigen) doch mehr politisches Urteil, wenn er in seiner Rede vom 10. Juli 1909 hervorhebt, gewisse nationale Interessen seien durch den alten Block dauernd gesichert worden*).

*) Näheres darüber in meiner Schrift: „Die politische Lage im Reich und in Baden" (Heidelberg 1910), S. 20.

Einen Beleg für die Möglichkeit des Bassermann-Bebel-Blocks sieht Naumann in der Verbindung der englischen Arbeiter mit den dortigen Liberalen (S. 81). Eine solche besteht indessen tatsächlich nicht. Denn erstens haben es die Arbeiter in England bisher bald mit den Konservativen, bald mit den Liberalen gehalten. Zweitens kommt gegenwärtig eine besondere Arbeiterpartei, abseits der alten Parteien, auf. Allein selbst wenn es sich so verhielte, daß die Arbeiter sich dort dem Liberalismus angeschlossen hätten, so würde es nichts für Deutschland beweisen. Denn bei der starken Beschränkung des Wahlrechts, die England eigentümlich ist, sahen sich die Arbeiter genötigt, mit den alten Parteien zu paktieren oder sich ihnen gar ganz anzuschließen.

Es ist heute nur ein Unterschied im Tempo und im Maß, aber nicht im Prinzip, wodurch etwa die Parteien in sozialpolitischer Hinsicht getrennt werden. Und möglich wird eine Sozialpolitik erst, wenn gewisse Voraussetzungen erfüllt werden, für die der Politiker vor allem Sorge zu tragen hat. Die großen Fragen der Sicherheit und Selbständigkeit des Staats müssen stets im Vordergrund eines gesunden politischen Lebens stehen. Wie sich jedoch die Sozialdemokraten hierzu stellen, ist bekannt genug, und unter den Freisinnigen gibt es heute noch einige, über deren Angstmeierei sich sogar Sozialisten erheitern*).

Naumanns Programm — er will ein solches in seinem Buch geben — ist von erstaunlicher Dürftigkeit. Abgesehen von dem, was ihm „das Problem" ist, empfiehlt er den Freihandel (schlechthin) und die Einführung des Zwangsbesuchs der Volksschule für alle Kinder (S. 106). Von dieser Einrichtung erwartet er das Allerhöchste für die Entwicklung des deutschen Volks. Wir erwarten davon weder eine sonderlich gute noch eine sonderlich schlechte Wirkung und denken darüber liberal, d. h. wir halten an dem bisherigen System der freien Wahl der Schule fest. Weiter druckt Naumann (S. 83) mehrere Sätze der preußischen Verfassungsurkunde, in der von der Freiheit der Staatsbürger die Rede ist, ab und ereifert sich im Anschluß daran über die Bevormundung im heutigen Staatsleben und darüber, daß der Staat zu dem Zweck da zu sein scheine, „Menschen gebunden zu machen". Leider gibt er hier nicht näher an, welche Spitzen jene Zitate haben sollen. Wie es sich mit der „Bevormundung" verhält, haben wir schon gesehen.

So dürftig aber Naumanns Programm ist, so findet er doch für seinen Roman einen gläubigen Wählerkreis und macht für seine historische wie politische Auffassung Schule. In einer Schrift von W. Ohr „Vom Kampf der Jugend", von der gegenwärtig ein Stück in einem studentischen Almanach verbreitet wird, lesen wir: „Es ist, als ob die Riesengestalt Bismarcks ein Ende gesetzt hätte aller vaterländischen Initiative. Deutschland ist saturiert — mit diesem Wort ist das politische Philisterium sanktioniert worden. . . . Bismarck und seine Epoche sind definitiv hinter uns". Offenbar sollen wir fortan lediglich von der Formel „von Bassermann bis Bebel" leben.

*) Siehe einige Zitate hierüber in meiner Schrift: „Das parlamentarische Wahlrecht in Deutschland" S. 67.

Ignis ardens

Von Karl Goldmann

Als der fromme Gelehrte Praeclarus die letzte Seite seines Werkes: „Utrum sola rationalis anima sit subiectum inhaesionis omnium conceptuum suorum (tamquam radiationum a sensationibus receptarum) vel totum compositum ex organo et anima problema“ abgeschlossen hatte, wurde er zu einem Schwerkranken gerufen, der vor seinem nahenden Ende den Trost und die Belehrung des leuchtenden Kirchenmannes begehrte. Noch ganz erfüllt von dem Gedanken an das vollendete Riesenwerk und mit dem Zusammensuchen der zum Ausgehen nötigen Kleidungsstücke beschäftigt, verspätete sich der Gelehrte, so daß, als er aus dem Hause trat, schon das Glöcklein ertönte, das zu Alexandria die letzte Stunde eines Menschen anzumelden pflegte.

In den Straßen lärmte das leichte Leben der Morgenstunden, Käufer drängten sich um die Karren voll Gemüse und Früchten, Schlächter hieben mit blinkendem Beil in rote Fleischstücke, Rinder, Esel und Schafe brüllten durcheinander. Der in tiefe Gedanken Versunkene hastete durchs Gedränge, da drohte den eilenden Mann ein unvorhergesehenes Geschehnis zu hemmen. Ein Schneidergeselle, der arbeitend an dem höchsten Fenster eines der um den Markt liegenden Häuser gesessen hatte, verlor das Gleichgewicht und stürzte kopfüber in den Abgrund. Das Volksgewimmel schrie vielfach auf, jeder wollte retten, auch Praeclarus; aber da ihm jede Sekunde eine Ewigkeit wert war, vermochte er es durch die Kraft seines heiligen Gedankens, daß der Schneider in einem leichten Bogen in den Lüften schweben blieb — so lange, bis der Heilige, von dem Sterbenden zurückgekehrt, das Rettungswerk vollenden konnte.

Dieses mächtige Wunder versetzte das Volk von Alexandria in einen großen Freudentaumel. Man hielt glänzende Feste; tausend Heiden traten zu den Gläubigen über, deren Reihen allerdings durch eine das Fest beschließende Massenmetzelei um dieselbe Zahl verringert wurden.

Satan aber — man war damals zwischen den Epochen und der Luzifer der alten Welt war noch nicht gänzlich zum Teufel geworden — Satan, der von dem Wunder durch den Klerus erfahren hatte, geriet in die schlimmste Laune, die Wundertätigkeiten der neueren Zeit beunruhigten ihn längst. Unter dem vorausgegangenen Weltregiment wären sie unmöglich gewesen. Götter, Halbgötter und Menschen fuhren von Anbeginn gleich sicheren Schiffen in vorgezeichneten Kreisen dahin, und niemand hätte es gewagt, aus dem seinen heraustretend den des anderen zu stören. Diese harmonische Begrenztheit der einzelnen Sphären wurde

erst verwirrt, als das unbegreifliche Schicksal demokratisch wurde, einen Gott zum Menschen machte und Sterbliche zu Halbgöttern erhob.

Krankenheilungen, Erweckung von Toten, Verwandlungen von Gegenständen in Speisen waren noch zu ertragen gewesen; das Wunder des Praeclarus aber bedeutete eine solche Überhebung der menschlichen Natur, daß Satan eine Warnungstafel aufzurichten beschloß, deutlich sichtbar für Götter und Menschen.

Der große Wundertäter sollte auf eine ganz gewöhnliche Weise zu Fall kommen. Menschen und Götter sollten erkennen, daß mit geistiger Vollendung durchaus nicht alles getan sei; die Sinne blieben doch schwach und kreaturenhaft. Wunder aber, von Menschen erwirkt, deren Sinne den Gesetzen ebenso unterworfen blieben, wie der Geist sich darüber erhob, waren nicht nur bedeutungslos, sondern sogar eine Warnung, derartige Leistungen nicht zu überschätzen.

Als der Gelehrte am Abend des folgenden Tages, von einer Religionsdisputation zurückkehrend, sein Haus betrat, begrüßten ihn statt der mürrischen alten Negerin, die sein Haus besorgte, aufs freundlichste zwei in zarte Schleier gehüllte Mädchen und luden ihn ein, in seinen Harem einzutreten. Der fromme Mann hatte bisher zwar noch nicht gewußt, daß er einen solchen besaß, aber er trat ein und befand sich statt in seiner Bibliothek in einem weitgewölbten Raum, der durch drei Reihen feingeschnitzter Säulen geteilt war. Silbernes Licht rieselte aus einer ovalen Öffnung des Gewölbes, verlor sich aber bald in den Schatten der Wände, die von dunkelfarbigen Teppichen glühten. In der Mitte des einladenden Saales erhob unter feinem Tönen ein Springbrunnen den Strahl, dessen schmale Rundung, da sie gegen die Lichtöffnung aufsprang, aufleuchtete. Zwanzig Frauen saßen und lagen auf dicken, figurendurchwirkten Teppichen, niedrigen Sesseln und schwellenden Polstern. Sie waren von der blühendsten Schönheit, schimmerten in allen Hautfarben, und eine jede erwartete, zusammengekauert oder lang ausgestreckt, in Sehnsucht den Geliebten. Manche hielt einen Spiegel in der Hand, der einen biegsamen Hals, ein Muttermal auf weißer Hüfte, ein glänzendes Auge zurückwarf.

Der Gelehrte setzte sich. Er war so überrascht, daß ihm die Seele schwankte und weiße Falter vor den Augen zu schwirren anfingen. Er verscheuchte sie nicht ohne Anstrengung und schaute im Kreise herum. Dann zog er aus den Falten seiner Toga eine Pergamentrolle und begann sich in die Streitfrage über die Wesensgleichheit oder Wesenseinheit der drei göttlichen Personen zu vertiefen. Als er auf der hundertsten Seite angelangt war, drehte sich der Saal rundum wie eine Kugel, bis dem Gelehrten schwarz vor den Augen wurde; hierauf schwand der Spuk und Praeclarus befand sich in seiner Bibliothek.

Satan mußte zu stärkeren Dingen greifen. Er zeigte dem Kirchenmann Liebesgärten, in denen unter süßduftenden Bäumen Jünglinge und Mädchen sich aufreizenden Spielen hingaben. Praeclarus setzte sich, entfernt von ihnen, mit gekreuzten Beinen nieder, zog Schreibtafel und Wachsgriffel hervor und schrieb den Traktat: „Libri decem de persecutione malorum in bonos viros et sanctos“ zu Ende, wobei er von Zeit zu Zeit auf das Schauspiel der Liebenden blickte, gleich als wolle er von dort seine tiefen und reichen Ideen holen. Dieser Traktat erregte das höchste Aufsehen unter Priestern und Laien und fand auf dem um diese Zeit abgehaltenen Kirchenkonzil von Nola solche Zustimmung, daß nicht

einmal Julius Argentarius, genannt der Haarspalter, darin einen logischen oder dogmatischen Fehler entdecken konnte. Nicht ohne den Anflug einer leisen Mißbilligung wandte er sich zu seinem Nachbarn Barbazian: „Woher nimmt dieser Praeclarus die Kraft zu einer solchen Kette lückenloser Beweise?"

Aber die Kraft und Größe seiner Ideen steigerte sich immer mächtiger, je süßer und hinreißender die Visionen wurden; wie in einem Rausch ging er umher, sein Geist umflatterte ihn wie ein Mantel, und er hielt auf dem Markte vom Augenblick eingegebene Reden über die höchsten Dinge. Als dem in ein kühles Moorbad Steigenden statt der Welle der ungeheure Leib einer Frau entgegenrauschte, inspirierte ihn der Grundgedanke von der Möglichkeit einer Transsubstantion des Körperlichen in das Geistige, und der unerhörte Anblick der unter dem Liebessturm Jupiters seufzenden Jo begeisterte ihn zu der Hauptidee seines der späteren scholastischen Moraltheologie unentbehrlichen Schriftwerks „Ignis ardens" oder „Das lodernde Feuer", worin er den geistigen und sinnlichen Genuß auf eine Wurzel zurückführte.

„Das Warten auf den Genuß", sagte darin der Forscher, „ist unserer Zeit verloren gegangen. O süße Vorfreude, Vorkost des Köstlichen, tausendmal kräftiger bist du als der Genuß selbst, du erlahmst nicht und bist Kraft zu großen Taten. Von mächtigem Schwung bist du erfüllt wie die noch nicht abgeschnellte Feder. Verzicht auf den Genuß, wonniger bist du als der Genuß, die ewige Ahnung der Freude bist du, die Ahnung der ungeheuersten Freude bist du: mehr als alle Freuden dieser Welt. Ihr, die ihr, stets den Genuß vor Augen, zu verzichten wußtet, Antonius, Seraphinus, Ursus, o ihr Heiligen, tausendmal tiefer war eure Wonne als der Augenblick der Genießenden. Sie sanken in trübe Schatten, ihr aber, hell und klar bliebt ihr, das lodernde Feuer erhellte und verklärte euch."

Um diese Zeit hatte es die Unterwelt schlecht. Satan geriet in die schlechteste Laune. „Ich bin zehntausend Jahre alt," sagte er, „aber dergleichen habe ich nie erlebt. Ein Mensch, der allen sinnlichen Genuß ins Geistige übersetzt, ist ein Ungeheuer. Man lernt nie aus." Und er zermarterte seinen Kopf nach Versuchungen, so stark, daß sie ihn beinahe selbst versuchten.

Aber je kräftiger sie waren, um so lodernder wurde die Geisteskraft des Gottesmannes. Aus dem Gelehrtenmäßigen erhob sie sich ins Poetische. Praeclarus wurde zum Dichter. Die immer reizvoller werdenden Erscheinungen regten ihn zu schwungvollen Dichtungen an, zwangen ihn förmlich zu poetischen Ergüssen. Er versuchte sich erst in kleinen Kanzonetten, in denen er das ganze Dasein bejahte und jeder Kreatur um ihrer Existenz willen zujauchzte, und steigerte sich dann, als die Visionen in der ungeheuersten Üppigkeit ihm entgegenschwankten, zu Oden, die nicht nur das Gute, sondern auch das Böse segneten, da ja alles Erschaffene von Gott sei. Hunderte seiner Gedichte flatterten um diese Zeit ins Volk und riefen aus, daß das Schöne und das Häßliche, die Tugend und das Laster in gleicher Weise freudige Träume Gottes seien. Sein großer Gesang zu Ehren aller Kreaturen aber klang in ein mächtiges Triumphlied aus: Gott, der lebendige Schöpfer, habe die Verpflichtung, nicht nur die guten, sondern auch die schlechten unter seinen Schöpfungen zu lieben.

„Ich will dir zeigen, wie die schlechten aussehen", sagte der Teufel zähneknirschend, machte sich auf und erschien ihm. Er hatte ein Antlitz wie Todes-

grauen, ein Horn als Nase und einen roten Bart. Praeclarus richtete sich von seinem Lager auf, blickte ihm fest in die schreckliche Fratze und verfaßte die ersten Zeilen eines Gedichts, in dem er den Teufel, der ja auch im Plane der Schöpfung liege, der Gnade Gottes empfahl.

Da heulte Satan auf wie ein Hund, sprengte den Steinboden des Gemachs und sauste hinab in die tiefste Hölle. Fortan ließ er seine Hand von dem Manne, der ihm geistig überlegen war.

Dieser blühte noch lange als eine der größten Zierden der Welt und der Kirche, und als er starb, schritt er durch die lichtreichen Reihen palmenschwingender Seligen dem Throne zu.

Albrecht Dürers Jugend

Von Geh. Rat Prof. Dr. Karl Woermann-Dresden

Die markige Künstlergestalt Albrecht Dürers (1471 bis 1528), des ernsten deutschen Meisters, der schon im sechzehnten Jahrhundert in Deutschland und im Ausland als einer der Größten der Großen gefeiert wurde, erhebt sich gleich an der Schwelle des neuen Zeitalters. Als Nürnberger oder als Deutschen bezeichnete er selbst sich mit Stolz auf einigen seiner besten Schöpfungen; und ein wahrheitsliebender, tiefempfindender, aber auch ein herber, grübelnder Deutscher ist er trotz der starken Eindrücke, die er von italienischen Kunstwerken empfangen, sein Leben lang geblieben. Seine ganze künstlerische Laufbahn war ein Werden und Wachsen, ein Ringen mit sich selbst, mit der Natur und mit der Schönheit, die er, nachdem ihm seine ersten Modellstudien und seine Nachzeichnungen des Nackten italienischer Stiche nicht genügt, durch Messungen und Proportionsstudien zu erringen hoffte. Seine eigenen Schriften, von denen z. B. die „Unterweisung der Messung" schon zu seinen Lebzeiten, die „Vier Bücher von menschlicher Proportion", die in viele Sprachen übersetzt worden, gleich nach seinem Tode gedruckt erschienen, sind zuletzt von Lange und Fuhse herausgegeben; alle Schriften über Dürer aber hat Singer 1908 zusammengestellt. Den Dürerbüchern von Thausing, Springer und Zucker hat sich Wölfflins geistvolles Buch gesellt. Um Dürers Zeichnungen haben Ephrussy und Lippmann unvergeßliche Verdienste. Im übrigen haben sich an der neueren Dürerforschung nach Wickhoff, Thode und Lange z. B. Haendcke, Ludwig Justi, Lorenz, Scherer, Suida, Warburg, Paul Weber, Weisbach und Winterberg beteiligt.

Dürers Öl- und Temperagemälde sind, abgesehen von dem Herkules des Germanischen Museums und der Lucrezia in München, nur Bildnisse oder religiöse Darstellungen. Seine ganze Vielseitigkeit spricht sich in den äußerlich kleinen, innerlich großen Blättern seiner Griffelkunst aus. Dort wie hier aber blieb er in allen Stilwandlungen er selbst. Das wuchtige Leben, das er jedem Strich, den er zeichnete, verlieh, keimt schon in dem Silberstift-„Selbstbildnis" (1484) des Dreizehnjährigen in der Albertina zu Wien und erfüllt noch die Federzeichnung der Verkündigung (1526) des Sechsundfünzigjährigen in Chantilly. In seinen

äußerlich manchmal noch etwas kraus, innerlich klar und kernig belebten Darstellungen tritt uns eine überlegene künstlerische Persönlichkeit von unmittelbarer Überzeugungskraft entgegen.

Aus der Goldschmiedewerkstatt seines Vaters in Nürnberg war Dürer 1486 als Lehrjunge zu Wolgemut gekommen. Seine Wanderjahre, die er 1490 antrat, verbrachte er großenteils am Oberrhein, wohin ihn die Schule Schongauers zog. In Nürnberg verheiratete er sich 1494. Seine erste Reise nach Venedig, an der wir festhalten, unternahm er 1495, die zweite 1505/06, seine niederländische Reise erst 1520/21. Im übrigen arbeitete er fast ohne Unterbrechung, seit 1515 im Besitze eines Jahrgehalts vom Kaiser Maximilian, in seiner Vaterstadt, zu deren Humanistenkreisen er in enge Beziehungen trat.

Dürers eigentliche Jugendarbeiten fallen noch ins letzte Jahrzehnt des fünfzehnten Jahrhunderts. Wie viel geistvoller beseelt und fester im Strich als jenes Selbstbildnis von 1484 ist sein von Seidlitz entdecktes, packend gezeichnetes Selbstbildnis der Erlanger Universitätssammlung, das nicht vor 1490 entstanden sein wird! Welche Fortschritte gegenüber seinen frühesten sittenbildlichen Federzeichnungen, wie dem Ausritt von 1489 in der Bremer und den drei Landsknechten der Berliner Sammlung zeigen seine ähnlichen Zeichnungen der neunziger Jahre, wie das reitende Paar in Berlin und der Reiter im Britischen Museum! Von seinen Zeichnungen nackter Gestalten nach italienischen Kupferstichen sind der Tod des Orpheus von 1494 in der Hamburger Kunsthalle, das Bacchanal und der Seekentaurenkampf nach Mantegna in der Albertina hervorzuheben. Als bahnbrechender Landschafter zeigt Dürer sich in seinen frühen Wasserfarbenblättern: Tiroler Ansichten wie die Venediger Klause im Louvre, die Darstellungen von Trient in Bremen, von Innsbruck in der Albertina sind in ihrer einheitlichen Auffassung des wiedergegebenen Landschaftsbildes Offenbarungen einer neuen Naturanschauung. Dürers spätere Landschaften sind wohl mit breiterem Pinsel gemalt, jedoch nicht einheitlicher aufgefaßt. Zu den frühen sittenbildlichen Zeichnungen Dürers aber gehört z. B. noch das eigenartig im Nackten schwelgende „Frauenbad" in Bremen, das doch noch keineswegs als Gesamtbild dem Leben entnommen ist.

Auch Dürers Kupferstiche aus diesem Jahrzehnt beherrschen bereits alle Stoffgebiete. Dazu, welche Steigerung in der Ruhe der Haltung und der Meisterschaft der Technik von der noch schongauerisch empfundenen Madonna mit der Heuschrecke bis zu der Madonna mit der Meerkatze, zu deren Landschaft Dürer sein eigenes Aquarell mit dem Weiherhäuschen im Britischen Museum benutzte! Stiche wie „Der Liebesantrag" und „Der Spaziergang" zeigen Dürer wieder an der Spitze der deutschen Sittenbildner. Sein Ringen um die Darstellung nackter Weiblichkeit aber zeigt sein Stich der vier Hexen, von denen die eine Barbaris Stich „Sieg und Ruhm" entlehnt ist. Überhaupt ist man von Ludwig Justis entgegengesetzten Ausführungen zu der Ansicht zurückgekehrt, daß Barbari Dürer beeinflußt habe, nicht dieser jenen. Dürer meinte, Barbari sei im Besitze geheimer Proportionsregeln, die er ihm vorenthalte; und dies veranlaßte ihn, sich selbst in jene Proportionsstudien zu vertiefen, die ihn nun nicht wieder losließen. Am gewaltigsten ist Dürers Holzschnittwerk der neunziger Jahre. Zeigen Blätter wie sein Männerbad und seine Hasen-Madonna im Vergleich zu seinem Baseler Hieronymus von 1492 alle Fortschritte in der Körperlichkeit der Einzelgestalten und der farbigen Schwarz-Weiß-

Wirkung, die Dürer nach seiner ersten italienischen Reise gemacht hatte, so tritt er uns in den fünfzehn großen Holzschnitten der Offenbarung Johannis von 1498 vollends als Großmeister entgegen. Daß einzelne der Visionen auf überlieferte Fassungen, wie die der kölnischen Bibel von 1480, zurückgehen, zeigt die überlegene Wucht und Größe Dürers nur in um so hellerem Lichte. Wir wollen an diesen gewaltigen Blättern trotz ihrer deutschen Überfüllung, trotz der Härten und Ecken ihrer Formensprache, trotz einiger Unwahrscheinlichkeiten ihrer Erfindung nicht mäkeln lassen. Ihre leidenschaftlich bewegte bildliche Gestaltung der Visionen überzeugt und packt uns. Johannes, die sieben Leuchter erblickend, wie groß und feierlich! Die vier Schreckensreiter, die über das zermalmte Geschlecht der Sterblichen dahinstürmen, wie unwiderstehlich in ihrer Wucht! Die vier Engel, die Winde aufhaltend, wie majestätisch und überzeugend zugleich! Der Engelkampf, das Sonnenweib, die babylonische Buhlerin, das Tier mit den Lammhörnern, welche Fülle von Fleisch gewordener Einbildungskraft! Gleichzeitig arbeitete Dürer an den sieben ältesten Blättern seiner großen Holzschnittpassion. Welche Unmittelbarkeit in der seelischen Erfassung der tragischen Vorgänge, welche Leidenschaft der dramatischen Erzählung bei aller spröden Herbheit der Formensprache!

Von Dürers Ölgemälden der neunziger Jahre kommen hauptsächlich Bildnisse in Betracht, meist Halbfiguren mit Händen in Dreiviertelansicht. Das Bildnis seines alten Vaters von 1490 in den Uffizien zeigt noch mühsam aneinandergefügt Einzelzüge; das von 1497 in der Münchener Pinakothek, obgleich wohl nur eine alte Kopie, faßt die Persönlichkeit schon einheitlich zusammen. Malerisch wirken Dürers selbstbewußte Eigenbildnisse von 1493 bei den Erben Leopold Goldschmidts in Paris, von 1498 im Madrider Museum, trockener und starrer sein Leimfarbenbildnis Friedrichs des Weisen (um 1496) in der Berliner Galerie. An Stelle des einfarbigen Hintergrundes aber setzen seine Tucherbildnisse in Kassel und in Weimar, sein Bildnis Oswald Krells von 1499 in München wieder jene landschaftlichen Ausblicke, die der niederländischen Kunst entstammten.

Die Leimfarbentechnik seines Berliner Kurfürstenbildes zeigt auch Dürers Herkules, die stymphalischen Vögel erlegend, in Nürnberg, dessen nackte Hauptgestalt noch einem Bilde Pollajuolos entlehnt ist, zeigt aber auch sein großes Hauptbild dieser Zeit, sein dreiteiliger Wittenberger Altar in Dresden, dessen Echtheit nach Ludwig Justis Verteidigung auch Wölfflin wieder zugegeben hat: im Mittelbilde Maria, an der Fensterbrüstung ihres Zimmers ihr Kind anbetend, Englein, die ihr die Krone über dem Haupte halten oder sich hinter ihr zu schaffen machen, im Hintergemache Joseph in seiner Werkstatt, auf den Seitenbildern die Halbfiguren der Heiligen Antonius und Sebastian. Die harte Modellierung der Hauptgestalten des Mittelbildes ist der oberitalienischen Mantegneske entlehnt; die lebenswarmen, nach deutschen Modellen in Dürers eigenster Weise gemalten Flügel sind schwerlich später entstanden als das Mittelbild. Zieht der Engelreigen sich doch einheitlich durch alle drei Tafeln hindurch. Das ganze Werk bleibt ein Kleinod spröder, aber inniger deutscher Frühkunst.

(Dieser Aufsatz unseres verehrten Mitarbeiters wird in dem dritten (Schluß-) Band der „Geschichte der Kunst aller Zeiten und Völker" (Verlag des Bibliographischen Instituts zu Leipzig), der im März d. J. erscheint, enthalten sein. Die Schriftltg.)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Theater

Glaube und Heimat. Die Tragödie eines Volkes von **Karl Schönherr.** (Als Buch erſchienen bei L. Staackmann in Leipzig. Preis M. 2.—.)

Ein Dichterwerk von eigen ſtarkem Wuchs gewinnt ſich eben die deutſche Bühne — und allenthalben umziſcht es eifervolle Fehde. Weil die Menſchen, denen es Blut und Leben gibt, um den Glauben der Reformation die Scholle der Heimat und den Frieden des ſicheren Herdes dahingeben, Verfolgung leiden und ins Elend gehen, ſchilt man es ein befangenes Kampfſtück. Drüben aber im Lager des freien Zeitgeiſtes begrüßt man es mit Jubel als aufrüttelnden Mahnruf im Streit gegen die Gewiſſensknechtung. Gewiß mag das Drama in ſeiner öſterreichiſchen Heimat eine gar ernſte Reſonanz finden (das Wiener Burgtheater hat ihm die Erſtaufführung verſagen müſſen, den Grillparzerpreis hat man ihm aber einmütig zugeſprochen), gewiß wird es dem Landbürtigen mehr bedeuten als nur das Schickſal einer entrückten Vergangenheit. Aber man tut dem Dichter unrecht von hüben und drüben, wenn man ſeine lebensmächtigen Geſtalten erſt um ihr Bekenntnis befragt und danach auf den Schild hebt oder verwirft. Man verkennt damit ſein Werk in ſeinem eigentlichen Kern.

Schönherr hat in „Glaube und Heimat“ weder ein Ideen- und Problemſtück noch ein Heldendrama geſchrieben, ſondern einer Geſamtheit, eines Volksganzen innerſtes Lebensſchickſal zu ſeelenbewegendem Geſchehen geſtaltet. Seine Kunſt, Menſchen zu ſchaffen, hat ihre tiefen, ſtarken Wurzeln im Boden ſeiner Heimat; ihres Erdengrundes Kraft und Fülle quillt auch ſeinem Dichten zu, ihrer Geſchöpfe herbe Geradheit, die ſich ſo ſchlicht zu trotziger Größe aufrichten kann, durchfühlt er bis in ihr innerſtes Mark, und ihre geſammelte, wortkarge Innerlichkeit iſt ihm tief vertraut. Hat er zuvor in der „Erde“ den Bauern in ſeinem wurzelzähen Haften an der Scholle hingeſtellt, in dem ſtarren Eigenſinn des Beſitzbehauptens, der ſelbſt der Vergänglichkeit zu trotzen ſcheint, ſo läßt er auch jetzt das lebendige Glaubensverlangen, den wuchtigen Wahrheitsernſt, der in den Bauerngemütern erwacht iſt, ſeine härteſte Probe beſtehen in dem verzweifelten Ringen mit der eingeborenen, althergeerbten Liebe zum irdiſch Eigenſten, Unveräußerlichſten, was dies einfache Leben hat und hält. Keine andere Macht könnte dies grundſichere Beharren erſchüttern, wankend machen: die Religion vermag es. Die Kraft und Herbheit des neuen Glaubens ergreift hier die Seelen eines klar geſunden, eigenwüchſigen Volkes im Innerſten, er wird ihnen ein Licht und ein Troſt im Leben und Sterben. „Red nit viel und geh beim Glauben nach!“ Das Mahnwort der ſterbenden Sandpergerin rüttelt des Rottbauern Gewiſſen von Grund aus auf, es hilft ihm zu der Kraft, Haus und Heimat, Frieden und Glück dahinzuopfern um das lautere Gotteswort und um die Wahrhaftigkeit ſeines ganzen Seins. Noch kann er ſich ja auf einem anderen Boden ein neues Leben bauen. Sein uralter Vater vermag's nicht mehr, und ihm gilt's drum in aller Seelennot doch immer nur das eine: nicht ſterben auf fremdem Grund! Er muß ſich an die Scholle klammern bis zur letzten Stunde, lieber entſagt er dem Bekenntnis zu dem heimlichen Troſt ſeiner Seele — bis er dann doch über die ängſtlich gehütete Schwelle flieht, weil auch ihm kein ehrlich Grab in der Heimat mehr gegönnt ſein wird. Dies Ringen der reifen Kraft und des ohnmächtig gebundenen Alters iſt die Seele all des Geſchehens. Aber die wuchtigen Hauptgeſtalten heben ſich aus einem weiten, reichen Lebenshintergrund heraus: ſeine hellen und dunklen Töne ſind mit tiefdringender Wahrhaftigkeit und klarer

Liebe gesehen und wirken in all ihren Abstufungen zum Bilde eines gemeinsamen Schicksals zusammen. In der Notwehr um die Wahrheit, die über die Seele innerste Macht gewonnen hat, und um die Treue des Gewissens gegen sich selbst scheiden sich die Geister und ein jeder läßt seines Wesens Art offenbar werden. Neben den Aufrechten, Trotzigen und Geduldigen stehen Wankende und Gebrochene, Unbewegte und gleichmütig Kluge. Und auch denen, die am alten Glauben hängen und ihm zu dienen vermeinen mit Gewalt und Blutvergießen, hat der Dichter gerecht zu werden versucht — freilich ist ihm der Reitermönch, der in inbrünstiger Hingabe vor dem Bilde der heiligen Jungfrau seine Hände wäscht, nicht voll überzeugend gelungen. Die Deutlichkeit seiner Gestalt ist zu kurz gekommen, bei der sonst so bewundernswert sicheren Sparsamkeit in der Charakteristik.

Was in Schönherrs neuem Werk so bezwingend wahr und so voll lebendig wirkt, das erwächst ihm aus dem Schoß der Heimaterde, aus dem Volkstum seines Stammes, mit dem er sich zu innerst eins fühlt. Aber so hoch emporgereckt über alle örtliche und zeitliche Bedingtheit haben sich doch seine Menschen noch nie zuvor. Seine Dichtung bedeutet einen neuen kräftigen Schritt dem Drama entgegen, das aus der sicheren Wirklichkeitsbeherrschung unserer Tage ewig gültiges Seelenschicksal gestalten wird. Ch. H.

Bildungsfragen

Prof. Dr. Otto Collatz: Die wahre Konzentration im Gymnasialunterricht. Zugleich ein Beitrag zur Überbürdungsfrage. Berlin 1910. Verlag von Wiegand u. Grieben.

Seit einem Jahrzehnt ist das Gymnasialmonopol beseitigt. Denjenigen Elementen, welche für die humanistische Bildung ungeeignet oder ihr abhold sind, ist die Bahn freigegeben worden, zahlreiche Möglichkeiten der Fortbildung und der praktischen Betätigung auf Grund einer mit dem Leben der Gegenwart unmittelbar und eng verknüpften Bildung zu gewinnen. Man hoffte, daß sich nunmehr eine kleinere, auserwählte Gemeinde im Gymnasium zusammenfinden würde, aber dennoch macht sich hier eine gewisse Verdrossenheit bemerkbar, und die Überbürdungsklage ist nicht verstummt. Selbst das von der Unterrichtsverwaltung gebilligte Prinzip, durch eine freiere Gestaltung des Unterrichts auf der Oberstufe der Individualität der Schüler Rechnung zu tragen, scheint nicht die erwünschten Aussichten auf eine weitgehende Befriedigung der beteiligten Kreise zu gewähren. In der vorliegenden Broschüre wird auf den Mangel an Konzentration im Unterricht als auf einen sehr wesentlichen Grund des Mißbehagens hingewiesen und behufs seiner Beseitigung der Vorschlag gemacht, die übliche Behandlung beinahe aller Gymnasialfächer in einem Nebeneinander, innerhalb gewisser Grenzen durch ein Nacheinander zu ersetzen. Collatz meint, daß es sehr wohl möglich sei, in jeder Klasse, abgesehen vom technischen und fakultativen Unterricht, mit fünf bis sechs verschiedenen Fächern auszukommen, wenn man sich dazu entschließt, gewisse Lehrgegenstände (etwa Erdkunde, Geschichte, Naturkunde, Französisch usw.) oder ihre Teilgebiete in geeigneter Reihenfolge in bestimmten Klassen vom Lehrplan verschwinden zu lassen, um sie zur geeigneten Zeit wieder aufzunehmen. Den Einwurf, daß die Unterbrechung der Kontinuität des Unterrichts wegen der Gefahr des Vergessens eine ungeheure, von Lehrern und Schülern zu leistende Mehrarbeit bedeuten würde, sucht Collatz durch Beobachtungen über Leistungen des Gedächtnisses, insbesondere auch durch Feststellungen der experimentell-psychologischen Gedächtnisforschung zu widerlegen. In der Tat erfordert das Wiedererlernen selbst vor langer Zeit gelernter, scheinbar völlig vergessener Stoffe nur einen kleinen Bruchteil der Zeit, der zur Aneignung neuer Stoffe nötig ist. Der Umstand, daß das Vergessen eines erlernten Stoffes anfangs schnell, dann immer langsamer erfolgt, läßt es, nach Collatz, sogar sehr zweckmäßig erscheinen, die Behandlung eines Lehrfachs zeitlich zusammenzudrängen, denn dadurch wird eine größere Befestigung der neuerworbenen, vom Vergessen am meisten bedrohten Vorstellungen erzielt und somit die nach längerer Pause vorzunehmende Wiedererlernung begünstigt. Der Einwand, daß namhafte Vertreter der Psychologie, z. B. Ebbinghaus, auf Grund von Untersuchungen über die Ökonomie des

Lernens, für die Gewinnung dauernder Herrschaft über einen Stoff stetige Repetitionen für unerläßlich und diese in ihrem Werte durch eine auf kürzere Zeit zusammengedrängte, wenn auch viel intensivere Beschäftigung mit dem Stoff nicht für ersetzbar halten, läßt sich gegen Collatz schwerlich ins Feld führen, denn die Kontinuität der Beschäftigung mit einem Stoff auf dem Gymnasium ist ja, wenigstens zum Teil, nur eine scheinbare oder ganz äußerliche. Tatsächlich wird im üblichen Schulbetrieb die Kenntnis der Geographie Deutschlands durch die Beschreibung Südamerikas keine nennenswerte Förderung erfahren. Die Ausdehnung des Unterrichts in einem Fach über die ganze Schulzeit macht es beinahe zur Notwendigkeit, den vereinheitlichenden Gesichtspunkt der Betrachtung aus dem Auge zu verlieren, zumal meistens gar mannigfach organisierte Köpfe am Werke sind, Sinn und Bedeutung eines Wissensgebietes den jugendlichen Seelen zu erschließen. Dadurch wird aber das wahre Lernen, das zur inneren Bereicherung führt, zu einem geistlosen Einpauken des nötigen Wissens für Examina herabgewürdigt. Daß die intensivere Hingabe an einen Stoff während eines bestimmten Zeitraumes überdies Lehrer und Schüler viel enger zusammenführen würde und die vom Lehrer zu gewährende Anleitung dadurch dem einzelnen Individuum besser angepaßt werden könnte, wäre von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Es sollte alles versucht werden, Ruhe, Sammlung und Vertiefung im Gymnasium walten zu lassen, denn nur so wird der Boden bereitet für fruchtbringende Arbeit auf der Hochschule oder im praktischen Leben. Gerade durch die Konzentration auf relativ beschränkte Gedankenkreise wird die Selbständigkeit des Denkens gefördert, während das übliche, bunte Vielerlei der gleichzeitig dargebotenen geistigen Nahrung nur Oberflächlichkeit oder das Gefühl des Erdrücktwerdens erzeugen kann. Die Notwendigkeit, der unheilvollen Zersplitterung der Kräfte zu steuern, ist von hervorragenden Schulmännern immer wieder hervorgehoben worden, deshalb muß Collatz' Vorschlag in Erwägung gezogen und eventuell ein wohldurchdachter, praktischer Versuch vorgenommen werden. Daß mit der Schule nicht experimentiert werden dürfe, ist eine unhaltbare Phrase, denn Schulprobleme können nur durch Erfahrungen gelöst werden, die in der Schule gewonnen wurden. Der Weg zur Realisierung seiner Ideen wird von Collatz in der vorliegenden Broschüre nur angedeutet. Die Überlegung erfahrener Schulmänner sollte an dieser Stelle einsetzen. Erwähnt sei noch, daß die von Collatz vorgeschlagene zeitweilige Konzentration auf verhältnismäßig wenige Fächer seiner Meinung nach eine Verminderung der Lehrstunden und somit eine Entlastung der Schüler bewirken würde, was — wie man auch über die Überbürdungsfrage denken mag — ein nicht zu verachtendes Ergebnis der neuen Organisation des Unterrichts wäre. Über einen Überfluß an Muße wird sich die Jugend immerhin nicht zu beklagen haben. Dr. M. Kelchner-Berlin

Völkerrecht

Luftschiffahrt und Völkerrecht. Die Schlußakte der Haager Friedenskonferenz vom 29. Juli 1899 enthält eine Bestimmung, in der es heißt: „Die vertragschließenden Mächte sind dahin übereingekommen, daß das Werfen von Geschossen und Sprengstoffen aus Luftschiffen oder auf anderen ähnlichen neuen Wegen auf die Dauer von fünf Jahren verboten ist." Diese Bestimmung ist zwar, wie ihr Wortlaut ergibt, bereits außer Kraft getreten, sie zeigt aber, daß man schon damals an die Möglichkeit gedacht hat, Luftfahrzeuge für kriegerische Zwecke zu verwenden. Allerdings waren ja auch im deutsch-französischen Kriege Luftballons in Tätigkeit getreten. Diese hatte sich jedoch auf Rekognoszierungszwecke beschränkt; als Mittel, dem Feinde Schädigungen zuzufügen, haben Luftschiffe auch bei den kriegerischen Verwickelungen der letzten Jahre noch nicht zu dienen vermocht. Nachdem nunmehr der Luftraum der Herrschaft des Menschen unterworfen ist, besteht in erweitertem Maße die Möglichkeit, ihn neben dem festen Lande und dem Meere zum Schauplatz völkerrechtlich bedeutsamer Vorgänge, insbesondere kriegerischer Operationen zu machen. Die Beurteilung derselben ist eine verschiedene, je nach den Teilen der Erdoberfläche, über denen sie sich abspielen. Wie das offene Meer selbst, so ist auch der darüber befindliche Luftraum frei. Wie beispielsweise die Fischerei auf offenem Meere von Angehörigen aller Nationen ausgeübt werden darf, so steht

auch allen Nationen die Benutzung des darüber befindlichen Luftraums in gleicher Weise zu. Anders verhält es sich mit dem Luftraum oberhalb eines Staatsgebietes, auch oberhalb eines zu einem Staatsgebiete gehörenden Binnengewässers. Hier ist — in Anlehnung an die Vorschriften des Bürgerlichen Gesetzbuches für das privatrechtliche Eigentum — davon auszugehen, daß jedem Staate in dem über seinem Landgebiete befindlichen Luftraum alle diejenigen Rechte zukommen, an deren Ausübung er ein Interesse hat, und zwar unter Ausschluß der Einmischung anderer Staaten. Diese Regelung deckt sich mit der Machtbefugnis, die dem Uferstaat über das ihm vorgelagerte Küstengewässer zuerkannt wird: sie findet ihre Grenzen in den Staatsinteressen. Welche Folgerungen sich aus diesem Grundsatze ergeben, sei an einigen Beispielen erläutert. So wird in Friedenszeiten kein Staat ein Interesse daran haben, Luftschiffen anderer Nationalität Durchfahrt oder Landung in seinem Gebiet zu verweigern. Wohl aber wird er beanspruchen können, daß sie sich all den Vorschriften unterwerfen, deren Beachtung er im Interesse der Landessicherheit für erforderlich hält. Zu denken wäre hier etwa an Vorschriften, die die Verhütung von Zusammenstößen, die Einschleppung von Seuchen und ähnliches zum Gegenstande haben. Insbesondere aber werden alle Maßnahmen zulässig sein, die aus Gründen der Landesverteidigung getroffen werden, wie etwa — zur Verhütung der Spionage — die Sperrung gewisser Gegenden, z. B. über Festungen, für den Luftschiffverkehr. Von erheblicher Bedeutung ist ferner die Entscheidung der Frage, welcher Gerichtsbarkeit strafbare Handlungen unterliegen, die auf einem über fremdem Staatsgebiete befindlichen Luftschiffe verübt werden. Entsprechend dem herrschenden Brauche bei der Behandlung von Kriegsschiffen müßten Militärluftschiffe als „Gebietsteile" ihres Heimatsstaates betrachtet werden und, wo sie sich auch aufhalten mögen, dessen Gerichtsbarkeit unterworfen bleiben. Aber auch die übrigen Luftschiffe würden nur innerhalb gewisser Grenzen der Gerichtsbarkeit des fremden Staates unterliegen, und zwar nur insoweit, als es sich um Vorgänge handelt, die sich in ihren Wirkungen über Bord des Luftschiffes hinaus erstrecken. Dies wäre insbesondere der Fall, wenn die Interessen von Angehörigen des fremden Staates verletzt sind. Dagegen würden Vorgänge interner Natur, z. B. Tätlichkeiten unter der Besatzung des Luftschiffs, von den Gerichten und nach den Gesetzen des Staates beurteilt werden müssen, dem das Luftschiff angehört. Da hiernach die Nationalität eines Luftschiffes von großer Bedeutung ist, so werden die Voraussetzungen für ihren Erwerb geregelt werden müssen. Hier dürfte es am zweckmäßigsten sein, die Grundsätze der Seeschiffahrt anzuwenden und demgemäß diejenigen Luftschiffe als deutsche anzusehen, die im ausschließlichen Eigentum von Reichsangehörigen stehen. Als Mittel, die Nationalität nach außen hin kenntlich zu machen, würde sich die Führung der Nationalflagge empfehlen. Im Kriege zwischen zwei Staaten würde der Luftraum über ihnen einen Teil des Kriegsschauplatzes bilden. Dagegen würde der Luftraum über den nicht am Kriege beteiligten Staaten neutral bleiben. Es müßten daher Luftflotten, die die Grenzen neutraler Staaten überschreiten, von diesen mit Beschlag belegt und bis zur Beendigung des Krieges in Verwahrung gehalten werden. Die Bestrebungen, die auf die Abschaffung der Kaperei und den Schutz des Privateigentums zur See gerichtet sind, müßten auch auf den Krieg im Luftraum ausgedehnt werden. Hiernach wäre zunächst die Beschlagnahme von Luftschiffen unzulässig, die zwar einer der kriegführenden Nationen angehören, aber in privatem Eigentum stehen und zur Unterstützung militärischer Interessen nicht bestimmt sind. Weiterhin würde — entsprechend einer seit 1850 für den Seekrieg anerkannten Bestimmung — die neutrale Flagge feindliches Gut decken und umgekehrt auch neutrales Gut unter feindlicher Flagge der Beschlagnahme entzogen sein. Die Regelung aller dieser Fragen wird im Wege internationaler Vereinbarung erfolgen, zu der bereits die ersten Schritte getan sind. Ihr Ergebnis wird sich, wie gezeigt, im wesentlichen mit den Bestimmungen decken, die sich für den Seeverkehr herausgebildet haben, oder eine Erweiterung dieser Bestimmungen darstellen. **Gerichtsassessor Hans Grau-Berlin**

Reichsspiegel

Wirtschaft

(Vom 6. bis 12. Februar 1911)

Das amerikanisch-kanadische Handelsabkommen — Wendung in der Handelspolitik der Vereinigten Staaten — Die Bedeutung des Abkommens für uns.
Fleischnot — Der Wert unserer Viehzucht — Erhöhte Einfuhr von Futtermitteln — Zollermäßigung.

Das vor kurzem zwischen den Regierungen der Vereinigten Staaten von Amerika und Kanada vereinbarte Handelsabkommen hat eine über die Grenzen der vertragschließenden Staaten hinausgehende allgemeinere Bedeutung, von der neben Großbritannien in erster Linie die deutsche Volkswirtschaft betroffen wird und die deshalb die ernsteste Beachtung verdient. Die Vereinigten Staaten wollen in dem neuen Vertrage seit vielen Jahrzehnten zum ersten Male den Grundsatz des do-ut-des anerkennen, der nach europäischer Auffassung die Voraussetzung aller Handelsabkommen ist, den Amerikanern hingegen immer nur als Vorwand gedient hat, von dem Vertragspartner die möglichst weitgehenden Zugeständnisse zu erlangen, während sie selbst dessen gleichartigen und von den ihrigen scharf konkurrenzierten Waren durch annähernd prohibitive Zölle den Eingang versperrten. Diese eigenartige Anschauung der Amerikaner erklärt sich einmal aus dem bei ihnen (und auch in Frankreich) bestehenden Doppeltarifsystem, das nach Möglichkeit keine neuen Handelsverträge mehr notwendig machen soll, sondern nur Abkommen über Annahme oder Ablehnung des Minimaltarifs. Nach dem Zollgesetz vom 5. August 1909 ist der Präsident der Union zur Anwendung des Maximaltarifs solchen Staaten gegenüber ermächtigt, die die amerikanischen „unbillig differenzieren" (unduly discrimination), und es ist bekannt, daß Taft erst in zwölfter Stunde den deutschen Waren den Minimaltarif eingeräumt hat, in dem jedoch viele Sätze völlig fehlen. Dann kommt hinzu, daß in den gesetzgebenden Kreisen der Vereinigten Staaten die alte (Blainesche) Auffassung von der Reziprozität noch zahlreiche Anhänger hat. Nicht am Zollgesetz herumflicken! Unterhandeln mit fremden Ländern und ihnen im Wege von Verträgen Zugeständnisse machen, ist Widersinn! Die Union bleibt bei ihrem einen, autonomen Tarif und vertritt somit den Grundsatz des stand pat. Die Reziprozität darf nach den Verteidigern dieser Richtung nur in solchen Erzeugnissen zugestanden werden, die nicht in Konkurrenz mit den amerikanischen stehen. Da Deutschland Industrieprodukte nach der Union schickt, die mit den einheimischen in Wettbewerb treten, ist der Abschluß eines deutsch-amerikanischen Handelsvertrages geradezu eine Unmöglichkeit geworden. Denn Reziprozität auf dem Gebiete der Industriezölle würde zum Freihandel führen und ist somit verwerflich. Endlich darf nicht übersehen werden, daß die Mehrzahl der amerikanischen Handelspolitiker den Unterschied zwischen Doppeltarif- und Handelsvertragssystem überhaupt nicht kennt. Man behauptet, daß sich Frankreich und Deutschland handelspolitisch in derselben Richtung bewegten, weil jedes Land zwei „Schedules" aufgestellt habe. Daß jedoch das eine System eine autonome Schöpfung ist (Frankreich) und das andere auf Grund der Mitwirkung des Vertragspartners zustande kommt, ist den Amerikanern keinesfalls geläufig.

Diese Verhältnisse mußten hier beleuchtet werden, um die Bedeutung des amerikanisch-kanadischen Handelsabkommens zu verstehen, nach dem Baumwollsamenöl, rohes Bauholz, Zinnplatten, Drähte, Marienglas, Gips und Druckpapier fortan zollfrei und die Sätze auf Motorfahrzeuge, Messerschmiedewaren, Uhren, Lederwaren, landwirtschaftliche Maschinen und Eisenerz beträchtlich herabgesetzt werden sollen. Das Abkommen ist allerdings noch nicht Gesetz, und wenn vereinzelte Stimmen auch zu melden wußten, daß der zu einer besonderen Sitzung einberufene

amerikanische Kongreß dem Entwurf jedenfalls sein Einverständnis versagen werde, so steht doch fest, daß aller Wahrscheinlichkeit nach vom 1. November 1912 ab eine Mehrheit dafür vorhanden sein wird. Denn es kann nicht geleugnet werden, daß die für einen gemäßigteren Schutzzoll eintretenden Kreise im Kongreß sehr an Boden gewonnen haben und sich auch dort die Ansicht Geltung verschafft, daß das jetzige Protektionssystem mit Prohibitivzöllen gleichbedeutend ist mit einer Begünstigung der Wohlhabenden gegenüber den Unbemittelten. Taft hat sich in seinem ersten Programm bereits für Zollermäßigungen ausgesprochen, was jedoch nicht verhindern konnte, daß er nur mit der Hälfte der Stimmen über seinen Gegner bei der Präsidentschaftswahl 1908 siegte wie sein Vorgänger Roosevelt. Bemerkenswert ist indes, daß bei den Wahlen zum Senat und Repräsentantenhaus am 1. November 1910 zum ersten Male die Kandidaten der gemäßigteren Schutzzöllner siegten. Die absolute Mehrheit hat diese Richtung allerdings nicht erreicht und auch nicht erreichen können, da stets nur ein Drittel der Abgeordneten neugewählt wird und ihre Gegner ein Übergewicht besaßen, das weit über das Drittel der Gesamtstimmenzahl hinausging. Die Wahlen am 1. November 1912 werden aller Voraussicht nach jedoch eine endgültige Verschiebung der Parteigruppierungen bringen, so daß ein Umschwung der jetzigen amerikanischen Handelspolitik durchaus nicht außerhalb der Grenze des Möglichen liegt und Deutschland noch nicht alle Hoffnungen, mit den Vereinigten Staaten einen Tarifvertrag auf der Grundlage der Gegenseitigkeit abzuschließen, aufzugeben braucht. Die immer noch ungeklärte Frage, ob in der Union die Geldmacher oder die anständigen, auf die Zukunft sehenden Leute die Oberhand behalten, scheint sich in einem uns günstigen Sinne entscheiden zu wollen. Denn von ihr wird es abhängen, ob der Schutzzoll wieder auf ein vernünftiges Maß ermäßigt und einem billigen handelspolitischen Verhältnis zu anderen Staaten weichen wird. Die Idee einer Welthandelsherrschaft ist die Grundlage, auf der in den Vereinigten Staaten die bis jetzt geübte Handelspolitik gewachsen ist. Wenn die Dinge so weiter trieben, dann würde beispielsweise nach Schmollers Auffassung die Zeit nicht mehr fern sein, da die Weltherrschaftskämpfe im Stillen Ozean, den die Union als ihre Domäne ansieht, zwischen ihr und den übrigen Großmächten entschieden werden müßten. Deutschland würde daran allerdings weniger beteiligt sein als England, Rußland, China und Japan.

Kanada konnte trotz seines völkerrechtlichen Charakters als britische Kolonie und ohne besondere Vollmacht vom Mutterlande dazu erhalten zu haben, mit den Vereinigten Staaten einen Handelsvertrag schließen, da es schon seit rund dreißig Jahren auch auf diesem Gebiete die volle Selbständigkeit zu erlangen gewußt hat, nachdem es bereits vorher (1867) die Ermächtigung erhalten hatte, mit den übrigen handelspolitisch selbständigen britischen Kolonien Vereinbarungen über den Handelsverkehr zu treffen. Wie sehr es von diesem Rechte Gebrauch gemacht hat, zeigt die Geschichte seiner Handelspolitik mit aller Deutlichkeit. Auf sein Verlangen hin mußte Großbritannien 1897 den britisch-deutschen Handelsvertrag vom 30. Mai 1865 kündigen, da er bestimmte, daß die Waren Deutschlands in Kanada nicht schlechter behandelt werden durften als die gleichartigen des Mutterlandes. Als Gegengabe dafür ermäßigte Kanada die Zölle auf die englischen Industrieprodukte und die der meisten englischen Kolonien differentiell, erst um ein Achtel, dann um ein Viertel und 1900 um ein Drittel. Da die deutsche Regierung hierin eine Verletzung der Meistbegünstigungsklausel sah, wandte sie von 1903 ab ihren Generaltarif auf kanadische Erzeugnisse an, um sich für die Einfuhr der eigenen in Kanada einen Zuschlag um ein volles Drittel zuzuziehen. Dieser unglückliche Zollkrieg wurde erst am 1. März 1910 durch ein Provisorium beseitigt.

Der amerikanisch-kanadische Handelsvertrag bezweckt die leichtere Versorgung des amerikanischen Marktes mit kanadischen Rohstoffen und des kanadischen mit den Industrieerzeugnissen der Union. Es sollen also die durch die wirtschaftliche Entwicklung in den beiden vertragschließenden Ländern gegebenen Unterschiede nach Möglichkeit beseitigt werden. Das Streben nach einem solchen Ausgleich ist ökonomisch erst berechtigt, wenn sich für jede Nation die Unmöglichkeit herausgestellt hat, sich mit den bislang vom Auslande bezogenen Waren selbst zu versorgen. Daß die Vereinigten Staaten und Kanada zu dieser Erkenntnis gekommen sind, darf um so bestimmter angenommen werden, als sie ihrer Natur nach beide stark autonom und imperialistisch sind. Durch den Abschluß eines Handelsvertrages in dem oben gekennzeichneten Sinne legen beide Vertragschließende ihrer Entwicklung zu selbständigen und unabhängigen Wirtschaftsgebieten zweifellos einen Hemmschuh an und geben damit ein Ziel auf, das ihnen jahrzehntelang als das erstrebenswerteste erschienen ist. Als treibende Kraft kommt für die Amerikaner noch hinzu, daß sie in den letzten Jahren jedes Mittel für heilig hielten, welches der Ausfuhr förderlich sein konnte. Überall ist ein Vordringen des amerikanischen Kapitals festzustellen und ein über den ganzen Erdball verzweigtes Spionagesystem zur Auskundschaftung der Produktionsmethoden und Produktionskosten zeigt uns die Absicht der Vereinigten Staaten, ihrer wirtschaftlichen Expansion auf jede nur denkbare Weise zu dienen. Es zeigt der amerikanische Imperialismus sich mit aller Deutlichkeit als die Gefahr, auf welche schon Bismarck Bucher gegenüber hingewiesen hat und die heute als die „amerikanische" uns entgegentritt.

Anderseits liegen Umstände vor, welche zu der Annahme drängen, daß die Vereinigten Staaten und auch in gewisser Beziehung Kanada zum Abschluß eines Handelsvertrages auf Grundlage der Gegenseitigkeit gezwungen worden sind. Seit dem Inkrafttreten des bereits vor mehreren Jahren zustande gekommenen, aber nicht ratifizierten französisch-kanadischen Handelsvertrages am 1. Februar 1910 ist die Union nicht mehr allein in ihrer Ausfuhr nach Kanada der englischen gegenüber differenziert, sondern auch den französischen, österreichischen, schweizerischen und anderen nichtbritischen Waren gegenüber, deren Staaten in Kanada das Meistbegünstigungsrecht genießen. Deutschland gehört bekanntlich nicht zu diesen Ländern, und seine Waren werden trotz des Provisoriums nach den Sätzen des Generaltarifs verzollt. Daß die Amerikaner diesen Zustand beseitigen mußten, war um so dringlicher, als sie für ihre Industrieprodukte allmählich einen breiten Markt in Kanada gefunden haben und ihre Ausfuhr nach dort die britische trotz des bekannten Vorzugstarifs weit überholt. Kanada hat ebenso allen Grund, mit den Vereinigten Staaten im wirtschaftlichen Frieden zu leben, da es dort nicht nur den besten Absatz für die meisten seiner Rohstoffe findet, sondern auch wegen der geringen Entfernung vielfach dort am billigsten kauft. Daß deshalb der Handelsvertrag in England nicht gerade freundlich begrüßt wird, ist selbstverständlich, besonders da der Gedanke eines britischen Reichszollvereins immer mehr an Anhängern gewinnt, der nicht nur einen engeren handelspolitischen Anschluß der Kolonien an das Mutterland bezweckt, sondern auch der Einfuhr fremder Waren, namentlich deutschen und amerikanischen Ursprungs, entgegentreten will. Es ist deshalb begreiflich, daß die Nachricht über das Abkommen fast wie eine Sensation in Großbritannien gewirkt hat.

Die Bedeutung des amerikanisch-kanadischen Handelsvertrages für Deutschland läßt sich in zweifacher Weise feststellen. Er wird günstige Folgen insofern haben, als die Aussichten für das Zustandekommen eines deutsch-amerikanischen und deutsch-kanadischen Abkommens berechtigter denn je zuvor sind. Durch den

Abschluß des Handelsvertrages mit Kanada verläßt die Union zum erstenmal die Grundlage ihres Zollgesetzes, um auch den Wünschen der anderen Partei nach Möglichkeit Rechnung zu tragen und dadurch aller Welt einzugestehen, daß sie sich den Wechselwirkungen des internationalen Verkehrs nicht länger entziehen kann. Die so sehr gerühmte amerikanische Emanzipation hat auf wirtschaftlichem Gebiete einen schweren Stoß erlitten, der die Standpatters jedenfalls zur Einsicht bringen und zum Abschluß weiterer Verträge geneigter machen wird.

Ungünstig wirkt das amerikanisch-kanadische Abkommen für uns, weil unsere Waren in Kanada nach der Ratifikation des Vertrags im Verhältnis wieder ebenso nachteilig behandelt werden als zur Zeit des Zollkrieges. Denn wenn auch der amerikanische Export nach dort den Mitteltarif genießt, werden alle unsere Wettbewerber auf dem kanadischen Markte so bevorzugt werden, daß Kanada unsere Waren nicht mehr braucht, und das Deutsche Reich wird der einzige Staat sein, auf dessen Erzeugnisse der Generaltarif Anwendung findet. Diese Tatsache ist um so unerwünschter, als der deutsch-kanadische Handelsverkehr infolge des siebenjährigen Zollkrieges auf ein Minimum zurückgegangen ist und auch unter den günstigsten Verhältnissen Jahre gebraucht, um seine frühere Bedeutung wieder zu erlangen. Wir werden demnach alles aufwenden müssen, um die durch den Handelsvertrag der beiden nordamerikanischen Staaten geschaffene Benachteiligung unserer wirtschaftlichen Stellung in Kanada wieder wettzumachen. R.-D.

* * *

Bei den Reichstagsverhandlungen zu den Interpellationen der Sozialdemokraten Albrecht und Genossen und der Konservativen v. Normann und Genossen (am 23. bis 25. November 1910) die Lebensmittelteuerung betreffend ist bei der Fülle wertvoller Details das eine nicht genügend klar hervorgetreten, daß der wirtschaftliche und finanzielle Schwerpunkt unserer Landwirtschaft in der Viehproduktion liegt, daß der Wert unserer Viehhaltung den Wert des Ackerbaus mit Einschluß der vier Getreidearten, der Zuckerrüben und Kartoffeln ganz bedeutend übersteigt. Schätzt man die Viehhaltung auf 5 Milliarden Mark, so kommen auf das übrige etwa 4 Milliarden Mark. Mit der steigenden Bedeutung der Viehproduktion geht die Intensivierung des Ackerbaus in gleichem Schritt und Tritt; der Getreideanbau stellt immer noch einen Wert von etwa 2 bis 3 Milliarden Mark dar, hat aber doch an Bedeutung verloren; dafür ist der Anbau von eiweiß- und fettarmen Hackfrüchten (Kartoffeln und Rüben) sehr gesteigert worden. Zucker und Branntwein sind bedeutende Posten im deutschen Agrarhaushalt geworden. Die Folge dieses Rückganges des Körneranbaus und des Vordringens der Hackfrüchte war die Steigerung der Einfuhr von Futtermitteln. Wir waren genötigt, das für die Ernährung der landwirtschaftlichen Nutztiere fehlende Fett- und Eiweißquantum in der Form von Futtergerste, Hafer, Mais, Ölkuchen und Ölfrüchten einzuführen. Von 1880 bis 1908 ist bei uns gestiegen die

Einfuhr von Mais, Futtergerste, Hafer .	von $^2/_3$	auf 3	Millionen Tonnen im Jahr	
„ „ Kleie	„ $^1/_{17}$	„ 1,25	„ „ „ „	
„ „ Ölfrüchten und Ölkuchen .	„ $^1/_4$	„ 1,4	„ „ „ „	

Wir sind, das beweist die Entwicklung, in Gemeinschaft mit anderen westeuropäischen Kulturländern zur landwirtschaftlichen Veredelungsproduktion übergegangen. Viehmast mit Kraftfuttermitteln, Veredelung der Tierschläge, maschineller Großbetrieb in Ziegeleien, Zuckerfabriken und Brennereien haben jedenfalls unserer Landwirtschaft neue Bahnen gewiesen und ihr einen anderen Charakter verliehen, als die alte Acker- und Weidewirtschaft darstellte. Aber damit ist auch

zugleich die heimische Landwirtschaft, wie schon vorher die Industrie, in den Weltverkehr eingeflochten und abhängig vom Weltmarkt geworden. Wie die Industrie zum Teil fremde Rohstoffe und Halbfabrikate weiter verarbeitet, so verarbeiten wir in der Landwirtschaft große Quanten von ausländischen Futtermitteln. Die Selbstversorgung im geschlossenen Handelsstaat wird immer mehr Illusion. Auch die Landwirtschaft kann nicht mehr auf völlige Unabhängigkeit vom Auslande Anspruch erheben, und gerade je mehr sie sich stark macht für die Deckung unseres gesamten Vieh- und Fleischbedarfs, desto mehr wird sie auf fremde Futtermittel angewiesen sein.

Das bedeutet nun keineswegs, daß wir den Getreideanbau drangeben dürften und berechtigt wären, einseitig die Tendenz der Verstärkung unserer Viehproduktion zu forcieren. Das würde unsere Abhängigkeit vom Auslande in der Brotversorgung nahezu unerträglich machen und gleichzeitig viele landwirtschaftlichen Betriebe im Osten und Süden, die auf Roggen-, Hafer- und Gersteanbau begründet sind, dem Untergang preisgeben, weil sie nicht auf Viehzucht eingerichtet sind und weil jedenfalls nur ein Bruchteil dieser Landwirte darin einen Ersatz finden kann. An eine völlige Verdrängung des Getreidebaus ist auch gar nicht zu denken; auch er ist technisch gewaltig vorangekommen und könnte nur durch eine unverständige Wirtschaftspolitik ruiniert werden. Ist doch das Ernteergebnis pro Hektar gestiegen wie folgt:

	1881/83		1909	
bei Roggen von	9,87	Doppelzentner pro Hektar auf	18,5	Doppelzentner
„ Weizen „	12,5	„ „ „ „	20,5	„
„ Hafer „	10,63	„ „ „ „	21,2	„

Wenn demnach eine Begünstigung unserer Viehproduktion durch Verbilligung der Futtermittel erfolgen soll, so muß dabei eine gewisse Vorsicht walten und nach Möglichkeit eine Zerstörung vorhandener Werte und eine Aufreizung landsmannschaftlicher Gegensätze, etwa des Südens und Ostens gegen den Westen, vermieden werden. Nun war es aber ein wertvolles Ergebnis der jüngsten Reichstagsverhandlungen, daß wohl von allen Seiten, auch von der Regierung und von der Rechten, ein gewisser Notstand in bezug auf die Fleischversorgung unseres Volkes offen und objektiv konstatiert wurde. Unsere Vieh- und Fleischproduktion ist noch allzusehr den Schwankungen unterworfen; in diesem Jahre fehlt Schweinefleisch, in jenem Kalb- und Rindfleisch, und wenn die Fachleute der Physiologie und Ernährungswissenschaft rund 60 Kilogramm Fleisch im Jahre für ausreichend zur Ernährung des Menschen halten, so kommen in Deutschland bei einem tatsächlichen Durchschnittsverbrauch von 52 Kilogramm Fleisch pro Kopf der Bevölkerung große Bevölkerungskreise, namentlich die städtischen und ländlichen Arbeiter und Handwerker, nicht entfernt an dieses Quantum heran. Dazu die starken Preissteigerungen in den letzten zehn Jahren, die bei Kalb-, Hammel- und Schweinefleisch etwas mehr als 30 Pfennig pro Kilogramm, bei Rindfleisch etwas weniger als 30 Pfennig betragen haben. Örtliche Schwankungen verschärfen die Kalamität, und politische Erregungen aller Art sind die Folgen, die sich wiederum in Anklagen gegen Landwirte, Zwischenhändler und Fleischer, sowie in einem Überfluß von zweifelhaften Reformvorschlägen Ausdruck verschaffen. Man kann nicht im einzelnen darauf eingehen. Der preußische Landwirtschaftsminister und der Staatssekretär des Reichsamts des Innern haben ausgeführt und landwirtschaftliche Experten im Reichstage haben es bestätigt, daß die großen Schwankungen in der Viehproduktion von der unzureichenden Futtermittelversorgung bedingt sind, daß mit mathematischer Sicherheit auf Jahre mit schlechten Futterernten Jahre mit hohen Fleischpreisen folgen. Wenn das richtig

ist und wenn im übrigen alle anderen Abhilfevorschläge, wie Grenzenöffnung, Herabsetzung der Frachttarife, Erleichterung des Fleischimports versagen oder wegen der Stabilität unserer Zoll-, Wirtschafts- und Finanzpolitik zurückgewiesen werden, so scheint die Ergänzung der vorhandenen Futtermittelvorräte durch fett- und eiweißreiche Futtermittel vom Auslande der einzig gangbare Weg zu sein, der aus der ewigen Misere hinausführt, zumal da dieser Weg der Tendenz unserer Volks- und Weltwirtschaft einigermaßen entspricht.

Nach dem Zolltarif von 1902 sind, abgesehen von einzelnen Leguminosen, zollpflichtig Futtergerste zu dem gegen früher um 70 Pfennig ermäßigten Zollsatz von 1,30 Mark und Mais zu dem erhöhten Zollsatz von 3 Mark pro Doppelzentner. Außerdem haben wir den Haferzoll von 5 Mark. Diese Zölle auf Futtermittel belasten die Vieh züchtende Landwirtschaft mit etwa 70 bis 80 Millionen Mark, wozu für die Getreide zukaufenden Landwirte noch die durch den Zollschutz herbeigeführte Verteuerung der einheimischen Getreidearten kommt. Die Politik des Bundes der Landwirte zielte vor dem letzten Zolltarife auf sehr hohe und lückenlose Futtermittelzölle hin: z. B. 7,50 Mark Minimalzoll für Futtergerste, 1 Mark für Kleie, 1 Mark für Rüben, 50 Pfennig für Ölkuchen usw. — alles mit der Absicht, durch den sogenannten lückenlosen Tarif die Ernährung des deutschen Volkes unabhängig zu machen vom Auslande, sowohl was Brotfrucht als auch Fleisch und alle sonstigen Erzeugnisse der Landwirtschaft und des Gartenbaus angeht. Das war ein verkehrtes Exempel, denn in den letzten dreißig Jahren ist der Wert der Nahrungsmittelzufuhr vom Auslande von etwa 1 Milliarde auf $2^1/_2$ Milliarden Mark pro Jahr gestiegen, und auch hinsichtlich der Futtermittel sind wir, wie schon eingangs bemerkt wurde, in großem Umfange auf das Ausland angewiesen. Berechtigt ist in dem Bestreben der Landwirte, auch die Fürsorge für den deutschen Futtermittelbau nicht zu vergessen; dies Bestreben darf aber nicht zu Zollexperimenten führen, wobei die beträchtlich größere Zahl der deutschen Viehzüchter notleidend und die Fleischversorgung auf dem heimischen Markt unmöglich werden würde, die Gerste- und Haferproduzenten also ihre Erzeugnisse nicht absetzen könnten. Die gegenteilige Politik wird allgemein segensreich wirken, eine mäßige Herabsetzung des Mais-, Gerste- und Haferzolls, soweit diese Futtermittel für Futterzwecke verwendet werden, und eine Herabsetzung der Frachtentarife für Mais, Ölkuchen usw. auf den Stand von Nottarifen würden unsere Viehproduktion heben, den südlichen Gerstenbauern und den östlichen Haferproduzenten ebenfalls eine erweiterte Absatzgelegenheit eröffnen, sie jedenfalls nicht umwerfen. Viehzucht und Fleischversorgung würden außerordentlich dabei gewinnen.

Man spricht davon, daß, wenn der Bezug ausländischer Futtermittel verbilligt werde, wir zu einer weiteren Industrialisierung der Landwirtschaft, zu Mästereien, namentlich Schweinemästereien en gros gelangen würden. Ganz läßt sich das nicht von der Hand weisen. Daß die vorhandenen Schweinemästereien Vorteil davon haben würden, ist richtig; wahrscheinlich auch, daß dieser Betriebszweig hier und da verstärkt werden würde. Aber ohne das wird es sowieso in der Zukunft nicht gehen, wenn wir die dauernde Fleischnot überwinden wollen. Geschäftsleute, die Leitungen industrieller Werke, Gemeinden usw. betreiben heute schon an manchen Orten Vieh-, besonders Schweinezucht, und sie sind natürlich auf preiswerte Futtermittel angewiesen, bei denen sich die Produktion lohnt. Aber daß deshalb die ganze Schweinezucht, die zu 90 Prozent von kleinen und kleinsten Betrieben besorgt wird, industrialisiert oder kommunalisiert werden könnte, daß sich überhaupt das Bild der Viehproduktion wesentlich ändern würde, ist Irrtum und Übertreibung. Dazu ist Viehhaltung ein viel zu riskantes Geschäft; das Auge des

Herrn ist hier schlechterdings nicht zu entbehren, das Risiko muß sich schon auf möglichst breite Schultern verteilen, und darum sind die Klein- und Mittelbetriebe die Träger der Viehzucht, und der Großbetrieb ist technisch durchweg unterlegen. Kommen Viehseuchen, namentlich Rotlauf, in die Mästereien der Großbetriebe, ist nicht eine Rückversicherung in dem übrigen Landwirtschaftsbetriebe möglich, so ist wohl im Einzelfalle, wenn große Kapitalien die Ausfälle decken oder wenn hervorragende Wirtschafter die Sache leiten, der Großbetrieb erfolgreich zu bewerkstelligen, aber niemals kann der Großbetrieb als allgemeine und breitere Grundlage unserer Viehzucht dienen. Die Industrialisierung der Schweinemästerei, die ja wohl zunächst den Agrariern vor Augen schwebt, die gegen Ermäßigung der Futtermittelzölle sich aussprechen, ist tatsächlich auch aus dem Grunde nicht zu fürchten, weil die Schweinemastanstalten eine ziemlich einseitige Fütterung benutzen und auch ziemlich einseitige Resultate erzielen, die nicht alle Wünsche der Konsumenten befriedigen können, und vor allem, weil diese Großbetriebe nie vor schweren wirtschaftlichen Nackenschlägen bei Krankheiten und Konjunkturschwankungen sicher sind.

Man kann schließlich einwenden, daß eine Gewähr nicht zu übernehmen wäre, daß die zollermäßigten Mengen Mais, Hafer und Gerste auch zu Futterzwecken für das Vieh verwendet werden. Die Spekulation kann die Sache für sich ausnutzen. Die Denaturierung der Gerste ist schon gewissen Schwierigkeiten begegnet, und Mais ist eine Konkurrenz für Weizen, Roggen, Gerste und Hafer zugleich; Mais kann in der Bäckerei, Brauerei, Brennerei und Stärkefabrikation verwandt werden; wieviel notwendiger ist hier eine wirksame Unterscheidung und Denaturierung. Damit wird aber sicherlich die Technik fertig werden, und es ließe sich zur Not auch ein Verfahren ähnlich dem beim Veredelungsverkehr in der Industrie wählen, daß man an sich die Futtermittelzölle nicht ermäßigt, sondern daß man dem Landwirt und Viehproduzenten, der eingeführte Gerste, Hafer und Mais verfüttert hat, den bezahlten Zoll rückvergütet oder für ihn Stundung und Erlaß des Zolls eintreten läßt, sobald die Verwendung zu Futterzwecken nachgewiesen ist. Die Kontrollschwierigkeiten sind bei der leichten Übersicht über die Produktionsbedingungen auf dem Lande wohl zu überwinden.

Ob so oder so geholfen werden soll, mögen Parlament und Regierung entscheiden. Jetzt bewegt sich unsere Agrar- und Wirtschaftspolitik in fehlerhaftem Kreise. Laut und vernehmlich erklären die Vertreter der organisierten Landwirte, diese seien bei den Fortschritten der Agrikulturtechnik und der Viehzucht demnächst durchaus befähigt, in der Regel und bis auf einen geringen Rest den ganzen Nahrungsmittelbedarf unseres Volkes zu decken. Tatsächlich fehlt daran so viel, daß wir seit Jahren mit großen Schwankungen in der Produktion und mit Knappheit am Markte und entsprechend hohen Fleischpreisen rechnen müssen. Die hier notwendige Intensivierung des Betriebes ist nun nicht, wie die organisierten Landwirte behaupten, mit einem nahezu hermetischen Abschluß gegen ausländische Futtermittel, sondern eben nur mit erleichterter Zufuhr von Gerste, Mais, Ölkuchen usw. zu erreichen. Eine Herabsetzung der Futtermittelzölle und der Frachttarife ist, wie es scheint, das einzige Mittel, ohne große Erschütterung unserer Wirtschaftspolitik dem Schutze der nationalen Arbeit, unserer Vieh- und Fleischproduktion zu helfen und dem Volke eine nicht zu teure Fleischnahrung zu gewähren.

Dr. Hugo Böttger-Steglitz

Verantwortlicher Schriftleiter: George Cleinow in Berlin-Schöneberg. Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11. Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 37.

Katholiſche Kirche und Freiheit des Denkens und Forſchens

Von Prof. Dr. Auguſt Meſſer-Gießen

Katholiſche Kirche und geiſtige Freiheit: dieſe beiden Dinge ſcheinen ſich auszuſchließen. Genügt zum Beweiſe dafür nicht die Erinnerung an Inquiſition und Bücherverbot, an Giordano Bruno und Galilei und die zahlreichen Fälle von Ausſtoßung oder Anfeindung freierer Denker bis herab auf Schell und Schnitzer, Loiſy und Tyrrell?

Trotz alledem hören wir aber immer wieder, die katholiſche Kirche unterdrücke durchaus nicht die Freiheit der geiſtigen Entwicklung und der wiſſenſchaftlichen Arbeit. Und nicht etwa nur in päpſtlichen oder biſchöflichen Erlaſſen wird uns das verſichert; auch gebildete katholiſche Laien erklären uns das allen Ernſtes. Unter ihnen befinden ſich zudem angeſehene Univerſitätsprofeſſoren, von denen man doch annehmen ſollte, daß ſie an deutſchen Hochſchulen inne geworden wären, was Freiheit der Wiſſenſchaft bedeute. Und in der Tat: lieſt man unvoreingenommen ihre Beweisführungen, ſo hat man den Eindruck, daß ſie ſelbſt wenigſtens ſich durch ihre Zugehörigkeit zur katholiſchen Kirche nicht geiſtig beengt und bedrückt fühlen.

Um nun ein gerechtes und wohlbegründetes Urteil zu gewinnen, wollen wir in erſter Linie die Frage erwägen: Findet der einzelne, der zu geiſtiger Selbſtändigkeit in Weltanſchauung und Lebensauffaſſung ſtrebt, innerhalb der Kirche für ſeine geiſtige Entwicklung freien Spielraum? Sodann ſoll uns die — übrigens eng mit der erſten zuſammenhängende — Frage beſchäftigen, inwiefern der wiſſenſchaftlichen und philoſophiſchen Forſchung durch das katholiſche Dogma Feſſeln angelegt ſind.

Suchen wir alſo den religiöſen Entwicklungsgang eines Knaben und Jünglings zu verfolgen, der aus gläubig katholiſcher Familie ſtammend, eine höhere Schule

besucht, auf einer deutschen Universität studiert und später als Arzt oder Jurist, als Pädagoge oder Universitätsdozent eine Stelle in der geistig führenden Schicht der Nation auszufüllen hat. Er sei von Natur für religiöse Gefühle und Ideen empfänglich, zugleich aber auch von starkem Wahrheitsbedürfnis beseelt und ausreichend begabt, um den Aufgaben, die das Suchen nach Wahrheit stellt, einigermaßen gerecht zu werden. Nehmen wir auch an, er empfange einen guten Religionsunterricht und die Geistlichen, die ihm gegenüber die Kirche repräsentieren, seien persönlich würdig und pädagogisch geschickt. Es scheint mir bei derartigen Voraussetzungen nicht zweifelhaft, daß in einem solchen jungen Menschen der katholische Glaube tief Wurzel schlagen, daß er seinen religiösen Bedürfnissen reichlich Nahrung spenden und ihn in seiner sittlichen Entwicklung kräftig und nachhaltig fördern werde. Wer die katholische Kirche und ihren Kultus nur von außen kennt, der ist ja leicht geneigt anzunehmen, daß viel äußere Werkheiligkeit, viel „Heidentum" in ihr wuchern und daß allenthalben die Kirche und ihre Priester sich zwischen den einzelnen und die Gottheit hineindrängten. Aber wer selbst im katholischen Glauben aufgewachsen ist, der ist doch zweifellos besser in der Lage, hierüber zu urteilen; er weiß, daß von der Kirche religiöse Handlungen niemals lediglich als äußerliches Tun gefordert werden, und daß sie für den tiefer angelegten Gläubigen nur der Ausdruck religiöser Stimmungen und Gedanken sind; er weiß auch, daß der Katholik, wenn er betet, wenn er in Furcht und Reue oder in Hoffnung und dankbarer Liebe sich zu Gott wendet, keine Schranke zwischen sich und dem himmlischen Vater oder Jesus Christus findet, daß auch hier die Seele und ihr Gott unmittelbar sich berühren.

Freilich, ein solches kirchlich-religiöses Erleben mit seiner Beängstigung und Zuversicht, mit seinen Zerknirschungen und Tröstungen wird im Innersten bedroht, wenn Glaubenszweifel sich zu regen beginnen. Und an Anlaß zu solchen fehlt es allerdings nicht. Zunächst sind es wohl einzelne kirchliche Lehren, gegenüber denen ernste Bedenken sich regen: die Bibel soll „Gottes Wort", also Wahrheit, ungetrübte Wahrheit enthalten. Sind aber auch alle die Wundererzählungen wahr? Wie steht es um die sprechende Schlange im Paradies und den redenden Esel Bileams? wie um Jonas, der tagelang unbeschädigt im Bauche des Fisches weilt? wie um die Totenerweckungen Jesu, seine Auferstehung und Himmelfahrt? — Und dann: die Hostie, die bei der heil. Kommunion empfangen wird, sie soll auf das Wort des Priesters sich in den Leib des Herrn verwandeln — buchstäblich: in Fleisch und Blut Christi!

Aber die Zweifel bleiben nicht bei solchen Einzelheiten stehen: sie werden umfassender, dringen tiefer. Das uralte Problem der Theodizee regt sich: wenn Gott gütig und gerecht und zugleich allmächtig ist, wie konnte er diese Welt schaffen und wie kann er diese Welt erhalten, die so voll Übel und Sünde ist? Ist die Existenz einer solchen Welt nicht ein Beweis gegen die Existenz eines solchen Gottes?

Jedoch man weist auf die Kirche hin als die von Gott gestiftete Anstalt zur Errettung der Menschheit, die durch eigene Schuld in Not und Sünde

geraten sei. Allein wenn man an dem Maßstab der kirchlichen Moral das Leben und Treiben der Menschen — auch das der Katholiken — mißt (die Kriminalstatistik z. B. ist für die Katholiken gar nicht günstig): muß da nicht die Besorgnis auftauchen, daß nur verhältnismäßig wenige vom ewigen Verderben gerettet werden — selbst unter den „gläubigen" Katholiken? (Denn wie viele, die dem Namen nach zur katholischen Kirche zählen, sind „ungläubig" oder kirchlich indifferent!) Und wie verhält es sich mit den Millionen und aber Millionen, die nicht dieser Kirche angehörten? Und umfaßt sie nicht auch jetzt erst einen bescheidenen Bruchteil der Menschheit? Wie steht es da um den Satz: „extra ecclesiam nulla salus" (außerhalb der Kirche gibt es kein Heil)? Entweder man nimmt ihn in seiner eigentlichen Bedeutung: dann zeige man, wie sich die unverdiente Bevorzugung der innerhalb der kirchlichen Gemeinschaft Geborenen mit der Gerechtigkeit Gottes, und wie sich die Verdammnis Unzähliger mit seiner Güte verträgt! Oder man schwächt jenen Satz ab — und im Abschwächen und Umdeuten waren ja Theologen von jeher Meister —, dann sehe man sich vor, daß man nicht auch den behaupteten Vorrang der katholischen Kirche vor allen anderen religiösen Gemeinschaften derart abschwächt, daß er schließlich verschwindet.

So kommen Zweifel über Zweifel, die immer tiefer bohren; mannigfache Lebenserfahrungen aber unterstützen ihre Wirksamkeit. Der junge Katholik lernt etwa innerlich gereifte und sittlich hochstehende Persönlichkeiten kennen, die seinen Glauben nicht teilen, ja es vielleicht für ihre Pflicht ansehen, ihn zu bekämpfen. Auch wird er mehr und mehr von einer Literatur, einer Presse berührt, der die katholische Kirche als eine Institution gilt, die bestenfalls noch für die breite Masse der ewig Unmündigen einigen Wert habe, die aber diejenigen nicht mehr fassen könne, die zu innerer Freiheit und geistiger Selbständigkeit gelangt sind. Er wird endlich inne, daß das sogenannte moderne Geistesleben, das ihm in der Schule, auf der Universität, im Leben entgegentritt und vielfach gewinnend und imponierend entgegentritt, sich zumeist außerhalb der Kirche, ja oft im Kampfe mit ihr entwickelt hat.

Wenn nun so vieles auf den jungen Katholiken einstürmt, was ihm Bedenken gegen die Wahrheit seines Glaubens zu erregen vermag: wie hat er sich demgegenüber nach der Vorschrift der Kirche zu verhalten? Er soll vor allem Gott inständig bitten, daß er ihm die Gnade des Glaubens weiterhin schenke, und er soll durch ein frommes und sittliches Leben sich dessen würdig zu machen suchen; er darf aber auch, ja er soll Belehrung suchen über seine Zweifel — bei seinem Seelsorger, in der katholischen apologetischen Literatur. Eines aber darf er nicht: er darf es nie als möglich ansehen, daß seine Bedenken sich nicht sachlich widerlegen ließen; er muß von vornherein unverbrüchlich daran festhalten, daß alles, was die katholische Kirche als Glaubensinhalt lehrt, in vollstem Sinne „wahr" sei. Freiwilliger Zweifel am Glauben ist schwere Sünde: das wird ihm in dem Religionsunterricht eingeschärft. Jede Beichte, jeder Empfang

des Altarsakraments stellt ihn vor die Notwendigkeit, seine Anhänglichkeit an den Glauben innerlich zu bekräftigen, jedem Zweifel im Herzen zu widersagen: denn wie könnte er in der Beichte Lossprechung von seinen Sünden erwarten, wenn er nicht glaubte, daß der Priester göttliche Vollmacht hierzu habe? Wie könnte er „würdig" den Leib des Herrn empfangen, wenn er zweifeln wollte, ob die Hostie, die er empfängt, wirklich in das Fleisch und Blut Christi verwandelt sei?

Wie begründet aber die Kirche die Verpflichtung zum Glauben, die sie ihren Angehörigen auferlegt, wie rechtfertigt sie ihre Lehre, daß Glaubenszweifel und Unglaube Sünde sei? — Sie erklärt: Motiv des Glaubens ist die Autorität des sich offenbarenden Gottes, der nicht täuschen noch getäuscht werden kann. Der Unglaube bedeutet also eine Verachtung der göttlichen Wahrhaftigkeit und Autorität. Schon der Glaubenszweifel aber ist ein Aufgeben des Glaubens, weil man damit auch die Autorität des sich offenbarenden Gottes in Frage zieht.

Allein gegenüber dieser Begründung der Glaubenspflicht wird sich rasch ein weiteres, grundsätzliches Bedenken erheben: niemand wird ja unmittelbar Gottes Wahrhaftigkeit in Zweifel ziehen, niemand seiner Autorität sich widersetzen wollen! Aber hat denn jemand völlige Sicherheit darüber, daß Gott sich ihm offenbart hat? Hat Gott etwa je unmittelbar zu ihm geredet? — Gewiß wird der noch naiv Glaubende gar oft meinen, unmittelbar Gottes Stimme zu vernehmen, Gott selbst innerlich gegenüber zu stehen. Aber wenn einmal so mächtige Zweifel Wurzel gefaßt haben, wird dann nicht auch die psychologische Erwägung sich einstellen: diese göttliche Stimme in mir könnte ja — Einbildung sein? Alles, was ich an Vorstellungen über Gott habe, ist durch Menschen mir vermittelt worden. Wäre ich etwa in mohammedanischer oder buddhistischer Umgebung aufgewachsen, so würde ich ganz andere religiöse Anschauungen besitzen und andersartige religiöse „Erfahrungen" erlebt haben. Und wenn mein Glaube mich seither getröstet, beseligt und im sittlichen Streben gefördert hat: beweist dies schon für sich allein, daß er „wahr" ist? Er wirkt eben — nach psychologischen Gesetzen — als Macht im Seelenleben, ganz gleichgültig, ob der geglaubte Gott existiert oder nicht existiert. Wer verbürgt mir also, daß dieser Glaube mehr ist als eine „bloße Vorstellung", eine „bloße Überzeugung" in mir (und in Millionen anderer Menschen), daß ihm noch außerdem — eine Wirklichkeit entspricht, daß dieser geglaubte Gott wirklich existiert?

Die Antwort der Kirche auf diese Fragen ist einem Satze des Vatikanischen Konzils zu entnehmen, der besagt: Damit wir der Pflicht, den Glauben uns anzueignen und ihn treu zu bewahren, genügen können, hat Gott durch seinen eingeborenen Sohn die Kirche begründet und sie mit deutlichen Kennzeichen ihrer göttlichen Stiftung ausgestattet, damit sie als Trägerin und Lehrerin der Offenbarung von allen erkannt werden kann.

Die Kirche gibt also ohne weiteres zu: um wirklich auf die Autorität Gottes hin glauben zu können, muß man gewiß sein, daß Gott sich geoffenbart

hat, und daß die Lehren, die von der katholischen Kirche als göttlich geoffenbarte vorgelegt werden, in der Tat von Gott geoffenbart sind.

Daraus dürfte aber folgen, daß für denjenigen, dem dieser göttliche Charakter der Kirche zweifelhaft ist oder zweifelhaft geworden ist, eine Glaubenspflicht nicht besteht. Er verweigert ja seinen Glauben nicht Gott, sondern Menschen. Jedenfalls haben sie ihn erst durch Beweise zu überzeugen, daß sie göttliche Lehren verkünden. Diese Beweise aber müssen sich an seine Vernunft wenden, müssen sich seiner Kritik gegenüber als wirklich stichhaltig bewähren; andernfalls wird er nicht mit innerer Wahrhaftigkeit erklären können, er sei wirklich überzeugt, daß der Kirche eine mehr als menschliche, daß ihr eine göttliche Autorität zukomme. So ergibt sich die Folgerung: ein Mensch, der über die Stufe des naiven, von keinem prinzipiellen Zweifel gestörten Glaubens sich hinaus entwickelt hat, der insbesondere zu diesem Zweifel an dem göttlichen Charakter der katholischen Kirche sich gedrängt fühlt, muß das Recht haben, seine Zustimmung zu dem Glauben (die er mit innerer Wahrhaftigkeit nicht mehr vollziehen kann) so lange zu suspendieren, bis er von den Beweisen, die ihm die Kirche dafür vorlegt, wieder überzeugt ist.

Ich will gar nicht bezweifeln, daß mancher, der ehrlich nach Wahrheit sucht, von diesen Beweisen überzeugt wird und nach kürzeren oder längeren Perioden des Zweifelns und Schwankens wieder aufs neue einen festen Glauben gewinnt. Ein solcher mag dann mit einem gewissen Recht für sich in Anspruch nehmen, daß er nicht bloß in naiv kindlicher Weise auf die Autorität der Kirche hin glaube, sondern daß er sich durch eigene Prüfung von deren göttlichem Recht überzeugt habe und insofern einen „vernünftigen" Glauben hege. Aber das möge doch nicht übersehen werden, in welch schwierige und weitgreifende Untersuchungen diese Prüfung der Beweise der Kirche für ihren göttlichen Ursprung und Charakter hineinführt, wenn sie wirklich eine ernsthafte und gründliche sein soll. Es genügen nicht nur historische Untersuchungen über die angebliche Offenbarung in Christus und ihr Fortwirken in der katholischen Kirche — und wie verwickelt sind vor allem die Fragen der Evangelienkritik! —, die historische Untersuchung treibt uns vielmehr unmittelbar weiter in philosophische Probleme; denn ein Geschichtsforscher wird natürlich zu ganz verschiedenen Ergebnissen kommen, je nachdem er „Wunder" für möglich hält oder die Voraussetzung teilt, daß in der Geschichte stets alles „natürlich" zugegangen sei. Welche dieser Voraussetzungen aber gültig sei, darüber zu befinden ist nicht Sache der Geschichte selbst, sondern der Erkenntnistheorie und weiterhin der Metaphysik.

Angesichts der schwierigen Fragen, die so dem Wahrheit suchenden Geiste sich entgegentürmen, wird gar manchem der Mut entsinken; auch sind es ja nur wenige, denen das Leben mit seinen dringenderen Aufgaben Zeit läßt, so langwierigen Studien und Überlegungen sich zu widmen. Und endlich: die katholische Kirche bietet feste Normen für das Leben im Diesseits und einen tröstlichen Ausblick auf das Jenseits; viele aber ertragen es geradezu nicht, ohne festen

Halt, ohne bestimmte Überzeugungen über das Woher? und Wohin? des Daseins zu leben, und so finden sie bald wieder den Weg zur Kirche zurück.

Aber hat denn nun derjenige, der nicht durch einen Willensakt seine Zweifel unterdrückt, sondern durch klare Einsicht sie innerlich überwinden will, die Billigung der Kirche, wenn er so lange seine Zustimmung zum Glauben zurückhält, bis er ihn wieder mit voller Überzeugung bejahen kann? Man sollte es meinen. Auch dem außerhalb der Kirche Aufgewachsenen gegenüber beansprucht sie ja zunächst keine sozusagen übermenschliche Autorität, sie wendet sich vielmehr mit ihren apologetischen Beweisführungen an seine Vernunft, der sie also die Entscheidung zutraut. Allein diese Gleichsetzung des Katholiken mit dem Akatholiken lehnt die Kirche ab; das Vatikanische Konzil hat entschieden: „Wenn jemand sagt, die Gläubigen befänden sich in der gleichen Lage mit jenen, welche noch nicht zum allein wahren Glauben gelangt sind, so daß die Katholiken einen gerechten Grund haben könnten, den Glauben, welchen sie unter dem Lehramt der Kirche bereits angenommen haben, so lange mit einstweiliger Zurückhaltung ihrer Zustimmung in Zweifel zu ziehen, bis sie den wissenschaftlichen Beweis der Glaubwürdigkeit und der Wahrheit ihres Glaubens würden zu Ende geführt haben —, so sei er im Banne."

Versagt damit nicht die Kirche dem Katholiken die Möglichkeit, wirklich unbefangen die historischen und philosophischen Grundlagen des Glaubens (die praeambula fidei) kritisch zu prüfen? Er darf ja während dieser Prüfung, auch wenn sie jahrelang dauert, seinen Glauben nicht „suspendieren", er muß vielmehr schon von vornherein überzeugt sein, daß das Ergebnis dieser Prüfung nur eines sein kann: die Anerkennung der katholischen Lehre als der allein wahren. Wo bleibt da die Freiheit des Denkens?

Allein die Verteidiger der Kirche erklären uns hier, mit dieser Konzilsentscheidung sei nur gemeint, im Inhalt der katholischen Lehre sei kein objektiver Grund dafür gegeben, der den im Glauben Unterwiesenen zum Zweifel berechtige.

Aber wenn die Kirche nur feststellen wollte, daß ein Zweifel objektiv nicht begründet sei, warum lehrt man da im katholischen Religionsunterricht und in der katholischen Moral so nachdrücklich, daß jeder freiwillige Glaubenszweifel Sünde sei? Unter „Sünde" versteht man eben nicht nur eine objektiv unrichtige oder sachlich unbegründete Handlungsweise, sondern zugleich ein subjektives Verschulden, das den moralischen Wert der Person mindert und sie strafwürdig erscheinen läßt. Und wie begründet man den Satz, daß niemand ohne Sünde den Glauben in Zweifel ziehen oder gar von ihm abfallen könne? Auf die Beweise der Kirche für ihre göttliche Stiftung darf man hier nicht wieder hinweisen, denn wir fragen ja gerade: warum muß der Katholik sie schon als stichhaltig gelten lassen, noch ehe er sie selbst geprüft? So viel ich sehe, läßt es sich überhaupt nicht in verständlicher Weise begründen, mit welchem Recht die Kirche dem eine innere Glaubenspflicht auferlegen kann, dem ihre Glaubwürdigkeit zweifelhaft geworden ist. Daß hier das Begründen zu Ende ist,

scheint mir auch daraus hervorzugehen, daß nunmehr die Anwälte der kirchlichen Ansprüche ihre Zuflucht zu dem Gebiet des „Übervernünftigen" nehmen, indem sie uns erklären, der Glaube sei eben auch eine göttliche „Gnade", und jeder erhalte von Gott hinreichende Gnade, um im Glauben ausharren zu können. Natürlich liegt darin für den, welchem mit dem göttlichen Charakter der Kirche auch ihre Lehre über Gott und göttliche Gnade zweifelhaft geworden ist, gar nichts Überzeugendes.

So steht denn der Zweifelnde hier vor einem schweren Konflikt: die Kirche verbietet ihm jeden ernsthaften, jeden wirklichen Zweifel; sein Wahrheitssinn und also sein Gewissen aber verbieten ihm, einen Glauben als von Gott geoffenbart innerlich anzuerkennen, von dessen Wahrheit er sich noch nicht durch eigene Prüfung überzeugt hat.

Aber ist es wirklich für die Kirche aus ihren Prinzipien heraus notwendig, den nach Wahrheit ringenden Menschen in einen solchen inneren Zwiespalt hineinzustoßen? Im Grunde handelt es sich hier ja lediglich um ihre pädagogische Aufgabe. Sie könnte ja sehr wohl an ihrer Überzeugung festhalten, von Christus gestiftet zu sein und göttliche Offenbarung den Menschen zu vermitteln, und trotzdem scheint es möglich, ja notwendig, daß sie in viel weitergehendem Maße die Schwierigkeiten der subjektiven Aneignung ihres Lehrinhalts in Berücksichtigung ziehe. Tieferer Einblick in das Wesen geistiger Entwicklung zeigt, daß wir „durch Irrtum zur Wahrheit reifen". Was dem Geist wirklich zu eigen werden, was ihn innerlich fördern und befruchten soll, das muß von ihm erworben und erarbeitet werden in freier Tätigkeit, und das ist kaum möglich ohne Fehlgriff, ohne Einseitigkeit, ohne Irrtum. Die geistig führenden Schichten eines Kulturvolkes innerlich bei sich festzuhalten und die immer neu heranwachsenden Generationen in freier und gesunder innerer Entwicklung in den Geist des Glaubens hineinzugeleiten, das stellt freilich an die kirchliche Pädagogik viel schwierigere und feinere Aufgaben als die äußerliche Disziplinierung breiter Massen von minderer Kultur — womit nicht gesagt sein soll, daß auch nur die letztere Aufgabe stets befriedigend von der Kirche gelöst worden sei und gelöst werde.

Schleiermacher hat mit Recht zwei pädagogische Maximen als grundlegende bezeichnet: das „Behüten" und das „Gewährenlassen". In der katholischen Kirche scheint mindestens seit der Reformation ausschließlich die erste herrschend geworden zu sein, und damit zugleich der Geist der Ängstlichkeit, des Mißtrauens, der Verketzerungssucht. Es verrät das aber kein großes Vertrauen auf die überzeugende Wahrheit und die lebenerhöhende Kraft der eigenen Lehre. In ganz anderem Grade würde ein solches hervortreten, wenn die Kirche den Grundsatz gelten ließe: Möge jeder meinen Anspruch, Trägerin göttlicher Offenbarung zu sein, prüfen, so ernst und so andauernd, als er nur will; ich verlange von niemand Glauben, der ihn mir nicht mit innerer Wahrhaftigkeit gern und freiwillig entgegenbringt; ich bin aber überzeugt, daß der ehrlich Wahrheit

Suchende den Weg zu mir finden oder wieder zu mir zurückkehren wird; und wenn er dies auch nicht tut, so „sündigt" er doch nicht, denn Suchen nach Wahrheit kann niemals Sünde sein, vielmehr ist es eine der besten Weisen, Gott zu dienen.

Soviel ich zu beurteilen vermag, könnten die kirchlichen Organe, ohne gegen das Dogma zu verstoßen, diese veränderte pädagogische Haltung einnehmen; sie müßten eben nur mehr Vertrauen haben zu dem Wert ihrer eigenen Lehre, zu dem Guten in der Menschennatur und vor allem zu der sittlichen Bedeutung des Strebens nach Wahrheit. Auch müßten sie den Mut haben, aus der — auch von der Kirche anerkannten — Lehre, daß man niemals gegen das Gewissen handeln dürfe, alle Folgerungen zu ziehen. Ist es heute nicht so, daß die Berufung auf das eigene Gewissen und das Handeln nach eigenem Gewissen geradezu als Kennzeichen des Protestanten im Gegensatz zum Katholiken gilt? Und doch hat selbst der hl. Thomas von Aquin den Satz ausgesprochen: Jeder Ausspruch des Gewissens, mag er in sich richtig oder falsch sein, hat verpflichtende Kraft, so daß der sündigt, der gegen das Gewissen handelt. Aber wer wagt es denn unter den Vertretern der Kirche, die Folgerung daraus zu ziehen, daß derjenige ohne Sünde ist, der, seinem Gewissen folgend, Lehren der katholischen Kirche bezweifelt oder verwirft oder aus der Kirche ausscheidet?

Das gewöhnliche Bedenken, das dagegen von kirchlicher Seite erhoben wird, ist dies: damit würde alles dem Belieben des Einzelnen preisgegeben werden, ein schrankenloser Subjektivismus und Individualismus würde einreißen, alles objektiv Geltende, Wahrheiten so gut wie Werte und Normen, würde man zerstören. Allein diese Befürchtungen sind übertrieben. Wir haben tatsächlich einen Bereich unseres Kulturlebens, wo sich die vollste Freiheit des Subjekts, das uneingeschränkte Recht auf eigenen Vernunftgebrauch und Kritik vereint mit dem Erwerb und der zunehmenden Sicherung und Bereicherung objektiv gültiger Erkenntnis und allgemein wertvoller Normen. Es ist das Gebiet der modernen Wissenschaft. Wer von dem Geiste dieser Wissenschaft durchdrungen ist, der vertraut auch auf die sieghafte Kraft der Wahrheit, der glaubt sie nicht durch Machtgebote und künstliche Schranken behüten zu müssen. Ihm ist jeder vernünftige Zweifel, jeder sachlich begründete Einwand, jedes ernsthafte Bedenken gegen Sätze, die man bis dahin anerkannt hat, willkommen; denn entweder werden diese dadurch als unrichtig oder halb richtig erkannt, oder sie bewähren sich vor der kritischen Prüfung und werden so tiefer in ihrer Begründung erfaßt. In beiden Fällen wird der Wahrheit gedient.

Kann aber die katholische Kirche — und damit kommen wir zu unserer zweiten Hauptfrage — die Freiheit der Forschung und Lehre, wie sie das innerste Prinzip unserer modernen Wissenschaft bildet, grundsätzlich anerkennen?

Schon seit mehr als drei Jahrzehnten besteht die „Görresgesellschaft" zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland. Ihr langjähriger Präsident, der Münchener Philosophieprofessor Georg v. Hertling, hat bei verschiedenen

Gelegenheiten sich ausführlich über das Verhältnis der katholischen Kirche zur Wissenschaft ausgesprochen, so besonders in seiner Schrift „Das Prinzip des Katholizismus und die Wissenschaft" (Freiburg i. B. 1897). Die Görresgesellschaft hat wohl ihre guten Gründe dafür, daß sie sich von der Pflege der Theologie fernhält; in bezug auf sie gesteht v. Hertling selbst zu, daß hier die wissenschaftliche Freiheit eingeschränkt sei durch die Überwachung von seiten des kirchlichen Lehramts. „Die Offenbarungswahrheiten sind etwas Gegebenes — für den, der sie im Glauben ergreift. Sie sind zudem ein Abgeschlossenes und Vollendetes. Sie können seit Christus keine Bereicherung erfahren, und es kann ihr Bestand nicht verringert werden, ihrem Inhalt nach ist jede Veränderung ausgeschlossen." v. Hertling verkennt auch nicht, daß dem, der den katholischen Glauben nicht teilt, der an das Dogma gebundene katholische Theologe als ein unfreier erscheinen muß. Es berührt gegenüber diesem offenherzigen Zugeständnis seltsam, wenn von katholischer Seite versichert wird, auch dem Theologen räume die Kirche dieselbe Freiheit ein wie z. B. dem Logiker, dem Geschichts- und Naturforscher. So erklärt Jos. Pohle in der Darstellung der „Christlich-katholischen Dogmatik", die er für Hinnebergs „Kultur der Gegenwart" verfaßt hat: „Gleich wie der Logiker mit Begriffen, der Historiker mit Tatsachen, der Chemiker mit Atomen als einem Gegebenen anfängt, so arbeitet auch der Dogmatiker mit dem in Schrift und Tradition hinterlegten Gotteswort als seinem Material, welches der wissenschaftlichen Bearbeitung, Ausbeutung, Begründung und Systematisierung harrt." Aber hier wird ganz Verschiedenartiges zusammengeworfen. Gewiß bilden — neben anderem — die Begriffe für den Logiker den Ausgangspunkt und Stoff seiner Arbeit und insofern etwas „Gegebenes". Aber das eigentliche Ziel seiner Arbeit ist festzustellen, wie die Begriffe beschaffen sein müssen, damit das Denken, in dem sie vorkommen, ein objektiv gültiges sei. Bei dieser Arbeit aber ist es dem Logiker von keinem „Lehramt" vorgeschrieben, welche Sätze für ihn als unantastbar feststehen müssen. Für den Historiker ferner sind die „Tatsachen" etwas „Gegebenes" nur insofern, ob er der Überzeugung ist, daß der Inbegriff des geschichtlich Tatsächlichen etwas Wirkliches ist, das auch vorhanden ist, wenn kein Historiker es erforscht oder ergründet. Aber für die wissenschaftliche Forschung sind diese Tatsachen eben erst festzustellen, und insofern sind sie nichts „Gegebenes". Und soweit diese Feststellung schon durch frühere Forschungsarbeit geleistet ist, ist freie und unbefangene Nachprüfung überall gefordert, wo Gründe dafür vorliegen. Für den Chemiker endlich sind die Atome durchaus nichts „Gegebenes" (das bedeutet hier: in der Erfahrung unmittelbar Vorliegendes); vielmehr sind sie hypothetisch angenommene Wirklichkeiten, durch welche die der Beobachtung zugänglichen Naturerscheinungen erklärt werden sollen. Würde es sich aber einmal herausstellen, daß sie dieser Aufgabe nicht vollständig genügen, so stände nichts im Wege, die atomistische Hypothese umzugestalten oder durch eine andere zu ersetzen.

Auch Pohle muß natürlich zugeben, daß die Resultate des Dogmatikers „nicht mit klar erkannten Glaubenswahrheiten und kirchlichen Feststellungen in Widerspruch treten dürfen", aber er tröstet sich damit, daß „auch in jeder anderen Wissenschaft die Widerspruchslosigkeit der Forschungsergebnisse die unerläßliche Vorbedingung der Wahrheit sei". Man traut seinen Augen kaum, wenn man dies liest. Also aus dem obersten Denkgesetz, daß einander widersprechende Sätze nicht wahr sein können, wird bewiesen, daß der katholische Theologe keinen von dem kirchlichen Lehramt verworfenen Satz für richtig halten dürfe, und daß dabei doch die katholische Theologie eine wirklich „freie" Wissenschaft sei! Wie es mit dieser „Freiheit" bestellt ist, das zeigen ja bekannte Vorkommnisse der jüngsten Vergangenheit zur Genüge. Charakteristisch ist dafür auch, daß selbst v. Hertling dem einzelnen Gelehrten den Rat gibt, sich beim Vortrag der systematischen Theologie, selbst da, wo das Dogma nicht unmittelbar in Frage stehe, innerhalb der Schranken des Hergebrachten zu halten. „Ein Professor der katholischen Theologie hat nicht seine subjektiven Einfälle, wie geistreich sie auch sein mögen, vorzutragen, sondern die Lehre der Kirche. Verstößt er dagegen, so muß er sich die Korrektur gefallen lassen." Es dürfte also ein aussichtsloses Bemühen sein, dartun zu wollen, daß der katholischen Theologie wirkliche Forschungs- und Lehrfreiheit zukomme.

Was nun aber die übrigen Wissenschaften betrifft, so gilt auch für sie die katholische Lehre, daß zwischen dem, was der Glaube lehrt, und dem, was die Vernunft als sichere Erkenntnis erringt, kein wirklicher Widerspruch stattfinden könne, weil Gott sich nicht widersprechen könne, der der Quell aller Wahrheit, der übernatürlich geoffenbarten wie der durch Vernunft erkennbaren, sei. Also kirchliche Lehre und Vernunft, Glaube und Wissen, so behauptet die Kirche, können sich nicht widersprechen. Wie nun aber, wenn gleichwohl ein Widerspruch uns entgegentritt: wer hat da die Entscheidung zu fällen? Nach katholischer Auffassung natürlich das kirchliche Lehramt.

Gleichwohl glaubt v. Hertling für den katholischen Forscher auf dem weiten Gebiet der Profanwissenschaften „die volle Freiheit in Anspruch nehmen zu dürfen, die den berechtigten Stolz und zugleich die Legitimation jedes ehrlichen Forschers ausmache". Daß das für das Gebiet der reinen Mathematik gelte, wollen wir ihm gern zugeben, aber für die Natur- und Geschichtsforschung weiß er die Möglichkeit eines Konflikts mit dem Glauben nur dadurch auszuschließen, daß er ihre Aufgaben einschränkt auf die experimentelle Feststellung von Naturerscheinungen und die Erforschung der äußeren geschichtlichen Tatsachen. Aber eines ist sicher dem katholischen Naturforscher verboten: die Entwicklungslehre ohne Einschränkung auf den Menschen auszudehnen*). Eine

*) Es ist bei der gegenwärtigen Lage der Dinge schon ein sehr kühnes Unterfangen, wenn der Würzburger Dogmatiker Riesl in seiner Rektoratsrede „Charles Darwin und die Theologie" (Würzburg 1909 S. 25) „die leibliche Deszendenz" des Menschen vom Tiere als annehmbar für die katholische Theologie bezeichnet. Aber bei dem innigen Zusammenhang und der parallelen Entwicklung von Leiblichem und Seelischem könnte sich selbst dieses Zugeständnis einmal als unzureichend herausstellen.

Abstammung des Menschen von tierischen Ahnen darf er nicht anerkennen, wenn auch die Belege dafür noch so sehr an Wahrscheinlichkeit gewinnen sollten. Dem Historiker aber und dem Philologen sind für die Behandlung der Kirchengeschichte und der Heiligen Schrift durch kirchliche Entscheidungen ganz bestimmte Schranken gesetzt. Auch v. Hertling räumt dies stillschweigend ein, wenn er erklärt: „Nur auf die äußere Erscheinung der Kirche kann sich die Forschung richten. Über das, was zum inneren Leben der Kirche gehört, was mit den Lehren des Glaubens und den Mitteln der Heiligung zusammenhängt, urteilt das mit göttlichem Gnadenbeistand ausgerüstete kirchliche Lehramt." Auf die Konflikte aber, die der alt- und neutestamentlichen Forschung, die doch auch zur historischen Wissenschaft gehört, mit der Kirche entstehen können, geht er gar nicht ein. Auch beachtet er gar nicht, daß die Kirche, indem sie gewisse Vorgänge als Wunder stempelt, gerade der Voraussetzung widerspricht, die der moderne Naturforscher wie der Historiker in gleicher Weise anerkennt, daß die Naturgesetze unverbrüchlich gelten, und daß sie nicht durch das Eingreifen einer übernatürlichen Macht gelegentlich außer Kraft gesetzt werden.

Die Diskussion über diese Voraussetzung der Natur- und Geschichtswissenschaft führt uns aus dem Gebiet der Einzelwissenschaften in das der Philosophie. Hier ist nun aber leicht zu zeigen, daß ein „katholischer Philosoph" nur ganz bestimmte Richtungen vertreten darf. Das gilt zunächst für Erkenntnistheorie und Metaphysik. Hier kommt vor allem in Betracht die Lehre des Vatikanischen Konzils, daß „Gott durch die geschaffenen Dinge mit dem natürlichen Licht der menschlichen Vernunft mit Sicherheit erkannt werden kann". Damit ist z. B. gesagt, daß die Kritik der Gottesbeweise, wie sie Kant geliefert hat, für einen katholischen Philosophen von vornherein nicht ausschlaggebend sein darf. Aber auch derjenige Philosoph hat eine kirchliche Verurteilung zu gewärtigen, der zwar — im Unterschied von Kant — eine Metaphysik für möglich hält, der aber meint, wir könnten über die Fragen nach Gott und Unsterblichkeit höchstens zu Annahmen von einiger Wahrscheinlichkeit kommen. Der „katholische Philosoph", von dem kirchlichen Lehramt erleuchtet, weiß auch ohne nähere Prüfung, daß alle idealistischen, phänomenalistischen und positivistischen Richtungen der Erkenntnistheorie falsch sind. In der Metaphysik ist für ihn nicht nur Materialismus und Atheismus, sondern auch jede Form des Monismus, ferner Pantheismus und Deismus — verboten. In der Moralphilosophie muß er überzeugt sein, daß die von der katholischen Kirche aufgestellte Sittenlehre die einzig richtige, ewig gültige und allgemein verbindliche ist; auch wird er es nicht wagen dürfen, die „Willensfreiheit" zu bezweifeln oder sie in deterministischem Sinne aufzufassen.

Natürlich ist es sehr wohl möglich, daß es katholische Philosophen gibt, die auch durch Gründe, die sie aus Vernunft und Erfahrung schöpfen, überzeugt sind, daß in allen diesen Fragen eine gesunde Philosophie mit der Kirchenlehre übereinstimmt. Aber man wird eine wissenschaftliche Disziplin nicht „frei" nennen dürfen, der von einer außerwissenschaftlichen Instanz in wichtigen Punkten

vorgeschrieben ist, zu welchen Ergebnissen sie kommen darf und zu welchen nicht; und ein Forscher, der innerlich gebunden ist an die Entscheidungen eines „unfehlbaren" Lehramts, ist jedenfalls nicht „voraussetzungslos", denn er muß an der Voraussetzung festhalten, daß seine Forschung ihn nie zu Resultaten führen dürfe und könne, die von jenem verworfen sind.

Man hat nun von kirchlicher Seite bestritten, daß hierin eine Beschränkung der wahren Freiheit der Wissenschaft liege, indem man darauf hinwies, daß jede Wissenschaft gewisse Voraussetzungen mache und insofern nicht „voraussetzungslos" sei. Das ist ganz richtig, nur besteht der Unterschied, daß die Voraussetzungen, von denen die wirklich freie wissenschaftliche Forschung ausgeht, jederzeit von dem Denken selbst im Hinblick auf das jeweilige Untersuchungsgebiet festgestellt und nur insoweit als gültig angesehen werden, als sie sich in dem betreffenden Forschungsbereich bewähren und als fruchtbar zur Gewinnung neuer Erkenntnis erweisen, und nicht als Erkenntnisse gewonnen werden, die dazu nötigen, diese oder jene Voraussetzung aufzugeben oder umzugestalten. Keiner Wissenschaft aber, die diesen Namen verdient und die mit Recht als freie bezeichnet werden darf, werden Voraussetzungen von einer außerhalb ihrer Sphäre stehenden Instanz vorgeschrieben. Es ist also gänzlich unzulässig, die Voraussetzungen des „katholischen" Forschers mit denen, die jeder wissenschaftliche Forscher machen muß, auf eine Stufe zu stellen.

Noch kläglicher aber ist es, wenn man der Forderung der Forschungsfreiheit entgegenhält, daß doch alles Denken und Forschen mindestens an die logischen Gesetze gebunden und insofern nicht frei seien. „Gewiß wird kein Verständiger" — so habe ich schon in meiner Einführung in die Erkenntnistheorie (Leipzig 1909, S. 161) erklärt — „für das Denken absolute Freiheit fordern in dem Sinne, daß es ein ganz willkürliches und planloses Gebaren sein dürfe. Es muß, wenn es zur Erkenntnis führen soll, sowohl nach den allgemeinen logischen Normen als auch nach der Beschaffenheit seiner jeweiligen Gegenstände und Erkenntnisziele und nach den dadurch gebotenen Methoden sich richten." Gleichwohl schreibt der katholische Philosoph Prof. Geyser in Münster im Hinblick auf das Schlußkapitel meines Buches, in dem ich das Verhältnis von Glauben und Wissen behandle: „Das Schlagwort der ‚Intellektuellen' und der ‚kritisch Veranlagten' lautet: Das höchste Gut der Wissenschaft ist die absolute Freiheit der Forschung. Diesen Satz erkennt die katholische Kirche nicht an. . . . Das höchste Gut der Forschung kann kein anderes sein als das, worin sie ihr Endziel findet. Die Freiheit der Forschung aber ist überhaupt kein Ziel derselben; denn wir forschen doch nicht, um unsere Freiheit zu üben, sondern um zu erkennen. . . . Also ist das höchste Gut und der letzte Richtpunkt aller wissenschaftlichen Forschung die Wahrheit." Es ist in der Tat eine wohlfeile Art der Polemik, wenn man dem Gegner das entgegenhält, was er niemals bestritten hat, und über das völlig schweigt, was eigentlich zur Diskussion steht. Das aber ist, daß das kirchliche Lehramt kraft übernatürlicher Erleuchtung durch den heil. Geist Ent-

scheidungen zu treffen beansprucht, die für alle wissenschaftliche Forschung maßgebend sein sollen, und daß anderseits „katholische Gelehrte" uns doch dartun wollen, sie erfreuten sich derselben Forschungsfreiheit wie jeder Vertreter der modernen Wissenschaft.

Es ist ebenfalls eine Ablenkung von der eigentlichen Streitfrage, wenn Geyser erklärt: „Wie könnte die katholische Kirche überzeugt sein, die Wahrheit zu besitzen, und anderseits den Satz anerkennen, ein Denken und Forschen, das zum eigentlichen Widerspruch mit dieser Wahrheit geführt habe, könne in jedem seiner Momente mit allen Regeln des wissenschaftlichen Denkens in Harmonie, d. h. logisch absolut einwandfrei sein?" Gewiß kann die katholische Kirche das nicht. Dadurch, daß sie sich für „unfehlbar" erklärt, hat sie sich eben auf ihre Vergangenheit festgelegt, und sie kann nichts von ihren Dogmen und von anderen „unfehlbaren" Entscheidungen aufgeben, ohne sich selbst aufzugeben, und eben darum muß sie auch allen Forschungsergebnissen, die ihrer Lehre widerstreiten, den wissenschaftlichen Charakter absprechen. Aber damit ist natürlich nicht bewiesen, daß die katholische Kirche immer recht habe, wenn sie in Konflikt mit Vertretern der Wissenschaft kommt, und vor allem ist nicht bewiesen, daß eine Forschung, die bereit sein muß, sich den Entscheidungen der Kirche zu beugen, frei sei. Muß man denn immer wieder versichern, man fordere für die Wissenschaft keine „absolute" Freiheit, kein Entbundensein von ihren eigenen Gesetzen, wohl aber Autonomie, Selbstgesetzgebung und Ausschließung jeder außerwissenschaftlichen Autorität?! Wie wenig Einsicht in das Wesen wirklicher Denk- und Forschungsfreiheit verrät es, wenn Pohle erklärt: „Die Freiheit ist nicht nur mit der Autorität vereinbar, sondern findet an ihr auch ihre innere Vollendung und ihr Korrektiv." Und wie unberührt vom Geiste der freien Wissenschaft erwies sich der Präsident der Würzburger Katholikenversammlung vom Jahre 1907, Fehrenbach, wenn er in seinem Schlußwort (unter dem Beifall der Versammlung) den lapidaren Satz aussprach: „Ist die Forschung Sache der Wissenschaft, so ist die Entscheidung Sache des kirchlichen Lehramts. Und die Entscheidung mag sein, wie sie will: ihr gegenüber gibt es nur Unterwerfung."

Eine vortreffliche Illustration der „wahren" wissenschaftlichen Freiheit, wie sie die katholische Kirche gewährt, geben die beiden päpstlichen Kundgebungen vom Jahre 1907: der sogenannte „Syllabus" vom 3. Juli und die Enzyklika wider den „Modernismus" vom 8. September. Allerdings ist die offizielle kirchliche Lehre die, daß mit der Verwerfung einer Lehre oder der Indizierung eines Buches kein Urteil über Personen ausgesprochen, kein Vorwurf gegen sie erhoben sei. Aber es genügt, auf das Schicksal Schells und die literarische Verunglimpfung seines Andenkens hinzuweisen, um den schreienden Abstand von Theorie und Praxis darzutun. Auch ist das nicht zu verwundern, wenn das Oberhaupt der Kirche selbst in seiner Enzyklika in geradezu unvornehmer, gehässiger Weise die Gesinnung der „Modernisten" verdächtigt und ihnen unsachliche und unlautere Motive für ihre Lehren unterschiebt. Ist das die Sprache,

die einem „Heiligen Vater" ziemt, wenn er im Namen Jesu zu seinen irrenden Kindern spricht? Ich möchte meinen, daß kein feinfühliger Katholik manche Sätze dieser Enzyklika lesen konnte, ohne im stillen zu erröten und sich dieses Stellvertreters Christi zu schämen.

Und gar die Disziplinarbestimmungen, die der Enzyklika angefügt sind! Sie fordern eine strenge Überwachung der katholischen Universitätsprofessoren, der Seminare, der Buchhandlungen, der Zeitschriften, überhaupt der Lektüre der Katholiken. Alle drei Jahre aber sollen die Bischöfe berichten, ob diese Überwachung in ihren Diözesen auch wirklich gehandhabt werde. Dazu ist mit dem Ende des Jahres 1910 noch der Anti-Modernisten-Eid gekommen.

Ich betone ausdrücklich, daß die vorstehenden Ausführungen lange vorher verfaßt sind, aber sie haben durch die Forderung jenes Eides ihre Bestätigung gefunden.

Inhaltlich hat dieser nicht viel Neues gebracht — immerhin dürften dadurch für die Bibelkritik und die kirchen- und dogmengeschichtliche Forschung die Grenzen noch wesentlich enger gezogen sein. Formell aber ist jetzt die geistige Bindung der katholischen Theologen noch viel straffer geworden, und sie wird mit geradezu erschreckender Deutlichkeit aller Welt vor Augen geführt. Alle diese Bestimmungen sind herausgeboren aus dem Geist des Mißtrauens gegen Wissenschaft und Universitäten; sie können nur lähmend wirken auf alles echt wissenschaftliche Streben; sie müssen auf der einen Seite ängstliches Sich-anklammern an das Traditionelle erzeugen, auf der anderen den Geist des Argwohns, der Spionage und der Denunziation großziehen.

Freilich, auch hier sind die Verteidiger der Kirche nicht wegen Abschwächung und Entschuldigung in Verlegenheit. Sie erklären etwa, jene beiden päpstlichen Erlasse seien nicht als „unfehlbare" anzusehen (was freilich von anderen bestritten wird). — Beiläufig bemerkt: eine „unfehlbare" Instanz sollte doch vor allem das unzweideutig zu erkennen geben, welche ihrer Kundgebungen „unfehlbar" seien und welche nicht. Oder vermeidet man es absichtlich, darüber Klarheit zu schaffen? — Ferner betont man, jene Disziplinarbestimmungen seien etwas nur durch Zeitumstände Bedingtes, das abgeändert werden könne. Das ist nicht zu bestreiten, und in der Tat mag ein Papst von tieferer und reicherer Bildung und wirklicher Herzenskultur die Beaufsichtigung der Wissenschaft in feinere Formen kleiden können; aber daß er ihr je wirkliche Freiheit gewähre, das ist durch die katholische Lehre selbst ausgeschlossen.

Es ist zwar unwahrscheinlich, aber doch nicht prinzipiell unmöglich, daß die Kirche den einzelnen gegenüber eine veränderte pädagogische Haltung einnehme, daß sie ihnen mehr Spielraum lasse in der subjektiven Aneignung ihres Lehrgehalts, und daß sie ihnen insofern mehr Denkfreiheit gewähre. Aber eine grundsätzliche Änderung des Verhaltens der Kirche zur Wissenschaft ist leider nicht zu erhoffen. Ihre Grundprinzipien sind zu verschieden: dort der Anspruch, die Wahrheit mit unfehlbarer Sicherheit zu besitzen, hier die Überzeugung, daß die

Wahrheit ein nie vollkommen zu erreichendes Ideal sei. Eng hängt damit zusammen, daß die moderne Wissenschaft in der Religion wie in allen Gebieten des Geisteslebens den Entwicklungsgedanken in den Mittelpunkt stellt, daß dagegen die katholische Kirche für ihre Lehre jede wirkliche Entwicklung ablehnt. Es ist eben das Vorrecht einer „unfehlbaren" Autorität, zugleich „unverbesserlich" zu sein.

Die Bedeutung der Allegorie

Von Alexander v. Gleichen-Rußwurm-München

Die Kluft, die zwischen der geistigen Disziplin der Vergangenheit und der geistigen Disziplin der Neuzeit liegt, erscheint besonders scharf beleuchtet, wenn die Geschichte der Allegorie umrissen wird. Deuten und Bedeuten, Allegorisieren und Personifizieren war während vieler Jahrhunderte eine tiefgehende Gewohnheit des menschlichen Denkvermögens, die von Religion oder Theologie ausging und auf alle Künste und Wissenschaften hinüberstrahlte.

Bekannt ist das erste primitive Symbolisieren im kindlichen Spiel. Erwachsene wundern sich oft, wie lebendig die Suggestion des Spielworts „das bedeutet" auf kindliche Gemüter wirkt. Jener Kleiderhaken bedeutet den Spielenden einen Baum, jene Reihe von Stühlen die Eisenbahn. Ganz ähnlich ist das Spiel der Phantasie und die Autosuggestion bei Dichtungen, die allegorisch gedeutet werden, namentlich bei Werken religiösen Inhalts. Wie in kindlicher Phantasie ein Möbel einen Baum bedeuten muß, so werden diese oder jene mystisch beleuchteten Gegenstände zu Symbolen umgedichtet, oder abstrakte Ideen müssen sich in einen allegorischen Körper bequemen. Traditionell geworden sind diese Deutungen heilig und unumstößlich. So läßt sich die ungeheuere Macht erklären, die das farbenprächtige, alttestamentliche Bibelbuch mit seinen vielen Seltsamkeiten über die Länder der Erde gewann. Alle christlichen Völker geheimnisten eine Symbolik in die Bücher der ebräischen Poesie, deren Naivität in den alten Kapitelüberschriften sehr interessant zutage tritt. Vor allen springt sie ins Auge bei der merkwürdigen Deutung des Hohen Liedes. Die Menschheit vertiefte sich in das wunderbare Buch der Bücher und dichtete daran weiter, trug neue Wunder in die alte Sagenwelt durch ein großartiges Spiel mit Allegorien.

Die Beschäftigung des Geistes mit solchem orientalischen Rätseldeuten wurde zu einer besonderen Kunst und künstlerischen Freude. Sie wurde in die profane Dichtung übertragen, die ihr viele der schönsten und tiefsten Schöpfungen verdankt. In die bildenden Künste, in Skulptur und Malerei drang sie mit wuchernder Kraft, ja sogar in die Architektur, die mit dem himmelstrebenden gotischen Stil

alle Geheimnisse der Welt in steinerne Formen bannte. Wenn wir jetzt in einen gotischen Dom treten, ahnen wir kaum den esoterischen Sinn seiner Symbolik. Die Form ist ein hohles Kreuz, unter unseren Füßen Leichensteine und Verwesung, und mit den Pfeilern strebt der Geist in die Höhe. Er reißt sich schmerzlich los vom Leib, „der wie ein müdes Gewand zu Boden sinkt" (Heine). Allegorien sind Bilder, der Glaube hebt sie in das Reich der Symbole, die Mode verflacht sie in der darstellenden Kunst zu Emblemen, in Schrift und Sprache zum Gemeinplatz.

So Herrliches die Allegorie und Symbolik in ihrem eigenen Gebiet, der Kunst, zutage förderte, so unheilvoll verwirrend wirkte sie in der Wissenschaft. Denn die Gewohnheit des Allegorisierens, des Komplizierens und Subtilisierens beeinflußte den Geist der Menschen so stark, daß eine exakte, nüchterne Forschung von dieser Gewohnheit erstickt wurde, wie Urwaldstämme von all zu üppigem Schlingkraut erdrosselt werden. Im Mittelalter gehörte es bald zu den Unmöglichkeiten, einen Begriff klar und vernünftig zu fassen, denn wollte man ihn fassen, so verkleidete er sich alsbald, schlüpfte da hinein, dort hinein, verkörperte dies und jenes, verbrüderte sich mit ferngelegenen Dingen und verband sich mit ihnen zu tollem Reigen in immer phantastischer werdenden Gebilden. Das ist die Tragödie der mittelalterlichen Wissenschaft. Unter den Händen von Scholastikern und Humanisten verflüchtigte sich das Einfache, das Selbstverständliche wurde zu Spuk und Zauber, das Heilmittel zum Wundertrank, das Laboratorium zur Hexenküche, die antiken Klassiker zu Propheten, und ihre Schönheitslehre wandelte sich in eine Symbolik des Glaubens.

Wie gewohnheitsmäßig das Allegorisieren im Gedankengeleise war, zeigt die Geschichte der alten Mysterien und Mirakelspiele, deren sich der gemeine Mann erfreute, während heutigen Tages nur ein Literarhistoriker sich im Labyrinth der allegorischen Personen zurechtfinden kann. Wem wäre es noch möglich, sich für ein Drama zu erwärmen, dessen Personenverzeichnis lauter Abstraktionen enthält, wie „Die Geduld", „Die Reue", „Die Gnade" oder mystische Begriffe wie „Das unschuldige Blut Abels", „Der Seufzer des Sünders" und ähnliche Dinge. Jahrhundertelang wurde solchen Spielen lebhaftes Interesse entgegengebracht, in Spanien erreichten sie unter dem Namen Auto die größte und feinste Ausbildung. Meister, wie Lope de Vega und Calderon, schmückten sie mit ihrem Geist und gaben dieser Dichtungsart eine klassische Blüte. Die Autos wurden an kirchlichen Festtagen mit großem Pomp gegeben. In diesen merkwürdigen Stücken treten alle Seelenzustände, Tugenden und Laster des Menschen personifiziert auf, sodann die Eigenschaften Gottes, die Symbole der Kirche, die Elemente, die Naturprodukte, die Länder und Völker der Erde, die verschiedenen Religionen, das „natürliche" und das „geschriebene" Gesetz. Der Schatten erscheint als Allegorie der Schuld, der Schlaf, der Traum und der Tod nach althergebrachtem Beispiel und schließlich der Gedanke als Narr oder Spaßmacher.

Die vorchristliche Kunst hatte nur das Endliche darzustellen, die christliche das Unendliche und mußte deshalb ihre Zuflucht nehmen zu einem System tradi-

tioneller Symbole. Daher das Überschwengliche in den Kunstwerken des Mittelalters. Die Phantasie machte entsetzliche Anstrengungen, sie stülpte den Pelion auf den Ararat und den Parnaß auf den Libanon, um ja den Himmel zu erreichen. Die antike Kunst bietet Bilder, die mittelalterliche Sinnbilder. Was die Griechen plastisch wiedergaben, war identisch mit dem Vorbild. Die Irrfahrten des Odysseus sollten gar nichts anderes bedeuten als die Irrfahrten des Mannes, der ein Sohn des Laertes und Gemahl der Penelope war und Odysseus hieß. Anders ist es in der mystischen christlichen Kunst. Da haben die Irrfahrten eines Ritters noch eine esoterische Bedeutung. Sie umkleiden etwa die Irrfahrten des Lebens überhaupt. Ein bezwungener Drache soll die Sünde sein, Trost oder Leid, wie es dem Ritter begegnet, findet noch tiefen Sinn und philosophische Erklärung. Wenn Homer die Rüstung eines Helden schildert, so ist es eben nichts anderes als eine gute Rüstung, die soundso viel Ochsen gekostet hat. Wenn aber ein Mönch des Mittelalters die Gewänder einer Heiligen beschreibt, so kann man sich darauf verlassen, daß er unter diesen Gewändern ebenso viele Tugenden versteht und einen religiösen Moralbegriff in jedem Satz verbirgt.

Auch die klassische Götterwelt und die im Altertum bekannten Personifikationen, wie Fortuna, Viktoria, Psyche, sind in den Reigen der christlichen Allegorien aufgenommen. Das herrlichste Beispiel heidnisch ausgeschmückter, christlicher Allegorie ist Dantes „Göttliche Komödie". Man hat das himmelaufstrebende Gebäude seiner Dichtung mit einem gotischen Dom verglichen. Der Vergleich ist auch darin richtig, daß die Härte und Kälte der Abstraktion mit der Gewalt der Begeisterung besiegt, durchleuchtet, lebendig gemacht ist, wie bei den gotischen Kirchen der Stein überwunden, fast gespenstisch durchleuchtet erscheint. Die spitzfindigste Allegorie blüht gleich einer natürlichen Blume. Drachen, Zentauren und heidnische Götter schmücken und stützen das Gebäude so selbstverständlich, als gehörten sie hinein. Die heterogensten Dinge, die am weitesten auseinanderliegenden Begriffe erscheinen durch die Kühnheit großartiger Symbolik verbunden und vermählt.

Auch Christus kommt in den verschiedensten Gestalten bei mittelalterlichen Dichtern vor, als guter Hirt, als Kreuzfahrer und in einigen besonders schönen Mirakelspielen als Orpheus — im Sinn der uralten Legende, wie sie die Wandbilder der Katakomben zeigen. Man ging bisweilen so weit, die christlichen Religionsideen ganz in das Gewand griechischer Mythologie zu kleiden. So wurde die Allegorie doppelt, wie zum Beispiel in Calderons „Amor und Psyche", wo Amor Christus und Psyche die Kirche bedeutet. Diese spitzfindige Verquickung von Mythologie und Legende erhielt sich am längsten und am naivsten in Spanien. Sie hat aber auch in der italienischen Dichtung teils schöne, teils höchst seltsame Blüten getrieben. Zu den entzückendsten gehören Petrarcas „Trionfi", zu den eigenartigsten der „Nimfale d'Ameto" des Boccaccio. In diesem Nimfale erblickt der Schäfer Ameto sieben reizende Nymphen, deren Schönheit mit naivster Unmittelbarkeit beschrieben ist und den entsprechenden

Eindruck auf Ameto macht. Jede der Nymphen erzählt ihren Lebensroman. Alle sind unglücklich vermählt gewesen, haben aber durch die Fügung der Götter einen lieben Freund gefunden, der sie reichlich für ihre Leiden entschädigte. Die Abenteuer sind so lebendig und entschleiert erzählt, daß jede einzelne Geschichte höchst locker ausgefallen ist. Dies würde nur dem Bild entsprechen, das sich die Nachwelt im allgemeinen von Boccaccio gemacht hat, aber das Merkwürdige an der Dichtung liegt darin, daß die sieben Nymphen mit ihren lockeren Geschichten sich zum Schluß allen Ernstes als allegorische Figuren entpuppen und die sieben christlichen Tugenden darstellen sollen! Frau Venus, die am Ende auch noch erscheint, personifiziert das Licht der Kirche. Boccaccio, der sein Leben als sehr frommer Mann beschloß, schrieb diese Allegorie zur Erbauung seiner Leser.

Dem Geschmack an spitzfindigen Verkleidungen verdankt Englands Literatur herrliche Dichtungen, wie Spencers „Fairy queen". Spencer hat es verstanden, den abstraktesten Dingen Leben einzuhauchen und mit der Zauberkraft des echten Dichters eine Wunderwelt zu regieren, die keine wirklichen Menschen kennt. Dennoch bleibt unsere Teilnahme seinen Geschöpfen nicht versagt. Am Hof der Feenkönigin wird ein Fest von zwölf Tagen gefeiert. An jedem dieser Tage besteht ein Ritter, der eine Tugend bedeutet, wundervolle Abenteuer. Ein ganz anderes Meisterwerk der Allegorie hat John Bunyan geschaffen. Er war ein armer Handwerker, dann Wanderprediger einer Sekte, die so verfolgt wurde, daß man ihn ins Gefängnis warf. Dort entstand sein Buch „The pilgrims progress", das vielen gläubigen Seelen in schlimmer Zeit Trost und Erbauung bringen sollte. Der mystische Geist des Puritanismus hat sich darin zu einer großen künstlerischen Tat aufgerafft, die anderen mystisch künstlerischen Taten der katholischen Dichtung würdig zur Seite steht. Dies Erbauungsbuch liest sich wie ein interessantes Märchen und doch wie eine Geschichte aus der Wirklichkeit; anschaulich und getreu, einfach menschlich sind die Gespräche, die der christliche Pilgersmann mit seinen Reisegefährten, dem freundlichen und dem feindlichen, führt. Die Gefährten heißen freilich „Guter Wille", „Der Hoffnungsvolle", „Herr Weltklug", aber sie könnten ebensogut bürgerliche Namen tragen, so lebendig sind sie gezeichnet, so sehr sind sie Fleisch und Blut geworden. Greifbar wirkt auch die allegorische Landschaft und höchst wahrscheinlich ihre Geographie. Der Pilgrim rettet sich mühsam aus dem Sumpf des Unmuts, von weitem wirken die „bezaubernden Berge", er gerät bald in das fiebergetränkte, tiefe Tal der Demütigung, bald läßt er sich verlocken von dem Jahrmarkt der Eitelkeiten. „Vanity fair" ist sprichwörtlich geworden. In „Doubtful castle", der finsteren Burg, wird der Pilgersmann von den Riesen des Zweifels und der Verzweiflung gefangen gehalten. Das Weib des Riesen heißt Frau Unsicherheit (Mrs. Diffidence). Der Wanderer folgt ihren grausamen Ratschlägen und würde sich getötet haben, wenn nicht an diesem Tag zufällig die Sonne geschienen hätte. „Denn an sonnigen Tagen verliert die größte Verzweiflung etwas von ihrer Macht." Zu

diesem Punkt raffiniertester Seelenanalyse führte die Vertrautheit des Denkens mit der Allegorie, wie sie schon zu phantasievollster, buntester Schönheit geführt hatte.

In Frankreich nahm die allegorische Dichtung keinen so hohen Flug, sondern wurde mehr äußerlicher Zierat und Spielerei. So in den Moralitäten der Königin von Navarra, in welchen „Weniger" und „Wenig" gegen „Genug" und „Zuviel" auftreten. Ein anderer Dichter läßt „Rund" und „Viereckig" miteinander Krieg führen. Allegorische Gestalten wurden immer beliebter, hielten sich aber im Rahmen rhetorischer Figuren und erfuhren keine wirkliche Belebung. Um den gesuchten, weither geholten Gleichnissen ein Ende zu bereiten, schrieb Voltaire: „Toutes nos académies et tout nos faiseurs de devises ne trouveront jamais d'allégories plus vraies, plus agréables, plus ingénieuses que celles des neuf Muses, des Grâces, d'Amour et de tant d'autres qui seront les délices et l'instruction de tous les siècles." Damit folgte er der Anregung, die Winckelmann in Deutschland gegeben hatte, zu antiken Motiven zurückzukehren.

Recht kunterbunte Allegorien bürgerten sich in Deutschland ein. Im allgemeinen kann man nicht viel Geschmack und feinsinnigen Geist darin entdecken. Wie albern klingt zum Beispiel der allegorische Name für den kräftigen, energischen Luther: „Die wittenbergisch Nachtigall!" Auf diesen Kosenamen antwortete der Jesuit Spee mit seiner Dichtung „Trutznachtigall". Hervorragend ist die in allegorische Gewänder eingehüllte Satire „Das Lob der Narrheit" von Erasmus, ein Werk, das von Holbein illustriert und in viele fremde Sprachen übersetzt wurde. Erasmus rühmte sich, daß es Papst Leo der Zehnte mit Vergnügen von Anfang bis zum Ende gelesen habe. Dies war ein Zeichen nicht gewöhnlicher Größe des Mediceers, da Erasmus der Narrheit, als allegorischer Figur, eine Strafpredigt gegen das Papsttum in den Mund gelegt hatte. An Schärfe gab diese Predigt den Angriffen der „wittenbergisch Nachtigall" nur wenig nach. In der scholastischen Tradition und in den mystischen Schriften erscheint als seltsames Symbol der Schönheit die mittelalterliche schöne Helena. Hervorgegangen aus einer Schrift des Kirchenvaters Irenäus im zweiten Jahrhundert, entsprach sie dem allgemeinen Drang, sich allegorisch auszudrücken. Irenäus erzählt von einem gewissen Simon, dem Magier, der später von den Aposteln überwunden wird. Dieser Simon bewirkte seine Zaubereien durch die Mithilfe einer gewissen Helena, die er beständig in geheimnisvoll behangener Sänfte mit sich führte und in welcher jene Helena wieder auflebte, um derentwillen Troja fiel. Sie hat schon viele Wiedergeburten erfahren. Ursprünglich soll sie ein reiner Engel gewesen sein, mußte aber auf Erden verirrt mancherlei Gestalt annehmen, auch zur Buhlerin und Sklavin sich erniedrigen. So wurde Helena — das Symbol der Schönheit — im gnostischen Mythos der Sophia aufgenommen und mit dieser verquickt. Denn die schöne Weisheit, die aus Himmelshöhen stammt, muß sich auf Erden den gewöhnlichen Diensten unterziehen. In ihr ist die Gefahr der Schönheit für den Christen verkörpert. Darum ist sie zuerst in den gnostischen Lehren dem bösen Zauberer Simon gesellt, dann in

den Volksbüchern dem Zauberer Faust, wahrscheinlich einer phantastischen Umschreibung des Fust, der bei der Hexerei des ersten Buchdrucks beteiligt war — sinnig genug, denn durch diese „Hexerei" lebte die Antike für das allgemeine Bewußtsein wieder auf. Neben dieser mönchischen Fassung der Allegorie macht sich aber auch die feinere geltend, eine gewisse Ehrfurcht der geheimnisvollen Helena gegenüber, die vielleicht doch aus besseren Welten stammt und nicht nur sinnliche Lockung, seelenverderbliche Zauberei bringen kann. Sie vermählt sich mit Faust, wie Aphrodite sich mit Hephaistos vermählte, die Schönheit mit der Arbeit, und schenkt ihm einen blühenden Sohn. Doch als der Zauberer dem Teufel verfällt, verschwindet der Sohn mit der Mutter zusammen.

Es war Goethe vorbehalten, aus diesem Märchen den Deutschen eine mystisch-allegorische Dichtung großen Stiles zu schenken. Im zweiten Teil des „Faust" lernt die Seele des Helden auf ihrer Pilgerfahrt mannigfache psychische Klimata kennen, die alle ihre bedeutenden Sinnbilder haben. Okzident und Orient, Pantheismus und Christentum, Mythologie und Legende treten auf und ringen in immer neuen Gestaltungen und Verkleidungen um die Herrschaft über diese eine Seele. Ein blendender Reichtum symbolischer Dinge, ein Verketten und Verschlingen kühner Gleichnisse scheint eine letzte, höchste Vollendung aller vorangegangenen Allegorien zu sein. Aber wir können trotz der Bewunderung für den großen Zauberer, der so vieles machtvoll zusammenfaßte, uns nicht heimisch fühlen, unter dieser überwältigenden Fülle von Personifikationen und ihren deutungsbedürftigen Wesenheiten. Wir haben nicht mehr das vertraute Gefühl vergangener Generationen dem Abstrakten gegenüber. Unsere geistige Disziplin ist auf exakte Wissenschaft gegründet, statt auf scholastische Weisheit. Sie hat sich geändert und verfolgt nur mit Mühe das Spiel dieser gewaltigen, rätselvollen Konzeption.

Aber Goethe krönt seinen labyrinthischen allegorischen Palast, der tausend Schatzkammern birgt, der dem Auge Königsäle und Gefängnisse und blumengeschmückte Höfe zeigt, lächelnd mit den geheimnisvollen Worten:

„Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis."

Das Baumwollproblem

Von Privatdozent Dr. Zadow-Greifswald

Der Außenhandel Deutschlands, welcher noch im Jahre 1890 nur ungefähr 7 Milliarden Mark betrug, hat sich in den letzten zwanzig Jahren verdoppelt und beläuft sich jetzt auf etwa 15 Milliarden Mark, von denen rund 8 Milliarden auf die Einfuhr und 7 Milliarden auf die Ausfuhr entfallen.*) Unter den eingeführten Rohstoffen

*) Vgl. hierzu „Unsere Kolonialwirtschaft in ihrer Bedeutung für Industrie, Handel und Landwirtschaft". Nach Zusammenstellungen des Kaiserlichen Statistischen Amtes herausgegeben vom Kolonialwirtschaftlichen Komitee 1910.

spielen diejenigen der Textilindustrie eine Hauptrolle; denn die Einfuhr von Rohbaumwolle hat sich in den letzten dreißig Jahren sowohl der Menge wie dem Werte nach ungefähr verdreifacht und beträgt heute gegen 550 Millionen Mark, während sich die Einfuhr von Schafwolle auf etwa 430 Millionen und diejenige von Hanf auf 170 Millionen beläuft.

Wenn auch ein Teil der Rohstoffe der Textilindustrie, wie z. B. Wolle und Flachs, in Deutschland selbst gewonnen wird, so ist doch unsere geringe heimische Produktion in diesen Rohstoffen auch nicht annähernd imstande, einen Einfluß auf die Preise des Weltmarkts auszuüben. Als die Brache bei uns verschwand, ging auch die Schafzucht zurück, und da es ferner vorteilhafter war, an Stelle des Flachses Getreide anzubauen und die deutsche Leinwand durch die billigere ausländische Baumwolle zu ersetzen, so muß tierische und pflanzliche Wolle in steigenden Mengen jährlich aus dem Auslande eingeführt werden. Pro Kopf der Bevölkerung ist der Verbrauch der früher zu den Luxusartikeln gerechneten Baumwolle, der in Deutschland im Jahre 1840 nur 0,3 Kilogramm betrug, bis 1895 auf 5 Kilogramm, bis 1900 auf 6 Kilogramm und inzwischen weiter auf fast 7 Kilogramm im Jahre 1909, also rund um das Zwanzigfache gestiegen und übertrifft den früher vorherrschend gewesenen Verbrauch von Schafwolle, der am Anfang des vorigen Jahrhunderts den Baumwollverbrauch um das Doppelte überstieg, schon um das Mehrfache. Wenn auch zu dieser Verbrauchssteigerung die eingetretene Verbilligung der Baumwolle beigetragen und die Verwendung der teueren Schafwolle eingeschränkt hat, so bleibt doch zu berücksichtigen, daß nicht die gesamte Einfuhr von Textilrohstoffen für den heimischen Verbrauch bestimmt ist, und daß die Baumwolle, die in unserer Einfuhr an erster Stelle steht, als Rohmaterial einem großen Teil unserer Bevölkerung zur Herstellung von Fabrikaten für die Ausfuhr Arbeitsgelegenheit gibt; denn die Ausfuhr von Baumwollwaren betrug im Jahre 1909 321,7 Millionen Mark. Nach einer Erhebung des Internationalen Verbandes der Baumwollspinner- und Webervereinigungen gab es am 1. März 1910 in der ganzen Welt rund 133,4 Millionen Spindeln; davon entfielen auf Großbritannien 53,7, auf die Vereinigten Staaten 28 und auf Deutschland 10,1 Millionen. Deutschland, das im Jahre 1846 nur 750 000, im Jahre 1877 erst 4,2, 1891 schon 6,0, 1898 7,4 und 1901 7,9 Millionen Spindeln aufzuweisen hatte, steht mithin hinter Großbritannien und den Vereinigten Staaten an dritter Stelle. Bereits im Jahre 1902 betrug das Anlagekapital der deutschen Baumwollindustrie etwa 700 Millionen Mark und hat seit dieser Zeit eine erhebliche Erhöhung erfahren.

Ungefähr der gleiche Betrag fließt in der gesamten Textilindustrie Deutschlands durchschnittlich pro Jahr den in dieser Industrie beschäftigten ca. 1 Million Arbeitern, d. h. dem achten Teil der Industriearbeiter überhaupt, an Löhnen zu. Der sechzigste Teil unserer Bevölkerung findet seinen Erwerb in der einen jährlichen Produktionswert von über 1 Milliarde erzeugenden Textilindustrie und ist von deren wirtschaftlicher Lage abhängig, so daß die gedeihliche Entwicklung unserer

Baumwollindustrie eine Lebensfrage für unsere nationale Volkswirtschaft geworden ist.

Wenn auch der Absatz im Innern, wie schon erwähnt, stetig zunimmt, so sind die Aussichten für die Industrie leider nicht als günstig zu bezeichnen, da sich die für die Baumwollfabrikate so wichtigen Verhältnisse der Ausfuhr immer schwieriger gestalten. Während einerseits unseren Fabrikaten durch hohe Zölle mehr und mehr der Eingang versperrt wird, sind sie anderseits einem verstärkten Wettbewerb ausgesetzt, da sich neuerdings in steigendem Maße die Neigung zeigt, selbst Baumwollartikel herzustellen, um allmählich die übrigen Länder nicht mehr mit den Rohstoffen, sondern mit Fabrikaten zu versorgen, und zwar läßt sich diese Entwicklung deutlich aus der verschieden starken Zunahme der Spindelzahl in den in folgender Tabelle aufgeführten Gebieten erkennen:

Gebiete	Spindeln in Millionen		Zunahme in Prozenten
	1890	1. März 1910	
Vereinigte Staaten . .	14,6	28,0	91,8
Ostindien	3,4	6,1	79,4
Europäischer Kontinent .	26,0	40,2	54,6
Großbritannien	44,8	53,7	19,9

Während die beiden ersten Gebiete selbst Rohbaumwolle erzeugen, sind die beiden letzten im Bezuge derselben vom Auslande abhängig. Wie die Tabelle zeigt, hat sich die Spindelzahl der Vereinigten Staaten in den letzten zwanzig Jahren beinahe verdoppelt, die des europäischen Kontinents hat sich nur um etwas über die Hälfte und diejenige Großbritanniens um ein Fünftel vermehrt.

Hat die deutsche Baumwollindustrie auf der einen Seite unter Absatzschwierigkeiten zu leiden, so gestaltet sich auf der anderen Seite die Rohstoffversorgung immer schwieriger, und es taucht die Frage auf, ob die Produktion der Rohbaumwolle mit dem immer stärker steigenden Verbrauch Schritt halten wird, so daß unsere Industrie auch für die Zukunft auf eine ausreichende und preiswerte Deckung ihres Rohbedarfs rechnen kann.

In der Erzeugung von Rohbaumwolle haben sich die Vereinigten Staaten von Amerika eine geradezu weltbeherrschende Stellung erworben; denn von der Baumwollernte der Welt, die im Jahre 1908/09 rund 22,5 Millionen Ballen betrug, entfielen auf die Vereinigten Staaten 13,8, auf Ägypten 0,9 und auf die sonstigen Produktionsgebiete 3,1 Millionen Ballen. Da aus diesem Grunde die Produktion von Ägypten und den anderen Gebieten für unsere Versorgung nur in geringerem Maße in Betracht kommt, so sind wir hinsichtlich der Einfuhr von Baumwolle von den Vereinigten Staaten völlig abhängig, wie auch aus folgender Tabelle hervorgeht:

Einfuhr von Rohbaumwolle	Insgesamt		Davon kamen aus		
	1000 t	Mill. Mark	Ver. Staaten von Amerika (1000 t)	Britisch-Indien (1000 t)	Ägypten (1000 t)
1900	313,2	318,0	256,2	25,8	25,2
1901	332,9	296,2	256,3	48,1	24,1
1902	348,3	319,7	267,0	48,4	30,4
1903	382,5	395,1	268,1	79,1	30,9
1904	398,1	471,0	281,3	76,6	33,4
1905	402,9	398,2	299,8	61,9	34,7
1906	380,2	445,3	279,1	69,4	32,5
1907	476,4	515,4	324,3	108,0	36,4
1908	449,1	476,5	355,2	55,2	33,2
1909	455,9	532,2	350,3	57,2	43,2

Nach den vorstehenden Einfuhrzahlen bezog Deutschland im Jahre 1900 82 Prozent, 1901 77 Prozent, 1902 77 Prozent, 1903 70 Prozent, 1904 71 Prozent, 1905 74 Prozent, 1906 73,4 Prozent, 1907 68,1 Prozent, 1908 79,1 Prozent und 1909 76,8 Prozent der eingeführten Rohbaumwolle aus Amerika. Welche Gefahren unter solchen Umständen eine Mißernte, eine bei politischen Verwickelungen eintretende Baumwollsperre oder eine starke Preistreiberei für die vom amerikanischen Markt abhängigen Baumwollindustrien und die zahlreichen in ihr beschäftigten Arbeiter herbeiführen können, dafür bietet uns die Geschichte ein lehrreiches Beispiel an der Krisis der englischen Baumwollspinnereien gelegentlich der sogenannten „Cotton famine“ (Baumwollhungersnot), als infolge des amerikanischen Bürgerkrieges (1861 bis 1864) die Baumwollzufuhr aufhörte, zahlreiche englische Fabriken zum Schließen der Betriebe gezwungen wurden und über eine halbe Million Arbeiter mit ihren Familien jahrelang dem Elend preisgegeben waren.

Da ferner die syndizierten Baumwollproduzenten Amerikas infolge ihres erdrückenden Übergewichts auf den Baumwollmarkt auch bezüglich der Preisbildung ein tatsächliches Monopol besitzen, so ist unsere Textilindustrie zu großen finanziellen Opfern gezwungen; denn der Durchschnittspreis von Baumwolle, der im Jahre 1899 noch 29 Pf. betrug, stieg dann mit bedeutenden und jede Kalkulation ausschließenden Schwankungen, die mehrfach zu Betriebseinschränkungen und Arbeiterentlassungen führten, auf 59, 68 und $76^1/_2$ Pf., und am 31. Dezember 1909 wurden sogar $79^1/_2$ Pf. für das Pfund der Sorte middling bezahlt! Nun bedeutet aber eine Preissteigerung um nur 10 Pf. pro Pfund für die deutsche Textilindustrie bei einem Jahresbedarf von 1,6 Millionen Ballen den enormen Mehraufwand von 80 Millionen Mark oder rund 80 Mark auf den Kopf der beschäftigten Arbeiter, und aus den Betriebseinschränkungen der letzten Zeit ergibt sich die ungünstige Wirkung solcher Umstände auf die Lohn- und Beschäftigungsverhältnisse der deutschen Textilarbeiter.

Nach dem Bericht des Sekretärs der Baumwollbörse zu New Orleans ist der Ertrag des am 31. August 1910 beendeten Erntejahres der kleinste, der seit sechs Jahren erzielt wurde. Die Gesamternte des Berichtsjahres betrug 10 609 668 Ballen gegen 13 825 457 Ballen des Vorjahres, und da ferner das Stückgewicht der Ballen diesmal etwas geringer gewesen ist — 506,62 lbs gegen 513,30 lbs —, so reduziert sich die Ballenzahl für das Jahr 1909/10 auf 10 471 594, d. h. der Ernteertrag ist nach dem wirklichen Gewicht im letzten Jahre um 3 353 863 Ballen oder 24,3 Prozent, also fast um ein volles Viertel zurückgegangen, hat aber nichtsdestoweniger den höchsten bisher verzeichneten Geldbetrag eingebracht; denn der Gesamtwert der Ernte 1909/10 wird auf 778 894 095 Dollar angegeben, während der Wert der vorjährigen mit einer um $3^1/_4$ Millionen Ballen höheren Menge sich nur auf rund 684 Millionen Dollar belief. Obgleich der Mengenertrag der letztjährigen Ernte gegenüber dem Vorjahr um 24,3 Prozent niedriger war, stand der Geldwert um 95 Millionen Dollar oder 13,9 Prozent höher.

Auch die ägyptische Baumwollernte ist nach den nunmehr vorliegenden amtlichen Mitteilungen im Jahre 1909/10 eine überaus ungünstige gewesen; denn der Rückgang hat gegen das Vorjahr um mehr als ein Viertel abgenommen, übertrifft mithin im Verhältnis noch denjenigen der amerikanischen Ernte. Für den ungünstigen Ausfall der Ernte ägyptischer Baumwolle, welche bisher als besonders hochwertig galt, werden sehr bedenkliche Gründe angeführt, nämlich die Abnutzung des Bodens und die Verschlechterung der Saat. Da in Deutschland im Jahre 1909 431,6 Tonnen Rohbaumwolle im Werte von 73,4 Millionen Mark, also ein Siebentel der Ernte des Jahres 1908/09, aus Ägypten eingeführt wurde, so hat es in erheblichem Umfange unter der außerordentlichen Preissteigerung dieser Provenienz zu leiden: Während die Baumwolle am 29. März 1909 für den Maitermin mit 14 Tallari (1 Tallari = 4,15 M.) notierte, lauteten die Notierungen am 21. August bereits auf 18 Tallari; der Preis stieg dann weiter im Laufe des Geschäftsjahres auf $22^3/_8$ Tallari und der Maikontrakt 1910, wenn auch nur vorübergehend, auf $31^3/_4$ Tallari.*)

Unter den enormen Produktionsschwankungen in dem Hauptrohstoffgebiet der Welt hat die europäische Textilindustrie schwer zu leiden, und der mangelhafte Ausfall der letzten Ernte hat in den Baumwollzentren, besonders in Lancashire, geradezu kritische Zustände gezeitigt, zumal diese Spinnereien schon seit längerer Zeit wegen der andauernden Knappheit von Rohmaterial mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen haben.

Die Spannung zwischen Baumwollerzeugung und -verbrauch, die Ausdehnung der Industrie in den Erzeugungsländern und die Abhängigkeit von den spekulativen Preistreibereien haben neuerdings bewirkt, daß die Länder, welche einer starken Baumwolleinfuhr bedürfen, mehr und mehr dazu über-

*) Warnack: „Die Baumwollnot" (Deutsche Kolonialzeitung 1910, Nr. 40 und 1911, Nr. 6).

gehen, sich von der Suprematie der Vereinigten Staaten freizumachen, durch Anbau von Rohbaumwolle in Kolonien sich für spätere Zeiten den Bezug zu sichern und so das Monopol der Amerikaner zu beseitigen. Dazu kommt, daß viele Fachleute für spätere Zeiten schon deshalb einen Mangel an amerikanischer Baumwolle prophezeien, weil sie infolge von Degeneration in Zukunft nicht mehr so ertragreich sein könne.

In erster Linie ist besonders Großbritannien zu nennen, welches die Baumwollpflanzungen im britischen Reich nach Möglichkeit zu vermehren sucht und besonders in Ägypten und Indien in größerem Maße Baumwolle produziert. Gerade jetzt sind die Aussichten des Baumwollbaues sehr günstig, und in den englischen kolonialen Besitzungen gibt es noch große Areale, die sich sehr gut für den Anbau eignen, z. B. Rhodesia und Nigeria.

In Deutschland trat man dem Gedanken einer eigenen Baumwollproduktion verhältnismäßig erst sehr spät nahe; den ersten Anstoß hierzu, wie in den europäischen Kontinentalstaaten überhaupt, gab das Kolonialwirtschaftliche Komitee in Berlin, das durch seine im Jahre 1900 nach Togo entsandte „Baumwollexpedition" feststellte, daß sich dieses Gebiet seiner ganzen Ausdehnung nach für den Baumwollbau vortrefflich eigne, und das so den Grund zu der heutigen Baumwollerzeugung in den deutschen Schutzgebieten legte. Bald bildeten sich dann auch in anderen Ländern mit Kolonialbesitz in Afrika nach dem Vorbilde des Kolonialwirtschaftlichen Komitees ähnliche Vereinigungen zur Verwirklichung der gleichen Ziele: die British Growing Association in Manchester, die Association Cotonnière Coloniale in Paris und andere in Italien, Portugal, Belgien und Holland. Diese von ihren Regierungen tatkräftig unterstützten Gesellschaften betreiben die Einführung des Baumwollbaues als Volkskultur und Plantagenkultur in den Kolonien in gemeinnütziger Weise und stehen auch durch Austausch der gesammelten Erfahrungen, Lieferung von Saatgut usw. in einer nutzbringenden Verbindung. Außerdem hat sich der bereits oben erwähnte Internationale Verband der Baumwollspinner- und Webervereinigungen gebildet, welcher die Baumwollinteressenten aller Länder umfaßt und jährlich einen Kongreß zur Besprechung der gemeinsamen Interessen abhält.

Was nun die Baumwollproduktion in den deutschen Kolonien betrifft, so hat das Kolonialwirtschaftliche Komitee in Togo neben Entkörnungsanlagen auch eine Ackerbauschule in Nuatjä eingerichtet, in der die Eingeborenen im Anpflanzen und Ernten der Baumwolle unterrichtet werden; auch hat das Komitee neuerdings dem Gouverneur Prämien zur Verteilung an die Eingeborenen für gute Leistungen im Baumwollbau zur Verfügung gestellt, um auf diese Weise die Qualität der Togobaumwolle zu heben. Der Baumwollbau macht in Togo als Volkskultur befriedigende Fortschritte, und zwar betrug die Ernte im Jahre 1905/06 857 Ballen, 1906/07 1205, 1907/08 1691 und 1908/09 2337 Ballen zu 250 Kilogramm.

Nach dem Versuche in Togo, wo die nordamerikanische Baumwolle angebaut wird, ging das Komitee — von den deutschen Spinnereien mit 10 Prozent der

jährlichen berufsgenossenschaftlichen Beiträge unterstützt — im Jahre 1902 zu Versuchen mit ägyptischer Baumwolle in Ostafrika über, und hier erwiesen sich die Verhältnisse als noch weit günstiger, da sich erstklassige Baumwollbodenarten in großer Ausdehnung darboten und außerdem die Güte des Erzeugnisses alle Erwartungen übertraf. Auch hier errichtete das Komitee zahlreiche Versuchsplantagen und verbürgt den Eingeborenen einen festen Preis von 40 Pf. frei Küste pro $^1/_2$ Kilogramm, wenn das Erzeugnis dem ägyptischen Fully good fair entspricht. Auch hier ist die Produktion stetig gewachsen, und zwar von $1^1/_2$ Ballen im Jahre 1902 auf 1081 Ballen im Jahre 1908 und auf 2077 Ballen zu 250 Kilogramm im Jahre 1909, wobei die Ausdehnung der Baumwollplantagenkultur noch durch sieben in der Kolonie im Betrieb befindliche Dampfpflüge gefördert wird. Die zurzeit in der Entwicklung begriffenen zwölf großen Baumwollplantagen haben im ganzen 85000 Hektar Land belegt, und die im Jahre 1908 in der Kolonie mit Baumwolle bepflanzte Fläche von 6144 Hektar ist inzwischen weiter angewachsen.

In Kamerun (auf den Hochflächen des Inneren), in Deutsch-Südwestafrika (Amboland) und in Neu-Guinea (Herbertshöhe) befinden sich die Versuche noch in den ersten Anfängen.

Die Bestrebungen des Kolonialwirtschaftlichen Komitees werden von der Regierung in jeder Weise unterstützt; so nahm sie in den vorjährigen Haushalt Togos 65000 Mark und bei Ostafrika 60000 Mark zur Förderung des Baumwollbaues auf, nachdem die oben erwähnte Ackerbauschule in Nuatjä bereits am 1. April 1908 durch Kauf in ihren Besitz übergegangen war.

Wenn unsere Kolonien auch vorläufig nur einen kleinen Bruchteil unseres heimischen Bedarfes decken, so ist eine erhebliche Steigerung der Produktion bestimmt in den nächsten Jahren zu erwarten. Fehlte es doch bisher an der Unterstützung durch größere Verkehrsmittel, an der Ausbreitung des Eisenbahnnetzes, um die Erzeugung von Baumwolle auch in den von der Küste entfernten und für diese Kulturen geeigneten Binnenländern rentabel zu machen. Das unserm Togo benachbarte englische Nigeria hat bewiesen, daß bei beschleunigter Erschließung durch Verbesserung der Verkehrs- und Bewässerungverhältnisse, insbesondere durch Eisenbahnen, die Ausfuhr in beträchtlicher Weise gesteigert werden kann.

Die Baumwollausfuhr aus Togo und Deutsch-Ostafrika betrug:

	Kilogramm		Kilogramm
1902	371	1906	382102
1903	41400	1907	512873
1904	232061	1908	689340
1905	322705	1909	1029924

Wenn dieses Quantum auch im Vergleich zum Bedarf Deutschlands noch nicht in Frage kommen kann, so hat schon Jöhlinger*) mit Recht darauf hin-

*) „Die wirtschaftliche Bedeutung unserer Kolonien", Berlin 1910.

gewiesen, daß sich im Jahre 1790 die im vorigen Jahr etwa 13 Millionen Ballen betragende Produktion der Vereinigten Staaten auch nur auf 5000 Ballen belaufen hat. Obgleich die auf dem Rücken vieler Neger verteilte Fracht von Togo bis zur Küste 400 Mark für 100 Kilogramm beträgt, rentiert sich dennoch das Geschäft bei den gegenwärtigen hohen Baumwollpreisen. Noch weiter aber sind die Wege aus dem Inneren nach der Küste in Ostafrika, wo die Trägerlasten für die Tonne 2500 Mark, d. h. 2,50 Mark für 1 Kilogramm betragen, also mehr, als sich die Amerikaner für ihre Baumwolle zahlen lassen; dieselbe Arbeit würde eine Eisenbahn für 45 Mark die Tonne oder $4^1/_2$ Pf. pro 1 Kilogramm leisten. Dazu kommt die Beschleunigung des Transports durch die Eisenbahn, die gegenüber der bisherigen Beförderungsmethode das Zwanzig- bis Vierzigfache beträgt; z. B. wird die Strecke vom Tanganjikasee bis zur Küste nach Bagomojo von einer Karawane in drei Monaten zurückgelegt, während die Eisenbahn weniger als drei Tage dazu gebrauchen wird. Da der Bau der als notwendig erkannten Kolonialbahn nunmehr rüstig vorwärts schreitet, so darf der weiteren Entwicklung mit dem größten Vertrauen entgegengesehen werden. Schon Dernburg hat hervorgehoben, daß wir den größten Schädigungen entgehen, wenn wir in der Lage sind, unseren Bedarf an Rohstoffen auch nur teilweise zu decken, da nicht die Summe des Angebots den Preis macht, sondern nur die zwischen Angebot und Nachfrage bestehende Differenz, und da es nur darauf ankommt, einen so erheblichen Teil zu decken, daß er auf dem Weltmarkt von Bedeutung ist.

Auch Staatssekretär v. Lindequist bringt der Förderung des Baumwollbaues in unseren Kolonien das größte Interesse entgegen. So äußerte er sich in seiner Programmrede im Reichstage am 12. Dezember 1910 u. a. folgendermaßen: „. . . Wir wissen heute mit positiver Bestimmtheit, daß wir mit unseren überseeischen Besitzungen wertvolle und von Jahr zu Jahr aufnahmefähigere Absatzmärkte für unsere deutsche Volkswirtschaft, für unseren deutschen Handel haben, und daß wir in ihnen zugleich verheißungsvolle Quellen für den Bezug unserer Rohmaterialien besitzen. Wer könnte heute angesichts der Baumwollnot, welche immer mehr kritisch wird, wer könnte angesichts des Wollbedarfs, der immer weiter zunimmt und die Preise steigert, noch im unklaren darüber sein, daß es geradezu eine Lebensfrage für weite Zweige unserer Industrie, vor allem für unsere Textilindustrie, und zwar für Arbeitgeber ebenso wie für Arbeitnehmer ist, daß wir unsere Rohmaterialien aus den Kolonien beziehen und uns mehr und mehr von unkontrollierbaren ausländischen Spekulationen und Monopolbestrebungen unabhängig machen. Immer mehr dringt die Erkenntnis durch, daß mit den Jahren ein großer Teil des deutschen Rohstoffbezuges aus unseren Kolonien gedeckt werden kann und muß. Ich betrachte es als eine der vornehmsten Aufgaben der Kolonialverwaltung, auf dem beschrittenen Wege energisch weiterzugehen und Hand in Hand mit den Interessentenkreisen der Heimat und mit den Siedlern und Pflanzern drüben

dem Notstande abzuhelfen, welcher heute schon einzelne Zweige unserer Industrie bedroht, andere zu bedrohen anfängt. In engem Zusammenhang mit der Erweiterung der Absatzmärkte in unseren Kolonien und mit dem Bezug von Rohprodukten steht das großzügige, vorhin bereits von mir erwähnte Bahnprogramm meines Vorgängers, welches weiter fortgeführt werden soll und muß. Eine Reihe von Vorschlägen zur Hebung der tropischen und subtropischen Landwirtschaft, welche Ihnen im Etat 1911 vorgelegt werden, soll im Endziel demselben Zweck dienen. Es wird Ihnen noch vor der Budgetkommission eine umfangreiche Baumwolldenkschrift vorgelegt werden, durch welche untersucht werden soll, wie der augenblicklichen Baumwollnot abgeholfen werden kann . . . . . ."

Nach den Gutachten namhafter Kolonialautoritäten werden wir in etwa 60 Jahren in dem Bezuge von Rohbaumwolle von den Vereinigten Staaten unabhängig sein, und nach Berechnungen von Warburg werden nach Einführung geeigneter Methoden — zumal wenn allgemein an Stelle des primitiven Betriebes der Eingeborenen europäische Plantagenwirtschaft mit maschinellem Großbetrieb eingerichtet sein wird — unsere Kolonien bis zu $2^1/_2$ Millionen Ballen liefern können, also mehr, als zurzeit der gesamte deutsche Verbrauch beträgt.

Der Unentbehrliche

Humoreske von Rolph Boddenhusen

Ich bin meiner engeren Heimat im mittleren Weichselgebiet eigentlich recht entfremdet. Woran das liegt, weiß ich nicht. Ich weiß auch nicht, wer den größeren Teil der Schuld trägt — die Heimat oder ich. Richtig bewußt ist mir eigentlich nur, daß ich mich allmählich daran gewöhnt habe, das Sauerkraut nicht in die Erbssuppe zu mengen, sondern, wenn nötig, für sich zu genießen; auch ist mir der Sinn verloren gegangen für die brennende Wichtigkeit der Frage, ob Nikolaus Kopernikus sich mit C oder K, mit einem oder zwei p schreibt — wovon die Gelehrten meiner Heimatprovinz es abhängig machen, ob die Erde auf deutsch oder auf polnisch sich um die Sonne dreht.

Dennoch ist mir alles wichtig und interessant, was von dorther kommt. In ihrem jüngsten Briefe schrieb mir meine Mutter unter vielem andern, daß Jan Witotzki gestorben sei.

Weiß der liebe Himmel, wie das Gedächtnis leidet in zwanzig Jahren! Stundenlang habe ich mir den Kopf zerbrochen und nicht darauf kommen können, wer Jan Witotzki ist. Dabei war mir der Name so bekannt und geläufig wie nur irgendeiner . . .

Endlich!

Der Briefträger kam zur zweiten Bestellung. Ich brauchte einige Marken, und da der Mann die gewünschten Postwertzeichen nicht in seiner großen schwarzen Ledermappe, sondern mit einiger Umständlichkeit der inneren Brusttasche seines Uniformrocks entnahm, wußte ich endlich, wer Jan Witotzki war.

Nun stand er lebendig und leibhaftig vor mir, wie ich ihn als Junge gekannt. Ich sehe ihn vor der Tür des väterlichen Gutshauses: die Dienstmütze im Genick und die stählerne, um den Kopf mit einer Schnur befestigte Brille auf die äußerste Nasenspitze gerückt.

Gleich am ersten Tage, wenn ich auf Ferien zu Hause war, mußte ich ihm meine Zensur vorlegen — und das war mir unter Umständen peinlicher als die erste Durchsicht des Dokuments durch meinen Vater. Herr Witotzki war viel schwerer zufrieden zu stellen. Bei jeder minderen Note warf er mir über Papier und Nase hinweg einen grimmigen Blick zu.

„Und mit einem solchen Zeugnis willst du Briefträger werden, du Luntruß!? Wo du in Religion bloß ‚ausreichend' und im schriftlichen Latein ‚mangelhaft' hast? Was denkst du dir denn eigentlich, mein Sohn, wo das hin soll, he? Damit kannst du ja nicht einmal Geistlicher werden! Hier nimm deinen Wisch und scher dich, daß ich dir nicht noch die Jacke vollhaue! Nach Kaczewko kommst du heute nicht mit —"

„Aber, Herr Witotzki — —"

„Stille bist du!" schnauzte der Alte, indem er mit der Rechten unzweideutig ausholte. „So einen faulen Lorbaß werde ich nach Kaczewko mitnehmen! Daß mich die Leute auslachen, nicht wahr? Und Briefträger will er werden! Bestelle deinem Vater, daß er mir leid tut — und das Erntefest möchte er auf Montag verschieben. Am Sonnabend ißt ein katholischer Christ kein Fleisch, und außerdem bin ich am Sonnabend zur Kindtaufe bei Soleskis in Grodno. Wirst du das bestellen?"

„Jawohl. Aber könnte ich nicht doch vielleicht nach Kaczewko —?"

„So komm denn schon, du Schlumps," knurrte er nach einigem Zögern. „Aber daß du mich nicht ansprichst unterwegs, und wenn Leute kommen, dann gehst du beiseite, als wenn du nicht zu mir gehörst."

Ich trottete schweigend und bedrückt mit. Um so mehr aber sprach Herr Witotzki. Erst noch grollend, dann immer wohlwollender redete er mir ins Gewissen.

„Sieh mal, mein Sohn, du mußt dir immer vor Augen halten, daß es nicht so einfach ist, Briefträger zu werden. Damit, daß man den Leuten einen Brief oder eine Zeitung bringt, damit ist es nicht gemacht. Dazu brauchtest du dir nur von deiner Frau sechs oder acht Taschen in das Rockfutter nähen zu lassen — für jedes Dorf eine, und fertig ist die Geschichte. Wie willst du aber einem kranken Schwein den Rotlauf besprechen, wenn du nichts gelernt hast, he? Stell dir das doch mal richtig vor! Und glaubst du, daß es so leicht ist, einem Manne wie dem Nepomucen Glomba in Siedlec eine dritte Hypothek auf seinen verschuldeten Hof zu besorgen? Vorgestern habe ich deiner Schwester einen Zahn gezogen. Sage mir, wie ich das wohl hätte machen können, wenn ich nichts von den Zähnen gelernt hätte! Und das wirst du nie lernen, wenn du in der Religion nur ‚ausreichend' und im schriftlichen Lateinischen gar ‚mangelhaft' hast. Wie du mich hier siehst — — — In Ewigkeit Amen" erwiderte er den Gruß eines daherfahrenden Bauern, indem er sich unterbrach und sich diesem zuwandte. „Heda, Stasiu, du fährst in die Stadt?"

„Ganz recht, Panie Witotzki. Ich will zehn Sack Hafer verkaufen."

„Das sieht dir ähnlich. Ich habe dir doch abgeraten, nicht wahr? Im vorigen Jahre hast du im Winter zukaufen müssen. Ist denn der lahme Fuchs wieder gesund? Und mich dünkt, du bist nicht rasiert, Stasiu —?"

„Nein. Ich erwartete Euch gestern nachmittag."

„Nun höre bloß, Jung, wie der Mensch daherredet! Als ob er nicht wüßte, daß die Bleß beim Antony Sreb gekalbt hat. Da sollte ich wohl nach Kaczewko kommen und den hochmögenden Herrn Stanislaus Wilsner rasieren. Was ihr für einen Begriff habt von einem Beamten! So komm doch runter von deiner Karre, du Hundeseele! Was wartest du noch?"

Während der Bauer schwerfällig vom Wagen stieg und sich auf einen Haufen geschlagener Chausseesteine niederließ, knöpfte Jan Witotzki seinen Uniformrock auf und entnahm einer der eingenähten zehn Taschen ein Rasiermesser, eine Blechdose und ein Tuch.

„Also, welcher Klasse willst du rasiert sein?"

„Für fünf Pfennige. Ich habe wenig Geld heute."

„Natürlich! Wenig Geld! Damit du in der Stadt einen Schnaps mehr trinken kannst," höhnte der Alte, indem er das Besteck wegpackte und aus einer andern Tasche ein älteres Messer und ein Tuch hervorholte, dessen Farbe nicht mehr zu bestimmen war. „Also die zweite Klasse. Da mußt du aber sehr stillhalten, Stasiu. Ich habe zwar erst gestern Leichdörner damit geschnitten, aber es däucht mich, als wenn das Messer der zweiten Klasse an der oberen Kante ein wenig hackig ist. Also deinem Fuchs geht es wieder gut — das ist mir lieb zu hören. Umschläge mit zerquetschtem Wickenkraut und es gibt keinen Spat mehr auf der Welt. Wann ist doch die Hochzeit deiner Schwester?"

„Am Zweiundzwanzigsten", stöhnte der Bauer unter dem Messer mit schmerzverzerrtem Gesicht.

„Ei, sieh mal! An einem Zweiundzwanzigsten ist sie auch geboren. Im Juni, nicht wahr? Ich weiß es wie heute. Ich hatte einen dienstfreien Tag und konnte schon am Vormittag hinauskommen. Wir haben lästerlich viel getrunken damals. Dein Vater war auch nicht so ein Gniefke wie du; er ließ was draufgehen bei solchen Gelegenheiten. Also am Zweiundzwanzigsten ist die Hochzeit? Mich dünkt aber, es wäre besser gewesen, erst das Kleine abzuwarten; denn — —"

Jan Witotzki unterbrach das Schrapen und seine Rede und musterte mich mit einem strengen, mißbilligenden Blick.

„Wie der Lorbaß wieder Maulaffen feilhält und zuhört! Hier faß mal in die fünfte Tasche links — — in die fünfte, du Esel! So — das sind drei Briefe nach Kaczewko; zwei für den Schulzen und einer für den Kätner Sklew — wieder ein Zahlungsbefehl natürlich; es geht ihm schlecht, dem Marcyn Sklew, seit er sich mit den Geschwistern hat auseinandersetzen müssen. Die Briefe kannst du austragen, ich komme nach. Aber bilde dir nicht ein, daß du schon das Zeug hast, ein Briefträger zu werden! Denke dir, Stasiu, der Bengel hat in der Religion nur ‚ausreichend' und im — —"

Den Rest hörte ich nicht mehr, da ich beschämt und zornig davonlief.

Eigentlich hatte ich damals schon nicht mehr die Absicht, Briefträger zu werden. Aber nicht um die Welt hätte ich mich getraut, dem Herrn Witotzki das mit-

zuteilen. Nie mehr hätte er mich mitgenommen, und der Umgang mit der bekanntesten Persönlichkeit des Kreises wäre mir überhaupt abgeschnitten gewesen.

In den Ortschaften seines Bestellbezirks gab es kaum eine Lebensbetätigung, die ohne Jan Witotzki denkbar gewesen wäre. War er verhindert, so wurden Kindtaufen abbestellt und Hochzeiten hinausgeschoben. Wer nach Amerika auswandern wollte, holte den Rat des Herrn Witotzki ein, und bei Grenzstreitigkeiten war er die entscheidende Instanz. Er kannte alle, er wußte alles und machte alles. Er diente zur Messe und spielte zum Tanz auf; beim Schweineschlachten war er ebenso unentbehrlich wie als Festredner; auch hatte er schon kränkliche Dorfschullehrer vertreten und — die Bezirkshebamme.

Diese vielseitige Betätigung im Dienste des Gemeinwohls brachte es natürlich mit sich, daß die Bestellgänge nicht mit der wünschenswerten Pünktlichkeit ausgeführt wurden. Wenn er nicht annahm, daß die Briefe äußerst Wichtiges enthielten, trug er sie zwei Tage und länger in der betreffenden Tasche seines Rockfutters.

Natürlich dachte kein Mensch daran, sich zu beschweren, denn Jan Witotzki war gefährlich in seinem Zorn. Der Schulze von Miasta, der den Alten einmal einen Narren und einen Schwätzer gescholten hatte, mußte nach zwei Tagen feststellen, daß sein Viehstand von der Maul- und Klauenseuche befallen war. Erst nach vielen guten Worten schaffte Jan Witotzki das nötige Weihwasser zur Stelle, und vor der Beschwörung wies er mit Nachdruck darauf hin, daß mit dieser bösen Krankheit gemeinhin nur die Ställe solcher Leute befallen werden, die sich irgendwie mit dem Maule versündigt haben.

Schließlich mußte doch wohl etwas nach oben hin bekannt geworden sein, denn eines Tages reiste aus der Provinzialhauptstadt ein höherer Postbeamter an, der sich Herrn Witotzki vorknöpfte und ihm sehr eindringlich nahelegte, daß die Pflichten eines Reichsbeamten unter der weitherzigen Auffassung allgemeiner Menschenpflichten nicht leiden dürften. Es sei ihm unverwehrt, sich so viel Taschen in das Rockfutter einnähen zu lassen, als ihm irgend beliebe, die amtlichen Postsachen aber seien in der amtlich vorgeschriebenen schwarzen Ledertasche zu tragen; auch seien fortan pünktlich um 8 Uhr 15 morgens und um 2 Uhr nachmittags die Bestellgänge anzutreten.

Der Alte stand wie vom Donner gerührt. Die Stahlbrille auf seiner Tomatennase zitterte, und die kleinen, in tiefen Tränensäcken schwimmenden Augen blickten leblos wie Knöpfe auf den hohen Vorgesetzten. Erst ganz allmählich löste sich der starre Schreck. Er neigte den Kopf auf die rechte Schulter und sagte zwischen Vertraulichkeit und Mißbilligung:

„Aber der wohlgeborene Herr Postinspektor sind nicht rasiert, wie ich sehe —“

„Allerdings,“ erwiderte der Beamte lächelnd, indem er sein Kinn rieb, „ich bin seit vorgestern unterwegs.“ Und da er dem Alten ein Pflaster auf die Wunde legen wollte, fügte er hinzu: „Es wäre sehr nett, wenn Sie mich von Ihrer Kunst profitieren ließen, Witotzki. Ich setze natürlich voraus, daß Sie mir nicht den Hals abschneiden.“

„Aber hochmögender Herr Postinspektor—!“ schmunzelte der Alte, den Kopf schüttelnd.

Gleich darauf war er mit der ersten Klasse seines Rasierzeugs im Gange — und er hatte dem Vorgesetzten gerade die eine Hälfte des Gesichts kunstgerecht abgeschabt, als die Uhr im Dienstzimmer schlug.

Jan Witotzki sah sich bedächtig nach derselben um. Dann schlenkerte er das Rasiermesser ab, säuberte es an dem Ärmel seines Uniformrocks und nahm dem Verdutzten die Serviette vom Halse.

„Aber, mein Lieber, so machen Sie doch weiter!“ rief der Beamte.

„Das darf ich nicht, wohlgeborener Herr Postinspektor. Nach neueren Bestimmungen muß ich Punkt 2 Uhr meinen Bestellgang antreten — und es hat eben geschlagen.“

Damit warf er die verhaßte Ledertasche über die Schulter und verließ das Dienstzimmer. Der Postinspektor bekam die andere Hälfte seines Antlitzes erst abends in der Stadt gesäubert.

Jetzt ist Jan Witotzki gestorben. Was es da oben auch zu tun geben mag — ich setze das Vertrauen in ihn, daß er sich auch dort unentbehrlich machen wird.

Clara Viebig

Von Victor Klemperer-Oranienburg

Es ist immerfort die Rede von der besonderen Subjektivität der Frauen; eine größere Objektivität aber, als sie zwei gegenwärtigen deutschen Dichterinnen eignet, scheint kaum denkbar. Zwar die Objektivität Ricarda Huchs ließe sich wohl in Zweifel ziehen, weil sich in dieser Dichterin zwei Geistesströmungen unaufhörlich bekämpfen, weil die klassisch, wissenschaftlich und historisch Gerichtete zugleich leidenschaftlich an romantische Willkür hingegeben ist und bisweilen das Sachlichste mit bunter Romantik schmückt, um dann aber auch wieder inmitten kapriziösester Phantasiegebilde ihr durchaus objektives Denken zu bewähren. Dagegen ist Clara Viebig so ganz auf das Objektive gestellt, daß sie im Subjektiven geradezu versagt.

Ihre ersten Romane, die sozusagen innerliche Autobiographien sind, entbehren des eigenen Gepräges, bringen kaum etwas anderes, als was in den neunziger Jahren hundertmal beschrieben wurde. Die Heldin der „Rheinlandstöchter“ und der „Dilettanten des Lebens“ ist das moderne Mädchen schlechthin mit seiner Sehnsucht nach Befreiung aus den Fesseln der Schicklichkeit und Gesellschaftsmoral, seinem Leben-, Lieben-, Individuellseinwollen. Die Lebensdilettantin unterscheidet sich von der Rheinlandstochter nur dadurch, daß sie außer an all diesen heißen Wünschen noch am Hunger nach Kunst leidet. Beide Mädchen leben in drückender Enge, jenes kostet die Qualen der Kleinstadt aus, dieses die Not der haltlosen Bohème. Clara Viebig, die in Düsseldorf aufwuchs und sich in Berlin zur Sängerin ausbildete, ehe sie ihren wahren Beruf erkannte, hat gewiß sehr viele der lebhaften und wohlgelungenen Gesellschaftsschilderungen dieser Bücher mit Herzensanteil nach eigenem Erleben gemalt. Und doch fehlt überall die Eigenart, und manchen anderen Verfassernamen könnte man sich auf dem Buchdeckel denken. Nur eine sachlich gehaltene Episode aus den „Rheinlandstöchtern“ — ein Kapitel aus dem Eifelhochland — weist auf die eigentliche Clara Viebig hin. Noch einmal zeichnete die Dichterin sich selber in ihrem Roman: „Es lebe die Kunst“, und

wieder fehlte das völlige Gelingen, wieder überwogen die durchaus typisch-modernen Schilderungen, diesmal aus den Berliner Börsen- und Kunstkreisen. Eine junge, sehr begabte, doch allzu naive Schriftstellerin kommt nach Berlin, um dort Erfolg zu finden. Die maßgebende Gesellschaft verhätschelt Elisabeth enthusiastisch und läßt sie fallen, als sie einen kleinen Bankbeamten heiratet.

Nun könnte man wohl die gelegentlich etwas schablonenhafte Ausführung dieser Werke daraus erklären, daß der Dichter immer einer gewissen Zeit und Übung bedürfe, um seiner Besonderheit auf die Spur zu kommen. Aber als die völlig reife Clara Viebig nach einer Reihe der tüchtigsten Leistungen auf rein objektivem Gebiet sich wieder einmal in subjektiver Tonart vernehmen ließ, da bot sie wieder nur etwas Schwächeres. Sie widmete die breite Erzählung „Einer Mutter Sohn" ihrem kleinen Sohn, und ganz offenbar führte sie das Vollgefühl der eigenen Mutterwürde in die Irre. Die Dichterin schilderte die vergeblichen, tragisch endenden Bemühungen eines sehr und vielleicht allzu kultivierten Ehepaares um ein proletarisches Adoptivkind. Und sie bauschte nun aus einem persönlichen und wohl auch aus Augenblicksempfinden heraus diesen Einzelfall zum typischen Roman auf, derart, als wäre alles erzieherische Einwirken des geistig Hochstehenden auf den minder Entwickelten unmöglich, sobald die Blutsbande fehlen.

Clara Viebig muß ihr Ich fast ausschalten, sie muß sich mit der Sachlichkeit des Historikers durchdringen, um wahrhaft Künstlerisches zu schaffen. Wenn von ihren persönlichen Gefühlen nichts wirksam ist als das Mitleid mit allen Schwachen und Leidenden, das Verzeihen für jeden Strauchelnden, die Freude an herber Naturschönheit, wenn dies alles aber nur unter den eigentlichen Worten anklingt und diese selber nur berichten, rein sachlich das Ergründete berichten, dann einzig, aber dann auch immer, bietet Clara Viebig Kunstwerke. Das Registrieren dieser Werke schafft einige Schwierigkeit. Es sind vielleicht mehr geschichtliche und kulturgeschichtliche Arbeiten als dichterische. Besonders wenn man den Beruf des Historikers so hoch faßt, als es die aus den besten Geschichtsdarstellungen genommenen Maßstäbe gestatten oder fordern. Da handelt es sich ja auch nicht nur um den Bericht des Äußerlichen, der Taten und Zustände, da wird vielmehr auch den seelischen Ursprüngen, den Charakteren nachgegangen, wird auch jedes Landes und jeder Epoche Atmosphäre mitgezeichnet. Nimmt man als die Besonderheit des Dichters, daß er über das Ausmalen von Zuständen und Charakteren hinaus Entwicklungen biete, Wege andeute, die aufwärts führen, daß er nicht nur ein Gestalter, sondern irgendwie auch ein Priester und Prophet sei — dann ist Clara Viebig ganz gewiß keine Dichterin. Sie vermag keine Aufwärtsentwicklung zu schildern, weil sie an keine glaubt; die Seelen ihrer ungemein scharf gezeichneten Menschen bleiben im wesentlichen immer unverändert, der Ausblick ins Freiere, Größere, Reinere fehlt immer bei ihr. Aber dennoch besitzt sie eine Kunst, die über das Gebiet der noch so hoch aufgefaßten Geschichtsschreibung hinausgreift und eine offenbar rein dichterische ist, die Kunst, einen Einzelfall zu allgemeiner Bedeutung zu erheben, ihn zum Symbol zu gestalten, sozusagen eine Fackel aus ihm zu machen, die über den engen Umkreis des eben beschriebenen Feldes hinaus ein unabsehbares Gebiet beleuchtet. Diese Kunst ist ihr gewiß eingeboren; ihrer bewußt aber wurde sie sich erst durch die Vertiefung in Zolas Werke, deren Dichterischstes eben in diesem Symbolisieren besteht. Ich habe es aus Clara

Viebigs eigenem Munde, in wie hohem Maße, wie überwältigend Zola auf sie gewirkt habe, und welche Freude es ihr gewesen sei, sich später einmal in einer französischen Zeitschrift die beste deutsche Jüngerin des Franzosen genannt zu sehen.

Ein kurzer Vergleich mag zeigen, wie eng diese Verknüpfung zwischen Zolas und Clara Viebigs Schaffen ist. Zola schildert im „Germinal" einen Zug streikender Bergarbeiter mit völlig realistischer Deutlichkeit. Dann plötzlich beleuchtet die untergehende Sonne Weg und Menschen. Alors, la route sembla charrier du sang, les femmes, les hommes continuaient à galoper, saignants comme des bouchers en pleine tuerie ... Einige Herren und Damen, die den Zug aus ihrem Versteck betrachten, entsetzen sich. C'était la vision rouge de la révolution. Zu so gewaltiger Allgemeinheit erhebt Zola die armselige Gruppe dieser Streikenden; zu so dichterischer Symbolik erhebt sich sein „roman scientifique". Hierneben stelle man nun einen Passus aus Clara Viebigs „Weiberdorf". Die Dichterin schildert die Zustände in einem armen Eifeldorfe, dessen Männer auswärts ihr Brot suchen müssen. Die sich selbst überlassenen Frauen halten sich alle an den einzigen jüngeren Mann des Ortes, an „das Pittchen". Im Nachbardorf war Tanzfest. Das Pittchen hat zwei Frauen hinführen wollen, doch eine ganze Schar drängte sich ihm auf. Es wurde dann wild getanzt und getrunken. Der Mann ist völlig benebelt, als man heimkehrt; die Weiber umdrängen ihn, keine gönnt ihn der andern, jede will ihn für sich allein haben. Es ist Nacht, der Weg ist schwierig. „Ein Ungeheuer, vielfüßig, vielköpfig, schiebt sich langsam die Weiberschar bergab. Sie hat den Weg verloren. Über Gestein und Geröll, durch Acker und Gestrüpp, ohne Pfad wälzt sie sich zu Tal, mit fortreißend, was nicht Kraft hat, sich zu wehren. Einer Lawine gleich, die verheert und zerstört, furchtbar in fühlloser Lebendigkeit, unheimlich im unerbittlichen Vorrücken, todbringend in grausamer Geschlossenheit ..." Auch das ist eine vision rouge, auch hier liegt eine Verkörperung des weitaus Umfassenderen vor, und die jämmerliche Schar der Weiber aus der Eifel ist vergessen wie jene Gruppe streikender Arbeiter. Hier ist der bis zur Vernichtung grausame Trieb selber dichterisch dargestellt, wie dort die Revolution, und beide Bilder sind in genau übereinstimmender Technik gewonnen.

Man rühmt des öftern Clara Viebigs Vielseitigkeit; diese scheint mir gleicherweise aus dem geschilderten Mangel wie Vorzug der Dichterin zu erwachsen. Sie hat das ungemein scharfe Auge für jeden Zustand und jeden Charakter, sie weiß im Besonderen das Allgemeine zu erkennen und es mit eigenartiger Kunst darzustellen. Sie braucht nicht auf das stark subjektive, sozusagen lyrische Erlebnis zu warten, mit dem sie künstlerisch doch nichts Rechtes anzufangen weiß, und sie braucht sich nicht über irgendwelche Aufwärtsentwicklungen, an die sie nicht glaubt, den Kopf zu zerbrechen. So vermochte sie denn im Roman wie in der Novelle, in der sie eben jenen von Zola gewiesenen Weg betreten hat, ohne sichtbare Anstrengung geographisch zu ihrer heimatlichen Eifel, thematisch zu den Geschlechtsdingen mancherlei Neues hinzuzufügen.

In dem umfangreichen Roman „Das tägliche Brot" gab sie ein breites Gemälde Berliner Großstadtelends. Aber hier gelang es ihr doch wohl nicht so völlig wie im „Weiberdorf", jene symbolische Erhöhung und Verallgemeinerung herbeizuführen. Zumeist lernt man weniger das allgemeine Elend des niederen Volkes als die Not etlicher Kellerbewohner und Dienstmädchen kennen.

Bedeutend glücklicher war Clara Viebig in der dichterischen Eroberung des deutschen Ostens. Erleichtert wurde ihr diese Eroberung durch ihre genaue Kenntnis des Katholizismus, dessen mannigfache Einwirkungen auf das Volk sie bereits im Rheinischen studieren konnte. Seine guten und bösen Einflüsse auf die gegenwärtige Kultur hat sie mit grenzenloser Objektivität beschrieben, und wie sie den katholischen Eifelbauer zu zeichnen wußte, so vermochte sie sich auch in die Seele des katholischen Polen, des Knechtes, des Geistlichen, der Erotik und Religion verkoppelnden Frau hineinzudenken. Das macht aus ihrer östlichen Erzählung „Absolvo te" einen wahrhaften Roman, ein Stück Kulturgeschichte des Katholizismus. Aber Clara Viebig sah mehr als nur dies Eine, sie sah das Ringen zweier Stämme, zweier Geistesrichtungen um den deutschen Osten. Ihr Roman „Das schlafende Heer" schildert das ganze tragische, vielverschlungene Kampfgewühl der Deutschen und Polen um die Ostmark. Zum ersten Male wohl seit Friedrich Spielhagen schöpft hier der deutsche Roman aus der politischen Zeitgeschichte, zum erstenmal vielleicht wird hier neben das Individuelle und Soziale wieder das Politische gestellt, der lange vernachlässigte, unendlich spröde und doch unendlich wertvolle Stoff des Dichters. „Das schlafende Heer" hat manches vor den Spielhagenschen Werken voraus; oft ist die Sprache natürlicher, die Beobachtung des Realen genauer, auch fehlen die romanhaften Verkettungen. Aber in einem steht der Viebigsche Roman doch hinter denen des alten, heute gern belächelten Mannes zurück. In den „Problematischen Naturen", in der „Sturmflut" und ihren Geschwistern wird der Leser noch heute an allem Verkehrten und Vergilbten vorbeigerissen, weil immer einer da ist, der ihn weiterführt, irgendwohin ins Freiere, Höhere, und wenn das Buch zu Ende ist, ist es noch immer nicht aus, ein Weg führt weiter. Und diese Führung eben fehlt bei Clara Viebig. Sie schildert den verzweifelnden Deutschen und den gleichgültigen, sie schildert das polnische Volk mit seinen guten und bösen Kinderinstinkten, in seiner Vertierung durch Sklaverei, Aberglauben und Alkohol, schildert den von beiden Parteien mißachteten Juden, schildert als eigentlichen Landverderber den fanatischen Klerus. Sie läßt eine große Friedenssehnsucht durch ihre Dichtung klingen, die für niemand Partei nimmt und alle bemitleidet — aber eben nur die Sehnsucht nach Frieden. Der Friedenssäemann fehlt, den Erlöser, den Führer zu zeigen, ist nicht Clara Viebigs Sache. In allem Kulturhistorischen des zeitgeschichtlichen Romans ist sie ein gut Teil über Spielhagen hinausgekommen, das wegweisend Dichterische des Alten ist ihr versagt.

Das gleiche macht sich besonders bemerkbar, wo Clara Viebig die unmittelbare Gegenwart verläßt und in die Werdezeit des Heute, in die jüngste Vergangenheit zurückgreift. Sie hat in der „Wacht am Rhein" eine so eigenartige wie bedeutende Chronik ihrer Vaterstadt Düsseldorf für den Zeitraum 1830 bis 1870 gegeben. An kulturhistorischem Wert darf sich dies Buch gewiß mit Freytags „Bildern aus der deutschen Vergangenheit" messen. Und an dichterischen Schönheiten, an wahrhaften Charakteren ist der Roman überströmend reich. Er schildert das Schicksal des Feldwebels Rinke und seiner Familie. Rinke fühlt sich nicht glücklich in seiner Düsseldorfer Garnison. Er ist ein starrer „Preuß", durch und durch soldatisch, königstreu, protestantisch. Sein Vater fiel bei Waterloo; er will ihm Ehre machen. Frau Trina, die Tochter eines rheinisch behäbigen katholischen

Gastwirts, versteht wenig vom Wesen ihres Mannes, und die Eheleute werden sich bald fremd. Auch mit den Söhnen findet der Feldwebel keinen rechten Zusammenhang. Einer steht ihm 1848 auf der Barrikade gegenüber; darüber kommt der Alte nicht hinweg und erschießt sich nach dem Kampf. Freude gehabt hat er nur an seiner Tochter. Josephine lernte exerzieren, lernte die „fünf Elemente" des preußischen Soldaten: „Treue, Tapferkeit, Gehorsam, Pflichtgefühl und Ehre" — aber „über alles die Ehre". Das schrieb ihr der Vater auf einen Zettel, und den gibt die Witwe 1870 ihrem Sohn mit ins Feld. Der junge Künstler hat erst um sein Leben gebangt, das eigene Leben, die ersehnte Kunst war ihm mehr als Deutschlands Geschick. Und dann, bei Spichern sterbend, schreibt er mit seinem Blut unter den Zettel: „Liebe Mutter, adjüs", und die Einsame findet Trost daran ... So zwingt die Dichterin in eine ergreifende Familiengeschichte die gewaltige Historie des werdenden Reiches. Und doch — wie bedrücklich ist das ganze Werk! Was ein geradaufsteigendes Werden ist, bedeutet für Clara Viebig nur einen traurigen Kreislauf, aus dem sie nur eine Lehre schöpft, die des Mitleidens mit Freund und Feind, mit allen. Das Große, für das diese Menschen, teils unbewußt, teils stolz bewußt, leiden — sei es das Vaterland oder die Freiheit oder die fortschreitende Kultur — sie vermag an das Bestehen solch eines Hohen nicht zu glauben. Gewiß, nach dem Kriege mit Frankreich werden am Rhein doppelt so viele Fabrikschlote rauchen als vorher. Aber — scheint sie immer wieder zwischen den Zeilen zu fragen — ist dies ein Höheres? Wird es nicht nur ein doppelt so großes soziales Elend, ein doppelt so hartes Ringen ums tägliche Brot bedeuten? Jenes Ideal, jener Aufschwung besteht für sie nur in den suggestionsfähigen Köpfen einfältiger Menschen; ihr selber bedeutet das alles keine Wahrheit, und so kann sie nur unendliches Mitleid mit den Betrogenen und Leidenden lehren.

Dieselbe Bedrücklichkeit geht von dem jüngsten, wiederum historischen Werk der Dichterin aus. Und hier ist das noch peinlicher spürbar, weil diesmal die Weite des historischen Umfassens fehlt, sodann auch, weil diesmal gerade das eigentliche Romanthema einem Bündel novellistischer Einzelheiten gegenüber zu kurz kam. „Die vor den Toren" sind die Bauern von Tempelhof, deren Bauerntum die junge Reichshauptstadt — das Buch beginnt mit dem Truppeneinzug von 1871 — den Garaus macht. Es ist das ein trauriges Sterben; die Bauern erliegen nicht einem gigantischen Gegner noch tapferer Gegenwehr, sie werden vielmehr durch das städtische Geld vergiftet und nehmen das Gift so gern. Daß denen vor den Toren die heroische Starrheit fehlt, sich gegen ein Unaufhaltsames zu stemmen, mag historisch richtig sein; daß aber dieses Unaufhaltsame selber aller Größe ermangelt, ist historisch unrichtig und — darauf kommt es an! — poetisch erst recht unrichtig. Denn dadurch beraubte Clara Viebig ihr Buch aller ins Allgemeine deutenden Tragik und setzte an ihre Stelle das Peinliche. Erwärmen kann man sich nur für einige Gestalten, deren Schicksal sich nun aber, da jene Größe des Zusammenpralls zwischen Stadt und Dorf gänzlich fehlt, ebensogut an irgendeinem anderen Platz und zu irgendeiner anderen Zeit abspielen könnte. — — Tragik, die hier fehlt, liegt vielleicht in Clara Viebigs eigenem Wesen: ihr machtvolles Können zwingt sie zur Gestaltung des Großen, und sie ermangelt doch des Glaubens an Großes.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Schöne Literatur (Orientalia)

Daß die Nachdichtungen chineſiſcher Verſe, die **Hans Bethge** in ſeiner **„Chineſiſchen Flöte“** (Leipzig, Inſelverlag) zu geben ſuchte, bereits in zweiter Auflage vorliegen, bezeugt ein an und für ſich gewiß erfreuliches Intereſſe an dieſen „fremdartigen Blumen“, dem Kenner chineſiſcher Originaldichtung aber zugleich, daß hier gar manches geſchehen ſein muß, um ſie dem weſteuropäiſchen Geſchmack anzupaſſen. Denn der Reiz chineſiſcher Dichtung liegt weitab von dem der unſeren. Hans Bethge verſteht ſelbſt nicht Chineſiſch und war darum auf Überſetzungen angewieſen. Die Quellen, die er nennt, ſind wenig vertrauenerweckend: Judith Gautier machte aus einem Vierzeiler ſchärfſter Prägnanz ein ganzes verboſes „Stimmungsbild“ nach der Manier ihres Vaters Théophile; Hans Heilmanns „Chineſiſche Lyrik“ paraphraſiert in ähnlicher Weiſe Paraphraſen fremder Herkunft noch einmal, und die „engliſchen Proſaquellen“, die Hans Bethge für die Dichter des neunzehnten Jahrhunderts benutzte, verraten in Namenſchreibungen wie Sang-Sli-Po und La-Kſu-Feng ſo wenig Kenntnis des Chineſiſchen, daß es ſchwer hält, an ihre Exiſtenz überhaupt zu glauben. Daneben wird noch der Marquis Hervey de Saint-Denis genannt (der, nebenbei bemerkt, zum Grafen gemacht wird), ein allerdings trefflicher Kenner chineſiſcher Dichtung, deſſen (freilich auch zumeiſt etwas ſehr weitläufige) Paraphraſen zum Verſtändnis der Originale noch immer mit Nutzen gebraucht werden können. Wenn ſchon die Quellen Hans Bethges den Blumen chineſiſcher Dichtung nach europäiſchen Begriffen etwas mehr Duft zu geben ſuchten, ſo wiederholt die dritte (und manchmal vierte) Hand dies noch einmal. Aber die Meiſterſchaft der Chineſen beſteht gerade darin, immer den ſachlichſten, dabei ſuggeſtivſten Ausdruck zu finden. Das bekannteſte Beiſpiel dafür iſt Li-Tai-Pos Vierzeiler aus der Verbannung:

tschuang tsien ming yüeh kuang,
i shi ti shang shuang,
kiü tou wang ming yüeh,
ti tou sze ku hiang.

Zu deutſch:

Vor dem Lager heller Mondenglanz,
Als wäre der Boden bedeckt mit Reif.
Ich hebe den Kopf, blicke zum hellen Mond,
Senke den Kopf, denke an die Heimat.

Dies wird bei Bethge:

In fremdem Lande lag ich. Weißer Glanz
Malte (!) der Mond vor meine Lagerſtätte.
Ich hob das Haupt, — ich meinte erſt, es ſei
Der Reif der Frühe, was ich ſchimmern ſah,
Dann aber fühlte ich: der Mond, der Mond ... (!)
Und neigte das Geſicht zur Erde hin,
Und meine Heimat winkte (!) mir von fern.

Dabei iſt dies eines jener Gedichte, die ſich (bei der Allbekanntheit der Verſe nur natürlich) dem Original noch ziemlich enge anſchließen.

Auch Perſiſch verſteht Hans Bethge nicht, und ſo darf es nicht wundernehmen, daß er hier dasſelbe Verfahren beobachtet. Er hält die „Nachdichtungen“ des **„Hafis“** (Leipzig, Inſelverlag) in den gleichen indifferenten reimloſen Jamben oder Trochäen, die er nicht ſelten zu dem hübſchen Satzbild von Terzinen anordnet. Schon das verwiſcht den Geiſt des Originals, den Charakter der „Aneinanderreihung von Perlen“, jede von eigenem Glanz und mit dem Lichtpunkt des ungeſucht wiederkehrenden Reimwortes. Der „Geliebte“ der hafiſiſchen Lyrik, der ſo leicht als der himmliſche Freund zu deuten war und an ſo vielen Stellen auch dieſen meint, wurde (faſt möchte

man sagen: selbstverständlich) zu einer Geliebten, und das Nachwort tut noch ein übriges dazu, indem es — zugleich einen weiteren Band des „Östlichen Diwans" verheißend! — betont, daß den Frommen des Orients das Weib durchaus nicht als die teuflische Verführerin „wie den meisten unserer Heiligen", sondern als ein schönes, von Gott mit allem Vorbedacht geschaffenes Wesen und deshalb preisenswert und begeisterter Hymnen würdig erscheint. Diese beiden Nachworte sind überhaupt wahre Sammelplätze antiquierter und schiefer Meinungen in jenem Geist, der dem Orient romantizistisch in allem die Priorität erteilt. So kommt Hans Bethge zu dem Satze: „Er (Hafis) lebte also und schrieb seine kühnen, bilderreichen und leidenschaftlichen Gedichte zu einer Zeit, da es bei uns im Abendlande noch recht dunkel war." Es ist das vierzehnte Jahrhundert gemeint, das Jahrhundert Dantes, Petrarcas, Boccaccios, der ersten Humanisten. . . .

Martin Buber scheint im Gegensatz hierzu bei der Übertragung einer Auswahl der **„Reden und Gleichnisse des Tschuang-Tse"** (Leipzig, Inselverlag, 1910) neben den Übersetzungen, die er namhaft macht, auch den Urtext herangezogen zu haben, obwohl dies aus seinen Worten nicht klar hervorgeht und es mir bisher nicht bekannt war, daß er, sonst ein verdienter Vermittler jüdischer Überlieferungen, sich auch des Chinesischen befliſſen habe. Da es sich um Prosa handelt und für das Textverständnis durch Giles und Legge bereits alles getan war, ist über die Übertragung selbst nichts weiter zu sagen, als daß sie sich jedem Freunde philosophisch-ethischer Betrachtungen empfiehlt. Das Nachwort freilich leidet wieder an der romantizistischen Gegenüberstellung von Orient und Okzident, die durchaus keine Gegensätze, in ihrer Kultur wenigstens, d. h. in den Äußerungen ihrer Herrschervölker, sondern eine Einheit unter sich bilden, wie man es in meiner „Weltgeschichte der Literatur" des Näheren dargelegt findet. Martin Buber kommt zu sehr von der Bewegung des Chassidismus her, die für ihn der eigentliche Ausdruck des Orients ist, während wir in ihr doch nur einen Reflex westeuropäischer Geistesrichtungen sehen können. Im einzelnen geht es z. B. nicht an, die Lehre vom Reich Gottes jüdisch-urchristlich zu nennen. Diese Lehre ist vielmehr parsisch; Altes und Neues Testament bieten auch hier nur Reflexe. Ebenso scheinen mir die Bemerkungen über den Inhalt des Begriffes Tao, um den sich die ganze Lehre des mythischen Lao-Tse und seines Hauptapostels Tschuang-Tse dreht, mehr Unter- als Auslegungen zu sein. Ich selbst möchte in Tao den bekannten allgemeinen Gottesnamen Diau (indisch), Tiu (altgermanisch) usw. sehen, dessen Laut nur mit verschiedenen chinesischen Worten zusammenfällt und danach dann „Weg" oder „Rede" bedeutet (wie etwa List im Slawischen „Blatt", im Magyarischen „Mehl"). Auch hier scheint sich mir zwischen den kulturbildenden Herrschervölkern des Ostens und denen des Westens eine Einheit zu erweisen.

Otto Hauser-Wien

Kulturgeschichte

Zur Entwicklungsgeschichte der deutschen Persönlichkeit. Kuno Francke, Professor der deutschen Kulturgeschichte und Kurator des germanischen Museums an der Havard-Universität in Cambridge (U. S. A.), hat seiner deutschen Heimat ein schönes Buch geschenkt: „Die Kulturwerte der deutschen Literatur in ihrer geschichtlichen Entwicklung", Band I: Die Kulturwerte der deutschen Literatur des Mittelalters. (Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 6 M.) Francke gehört nicht zu den Deutschen, die in der Fremde schnell der Heimat vergessen; daran würde ihn ja auch wohl seine Tätigkeit hindern. Aber aus diesem Buche quillt ein Strom der Begeisterung für Deutschland, seine Vergangenheit und seine Kultur. Der Germanist wird an manchem Anstoß nehmen. Das Hildebrandslied darf man nicht glattweg altsächsisch nennen: nur Spuren dieses Dialektes finden sich. Otfrids „Evangelienbuch" heißt nicht „Krist". Auch die Beurteilung Wolframs ruft starken Widerspruch hervor. Wolfram ist in vielen Punkten dunkel, aber die lichten Stellen überwiegen doch, und seine wenigen Lieder gehören ohne Frage zu dem Schönsten unserer Lyrik überhaupt. Ferner werden systematisierende Zusammenstellungen, wie sie Francke gibt, nicht ungeteilten Beifall finden, so: Hartmann als Seelenmaler, Wolfram als Dichter des Strebens zum Ideal,

Gottfried als der Zergliederer menschlicher Leidenschaft, oder: Vertiefung und Steigerung des Lebensinhaltes in Meister Eckhart nach der Seite des Erkennens hin, in Heinrich Seuse nach der Seite des Gefühls, in Johannes Tauler nach der Seite des Willens und des Gesellschaftslebens. Auch die historischen Skizzen, die Francke gibt, werden von den Gegnern Karl Lamprechts nicht unwidersprochen bleiben. Das alles ist aber nebensächlich; die vier großen Perioden deutscher Kultur, die fortdauernde Steigerung des persönlichen Lebens und die Entwicklung der Individualität sind meisterhaft gezeichnet.

Francke stellt die Entwicklung der deutschen Persönlichkeit in vier Perioden dar. Für jede Zeit werden mit glücklicher Hand die markantesten Gestalten herausgegriffen und scharf umrissen. Die Stürme der Völkerwanderung, das Aufeinanderprallen und das gegenseitige Sich-Zermalmen und Vermischen der verschiedensten Stämme führen eine neue nationale Existenz herauf. In dieser Heldenzeit liegt die Geburtsstunde der großen Volksepen: da wachsen riesengroß die dämonisch naturgewaltigen Gestalten Hagen und Wate heraus. Am Ziel dieser Entwicklung steht die sagenumwobene Person Karls des Großen; mit der Kaiserlichen Akademie und den kühnen Bauten in Aachen scheint eine karolingische Renaissance sich zu bilden, selbständig und subjektiv.

Das von Karl begonnene Werk der Ausbreitung des Christentums wird von Rom unterstützt; die Kirche wird mächtig und das einst von Aachen aus regierte Reich löst sich auf. Aber die deutsche Persönlichkeit erstarkt nach und nach, sie vermag die römisch-christlichen Ideen zu verarbeiten und umzuwerten. Die Dichter des Heliands und der altsächsischen Genesis haben lediglich christliche Namen übernommen. Aus Otfrids deutschem Evangelienbuch weht uns ein echt christlicher Geist an: in seiner Dichterbrust sind Deutschtum und Christentum eins geworden. Das nationale Leben erstarkt im Kampf zwischen Kaisertum und Papsttum. Die deutschnationale Geschichtsschreibung erwacht. Am Ende dieser Epoche geht die Führung auf kulturellem Gebiet von den Geistlichen auf das Rittertum über.

Das Rittertum als solches, als soziale Schicht — nicht der einzelne Ritter als Persönlichkeit — bedeutet im Anfang dieser dritten Periode den kulturellen Fortschritt. Der literarische Ausdruck dieser Zeit, der Minnesang, ist konventionell. Walther von der Vogelweide zuerst vertritt in jeder Hinsicht das persönliche Element. Auch in der Heldensage wird die subjektive Färbung stärker, sie wird moderniesiert. Rüdiger von Bechlarn, entschieden die sympathischeste Gestalt in der Katastrophe der Nibelungen, wird mit Max Piccolomini verglichen, ein sehr glücklicher Gedanke. Rüdiger schwankt vor der Katastrophe, ob er den Freunden, denen er Treue geschworen, oder dem Lehnsherrn und dessen Gemahlin, Kriemhild, folgen soll; Max Piccolomini muß zwischen Freund und Vater wählen. Die Seelenkämpfe beider Männer sind gleich stark und vernichtend und beide Male meisterhaft von den Dichtern dargestellt. Noch intensiver siegt die Persönlichkeit über die Konvention bei den drei großen höfischen Epikern. Sehr gelungen ist der Vergleich, den Francke durchführt zwischen Hartmanns armem Heinrich und Goethes Iphigenie. Grandios ist die Schilderung der ausbrechenden Leidenschaft im Tristan, und mit schmerzlicher Resignation sagt der Verfasser: „Kein anderes Werk der mittelalterlichen Poesie erweckt so intensiv das Bewußtsein von der Tragik menschlicher Entwicklung, die gerade durch ihre höchste Steigerung und Verfeinerung immer und immer wieder zur Selbstzerstörung und zur Aufhebung aller Kulturwerke hingetrieben wird." (S. 158.)

Mit dem Hervorbrechen persönlichster Eigenart über alle Schranken der Konvention ist eine neue Zeit heraufgekommen. Kaisertum und Papsttum, im Kampfe gegenseitig geschwächt, treten in ihrer kulturellen Bedeutung zurück. Landesfürstentum und Bürgertum werden erste Machtfaktoren. Damit beginnt die Demokratisierung adliger Gesinnung. Die höchsteigenen Persönlichkeitswerte werden fruchtbar gemacht für die Massen. Das Volk erlebt einen ungeheuren kulturellen Fortschritt; durch die Prediger aus den neuen Orden, durch die Mystiker des vierzehnten Jahrhunderts wird die Demokratisierung des individualistischen Prinzips angebahnt. Aus dem reichen Leben des Volkes ergießen sich die Ströme des

Volksliedes bis ins neunzehnte Jahrhundert. Satirische und didaktische Prosa wie auch geistliches Drama erwachsen aus demselben Boden. Mit einer feinsinnigen Analyse von Holbeins Totentänzen und Albrecht Dürers Hauptwerken schließt Francke diesen ersten Band.

Das aber ist in dem schönen Buche doch das Schönste, die Wärme, mit der der Verfasser über die alten Lieder seiner deutschen Heimat spricht; voller Wehmut gedenkt er in den Widmungsversen seiner Heimat:

„Die Heide blüht. Aus dunklen Tiefen
Ziehn Sehnsuchtsstimmen durchs Gemüt,
Als ob sie meine Seele riefen
Zur Ewigkeit. Die Heide blüht."

Dr. Otto Lerche-Göttingen

Philosophie

Hans Dankberg: Vom Wesen der Moral. Eine Physik der Sitten. Stuttgart, Julius Hoffmann. Preis M. 3.—. Die Überschrift des Buches hat mich zunächst abgeschreckt. Denn gegen das Thema Moral haben uns schlimme Erfahrungen mißtrauisch gemacht und mehr noch gegen die in „Moral" reisenden Wanderliteraten. Zwei Schlagworte dröhnen uns in den Ohren, und um sie drängen sich Scharen begeisterter Anhänger: alte und neue Moral. Riesige rote Plakate laden zu Versammlungen ein, wo beim Klappern der Biergläser verhaßte Gewalten erdrosselt werden sollen und wo die anschließende Diskussion über die schwierigsten Punkte völlige Klarheit bringen soll.

Nichts dergleichen finden wir in Dankbergs Buch. Dankberg will nicht andere Leute überzeugen, bekehren und umtaufen. Ihm ist die Moral kein sinnloses Schreckgespenst, kein feuerspeiender Drache. Ihm ist die Moral ein interessantes Phänomen, das aus bestimmten sozialen Lagen herauswächst, wie das Edelweis dem Boden des Hochgebirges und die Seerose dem Sumpf entsprießt.

Mit einer Naturgeschichte der Moral beginnt der Verfasser. Nur die ringsum drohende Not hat einen Gesamtwillen über die Wünsche des einzelnen hinauswachsen lassen. Aus Notwehr, wohlverstandener Notwehr hat die Gesellschaft moralische Anschauungen schaffen müssen, um dem Entstehen und Wachsen der Kultur einen Boden zu schaffen und freizuhalten. Also reine Zwangsmomente sind die Grundlage der Moral, und mit ihrer Notwendigkeit begründet der Verfasser die von ihm anerkannten moralischen Gebote. Es sind im wesentlichen dieselben, die auch Gesellschaft und Religion gegen immer zunehmende Angriffe zu verteidigen haben.

Den Ausführungen des Verfassers haftet nun aber ein Erdgeruch an, der die Stärke des Buches bildet und manchen Gegner bezwingen kann, manchem Freund der gleichen Güter aber auch die Bundesgenossenschaft verleiden wird.

Nach einer Entstehungsgeschichte der Moral spricht der Verfasser von den Machtmitteln, durch die die Moral ihre Widersacher zu Boden gehalten hat. Physische Kraft und geistige Überlegenheit werden gegen sie machtlos. Die Moral verfügte über die Kraft der Gesamtheit, beim Urteil über den einzelnen gab sie den Maßstab, sie sprach ihm die Ehre zu, wenn er sich unterwarf; sie bestimmte seine Pflichten, ja bis in das innerste Denken des einzelnen drang sie hinein und schuf sein Gewissen. In diesem Zusammenhang folgt dann die Darstellung, wie Ehre und Pflicht, die ursprünglich nur von außen gegebene Gebote enthielten, zu immer selbständigeren Motiven des Handelns werden. Hier scheint mir auch der Höhepunkt des Buches zu liegen.

Widerspruch werden die Ausführungen des Verfassers finden, daß nach moralischen Grundsätzen nur das innerstaatliche Leben zu beurteilen sei. Der gefangene Offizier, der trotz seines Ehrenwortes weiterkämpft, wird aber der Mißachtung nicht ohne Grund verfallen. Die Kraft der Moral beruht darauf, daß sie Selbstzweck geworden ist und eine Beurteilung nach dem Maßstabe einer Schädigung der Gesamtheit durch die einzelne Tat nicht dulden darf. Anfechtbar erscheint mir auch der Abschnitt des Buches, der sich mit der Bildung einer Sondermoral innerhalb der verschiedenen sozialen Schichten befaßt. Den Zweikampf vom Standpunkt eines konsequenten Utilitaristen betrachtet und anerkannt zu sehen war Gegenstand meines Interesses und meiner Sympathie. Alles in allem ein trotziges, wertvolles und jugendfrisches Buch. Dr. H. Stein-Berlin

Reichsspiegel

(Vom 13. bis 19. Februar 1911)

Politik

Herrn v. Bethmanns Regierungskunst — Die elsaß-lothringische Verfassungsfrage in der Sackgasse — Nationalliberale und Deutschkonservative — Aus der Gedankenwelt der Nation — Niedergang der konservativen Parteien — Adolf Grabowskys Kulturkonservatismus — Kaiser und Kanzler im Landwirtschaftsrat.

Die Regierungskunst des fünften Reichskanzlers hat wieder eine Reihe von Mißerfolgen zu verzeichnen. Das ist so etwa die unerfreuliche Signatur der abgelaufenen vierzehn Tage. Am 14. d. Mts. zerschnitt Herr v. Heydebrand rücksichtslos das Tischtuch zwischen Konservativen und Liberalen, und am 16. sah sich der Staatssekretär des Innern, Herr Dr. Delbrück, genötigt, den Regierungsentwurf für eine neue Verfassung in den Reichslanden aus der 21. Kommission des Reichstages zurückzuziehen. Vom Gerichtsverfassungsgesetz wollen wir ebensowenig sprechen wie von dem Entwurf über Arbeitskammern; beide Entwürfe befinden sich auf dem toten Strange. Wer sich nicht von vornherein darüber Rechenschaft gegeben hat, der wird wohl nun zur Überzeugung kommen, daß sich die Formel des Herrn Reichskanzlers, die Parteien durch Arbeit zusammenzuführen, als unwirksam erwiesen hat. Ist es ein Wunder? Ist sie auf nichtbureaukratische Organismen, wie es gewählte Volksvertretungen nun einmal sind, überhaupt anzuwenden und noch dazu einem vor der Auflösung stehenden Reichstage gegenüber? So sehr die Formel den Menschen und Beamten, der sie aufstellt, ehrt, so sehr muß sie den Staatsmann, dessen Aufgaben nicht in erster Linie im „Erziehen", sondern im „Ausnutzen" bestehen, verkleinern. Es läßt sich denken, daß der Chef einer verlotterten Behörde seine Beamten zur Pflicht „erziehen" kann, indem er sie vor große und schwierige, ihren Ehrgeiz weckende Aufgaben stellt, unerreichbar oder doch kaum erreichbar aber erscheint das Ziel einer Volksvertretung gegenüber, die so viele Einzelinteressen nationaler, wirtschaftlicher, sozialer und partikulärer Art zu vertreten hat, wie die deutsche und in der jeder einzelne Abgeordnete unzähligen Einflüssen und Ansprüchen unterworfen ist. Hier kämpfen nicht nur drei Weltanschauungen gegeneinander an, die der Reichskanzler dem Staatswohl nutzbar zu machen hat. Die Landwirtschaft ist in Grundbesitzer und Bauern gespalten; die übrigen Gewerbe ringen in schweren Kämpfen nach einer einigenden Parole; die Liberalen suchen eine Schutzwehr gegen die triumphierende Demokratie zu errichten; die Mehrheit der Konservativen aber hält sich je länger um so mehr von der politischen Betätigung zurück, um der durch den Bund der Landwirte aufgesogenen deutschkonservativen Partei nicht in den Rücken fallen zu müssen. Zu allem diesem Durcheinander von Sonderbestrebungen tritt dann noch hemmend für die guten Absichten des Kanzlers die Nähe der Neuwahlen. Das Scheitern der Reichsfinanzreform — die Reform, d. h. die beabsichtigte großzügige, gründliche Reform, ist gescheitert, trotz allen gegenteiligen Behauptungen von rechts und trotz allen Beschönigungsversuchen

durch die Offiziösen — hat die Mehrheitsparteien des Reichstags von 1907 ihrer gemeinsamen Aufgabe beraubt. Infolgedessen mußte mit logischer Notwendigkeit das eintreten, was eingetreten ist. Aus den Trümmern der Finanzreform mußte jede Partei das für sich zusammensuchen, dessen sie bedurfte, um den Wahlkampf in Ehren bestehen zu können. Denn wir haben nun einmal organisierte Parteien und ein durchaus demokratisches Wahlrecht. Das aus den vorhandenen Verhältnissen sich ergebende „Muß" scheint der Leiter der Reichspolitik nicht genügend schwer bewertet zu haben, scheint aber auch seitens der Mittelparteien, seitens der Freikonservativen und Nationalliberalen anfänglich nicht ernst genug genommen worden zu sein. Andernfalls mußten die Mittelparteien ihre Organisationen anders verwerten, als wie es geschehen. Welche aufopfernde und selbstlose Arbeit ist gerade von dieser Seite im Landtage geleistet worden! Wie unermüdlich sind Männer wie v. Dewitz, Friedberg, Schiffer und noch mancher andere seit Beginn der preußischen Wahlrechtsverhandlungen bis eben jetzt zum 14. Februar bemüht gewesen, einen modus vivendi, eine Basis für gemeinsames Arbeiten mit denen um Heydebrand zu finden und auszubauen! Alles umsonst! Die Ereignisse, anders: die im Dezember 1907 entfesselten Kräfte sind stärker gewesen als der gute Wille. Das Schwergewicht der Politik ist aus den Parlamenten hinaus verlegt ins Land, in die Bezirksorganisationen der Parteien, in die Vorstandssitzungen der wirtschaftlichen Verbände. Draußen im Lande bereitet sich das Schicksal der Parteien und damit auch die Zukunft der deutschen inneren Politik vor, nicht liegt es in der Arbeit der Kommissionen oder in den Abstimmungen des Plenums, nicht in den Stuben der Regierungsgebäude. Darum folgt auch das Land nicht mehr den Weisungen der Fraktionen, sondern umgekehrt: die Fraktionen müssen, ob sie wollen oder nicht, sich nach dem richten, was ihnen von draußen zugerufen wird. Das ist das vorläufige Ergebnis der Politik des Herrn v. Bethmann.

Es ist nicht unsere Aufgabe, zu untersuchen, ob diese bedauerliche Demokratisierung unseres gesamten politischen Lebens unterblieben wäre, wenn z. B. der Reichstag schon im Sommer 1909 heimgeschickt worden wäre oder wenn die Regierung energischer, als es geschehen, in die Arbeiten des Reichstages und preußischen Landtages eingegriffen hätte. Nur in einem Punkte scheint uns hier ein Hinweis erforderlich: die elsaß-lothringische Verfassungsangelegenheit mußte zweifellos einen anderen Verlauf nehmen, wenn der Herr Reichskanzler von vornherein bestimmter dasjenige als ein noli me tangere bezeichnet hätte, was er festhalten wollte. Von unserem Standpunkt aus könnten wir mit dem vorläufigen Verlauf der Angelegenheit nur zufrieden sein, denn nun ist noch in letzter Stunde und gerade im Hinblick auf die zutage getretenen auseinanderstrebenden Neigungen der Möglichkeit wieder Raum gegeben, Freunde einer Einverleibung der Reichslande in Preußen zu sammeln. Es sind keine preußischen Chauvinisten, die die „Verpreußung" fordern. Es sind vielfach, sogar in der Mehrzahl Männer, die den preußischen König nicht ihren Landesherrn

nennen, ja, östlich der Elbe steht man der Frage durchaus teilnahmlos gegenüber. — — — Doch der Preis, um den wir heute triumphieren, ist doch recht hoch. Er heißt Ansehen der Regierung. Was kann denn von der Regierungsautorität übrig bleiben, wenn es deren Leiter auch nicht auf einem Gebiet gelingt, seine Absichten in die Tat umzusetzen! Sein Fiasko in der elsaß-lothringischen Verfassungsfrage verdankt Herr v. Bethmann dem von ihm so umworbenen Zentrum, nicht auch, wie nun agrarische Blätter verbreiten, den Nationalliberalen. „Die einzige Partei," schreibt die Kölnische Volkszeitung (Nr. 144), „welche grundsätzlich der Forderung widersprach, das Reichsland zu einem selbständigen Bundesstaat zu erheben, war die nationalliberale, während die Konservativen grundsätzlich mit der Verleihung der Autonomie sich einverstanden erklärten, aber dafür einen späteren Zeitpunkt wünschten." Wie kann ein Reichskanzler sich das Vertrauen der Nation erringen — und dessen bedarf er —, wenn er die vorhandenen politischen Faktoren immer und überall falsch einschätzt. Zur Sache selbst ist folgendes zu berichten: Paragraph 1 sowie Paragraph 2 Absatz 1 des Gesetzentwurfs hatten in der Kommission die Fassung erhalten: „Elsaß-Lothringen bildet einen selbständigen Bundesstaat des Deutschen Reichs. Im Bundesrat wird Elsaß-Lothringen durch drei Stimmen vertreten", und: „An der Spitze des Bundesstaats steht ein Statthalter, der auf Vorschlag des Bundesrats vom Kaiser unter Gegenzeichnung des Reichskanzlers auf Lebenszeit ernannt wird und nur durch Bundesratsbeschluß abberufen werden kann." Damit war der in der Vorlage der verbündeten Regierungen enthaltene Satz: „die Staatsgewalt in Elsaß-Lothringen übt der Kaiser aus" in Fortfall gebracht und das in der Vorlage vorgeschlagene Recht des Kaisers auf Ernennung und Abberufung des Statthalters durch entsprechende Befugnisse des Bundesrats beschränkt. „Der Kernpunkt des Paragraph 1 des Kommissionsbeschlusses", so schreibt die Germania (Nr. 40, 2. Bl.) „liegt in der Gewährung von drei Bundesratsstimmen an Elsaß-Lothringen. Mit ihr steht in untrennbarem Zusammenhange die Frage der Instruktion dieser Stimmen zu den einzelnen Vorlagen im Bundesrate. Soll die Instruktion dieser Stimmen von Straßburg aus ... erfolgen, so muß der Statthalter unabhängig gestellt sein, und dazu gehört, daß er nicht willkürlich abberufen werden kann." Die schweren Gefahren einer solchen Möglichkeit sind unseren Lesern aus den ausführlichen Darstellungen von Klemens (s. Nr. 26 von 1910 und Nr. 5 d. J.) bekannt.

Auch der am 16. d. M. plötzlich eingetretene Bruch zwischen Nationalliberalen und Konservativen dürfte nicht dazu beitragen, die Autorität des Reichskanzlers im Lande zu stärken. Der Überfall des Herrn v. Heydebrand auf die Nationalliberalen war nicht nur eine Überraschung für die betroffene Partei, sondern auch eine solche für die Regierung. An eine Versöhnung, wie sie die Norddeutsche Allgemeine Zeitung vor dem Beginn der Wahlen noch für möglich hält, vermögen wir zu unserem größten Bedauern nicht zu glauben. Vor dem Sieg eines der streitenden Teile scheint uns der Friede ausgeschlossen.

Die nächsten Folgen des parteiamtlich vollzogenen Bruches werden wohl in einer weiteren Verschärfung des Wahlkampfes hüben und drüben zum Ausdruck kommen. Bisher, da man noch mit der Möglichkeit einer Aussöhnung rechnen konnte, galt es den derzeitigen Gegner zu schonen. Nun, da der Kampf aufs Messer angesagt ist, müssen wir uns darauf gefaßt machen, daß von beiden Seiten die stärksten Register gezogen werden, um den Gegner niederzuwerfen. Ein ekles Schauspiel der Selbstzerfleischung. — Wir wollen hier nicht den Erörterungen der Presse folgen, die darauf hinzielen, den einzelnen Parteien das Horoskop zu stellen. Denn es handelt sich hier letzten Endes nicht um den Kampf zwischen zwei politischen Parteien, sondern um den Kampf des Egoismus einer kleinen, doch einflußreichen Wirtschaftsgruppe gegen die Träger des nationalen Staatsprinzips. Nicht kämpfen „Konservative" gegen „Liberale", wie es den Anschein hat, es kämpft vielmehr agrarischer Feudalismus gegen das nationale Bürgertum. Die beiden in Frage kommenden Parteien stellen eigentlich nur die Flaggen dar, unter denen sich der Kampf mangels anderer Organisationen vollzieht. Das sollten die Konservativen, die nicht Großgrundbesitzer sind oder deren wirtschaftliche Existenz nicht auf dem Großgrundbesitz beruht, während der gegenwärtigen politischen Kämpfe im Auge behalten. Siegt das durch den Bund der Landwirte getragene Klassenprinzip bei den bevorstehenden Wahlkämpfen, so würde nicht die konservative Weltanschauung triumphieren, sondern die demokratische, und in unserem gesamten politischen Leben bereitete sich eine Revolution vor, deren Ausgang gegenwärtig noch nicht zu übersehen ist. So viel läßt sich indessen schon heute in Aussicht stellen: geht der Bund der Landwirte aus dem Kampfe als Sieger hervor, dann werden alle die wirtschaftlichen Organisationen, die heute noch politische Anlehnung an die Konservativen und Nationalliberalen suchen, gezwungen sein, sich politisch auf den Boden der Demokratie zu stellen, wenn sie — und das gilt in erster Linie von der sich rapide vergrößernden Schicht der verschiedenen Beamtenkategorien — nicht zwischen den wirtschaftlichen Interessen des landwirtschaftlichen und industriellen Großkapitals von der einen Seite und denen des Arbeiterproletariats zermalmt werden wollen. Kommen wir aber erst dahin, dann mögen die Anhänger einer konservativen Weltanschauung zusehen, wie viele von ihren Idealen im nationalen und politischen Leben noch Geltung behalten werden. Einem solchen Zusammenbruch gilt es vorzubeugen. Denn, wenn auch der Liberalismus der Träger des Fortschritts ist, — ein Staat, der sich nicht mehr auf das konservative Kulturelement stützen könnte, gliche einem Luftschiff, das ohne Ballast in die Lüfte stiege, es wäre verloren.

Mit dieser Erkenntnis aber verlassen wir den Boden der reinen Tagespolitik und geraten in die private, der öffentlichen Kontrolle entzogene Gedankenwelt der Nation. Die Begriffe konservativ und liberal, wie sie als Parteibezeichnungen bei uns gelten, decken sich nicht mit den Lebensanschauungen der einzelnen Parteiangehörigen. Der überwiegende Teil des deutschen Volks

ist nach seiner Weltanschauung als konservativ anzusprechen, wenn wir Gottgläubigkeit und Mißtrauen gegen alles Neue als die Grundlagen konservativer Gesinnung anerkennen. Diese Eigenschaften finden wir, von einigen Ausnahmen abgesehen, nicht nur bei den Führern der liberalen Parteien, sondern auch bei den sozialdemokratisch organisierten Arbeitern. Der Austritt zahlreicher Industriearbeiter evangelischer Konfession aus der Landeskirche spricht nicht gegen unsere Auffassung, weil für diesen Entschluß fast immer wirtschaftliche oder politische Gründe maßgebend sind. Und wenn es den Führern der konservativen Parteien nicht gelungen ist, die tatsächlich vorhandene konservative Gesinnung für ihre Ideale vom Staat nutzbar zu machen, so ist das ein Zeichen dafür, daß diese Ideale sich von der gesunden Grundlage entfernt haben und daß die Darbietungen der konservativen Politik nicht im richtigen Verhältnis zu dem Kulturbedürfnis der Volksmehrheit stehen. Recht zum Bewußtsein ist mir die Richtigkeit dieses Gedankenganges gekommen, als ich zwei Aufsätze im Tag (Nr. 19 und 31) gelesen hatte: „Kulturkonservatismus" ist der eine und „Konservative Weltanschauung und konservative Partei" der andere betitelt. Beide haben einen Mann zum Verfasser, der sich mit vollem Bewußtsein als „Konservativer" fühlt und der obendrein als Herausgeber der Zeitschrift für Politik zum Hüter einer wissenschaftlichen politischen Forscherarbeit geworden ist: Dr. Adolf Grabowsky. Der Autor stimmt mit mir überein, wenn er sagt: „Im Privatleben, also jenseits der Parteischranken, gibt es keinen Konservativen, der nicht liberale und keinen Liberalen, der nicht konservative Elemente enthielte", und weiter, „Das Negative sind die Pöbelinstinkte, die unser ganzes Leben, unser ganzes reiches Schaffen tiefer und tiefer in den klebrigen Sumpf blödester Gleichmacherei zu ziehen drohen. Das Positive ist der deutsche, vor allem der preußische Staatsgedanke, der den Ausgleich aller gegeneinander wirkenden Strebungen zum Vorteil des Ganzen in sich schließt, und der diesen Ausgleich von den Führenden, den Wegweisenden erwartet. Hiermit ist bereits bewiesen, daß die konservative Weltanschauung heute unter allen Gebildeten und Einsichtigen sieghaft um sich greift. Der Fortschritt liegt heute in der konservativen Weltanschauung, die Gebildeten werden wie durch Schicksalszwang zu ihr getrieben. . . . Man müßte also annehmen, daß die konservative Partei unerhört wächst, daß unsere Besten in ihre Organisationen in stürmischen Mengen strömen. Und doch sieht man nichts hiervon, ja im Gegenteil, die konservative Partei steht im Augenblick allein, ganz isoliert, ganz verlassen, abgeschnitten von dem Strom der Entwicklung."

In seiner Erklärung dieser Tatsache verfährt Grabowsky indessen einseitig, wenn er die Feindschaft der Konservativen gegen Industrie und Handel als Ursache in den Vordergrund schiebt. Gewiß ist diese Ursache als äußerliches Moment und im engen Zusammenhange mit der agrarischen Herkunft des preußischen Staates höchst bedeutsam, aber daneben und darunter schlummert die wichtigere und schwerwiegendere, die Grabowsky zwar im Sinn hat, die er aber nicht genügend hervorhebt.

„Der Konservative", schreibt Grabowsky u. a., „scheut bei uns in philiströser Engherzigkeit vor neuen geistigen Regungen zurück und sucht sein Heil lieber in Traktätchen und Familienblattpoesie. So wird Konservatismus bei uns identisch mit Krähwinkelei, . . . noch nie war der offizielle Konservatismus in Deutschland so weit von dem Anschluß an die Gebildeten entfernt wie heute. Der Gebildete sehnt sich danach, sich konservativ nennen zu dürfen, aber das Wort bleibt ihm im Munde stecken, wenn er sich die konservative Partei ansieht. So läuft er zu den Liberalen, die, so kläglich verworren auch ihre Ansichten sind, . . . doch immer Wert darauf legen, den Zusammenhang mit allem Ringenden in Kunst und Wissenschaft zu bewahren." Da liegt's! und wo die Konservativen am meisten gesündigt haben, das ist auf allen den Gebieten, wo wissenschaftliche Forschung und Gottesglauben miteinander in Berührung kommen, auf dem Gebiete der Philosophie, und seit Haeckel sich der Darwinschen Theorie bemächtigte, auch auf dem der Naturwissenschaften. Während die Demokraten alle Ergebnisse der Wissenschaft Jahrzehnte hindurch für ihre besonderen Parteizwecke popularisierten, habe die konservative Presse über alle wichtigen Fragen den Mantel gebreitet, damit ja keine Infektion vorkäme. Die Unterstützung der Tätigkeit des Kepplerbundes hat besonders anfangs auf die Gebildeten weniger überzeugend als abstoßend gewirkt. Die notwendige Folge solcher Politik ist der geradezu trostlose Zustand der konservativen Presse. Wenn wir vom politischen Teil der Tageszeitungen absehen, bleibt z. B. von der Kreuzzeitung gar nichts und von der für ihren Leserkreis geschickt hergerichteten Deutschen Tageszeitung nur sehr wenig übrig. Man halte dagegen das Berliner Tageblatt und gar die Frankfurter Zeitung. Welch eine Fülle von Leben und Problemen strömt da dem Leser aus dem nicht politischen Teil entgegen! — — — Grabowsky hofft, allein die Erkenntnis ihrer Fehler würde die konservativen Elemente veranlassen können, sich noch vor den Wahlen nach erneuerten Grundsätzen zusammenzufinden. Dieser Optimismus scheint uns zu weit zu gehen. Noch steht die Zollerhöhung auf Fleisch und Futtermittel im Vordergrunde, noch glaubt Herr v. Heydebrand an den Sieg der Agrarier — im übrigen: après nous le déluge! Grabowskys Vorschläge dürften wohl nur als das Ergebnis einer Revolution von oben oder unten zur Verwirklichung kommen, nicht aber als das kühler Erwägungen. Immerhin ist das, was Grabowsky will, so beachtenswert, daß wir darauf in einer der nächsten Nummern noch einmal ausführlich zurückkommen wollen.

Neben den beiden behandelten Fragen drängte sich das Interesse an den Vorgängen im Landwirtschaftsrat während der abgelaufenen Woche in den Vordergrund. Von den Ausführungen Serings wegen seines Streits mit Ludwig Bernhard wollen wir später im Zusammenhange berichten, wenn die wirklichen Ursachen der unerquicklichen, das Ansehen der ersten deutschen Universität aufs schwerste schädigenden Angelegenheit feststehen. Für die Politik bedeutsam war die Rede, die der Herr Reichskanzler beim Festmahl des

Landwirtschaftsrats gehalten hat. Sie gipfelte in dem Zugeständnis, daß die Fleischversorgung der Nation auf eine sicherere Basis gestellt werden müsse, ließ aber nicht erkennen, welche Mittel die Regierung für geeignet hält, um das angegebene Ziel zu erreichen. Die Rede darf infolgedessen als eine Aufforderung an die politischen Parteien betrachtet werden, sich möglichst stark zu machen, da ja bei den derzeitigen Regierungsmaximen der Starke allein die Berücksichtigung seiner Interessen erwarten kann. Einen höchst sympathischen Eindruck hat jedem, der dem Ereignis beiwohnte, das Auftreten des Kaisers hinterlassen. Seine Majestät entwickelte im Anschluß an einen Vortrag des Professors Tacke über Moorkulturen seine Erfahrungen auf diesem Gebiet in Kabinen. Die Ausführungen waren mit einer Sachkenntnis und Schlichtheit vorgetragen, daß man wirklich glauben konnte, einem preußischen Gutsbesitzer zuzuhören, und als gelegentlich der Kaiser seinem Humor die Zügel schießen ließ, da erschütterte den Raum eine solche unoffizielle Heiterkeit, wie sie sonst der gewöhnliche Sterbliche als Vortragender auch geerntet hätte. Auch der Kaiser ermahnte den Großgrundbesitz, seine Viehhaltung zu verbessern, und wies als Weg zum Ziele größere Intensivierung der Wirtschaft, freilich auch mit dem Hinweis auf die Kosten.

In der auswärtigen Politik zeigt sich am östlichen Horizont einiges Gewölk, das sich unter vernehmlichem Brummen des russischen Bären gegen den chinesischen Drachen zusammenzieht. Im Gegensatz hierzu macht England immer freundlichere Miene zur Entwicklung der kontinentalen Verhältnisse. Diese Dinge sollen im nächsten Reichsspiegel eingehend beleuchtet werden.

Bücherliste

Donnerberg, Edit: Paradoxa. Berlin, S. Schottländers Schlesische Verlagsanstalt. M. 3.—.

Meyer, B., Kapitänleutnant a. D.: Taschenbuch der Kriegsflotten. XII. Jahrgang 1911. München, J. F. Lehmann. M. 5.—.

Wölbling, B., Magistratsrat: Berliner Stadtrecht. Berlin, J. Guttentag. M. 5.—.

Kalender der deutschen Vereine in Liv-, Est-, Kurland. 1911. 5. Jahrgang. Riga, Jonck & Poliewsky. M. 1.—.

v. Stach, Ilse: Die Sendlinge von Voghera. Roman. München, Jos. Kösel'sche Buchhandlung. M. 5.—.

Pinski, F.: Der höchste Standpunkt der Transzendalphilosophie. Halle a. S., Hugo Peter. M. 2.—.

Moselland und Westdeutsche Eisenindustrie, Vorträge. 1. und 2. Band. Leipzig, Duncker & Humblot. Je M. 4.—.

Falke, Konrad: Kainz als Hamlet. Ein Abend im Theater. Zürich, Rascher & Cie.

v. Spießen, M.: Tante Kläres Raritäten. Dülmen i. W., A. Laumannsche Buchhandlung. M. 3.—.

Kraus, Dr. jur. Herbert: Reichsstrafrecht und Deutsche Schutzgebiete. Berlin, J. Guttentag. M. 1.25.

Stölzle, Dr. Remigius: Johann Michael Sailer, seine Maßregelung an der Akademie. Kempten, Jos. Kösel'sche Buchhandlung. M. 4.40.

Neuwirth, Dr. Joseph: Illustrierte Kunstgeschichte. Berlin, Allgemeine Verlags-Gesellschaft. Jede Lief. M. 1.—.

Altfränkische Bilder. Jahrgang 1911. Würzburg, H. Stürtz, A. G. M. 1.—.

v. Sybel, Heinrich: Der Ursprung des französischen Krieges. Aus H. v. Sybels „Begründung des Deutschen Reichs durch Wilhelm I.". Hamburg 1910. Alfred Janssen. M. 1.50.

Fritz Gansberg, der durch seine „Wissenschaftlichen Volksbücher" der Schule und dem Hause die Schätze unserer wissenschaftlichen Literatur in einzelnen, für sich abgeschlossenen Bändchen zugänglich machen will, gibt mit diesem siebenten Büchlein seiner Sammlung allen denen, die keine Gelegenheit haben, das große Sybelsche Werk zu lesen, in übersichtlicher Form ein klares Bild der Ereignisse, die dem großen Ringen vor vierzig Jahren vorausgingen. Die im Original enthaltenen Fußnoten, sowie einige für das Verständnis des Ganzen unwesentliche und vom eigentlichen Thema abschweifende Absätze des Originals sind fortgelassen. C. W.

Wagner, Dr. Hermann: Der ländliche Hypothekenkredit in der Provinz Posen. Posen, Verlag des landwirtschaftlichen Centralblattes.

Leitner, Prof. Friedrich: Das Bankgeschäft und seine Technik. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländers Verlag. M. 9.50.

Salomon, Ludwig: Unter italienischem Himmel. Leipzig, Xenien-Verlag.

Conrad, Prof. Dr.: Grundriß zum Studium der politischen Ökonomie. I. Teil. Nationalökonomie. 7. Auflage. Jena, Gustav Fischer. M. 9.—.

Kern-v. Hartmann, Bertha: Hesiods Werke. Tübingen, J. C. B. Mohr. M. 3.—.

Ragaz, Leonhard: Du sollst. Grundzüge einer sittlichen Weltanschauung. Ostmannstedt bei Weimar. Gerstung & Genossen.

Otto, Dr. Rose: Über Fabrikarbeit verheirateter Frauen. Stuttgart, J. G. Cotta. M. 6.50.

Jurowsky, Dr. Leo: Der russische Getreideexport. Stuttgart, J. G. Cotta. M. 4.50.

Herz, Dr. Ludwig: Reichsfinanznot, Reichsfinanzreform, Reichspolitik. Berlin-Schöneberg, Buchverlag der „Hilfe". M. 0.80.
Mehrens, Dr. Bernhard: Die Entstehung und Entwicklung der großen franz. Kreditinstitute. Stuttgart, J. G. Cotta. M. 8.—.
Raffael in seiner Bedeutung als Architekt. 3. Bd. Leipzig, Silbersche Verlagsbuchhandlung.
Voigt, Dr. Ludwig: Luigi Fontana-Russos handelspolitische Theorien. Stuttgart, J. G. Cotta. M. 2.50.
Hübler, Dr., und **von Stellberg**, A.: Neuer Gesundheitswegweiser. Würzburg, F. H. Bucher. M. 4.20.
von Schuch-Mankiewicz, Margarethe: Miniaturen. Leipzig, Xenien-Verlag.

Verantwortlicher Schriftleiter: George Cleinow in Berlin-Schöneberg. Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11. Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 37.

Anzeigen-Annahme für diesen Teil beim Verlag der Grenzboten G. m. b. H., Berlin SW. 11, Bernburger Straße 22a/23.

Höchste Auszeichnungen. Gegründet 1824.

C. PRÄCHTEL
HOFMÖBELFABRIK

BERLIN SW. 19, Krausen-Strasse 31-32

Wohnungs-Einrichtungen
Atelier für Innendekoration

Fernsprecher: Amt I, 1035, 2619.

Stellennachweis.

(Aus der Tages- und Fachpresse.)

Anfragen zu richten unter Beifügung von Rückporto an die Geschäftsstelle der Grenzboten, Berlin SW. 11.

A. Für Akademiker.

332. **Hauslehrer**, f. 2 Knaben, 1. 4., Sachsen.
333. **Philol. od. Theol.**, f. 2 Knaben, Ostern, Mark.
334. **Hauslehrer**, ev., f. 3 Knaben (vorm. frei), Schlesien.
335. **Hauslehrer**, ev., f. Knabenpensionat, Ostern, Schles.
336. **Theologe**, f. 11jähr. Knaben, Ostern, Sachsen.
354. **Bürgermeister** (4000 M.), 1. 4., Rheinprovinz.
355. **Rektor** f. Realgymn., 1. 4., Ostpr.
356. **Philol. od. Theol.**, f. 3 Kinder, Ostern, Brandenburg.
362. **Bürgermeister** (6000 M.), bald, Rheinld.
363. **Magistratsassessor** (3600), bald, Brandenburg.
364. **Bürgermeister** (4500 M.), bald, Hannover.
365. **Bürgermeister** (3300 M.), 1. 4., Rheinld.
366. **Bürgermeister** (5000 M.), 1. 4., Westfalen.
367. **Bürgermeister** (4000 M.), 1. 4., Rheinld.
368. **Juristischer Hilfsarbeiter** (4000 M.), bald Rheinld.

B. Für Damen.

339. **Erzieherin**, (Latein) f. 2 Kind., Ostern, Pommern.
340. **Erzieherin**, ev., gepr., Ostern, Posen.
342. **Lehrerin**, ev., gepr., mus., Ostern, Sachsen.
343. **Lehrerin**, staatl. gepr., ev. (Latein), 1. 4., Schlesien.
344. **Lehrerin**, staatl. gepr., ev., f. Knab., 15. 4., Altmark.
345. **Erzieherin**, gepr., jg., 1. 4., Meckl.-Schw.
346. **Erzieherin**, jüng., gepr., ev., mus., Ostern, Pommern.
347. **Erzieherin**, ev., mus., gepr., Ostern, Mecklenburg.
349. **Erzieherin**, f. 3 Knab. (Engl. und Franz. perfekt), 15. 2., Hamburg.
350. **Lehrerin**, ev., 3 Kind., Ostern, Westfalen.
351. **Erzieherin**, ev., gepr., mus., f. 2 Mädch., Posen.
352. **Erzieherin**, jüng., ev., gepr. (Latein), 1. 4., R.-L.
353. **Erzieherin**, ev., gepr. (Klavierunterr.), 1. 4., Pomm.
357. **Erzieherin**, gepr., mus., ev., f. 3 Kind., Ostern, Holstein.
358. **Erzieherin**, gepr., jüng., ev., 1. 4., Niederlausitz.
359. **Lehrerin**, gepr., (Engl., Französ., Zeich., Malen) Ostern, Sachsen.
360. **Oberlehrerin**, (Mathem., Naturw.), 1. 4., Oberharz.
361. **Lateinlehrerin** f. 2 Kinder, ev., 1. 4., Oberlausitz.

Für vorstehende Inserate verantwortlich: Karl Schulze in Berlin-Schmargendorf.

Bildende Kunſt und innere Politik

Von Prof. Dr. B. Haendcke-Königsberg

Wenn ich den Begriff „innere Politik“ mit der bildenden Kunſt verbinde, ſo geſchieht es in dem Sinne, daß dieſe im Bereiche aller derjenigen Behörden liegt, die ſich mit der inneren Organiſation des Staates beſchäftigen und ſich der Aufgabe unterziehen, die verſchiedenen, zum Teil widerſtreitenden Elemente im Volksleben zu einer inneren Gemeinſchaft im Intereſſe der ſtaatlichen Lebensbetätigung zu vereinigen. Und dazu dient nicht zum mindeſten die bildende Kunſt. Die geiſtige Entwicklung unſerer gleichermaßen realiſtiſch wie idealiſtiſch geſonnenen Zeit verlangt nach einem Herz und Kopf verſöhnenden Mittel. Die Kunſt, der Religion weſensverwandt, tritt uns hier als ſozialpolitiſche Helferin entgegen. In unſeren Tagen iſt das Kunſtbedürfnis bis in die unteren Schichten des Volkes gedrungen, wie uns Ausſtellungen von Malereien und Skulpturen, die Arbeiterautodidakten geliefert, bewieſen haben. Das Kunſtbedürfnis hat ſich infolge ſeiner großen Anpaſſungsfähigkeit und infolge der höheren Kultur der Völker und Volksklaſſen zu einem allgemeinen und ſtarken Triebe entwickelt, ſo daß unſer Leben ohne all die großen und kleinen Segnungen der Kunſt undenkbar, unerträglich wäre. Die Kunſt iſt uns heute unentbehrlich und für unſer Kultur- und Wirtſchaftsleben außerordentlich fruchtbar. Die Macht, die dieſen Trieb des Volkes zur Kunſt erziehen, allſeitig fördern und regeln kann, iſt der Staat. Seine Beziehungen zur bildenden Kunſt können doppelte ſein, direkte und indirekte. Die erſteren ſetzen ſich aus irgendwelchen ſtaatlichen Unterſtützungen zuſammen, die letzteren aus jeder mittelbaren Anteilnahme des Staates an der bildenden Kunſt. Die Geſichtspunkte, unter denen der Staat ſich an der Förderung der bildenden Kunſt beteiligen oder ſie in ſeinem Intereſſe verwenden kann, ſind ebenfalls zwiefache. Der Staat verfolgt einerſeits unmittelbar

erzieherische Aufgaben, anderseits sucht er durch die bildende Kunst Stärkung und Ausdehnung seiner politischen Absichten im weiteren Wortsinne zu erreichen.

Das neunzehnte Jahrhundert nimmt auf dem Gebiete der Unterstützung der Kunst eine ganz andere Stellung als alle nach Christi Geburt verflossenen Zeiten ein; bis auf die Griechen und Römer zurückzugreifen, erübrigt sich hier für uns. Keine Regierung hatte bis dahin daran gedacht, das Volk in seiner breiten Masse durch die bildende Kunst zu erziehen. Alles, was bisher von irgendeinem Staat, einer fürstlichen oder städtischen Regierung für die bildende Kunst getan war, erfolgte aus Rücksichten auf sich selbst, im besten Falle zur Verschönerung, zur Verherrlichung des eigenen Ich, des fürstlichen Geschlechts, des städtischen Ansehens. Die französische Revolution schuf Wandel. Sie zerbrach mit einem kurzen, festen Schlage die ganze bestehende Gesellschaftsform und ließ das Leben in die breiten Volksschichten fluten. Man lernte mehr als je die allgemeine Bildung schätzen und erschloß sich dadurch die Kräfte und Besitztümer der Erde. Zum ersten Male trat durch die Ausgrabungen in Herkulaneum, bald in Pompeji, dann in Griechenland und Kleinasien die Geschichte den Menschen als wahre Wirklichkeit gegenüber. Zwar hatte die italienische Renaissance schon das Wehen des Geistes der Vergangenheit unmittelbar gespürt, aber so stark, so konkret war Wesen und Sein vergangener Tage noch niemals in neuerer Zeit den Menschen vor den Augen, vor der Seele wirklich geworden. Man erkannte bald die großen Vorteile, die darin liegen mußten, der breiten Masse die Kunstwerke zur Belehrung zu überlassen. Überall gab es allerdings längst „Sammlungen". Das Mittelalter hatte sie bereits als „Kuriositätenkammern" gekannt; die folgenden Jahrhunderte wandten sich der Ansammlung von Kunstwerken ständig mehr zu, aber sie blieb stets eine rein private Sache, an der sich nur die Besitzer oder ein paar besonders bevorzugte Sterbliche erfreuen durften, der misera plebs contribuens blieben alle diese Raritätenkammern eine völlig fremde Welt. In Preußen wurde im neunzehnten Jahrhundert der erste epochemachende Museumsbau errichtet. Seit dem Anfange des Jahrhunderts ging man mit dem Plane um, ein großes Museum für die verschiedenen im Staats- und Hofbesitz befindlichen Kunstsammlungen zu erbauen. Im Jahre 1823 trat Schinkel mit seinen Plänen für einen Neubau (ursprünglich hatte man die Kunstakademie dafür herrichten wollen) hervor, und im Juni 1825 wurde der Grundstein zu dem Gebäude am Lustgarten in Berlin gelegt. Am 3. August 1830 fand die feierliche Eröffnung des vollendeten Werkes statt, das meines Erachtens an innerpolitischer Wichtigkeit der Gründung der Berliner Universität gewachsen ist! Die maßgebenden Persönlichkeiten hatten die ungeheure Wucht und den unschätzbaren Wert der nicht meß- und nicht wägbaren, aber auf den Schlachtfeldern so real wie möglich zutage getretenen Besitztümer der Volksseele erkennen gelernt. Ein Museum von Kunstwerken der Allgemeinheit bieten, hieß nichts anderes, als die sichere Erkenntnis gewonnen zu haben, daß, wie Drey sagt, „die künstlerische Kultur des Individuums nicht nur ein

Stück seiner individuellen Eigenart ist, sondern großenteils auch ein Ergebnis des gesellschaftlichen, wirtschaftlichen, politischen und vor allem auch künstlerischen Milieus, in dem er lebt". Dies „Milieu" sollte gehoben werden. Mit dem Museum der bildenden Künste in Berlin eröffnete der Staat einem sehr großen, bisher nicht berücksichtigten Bruchteil aller Gebildeten ein ganz gewaltiges Feld der Arbeit. Von Stund an konnte jedermann, der ein für die bildenden Künste offenes Auge besaß, über die Werke der Meister aus den verschiedensten Ländern sich unmittelbar belehren, während sie bisher nur aus Nachbildungen bekannt waren. Man erinnere sich der Erzählungen Goethes aus seiner Jugendzeit, als der Herr Rat seine Stiche der Familie zeigte! Der unmittelbar an den Kunstwerken lernende Künstler, der mittelbar an ihnen und durch sie sich unterrichtende Kunstforscher, der sich ohne bestimmtes Endziel bildende Kunstfreund, auch der Forscher der politischen Geschichte, der Kulturhistoriker, der fremder Länder, des eigenen Volkes Sitte und Art zu ergründen sich bemühte, sie sahen jetzt aus alter wie neuer Zeit Gemälde und Statuen als Zeugnisse vom Leben des Alltages, von Gottes weiter Welt, von den heiligen Legenden und großer Menschen Taten, als farbenfrohe und körperhafte Urkunden vor Augen. Wir, die wir durch viele derartige Institute verwöhnt sind, durch leicht zu unternehmende Reisen über einen großen Besitz an Anschauungsmaterial dieser Art, selbst „unter der Schwelle des Bewußtseins", verfügen, können uns nur schwer ein wirklich zutreffendes Bild von der gewaltigen Einwirkung dieser ersten Sammlung machen. Am ehesten wäre dies noch im Osten unseres Vaterlandes möglich, wenn dieser Osten einmal ein angemessen wichtiges Museum erhalten sollte (?).

Die zustehenden Behörden müßten sich jedoch trotz allem, was bisher geschehen ist, noch weit umfassender die Frage stellen: Wie bringen wir in alle die Städte und Orte, die keine genügenden Mittel zu größeren Sammlungen besitzen, die Segnungen der Museen? Der Farbendruck, der gerade in einem deutschen Institut, in der Reichsdruckerei, vollendet gehandhabt wird, müßte z. B. wesentlich ausgiebiger in den Dienst der allgemeinen Unterweisung gestellt werden. Es war beispielsweise ein schwerer Fehler, daß der größte Lichtmaler der sogenannten deutschen Renaissance, M. Grünewald, im Dunkeln schmachtete, bis ihn die Firma Bruckmann in München befreite, weil keine Staatsbehörde, selbst nicht die Regierung von Elsaß-Lothringen, daran dachte, diesen Großmeister, einen der feinsten Dolmetscher deutschen Seelenlebens, dem deutschen Volke zugänglich zu machen. Die vortrefflichen farbigen Reproduktionen nach Gemälden der Berliner Galerie sind derartig teuer, daß selbst „Museen" in kleinen Städten sich die Anschaffung nicht gestatten können. Es sollte ferner sorgsamer der Gedanke erwogen werden, wie durch gute Kopien, durch Abgüsse der wirklich erheblichen Masse von Landstädten und Marktflecken die veredelnde Kraft der bildenden Kunst ohne zu große Kosten zugeführt werden kann. Insbesondere müßten unbedingt überall kunstgewerbliche Vorbilder herbeigeschafft werden. Aber wie vielen von kleineren, durchaus lebenskräftigen Städten, ich

erinnere nur an das kaufmännisch sehr lebhafte Tilsit, fehlt in Deutschland jedwede Sammlung, die dazu anregen kann, auch einmal über den von alters her gezogenen Zaun zu blicken. Alles wird hier der Privatinitiative überlassen, während die großen Städte fast im Überfluß leben! Man muß sich hin und wieder fragen, ob die Generaldirektionen der staatlichen Museen sich die Wichtigkeit der Museen für die innere Politik wirklich klar gemacht haben, wenn man die einseitige Anhäufung von Kunstwerken jeder Art in den Hauptstädten beobachtet und die nachlässig-gleichgültige Behandlung selbst großer Provinzstädte dagegenhält. Sammeleifer scheint hier oft mehr als Einsicht in die kulturellen und sozialpolitischen Aufgaben der Museen maßgebend zu sein. Solange aber unser Volk nicht national-ästhetisch empfinden wird, bleibt es ein Volk „gelehrter Barbaren"! —

Die Museen jeder Art sind aber auch ein sehr wichtiger Faktor im Wirtschaftsleben des Volkes geworden. Etwas älteren Beobachtern wird noch die Zeit der Umwandlung der Privatsammlung des Kunstgewerbevereins in Berlin in ein Königliches Museum in Erinnerung sein und die Tatsache, daß der bedeutsame Aufschwung des Kunstgewerbes in Berlin mit diesem Museum ganz unverkennbar zusammenhing einesteils durch Anregung der Kunstgewerbetreibenden „zu neuen Taten", andernteils durch Steigerung der Ansprüche der klug gewordenen Käufer. Unsere Behörden haben wenigstens zum Teil erkannt, daß derartige Vorbildersammlungen in Angebot und Nachfrage eine sehr wesentliche Rolle spielen. Gar alt ist aber die Erkenntnis noch nicht, daß es sich hier um ein Problem der „Volkswohlfahrtspflege" handelt. Seltsam mutet es uns an, schreibt Waentig, wenn wir lesen, daß man zunächst Kunstwerke wie andere Güter für den Markt liefern zu können glaubte, daß man meinte, man brauche nur die Industrie mit Musterzeichnern zu versorgen, um eine neue Blüte der dekorativen Kunst heraufzuführen. Heute weiß man, daß es sich kulturpolitisch um ein weit komplizierteres Problem handelt, daß man Kunst nicht ohne weiteres lehren kann, daß es vielmehr gilt, latent vorhandene künstlerische Schöpferkraft zur Betätigung, künstlerische Genußfähigkeit zur Entwickelung zu bringen, um allmählich für das ganze Volk annähernd jenen Zustand wiederherzustellen, wie er für den primitiven Menschen charakteristisch ist, jene Einheit zwischen Schaffen und Genießen. Keiner der modernen Staaten hat sich dieser Aufgabe zu entziehen vermocht. Reichere und immer reichere Mittel sind zu diesem Zwecke bereit gestellt worden. Es ist dies allerdings nicht nur aus idealen Motiven geschehen, sondern zugleich in der Erwägung, daß diese wirtschaftlich sich bezahlt machen würden. Hier dürfen wir auch noch eine streng wirtschaftliche Frage ganz leicht streifen, den Geldumsatz, der durch die Werke der bildenden Kunst bewirkt wird. Die Künstler, der neuzeitliche Sammler, der Bilderspekulant und der Kunsthändler setzen alljährlich im inländischen wie im Exporthandel viele Millionen um.

Den Ausstellungsgebäuden, wie wir die Museen bei etwas weiterer Ausdehnung dieses Wortes nennen wollen, gliedere ich die Sammlung von Bildern

an, mit denen der Staat die Gebäude selbst, d. h. deren Mauern, schmückt. Ich denke hier vor allem an den Bilderschmuck in den Universitäten und in Schulen jeder Art. Diese Bilder haben in den Anstalten, die der öffentlichen Unterweisung dienen, eine ganz besonders wichtige erzieherische Aufgabe. Ein Wort des alten berühmten Pädagogen Comenius sagt bereits: „Die Schule soll eine liebliche Stätte sein, von innen und außen den Augen einen angenehmen Anblick bieten. Drinnen sei ein helles, reinliches, überall mit Gemälden geziertes Zimmer. . . .“ Unsere moderne Pädagogik hat sehr ernstlich diesen Faktor herangezogen. Die großen Versammlungsräume (Aulen), wie Klassenzimmer, Korridore schmücken Originalgemälde oder Nachbildungen geeigneter Malereien, wie plastischer und architektonischer Werke.

Infolge dieser Forderung der Pädagogik hat sich, da der Staat diese Bestrebungen nachdrücklich bis in die Dorfschulen hinab unterstützt, bereits eine Reproduktionsindustrie entwickelt, die ganz ausschließlich ihr Augenmerk auf einen Wandschmuck dieser Art richtet. Es wird auch niemand in Abrede stellen wollen, daß die Methode durch unbeabsichtigtes Sehen wie durch aufmerksames Betrachten von Kunstwerken der Sinn der Kinder gerichtet, angeregt und entwickelt wird. Der Knabe ist aber der Vater des Mannes! Ganz besonders wertvoll wird dieser kunsterzieherische Unterricht, wenn der Lehrer bei passender Gelegenheit den Kindern die in der Klasse usw. vorhandenen Kunstwerke erklärt, neue hinzufügt, d. h. das einzelne Werk der Kunst in den Rahmen der allgemeinen Entwickelung der Menschheit, soweit davon unter den gebotenen Umständen die Rede sein kann, einspannt.

Einer besonderen Art von Schulen läßt die Staatsregierung seit langem eine sehr sorgsame Fürsorge angedeihen, den Zeichen- und Malschulen (den Akademien). Bereits im achtzehnten Jahrhundert gehörte es zu den Requisiten einer hochfürstlichen oder hochgräflichen Residenzstadt, daß sich in Serenissimi Nähe eine möglichst berühmte Akademie der schönen Künste befinde. Der Nutzen dieser Malerschulen ist oft sehr bestritten worden. Es ist auch allseitig bekannt, daß zu Beginn des soeben abgelaufenen Jahrhunderts gerade die bedeutendsten Künstler sehr energisch gegen die Akademien Front machten; auch heutigen Tages überschütten viele „Eigenbrödler“ die Malerakademien mit herbem Spott. Es ist ohne Zweifel berechtigt, zu sagen, wer ein Künstler werden kann, der muß dazu geboren sein, und die besten Akademieprofessoren werden aus einem unbegabten „Akademiker“ keinen Künstler machen; es ist ferner sicher richtig, daß an der großen Masse von mittelmäßigen Talenten, die auf der Akademie vielleicht technisch etwas zu leisten vermögen, niemand etwas gelegen sein kann. Darüber will ich hier mit niemandem rechten, aber ich will mir auch nicht die Überzeugung nehmen lassen, daß die Kunstakademien für ganze Provinzen eine Licht- und Pflegestätte der bildenden Künste sind. Sie müssen so reich als möglich ausgestattet werden; deshalb war es z. B. ein durchaus richtiger Gedanke, der Königsberger Akademie auch einen Architekten als Lehrer beizugeben, weil Ost-

preußen von Bildungsstätten, welche die Kunst betreffen, in so erbarmungswürdiger Weise entblößt ist. Die Kunstakademien ziehen zunächst alle irgendwie bildsamen Talente an sich, die trotz aller Begrenzung ihres Könnens Verdienste um die Kunst gewinnen können und unter allen Umständen stark zur Erweckung, zur Stärkung des Kunstsinnes der Bevölkerung in ihrer Allgemeinheit beizutragen befähigt sind. Ferner wird eine Akademie als eine oberste Instanz in rein künstlerischen Fragen, die man schnell in Aktion setzen kann, sehr viel zur Klärung des Geschmackes beizutragen in der Lage sein; sie wird auch manchen vermögenden Mann zu Aufwendungen im Interesse der Kunst, d. h. des Volkes veranlassen, die sonst wahrscheinlich unterblieben wären. Eine verständig geleitete und gut unterstützte Akademie sollte übrigens eigentlich stets mit einer kunstgewerblichen Abteilung verbunden sein. Es gilt dies besonders für solche Teile des Landes, in denen, wie in Ost- und Westpreußen, die Industrie noch in den Kinderschuhen steckt, zum Teil nur deshalb, weil die Genügsamkeit der Einwohner und die mangelnde Übung der Arbeiter weder gute Arbeit verlangt, noch zu liefern imstande ist*).

Von den Kunstgewerbeschulen möchte ich die Kunstgewerkschulen trennen, weil in diesen nur die Handwerker, Stubenmaler, Schnitzer usw. ausgebildet werden sollen. Auch diese Anstalten sind ein äußerst wichtiger Faktor für die Absichten der inneren Politik, insbesondere für die Belebung und Hebung der gesunden Elemente der alten Dorf-, der sogenannten Bauernkunst. Durch eine gewisse Verbindung aller Kunstschulen könnte man sie noch ertragreicher machen. Hermann Obrist hat einen Weg aufgewiesen, wenn er sagt: „Man müßte für alle Akademieschüler den zeitweiligen Besuch von Dekorationsmalerschulen, von Steinmetzwerkplätzen und von Baugewerkschulen obligatorisch machen, die Kunstgewerbeschüler müßten freien Zugang zu den Aktklassen der Akademien haben, die Polytechniker mit kunstgewerblichen Werkstätten in steter Berührung bleiben und jeweils irgendein Handwerk beherrschen, und der Kreislauf zwischen Knabenhandfertigkeitsschulen, Gewerbeschulen, Kunstgewerbeschulen, Polytechniken und Akademien müßte in der Kunst ebenso lückenlos hergestellt werden, wie wir es in der Industrie, in der Technik und in der Wissenschaft schon zum Teil verwirklicht sehen." Den Akademien wohnt endlich auch eine gesund retardierende Kraft inne. Sie hemmen ein etwas allzu ungebundenes Probieren. Verständnisvoll und von noch aufwärts strebenden Künstlern geleitet, lassen die Akademien einen vernünftigen Konservatismus zu seinem Recht gelangen.

Daß die Zeichenlehrer jetzt einer Schulung unterworfen werden, die einerseits eine klare, sichere Lehrmethode in Bild und Wort verlangt, anderseits aber auch ein gewisses Maß von künstlerischer Durchbildung zu bringen vermag, ist unstreitig sehr berechtigt und wird gute Früchte tragen. Ob die Methoden, die hier eingeschlagen werden, — einer besonderen Vorliebe erfreut sich zurzeit die

*) Gründe für diese Rückständigkeit, erdrückende Vorherrschaft des Großgrundbesitzes, haben wir in Heft 47 des 69. Jahrgangs herangezogen. D. Schriftl.

„amerikanische", — überall einwandfreie sind, mag dahingestellt bleiben. Es ist ohne Widerrede nur richtig, daß die Behörden den Zeichenunterricht so sorgsam überwachen, und daß er bis in die obersten Klassen der höheren Schulen durchgeführt wird. Denn bei den germanischen Völkern ist der Formensinn verhältnismäßig schwach ausgebildet und die Erziehung des Auges durchschnittlich eine recht geringwertige. Knaben wie Mädchen werden viel zu einseitig auf die Verstandesarbeit hingewiesen, viel zu wenig wird die Beobachtung, das Sehen erzogen. Es ist oft wirklich traurig, zu bemerken, mit welch stumpfem Auge selbst geistig sehr hoch stehende Männer wie Frauen durch Gottes schöne Welt und an ihrem künstlerischen Abbilde, an den Werken der bildenden Künste, vorübergehen. Es gibt eine recht erhebliche Anzahl von Männern, die „im Leben stehen", d. h. in irgendeinem freien Gewerbe ihren Unterhalt gewinnen, welche die Beschäftigung mit der Kunst im Grunde als einen Luxus, ja, im tiefsten Winkel ihres Herzens als für Frauen und Unbeschäftigte geeignet betrachten. Und doch, wie roh und arm wäre ein Volk ohne Kunstpflege, um so mehr, als die Kunst auf das engste mit den wirtschaftlichen Bedingnissen einer Zeit verbunden ist. Kunst und Wirtschaft stehen in einem festen und logischen Verhältnis zueinander, vor allem durch den Kunsthandel und durch den Kunstbesitz. Der erstere reizt durch sein Angebot die Nachfrage, und der letztere erzieht zur Kunstfreude, zum Kunstbedürfnis, zum Kunstverständnis. Und hier bietet die Kunst eine der sichersten Handhaben für einen Sozialpolitiker, um die sozialen Klassengegensätze zu überbrücken, arm und reich zu versöhnen; „insofern die Steigerung der Dringlichkeit an sich relativer Bedürfnisse nach dem Vorbild der höheren Klassen zur Erweiterung der Bedürfnisse der Masse des ganzen Volkes und zur Hebung ihrer Lage führt, wird auch der Luxus der höheren Klassen selbst gerechtfertigt". (Brentano.) Und je größer der Besitz an Kunstwerken jeglicher Art im ganzen Volke ist, eine um so homogenere Masse bildet es.

Zu dem Kapitel „Ausbildung der Lehrenden" gehören die Informationsreisen, die unsere Künstler und Regierungsbeamten in fremde Länder zu unternehmen haben. Auch dürfte hier die Beschickung der Weltausstellungen und die Unterstützung der Aussteller angemerkt werden.

Eine nicht unbeträchtliche direkte Unterstützung der bildenden Künste wird weiterhin von Staats wegen durch den Ankauf von Kunstwerken auf den Kunstausstellungen geboten. Es ist zu diesem Zweck in verschiedenen Ländern eine Kunstkommission eingesetzt, die derartig gewählt wird, daß eine einseitige Bevorzugung von Kunstrichtungen ausgeschlossen sein soll. Zweifelsohne ist namentlich der modernen Kunst gegenüber die Wahrung einer so weit wie irgend möglich gehenden Objektivität geboten, da wir viel zu sehr in der Phase der Entwickelung begriffen sind. Unter solchen Umständen muß man auf gute Arbeit, berechtigte künstlerische Absichten blicken und jeden persönlichen Geschmack beiseite setzen. Gerade öffentlichen Sammlungen gegenüber muß der Gesichtspunkt festgehalten werden, daß man auch aus Irrtümern lernen kann, und daß die Museen nicht

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

für Unmündige, Halberwachsene, sondern für solche Menschen errichtet werden, die sich der Aufgaben des Lebens bewußt geworden sind. Es ist dabei vor allem nicht zu vergessen, daß, je höher die Mächte stehen, die irgendwie einer Tendenz in Kunstsachen huldigen, um so gefährlicher die Folgen sein werden. Denn die Kunst geht nach Brot. Es gehört in der Tat ein ganz ungewöhnliches Selbstvertrauen, ein seltenes Maß von Selbstbeherrschung dazu, um die Rolle eines Märtyrers um eines Ideals willen auf sich zu nehmen; insbesondere in unseren Tagen, in denen der Glaube an irgendeine Vergütung jenseits eines nicht ausgenossenen Lebens sehr ins Schwanken gekommen, die Überzeugung, daß das Leben zunächst nur auf Erden realiter besteht, eine recht gefestigte geworden ist. Es wird aber auch ein sehr ernstes moralisches Unrecht begangen, wenn maßgebende Mächte im Staate andauernd voreingenommenen künstlerischen Anschauungen Raum geben; denn sie verleiten die Künstler dazu, entweder ihrer ethischen Aufgabe, Dolmetscher des Innenlebens ihres Volkes zu sein, untreu zu werden, oder sie zwingen die Künstler, sich gänzlich Privatinteressen zu übergeben. Damit wird aber von neuem eine Aufgabe des Staates alteriert. Denn trotz der großen Mittel, die heutigen Tages Privatleuten zur Disposition stehen, kann nur ein Staat im eigentlichen Sinne des Wortes monumentale Werke ins Dasein rufen. Kirchen, Staatspaläste jeder Art u. a. m. werden einzig mit den Mitteln eines Staates erbaut und ausgeschmückt werden können. Und fast nur hier kann monumentale Kunst verlangt und erzogen werden.

Unter diesem Gesichtspunkte der unmittelbaren Unterstützung der bildenden Kunst von seiten der Ministerien für Fragen der inneren Politik darf auch die Wiederherstellung alter Bauten aller Zeiten erörtert werden. Zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts ergriff die ganze Welt geradezu ein Restaurationsfieber, vornehmlich Deutschland. Und ich muß sagen, ich möchte kein Werk dieser Art missen, weder den Ausbau des Kölner Domes noch des Berner Münsters, noch des Domes in Florenz, der Alhambra, der Marienburg bis zur Hochkönigsburg. An diesen Bauten hat das Kunsthandwerk, d. h. die Technik der Künstler, unendlich viel gelernt, von der theoretischen Berechnung der Wirkung der gigantischen Kräfte in diesen Riesenbauten bis zur Erlernung der alten Glasmalertechnik herab. Am ehesten könnte man die Restauration der Alhambra von praktischen und auch ethischen Gesichtspunkten beanstanden. Denn von diesem Bau werden unsere Baumeister kaum noch viel lernen können, und ein Wahrzeichen der Macht Altspaniens ist es auch nicht — aber wohl ein monumentales Erinnerungsdenkmal an einen Jahrhunderte dauernden Kampf der christlichen Spanier gegen den Islam und ihres endlichen Sieges. Unter diesem Sehwinkel müssen auch die Wiederbauten der Marienburg und der Hochkönigsburg betrachtet werden. Sie sind Marksteine der deutschen Herrschaft, und als solche haben sie eine sehr beachtenswerte Wichtigkeit für die Aufgaben der inneren Politik. An dieser Stelle sind auch die großen neuen Kaiserpaläste in Straßburg i. E. und in Posen zu erwähnen. Diese Werke der bildenden Kunst, diese

Bauten sind in einem solchen Maße aus der Politik heraus befohlen, daß man nahezu das Gebiet des Ministers des Äußern berührt. Allerdings könnte einer irgendwie weiteren Pflege der alten Burgen und Pfalzen von seiten des Staates, die über das Maß einer Konservierung hinausgehen, nur von Fall zu Fall zugestimmt werden. Wir haben kein Recht, Mittel und Kraft der schaffenden, lebenden Gegenwart zu entziehen, und es dürfen nie und nimmer irgendwelche Velleitäten und romantische Gesichtspunkte eine maßgebende Rolle spielen. Eben diese Erwägungen müssen aber auch bei der einfachen Frage nach der Erhaltung der alten Kunstdenkmäler meiner Ansicht nach weit schärfer umrissen werden, als es geschieht. Die Lebenden haben recht. Es muß z. B. jedes alte Bauwerk, das den modernen Verkehr in einer Stadt tatsächlich hindert, beiseite gebracht werden. Es sollen auch nicht alte Kunstwerke, wie etwa das Heidelberger Schloß oder das Forum in Rom, einem modernen Reinlichkeitssinn zum Opfer fallen. Das ethische Moment (Pietät) an und in derartigen Monumenten wird oft durch „Renovation", Ordnungsliebe und Altertümelei geradezu vernichtet.

Eine sehr wichtige Frage der inneren Politik in Hinblick auf die bildenden Künste taucht vor uns auf, wenn wir der Beihilfen gedenken, die der Staat zu wissenschaftlichen Exkursionen, Ausgrabungen, Editionen usw. gewährt. Es ist in hohem Maße anzuerkennen, daß besonders die deutsche und französische Regierung so große Gelder zur Verfügung gestellt haben, um dem europäischen und orientalischen Altertum seine kulturell so wichtigen Geheimnisse zu entreißen. Ob hier nicht hin und wieder anderen das Leben zu leicht gemacht wird und andere Regierungen Kulturaufgaben überhoben werden, die sie billigerweise selbst übernehmen sollten, wie etwa die päpstliche „Regierung", wenn das Deutsche Reich ein Musterwerk über die Capella Sixtina mit einem Aufwand von rund 50000 Mark herausgibt?

Ein sehr vortreffliches Unternehmen der verschiedenen deutschen Regierungen im Interesse der Erkenntnis der Werke der bildenden Kunst aus alten Zeiten stellen die umfangreichen Inventarisationen dar, an deren systematische Durcharbeitung der neu gegründete Verein für deutsche Kunstwissenschaft gehen wird — allzulange war in Deutschland italienische Kunst Trumpf. Soweit ich unterrichtet bin, können andere Staaten, wie etwa der französische, in dieser Hinsicht von uns lernen.

Überlegen wir nun von dem Standpunkt mittelbarer Anteilnahme aus, wie geartet die Beziehungen der inneren Politik des Staates zur Kunst sein können, so dürfen wir kurz sagen: die indirekte Unterstützung und Verwendung der bildenden Kunst erfolgt überall da, wo der Staat die Kunst als seine eigene Stütze zweckmäßig verwendet, sie der Öffentlichkeit gegenüber als bestimmenden Faktor ausspielt. Am deutlichsten erkennbar geschieht dies durch jedes öffentliche Gebäude, das zweckdienlich errichtet, monumental gestaltet und künstlerisch ausgeschmückt ist. Es ist dabei gleichgültig, ob es sich um ein Gerichtsgebäude, ein Parlamentshaus oder ein fürstliches Schloß handelt. Die Absicht kann

immer nur die eine sein, die Beobachter durch eine in jedem Hinblick tadellose Lösung der betreffenden Aufgabe zu erziehen, zu bilden, zur Nacheiferung im besten Sinne des Wortes anzuregen; und deshalb ist es ein besonders grobes Versehen, wenn auf diesem Gebiete Fehler gemacht werden. Unter diesem Gesichtspunkt ist es auch durchaus richtig, wenn das Deutsche Reich in Posen, in Daressalam und Kiautschou verhältnismäßig sehr prunkvolle Bauten errichtet. Hier soll die Macht des Reiches zum Ausdruck gebracht werden und gleichzeitig das Volk zu deutschen künstlerischen Anschauungen herangebildet werden.

Die Errichtung von Standbildern verdienter Männer erfolgt zu ähnlichen innerpolitischen Zwecken. Das Volk soll immer wieder an die Männer erinnert werden, die, sei es als Fürsten, Staatsmänner, Gelehrte, Reformatoren, Dichter, Offiziere usw., dem Vaterlande jene Schätze an Imponderabilien zugeführt haben, die am letzten Ende das eigentliche Schwergewicht der Kraft eines Volkes ausmachen. Ein sehr wesentliches Moment wird hierbei die Auswahl bilden und die Fähigkeit, Maß zu halten. Gleichgültige, aus irgendwelchen äußeren Zufälligkeitsgründen mit Standbildern bedachte Persönlichkeiten wie zu große Häufungen von Denkmälern werden das Gegenteil dessen hervorbringen, was erstrebt wird, nämlich Interesselosigkeit, ja Abneigung. Es ist ein recht bedenkliches Zeichen, wenn im Volksmunde diese von jedermann zu ehrenden Bildwerke wegwerfend als „Puppen" bezeichnet werden. Die vox populi ist auch in solchen Fragen weder als gleichgültig beiseite zu schieben, noch in ihren innersten Intentionen ohne weiteres als falsch zu bezeichnen. Sie aber zwingen zu wollen, heißt in solchen Fällen meistenteils etwas Unmögliches tun wollen.

Wir rühren mit diesen Worten unwillkürlich an die Qualität der Kunstwerke. Es ist vor Jahren durch die sogenannte lex Heinze der Versuch gemacht worden, den Auswüchsen der Nackkunst entgegenzutreten. Die Fassung des Gesetzes bildete aber eine Gefahr für die Entwickelung der echten Kunst. Immerhin war der zugrunde liegende Gedanke gesund, denn die innere Politik berührt auch das Gebiet, das Volk vor schlechten Kunstwerken zu schützen. Denn ebensogut, wie der Staat verpflichtet ist, durch die Unterstützung und Beschützung der bildenden Künste erzieherisch zu wirken, ebenso sicher ist er im Recht, wenn er hier einem Übel steuert. Nur müssen in dem einen wie in dem anderen Falle Objektivität, Takt und Verständnis einander die Hände reichen. Befehlen wie Verbieten muß einem auf der Höhe der Kultur stehenden Volke gegenüber sehr vorsichtig gehandhabt werden.

Bei dieser Frage möchte ich den Wunsch aussprechen, daß die an und für sich schon durchgängig minderwertigen und dadurch kulturfeindlichen modernen Heiligenbilder in den katholischen Kirchen und Kapellen nicht noch, wie es in Wallfahrtsorten besonders gern geschieht, mit Geschenken aller Art behängt und bekleidet werden, so daß ein künstlerisch geschultes Auge direkt abgestoßen wird. Sicher ließe sich hier von der Geistlichkeit ein Weg finden, der allen Teilen gerecht werden kann, ohne irgendwie religiöse Gefühle zu verletzen, was natürlich

nicht geschehen darf. Anderseits müßte darauf hingewirkt werden, daß in den Kirchen aller Bekenntnisse die aus alter Zeit überkommenen Kunstwerke wenn nicht anders, so wenigstens als Leistungen der Kunst ständig gut gehalten werden, damit dem Kirchenbesucher Respekt vor der Kunst als solcher auch an dieser Stelle eingeflößt und bewahrt bleibt. Am letzten Ende muß auch hier dem Staate und den Behörden ein großes Maß von Einspruchsrecht gestattet sein. Es herrscht hier schließlich dasselbe Recht wie etwa, wenn eine Behörde den Privatbaumeistern aufgibt, bei der Bebauung eines Platzes eine architektonische Gleichwertigkeit in den Gebäuden nach Aufbau wie Dekor zu erstreben. Die Interessen einzelner, sei es nun das „physischer Personen", sei es das von Korporationen, müssen sich allgemeinen Gesichtspunkten unterordnen.

Die Beispiele, wie die bildende Kunst und die innere Politik sich berühren, lassen sich noch mehren — es genügt mir, erörtert zu haben, wie sich die bildende Kunst in den Rahmen der produktiven staatlichen Lebensbetätigung einfügt. Auch die bildende Kunst ist, richtig angewendet, eine außerordentlich feine und gut treffende Waffe gegen innere Anarchie des geistigen und seelischen Lebens eines Volkes, und kein Staatsmann sollte irgendwie leichtfertig mit ihr umgehen, sie in irgendeiner Richtung als einen Luxus betrachten, den man nach Gefallen, nach Gunst und Gaben behandeln oder gar außer Rechnung setzen darf — am wenigsten in unserer Zeit, die eine so ungeheure Ausdehnung des Kunstbedürfnisses gewonnen hat, daß wir von einer „sozialen Kunst" reden müssen. Ein jeder Politiker wird eine sorgsam abgewogene Stellung zur bildenden Kunst einzunehmen haben, will er seine Pflichten erfüllen.

Aus Briefen der Wertherzeit

Von Hermann Bräuning-Oktavio-Darmstadt

I.

Die Empfindsamen in Darmstadt" betitelt sich ein neuerdings bei Klinkhardt und Biermann in Leipzig erschienenes Buch, das schon durch seine geschmackvollen und zahlreichen, zum Teil bisher unbekannten Abbildungen vom flüchtigen Betrachten zu längerem Verweilen zwingt. Es ist lebhaft anzuerkennen, daß der Verfasser, Valerian Tornius, den Versuch gewagt hat, uns in zierlichen Federzeichnungen, oder soll ich sagen Silhouetten, Männer und Frauen der Wertherzeit näher zu bringen; angenehmer und gefälliger hätte er die Form nicht wählen können, als nach einer Schilderung der Stadt und des Hofes, um den sich die Empfindsamen vereinigten, die hervorragendsten Glieder dieses Kreises zu zeichnen. Daß die Zeichnungen nicht immer völlig geglückt sind, ist gewiß zu bedauern, wird

aber dem Liebhaber, der in den Tagen des „Kintopps“ auch hier Bilder, flüchtige Eindrücke empfangen will, schwerlich auffallen.

Abgesehen von der „Künstlerkolonie 1901“, gibt es gewißlich keine Zeit, in der Darmstadt so sehr die Blicke der literarischen Welt Deutschlands auf sich gezogen hat, wie in den Tagen der großen Landgräfin Caroline von Hessen. Wer heute in Darmstadt das efeuumrankte Grab dieser Fürstin, geschmückt mit den Worten Friedrichs des Großen: „Femina sexu, ingenio vir“, im sogenannten Herrngarten an der Rückseite des Großherzoglichen Hoftheaters besucht, findet wenige Schritte weiter im Park das Goethedenkmal, dessen Sockel die Reliefporträts von Goethe, Merck und Caroline Flachsland zieren. Erinnerungen steigen auf!

Gewiß steht die kurze Spanne der Jahre 1770 bis 1774, da die Namen Goethe, Herder, Wieland, Gleim, Merck, La Roche, Lavater in raschem Wechsel einander am Darmstädtischen Hofe ablösten, vollkommen vereinzelt in der Geschichte hessischen Geisteslebens da; aber wir wollen doch nicht in falscher Überschätzung verkennen, daß diese Bewegung nur einen verschwindend kleinen Teil der Bevölkerung Darmstadts ergriffen hat, ergreifen konnte. Der Darmstädter Bürger war damals nicht besser als heute; Geschmack und Enthusiasmus hat er nie selbständig entwickelt. Dagegen hat man am hessischen Hofe zu allen Zeiten vor- und nachher der Dichtkunst, Musik oder bildenden Kunst, vor allem auch der Vereinigung aller Künste auf der Schaubühne, reiche Entfaltung durch freigebige Förderung ermöglicht.

Auch in der Geschichte der Musik, der Oper sollte der Geschichtsschreiber wahrlich mehr kritische Schärfe entwickeln, wenn er die sogenannte Blütezeit der Oper unter Großherzog Ludewig dem Ersten (regierte von 1790 bis 1830) betrachtet oder den mehr ehrgeizig strebsamen als „genialen“ Kapellmeister Schindelmeißer in den Himmel hebt, wie es z. B. der Großherzoglich Hessische Hofschauspieler und Hofrezitator Hermann Knispel in seiner Geschichte des Darmstädter Hoftheaters tut, dem oft die nötige Tiefe und Objektivität abgeht; ich erinnere hier nur an die ihm unbekannten Auslassungen Ludwig Tiecks in seinen „Kritischen Schriften“ (Leipzig 1852, Band 4, S. 82 und 89), Eduard Devrients über eine Aufführung von Webers „Euryanthe“ (Briefwechsel zwischen Eduard und Therese Devrient, ed. Hans Devrient, Stuttgart 1910, S. 241), über die er sich durchaus abfällig, geradezu vernichtend ausspricht. Schier vergessen hat man dagegen bisher die Zeit eines Christoph Graupner, unstreitig des genialsten und tüchtigsten Komponisten seiner Zeit, der unter der Regierung des Landgrafen Ernst Ludwig (1688 bis 1739) als Kapellmeister wirkte; Professor Dr. W. Nagel (Darmstadt) hat in seinem „Leben Chr. Graupners“ (Sammelbände der Internat. Musikgesellschaft, Leipzig 1909, Band 10, S. 568 bis 612) nachdrücklich auf die Bedeutung dieses Mannes hingewiesen und neuerdings mit der Veröffentlichung von mir aufgefundener Briefe Graupners und seines Freundes, des Kapellmeisters G. Grünewald (ebenda, Bd. 12, S. 105 ff.)

begonnen. Im Musikleben unseres Landes gibt es kaum eine an Eigenschöpfungen reichere Epoche als die Graupners; außer Opern, Liebhaberaufführungen des Hofes, Konzerten im alten Opernhause bei freiem Eintritt, gelangte fast allsonntäglich in der Stadtkirche eine Kantate zur Aufführung. Vor ungefähr einem Jahre hat man endlich, dank auch dem wackeren Eintreten Dr. Diehls, eine der prächtigsten Kantaten aus den Stößen von verstaubten Graupnerschen Kompositionen, die bis dahin völlig vergessen im Schloß zu Darmstadt geschlummert hatten, hervorgeholt und in der Stadtkirche zu Gehör gebracht. Ich kann es nur empfehlen, in dem von Dr. Diehl herausgegebenen 6. Bändchen seiner Hessischen Volksbücher „Aus der Zeit des Landgrafen Ernst Ludwig" nachzulesen, was dort über eine Zeit gesagt ist, die die meisten als eine Nachahmung äußerer Prachtentfaltung Ludwigs des Vierzehnten, ein Versailles im kleinen abzutun pflegen.

Daß Tornius diese Zeit unterschätzt, wie auch die Jahre nach dem Tode der großen Landgräfin, als Liebhaberaufführungen am Hofe des Erbprinzen (des nachmaligen Großherzogs Ludewigs des Ersten) unter der Leitung des bekannten Kapellmeisters Abt Vogler (vgl. Schafhäutl, Abt G. J. Vogler, Augsburg 1888, S. 27) stattfanden, möchte ich ihm nicht ernstlich zum Vorwurf machen; haben doch selbst hessische Forscher kaum etwas darüber zu sagen gewußt.

Nur wenn wir uns klar machen, daß Kunst und Literatur am hessischen Hofe bereits in frühen Zeiten rege Förderung erfuhren, werden wir es fassen, daß Darmstadt jemals, wenn auch nur vorübergehend, die Rolle eines Musenhofes spielen konnte. Die große Landgräfin, ein Kind der galanten Zeit, liebte die Künste Dichtung und Musik und besaß den glücklichen Drang, sich zu belehren, zu lernen; sie las Homer in der Ursprache, verehrte Klopstock, den Sänger hehrer Freundschaft, und schätzte Wieland, der sich nur einen Augenblick Herr des Schicksals zu sein wünschte, um sie zur Königin von Europa erheben zu können, ebenso wie Gleim, dessen Freundschaftsgesänge und vornehmlich -briefe (an Jacobi) für unser heutiges Empfinden zu weich, zu süßlich sind. Die Dichtkunst näherte sie jenem Zustande, der die Brücke findet, Fürst und Mensch zu sein, als Mensch unter Menschen zu wandeln. Keineswegs darf man von ihr behaupten, sie habe, während ihr Gemahl, Landgraf Ludwig der Neunte (1768 bis 1790), in Pirmasens, fern der Hauptstadt, seinen Soldatenliebhabereien huldigte, allein die Geschicke ihres Landes gelenkt; wohl wußte sie ihren Einfluß geltend zu machen, so bei der Heirat der Prinzessin Wilhelmine mit dem russischen Großfürsten Paul 1773, — doch Herrscher war und blieb Ludwig der Neunte, der die Zügel erst dann lockerer ließ, als nach dem Tode der Landgräfin der hessische Ministerpräsident Friedrich Karl v. Moser unumschränkt herrschte.

Nahe stand der Landgräfin jedenfalls Mosers Amtsvorgänger, der Geheimrat Andreas Peter Hesse; denn dieser war es auch, der im Auftrage der Fürstin 1771 Klopstocks Oden und Elegien vierunddreißigmal drucken ließ, „andächtig, aber kritiklos aus Zeitschriften, anderen Drucken und Abschriften zu einem Strauße

gebunden" (Erich Schmidt, Quellen und Forschungen, Bd. 39, 1880, S. 82). Herder hatte dazu beigesteuert, ja selbst Klopstock durch den als Herausgeber des ersten Musenalmanachs bekannten Christian Heinrich Boie, der sie an Hoepfner, damals noch Professor am Carolinum in Kassel (bis 1771), dann Professor der Rechte in Gießen, weitergegeben hatte — alle, ohne etwas von einer Herausgabe im Druck zu ahnen. Heute gehört diese Ausgabe, die aus der Wittichschen Offizin in Darmstadt hervorgegangen ist, zu den größten Seltenheiten.

Wenn wir uns fragen, wer denn in Darmstadt dem Kreise der Empfindsamen, den ich oben sehr eng gefaßt wissen wollte, angehörte, so müssen wir neben den Hofdamen Fräulein v. Ziegler (Lila), v. Roussillon (Urania) und Ravanell vor allem das Haus des Geheimrats Hesse, dessen Schwägerin Caroline Flachsland unter dem Namen „Psyche" die bedeutendste Rolle spielte, und den Kriegszahlmeister Johann Heinrich Merck (Kriegsrat erst 1774) mit seiner Gattin, die auf Gleim tiefen Eindruck machte, nennen; auch der Leibarzt der Landgräfin, Dr. Johann Ludwig Leuchsenring, scheint nach einem ungedruckten Briefgedichte Mercks an ihn vom 8. Januar 1771 (vgl. Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literatur 1911, wo es in einer Reihe von Merckstudien von mir veröffentlicht wird) zu schließen, lebhaften Anteil an dem Treiben dieses Kreises genommen zu haben, während der Rektor Helfrich Bernhard Wenck ebenso wie der Prinzenerzieher Georg Wilhelm Petersen unbeteiligt zuschauten.

Bei diesen Menschen, die mit Richardsons „Pamela" und „Clarissa" weinten, litten und schwärmten, mit Yoriks Empfindsamkeiten tändelten, kehrte Herder zu verschiedenen Malen ein und holte im Mai 1773 Psyche als seine Gattin nach Bückeburg heim; ihnen führte im Frühjahr 1772 Merck den Junker Berlichingen zu, Goethe, den Wanderer in der Gemeinschaft der Heiligen. Rasch schloß Goethe hier enge Freundschaft, er las den Freunden Stücke aus dem Entwurf des Götz vor, schwärmte und begeisterte andere für Shakespeare, sang Lieder aus Ossian — und für ihn, den Freund von Goldsmiths „Vicar of Wakefield", ließ Merck (1772) dessen „The deserted village" nachdrucken. Daß Goethe nicht wie andere von der Empfindsamkeit, dem übertriebenen Freundschaftskult erdrückt wurde, daß er gleichzeitig in dem berühmt gewordenen Jahrgang 1772 der „Frankfurter Gelehrten Anzeigen" seine ersten kritischen Gänge schlug, daß er, der kraftgenialisch Shakespeare als sein Glaubensbuch verkündete, ohne später im Genietreiben zu zerflattern, daneben seinen Werther schreiben konnte, muß uns zu unendlicher Bewunderung dieses Dichters zwingen. Gesund war er, wo er kühn und derb mit Shakespeare dramatische Schranken niederriß, gesund auch, wo er wie Werther und Ossian schwärmte und liebte in ehrfürchtig erschauernder Anbetung der Natur. „Laß, o Genius unseres Vaterlandes, bald einen Jüngling aufblühen, der voller Jugendkraft und Munterkeit . . .", hatte der Dreiundzwanzigjährige in den „Frankfurter Gelehrten Anzeigen" bei Besprechung der „Gedichte

eines polnischen Juden" ausgerufen! („Deutsche Literaturdenkmale des achtzehnten Jahrhunderts", Band 7 und 8, S. 463, und Morris, „Goethes und Herders Anteil an dem Jahrgang 1772 der Frankf. Gel. Anzeigen", 1909, S. 6.) In jeder Goetheausgabe sollte man diesen in glühender Begeisterung, hingebender Empfindung jauchzenden, sehnenden Erguß lesen können, eines Genies, das, sich selbst porträtierend, das Ideal eines Dichters erträumt, „der uns dann all seine Freuden und Siege und Niederlagen, all seine Torheiten und Resipiscensen mit dem Mute eines unbezwungenen Herzens vorjauchzte, vorspottete; des Flatterhaften würden wir uns freuen, dem gemeine, einzelne weibliche Vorzüge nicht genug thun!" — „Aber dann, o Genius — laß ihn ein Mädchen finden seiner werth!" In dieser Rezension, aus der ich hier nur abgerissene Stücke geben konnte, jauchzt der kühne Stürmer und Dränger, dessen Götz nicht ganz ein Jahr nachher Millionen von Menschen den „Traum" erfüllen sollte, sehnt sich zugleich der Wertherdichter nach Einsamkeit und erträumt sich den Besitz — Lotte Buffs! Man lese Goethes Schilderung in „Dichtung und Wahrheit", lese seine Gedichte an Lila, an Uranien, seinen „Felsweihegesang an Psyche"; man schwärme mit den Empfindsamen in den Wäldern um Darmstadt, am Herrgottsberge, dem Goethefelsen und wundere sich nicht, auch Merck anzutreffen, den die Forschung als den leibhaftigen „Mephistopheles" hat ausgeben wollen. Hier kann ich auf das Kapitel: „Uranias und Lilas Freundschaftsbund" (Tornius, S. 103 ff.) verweisen: ist dem Verfasser leider in einem voraufgehenden Kapitel die Zeichnung Mercks nicht ganz lebenswahr geraten, da er zum Teil auf Kurt Wolffs Einleitung zu „J. H. Mercks Schriften und Briefwechsel" (2 Bde., Leipzig, Inselverlag 1909) fußt — zu Unrecht nennt er Wolff einen „feinsinnigen Nachkommen des Darmstädter Kriegsrats", denn Wolffs Gattin ist eine Ururenkelin des Großneffen von Merck —, so muß ich lobend rühmen, daß er im Gegensatz zu Wolff nicht darauf verzichtet hat, uns mit Mercks Lilaliedern vertraut zu machen.

Kann es uns wundernehmen, daß diese Menschen den Vater Gleim, als er im Juni 1771 zusammen mit Wieland in Mercks Hause Einkehr hielt, mit der vollen Empfindung zärtlichster Freundschaft aufnahmen und süße Freudentränen weinten? Keine Darstellung vermag uns in Kürze den Freundschaftskultus der Empfindsamen so zu offenbaren, wie der Brief, den Caroline Flachsland an Herder am 4. Juni 1771 im ersten Taumel der Freude über den Besuch schrieb: „Er (Gleim) weinte eine Freudenträne und ich, ich lag mit meinem Kopf auf Mercks Busen; er war außerordentlich gerührt, weinte mit, und — ich weiß nicht alles, was wir getan." (Aus Herders Nachlaß, ed. H. Düntzer, Band 3, S. 63 f.)

Der Kreis der Darmstädter Empfindsamen schlösse sich nicht, wenn ich nicht des Mannes gedächte, der mit Bändern und Briefen hausieren ging, Freundschaften und Verbrüderungen stiftete — aber mit seinem Tun nur Unfrieden säte, Unheil anrichtete: des Allerweltsfreundes Franz Michael Leuchsenring. Er, der Bruder des Leibarztes, war Unterhofmeister und Begleiter des Erbprinzen

von Hessen auf seiner Reise nach Leyden und Paris und ewig unterwegs; in Goethes „Pater Brey" tritt uns das blasse Männchen mit seiner Sucht zu veredeln, zu bessern entgegen. Er hat sich in Mercks Ehe gedrängt und hat den Bruch zwischen Merck und Herder heraufbeschworen; er hat zwischen Goethe, Merck und Caroline Flachsland intrigiert.

Durch Leuchsenring hatte auch Sophie v. La Roche, die Verfasserin der „Geschichte des Fräuleins v. Sternheim" (1771) von Merck gehört, aus seinen Briefen an Leuchsenring hatte sie ihn schätzen und lieben gelernt. Am 18. Juli 1771 schreibt sie in einem ungedruckten Briefe an Wieland: „J'ai reçu une lettre de Merck et de la petite Flachsland, amie de Herder, qui me communique toutes les poésies du dérnier et les louanges qu'il donne au ton Melancholique de ma Sternheim", und am 27. Juli 1771: „Merck aus Darmstadt schreibt mir, daß es ihn freut, daß meine Heldin noch recht unglücklich wird, daß er es erwartete und wünschte nur zu sehen, wie ich sie herausführen und sie darin handeln lassen würde." (Nach den Originalen im Besitz der Königlichen öffentlichen Bibliothek zu Dresden.) Im April 1772 treffen wir auch Sophie v. La Roche mit ihrer Tochter Maximiliane in Darmstadt, in Mercks Hause und am Hofe der Landgräfin.

Der Kreis der Empfindsamen war schon lange aufgelöst, Urania tot, Caroline Herdern nach Bückeburg gefolgt, die Landgräfin tot, Lila mit dem preußischen General v. Stockhausen verheiratet, Leuchsenring lebte in Paris, sein Bruder, der Leibmedikus, in Karlsruhe, als Johann Kaspar Lavater, der Züricher Prediger und Schwärmer, der Begründer der Physiognomik, zum erstenmal in Darmstadt eintraf. Mit Goethe stand er schon vor der persönlichen Bekanntschaft (Juni 1774) in lebhaftem Briefwechsel, und Merck wie Goethe haben Lavaters Hauptwerk über die Physiognomik durch zahlreiche eigene Beiträge gefördert.

Der Herbst desselben Jahres brachte den Besuch Klopstocks, der sich auf seiner Reise nach Mannheim an Mercks blauen, großen Trauben gütlich tat. (Vgl. Mercks prächtiges Urteil über ihn in K. Wagner, „Briefe aus dem Freundeskreise", Leipzig 1847, S. 118.)

Mochten auch die folgenden Jahre manchen Gast, so Klinger, Claudius, Lenz, den hannöverschen Leibarzt Joh. Georg Zimmermann, den Kraftapostel der Geniezeit Kaufmann — das unten in Petersens Brief vom 12. Januar 1778 erwähnte „Allerley aus Reden und Handschriften großer und kleiner Männer" (2 Teile, 1776/77) enthält Aussprüche und Auszüge aus Briefen Kaufmanns, Lavaters u. a. und ist wahrscheinlich von seinem Jünger Ehrmann (vgl. Bote für Tirol, 1895, 13./16. April) herausgegeben worden — die beiden Stolberge, Maler Müller u. a. nach Darmstadt und in das Merckschе Haus führen, die Tage der Darmstädter waren lange vorüber, als der „Werther" seinen Siegeszug durch Deutschland, die Welt nahm. Merck, der ernster, verschlossener geworden, erkannte den Wechsel, sah, wie ein mißgünstiges Geschick an Weimars Fürstenhof

die Rolle weitergab, die zu spielen Darmstadt nicht vergönnt war, sah aber auch, daß es sie einem Herrscher lieh, dessen Gattin eine Tochter der großen Landgräfin war. Wohl erkannte er die Veränderung; aber er, der, wie er am 8. März 1776 an Lenz schrieb, „zu verschiedenen Malen von der Madame Fortuna tüchtig gewamset worden", wußte sich darein zu fügen. „Wir leben hier stille und in unserem Hause vergnügter als jemals. Der Ton ist aber hier so abscheulich, wie er je gewesen. Der Geist der Landgräfin ist entflohn ... Sie haben einen kleinen Zirkel von Freunden und Menschen, die mit Ihnen sympathisieren. Wer wünschte sich eine große Anzahl? Freylich 8 oder 9 Menschen wie sie anno 1772 beysammen, und oft in meinem Hause beysammen waren, ist ein seltnes Schauspiel. Indessen das Andenken an das, was man Gutes genossen hat, soll uns dankbar und nicht mißmutig machen. Die garstige Prätension an Glückseligkeit, und zwar an das Maaß, wie wirs uns träumen, verdirbt Alles auf der Welt. Wer sich dann so los machen kann und nichts begehrt, als was er vor sich hat, kann sich durchschlagen." So schrieb Merck 1777 im Herbst an eine Freundin (vgl. K. Wagner, „Briefe von und an Merck", Darmstadt 1838, S. 100).

Das Zweckverbandsgesetz für Groß-Berlin

Von Alfred Lück

Mit hoher Befriedigung vernahm ich die Kunde, daß die Städte Schöneberg und Wilmersdorf mit der Absicht umgehen, sich zu einer kommunalen Gemeinschaft zusammenzuschließen. Man sei endlich zu der Einsicht gekommen, daß der ewige Konkurrenzkampf zwischen den beiden Gemeinden nur die beiderseitigen wirtschaftlichen Kräfte schädige und daß eine Vereinigung die Ersparung sowohl von persönlichen als auch von materiellen Ausgaben bedeute; so las ich. Ja, der Bürgermeister Blankenstein von Schöneberg sprach sogar die goldenen Worte, daß man sich in diesem Augenblicke, wo der Zwangverband geschaffen werden solle, darüber klar sein müsse, daß viele persönliche und andere Wünsche nach Aufrechterhaltung des bisherigen Zustandes den allgemeinen Vorteilen gegenüber hintenangesetzt werden müßten. Und man ließ den Worten die Tat folgen. Sämtliche Mitglieder des Magistrats der beiden Städte erklärten, daß sie, falls der Gedanke konkrete Formen annehmen sollte, ihre Übernahme in den Dienst der neuen Großstadt nicht zur Bedingung machen wollten, weil sie daran das Zustandekommen des Planes unter keinen Umständen scheitern lassen möchten. Wer weiß, welche Abfindungssummen in derartigen Fällen üblicherweise gezahlt werden, der weiß auch diese Erklärung zu würdigen.

Man ist versucht zu sagen: Endlich einmal ein Lichtblick! Anscheinend gibt es doch noch Persönlichkeiten, die über die an sich gewiß berechtigten und in ihrem Kern gesunden egoistischen Triebe der einzelnen die Notwendigkeiten der Gesamtheit nicht übersehen. Denn die Wünsche der einzelnen dürfen doch bei der Fassung von folgenschweren Entschließungen und Entscheidungen nicht allein maßgeblich sein. In erster Linie muß dies stets der Grundsatz sein: Salus publica suprema lex esto. Ein Schulbeispiel für die Nichtbefolgung dieses Grundsatzes bietet die Aufnahme, die der Zwangsverbandsgesetzentwurf für Groß-Berlin bei den beteiligten Gemeinden und Kommunalverbänden und auch bei manchen Kommunalpolitikern gefunden hat. Nicht eine einzige Petition — und fast alle in Betracht kommenden größeren Gemeinden und die beiden Kommunalverbände Teltow und Niederbarnim haben solche an den Landtag gerichtet — läßt erkennen, daß ihre Verfasser sich von den altgewohnten partikularistischen Gedankengängen haben losmachen können, die zum Teil wenigstens an den heutigen beklagenswerten Groß-Berliner Mißständen nicht ganz unschuldig sind. Jede Petition ist von dem Gedanken beherrscht: Frommt es meiner Gemeinde oder nicht? Daß das Gesetz für eine Gemeinde augenblickliche Nachteile zwar haben kann, daß hierdurch anderseits aber der Gesamtheit Groß-Berlin Vorteile erwachsen können, daran ist nicht gedacht.

Die erste Einladung über den in Verkehrsangelegenheiten zu gründenden Zweckverband ging seinerzeit von Berlin aus. Die Verhandlungen nahmen anfangs einen erfreulichen Verlauf. Auch im Berliner Stadtparlament wurde die Vorlage allseitig warm begrüßt und von dem Führer der Mehrheit, Cassel, als außerordentlich gut begründet bezeichnet. In Berlin hatte man keine Bedenken, auch in den Vororten nicht. Das änderte sich indessen bald. Die Vororte sahen ein, daß, wenn der Verkehrszweckverband lediglich ein Mittel zur Bekämpfung der Großen Berliner Straßenbahn sein solle, sie an der Bildung des Verbandes kein großes Interesse hätten. Die Übernahme der Straßenbahn ist bekanntlich unter rund 1 Milliarde Mark nicht durchzuführen, und die Vororte hätten dergestalt nur geholfen, Berlin das Risiko zu erleichtern, von dem dieses nach der Realisierung bei weitem den größten, wenn nicht ausschließlichen Nutzen gehabt hätte. Die Vororte verlangten daher, Berlin solle die Einbeziehung des Erwerbes, Baues und Betriebes von Schnellbahnen in den Aufgabenkreis des Verbandes zulassen oder sich an der Gründung eines weiteren Zweckverbandes beteiligen, der die planmäßige Schaffung eines Schnellbahnnetzes für Groß-Berlin regele. Hierauf ist Berlin nicht eingegangen, da jede neue Schnellbahn die schon in weitestem Maße bestehende Flucht der leistungsfähigen Steuerzahler aus Berlin in höherem Grade fördert. Die Stadtgemeinde Berlin wollte sich also helfen lassen, war aber zu Gegenleistungen nicht bereit. Das alte Schauspiel: Hie Berlin, hie Vororte! Aus demselben Grunde ist Berlin gegen den neuen Entwurf des Zwangszweckverbandsgesetzes, der im § 4 Abs. 1 die Schnellbahnen einbegreift. Das gleiche ist mit dem Wald- und Wiesengürtel der Fall,

für den es ebenfalls nur eine platonische Liebe übrig hat. Die Bebauungsplanfrage kommt nicht so in Betracht; sie hat bei weitem nicht eine derartige finanzielle Tragweite. Und diese Aussichten lediglich sind es, die den ablehnenden Standpunkt Berlins verständlich machen — verständlich insbesondere für den, der die Finanzlage Berlins kennt, auf die ich indes hier nicht weiter eingehen kann. Näheres hierüber ist aus meiner Abhandlung im Februarheft der Preußischen Jahrbücher zu ersehen.

Ähnliche egoistische und partikularistische Tendenzen sind in der Haltung der westlichen und östlichen Vorortgemeinden bezw. des Kreises Teltow und des Kreises Niederbarnim zu erkennen.

Die östlichen Vororte mit ihrer Arbeiterbevölkerung sind mit dem Entwurfe einverstanden, wenn auch die Schullasten mit in den Bereich der Regelung gezogen werden. Sie verkennen zwar nicht, daß durch die Ausführung der dem Verbande überwiesenen Aufgaben auch für sie erhebliche finanzielle Gefahren, d. h. Mehrbelastungen, zu erwarten sind, aber sie erhoffen von der Einbeziehung der Regelung der Volksschullasten, dem Schmerzenskinde dieser Gemeinden, andererseits bedeutende Vorteile. Diesen Standpunkt vertreten naturgemäß auch der Kreis Niederbarnim und die Stadt Rixdorf.

Anders verhalten sich die westlichen Vororte in Gemeinschaft mit dem Kreise Teltow. Mit ihrer relativ besseren Finanzlage befürchten sie von den entstehenden Kosten allein eine ungünstige Beeinflussung des wirtschaftlichen Gedeihens ihrer Gemeinden. Über ihnen schwebt das Damoklesschwert der Erhöhung der Kommunalsteuerzuschlagsquote weit über hundert Prozent hinaus, wenn die Kosten für den Erwerb von Bahnen und eines Wald- und Wiesengürtels gleichmäßig verteilt werden. Irgendwelche besonderen Vorteile erhoffen sie vom Zwangsverbande nicht. Die Regelung dieser Fragen haben sie zwar vorher stets für die Gesamtheit als notwendig anerkannt; da ihre Verwirklichung die einzelne Gemeinde nunmehr aber mit Kosten zu belasten droht, was bei einem freiwilligen Zweckverbande natürlich auch der Fall gewesen wäre, so erkennen sie auf der Grundlage des von der Königlichen Staatsregierung vorgelegten Entwurfes ein Bedürfnis für den Erlaß des Zwangsgesetzes nicht an.

Angesichts dieser Sachlage, die in krasser Deutlichkeit wieder einmal den Partikularismus, die Kirchturmpolitik unserer Groß-Berliner Gemeinden zeigt, erscheint es angebracht, in kurzen Zügen noch einmal die schweren Schädigungen, die der Bevölkerung aus der kommunalen Zersplitterung Groß-Berlins erwachsen sind und die sich mit der Zunahme der Bevölkerung in geometrischer Steigerung vermehren werden, klarzulegen.

Welche ungeheuren Summen — sie würden in die Millionen gehen — hätten gespart werden können, wenn Groß-Berlin durch ein einheitliches System kanalisiert worden wäre. Das gleiche ist von der Entwässerung zu sagen. Für die Bildung rationeller Entwässerungssysteme kann eben niemals die politische Grenze, sondern nur die natürliche Wasserscheide maßgeblich sein. Die

Rieselgüterfrage wäre dann auch besser gelöst worden. Zur Verlegung der Druckrohre müssen oft fremde Wege benutzt werden, wobei natürlich jede Gemeinde als Wegeunterhaltungspflichtige, deren Erlaubnis zur Verlegung erforderlich ist, von der anderen so viel als möglich herauszuschlagen versucht. Die Abschließung solcher Verträge charakterisiert sich als reines Handelsgeschäft. Nicht anders steht es mit der Gasversorgung. Charlottenburg besitzt eine große Gasanstalt ganz im Norden an der Ringbahn und dem neuen Verbindungskanal und mußte seinerzeit, um die östlichen und südlichen Teile seines Stadtgebietes mit Gas zu versorgen, große Zuleitungsröhren nach diesen Gegenden hin verlegen. Man bedenke, daß das laufende Meter eines solchen Rohres etwa 100 Mark kostet! Dabei besitzt Berlin in der fraglichen Gegend, an der Augsburger- und Lutherstraße, einen großen Gasbehälter. Die Versorgung der umliegenden Gegend von ihm aus wäre also viel billiger, viel rationeller gewesen, da die fast eine halbe Meile langen Zuleitungsröhren die Sache erheblich verteuern. Berlin selbst geht es nicht anders. Seine Gasanstalten liegen in Tegel, Schmargendorf usw. Man sieht, auch hier hätten Millionen erspart werden können. Mit der Groß-Berliner Wasserversorgung verhält es sich nicht anders, ebenso mit den in den Vororten bestehenden Kanalisationszweckverbänden und Wasserversorgungsverbänden. Hinzu kommt, daß zu jeder kleinen Veränderung an den Röhren wiederum die Genehmigung des fraglichen Wegeunterhaltungspflichtigen, der betreffenden Gemeinde, erforderlich ist. Eine andere Folge der Zerrissenheit war, daß die kleinen Gemeinden den an sie herantretenden organisatorischen Aufgaben nicht gewachsen waren und, um an dem Konkurrenzkampfe teilnehmen zu können, ihre Erfüllung privaten Erwerbsgesellschaften überlassen mußten, trotzdem es heute als selbstverständlich angesehen wird, daß Dinge, die für eine bestimmte gesellschaftliche Zwangsgemeinschaft, die Stadtbevölkerung, wesentlich oder gar unentbehrlich sind, in städtische Regie übernommen werden, da bei Erwerbsgesellschaften immer die Gefahr vorliegt, daß sie ihr Monopol ausnützen. Solche Monopole besitzen in Groß-Berlin die Berliner Elektrizitätswerke, die Imperial Continental Gas Association, die Charlottenburger Wasserwerke und last not least die Große Berliner Straßenbahn. Über die Notwendigkeit eines Berliner Gesamtbebauungsplanes zu sprechen, hieße Eulen nach Spree-Athen tragen. Auch hierfür empfindet man nur platonisch; man arrangiert wohl eine Städtebau-Ausstellung, aber die neuesten städtebaulichen Anforderungen in einem Bebauungsplane zu verwirklichen, das bringt man nicht fertig. Versucht hat es bisher nur Lankwitz, das die großen Kosten und auch Mühen der Durchführung seines Planes nicht scheut. Gleiches gilt vom Wald- und Wiesengürtel. Das ist nicht verwunderlich, wenn man weiß, wie schwer es hält, den kommunalen Vertretungen bei der Aufstellung eines Bebauungsplanes nur einige Parkflächen, die sogenannten „Lungen", abzuringen. Unleidlich sind ferner die verschiedenartigen Abgrenzungen auf dem Gebiete der Postbezirkseinteilung, derjenigen der Gerichte, der Eisenbahn, der Landespolizei und der kommunalen Gemeinden selbst, die in der

Praxis die schwersten wirtschaftlichen Folgen zeitigen. Es macht sich dies besonders bemerkbar bei den Anforderungen und Leistungen der Krankenkassen, in Handel und Gewerbe bei der Sonntagsruhe, beim Ladenschluß, Herausstellen der Waren, Straßenhandel, im Gastwirtsgewerbe bei den Konzessionsfragen, bei der Polizeistunde, den Tanzlustbarkeiten, sodann beim Straßenbau, den Straßendoppelnamen, den Schulverhältnissen, beim Melde- und Feuerlöschwesen. Ausführlicheres hierüber mit reichhaltigem statistischen Material findet man in der von den Ältesten der Kaufmannschaft herausgegebenen Denkschrift „Die Zersplitterung des Wirtschaftsgebietes von Groß-Berlin". Als besonders nachteilig und schwerwiegend erweist sich besonders die Verschiedenheit in der Handhabung der Baupolizei und auf dem Gebiete des Steuerwesens. Die Sätze der kommunalen Zuschläge zur Staatseinkommensteuer schwanken zwischen 64 und 180 Prozent. Dabei erheben die größeren Gemeinden fast alle nur 100 Prozent als Normalsteuersatz, und jede Gemeinde, die am Einfange der leistungsfähigen Steuerzahler mitkonkurrieren will, versucht selbst auf Kosten einer ordentlichen Finanzgebarung hierbei mitzutaten. So entsteht ein wilder Konkurrenzkampf. Bei der Grund- und Gebäudesteuer — in den meisten Ortschaften ist schon die Steuer von gemeinem Werte eingeführt — gehen die Sätze von 150 bis 1158 Prozent hinauf. Ähnliche Differenzen sind bei der Gewerbe-, der Umsatz-, der Wertzuwachssteuer, den Kanalisationsgebühren, überhaupt bei allen Arten von Steuern, Gebühren und Beiträgen vorhanden. Fühlbar werden alle diese Mißstände besonders denjenigen Leuten, die X-Straße 20 in der Gemeinde A wohnen und von ihrem Visavis X-Straße 75 wissen, daß er soundso viel weniger an Steuern usw. bezahlt, weil er zur Gemeinde B gehört. Unter diesen Verhältnissen erwächst natürlich kein besonderes Bodenständigkeitsgefühl, eine Tatsache, die sich in der geringen aktiven Beteiligung der Bevölkerung am kommunalen Leben, besonders den kommunalen Wahlen bemerkbar macht.

Angesichts dieser aus der Zersplitterung Groß-Berlins sich ergebenden Mißstände, die man jetzt beim Erscheinen des Gesetzentwurfs plötzlich völlig vergessen zu haben scheint, dürfte es klar sein, daß diese Verhältnisse geradezu zur Schaffung einer einheitlichen Verwaltungsorganisation drängen. Die Vorteile sind so handgreiflich gegenüber den unleidlichen Zuständen, daß daran auch die Überzeugung, daß große Werke auf dem Gebiete kommunaler Tätigkeit in Groß-Berlin ihre Ursachen letzten Endes in dem Wettbewerb der Gemeinden haben, nichts ändern kann. Die Schäden, die erwachsen sind, sind demgegenüber bei weitem größer. Und sie waren nur möglich durch den Partikularismus der Gemeinden, ihre Kirchturmspolitik und ihre Konkurrenzsucht, die man Wettbewerb nicht mehr nennen kann und die bei mancher Gemeinde ihren verderblichen Einfluß auf die Finanzwirtschaft bereits ausgeübt hat. Wie gesagt, der sich immer schärfer ausprägende wirtschaftliche Vereinheitlichungsprozeß drängt eben zu Formen kommunalrechtlicher Organisation.

Hier mußte, da die widerstreitenden Interessen zu groß waren, um eine freiwillige Einigung, einen freiwilligen Zweckverband herbeizuführen, die Hand des Gesetzgebers eingreifen. Und sie fand den richtigen Weg, der unter den augenblicklichen Verhältnissen als der allein gangbare bezeichnet werden muß, wenn wir auch hoffen, daß es nur der erste Schritt auf dem einmal beschrittenen Wege ist. Nach dem Vorhergesagten ist nicht zu verkennen, daß noch mehrere Groß-Berliner Fragen der einheitlichen Regelung bedürfen. Dies könnte leicht geschehen durch Bildung freiwilliger Zweckverbände für diese Fragen, was nach dem neuen allgemeinen Zweckverbandsgesetze möglich ist, nach den gemachten Erfahrungen aber von den Groß-Berliner Gemeinden nicht gut anzunehmen ist.

Es ist richtig, daß, so bequem und einfach eine Eingemeindung großen Stils erscheint, diese nicht mehr angängig ist, nachdem Berlin vor zwei Jahrzehnten den richtigen Zeitpunkt verpaßt hat. Das war auch bei Wien im Jahre 1890 bei der damaligen Bevölkerungsziffer möglich, ist es aber nicht bei dem heutigen Groß-Berlin mit rund vier Millionen Einwohnern. Und was würde die Folge einer solchen Eingemeindung sein? Man müßte höchstwahrscheinlich den so entstandenen großen Körper in irgendeiner Weise zwecks besserer und übersichtlicher Verwaltung teilen, man müßte dezentralisieren. Aus den gleichen Zweckmäßigkeitsgründen würde man die Rathäuser der einzelnen Gemeinden stehen lassen und man würde Bezirksparlamente schaffen, die mit größeren Vollmachten — selbständiger Abschluß von Rechtsgeschäften usw. — ausgestattet werden müßten, da schon heute der Abschluß eines Vertrages mit Berlin eine kleine Herkulesarbeit ist. Der Erfolg würde also die Belassung des heutigen Zustandes sein, während die Absicht schon wahrscheinlich ein großes Geschrei über die Vergewaltigung der Selbstverwaltung auslösen würde. In der in dem Entwurfe vorgeschlagenen Regelung kann jedenfalls eine solche nicht erblickt werden. Denn das Organ des Zwangszweckverbandes beruht ja ebenfalls auf der Selbstbestimmung der Gesamtheit der einzelnen Gemeinden, ist also reines Selbstverwaltungsorgan. Daß die Gemeinden an dieses einzelne bisher ihrer Souveränität unterstehende Materien abgeben müssen, könnte nur dann als Beschränkung der Selbstverwaltungsrechte ausgelegt werden, wenn dieses Organ ein staatliches wäre. Das ist aber nicht der Fall. Und im übrigen stand es den Gemeinden frei, schon vorher ein solches Organ aus eigenem Antrieb zu schaffen. Aber die widerstreitenden Interessen waren eben stärker. Jetzt sagt die Bevölkerung: Notwendigkeiten sind noch härter, und begrüßt ebenso wie der Landtag den Gesetzentwurf mit allseitiger Freude und Sympathie.

Ganz unsinnig ist der Vorwurf, daß die Regierung den Gesetzentwurf nur eingebracht habe, damit der Forstfiskus seine Wälder um Berlin besser verkaufen könne. Der Fiskus hat — soweit durch Zeitungsnachrichten und Äußerungen im Parlamente bekannt geworden ist — die Teile seiner Waldungen, die als Dauerwald erhalten bleiben sollen, bereits bestimmt, und hoffentlich vergibt er die anderen Teile nur in Erbpacht und erfüllt somit in großzügiger Weise den Wunsch aller

Wohnungsfürsorgepolitiker, dem zu willfahren Berlin selbst im Gegensatz zu vielen anderen Gemeinden unseres Reiches infolge seiner Bodenpolitik nicht imstande ist.

Betrachten wir nun den Gesetzentwurf selbst.

36 Paragraphen umfassend, regelt er zunächst im § 1 Umfang und Wirkungskreis des Verbandes. Angehören sollen ihm die Stadtkreise Berlin, Charlottenburg, Schöneberg, Rixdorf, Wilmersdorf, Lichtenberg und Spandau, sowie die Landkreise Teltow und Niederbarnim. Der Landkreis Osthavelland kann durch Beschluß der Verbandsversammlung zugelassen werden. Desgleichen können Gemeinden der beiden Landkreise, wenn sie nach der letzten Personenstandsaufnahme mehr als 60000 Einwohner haben, auf ihren Antrag durch Beschluß als selbständige Glieder zugelassen werden. Hier dürfte sich empfehlen, das Wort „können" durch „müssen" zu ersetzen. Viel angefeindet ist auch die Einbeziehung des gesamten Gebietes der beiden Landkreise in den Verband. Besonders der Kreis Teltow habe in seinem südlichen Teile einen rein ländlichen Charakter, den er auch nach menschlichem Ermessen behalten werde. Diese im Kreise Niederbarnim gleichfalls vorhandenen Gegenden hätten gar kein Interesse an der Ausgestaltung der Verhältnisse im größeren Berlin. Man solle zum Zweckverbande nur die Gemeinden nehmen, die tatsächlich baulich und wirtschaftlich bereits zu Berlin gehören. Dem ist entgegenzuhalten, daß Gesetze nicht nur zur Abhilfe augenblicklich bestehender Mißstände geschaffen werden, sondern daß der Gesetzgeber auch die weitere Zukunft im Auge haben soll. Und wer kann heute sagen, was in nur dreißig Jahren wirtschaftlich zu Berlin gehören wird! Vom Kreise Niederbarnim sind es heute schon 90 Prozent, und im Kreise Teltow wohnt jetzt bereits in Großbesten, Kl.-Köris, Halbe usw. kleinerer Mittelstand, der seinem Erwerbe in Berlin nachgeht. Die Einbeziehung der Kreise als Ganzes in den Verband erscheint demzufolge als äußerst notwendig.

Der Wirkungskreis des Verbandes soll sich auf das öffentliche Verkehrswesen, den Waldschutz, die Erhaltung von freien Plätzen und die Baufluchtlinien nebst Bauordnungen erstrecken. Demzufolge gliedert sich das Gesetz in diese drei Abschnitte und drei weitere organisatorische. Die §§ 1 bis 4 enthalten allgemeine Bestimmungen (Umfang, Wirkungskreis usw.), der § 4 regelt das Verhältnis des Verbandes zu öffentlichen, auf Schienen betriebenen Anstalten, die §§ 5 bis 8 die Beteiligung an der Feststellung der Baufluchtlinienpläne für das Verbandsgebiet und gutachtliche Mitwirkung an dem Erlasse von Bauordnungen, der § 9 die Erwerbung und Erhaltung größerer, von der Bebauung frei zu haltender Flächen (Wälder, Parks, Wiesen, Schmuck-, Spiel- und Sportplätze), die §§ 10 und 11 geben die finanzielle Unterlage, und die §§ 12 bis 36 endlich setzen die Organe des Verbandes fest, bestimmen ihre Zusammensetzung und ihre Aufgaben.

Der § 4 erscheint finanziell als der wichtigste. Er zerfällt in zwei Abschnitte; der erste behandelt den Fall eigener Bahnunternehmungen des Verbandes, der zweite das Verhältnis des Verbandes zu den privaten Bahnunternehmungen.

Der erstere Fall gibt das Recht, alle öffentlichen, auf Schienen betriebenen Anstalten (als da sind Straßenbahnen, Hoch- und Untergrundbahnen, Kleinbahnen usw., aber nicht Droschken-, Omnibus-, Automobilunternehmungen usw.) selbst zu bauen, zu betreiben oder zu erwerben, oder selbst gebaute oder erworbene Bahnen durch Privatgesellschaften betreiben zu lassen. Eine solche Regelung des Verkehrs auf Schienenwegen wäre sehr erwünscht; es erübrigt sich, die bedeutenden Vorteile kommunaler Regie zu beleuchten. Mit Recht aber weist die Petition des Teltower Kreistages darauf hin, daß sich die Stadt Berlin unzweifelhaft ebenso, wie es Wilmersdorf bereits getan hat, noch vor dem Inkrafttreten des Gesetzes auf eine Verlängerung der Konzession mit der Großen Berliner Straßenbahn einigen wird und damit die künftige Entstehung eines einheitlichen Straßenbahnnetzes niemals — soll wohl heißen „in absehbarer Zeit" — mehr in Frage kommt. Hier zeigt sich wieder einmal mit krasser Deutlichkeit der kommunale Egoismus und Partikularismus der Groß-Berliner Gemeinden. Über die Vorteile des Wilmersdorfer Vertrages für die Gemeinde kann man, nebenbei bemerkt, verschiedener Ansicht sein. Berlin selbst beeilt sich anscheinend jetzt so plötzlich, zu einer Einigung mit der Straßenbahn zu kommen, weil es eben halt, wie der Berliner Lokalanzeiger sehr nett sagt, im Schmollwinkel sitzt.

Nun sieht derselbe Paragraph für den Fall der Übernahme von Eisenbahnen der Verbandsglieder, sowie von Eingriffen in ihre Rechte — der Verband soll ohne weiteres berechtigt sein, die öffentlichen Wege der Verbandsglieder für seine eigenen Bahnen zu benutzen — „eine angemessene Entschädigung" dieser aus der Verbandskasse vor, mit der Einschränkung, daß für Rechte, die gegenüber privaten Unternehmern erst nach dem 1. Dezember 1910 erworben sind, eine Entschädigung nicht gewährt wird. Es ist zu hoffen, daß der Landtag an dieser Bestimmung nichts ändert, wie die Petitionen der beiden obenerwähnten Gemeinden beantragen, damit diese wenigstens leer ausgehen, wenn es auch mit der Vereinheitlichung des Groß-Berliner Verkehrs damit zu Ende ist. Zugestanden werden muß, daß die Entschädigung an sich wohl besser im Ersatz des vollen Wertes der Bahnunternehmungen bestehen würde.

Der das Verhältnis des Verbandes zu den privaten Bahnunternehmungen regelnde zweite Abschnitt des § 4 stellt den Grundsatz der Universalsukzession auf, d. h. der neue Verband tritt kraft gesetzlicher Gesamtrechtsnachfolge in die Rechte und Pflichten der Verbandsglieder gegenüber den privaten Bahnunternehmungen ein. Alle die Abgaben und Gebühren der Gesellschaften an die einzelnen Gemeinden für die Benutzung der Straßen fließen in Zukunft in die Verbandskasse, ebenso die Beiträge zu den Straßenpflasterungs-, Reinigungs- usw. Kosten in der sogenannten Gleiszone. Auch hierfür ist angemessene Entschädigung zu gewähren. Da die Wegeunterhaltung indes den einzelnen Gemeinden verbleibt, wird man wohl die Beträge nur die Verbandskasse durchlaufen lassen, um sie an die betreffende Gemeinde wieder abzuführen. Der Grundsatz der Gesamtrechtsnachfolge ermöglicht also auch die Erfüllung der Bestimmungen des Gesetzes

über die Bahneinheiten bezw. des § 6 des Kleinbahngesetzes, d. h. die Erwerbung der „Bahnen im Ganzen". An diesem Mangel scheiterte bekanntlich die Übernahme der Großen Berliner durch die Stadt Berlin. Weiter wird in Zukunft der Verband zu entscheiden haben, ob er die Benutzung der Straßen seiner Glieder und gegen welche Entschädigungen durch private Bahnunternehmer gestattet. Man sieht, der Paragraph ist beherrscht von dem Grundsatze der Vereinheitlichung der Groß-Berliner Bahnpolitik. Immerhin ist im letzten Absatze dem einzelnen Verbandsgliede auch fernerhin die Möglichkeit gelassen, selbst Bahnen zu bauen, zu betreiben oder zu erwerben. Hierüber, d. h. ob und unter welchen Bedingungen, bestimmt die Verbandsversammlung.

Die maßgebliche Beteiligung an der Aufstellung von Bebauungsplänen ist und mußte dem Verbande zugewiesen werden, da die Behandlung der Bahn- und Waldfragen der Natur der Sache nach nicht von derjenigen der Baufluchtlinienpläne und Bauordnungen getrennt werden kann. Der § 5 nimmt deshalb für den Verband das Recht in Anspruch, Baufluchtenpläne für Teile des Verbandsgebietes zu drei Zwecken aufzustellen und festzusetzen, nämlich:

1. zur baulichen Ausgestaltung der Umgebung von Bahnwegen, Bahnstationen, Bahnein- und -ausmündungen; ein solches Vorgehen wird namentlich als eine Ergänzung eigener Bahnprojekte des Verbandes auf städtebaulichem Gebiete in Betracht kommen;

2. zur Schaffung oder Ausgestaltung von Durchgangs- einschließlich der Anschlußstraßen; damit soll dem Verbande ein Mittel in die Hand gegeben werden, dem Bedürfnisse des Verkehrs nach großen, dem internationalen Verkehr dienenden Straßen, nach sogenannten Ausfalltoren durch die baufluchtenmäßige Festlegung dieser „Durchgangsstraßen" und der angrenzenden Straßen, der „Anschlußstraßen" zu genügen;

3. zur Ausgestaltung der Umgebung von Freiflächen, z. B. von Wäldern, Parks, die der Verband selbst erworben hat; auch hier kann die Festsetzung von Baufluchtenplänen eine wertvolle Ergänzung der Wald-, Park-, Wiesen- oder Platzanlagen des Verbandes auf städtebaulichem Gebiete werden.

Die sonstige Aufstellung und Festsetzung von Plänen verbleibt in der Zuständigkeit der Einzelgemeinden, doch müssen sie sich hierbei selbstverständlich nach den vom Verbande bereits festgesetzten Baufluchtplänen richten, deren Durchführung, also besonders die Enteignung des nötigen Straßenlandes, ihnen ebenfalls zugedacht ist. Gegen diese Regelung ist einzuwenden, daß dadurch eine weitere Instanz für das ohnehin schon äußerst schwerfällige Verfahren bei der Aufstellung von Bebauungsplänen geschaffen wird. Jetzt dauert es schon Jahre. Eine durchgreifende Abänderung der in Frage kommenden Bestimmungen des Straßen- und Baufluchtengesetzes vom 2. Juli 1875 wäre besser gewesen. Die Erlangung der Genehmigung eines Planes bis zu der des Königs hinauf bedeutet heute schon eine Kraftanstrengung aller Beteiligten. Bei dem Erlaß von Bauordnungen ist die Tätigkeit des Verbandes eine gutachtliche.

Der § 9 gibt dem Verbande im weitesten Umfange das Recht, Freiflächen zu erwerben und zu erhalten und die Unterhaltung erworbener Flächen den Verbandsgliedern gegen Entschädigung zu überlassen. Dieses Erwerbsrecht dürfte zweckmäßig auch auf die Seen erweitert werden.

Das Finanzrecht des Verbandes ist wie bei allen Zweckverbänden ein Matrikularbeitragsrecht. Die Beiträge zu den Kosten des Verbandes sollen im Wege einer sog. Oberverteilung durch den Verbandsausschuß auf die Verbandsglieder umgelegt und von diesen im Wege der Unterverteilung gleich den übrigen Gemeinde- oder Kreisbedürfnissen aufgebracht werden (§§ 10 und 11). Die Umlegung erfolgt nach dem Verhältnisse der gemäß §§ 25 und 26 des Kreis- und Provinzialabgabengesetzes vom 23. April 1906 berechneten Steuersolls. Bei der Oberverteilung der Kosten für Bahnen soll indes der Maßstab des Interesses maßgeblich sein. Es ist wünschenswert, daß diese Bestimmung auch auf die beiden anderen Verwaltungszweige ausgedehnt wird. Auf den Erwerb von Freiflächen z. B. kann mit denselben Gründen der Vorlage die Notwendigkeit dieser Ausdehnung bewiesen werden. Auch bei der Unterverteilung des Kostenkontingentes der Landkreise ist die Möglichkeit gegeben, von der Mehr- oder Minderbelastung einzelner Kreisteile in den Fällen Gebrauch zu machen, in welchen die kostenverursachenden Verbandsausgaben diesen Kreisteilen ausschließlich oder doch erheblicher oder weniger als anderen zustatten kommen.

Die Organe des Verbandes sind die Verbandsversammlung, der Verbandsausschuß und der Verbandsdirektor. Der Umfang der Versammlung ist auf hundert Mitglieder beschränkt einschließlich des Vorsitzenden, um nicht etwa einen kleinen Reichstag zu schaffen. Den Maßstab für die Verteilung der Vertreterzahl auf die einzelnen Verbandsglieder bildet die Einwohnerziffer. Hiernach entfallen auf den Kreis Niederbarnim 15 Vertreter, auf den Kreis Teltow 16, auf die Stadt Spandau 3, auf Lichtenberg 3, Wilmersdorf 4, Rixdorf 8, Schöneberg 6, Charlottenburg 11 und auf Berlin 33 ohne den Oberbürgermeister, der sowohl in der Versammlung wie im Ausschusse den Vorsitz mit vollem Stimmrechte führt. Hierdurch wie durch die Tatsache, daß Berlin bei allen wichtigen Entscheidungen, für die Zweidrittelmehrheit vorgesehen ist, durch seine $33 + 1 = 34$ Stimmen ein Vetorecht besitzt, erscheint die überwiegende Stellung Berlins ausreichend gewahrt. Ein Mehr würde zuviel sein. So treten verschiedene Gemeinden für die Übertragung einer Vertreterzahl von 50 an Berlin ein. Damit würde der Verband vollständig in die Hände Berlins gegeben sein, wobei noch zu bedenken ist, daß nach zehn Jahren die Vororte sicherlich bedeutend mehr Einwohner zählen werden als Berlin. Diese Verteilung des Stimmrechts ist naturgemäß am meisten angefochten worden, man hat sogar von einer Vergewaltigung Berlins gesprochen. Dem ist nicht beizupflichten. Denn bei den Vorverhandlungen über den freiwilligen Verkehrszweckverband hat Berlin dem Verhältnis von ein Drittel zu zwei Drittel vollständig zugestimmt. Ja, damals wurde von den Vertretern der Vorortgemeinden

die Gewährleistung von ein Drittel der Stimmenzahl auf alle Zeiten an Berlin, und zwar in Hinsicht auf die in Zukunft zu erwartende mehr als doppelte Einwohnerzahl der Vororte, auf das lebhafteste bekämpft. Aus allgemeinen Rücksichten versteifte man sich indes nicht darauf; heute werden für Berlin fünfzig Stimmen verlangt. Damit würde die Mitwirkung der kleineren Kommunen im großen und ganzen illusorisch sein. Im Verbandsausschuß, der aus dem Oberbürgermeister von Berlin als Vorsitzendem, den ersten Bürgermeistern und den Vorsitzenden der Kreisausschüsse der dem Verbande angehörigen Gemeinden und Kreise, einem von dem Oberbürgermeister der Stadt Berlin zu bezeichnenden Magistratsmitgliede dieser Stadt und zurzeit acht von der Verbandsversammlung zu wählenden Personen besteht, hat Berlin somit von achtzehn Mitgliedern nur vier Vertreter. Auf den ersten Blick erscheint dies bei der augenblicklichen Bevölkerungsziffer etwas gering, anderseits wird aber auch eine andere Regelung allseitige Befriedigung schwerlich erwecken, denn jede größere Gemeinde wird ebenfalls im Ausschusse vertreten sein wollen. Die Stellung des Verbandsdirektors ist der des Landesdirektors nachgebildet, wie überhaupt die wesentlichsten Bestimmungen über Organisation des Verbandes der Provinzialordnung für die östlichen Provinzen entnommen sind. Der Forderung nach einem direkten Wahlrecht für die Verbandsversammlung konnte nicht Gewähr gegeben werden, weil in den Landkreisen nach Lage der Kreisordnungsbestimmungen über die Wahlen zum Kreistage die Voraussetzungen für die direkte Wahl nicht gegeben sind und weil in Gemeinden mit weniger als drei Vertretern (ev. Steglitz) eine gerechte Verteilung der Vertreter auf die drei Wählerklassen ausgeschlossen sein würde. Der Abgeordnete Cassel hat bei Stellung dieser Forderung wohl an die Wahlen zum Londoner Grafschaftsrate gedacht, vergißt aber, daß das englische Städterecht ganz anders ist als das unserige.

Das Gesetz soll bereits am 1. April d. Js. in Kraft treten.

Man sieht, ein großzügiger Gesetzentwurf, der in der Lage ist, die schon allzu stark fühlbar gewesenen Lücken unserer kommunalen Gesetzgebung auszufüllen und der hoffentlich nun die Einführung für eine neue Ära im kommunalen Leben bedeutet. Das kommunale Oberhaupt der Gemeinde Grunewald hat allein die richtigen Worte für den Entwurf gefunden, daß nämlich zur Durchführung der dem Verbande gestellten Aufgaben in die Selbstverwaltung der Einzelgemeinden beschränkend eingegriffen werden müsse, erscheine selbstverständlich, wenn statt Kirchturmpolitik die nach Lage der Verhältnisse und im Interesse der gedeihlichen Weiterentwickelung Groß-Berlins durchaus erforderliche Weltstadtpolitik getrieben werden solle. Diese Eingriffe seien um so mehr erträglich, als sie von einem Verbande ausgingen, der selbst auf dem Prinzip der Selbstverwaltung errichtet würde.

Begegnung mit Schweſter Euſemia

Aus den Erinnerungen eines Naturphiloſophen

Von Kurt Martens

en Sommer des Jahres 1859 brachte ich, angeſtrengten Studien hingegeben, in einem Ziſterzienſer-Kloſter bei Tivoli zu. Die Bibliothek mit ihren ungehobenen Schätzen, Handſchriften der Neuplatoniker und des Erigena, hielt mich tagsüber feſt. Nur an kühlen Abenden ritt ich zuweilen nach Rom hinüber, ſuchte in einem Gaſthof Obdach für mich und das Pferd und durchſtreifte alsdann die Gaſſen. Das ſchweigſame Hinfluten des Tiber, der Zug der Wolken über dem Kapitol, die Schattenſpiele des Mondes zwiſchen bröckelndem Gemäuer, am Koloſſeum oder am Palatin, lockten Fragen aus mir hervor, deren Antwort von den Geſtirnen niederrieſelte und mir zu Häupten ſich in ſchwelendem Rauch verlor.

Während einer Julinacht, kurz nach Abſchluß des Waffenſtillſtandes von Villafranca, geriet ich in die Gegend des nördlichen Korſo. Nicht ein Laut war zurückgeblieben von dem Gewühl der Tagesgeſchäfte. Der Straßendamm war leer; nur hin und wieder, von Viertelſtunde zu Viertelſtunde, hallte der raſche, harte Tritt einer franzöſiſchen Beſatzungspatrouille über das Pflaſter. Die Mauern der dicht gedrängten Häuſerreihen ſtarrten mit ihren blinden Fenſtern einander kalt und tückiſch an, unten aber in ihrem Schatten drückten ſich vereinzelte Pärchen vorbei, tauchten im Lichtkreis einer Laterne auf oder ſchlüpften durch das nächſte Tor wie aufgeſcheuchte Mäuſe in ihr Loch. Ich allein wanderte achtlos zwiſchen ihnen hin, die Häuſerfronten auf und ab, hinunter nach der Piazza del Popolo, zurück nach der Kirche San Carlo und unterhielt mich mit allerhand Vermutungen über das Weſen der Ekſtaſe, deren Phyſiologie zu ergründen mir einiges Vergnügen bereitet haben würde.

Da trat aus einem der verdächtigen Gäßchen, die den Korſo kreuzen, unerwartet ein jüngerer Mann auf mich zu, der ſich unter Komplimenten als Sor Domenico vorſtellte und im beſten, höflichſten Toskaniſch mich einlud, eine „Aventura molto interessante“ zu genießen.

Zunächſt hielt ich ihn für einen jener zudringlichen Ruffiani, die an der Neugier ausländiſcher Lebemänner ein gutes Stück Kuppelgeld zu verdienen pflegen. Als er jedoch in deutſcher Sprache hinzufügte, daß er Öſterreicher ſei, mit bürgerlichem Namen Dominik Labun und im Dienſte der Behörden Seiner Heiligkeit ſtände, ſah ich mir den Landsmann etwas näher an. Er war ein kleiner, unterſetzter Herr mit kurzen, dünnen Beinchen und verſchmitztem Geſicht, die ganze Geſtalt, in Flausrock und Nankinghoſen, zerknittert, grau und molluskenhaft.

„Was Sie auch mit mir vorhaben mögen,“ antwortete ich, „es würde mir von Wert ſein, zu erfahren, wie Sie gerade auf meine in jeder Hinſicht neutrale Perſönlichkeit geraten ſind.“

„O, bitte, ſagen Sie nicht neutral,“ wehrte Sor Domenico unter einer verbindlichen Geſte ab, „welcher Freund der Wiſſenſchaft ſollte den Doktor Krohm nicht kennen! Und überdies ſuchten wir bereits den ganzen Abend Sie auf Ihrem

Spaziergang anzutreffen. In gewissem Sinne dürfen Sie mich als Postillon d'amour betrachten."

„Also doch . . .?"

„O nein, nicht so vulgär, so weltlich, wie Sie meinen! Eine sehr seltene, fast möchte ich mich ausdrücken heilige Beute fiel Ihnen zu: Schwester Eufemia! — In der Tat, nach keinem andern verlangt Eufemia als nach Ihnen, beschwört die frommen Väter, Sie zu suchen, windet sich in heiligen Liebeskrämpfen, schreit nach Ihnen Tag und Nacht!"

„Wer ist das, Schwester Eufemia? Ich habe nie von ihr gehört. Wo hat sie mich gesehen?"

„Leibhaftig gesehen nie und nirgends. Wozu auch? Eufemia bedarf nicht der unzulänglichen Sinne. Genug, sie weiß von Ihrer Gegenwart in Rom, von Ihrer Identität mit dem Idol, um dessentwillen sie leidet."

„Eine Hysterische?"

„Mehr als das! Eine Stigmatisierte!"

„Wo kann man sie sehen?"

„An Ort und Stelle. Sogleich, Signore Krohm, führ' ich Sie hin."

Stumm gingen wir nebeneinander her, stumm überschritten wir die Engelsbrücke; das Mißtrauen gegen meinen Begleiter schwand, der Widerwille ließ nach, je mehr ich mich allein mit ihm wußte in dieser verlassenen vatikanischen Gegend. Ein päpstlicher Sbirre trat aus dem Schatten der Engelsburg hervor, folgte uns eine Weile in gemessener Entfernung, schien sich zu überzeugen, daß wir keine Verschwörer waren, und tauchte ins Dunkel zurück. Fast vertraut war mir dieser Sor Domenico: als hätte er mich zeitlebens schon so umschlichen, immer einen halben Schritt taktmäßig vor mir herschlürfend, mit seinen lakonischen Führergeberden und dem schwachen Modergeruch, den der dicke Mantel ausströmte, wenn er sich in der Nachtluft blähte.

Wir gelangten auf die Piazza di San Pietro, die ich nie überschreiten konnte, ohne wie auf einen inneren Ruf Halt zu machen, mit den Augen die Ellipse ihrer Säulen nachzuzeichnen und mich vor der anbetungswürdigen Kuppel im Geiste niederzuwerfen. Die Springbrunnen zu beiden Seiten des Obelisken rauschten ihren ruhevollen Zwiegesang und verbreiteten einen Hauch von kühler Reinheit hinaus in die Fiebernacht.

Nachdem wir uns durch mehrere enge Borghi zu Füßen des Vatikans hindurch gewunden, gelangten wir über Treppen und Galerien in einen Klosterhof, wo uns ein Laienbruder der Kapuziner ehrfurchtsvoll empfing.

„Ist dies ein Kloster eures Ordens?" fragte ich ihn.

„Nein, Eccellenza, sondern freies Stift. Hier die Kapelle der Cavalieri vom Herzen Jesu!"

Das Tor dieser Kapelle öffnete sich bei unsrem Nahen. Ein Weltpriester zelebrierte die Messe, und von Knabenstimmen erklang ein Hymnus der christlichen Passion:

„Vexilla regis prodeunt.
Fulget crucis mysterium,
Quae vita mortem pertulit
Et morte vitam protulit!"

Außer den Altarkerzen und der ewigen Lampe gab es kein Licht in diesem Raum. Doch sah ich, daß Gruppen von Menschen an der Tür sich drängten und ihre Schatten über die Wände warfen.

Sor Domenico beugte beim Eintritt das Knie, nahm Weihwasser und reichte auch mir davon. Viel spionierende Augen zogen einen Kreis um uns, und so erfüllte ich alle Formen, die der Ort gebot.

Am Altare ging soeben die Konsekration vor sich. Das Gemurmel, durch unsern Eintritt flüchtig erweckt, verstummte. Wir warfen uns nieder mit den andern, und die Knabenstimmen über uns priesen des Erlösers heilige Wunden:

„Quae vulnerata lanceae
Mucrone diro, criminum
Ut nos lavaret sordibus,
Manavit unda et sanguine."

Selten habe ich die ausgleichende Kraft der Form mit größerer Genugtuung begrüßt als in jener Stunde. Die Form allein ermöglichte mir den Aufenthalt unter den Menschen, zumal im Kreise der Kleriker, der klügsten und dressiertesten des hündischen Geschlechtes. Die Form meines Verhaltens warf ich als Köder hin. Wenn er nach ihrem Sinne war, so verschlangen sie ihn befriedigt, wenn sie aber bissig nach meinem Wesen schnappten, so zerbarsten an der Form ihre Zähne wie auf Sand. Die Form allein war es, die mir das Menschengeschlecht vom Leibe hielt, die Maske meiner Worte, Geberden und Handlungen. Niemals gelangte irgendeiner auch nur zur Witterung meiner nackten Natur. Hier nun tat ich nichts als ihre Messe hören, nichts weiter! Beruhigte dadurch ihren Argwohn und gewann Macht über sie.

Gleich nach dem Deo gratias führte mich der Kapuziner durch die Sakristei in eine Art von Amts- und Aktenstube. Domenico sah ich nicht mehr. Er schien, mit der Schar der Andächtigen vermischt, die Kapelle durch die Eingangspforte verlassen zu haben.

Hinter Regalen, vollgepfropft mit Dokumenten und Folianten, erhob sich ein Prälat höheren Ranges, kam mir entgegen, verneigte sich. Ich fühlte mich gewappnet gegen seine verbindliche Forschermiene wie gegen die schmeichelhafte Befangenheit, mit der er berufsmäßige Überhebung würzte. So sehr er sich den Anschein gab, mit meinen Lebensumständen vertraut zu sein, zu offenbar tappte er fruchtlos daran herum.

„Wir haben uns erlaubt, Sie hierher zu bitten, an diesen Ort, der samt all seinen Vorgängen der Öffentlichkeit entzogen ist. Darf ich annehmen, daß Sie unserm Ruf nicht ungern folgten?"

„Ich bin Ihnen dankbar, Monsignor! Es lag mir daran, die Stigmatisierte zu sehen und zu sprechen."

„Dieser Zusammenkunft beizuwohnen verlangt uns alle."

„Aber wird es sich lohnen? Steht außer Zweifel, daß ihr keinerlei Kenntnisse über meine Existenz zukommen konnten?"

„Es steht außer Zweifel. Schwester Eufemia ist als verwaistes Kind in dem römischen Kloster der Clarissen untergebracht, dort erzogen und unter gewissenhaftester Aufsicht gehalten worden. Alle Fäden zwischen der Welt und ihr waren

zerschnitten. Und als vor einem Jahre der heilige Taumel zum ersten Male sie ergriff, wurden alle Kautelen sofort verstärkt. Ihre Gesinnung war stets von bewunderungswürdiger Reinheit, ihr Wandel in Gebet und Askese der einer Heiligen."

„Ich lege Wert darauf, Monsignor, zu erklären, daß ich niemals ein Freund von Experimenten dieser Art gewesen bin, daß ich deren Motiven im Interesse der höheren Wahrheit mißtraue und auch künftig nichts mit ihnen zu schaffen haben will."

„Das ist uns nicht unbekannt," bestätigte ernst und höflich der Prälat. „Ihre Meinung ist auch die der kirchlichen Observanz. Die Väter von San Coroniato, bei denen Sie Aufenthalt nahmen, und die Obrigkeit Ihrer deutschen Diözese brauchten uns nicht erst darüber zu berichten."

„Dagegen widersprechen einige meiner biologischen und moralphilosophischen Dissertationen dem kirchlichen Dogma."

„Scheinen vielleicht zu widersprechen. Noch wurden sie amtlich nicht geprüft. Indes sind wir gewiß, daß sie weder einem Irrtum noch einer grundsätzlichen Gegnerschaft entsprangen."

„Darin täuschen Sie sich nicht," gab ich zu seiner Erleichterung ihm zu, „irgendwie wird und muß sich mein Standpunkt mit dem der Kirche stets vereinigen lassen."

Er verbeugte sich zustimmend, tiefst befriedigt. Ich aber nahm den vollen Einfluß wahr, der mir von den Berufenen so willig eingeräumt wurde, und fuhr fort:

„Was diese stigmatisierte Nonne in mir sieht, weiß ich nicht und will es nicht wissen. Was sie auch sprach und sprechen wird, sie spricht es in der Besessenheit, und ich für meinen Teil werde über den Charakter ihrer Ekstase nicht zu entscheiden haben. Nur als Mensch, mit allen menschlichen Schlacken behaftet, will ich ihr gegenübertreten und damit dem Rufe Folge leisten, der an mich als an ein Werkzeug göttlicher Bestimmung ergeht. — Doch scheiden Sie und alle Glieder der Kirche stets", so fuhr ich mit erhobener Stimme fort, „zwischen meiner Erscheinung und meinem Wesen, zwischen dem, was ich tue und dem, was ich bin! Beides geht einander nur sehr wenig an, und nur dafür kann ich Gewähr leisten, daß von allen irdischen Gewalten die Ihrer Kirche mir am nächsten steht."

Ja, wie klein waren sie doch, diese Geschöpfe, daß sie meiner bedurften, in mir ein Ding von Bedeutung zu erblicken glaubten! Wie schrumpften sie nun weiter vor mir zusammen, vom Wurm zurück in die Larve! Die Erbärmlichen! Der ich mich selbst verachtete, konnte Bettler niedertreten, die sich ihrer Macht berühmten. Keine Gemeinschaft mit ihnen und scheinbar doch ihresgleichen, ein Keim verweht auf ihren dürren Boden, aufgegangen als ein müßiges Probestück der Natur, verwundert angestarrt, betastet wie ein Phantom, vor mir selbst ein außerirdisches Monstrum!

Die Miene des geistlichen Herrn vertiefte das Forschende ihres Ausdrucks ins Grüblerische. Notwendig geneigt, mich als Stütze des Systems zu halten, überhörte er das Bedenkliche und stellte das Übrige sorgfältig in Rechnung.

„Sollte Schwester Eufemia", begann er nach einer Pause scheinbarer Zerstreutheit, „vielleicht zufällig ein Bildnis von Ihnen vor Augen gekommen sein?"

„Es gibt kein Bild von mir," antwortete ich der Wahrheit gemäß und mußte lächeln. „Gegen diese zwecklose Verewigung meines Schattens habe ich mich stets mit Erfolg gewehrt."

„Um so wunderbarer, daß Schwester Eufemia Ihr Äußeres genau und fehlerlos beschreiben konnte: ein Mann von mittlerem Alter, lang und hager, gebeugten Ganges, das Gesicht bartlos, der Schädel kahl. . . ."

„Oder sah sie mich selbst irgend einmal in den Gassen von Rom?"

„Bei einer Anwesenheit in früheren Jahren?"

„Nein, früher nie. Ich habe den Boden des Kirchenstaates kurz vor Ausbruch des Krieges zum erstenmal betreten."

„Dann hat Schwester Eufemia mit leiblichen Augen Sie niemals gesehen, niemals auch von Ihnen gehört. Denn jene Beschreibung, die sie lieferte, ohne auch nur Ihren Namen zu kennen, stammt aus den ersten Tagen ihrer Besessenheit."

„Und diese fielen in welche Zeit?"

„Genau in dieselbe Zeit, da Sie letzten Sommer Schlesien verließen und nach Österreich zogen. Sie machten diese Reise zu Fuße und allein?"

„Ja. Meine Tochter fuhr nach Wien voraus. Und meine Frau — es wird Ihnen wohl auch dies bekannt sein — folgte uns nach."

„Nun beachten Sie wohl," sagte der Prälat und blätterte eifrig, wenngleich nicht ohne stolze Würde, in einem der Folianten, der wohl ein geringerer Bruder der Martyr-Akten war, „beachten Sie wohl: Am 2. August des vorigen Jahres haben Sie vor einem Bilde der schmerzensreichen Mutter Gottes gestanden, und Ihre Andacht hat in die Ferne gewirkt, auf das wundersam verwirrte Gemüt unsrer Schwester Eufemia in Rom."

Ein Schauer faßte mich vor dem Geheimnis meiner selbst und dem der rätselhaften Kräfte, die eine fremde Nonne mir als Botin sandten. So war es, wie der Priester sagte, und ich gestand es zu: Vor einer holzgeschnitzten Figur der Mater dolorosa mitten im Walde der Sudeten, an menschenleerer Stätte, hatte ich den Gram ihrer Züge wie meinen eigenen gespürt. Das Schnitzwerk, roh in der Arbeit, hatte dennoch den körperlichen Schmerz der vom Schwert Durchbohrten mit den ungeheuren Seelenleiden um des Erlösers Tod merkwürdig groß vereint und mich mit seiner Wirkung überwältigt.

„Ich richte an Sie, Signor, die letzte, die äußerste Frage, deren Zudringlichkeit Sie mir in Anbetracht des erhabenen Wunders verzeihen mögen: Welcher Art waren Ihre Gefühle vor dem Bilde der Gebenedeiten?"

„Ich gedachte der Kleinheit und Erbärmlichkeit unsrer irdischen Misere und wünschte, daß dieses Schwert als ein Symbol aller überirdischen Leiden unsre Schmerzen vertiefen, reinigen und erhöhen möchte."

Und der Priester, triumphierend, als wäre dieser Sieg des Glaubens von ihm selbst erstritten, las aus den Akten vor, was dort unter dem Datum des 2. August aufgezeichnet stand: „Schwester Eufemia, gestärkt durch das Sakrament der heiligen Kommunion, umgeben von ihren geistlichen Oberen, einstimmend in deren Gebete, sagte auf Beschwörung des Exorzisten im Zustande der Verzückung des weiteren aus:

‚Nahe dich mir, Herr, Geliebter, du aus dem Stamme der Gnadenmutter!
Der du ausgehst vom Allerhöchsten, gestärkt bist mit seiner Gewalt — reiße das

Schwert aus dem Herzen der allerheiligsten Jungfrau und schlage erlösende Wunden uns Unheiligen! Stille die Schmerzen des Irdischen, aber wühle auf unsre niedrigen Seelen mit überirdischen Leiden! Reiße auf mein sündiges Fleisch, wasche mich rein in Blut und mache mich heil mit deinem Worte!'

Hierauf öffneten sich die roten Stigmata ihrer Hände, klafften auseinander wie zwei tiefe Schnitte und ließen tropfenweise ihr Blut entquellen."

„Genug!" rief ich. „Wir wollen zu ihr! Denn dies ist mehr als künstliches Gewebe! Eine Kette aus Gliedern, wie sie nur in der andern Welt geschmiedet werden. Laßt sehen, ob sie standhält, wenn ich daran reiße!"

Ach, ich war fast voll Furcht vor der mir zugefallenen Rolle! Wer hob mich da heraus über das Gewimmel dumpfer Geschöpfe am Boden! Ich Ungläubiger, bestellt zu einer Botschaft christlichen Glaubens! Verzweifelnd an dem Werte der neuen Erscheinung, da ich sie als echt nicht mehr bezweifeln konnte! —

Sie lag auf einem Ruhebette unter dem Gewölbe des Kapitelsaales, umdrängt vom Schwarme der Neugierigen, Andächtigen, Fanatisierten: ein in erster Jugend verblühtes Mädchen, ein abgezehrtes Kind von spitzknochigem, leichenfarbenem Antlitz, in der schwarzen Hülle ihres Ordenskleides, im langwallenden schwarzen Schleiertuch. Ihre Augen, tief in die Höhlen zurückgesunken, blieben, noch als ich eintrat, geschlossen, ihre Arme in kataleptischem Krampfe weit von sich gestreckt, die Handflächen nach außen gedreht, so daß die beiden gräßlichen Wunden rot und blutleer mir entgegenleuchteten.

Hinter einem Gitter knieten Schwestern ihres Ordens, darunter die Äbtissin, versunken im Gebet, rechts und links von ihr zwei Patres der Kapuziner, die Litaneien murmelten, in weiterem Umkreis Weltpriester, Offiziere des Papstes in Uniform, Nobili in Gala mit ihren aufgeputzten Damen und einige wenige Herren in Zivil: Gelehrte und Ärzte der Kurie. Aber auch von den Logen der Galerie herab, hinter seidenen Gardinen hervor lugten forschende Blicke. Dort mochten Inquisitoren und Kardinäle, vielleicht der Heilige Vater selbst sich verbergen.

All das schob und drängte sich durcheinander, reckte die Köpfe, spitzte die Ohren, tuschelte und flüsterte, labte sich an der Sensation. Zu einem Schauspiel hatten sie sich laden lassen, ins Theater der rätselhaftesten Vorgänge, der seltsamsten Gefühle, und waren's höchst zufrieden, daß es gratis geschah und überdies ihre gottselige Gesinnung wohltätig kitzelte.

Der tiefe Widerwille, der mich jedesmal packte, so oft ich gezwungen war, öffentlich vor eine Menge zu treten, Redner und Akteur vor dem Publikum, dem schmutzigen Volke vorzustellen, stieg mir auch hier in die Kehle und erzeugte in mir das ach so seltene Bewußtsein meines Eigenwertes. Überall, wo die Bande herrschte, blieb mir nichts übrig, als den Bändiger zu spielen. Wo nur ein Mensch mir gegenüberstand, da mußte ich ihn lieben, vor zweien ward ich schon kühl und mühte mich, sie zu durchschauen, drei und vier fingen an, Gesellschaft zu bedeuten, reizten und peinigten mich mit dem dummen Selbstgefühl ihrer zusammengeschweißten Kräfte; die Masse aber, zumal wenn sie einig war in ihren Naturinstinkten, hob mich noch weiter empor, schnellte mich wie einen Federball hoch über ihre dumpfen Schädel, daß ich vor ihrem Dunste davonflog hinein in den reinen Äther.

Noch spürte ich in jenem Augenblicke nicht die höchste Kraft, die aufgespeichert für das jenseitige Leben in mir lag, aber daß ich Herr war über diesen Schwarm

der Gaffer, und Bruder einzig dieser in Gott Gefolterten, das ward mir klar, als mein Anruf an sie in mir gewaltig widerklang wie ein Posaunenstoß, vibrierend unter dem Drucke eines unendlichen Mitleids.

„Schwester Eufemia!" rief ich ihr zu. „Du hast nach mir verlangt? Sieh mich an, hier bin ich!"

Sogleich schüttelte ein fürchterlicher Krampf den ganzen Körper und weckte sie aus ihrem somnambulen Schlaf. Die Augen weiteten sich starr und gläsern, der Oberkörper richtete sich auf, und aus den beiden Wunden der jetzt hoch erhobenen Hände begann das Blut zu sickern, zu rinnen und den Estrich mit dicken purpurnen Tropfen zu benetzen.

Ärzte sprangen hinzu, besprachen sich hastig, wollten sie festhalten und betasten. Sie aber riß sich los, sprang auf und wankte mir entgegen.

Sie hatte mich erkannt. Ich war es, ich allein, den sie suchte. Ihr Ausdruck hatte sich mit einem Male wundersam verklärt: sanft und glückselig blickte ihr Auge, die blassen Lippen lächelten, und ihre armen zerrissenen Hände streckte sie wie flehend vor:

„Ach lieber, lieber Herr," sprach sie mit demutvoller Stimme, „bist du endlich gekommen und neigst dich herab zu deiner Magd? Solange habe ich gewartet, dich zu sehen. Nichts weiter als dich zu sehen, an deinem Wort mich zu erholen und zu fühlen, daß du es bist, du von drüben, du aus der andren Welt!"

„Ja, Schwester Eufemia, ich bin der, den du gerufen hast. Sieh und höre mich und du sollst gesund sein, wenn ich von dir gehe."

Ihr gegenüber wollte ich nichts als Helfer sein. Eines anderen bedurfte sie nicht. Und ihr war geholfen, nachdem sie mich gesehen. Den Schwarm aber, der uns belauerte und eine Gotteslästerung, die er nicht fassen konnte, durchs Zwielicht der Verzückung huschen sah, den Schwarm versöhnte ich mit der Bescheidenheit meines menschlichen Teils. Mein menschlich Teil ihrer Tücke auszuliefern, dazu hatte ich wenig Grund.

Schwester Eufemia war mir zu Füßen gesunken, blickte in kindlicher Dankbarkeit zu mir auf und hielt mir ihre Hände entgegen:

„Rühre mich an, lieber Herr! Rühre meine Wunden an, daß sie sich schließen! Heile mich, lieber Herr, vom Schmerze meines Körpers und nimm von mir alle böse Erdenangst und Traurigkeit! Dann will ich Gott dienen mein Leben lang in überirdischer Reue und überirdischem Schmerz um meine Sündennot."

So tat ich ihr, wie sie verlangte, indem ich meinen Finger über ihre Wunden legte. Und ich sah und erstaunte keineswegs, daß alsbald das Blut gestillt war, die Schnittränder blasser wurden und sich zusammenzogen.

Dann ergriff ich behutsam die Zusammengebrochene, stützte sie und richtete sie auf.

„Sieh, Schwester Eufemia, so stehst du nun aufrecht vor mir und bist gesund. Deine Wunden werden heil sein in wenigen Tagen, deine Seele still und getröstet. Gehe nun zurück in dein Kloster! Gib dich deinem Gotte hin und diene ihm nach deinem Herzen! Dies alles ist uns beiden nur der Traum eines Augenblickes gewesen, ein Fingerzeig des Ewigen über das Grab hinaus, Zeugnis der unerforschlichen Gewalten. Nehmen wir sie, ohne sie zu deuten, in Ehrfurcht hin als Gewähr künftiger Erlösung aus Irrtümern und dumpfen Instinkten! Du und

ich und wir alle sind nichts als Knechte und Werkzeuge dieser Gewalten, verehren sie, beten sie an als den allmächtigen, rätselhaften Gott. — Leb wohl, Schwester Eufemia!"

Meine Worte, so ernst sie mir auch kamen und von den Lippen gingen, klangen in mir selbst doch wie ein hohles Echo wider.

Bedrückt von meiner Rolle wandte ich mich ab, sah Eufemia nicht mehr, noch irgend jemand aus der Menge, wandte mich zur Tür und ging davon, stark und müde zugleich wie nach einer Tat von entscheidender Wirkung, und doch befleckt von dem Bewußtsein, nur einen kleinen, schlechten Komödianten vorzustellen auf der Bühne einer großen, wahrhaftigen Welt.

Adolf Fischhof

Von Carl Jentsch-Neiße

Daß Fischhof die österreichische Revolution eingeleitet hat, ist allgemein bekannt, aber um seine spätere politische Tätigkeit wissen wohl nur die österreichischen Politiker von Fach. Weil sein politischer Einfluß, der fünftehalb Jahrzehnte umfaßt, sehr wohltätig gewirkt hat, und wegen seines edlen Charakters verdient er das biographische Denkmal, mit dem Richard Charmatz sein Andenken auffrischt. („Adolf Fischhof, das Lebensbild eines österreichischen Politikers." Mit zwei Abbildungen. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottas Nachfolger, 1910.) — Adolf Fischhof wurde 1816 als Sohn eines wohlhabenden jüdischen Kaufmanns in Ofen geboren. Der Vater verlor sein Vermögen, und Adolf wanderte nach Absolvierung des Gymnasiums mit 10 Gulden in der Tasche nach Wien, wo er sich zum Doktor der Medizin durchhungerte und durchplagte. Er fand als Sekundärarzt Anstellung am Allgemeinen Krankenhause der Kaiserstadt — mit 40 Kreuzer Tageshonorar. Seine Erholungszeit füllte das Studium der Politik und der Geschichte aus. Und als im März 1848 der in Paris ausgebrochene Sturm auch die von Metternich geistig abgesperrten Wiener ergriff und am 13. im Hofe des Hauses der niederösterreichischen Landstände eine von unklaren Hoffnungen in Spannung versetzte Volksmenge der Dinge harrte, die nun kommen sollten, da, erzählt Fischhof selbst, „dachte ich bei mir, daß ein Moment, so günstig für das Volk wie kein zweiter, nicht ungenützt verstreichen dürfe. Ich fand es erbärmlich, daß in dieser ganzen großen Masse nicht ein Mann den Mut und die Kraft hatte, ein zündendes Wort hineinzuschleudern, der hohen geschichtlichen Bedeutung des Augenblicks enthusiastisch Ausdruck zu geben und diese neugierige Menge zu einer großen Kundgebung hinzureißen. Bist du nicht selbst solch ein Erbärmlicher? sagte ich zu mir. Tiefbeschämt faßte ich also gleich den Entschluß, zu reden. Um von diesem Entschluß nicht wieder zurückweichen zu können, rief

ich mit der ganzen Kraft meiner Stimme: Meine Herren! ‚Ein Redner, ein Redner!‘ ging nun der Ruf durch die Versammlung.“ Im Augenblick war Fischhof von vier kräftigen jungen Leuten gefaßt und auf eine Erhöhung gestellt. Die Stände, sprach er, sind versammelt, um die Wünsche des Volkes auszusprechen und den Ideen der Zeit an den Stufen des Thrones Ausdruck zu geben. So laßt uns denn die Männer, die da oben tagen, durch unsern Zuruf ermuntern und durch unser Zutun zum erwünschten Ziele führen. Und er stellte ein Programm auf: Preßfreiheit, Freiheit der Wissenschaft, Geschworenengerichte, brüderliche Einigung der durch eine falsche Staatskunst auseinandergehaltenen Völker Österreichs. Er schloß: „Österreich und seine glorreiche Zukunft hoch! Die verbündeten Völker Österreichs hoch! Die Freiheit hoch!“ Das durch die Rede begeisterte Volk drang in den Sitzungssaal ein, die Stände marschierten in die Hofburg, dort die Wünsche und die Forderungen des Volkes vorzutragen, die Bewegung, aus welcher der Verfassungsstaat hervorgehen mußte, war eingeleitet. Fischhof blieb längere Zeit an der Spitze der Bewegung und bemühte sich, sie in der Bahn der Ordnung und Gesetzlichkeit zu erhalten. Er trat den Anmaßungen der Studenten entgegen und leitete umsichtig den Sicherheitsausschuß, der auf verschiedenen Gebieten des Gemeinwesens Ersprießliches leistete. Aber es ging, wie es eben in solchen Bewegungen zu gehen pflegt. Die Radikalen verleumdeten, verdächtigten und beschimpften ihn, die Leidenschaft siegte über die Vernunft und höchst überflüssige, ganz sinnlose Barrikadenkämpfe störten die ruhige Entwickelung. Republik wurde das Losungswort und aus den Blätterspalten erschallte der Ruf: „Tyrannen, Pfaffen, Sklavenbrut, hoch, hoch an die Laternen!“ Entsetzt zogen sich die guten Bürger zurück und überließen das Feld der wilden Demagogie.

Fischhof vertrat einen Wiener Wahlkreis im Reichstage, und seine ärmliche Krankenhauswohnung ward das Hauptquartier der demokratischen Partei. Im Reichstage drang er zunächst darauf, daß das Deutsche zur Verhandlungssprache erklärt werde, suchte dann der Redewut zu steuern und die Abgeordneten zur Arbeit zu erziehen. Doblhoff stellte ihn am 2. August als Ministerialrat an und ließ ihn u. a. die Sanitätsverhältnisse Galiziens erforschen, wo die Cholera ausgebrochen war. Nachdem der Reichstag nach Cremsier verlegt worden war und das Ministerium Wessenberg-Doblhoff dem Kabinett Schwarzenberg-Stadion Platz gemacht hatte, schied Fischhof aus dem Staatsdienst. Als Abgeordneter arbeitete er fleißig am Verfassungsentwurf mit und setzte mit seiner feurigen Beredsamkeit den Beschluß durch, daß die Todesstrafe nicht allein für politische Verbrechen, sondern überhaupt abgeschafft werden solle. Alle Arbeiten und Beschlüsse dieses konstituierenden Reichstags waren jedoch vergebens; am 4. März wurde er vom neuen Kaiser aufgelöst, und eine Verfassung wurde oktroyiert. Gleichzeitig mit der Sprengung des Reichstags erging der Befehl, sieben Abgeordnete in Haft zu nehmen. Der Minister des Innern, Graf Stadion, verzögerte die Ausführung, um den Bedrohten Zeit zur Flucht zu lassen. Fünf

benützten die Frist, die andern beiden blieben. Der eine davon war Fischhof; er sagte den Freunden, die ihn drängten, abzureisen: „Bleibe ich, dann verurteilt mich vielleicht das Kriegsgericht, fliehe ich, dann verurteilt mich die öffentliche Meinung.“ Am 7. März 1849 wurde er aus dem Bette geholt und nach Wien übergeführt. Die Anklage lautete auf Hochverrat und Mitschuld an der Ermordung Latours. Die Untersuchungshaft war mild und anständig, und der wackere Richter Seywald leitete die Untersuchung so, daß das Verfahren am 7. September eingestellt wurde; doch durfte er die Haft erst am 2. Dezember verlassen, nachdem die obern Instanzen den Freispruch ab instantia bestätigt hatten.

Der Freigelassene sah sich existenzlos. Ein edler Freund, Gustav Figdor, gab ihm die Mittel, sich als Arzt in Wien niederzulassen. Rasch erwarb er eine so bedeutende Praxis in wohlhabenden Familien — dabei aber seine liebste Beschäftigung, die als Armenarzt, nicht vernachlässigend —, daß er ein Vermögen ersparte. Dieses verlor er größtenteils im Krach von 1873, und zugleich stellte sich ein Nervenleiden ein, das ihn bis zu seinem Lebensende an ununterbrochener intensiver Arbeit hinderte. Das war der eine der beiden Gründe, die ihn davon abhielten, als Abgeordneter oder Staatsbeamter politisch zu wirken; der andre war sein von unabhängiger Überzeugung geleiteter Gerechtigkeitssinn, der ihm verbot, sich durch eine Partei oder eine Regierung binden zu lassen. Eine Freisprechung ab instantia setzte den Angeklagten noch nicht in sein volles Staatsbürgerrecht wieder ein. Belcredi wünschte Fischhof für den Staatsdienst zu gewinnen und bewirkte deshalb im Januar 1867 eine Spezialamnestie für ihn, die alle Folgen der Anklage aufhob. Das gab zu allerhand Gerüchten Anlaß, so daß Fischhof an einen Freund schrieb: „Belcredi hätte in seiner plumpen Umarmung beinahe meine Ehre erdrückt.“ Später hat ihm Potocki ein Ministerportefeuille angeboten. Fischhof lehnte es ab, aber seine Wohnung wurde fleißig von Ministern und Abgeordneten aufgesucht, die sich Rat bei ihm holten, so daß er in der österreichischen Politik einigermaßen dieselbe Rolle spielte, wie vordem der Pater Joseph unter Richelieu in der französischen. Er spielte sie weiter, nachdem er sich mit dem Rest seines Vermögens nach Emmersdorf bei Klagenfurt zurückgezogen hatte, wo er ein gepachtetes Landhaus, den Koglhof, bewohnte. Ein Bruder, der sich als Kaufmann ein kleines Vermögen erworben hatte, vereinigte dieses mit dem des Bruders und diente diesem als Sekretär. Die Zinsen beider reichten nur knapp für einen sehr bescheidenen Haushalt hin, aber alle Geldanerbieten patriotischer Freunde wies er zurück. Was aber seine Uneigennützigkeit grabezu bewunderungswürdig erscheinen läßt und heutigen Publizisten unglaublich klingen wird: nicht einmal für seine Beiträge an Zeitungen nahm er Honorar. Dem Herausgeber eines Wiener Blattes, der einen Artikel angemessen honorieren wollte, schrieb er:

„Man darf sein Talent und seine Gedanken verwerten, aber nicht seine Gefühle, und für mich ist die Sache, für welche ich einstand, eine Herzensangelegenheit, eine Gefühlssache.

Brächte ich sie zu Markte, so käme ich mir wie eine feile Dirne vor. Ohne eigentlich schriftstellerischen Beruf zu haben, schreibe ich immer, wenn ein Gefühl mich mächtig bewegt, und habe daher nie einen Pfennig Honorar angenommen. Ich diene der Menschheit, aber ihr Lohndiener bin ich nicht."

Bei solchen Grundsätzen und solcher Vermögenslage war es eigentlich ein Glück für Fischhof, daß seine Jugendliebe nicht zur Verehelichung geführt hat; die wohlhabenden Eltern der Geliebten verweigerten die Einwilligung zum Bunde mit dem armen Sekundärarzt. Dieser mußte sich darauf beschränken, seine Empfindungen in lyrischen Gedichten auszuströmen. Ein Charakter wie der seinige überwindet natürlich solche Enttäuschungen, zumal da je länger desto mehr die Liebe zu den Völkern Österreichs jede sinnliche Liebe aus seinem Herzen verdrängte. Ärztliche Hilfe, die er unter besondern Umständen einem reichen Ehepaare geleistet hatte, trug ihm ein Vermächtnis ein, das seine letzten Lebensjahre der Nahrungssorgen überhob und ihm den von seinem Gesundheitszustande geforderten alljährlichen Winteraufenthalt an der Riviera ermöglichte. Der sechzigste und siebzigste Geburtstag brachten ihm die üblichen Huldigungen ein, die aber von Herzen kamen. Für den siebzigsten regten die Demokraten des Wiener Gemeinderats einen Glückwunsch der Stadt an, und da sich Widerspruch erhob, rief Dr. Karl Lueger, damals noch Demokrat, der liberalen Mehrheit zu: „Keiner von den Herren hier im Saale kann Fischhof das Wasser reichen, und keiner lebt, der sich mit ihm an politischer Vergangenheit, an Verdiensten um die Stadt Wien und an Integrität des Charakters messen kann." Die liberale Mehrheit stimmte den Antrag nieder. Eine Lungenentzündung warf Fischhof aufs Krankenlager, und am 23. März 1893 ist er verschieden.

Seine politische Tätigkeit bestand in der Abfassung von Zeitschriftenaufsätzen und Flugschriften, von Denkschriften und Gesetzentwürfen, in der Inspirierung angesehener Blätter, deren Verleger und Redaktionen er beriet, und in den mündlichen Unterredungen mit den Politikern, die zum „Weisen von Emmersdorf" pilgerten. Seine Lieblingsmethode war die Veranstaltung von Privatkonferenzen gemäßigter Männer aller Parteien; was die vereinbarten, das sollte dann der Regierung und den Parteien zur Annahme vorgelegt werden. Dieses Verfahren haben die Fürsten des Reformationszeitalters, namentlich Karl der Fünfte, wiederholt eingeschlagen, um die entstandene Kirchenspaltung aufzuheben. Sie wählten gemäßigte Männer beider Konfessionen aus und veranstalteten ein Religionsgespräch. Das pflegte denn auch ganz schön zu verlaufen. Die Disputanten machten einander Zugeständnisse und stellten die Einigung in Aussicht. Aber wenn das Ergebnis bekannt wurde, dann zeigte es sich, daß diese versöhnlich Gestimmten die Massen nicht hinter sich hatten; die wollten von Versöhnung nichts wissen. Auch Fischhofs Mühen hatten nur auf solchen Gebieten Erfolg, wo entweder der Zwang der Notwendigkeit oder die Stimmung der Bevölkerung die materiellen Bedingungen dafür schuf. Fischhof war ein patriotischer Österreicher, wollte den österreichischen Staat und seine Großmachtstellung erhalten wissen, und daß beides tatsächlich erhalten blieb, dafür hat ja

auch der Selbsterhaltungstrieb der Dynastie und der in diesem Staate zusammengeketteten Völker gesorgt. Der Ausgleich mit Ungarn ist auf der Grundlage erfolgt, die Fischhof entworfen hatte, die Selbstregierung und Selbstverwaltung des Volkes, für die sich der Achtundvierziger zuerst begeistert hatte und die er zeitlebens im Auge behielt, hat sich den modernen Bedürfnissen gemäß gegen alle reaktionären Gewalten und Gelüste so weit durchgesetzt, als es im Großstaat möglich ist. Aber das Nationalitätenproblem steht heute noch auf dem Flecke, auf dem es Fischhof im Beginn seiner politischen Tätigkeit vorgefunden hat. Er hat es gleich anfangs scharf ins Auge gefaßt, richtig beurteilt und ihm den größten Teil seiner Kraft und Zeit gewidmet. In den unzähligen Variationen, die durch den jedesmaligen Stand des Streites erfordert wurden, hat er immer dasselbe gepredigt: Österreich ist nun einmal kein Nationalstaat, es ist und bleibt ein Nationalitätenstaat und muß als solcher behandelt werden. Fischhof war, wie Charmatz es ausdrückt, der einzige nicht klerikale Föderalist. Er begrüßte die Entscheidung von 1866 als eine Vereinfachung des Problems. Nun, da die österreichischen Deutschen ganz auf sich selbst angewiesen seien, müßten sie die Tatsache anerkennen, daß sie, als Minorität, nicht an eine verfassungsmäßige Herrscherstellung denken könnten.

Als besondere Verdienste Fischhofs, der auch über die Grenzen des Kaiserstaats hinauszuschauen pflegte, sind noch hervorzuheben, daß er schon im August 1870 den Dreibund zwischen Deutschland, Österreich und Italien als Garantie des europäischen Friedens vorgeschlagen, daß er auf die Gefahr hingewiesen hat, die den Deutschen Österreichs von der zu schwachen Volksvermehrung in den deutschen Gebieten droht, daß er endlich schon 1875 die erst im letzten Jahrzehnt mächtig gewordene Abrüstungs- und Friedensbewegung angebahnt und internationale Konferenzen angeregt hat, die auch „eine Fülle ökonomischer und sozialer" Fragen zu behandeln haben würden. Auf die Notwendigkeit, ökonomische Fragen international zu behandeln, werden wir heute durch die Fleischnot gradezu mit der Nase gestoßen.

Kein größter, aber ein großer Mann, lautet des Verfassers Endurteil über seinen Helden. Der starke Band ist eine innere Geschichte Österreichs für die Zeit von 1848 bis 1893 geworden, und bei der bekannten Beschaffenheit dieser Geschichte kann man nicht gut verlangen, daß sich das Buch wie ein spannender Roman lese. Politiker von Fach werden ja trotzdem das Werk als eine erwünschte Ergänzung der schon vorhandenen Darstellungen dieses Abschnitts der österreichischen Geschichte begrüßen, aber andere Leser, die nur für Fischhofs Persönlichkeit Interesse empfinden, werden die Mühe scheuen, das Biographische aus dem Politischen, in das es verflochten ist, herauszuklauben; gesonderte Behandlung der beiden Stoffmassen würde zwar schwierig, aber nicht grade unmöglich gewesen sein.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Theater

Berlins Führerrolle als Theaterſtadt. Es iſt ein offenes Geheimnis, daß ſich die Berliner Theaterverhältniſſe von Jahr zu Jahr unerfreulicher geſtalten. Die „erſte Theaterſtadt der Welt“, wie ſie ſich mit Vorliebe titulieren läßt, macht eine ſchwere und beſorgniserregende Kriſe durch. Niemand kann heute ſagen, ob und wie ſie dieſe Kriſe überſtehen wird. Aber daß die Situation unhaltbar geworden und daß die Frucht zum Abfallen reif iſt, darf leider nicht länger verſchwiegen werden.

Die Symptome dieſes ungeſunden Zuſtandes ſind raſch gekennzeichnet. Die Berliner Bühnen ſind immer mehr zum Tummelplatz eines unſinnigen Ausländerkultes und eines verdrießlichen Snobtums geworden. Die wirklich ernſthafte deutſche Dramatik wird nahezu grundſätzlich ausgeſchloſſen. Wo nicht irgendeine ſtoffliche Pikanterie ſo etwas wie einen Erfolg verſpricht, findet der Autor in der Hauptſtadt des Deutſchen Reiches verſchloſſene Türen. Und dabei läßt ſich die billige Behauptung, die deutſche Produktion läge hoffnungslos danieder, jederzeit durch einen ſchlagkräftigen Gegenbeweis entkräften. Warum iſt — um ein paar Beiſpiele herauszugreifen — noch kein Direktor auf den Gedanken gekommen, Herbert Eulenbergs ausgezeichnete Jugenddramen auf die Bühne zu bringen? Warum warten wir noch heute auf den vielverſprechenden Paul Ernſt, auf den „Therſites“ von Stefan Zweig, auf den „Zorn des Achilles“ von Schmidtbonn, auf das „Korallenkettlin“ von Franz Dülberg und auf eine ſo tapfere und kräftige Arbeit wie Erich Schlaikjers „Lahmen Hans“? Warum hat ein warmblütiger Autor wie Ottomar Enking für ſeine prächtige Komödie „Das Kind“ keine reguläre Bühne gefunden, ſondern iſt auf eine Nachmittagsvorſtellung der Neuen Freien Volksbühne angewieſen geblieben? Und warum hat man in Berlin keine Zeit für die an Herz und Nieren greifende Dichtung eines deutſchen Bauernſohnes (Karl Schönherrs „Glaube und Heimat“), die ſeit Wochen in ſtürmiſchem Siegeslauf über zwanzig oder dreißig Provinztheater geht und den Menſchen überall die ernſthafteſten und ehrlichſten Erſchütterungen abtrotzt? Damit wären wir an dem Kern der leidigen Angelegenheit. Die Tatſache, daß Schönherrs prachtvolles Drama in Berlin noch keinen Einlaß gefunden hat, weil ja hier das Publikum mit franzöſiſchen Pikanterien und ruſſiſchen oder engliſchen Nichtigkeiten gefüttert werden muß, iſt ſo ungeheuerlich, daß ſie grelle Schlaglichter auf die gegenwärtige Theatermiſere der Reichshauptſtadt wirft. Die Aufführung von „Glaube und Heimat“ war für Berlin eine nationale ſo gut wie eine künſtleriſche Pflicht. Daß ſie bis auf den heutigen Tag nicht erfüllt worden iſt und, wie es ſcheint, vorläufig nicht erfüllt werden wird, bleibt ein nicht wegzuwiſchender dunkler Fleck auf dem Ehrenſchilde der erſten Theaterſtadt. Die deutſche Provinz hat bewieſen, daß ſie in Theaterdingen geſündere Inſtinkte beſitzt als die Stadt der unbegrenzten Möglichkeiten, in der ſo viel von künſtleriſcher Kultur gefaſelt wird und in der erſt ganz neuerdings der Name eines Theatermannes, Max Reinhardts, europäiſchen Klang gewonnen hat. Die häßlichen Geſchwüre am Organismus des ſogenannten Spreeathens haben ſich den Blicken des Beſchauers nie unbarmherziger preisgegeben als in dieſem Augenblick nationaler Gleichgültigkeit. Das Parvenühafte ſeines Weſens und das durch und durch Faule ſeiner von eingewanderten Galiziern gemachten „Kultur“ hat ſich der Welt nie ſchmachvoller präſentiert als da, wo es ſich von Wien und München, von Frankfurt und Köln, von Düſſeldorf und Hamburg in puncto Geſinnung beſchämen laſſen muß.

Entschuldigungen gibt es dafür nicht. Draußen im Reiche sprießt und blüht es wie von neuem lockenden Leben. Überall, wo deutsche Kultur an der Arbeit ist, hat man ein offenes Auge und ein warmes Herz für die redliche Tat eines ernsthaften Dichters und Wahrheitsuchers. Nur in Berlin hat man bessere Dinge zu tun. Hier mußte ein schlechtes Stück von Gerhart Hauptmann zu einem lächerlichen Scheinerfolge auffrisiert werden. Hier mußte die armselige Aviatikertragödie des Artisten Vollmöller („Wieland") unter Hausschlüsselpfiffen und wildem Hohngelächter bis zu Ende gespielt werden. Hier mußte man an einem einzigen Tage fünf verschiedene Pariser Possen aus der Taufe heben. Und hier hat nur der etwas zu bedeuten, der das Geschäft des Anreißens versteht und mit der großen Reklametrommel betriebsam von Haus zu Haus zieht.

Caveant consules! Berlin hat einen Ruf zu verlieren. Und, wenn kein Wunder geschieht, ist der Tag nicht mehr fern, an dem ernster Gesinnte nur noch mit Achselzucken und wehmütigem Spotte reagieren werden, wenn die Rede auf die „erste Theaterstadt der Welt" kommt.

Dr. Arthur Westphal-Berlin

Naturwissenschaften

Natur — Geist — Technik. Der bekannte Wiener Pflanzenphysiologe **Julius v. Wiesner** hat eine größere Anzahl voneinander unabhängiger Reden und Essays zu einem Buch vereinigt (Verlag von Wilhelm Engelmann, 1910). Alle, bis auf zwei dieser wertvollen Arbeiten, haben bereits der Öffentlichkeit gehört, aber da sie zum größten Teil in Zeitschriften und Zeitungen verstreut waren, wird im vorliegenden Bande einem weiten Leserkreis etwas Neues geboten. Wiesner vergräbt sich nicht lediglich in die Einzelforschung, er weiß sein spezielles Arbeitsgebiet auch von hoher Warte aus zu betrachten. In seiner hier aufs neue zum Abdruck gelangten Rektoratsrede kennzeichnet er die Beziehungen der Pflanzenphysiologie zu den anderen Wissenschaften, und zwar nicht nur zu den Naturwissenschaften und der Medizin, sondern auch zu den Geisteswissenschaften, zur Soziologie, Geschichte, Philosophie usw. in geistvoller Weise. Besonders wertvoll sind natürlich Wiesners Berichte über Ergebnisse seiner speziellen Studien, etwa über die letzten Lebenseinheiten, über den Lichtgenuß der Pflanzen, über das Papier in seiner geschichtlichen Entwicklung usw. Aber auch Wiesners Schilderungen der Lebensarbeit berühmter Fachgenossen, seines Lehrers Franz Ungers, des ersten Pflanzenphysiologen seiner Zeit, des Niederländers Sugen-Housz, der in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts als Arzt und Naturforscher in Wien wirkte, Fechners und Gregor Mendels sind überaus fesselnd. Sehr beachtenswert sind Wiesners Ausführungen über Darwin, die ihm zugleich Gelegenheit geben, die Leistungen Linnés ins rechte Licht zu setzen. Linné ist, nach Wiesner, durchaus nicht der starre Vertreter der absoluten Konstanz der Arten, als welcher er Darwin und auch heute noch in der öffentlichen Meinung gilt, vielmehr hat auch er seine deszendenztheoretischen Auffassungen gehabt, obgleich er eine Lösung der Transformationsprobleme vorläufig für unmöglich hielt. In Darwin sieht Wiesner den Begründer der modernen Biologie, er hält aber seine Selektionslehre mit dem Kampf ums Dasein als Ursache des Aufstiegs der Organismen zu höheren Formen für gescheitert. Energisch weist Wiesner auf die Mängel einer auf den erweiterten Darwinismus begründeten Weltanschauung hin und empfiehlt, angesichts der Ausschreitungen des Haeckelschen Monistenbundes, dringend ein Zurückgreifen auf die Schriften K. E. v. Baers. Überhaupt ist es Wiesners Bestreben, die Spekulation in den Naturwissenschaften in die geeigneten Schranken zu verweisen. Aus Wiesners Auseinandersetzungen scheint aber hervorzugehen, daß er die Bedeutung der metaphysischen Spekulation für die Naturwissenschaften immerhin höher einschätzt als die philosophische, d. h. erkenntnistheoretische Bearbeitung in der Naturwissenschaft geltender Begriffe, was um so mehr befremden muß, als ja gerade die Erkenntnistheorie gegen die wild wuchernden naturphilosophischen Spekulationen ein Bollwerk zu bilden geeignet ist. Der naive Realismus ist gewiß der für die Naturforscher zweckmäßige Standpunkt und ist jenen von den Philosophen nur dann zum Vorwurf gemacht worden, wenn sie sich ohne erkenntnistheoretische Vor-

kenntnisse an die Behandlung naturphilosophischer oder metaphysischer Probleme wagten. Für die philosophische Einsicht Wiesners spricht sein Hinweis auf Paulsens Wort, daß wir für immer auf eine Weltanschauung verzichten müßten, wenn wir sie ausschließlich auf exakter Forschung aufbauen wollten. Dr. —r.

Dichterausgaben

Kleist. Der Tempelverlag in Leipzig bringt Heinrich v. Kleists Werke in fünf Bänden (je M. 8,—). Die Ausgabe erstrebt nicht die Vollständigkeit der grundlegenden des Bibliographischen Instituts, sondern druckt nur alle Dichtungen ab, während sie sich bei den Beiträgen zu den „Abendblättern" und zur „Germania" mit einer knappen Auswahl begnügt. Sie vermeidet, wie alle Tempel-Ausgaben, einen Apparat, da sie nur für den genießenden und nicht für den forschenden Leser bestimmt ist. Gerade von diesem Gesichtspunkte aus verdient aber der fünfte Band besonders hervorgehoben zu werden. Denn in ihm hat der Herausgeber, Arthur Eloesser, auf den knappen Raum von 370 Seiten eine ausgezeichnete Biographie des Dichters geschrieben und diese in ganz eigenartiger Weise durch Briefe Kleists erläutert. Immer hören wir in längeren, zusammenhängenden Abschnitten (es sind ihrer acht) den Erzähler sprechen, und dann künden sich die Erlebnisse seines Helden wieder unmittelbar aus den Briefen an. Wieviel Material der reichen Kleistforschung der letzten Jahrzehnte hier verarbeitet ist, merkt der Kundige auf jeder Seite, nie aber wird sich dem, der die Literatur über Kleist nicht kennt, irgendwie ein Gefühl schweren Gepäcks übermäßiger Belastung fühlbar machen. Besonders glücklich scheint mir, übrigens ohne jede Polemik, die Anschauung Reinhold Steigs von Kleists Stellung zur Politik seiner Berliner Freunde gegeben zu sein; Adam Müllers zwiespältige Gestalt ist mit wenigen Strichen sicher charakterisiert, und die letzte Katastrophe ist mit psychologischer Feinheit und kaum zu übertreffender Knappheit herausgearbeitet. Eine unbedachte Bemerkung auf Seite 367 über Marie Kleists Auffassung des Geschehenen wird Eloesser wohl selbst nicht halten können. Im ganzen sei die Ausgabe und insbesondere der auch einzeln käufliche Schlußband warm empfohlen. Warum aber fehlt ein Bildnis Kleists, und warum wählt der Tempelverlag an Stelle der Weißfraktur mit ihren häßlichen und undeutlichen G und E nicht eine den Augen bekömmlichere, größere Type?

Dr. Heinrich Spiero-Hamburg

Stifters Werke. Auswahl in sechs Teilen. Goldene Klassiker-Bibliothek. Bong & Co.

Während man an der Schönheit und Reichhaltigkeit von Stifters Naturschilderung noch kaum gemäkelt hat, ist manchem seine Vorliebe für edle Menschen und seine Abneigung gegen peinlich-häßliche Konflikte unangenehm. Und doch könnte auch dies als eine erwünschte Ergänzung des Lebens durch die Kunst willkommen sein, da die Welt nicht eben viel Neigung hat, uns mit ihren liebenswürdigen Eigenschaften bekannt zu machen oder gar zu übersättigen. In der vorliegenden Auswahl finden wir Stifters „Studien"; darunter ist sein erster Versuch (Der Kondor), Die Feldblumen, Das Heidedorf, Der Hochwald, Die Narrenburg, Die Mappe meines Urgroßvaters, Abdias, Das alte Siegel, Brigitta, Der Hagestolz, Der Waldsteig, Zwei Schwestern, Der beschriebene Tännling. Aus den „Bunten Steinen" sind sechs Abschnitte gewählt; aus den „Erzählungen" Die drei Schmiede ihres Schicksals, Prokopus, Nachkommenschaften, Der Waldbrunnen, Der Kuß von Sentze, Der fromme Spruch, aus dem Roman „Der Nachsommer" zwei Kapitel. Dann folgen kleine Bilder und Skizzen, Schriften über Literatur, Politik und Kunst. Der Herausgeber, G. Wilhelm, gibt eine Lebensskizze, literarische Einleitungen und Anmerkungen 6, 203 bis 314, die zum Teil sprachlich-lexikalische Eigenheiten Stifters erläutern. Nicht als hätte Wilhelm nach Stileffekten von bengalischer Beleuchtung gehascht, die sich so leicht als Surrogat des Gedankens einstellen. Er ist z. B. frei von den „Sehnsüchten" und „Hingezogenheiten" des Gemütes, an dem man jetzt so gern ein Ober- und Unterstübchen unterscheidet. Vielmehr zeigt sein Stil zum Teil einen gewissen landschaftlichen Erdgeruch, der wohl für sonstige Anrüchigkeiten entschädigt. Stifter selbst ist mit etwa 2000 Seiten vertreten. Die drei schönen Leinenbände kosten nur 5 Mark. Anscheinend zum Genuß von Literaturgelehrten

sind die je 43 Zeilen an der inneren Seite durch Ziffern (5, 10 usw.) geteilt. Ausführlicher war von Stifter in den Grenzboten 1905, Bd. 64 S. 470 bis 480 die Rede. K. Br.

Paul Verlaine, Vers. Herausgegeben von Georges A. Tournoux. Leipzig 1910, Ernst Rowohlt.

Die Franzosen befinden sich in einer sonderbaren Stellung zu Verlaine. Wenn sie sich einer Kunst hingeben sollen, die offensichtlich aus keiner der großzügigen Eigenschaften ihres nationalen Temperamentes herstammt wie die Kunst Corneilles oder Victor Hugos; wenn sie ihre Sprache in einer Art angewendet sehen, die ihren Überlieferungen, ja allem, was bei Überlieferungen immer mit Natur zusammenhängt, widerspricht; wenn sie ferner mit dem Erfolg von Verlaines Kunst das Eindringen der barbarischen Kunst Richard Wagners Hand in Hand gehen sehen, und diese ganze Entwicklung ungefähr von der Zeit der deutschen Siege datieren können, so sind das Dinge, die einen denkenden französischen Patrioten in Erregung bringen können. Die Stellung der Deutschen zu Verlaines Gedichten nun, sofern es überhaupt eine gibt, wird natürlich nicht so unbedingt sein, aber dafür entbehrt sie nicht eines starken grotesken Einschlags. Man muß nämlich wissen, wie diese Kunst heraufgekommen ist: dieses französische Individuum Paul Verlaine war durch übermäßigen Genuß von Alkohol bereits etwas fadenscheinig geworden; die jüngsten und grünsten Kräfte waren als erste verfehrt und zerfressen worden, und durch die schwammig durchlöcherte Gegenwart Verlaines begannen schon die deutschen Vorfahren durchzublicken; was frühere Geschlechter weitergegeben haben, was von ihnen fortgewirkt hatte, um dieses eine Individuum zu bilden, das war noch übrig. Der feste Stamm, der Kern eines Stammes, der sich noch fort erhielt, die Kontinuität der Familie ... und diese deutschen Vorfahren sind es, die aus dem trunkenen Munde des Verkommenen zu reden beginnen. Und halb lallend, halb weinend spricht er französisch die Verse des Caspar Hauser; seine Träume zeigen ihm den deutschen Ritter, der ihn mit blankem gesunden Gebiß anlacht; in seiner Herzensnot schreit er inbrünstig zu Gott und der heiligen Jungfrau, wie sie in gotischen Kathedralen verehrt wurden, und im Gefängnis hört er grauenhaft in sich die Frage aus dem Munde derer, die an ihm gebaut haben, herüberklingen: Was hat du mit deiner Jugend getan?

Also auch auf diese Weise kann die Menschheit zu deutschen Gedichten kommen.

Nun ist es aber auch schon klar, daß alle möglichen anderen Gedichte eher übersetzt werden können als die von Paul Verlaine. Denn sie in die deutsche Sprache bringen, heißt nichts anderes als den einen Reiz, der ihnen innewohnt, stärker betonen: das heißt einen Eingriff in die künstlerische Existenz eines solchen Gedichtwesens machen. Mögen manche von diesen so oft versuchten Übersetzungen auch noch so glänzende Leistungen deutscher Sprachfertigkeit und Sprachbiegsamkeit bedeuten, mögen sie den Gemütston noch so rein bringen, das Schwebende und Schaukelnde gerade hierin ist eben Kreuzungsprodukt. Kreuzungen entwickeln ihren allereigensten Reiz, der keinem von den beiden Faktoren, die sich vereinigt haben, innewohnt. Kreuzungen sind förderlich für Entfaltung von Schönheit und Originalität, zeigen ihren eigenen Teint, behalten ihren eigenen traumhaft schillernden Klang. Hierin ruht ihr Verführerisches, auch die Verführung, sich ihrer in einer anderen Sprache zu bemächtigen, sie zu verpflanzen, zärtlich zu hegen. Sie gedeihen nicht, sie sind nicht zu erlösen. Die Verlaineschen Gedichte müssen ins Französische verzaubert bleiben.

Da ist es in tieferem Sinne kein Zufall und keine Willkür, sondern Gerechtigkeit, wenn in Deutschland eine schöne französische Ausgabe von Verlaines Gedichten die häßlichen, mit verbrauchten Typen gedruckten französischen Editionen zu verdrängen sucht. Mit besonderer Freude an schönen Lettern und schönem Satzbild schlagen wir diesen schlichtprächtigen, anständigen Band auf, in seiner trefflichen Auswahl erneuern wir alten vertrauten Umgang. Dr. Max Mell-Wien

Reichsspiegel

(Vom 20. bis 26. Februar 1911)

Auswärtige Politik

Rußland und China — Russische Expansionspolitik — Deutsche Ratschläge an Rußland — Ihre Rückwirkungen auf die innere Politik — Fünfzig Jahre Bauernpolitik — Rußland auf dem Wege zum Föderativstaat.

Seit einigen Monaten — uns fiel es zuerst im Oktober vorigen Jahres auf — konnte man in der russischen Presse häufiger Beschwerden über angeblich schikanöse Maßnahmen der chinesischen Behörden gegen russische Untertanen lesen. In der Nowoje Wremja fand sich auch im Herbst vorigen Jahres die Beschuldigung, die chinesische Regierung dulde irgendwo auf chinesischem Gebiet (die näheren Daten sind mir entfallen) das Treiben eines deutschen Konsuls zum Schaden des russischen Handels. Im Januar d. Js. gab das Einschreiten der chinesischen Grenzbehörden gegen zwei Offiziere der Garnison von Blagoweschtschensk, die trunkenen Mutes sich in Ta-che-ho unbeliebt gemacht hatten, Nahrung für nationale Entrüstung. Für den, der die geheimen Fäden kennt, die zwischen der russischen Heeresleitung, der Presse und dem auswärtigen Amt geknüpft sind, waren diese Entrüstungsrufe der Presse deutliche Anzeichen mindestens für das Vorhandensein irgendwelcher Besprechungen, die nicht ganz nach Wunsch der Petersburger Diplomatie gingen. Und so war es auch. Seit Jahr und Tag bemüht man sich an der Newa, den am 24. Februar nach dreißigjährigem Bestehen abgelaufenen Ili-Vertrag unter den alten für China nicht eben günstigen Bedingungen zu erneuern, während China, dessen Volk, geweckt durch die verschiedenen Kulturboten des Westens und Ostens, sich die Augen zu reiben beginnt, zunächst durch passiven Widerstand eine Entscheidung hinauszuschieben wünscht. Die chinesische Regierung geht dabei von der Erwägung aus, daß jeder Tag Verzug eine Festigung ihrer Stellung in den Russisch-Turkestan berührenden Grenzgebieten bedeutet. Dort, eben im Iligebiet, hat schon vor etwa sechs Jahren chinesische Kolonisationsarbeit eingesetzt, die anfänglich zwar nicht recht voran kam, aber seit dem Jahre 1909 unter dem verständnisvollen Druck der China ergebenen Mongoleifürsten Wurzel zu schlagen beginnt. Diese für Rußland unliebsame Entdeckung wurde durch zwei Expeditionen bestätigt, die Moskauer Fabrikanten und Kaufleute, unterstützt durch das Handelsministerium, in den letzten Jahren in den Grenzbezirken des Iligebietes unternahmen, um die Bedürfnisse und Kaufkraft des Landes zu studieren. Die Berichte der Expeditionen wurden im Dezember 1910 zu Moskau erörtert, aber in einer Form, daß die eigentliche Aktion durch eine breite Behandlung der russisch-indischen Eisenbahnfrage für die breite Öffentlichkeit verschleiert werden konnte. Dadurch wurde die europäische Presse über die tatsächlichen Ziele der Regierung irre geführt. Selbst die Verbündeten Rußlands, Frankreich und England, beklagen sich nun darüber, an der Nase herumgeführt zu sein. In

der gleichen Lage befindet sich übrigens die russische Presse, soweit sie nicht von der Regierung abhängig ist. — Für Rußland ist die Erledigung der Ilifrage im Sinne des Vertrages von 1881 bedeutsamer, als man gemeinhin annehmen möchte. Die erwähnten Expeditionen haben nämlich festgestellt, daß sowohl der japanische wie der nordamerikanische Handel an den Grenzen Turkestans unerwartet stark zugenommen hat und aus verschiedenen Gründen, deren Erörterung hier zu weit führen würde, eine Gefahr für den russischen im gesamten Siebenströmeland werden könnte. Daher Rußlands im diplomatischen Verkehr nicht eben alltägliches Vorgehen mit einem halben Ultimatum, das je nach Umständen jeden Augenblick hätte zu einem Ultimatum gestempelt werden können. Chinas Diplomaten haben es indessen nicht dazu kommen lassen. Entgegen sonstiger Übung ist die Antwort sogar recht schnell erfolgt und zwar in versöhnlichem Sinne. China ist bereit, den Wünschen Rußlands entgegenzukommen und an den Grundlagen des bestehenden Vertrages festzuhalten, will aber von einer Erweiterung des Vertrages nichts wissen. Nowoje Wremja, die auf die ersten Nachrichten aus Peking hin noch am 22. Februar die chinesische Antwort als unzutreffend erklärte, gab schon am 23. zu, die „ultimatumartige" Note habe ihren Zweck erreicht. Auch Rossiga, die in Petersburg ähnliche Aufgaben zu erfüllen hat wie die Norddeutsche Allgemeine Zeitung in Berlin, gibt sich mit der Wendung der Dinge zufrieden, aber sie benutzt die Gelegenheit, Japan gegen China aufzuhetzen, indem sie im Anschluß an die Verhaftung eines japanischen Journalisten darauf aufmerksam macht, wie sehr sich bei den Chinesen das Selbstbewußtsein gegenüber Japan rege. Recht interessant! Auf der einen Seite wird eine Aktion in die Wege geleitet, die geeignet ist, insbesondere japanische Interessen zu beeinträchtigen, und auf der anderen wird China Japan gegenüber verdächtigt!

Wie immer, wenn Rußland seinen historischen Aufgaben in Asien gerecht zu werden trachtet, erhob sich auch diesmal jenseits der Vogesen eine ängstliche Stimme. Le Temps beschwert sich, die russische Regierung habe den französischen Freunden von ihrem jüngsten Vorgehen zu spät Mitteilung gemacht; es sei daher nicht möglich gewesen, einen Rat entgegen zu nehmen; Rußland sei zu leicht bereit, den Ratschlägen Deutschlands zu folgen, wenn es sich um asiatische Dinge handle. Das ist ein altes Lied. Seit mehr als dreißig Jahren wird es von allen denen gesungen, die an das Wort glauben: Des Deutschen Glück ist des Russen Unglück. Zu ihnen gehören vor allen Dingen die Träger der französischen Revancheidee und jene russischen Politiker, die da meinen, Preußen-Deutschland stehe der Entwicklung Rußlands zu einem westeuropäischen Kultur- und Verfassungsstaat hinderlich im Wege. Wenn das Vorhandensein eines innerlich wohl gefestigten Staates an der Westgrenze Rußlands allein befähigt sein sollte, die innerstaatliche Fortentwicklung des Moskowiterreichs im westeuropäischen Sinne aufzuhalten, dann allerdings trägt Preußen die ihm zugeschriebene Schuld. Wenn aber die Auffassung besteht, daß die preußisch-deutsche Regierung in Petersburg maßgebende Ratschläge erteile, dann dürfen

wir füglich darüber lächeln. Der Temps hat denn auch die ihm gebührende kurze Abfuhr durch die Norddeutsche Allgemeine Zeitung erfahren. Aber gerade dies Märchen wird teils gutgläubig, teils wider besseres Wissen dazu benutzt, um die Eitelkeit der Russen zu verletzen oder die russische Regierung in den Augen der Gesellschaft herabzusetzen und auf diesem Wege von der einen Seite die Autorität der Regierung zu schwächen, von der anderen jeden Versuch eines Zusammengehens zwischen Deutschland und Rußland zu erschweren. Die russischen Demokraten erwarten ihr Glück von Frankreich, dem Lande der Großen Revolution, die Nationalisten aller Farben sehen sich der Möglichkeit beraubt, den „slawischen" Weichselstrom in Besitz zu nehmen, oder fürchten, Deutschland könne sich einige polnische und litauische Gouvernements in die Tasche stecken. Darum hassen sie Preußen-Deutschland in seiner Kraft. Im übrigen ist das Märchen ein Überbleibsel aus der Zeit der heiligen Allianz, die die drei Kaiserstaaten gegen die westliche Demokratie zusammenstehen hieß. Seitdem hat sich aber vieles geändert. Man darf, ohne die historische Wahrheit zu verletzen, getrost behaupten, daß Rußlands Zaren seit dem Tode des ersten Nikolaus in allen Fragen der inneren und äußeren Politik ihren Weg unabhängig von preußischem Einfluß gegangen sind, ja, daß die russischen Regierungen sogar bis in die jüngste Zeit bei Reformen selbst dann ängstlich vermieden, das preußische Muster anzuwenden, wo es nach der Natur der Sache das einzig Gegebene war.

Es wird hier besonders an das Werk der Bauernemanzipation gedacht, dessen Jahrestag am 3. März zum fünfzigstenmal wiederkehrt. Wir wollen dabei ein wenig verweilen. Das Manifest vom 19. Februar (3. März) 1861 befreite den russischen Bauer vom Großgrundbesitzer, kettete ihn aber mit viel schwereren Banden an die Dorfgenossenschaft. Der Grund für diese Form der Befreiung liegt in der eigenartig romantischen Auffassung, die die Slawjanophilen vom Wesen des russischen Staats hatten. Die Gesetzgeber verfolgten die Absicht, den russischen Charakter sich unbeeinflußt durch nichtrussische Elemente entwickeln zu lassen. In Ausführung des slawjanophilen Programmes machte man jeden früheren Leibeigenen zum Landbesitzer, scheute sich aber, dessen kulturellen Teil gleichfalls zu verwirklichen, indem man dem Bauer Bildung zuführte, die er besitzen mußte, nicht nur, um sich auf dem immer kleiner werdenden Landanteil ernähren, sondern um seine russische Eigenart auch entwickeln zu können. Die Wirtschaftsmethode des russischen Bauern hat sich infolgedessen trotz der größten Bemühungen durch die Semstwo in den abgelaufenen fünfzig Jahren nur unwesentlich verbessert, und die Not trieb ihn schließlich dazu, sich am scheinbar unerschöpflichen Besitz des Großgrundbesitzers zu vergreifen. Man wollte aus humanitären Gründen, aber auch aus nationaler Eitelkeit nicht zugeben, daß gewisse soziale und wirtschaftliche Fragen sich ohne Rücksicht auf die Nationalität nach ehernen Gesetzen richten, durch die alle zur höheren Kultur strebenden Völker hindurch müssen. Die abgelaufenen fünfzig Jahre Geschichte des russischen Bauernstandes sind eine lange Reihe von Hungerjahren und

Glaubensverfolgungen, die beide als Folgen einer fehlerhaft angesetzten und noch fehlerhafter durchgeführten Bauernbefreiung anzusehen sind und die unter gleichzeitiger Ausbreitung kirchenfeindlicher Strömungen und Sekten schließlich zu den uns mittelalterlich anmutenden Bauernaufständen führten, die das russische Reich von 1898 bis 1906 erschütterten. Erst fünfundvierzig Jahre nach jenem Erlaß Alexanders des Zweiten entschloß sich die Regierung unter Führung P. A. Stolypins dasjenige zu tun, was unter den einmal vorhandenen Umständen allein eine gesunde Bauernpolitik anzubahnen vermag. Durch Ukas vom November 1906 wurde die Auflösung des Gemeindebesitzes und Einführung des Individualbesitzes befohlen, nachdem die Mir-Gemeinde, von jeder kulturellen Zufuhr abgeschnitten, tatsächlich verdorrt war. Der Zar stellte für die Befriedigung der ersten Not über eine Million Hektar Land aus den Apanage- und fiskalischen Gütern zur Verfügung, und in allen Kreisen des weiten Reichs entstanden die sogenannten Landordnungskommissionen, um die Neugestaltung der Agrarverfassung in die Praxis überzuführen. Auf dem Papier, am Regierungstisch ging alles ganz schön. Um so größer wurden die Schwierigkeiten draußen in der Provinz. Neben den technischen Schwierigkeiten, die im Mangel geeigneter Beamten und Landmesser liegen, kam es den Gesetzgebern plötzlich auch zum Bewußtsein, daß die Auflösung der alten Gemeinde den Fortfall der bisherigen auf dem Gewohnheitsrecht beruhenden Bauerngesetze notwendig machte und so den Bauern unter die allgemeine Gerichtsbarkeit stellte. Noch schwerwiegender aber war ein Moment volkswirtschaftlicher, sozialer Natur: wer sollte Besitzer des zusammengelegten Bauerngutes werden und wie sollten die Familienmitglieder, also bisherigen Teilhaber an der Dorfgemeinde abgefunden werden? Nach langwierigen Beratungen haben die russischen Gesetzgeber sich vor einigen Wochen dazu entschlossen, die Frage radikal zu lösen. Der Familienälteste wird alleiniger Besitzer des zusammengelegten Gutes und soll nicht gehalten sein, die anderen Familienglieder abzufinden. Von einer solchen Lösung, die übrigens noch nicht Gesetz geworden ist, verspricht man sich vor allen Dingen die Schaffung eines bäuerlichen Mittelstandes und dadurch das Entstehen eines Mittelstandes überhaupt. Die Landarbeiterfrage würde sich, so hofft man, nicht verschlechtern, weil die Mehrzahl der Bauern schon unter den bisherigen Verhältnissen Erwerb durch Wanderarbeit gesucht habe. Ja, man hofft sogar, daß die Notwendigkeit und das sich voraussichtlich einstellende Bedürfnis, den Boden intensiver zu bearbeiten, die Arbeiter seßhafter machen wird, als wie es bisher der Fall war, wo die Dorfgenossen auf Außenarbeit gehen mußten, um bares Geld zur Steuerzahlung in die Gemeinde schaffen zu können. Einen größeren Zustrom der nunmehr völlig proletarisierten Arbeiter in die Städte befürchtet man nicht.

Es hat nun den Anschein, als wenn die Regierung gehofft hätte, eine Frage ohne Schwierigkeiten lösen zu können, um die sie sich fünfzig Jahre hindurch herumgedrückt hat, um die Schulfrage. Doch als man die Frage unter

die Lupe nahm, ergab sich, daß mit ihr die heikelsten und tiefsten Lebensfragen des russischen Staates angetastet werden, daß diese Angelegenheit, die schon vor fünfzig Jahren aus Furcht vor dem Partikularismus der Kleinrussen und Polen zurückgestellt worden war, nun geeignet ist, die gesamte staatsrechtliche Entwicklung, wie sie von Boris Godunow angebahnt wurde, über den Haufen zu werfen. Das heutige Rußland ist kein nationaler Einheitsstaat. Die Zahl der nichtrussischen Untertanen hat infolge der unaufhörlich fortschreitenden Erweiterung der Grenzen des Reichs schneller zugenommen als die der Moskowiter. Mehr als zwanzig Völkerschaften sind unter dem Zepter des Zaren vereinigt, und das Russentum selbst besteht aus drei Teilen, die in Sprache und Sitte erhebliche Abweichungen voneinander aufweisen: Moskowiter, Kleinrussen und Weißrussen. Zu diesen treten im Westen die Polen, Litauer, Letten und Juden, im Norden Deutsche, Esten und Finnen, im Osten und Süden Tataren, Türken, Perser und eine große Zahl kaukasischer Stämme. Weiter liegt es klar auf der Hand, daß trotz aller Bemühungen entgegengesetzter Art die Fremdvölker des Westens sich kulturell günstiger entwickelt haben als die Großrussen. Die Polen sind ebenso wie die Letten und Esten intensiv genug von germanischer Kultur befruchtet worden, um den Ansturm der russischen aushalten zu können. Nur die Deutschen, die sich auf keine Unterschicht stützen können, scheinen dem Untergange geweiht. Doch kommt dieser Untergang weniger dem Russentum als den genannten Völkerschaften zugute. Wenn Rußland heute die allgemeine Schulpflicht bei sich einführt, kann es sich damit unmöglich auf den dritten Teil aller Bewohner beschränken, ohne den übrigen zwei Dritteln das Recht zur Selbsthilfe gerade aufzudrängen. Gibt aber der russische Staat allen seinen Bewohnern die Volksschule, dann bereitet er den weiter entwickelten Nationalitäten erst recht den Boden für die Entfaltung ihrer eigenartigen Kultur und wäre somit Förderer aller der zentrifugalen Kräfte, die er nach dem Niederwerfen des letzten polnischen Aufstandes bis zur Ermordung Plehwes und nun durch die Maßnahmen gegen Finnländer und Polen niederzuhalten strebt. Die sich aus diesen Widersprüchen ergebenden politischen Aufgaben scheinen uns in ihrer Gesamtheit dasjenige darzustellen, was wir als das russische Problem im zwanzigsten Jahrhundert bezeichnen dürfen. Der Kampf, den das russische Volk um die Hebung seiner Kultur zu führen hat, muß die Entscheidung bringen, ob der russische Staat fortfahren kann, Assimilierungspolitik wie in Finnland zu treiben, oder ob er sich entschließt, die Formen eines Föderativstaates anzunehmen. Wohin neigt heute die Tendenz? Seit den großen Aussprachen der russischen gebildeten Kreise im Jahre 1905 hat die Zahl der Freunde föderativer Entwicklung in Rußland zugenommen. Viele Argumente wirtschaftlicher Art wirken in dieser Richtung. Sollte nun noch der neue bäuerliche Mittelstand in Großrußland allmählich zu der Überzeugung gebracht werden, daß er einen kulturellen Fortschritt nur gewinnen könnte unter Preisgabe der Staatsform, die zwei Zaren deutscher Herkunft (Peter und Katharina) recht

eigentlich herausgebildet haben, dann, so scheint es uns, befindet sich Rußland auf dem Wege zum Föderativstaat. Ob die angedeutete Entwicklung sich friedlich vollziehen kann unter der Leitung weitschauender Staatsmänner und im Tempo gehalten durch eine gut disziplinierte, intelligente und ehrliche Bureaukratie, oder ob erst wieder ein revolutionärer Ausbruch nötig sein wird, um hindernde Schranken niederzureißen, das wollen wir hier nicht näher untersuchen. Manche Erfahrung spricht für die Lösung im zweiten Sinne.

Wer angesichts solcher gewaltigen Kräfte, wie die eben flüchtig gezeigten, noch glauben kann, die russische Regierung sei überhaupt in der Lage, Ratschläge fremder Höfe oder Diplomaten entgegen zu nehmen, der steht der Geschichte so fremd gegenüber, daß er kaum ein beachtenswertes politisches Urteil haben kann. Die russischen Staatsmänner müssen damit rechnen, daß in absehbarer Zeit kritische Verhältnisse eintreten können, die den Staat einer schwereren Belastungsprobe aussetzen würden als im Jahre 1905. Wird das Moskowitertum gezwungen, auf die kulturelle Umarbeitung der westlichen Fremdvölker zu verzichten, dann muß der Staat, der sie nicht an die mitteleuropäischen Staatengebilde verlieren will, auch genügend Argumente zur Stelle haben, um sie zu halten. Diese aber werden vornehmlich wirtschaftlicher Art sein. Daher die Notwendigkeit jener Expansionspolitik, die weder den Franzosen noch den kulturhungrigen russischen Liberalen gefällt.

Innere Politik

Desperadopolitik — Antrag Mirbach-Sorquitten — Beim Bunde der Landwirte — Beim Hauptvorstande des Hansabundes — Günstige Symptome.

Die Kölnische Zeitung hat das Vorgehen des Herrn v. Heydebrand gegen die Nationalliberalen wie die Haltung der Deutschkonservativen überhaupt treffend mit dem Wort Desperadopolitik gekennzeichnet. Die Konservativen haben sich hiergegen energisch gewehrt und wiederholt bestritten, ihre Lage sei verzweifelt. Dennoch aber hat die Partei einen Schritt unternommen, der deutlicher als alle gegnerischen Tatsachenbeweise zeigt, wie sehr sie den Boden unter ihren Füßen wanken fühlt. Herr v. Mirbach-Sorquitten hat am 21. Februar den Antrag eingebracht: „Das Herrenhaus wolle beschließen, die Königliche Staatsregierung zu ersuchen, in geeigneten, insbesondere kleineren Organen eine offizielle, gemeinverständliche Darstellung des Inhalts der Reichsfinanzreform von 1909 zu geben, sowie die durch die Steuersätze bedingten Preiserhöhungen im Gebiete der Konsumsteuern." Dazu schreiben die Hamburger Nachrichten (Nr. 90) in einem Leitartikel, dessen Inhalt zugleich die Auffassung der Regierung wiedergeben dürfte: „Man darf doch nicht ganz vergessen, daß die verbündeten Regierungen eine andere Reichsfinanzreform gewollt haben und schließlich diese Reform, die zuletzt Gesetz geworden ist, aus der Hand der Reichstagsmehrheit nur deshalb genommen haben, weil sie überhaupt eine Reform durchaus haben mußten und eine andere nicht zu erlangen war. Die Reichsregierung hat diesen

Entschluß an der rechten Stelle — nämlich im Reichstag — genügend begründet und die Übertreibungen zurückgewiesen, die sich gegen ihre Haltung richteten. Im Zusammenhang damit hat sie auch weiter wiederholt auf die tatsächlichen Erfolge hingewiesen, die immerhin auch mit der wirklich durchgeführten Lösung der Finanzreformfrage erreicht worden sind. Darüber hinaus sich für die Auffassungen der Partei, die im besonderen diese Lösung herbeigeführt hat, einzusetzen, kann der Regierung füglich nicht zugemutet werden, da ein anderer Zweck, als dieser Partei über Wahlverlegenheiten hinwegzuhelfen, nicht zu erkennen ist."

Der Antrag wurde nach dieser Absage schleunigst zurückgezogen. Aber der Eindruck ist geblieben, daß die konservative Partei sich in ihrer gegenwärtigen Lage höchst unbehaglich fühlt. Dieser Eindruck wird verstärkt durch den Verlauf der Tagung des Bundes der Landwirte. Die sonst so imposante Versammlung war äußerlich zwar auch diesmal gar stattlich anzuschauen. Doch die in ihr gehaltenen Reden kamen, wenn man von der des Bundespräsidenten, des Herrn v. Wangenheim, absieht, nicht über den Tiefstand demagogischer Wahlreden hinaus. So darf der diesjährigen Versammlung nicht die überragende Bedeutung zugewiesen werden, die die früheren gehabt haben. — Nur ein Moment wollen wir hervorheben, das bisher im Bunde der Landwirte keine Rolle gespielt hatte. Ein Redner bezeichnete das Wirken des Bundes als eine Kulturbewegung, und die Deutsche Tageszeitung erklärt und unterstreicht die betreffenden Ausführungen, indem sie in Nr. 104 schreibt: „Wahre Kultur ist bodenständig; — und der Bund der Landwirte ist bemüht, das Volk bodenständig zu halten und zu machen. Wahre Kultur ist völkisch; — und der Bund der Landwirte tritt begeistert und entschieden ein für deutsche Art. Wahre Kultur ist sittigend; — und der Bund der Landwirte kämpft nicht nur für die äußere Festigung des Landes und seiner Bebauer, sondern auch für ihre innere Sittigung, für die Reinhaltung der Volksseele. Wahre Kultur ist christlich, unchristliche und widerchristliche Überkultur ist ein fratzenhaftes Zerrbild und führt schließlich zur Unkultur; — und der Bund der Landwirte steht auf dem Boden des lebendigen Christentums." Wenn auch die bisherige Tätigkeit des Bundes nur wenig Ähnlichkeit mit einer Kulturbewegung hatte, so können wir uns der wiedergegebenen Worte doch nur von Herzen freuen. Meinen es die Führer des Bundes ernst damit, dann werden sie nicht dabei stehen bleiben, die Landwirte allein technisch aufzuklären, sondern auch bezüglich ihrer staatsbürgerlichen Rechte und Pflichten. Dann werden sie auch manchen zum Nachdenken bringen, der bisher, durch die Agitation des Bundes in seinem Egoismus bestärkt, ausschließlich seinen persönlichen Interessen lebte.

Im Anschluß an die Tagung des Landbundes trat der Gesamtausschuß des Hansabundes zu einer mehrtägigen Besprechung zusammen. Die Veranstaltung hatte dadurch einen pikanten Anstrich gewonnen, daß sie der feind-

lichen Generalversammlung auf dem Fuße folgte. Infolgedessen hat sie mehr Beachtung gefunden, als wie es seitens des Direktoriums wohl beabsichtigt gewesen sein mag. Die Verhandlungen waren im allgemeinen interner Art und haben für den politischen Chronisten eigentlich nur deshalb Bedeutung, weil sie dartaten, daß die Meinungsverschiedenheiten zwischen den verschiedenen im Hansabunde vereinigten Interessengruppen recht erheblich zurückgegangen sind.

So sind wir denn in der Lage, zwei günstige Symptome in unserem politischen Leben zu registrieren, denen wir als drittes die Abstimmung der bürgerlichen Parteien über den Heeresetat beifügen wollen. Zwar sind sie nicht geeignet, dem Wahlkampf die Schärfe zu nehmen, aber sie sind Anzeichen dafür, daß die liberalen Parteien und Verbände gleich stark auf eine positive politische Arbeit hinstreben, während konservativ gerichtete Kreise ethischen Werten wieder Beachtung zuzuwenden beginnen. Diese Feststellung ist um so wertvoller, weil sie gleichzeitig einen Beweis dafür in sich schließt, wie nützlich das Parteigetriebe und der öffentliche Parteikampf im Grunde genommen ist, wie erzieherisch er im guten Sinne wirken kann und welch ein wirksames Sicherheitsventil er gegen die Bildung revolutionärer Strömungen und Stimmungen ist, wenn uns auch seine äußeren Formen häufig genug mit Abscheu erfüllen. Wenn der Bund der Landwirte größere kulturelle Aufgaben in sein Programm aufnimmt, so bedeutet das eine Konzession nach links und ist für die Nation ebenso wichtig wie die Zustimmung des Freisinns zum Heeresetat. Damit aber fällt auch das Märchen in sich zusammen, das die Kreuzzeitung und verwandte Organe gerade im Hinblick auf die Erscheinungen des Parteikampfes verbreiten, wonach das liberale Bürgertum zur Revolution, zur Republik und ähnlichen schrecklichen Dingen treibe. Die Vorläufer einer Revolution sehen anders aus als die Erscheinungen, denen wir im bürgerlichen Wahlkampf begegnen. Wenn heute überhaupt von Revolution gesprochen werden darf, dann doch höchstens im Zusammenhange mit Vorgängen, die weder dem konservativen noch dem liberalen Bürgertum zur Last gelegt werden dürfen, die vielmehr auf eine gewisse Verkümmerung in unseren staatlichen und kulturellen Einrichtungen und auf damit zusammenhängende geistige Strömungen zurückzuführen sind. Ist der Wunsch, solcher Verkümmerung Einhalt zu tun oder veraltete Einrichtungen durch neue zu ersetzen, revolutionär?

Kolonialpolitik

Amtlicher Jahresbericht — Entwicklung der Kolonien — Ostafrika — Kamerun — Togo — Südwestafrika — Die Südsee — Samoa — Erneute Unruhen in Südwest.

Die amtlichen Jahresberichte über die Entwicklung der Kolonien sind diesmal in neuer Form erschienen. Der Reichstag will sparen und hat daher darauf verzichtet, die kolonialen Jahresberichte als Weißbücher herauszugeben. Da aber die Kolonialverwaltung ein Interesse daran hat, daß sich die Kolonien nicht unter Ausschluß der Öffentlichkeit entwickeln, so hat sie dafür

gesorgt, daß die Jahresberichte in Buchform im Buchhandel*) erscheinen. Der Politiker und Publizist kann zufrieden sein: die Weißbücher waren ziemlich unhandlich und versperrten viel Platz, während die Jahresberichte in der neuen Form ein bequemes Nachschlagewerk bilden. Allerdings muß gesagt werden, daß der vorliegende erste Band noch nicht ganz auf der Höhe steht. Das erklärt sich aber daraus, daß die einzelnen Gouverneure bei Abfassung des Jahresberichts von der neuen Ordnung der Dinge vorher keine Kenntnis hatten, und daher ihre Berichte im früheren Umfang und in der bisher geübten mechanischen Aufzählung aller im Berichtsjahre zu verzeichnenden Veränderungen und Neuerungen eingereicht hatten. Es fragt sich übrigens, ob es nicht dabei bleiben muß und die organische Verarbeitung des eingereichten Materials im Reichskolonialamt zu bewerkstelligen ist, denn die Berichte für amtliche Zwecke und die für die Öffentlichkeit herausgearbeitete Darstellung sind zwei Dinge, die nichts miteinander zu tun haben. Wenn die Kolonialverwaltung die Berichte durch den Buchhandel vertreiben will, so wird sie u. E. von der bisherigen mechanischen Aufzählung abgehen und sich etwa das Nautikus-Jahrbuch zum Muster nehmen müssen. Die Art, wie im neuen Jahresbericht der statistische Teil gekürzt ist, scheint uns überdies nicht den praktischen Bedürfnissen zu entsprechen. Die Übersicht über den Außenhandel der Kolonien nach Herkunfts- und Bestimmungsländern nimmt einen breiten Raum ein, der nach Lage der Sache durch große weiße Flächen — Raumverschwendung — sein Gepräge erhält. Da in steigendem Maße an dem Handel der Kolonien das Mutterland beteiligt ist, durchschnittlich mit 58 Prozent, in den afrikanischen Kolonien bis zu 80 Prozent, so könnte diese Übersicht, die viele Seiten des Buches beansprucht, in Zukunft auf die Angabe des Anteils der Hauptkonkurrenten und der wichtigsten Ein- und Ausfuhrartikel im Textteil beschränkt werden, denn es ist für die Beurteilung der Handelsverhältnisse doch ganz unerheblich, daß z. B. nach Togo aus Amerika 6 Kilogramm Kleidungsstücke für 200 Mark eingeführt oder aus Kamerun für 100 Mark Kuriositäten ausgeführt worden sind. Im Textteil ist es dieselbe Sache. Es scheint uns doch für die Öffentlichkeit gleichgültig zu sein, daß irgendwo auf einer Station ein paar Mutterschweine angeschafft oder ein Assistentenhaus gebaut worden ist.

Dagegen vermißt man schmerzlich die in den Weißbüchern enthalten gewesene Übersicht über die Ein- und Ausfuhr, nach Hafenplätzen gegliedert. Denn es ist für die Beurteilung der Entwicklung und des Wertes eines bestimmten Bezirks oder Produktionszweigs, oder der Bedeutung und Wirkung eines geplanten oder vorhandenen Verkehrswegs sehr wichtig, zu erfahren, wie sich die Ein- und Ausfuhr des in Frage kommenden Hafenplatzes gestaltet hat. Um ein paar naheliegende Beispiele zu nennen, wäre es interessant, wenn man

*) Die deutschen Schutzgebiete in Afrika und der Südsee 1909/10. Amtliche Jahresberichte, herausgegeben vom Reichs-Kolonialamt. Berlin 1911. Verlag von E. S. Mittler u. Sohn.

feststellen könnte, wie sich in Ostafrika die Ausfuhr von Tanga im Vergleich zu Daressalam unter dem Einfluß der Nordbahn und der Zentralbahn entwickelt hat, und daß das Hinterland von Tanga (wie aus einer vom Reichsamt des Innern herausgegebenen Statistik ersichtlich) neun Zehntel des aus der ganzen Kolonie ausgeführten Plantagenkautschuks liefert. Ebenso wichtig für die Beurteilung der Kameruner Verkehrspolitik ist die Tatsache, daß von $7^1/_2$ Mill. Mark Kautschukausfuhr $6^1/_2$ Millionen auf den Hafen Kribi entfallen, von 2,8 Mill. Mark Kakaoausfuhr 2,5 Mill. auf Victoria. Das alles war früher auf einen Blick festzustellen, im neuen Jahresbericht mühsam oder gar nicht. Dies ist von den mancherlei Mängeln, die das Werk aufweist, das Augenfälligste. U. E. müssen die im Buchhandel erscheinenden Jahresberichte unter dem Gesichtspunkt zusammengestellt werden, daß sie für die Erörterung aller möglichen wirtschafts- bezw. verkehrspolitischen Streitfragen das erforderliche Material lückenlos enthalten. Strenge Voraussetzungslosigkeit ist die erste Bedingung eines Nachschlagewerks. Dabei möchten wir als vorbildlich für den praktischen Gebrauch den bereits erwähnten Bericht des Reichsamts des Innern über den Handel Ostafrikas, der ja ebenfalls im Reichskolonialamt bearbeitet wird, auch für die Gestaltung der amtlichen Jahresberichte der Kolonialverwaltung empfehlen.

Die Entwicklung der Kolonien ist, wie aus dem sachlichen Inhalt des Jahresberichts hervorgeht, erfreulich fortgeschritten. Im Jahre 1900 betrug der gesamte Außenhandel 58 Mill. Mark, im Jahre 1909, dem Berichtsjahre, 177 Millionen; der Handel der Kolonien hat sich also während der letzten zehn Jahre mehr als verdreifacht. Die Zunahme von 1908 auf 1909 belief sich auf rund 39 Mill. Mark. Wie sich im einzelnen Ein- und Ausfuhr und Gesamthandel und der Anteil des Mutterlandes im Vergleich zum Vorjahr gestaltet hat, soll nachstehende Tabelle veranschaulichen:

	Einfuhr		Ausfuhr		Gesamthandel		Anteil Deutschlands	
	1908	1909	1908	1909	1908	1909	1908	1909
	M.	M.	M.	M.	M.	M.	%	%
Ostafrika . . .	25786771	33941707	10873856	13119481	36660627	47061188	48,2	52,8
Kamerun . . .	16788864	17722593	12163881	15701176	28952745	33423769	74,6	80,5
Togo	8509380	11235293	6893324	7372056	15402704	18607349	59,5	60,2
Südwestafrika	33178994	34713448	7795305	22070904	40974299	56784352	83,8	78,4
Südseeschutzgebiete . . .	5090204	6461397	6052609	8328160	11142813	14789557	35,0	43,5
Samoa	2482406	3337629	2671233	3021379	5153639	6359008	34,7	33,8
Zusammen	91836619	107412067	46450208	69613156	138286827	177025223	55,9	58,2

Die Art der Entwicklung Ostafrikas beweist wieder einmal die Richtigkeit der von uns in den Grenzboten seit Jahren vertretenen Wirtschaftspolitik. Es liegt uns fern, heute noch an der im Bau befindlichen Zentralbahn herumzumäkeln, die zweifellos eines Tages, wenn sie das zentralafrikanische Seen-

gebiet erreicht hat, die Entwicklung der Kolonie in großzügiger Weise fördern wird. Aber es muß doch festgestellt werden, daß man mit dem Entschluß, diese Überlandbahn zuerst zu bauen, auf sofortige und stetige Erfolge verzichtet hat. Eine erhebliche Strecke der Zentralbahn ist jetzt schon seit vier Jahren in Betrieb. Die Ausfuhr Daressalams hat sich dadurch nicht gesteigert. Im Jahre 1906 betrug sie 1709000 Mark, im Jahre 1909 wenig mehr, nämlich 1747716 Mark, während die von Tanga ausgehende Nordbahn glänzende Erfolge aufzuweisen hat. Die Ausfuhr Tangas hat im Jahre 1906 1794463 Mark betragen, im Jahre 1909 aber schon 4328339 Mark. Im Hinterland von Daressalam ist man eben in der Hauptsache auf die Produktion der Eingeborenen angewiesen, im Hinterland von Tanga aber arbeiten vorwiegend Europäer. Ein drastischer Beweis, daß die Dernburgschen Theorien auf falschen Voraussetzungen beruhen. Die Arbeit des Europäers, nicht die des Eingeborenen ist das wichtigste Aktivum im Wirtschaftsleben der Kolonien. Von den 13 Millionen Mark für die Ausfuhr der Kolonie entfallen 7 Millionen auf die Produktion der Eingeborenen, 6 Millionen auf diejenige der wenigen Europäer. Damit soll nicht gesagt sein, daß die Eingeborenenproduktion vernachlässigt werden soll. Im Gegenteil, wir müssen uns baldigst entschließen, durch eine den heutigen und künftigen Verhältnissen besser angepaßte Reform der Eingeborenenbesteuerung die Leistungen der Schwarzen zu steigern. Durch die bisherige Form der Besteuerung sind deren Leistungen, wie amtlich zugegeben wird, auf dem toten Punkt angelangt.

Durch diese wenigen Beispiele, die sich beliebig vermehren ließen, wird u. E. bewiesen, daß in Ostafrika das Hauptgewicht auf die europäische Besiedlung und Plantagenwirtschaft gelegt werden muß; nur auf diesem Wege sind in absehbarer Zeit beachtenswerte und dauernde Erfolge zu erzielen. Alles andere wird sich historisch entwickeln. Die wichtigste Aufgabe scheint uns zunächst der Weiterbau der Nordbahn zu sein.

Für Kamerun ergeben sich aus dem neuesten Jahresbericht ebenfalls wertvolle Fingerzeige. Südkamerun erstrebt schon lange eine Eisenbahn ins Innere, das Gouvernement hat aber immer noch Bedenken wegen der Rentabilität dieser Bahn. Das ist eigentlich verwunderlich, wenn man in Betracht zieht, daß auf den Hafen von Südkamerun, Kribi, dem Werte nach fast die Hälfte der Ausfuhr, nämlich 7,1 Millionen von 15,7 Millionen Mark, entfällt. Die Kautschukausfuhr aus Kribi allein, 1259403 Kilogramm im Werte von 6,5 Millionen Mark, bringt der Kolonie rund $^1/_2$ Million Mark Zolleinnahmen. Bessere Grundlagen für die Rentabilität hat die von Duala ausgehende Mittellandbahn auch nicht aufzuweisen. Vom Bau weiterer Verkehrslinien hängt die weitere Entwicklung Kameruns ganz und gar ab. Kamerun ist ein Plantagenland ersten Ranges, aber vorläufig konnte nur das küstennahe Kamerungebirge mit Erfolg der Plantagenwirtschaft dienstbar gemacht werden. Die anderen geeigneten Gebiete können erst unter Kultur genommen werden, wenn der breite Urwaldgürtel, der den fruchtbaren Hochlandsrand von der Küste trennt, durch

weitere Eisenbahnen durchbrochen ist. Einstweilen ist die Kautschuksammeltätigkeit der einzige Wirtschaftszweig, der stetigen Erfolg verspricht.

In Togo zeigt das Hin- und Herpendeln der Eingeborenenproduktion von einer Kultur zur andern, wie es in vorliegendem Jahresbericht und neuern Teilberichten zum Ausdruck kommt, daß man auch in dieser Kolonie nicht die ganze Wirtschaft auf die selbständige Tätigkeit der Eingeborenen basieren, sondern die bisher vernachlässigte Plantagenkultur etwas mehr fördern sollte. Die Eingeborenenarbeit ist, trotz der besseren Qualitäten der dortigen Sudanneger, ein unsicherer Faktor, der nur durch das gute Beispiel und die Stetigkeit der Europäerarbeit mit der Zeit günstig beeinflußt werden kann.

Bei Südwestafrika kommt die gewaltige Steigerung der Ausfuhr natürlich aufs Konto der Diamantenproduktion. Da man ruhig annehmen kann, daß die Diamantenfelder sich noch eine Reihe von Jahren ergiebig erweisen werden, auch wenn neue Felder wider Erwarten nicht gefunden werden sollten, so möchte man wünschen, daß der Fiskus die Diamantenproduktion nicht allzusehr schröpfen möge. Anderseits dürfte es an der Zeit sein, daß man der Farmwirtschaft auch etwas von dem goldenen Segen in der Form zukommen läßt, indem man von seiten der Regierung ein leistungsfähiges Kreditinstitut ins Leben ruft. Der frühere Staatssekretär hat dies schon vor Jahren versprochen. Die Farmwirtschaft entwickelt sich ja ganz gesund, aber Mangel an Bargeld ist dort vielfach ein Hemmschuh. Vielleicht bringt die Reise des neuen Staatssekretärs nach Südwestafrika, die im April vor sich gehen soll, die Angelegenheit der Verwirklichung näher. Die dazu nötigen Opfer sind nicht der Rede wert.

Das Stiefkind unter unseren Kolonien, die Südsee, ist diesmal in der Entwicklung ebenfalls nicht zurückgeblieben. Um so mehr ist zu hoffen, daß die Kolonialverwaltung in der Behandlung dieser Kolonie einen Wandel eintreten läßt. Für die Südsee ist von seiten des Mutterlandes noch herzlich wenig geschehen. Aber herausgeholt wurde unter der Ära Dernburg, was man konnte. Vielleicht entschließt sich die Kolonialverwaltung jetzt nach den jüngsten Erfahrungen, etwas mehr für die Verkehrsentwicklung zu tun. Die letzten Ereignisse in den Ostkarolinen könnten ihr gezeigt haben, wozu übertriebene Sparsamkeit führen kann. Der Aufstand in Ponape mit seinen Opfern an wertvollen Menschenleben wäre vermieden worden, wenn die kläglichen Verkehrsverhältnisse nicht bei den Eingeborenen die Vorstellung erweckt hätten, als seien wir machtlos.

Über Samoa ist nichts Neues zu sagen. Auch diese Kolonie hat einen bescheidenen Wertzuwachs aufzuweisen. Aber wenn man die Fruchtbarkeit des Landes und die Intelligenz und Leistungsfähigkeit der Eingeborenen in Betracht zieht, so schätzt man diesen Zuwachs nicht hoch ein. Es wäre dort viel zu machen, wenn eine straffere Eingeborenenpolitik Platz greifen würde und wenn die Besiedlung im nationalen Sinne energisch gefordert würde. Es ist jüngst in der Presse — ich glaube in der Köln. Ztg. — angeregt worden, man

solle das Gouvernement auf Samoa eingehen lassen und die Kolonie mit den übrigen Südseeschutzgebieten vereinigen. Das hätte zweifellos manches für sich. Ein Bezirksamtmann mit erweiterten Befugnissen würde für die kleine Kolonie sicherlich genügen, und das ersparte Geld könnte anderweit nützlich angelegt werden. Der Gouverneur der Südseeschutzgebiete, Dr. Hahl, würde kaum an an der heutigen Politik auf Samoa festhalten, sondern die Besiedlung nach Kräften fördern, umsomehr als diese ja ein Steckenpferd des neuen Staatssekretärs v. Lindequist sein soll.

Alles in allem genommen bieten die Kolonien ein Bild erfreulicher Entwicklung, und wir glauben, daß unter Herrn v. Lindequist, der mehr Sinn für eine nationale Kolonialpolitik hat als sein Vorgänger, diese Tendenz auch anhalten wird, wenn man im Schoße der Kolonialverwaltung die Lehren der letzten Jahre zu würdigen versteht. Einen kleinen Zugriff in dieser Richtung hat Herr v. Lindequist neuerdings getan: er hat die Konzession der Gesellschaft Nordwestkamerun aufgehoben, und zwar, wie es scheint, mit Recht, denn die Gesellschaft hat zweifellos die im Vertrag enthaltenen Pflichten in nur sehr geringem Maße erfüllt. Vier Millionen Kapitalinvestierung für ein Gebiet so groß wie Bayern ist keine ernsthafte Leistung. Die Gesellschaft Nordwestkamerun hat, so wenig wie andere ähnliche Gesellschaften, das Riesengebiet nicht zu Spekulationszwecken, sondern zur wirtschaftlichen Erschließung erhalten. Man kann Herrn v. Lindequist nur dazu beglückwünschen, daß er sich entschlossen hat, einmal die Rechtslage gegenüber den großen Konzessionsgesellschaften klarzustellen, denn sie treten vielfach als Hindernis für die Entwicklung der Kolonien auf.

Erneute Unruhen in Südwest geben seit einigen Tagen zu denken. Es kann sich zwar voraussichtlich nur um kleinere Banden versprengter Hottentotten handeln, aber auch solche Banden sind in der Lage, uns da unten den Kopf warm zu machen. Sicherlich wird unsere Truppe Hand in Hand mit der englischen Polizei energisch gegen das Gesindel vorgehen, aber für alle Zeit wird dies nicht helfen. Im Südosten, bei Warmbad, sitzen immer noch in Lokationen die Bondelshottentotten. Ihre Zahl wechselt beständig, ein Beweis, daß sich ein Teil umhertreibt und mit den in den Oranjebergen verteilten und im englischen Gebiet angesiedelten Banden sympathisiert. Wir glauben, daß nicht eher Ruhe und Sicherheit herrschen wird im Südosten der Kolonie, als bis die Bondelslokationen aufgehoben und der Stamm in kleinen Gruppen fern von der Grenze angesiedelt ist. Der Friede von Heirachabis war unter dem Druck der politischen Verhältnisse zu Hause übereilt, aber wir glauben, daß jetzt die Handhabe gegeben ist, ihn zu korrigieren. Rudolf Wagner

Verantwortlicher Schriftleiter: George Cleinow in Berlin-Schöneberg. Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11. Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 37.

Die Kunſt, Öſterreich zu regieren

Von Prof. Dr. Paul Samaſſa-Berlin

Die politiſche Entwicklung hat dem Abſolutismus die Teilnahme des Volkes an der Geſetzgebung, die Kontrolle der Verwaltung durch ein Parlament entgegengeſtellt. In allen Verfaſſungsſtaaten macht ſich die Tendenz geltend, die Grundlagen des Wahlrechts immer mehr zu erweitern, die politiſchen Vertretungskörper zu demokratiſieren. Wir ſehen noch kein Ende der demokratiſchen Flut; einige Anzeichen deuten darauf hin, daß mit der Erweiterung des Wahlrechts ein Sinken des Einfluſſes der Parlamente Hand in Hand geht. Die ideale Staatsverfaſſung iſt bis heute nicht gefunden; überdies ſchickt ſich eines nicht für alle. Die demokratiſche Entwicklung des Wahlrechts hat Öſterreich mitgemacht, bis zu einem Punkt, wo eine Steigerung kaum mehr denkbar iſt; das Problem verwickelt ſich aber hier dadurch, daß Öſterreich ein Völkerſtaat iſt, von verſchiedenen Nationalitäten bewohnt, von denen keine die abſolute Mehrheit bildet. Und das ergibt natürlich auch ganz andre Perſpektiven der künftigen Entwicklung. Man kann in einem Nationalſtaat demokratiſche Einrichtungen für ein großes Unglück halten, man kann dagegen einwenden, daß ſie Leute, die keinerlei Befähigung zur Führung der Staatsgeſchäfte haben, zu dieſen berufen, daß die Herrſchaft der oberen ſozialen Schichten durch die des Proletariats erſetzt wird, eine Klaſſenherrſchaft durch eine andre, viel ſchlimmere. Man könnte ſich ſchließlich vorſtellen, daß in Deutſchland, Frankreich oder England die Sozialdemokratie zur Herrſchaft käme und dem betreffenden Lande unendlichen Schaden in ſeiner internationalen Machtſtellung und kulturellen Entwicklung brächte. Wenn aber das Volk als ſolches nicht bereits ſo entartet iſt, daß es ſchließlich einer Fremdherrſchaft zur Beute fällt, ſo würde es doch immer aus eigener Kraft eine Abhilfe der ihm ſchädlichen Zuſtände ſchaffen können und über eine Diktatur oder auf andre

Weise wieder zu einer Verfassung kommen, die seinen Interessen gemäß ist. Die schlechteste Verfassung, die größte Mißregierung kann doch schließlich nicht Millionen Menschen, die ein Land dicht bevölkern, von der Karte wegwischen. Bei einem Völkerstaat wie Österreich liegen die Dinge aber wesentlich anders. Hier greift der nationale Wille einzelner Völker den Staat als solchen an; es können Verhältnisse geschaffen werden, die unwiderruflich sind, der Wille zur Gemeinschaft kann dauernd ausgelöscht werden, kurzum das Übel trägt seine Heilmittel durchaus nicht in sich selbst.

In einem Nationalstaat scheiden sich die Parteien nach politischen, wirtschaftlichen, konfessionellen Gesichtspunkten. Diese Scheidungen gibt es in Österreich auch, aber neben ihnen laufen noch die nationalen; man kann ein klerikaler Deutscher, ein agrarischer Tscheche, ein freisinniger Pole, ein sozialdemokratischer Italiener sein; und je weitergehend das Wahlrecht ist, desto größer ist die Aussicht, daß alle diese Schattierungen in der Volksvertretung zum Ausdruck kommen. Tatsächlich finden sie auch höchstens in der numerisch geringen Zahl mancher Nationalitäten ihre Grenze, so daß schließlich jede Spielart politischer Gesinnung nicht mehr durch eine Zahleneinheit dargestellt werden kann. Das Ergebnis ist eine politische Atomisierung, der der nationale Zusammenschluß noch als das stärkste Bindemittel gegenübersteht; für die Aufgabe, mit dem Parlament zu regieren, entstehen aber recht eigenartige und nicht ganz einfache Probleme.

Das Parlament ist in Österreich rund fünfzig Jahre alt; von seinem Vorläufer, dem achtundvierziger Reichstag, kann man wohl absehen, da er ein zu kurzes Dasein geführt hat. In der ersten Zeit des österreichischen Verfassungslebens hat es an Staatsstreichen und Verfassungsänderungen ohne Mitwirkung des Reichsrats nicht gefehlt; die Gegensätze drehten sich im allgemeinen um Zentralismus und Föderalismus. Die Anstöße zu den Veränderungen selbst gingen aber keineswegs vom Parlament aus, das damals von den Landtagen gewählt, eine für die Regierung sehr leicht zu handhabende Körperschaft war. Die ersten zwanzig Jahre des österreichischen Parlamentarismus sind gekennzeichnet durch die Herrschaft des freiheitlichen deutschen Bürgertums. Dabei klang die nationale Note aber nur ganz verstohlen mit; das deutsche Volk war eben wirtschaftlich und politisch am weitesten entwickelt, es konnte in erster Linie die Kräfte stellen, die zur Umschaffung in einen modernen Staat befähigt waren. Außerdem hatte gerade das deutsche Bürgertum den engsten Zusammenhang mit der früher allmächtigen Bureaukratie, und der Übergang, oder wohl besser gesagt die Teilung der Gewalt, konnte sich so mit den geringsten Erschütterungen vollziehen. Die erste nationale Auseinandersetzung findet in dieser Zeit mit den Polen statt, denen Galizien auf Kosten des Zentralismus als Herrschaftsgebiet überlassen wird. Mit dem Ministerium Taaffe, das das dritte Jahrzehnt des österreichischen Parlamentarismus vollkommen ausfüllt, treten die nationalen Fragen in den Vordergrund; sie decken sich nicht vollkommen mit den Gegensätzen Zentralismus und Föderalismus. So treten die Deutschklerikalen

der Mehrheit, die aus Slaven besteht, bei. Eine große Rolle spielt aber dabei neben dem Einfluß, den der Klerikalismus dadurch auf die Verwaltung gewinnt, der Autonomiewunsch der Tiroler, die infolge der geographischen Lage des Landes und gewisser geschichtlicher Überlieferungen dem Föderalismus geneigt sind. Die Tschechen behalten den Föderalismus zwar in ihrem Programm, stellen ihn aber zugunsten der einträglichen Politik nationaler Eroberungen vorläufig zurück. Im Jahre 1873 war zwar das direkte Wahlrecht zum Reichsrat an die Stelle der Wahl durch die Landtage getreten, aber durch die starke Vertretung des Großgrundbesitzes in einer eigenen Wahlkurie kam das ständische Prinzip auch hier bis zu einem gewissen Grade zur Geltung. Die Zersetzung der einzelnen nationalen Vertretungen in einzelne Parteien zeigte sich damals noch kaum in den Anfängen.

Trotzdem war die Mehrheit des „eisernen Ringes", auf die Taaffe sich stützte, alles eher als homogen; sie konnte es schon um deswillen nicht sein, weil sie kein gemeinsames Ziel hatte. Das hätte es etwa geben können, wenn das Ministerium sich die grundsätzliche Durchführung des Föderalismus zur Aufgabe gesetzt hätte. Aber davon war keine Rede. So stellte jede einzelne Gruppe ihre Forderungen, die teils auf nationalem, teils auf rein politischem Gebiet lagen, und die Befriedigung dieser Wünsche hielt die Mehrheit beisammen. Die einzelnen Gruppen waren freilich ziemlich gleichartig; bei den Polen war der Einfluß der Schlachta unwidersprochen, die Tschechen waren durch die Altschechen vertreten, deren Abgang vom Schauplatz dann mit einem Schlage erfolgte, der Feudaladel war mit ihnen fast solidarisch. Die Deutschklerikalen bildeten gleichfalls eine geschlossene Gruppe, die nur einige wenige Außenseiter hatte, die ihre deutsche Gesinnung mehr betonten. Auch die Opposition, die „Vereinigte Linke", war eine geschlossene Partei, zahlenmäßig überhaupt die stärkste des Hauses. Als sich trotz dieser verhältnismäßig einfachen Zusammensetzung der parlamentarischen Maschine die Schwierigkeiten Taaffes mehrten, warf er den Gedanken einer Erweiterung des Wahlrechts ins Haus, in erster Linie wohl in der Absicht, die deutsche Opposition dadurch zu schwächen. Aber er hatte damit auch einen wunden Punkt bei den Polen berührt und stürzte über deren Gegnerschaft. Das Ministerium des Grafen Taaffe war das längste seit dem Erlaß einer Verfassung gewesen; nun tritt eine neue Periode ein, die sich durch einen ununterbrochenen Wechsel der Ministerien auszeichnet. Ein Ministerium, das es zu einer Lebensdauer von drei Jahren bringt, mutet schon an wie ein Methusalem. Charakteristisch ist dabei, daß die Ministerien nicht etwa über weittragende politische Fragen, bei großen Gesetzen und einschneidenden Gesetzesvorlagen stürzen, sondern einfach bei der Fortführung der laufenden Geschäfte. So glaubte das Koalitionsministerium Windischgrätz des Wohlwollens der Slowenen nicht entbehren zu können und gestand ihnen slowenische Parallelklassen am deutschen Gymnasium in Cilli zu; infolgedessen verweigern die Deutschen dem Ministerium die Gefolgschaft und es muß abtreten. Beiläufig bemerkt war es damals das

letztemal, daß eine nationale Frage im Budget überhaupt zum Ausdruck kam. Graf Badeni brauchte die Hilfe der Tschechen für den ungarischen Ausgleich, gleichfalls eine laufende parlamentarische Notwendigkeit, die sich alle zehn Jahr erneut; und als Preis dafür zahlte er die berüchtigten Sprachenverordnungen, die die Deutschen fast bis zum offenen Aufruhr trieben. Damit ist denn auch die Obstruktion offiziell in die Kampfmittel der Minderheit aufgenommen, und sie wird von da an abwechselnd von großen und kleinen bis kleinsten Parteien des Hauses geübt. Die Regierung hat also nicht nur die Aufgabe, die Parteien der sie unterstützenden Mehrheit zu befriedigen, sondern auch die der opponierenden Minderheit, wenigstens so weit, daß sie auf das äußerste Mittel, die Obstruktion, bei Bekämpfung der Regierung verzichten. Die nationalen Streitfragen durch entsprechende Gesetze zu schlichten, die die Rechte einer Nationalität abgrenzen, gilt von vornherein als aussichtslos, man kämpft lediglich um den Einfluß auf die Verwaltung. Vorübergehend ist die Bewilligung des Budgets — bezeichnenderweise meist in Form von Budgetprovisorien — zu erreichen; der dafür bezahlte Preis besteht in der Überlassung einzelner Ministerien an Vertrauensmänner gewisser, gerade einflußreicher Parteien. Wie diese nun für ihre Nationalität wirken, entzieht sich mitunter eine Zeitlang der Öffentlichkeit, so wenn z. B. der Handelsminister im Ministerium Beck, der Tscheche Fiedler, auf telephonischem Wege Anweisungen über den Sprachgebrauch bei der Prager Postdirektion gab, die im Widerspruch zu den Gesetzen standen. Das läßt sich aber nicht ewig verheimlichen, entgegenstehende nationale Interessen sind verletzt, die Zusammenarbeit der Vertreter verschiedener Nationalitäten wird unmöglich, und das Ministerium muß zurücktreten.

Als Heilmittel gegen den nationalen Zwist wurde der Bureaukratie das allgemeine Wahlrecht von einer kleinen aber einflußreichen Gruppe von Katheder-sozialisten empfohlen. Die Bureaukratie nahm den Gedanken teils mit Begeisterung, teils mit einer gewissen Wurstigkeitsstimmung auf. So wurde unter starkem Druck auf widerstrebende Parteien das allgemeine Wahlrecht im Abgeordnetenhause durchgesetzt, in camera caritatis mit dessen Oktroyierung gedroht. Die Vermehrung der sozialdemokratischen Mandate wurde von der Bureaukratie geradezu ersehnt, denn nun würde es unter dem Druck der sozialdemokratischen Forderung nach positiver Arbeit tadellos gehen. An Erfolgen der Sozialdemokraten hat es nun allerdings nicht gefehlt, sie zogen in einer Stärke von sechsundachtzig Mann in das neue Haus; die Wirkung war aber anders, als man sie erwartet.

Die große Zahl von Sozialdemokraten hat die Bildung einer Mehrheit für eine Regierung neuerdings erschwert. Zwar treten die Sozialdemokraten grundsätzlich für die Arbeitsfähigkeit des Hauses ein und bekämpfen jede Obstruktion, wobei freilich noch zu bezweifeln ist, ob die Grundsätze unter allen Umständen standhalten würden. Aber damit ist einer Regierung, die eine Mehrheit sucht, noch wenig geholfen, sie wird schließlich die Unterstützung der

Sozialdemokraten bei sozialpolitischen Gesetzen finden, wahrscheinlich auch dann, wenn diese den Wünschen der Sozialdemokraten nicht ganz entsprechen; denn die österreichische Sozialdemokratie ist zwar ein Kind der deutschen, jedoch nicht ganz so theoretisch verbohrt wie diese. Aber von sozialpolitischen Gesetzen allein kann eine Regierung nicht leben, sie braucht ein Budget, Rekruten und Steuern; und für all das sind die Sozialdemokraten nicht zu haben. Ihr Interesse richtet sich zurzeit allein auf den Gesetzentwurf einer Altersversicherung, die in ihrer Ausdehnung die deutsche weit übertrifft und alle selbständigen Erwerbstätigen, also Handwerker und Bauern, einbezieht. Die Folgen eines solchen Gesetzes sind kaum übersehbar, zumal wenn man in Betracht zieht, wie verschieden die sozialen Verhältnisse in den einzelnen Provinzen liegen. Man vergleiche hochentwickelte Industriegebiete, wie Nordböhmen, mit dem kulturell überaus rückständigen, rein agrarischen Galizien. Wenn man außerdem die gänzlich unsoziale Steuergesetzgebung Österreichs betrachtet, durch die das Einkommen aus Gebäuden mit über 40 Prozent besteuert ist, eine Steuer, die natürlich auf die Mieter abgewälzt wird und die Ärmsten gerade am härtesten trifft, so wirkt solch ein Gesetz geradezu grotesk. Immerhin ist es das einzige Gesetz, das möglicherweise unter Ausschaltung der nationalen Gegensätze zustande kommen kann, da die meisten bürgerlichen Abgeordneten den Bedürfnissen der Wahlagitation wohl das Opfer der Vernunft bringen werden.

In allen andern Fragen, die Sein oder Nichtsein eines Ministeriums täglich berühren, bestehen im übrigen die nationalen Gegensätze unvermindert.

Welche Mehrheitsbildungen sind hierbei nun möglich? Baron Bienerth hat sich bisher im wesentlichen auf die Deutschen und Polen gestützt. Die Deutschen teilen sich in zwei Gruppen: den deutschen Nationalverband, der an die achtzig Mitglieder zählt, und die sechsundneunzig Mann starken Christlichsozialen. Der Nationalverband setzt sich zwar wiederum aus kleineren Fraktionen zusammen, bei denen auch die Betonung des nationalen Standpunktes etwas abgestuft ist, aber praktisch hat die Gruppe bisher doch als Einheit gewirkt. Die Polen verfügen über siebzig Stimmen, sind indes in vier Fraktionen gespalten in der Stärke von zwölf bis fünfundzwanzig Mann; die Gegensätze sind hier teils politisch (konservativ und demokratisch), teils gruppieren sich die Fraktionen um einzelne Führer. Diese Gegensätze haben auf die Politik des Polenklubs, der die Fraktionen als Gesamtheit zusammenfaßt, stark zurückgewirkt, auch die letzte Ministerkrise herbeigeführt, sie bestehen im übrigen unvermindert fort. Irgendein auf den persönlichsten Ursachen beruhender Streit im Polenklub kann also jederzeit die Mehrheit des Ministeriums gefährden. Aber Deutsche und Polen geben zusammen noch keine Majorität, sie haben nur zweihundertsechsundvierzig Stimmen, das Abgeordnetenhaus zählt fünfhundertsechzehn Auserkorene, es fehlen also noch dreizehn Mann. Diesen Rest stellen die vierzehn Italiener, dann kommen noch fünf Rumänen hinzu, vielleicht die vier in Galizien gewählten Zionisten und noch der eine oder andre Wilde. So viel man auch

zusammenzukratzen sucht, es bleibt eine schwächliche Mehrheit. Und da sie so schwächlich ist, wächst die Macht der kleinsten Fraktion ins Ungemessene. Die Italiener bleiben dem Ministerium nur unter der Bedingung treu, daß sie ihre italienische Rechtsfakultät erhalten. Das Ministerium hat den besten Willen, aber schon in der Mehrheit sind bei dieser Frage Gegensätze zu überbrücken, denn ein Teil der Deutschnationalen will die Fakultät nicht bewilligen, einerseits weil sie ihren Standort in Wien erhalten soll — wenn auch nur vorläufig, aber Provisorien sind in Österreich wegen ihrer Langlebigkeit berühmt —, anderseits weil man die Folgerungen, die die Slowenen mit ihren Universitätsforderungen aus dieser Bewilligung ziehen werden, fürchtet. Aber nicht allein darum handelt es sich; man muß auch die fünfunddreißig Südslawen, die der italienischen Rechtsfakultät heftigen Widerstand leisten, irgendwie von der Obstruktion abbringen. Das kostet wieder nationale Zugeständnisse, die natürlich nur auf Kosten der Deutschen gehen könnten. Diese sind nun nach der letzten Erneuerung des Ministeriums Bienerth sowieso schon mißtrauisch, die Radikalen haben sich bereits „freie Hand" gegenüber dem Ministerium vorbehalten; tritt wirklich eine Schädigung deutscher Interessen ein, so kann sich der ganze Nationalverband ihrer Gefolgschaft nicht entziehen. Das dritte Ministerium Bienerth kann sich von neuem zusammensetzen.

Dies ist ein Schulbeispiel. Und es gibt keine Möglichkeiten, andere Mehrheiten zu bilden; diese ist — sit venia verbo — noch die möglichste. Denn eine slavische Mehrheit gibt es aus eigener Kraft im Abgeordnetenhause auch nicht. Ein Zusammengehen von Polen, Tschechen und Südslawen wäre wohl möglich, wurde auch von verschiedenen Parteiführern dieser Gruppen schon angestrebt. Aber sie ergeben zusammen nur einhundertsechsundachtzig Mann. Die Ruthenen werden nie mit den Polen an einem Strange ziehen, aber selbst wenn sie es täten, gäbe dies noch immer keine Mehrheit. Es bleibt also noch die Möglichkeit, den „eisernen Ring" unter Taaffe zu bilden. Indes sind die Christlichsozialen von heute mit den Klerikalen von damals doch nicht zu vergleichen. Der größere Teil der Christlichsozialen, die aus Wien und Niederösterreich, können sich der deutschen Gemeinbürgschaft schon wegen der Tschechengefahr in Niederösterreich nicht entziehen, und selbst die Klerikalen der Alpenländer schwärzerer Färbung könnten einen allzu offenkundigen Verrat deutscher Interessen mit Rücksicht auf die Stimmung ihrer Wähler doch auch nicht mitmachen. Wenn selbst ein solcher Versuch — etwa auf der Grundlage, daß die Tschechen versprechen würden, sich nationaler Vorstöße zu enthalten — bis zur Bildung eines Ministeriums gediehe, so hätte dieses doch eine mehr als beschränkte Lebensdauer, weil die Tschechen ihr Versprechen mit Rücksicht auf ihre Wähler gar nicht halten könnten, von der Möglichkeit, daß eine deutsche Obstruktion gleich einsetzt, ganz abgesehen.

Nun treten an das österreichische Parlament Forderungen für Heer und Marine heran, die eine Mehrbelastung des Budgets mit jährlich rund 150 Millionen Kronen bedeuten. Zum Teil sind diese Bewilligungen von den Delegationen, zum

Teil vom Reichsrat zu leisten. In den Delegationen werden sie voraussichtlich durchgehen, im Reichsrat wird es fast unüberwindliche Schwierigkeiten haben, nicht wegen der Forderungen an sich — mit Ausnahme der Sozialdemokraten wird es keine Partei geben, die nicht bereit wäre, die Mehrforderungen gegen einen bestimmten Preis zu bewilligen —, aber gerade diese Preise sind es, die kein Ministerium bezahlen kann, weil sie sich scharf widersprechen. Aber nehmen wir an, durch irgendein Wunder ginge die Sache doch; dann muß das Geld irgendwie beschafft werden, und das geht schließlich doch nur auf dem Wege neuer Steuern. Das Bewilligen von Steuern ist an sich eine sehr unpopuläre Geschichte; was für Errungenschaften müßten die einzelnen Parteien wohl ihren Wählern nach Hause bringen, um dafür Entlastung zu erhalten?

Der Durchschnittszeitungsleser ist vielleicht geneigt, die Dinge in Österreich mit den parlamentarischen Zuständen in Frankreich zu vergleichen, wo es ja auch Zeiten gibt, da die Ministerien alle drei Monate wechseln und der Karren doch recht und schlecht weiter geht; ich glaube, daß die vorstehenden Ausführungen gegen diesen Irrtum schützen. Es ist vielmehr ein Prozeß fortschreitender Zersetzung des Parlamentarismus in Österreich, den man mit den verschiedensten Arzneien zu behandeln sucht, die indes immer geringere und kürzer dauernde Wirkungen haben. Die Dynastie will jetzt eine Periode aktiverer äußerer Politik eröffnen, die natürlich entsprechender Machtmittel nicht entbehren kann, da helfen alle die kleinen Mittelchen nicht mehr. Seiner ganzen Zusammensetzung nach ist das Parlament zur Mitarbeit dabei nicht fähig. Die äußere Politik des Habsburgerreichs kann nicht großzügig werden ohne eine großzügige Reorganisation im Innern. Das ist das große Problem, das in nächster Zeit in Österreich gelöst — oder auch nicht gelöst werden wird.

Aus Briefen der Wertherzeit

Von Hermann Bräuning-Oktavio-Darmstadt

(Nachdruck verboten.)

II.

Abseits vom Treiben der Darmstädter Empfindsamen, wie abseits von den Geniestreichen der Stürmer und Dränger steht der oben schon flüchtig erwähnte Prinzenerzieher Georg Wilhelm Petersen. Das Wenige, was wir über sein Leben wissen, hat er für Fr. W. Strieders „Grundlage zu einer Hessischen Gelehrten- und Schriftsteller-Geschichte" (Bd. 10. Kassel 1795, S. 309) aufgezeichnet: 1744 zu Zweybrücken geboren, kehrte er nach vollendeten Studien in Gießen und Göttingen 1770 in seine Heimat zurück und wurde mit der

Erziehung der beiden jüngeren Söhne des Landgrafen Ludwig des Neunten von Hessen-Darmstadt, die er auch 1774 nach Straßburg begleitete, betraut. Als Hofdiakonus sehen wir ihn im August 1775 wieder in Darmstadt; hier schloß er sich nur einem einzigen Menschen seiner schöngeistigen Umgebung enger an, einem Freunde der englischen Literatur gleich ihm, dem Kriegsrat und Kritiker Johann Heinrich Merck. Bis zu Mercks Tode hat diese Freundschaft, in die Petersen sein ganzes Vertrauen setzte, gedauert, unberührt von allen literarischen Winden aus gegnerischem Lager. Einen Ruf nach Königsberg als Professor der Theologie, Königlich Preußischer Oberhofprediger und Generalsuperintendent schlug Petersen im Herbst 1777 aus, bis an sein Lebensende blieb er in Darmstadt wohnen. 1787 wurde er Hofprediger, 1791 Konsistorialrat, 1803 Kirchen- und Schulrat, 1806 Superintendenturvikar; 1816 starb er, hochgeachtet als Prediger und Gelehrter, bei seiner bescheidenen Zurückgezogenheit jedoch kaum über die Grenzen seines engeren Vaterlandes hinaus gekannt und gewürdigt.

Das sind die spärlichen Nachrichten über einen Mann, der heute sicherlich völlig vergessen wäre (in Hessen ist er es!), wenn ihm nicht der Zufall im Zusammenhang mit der Frage nach Goethes, Herders, Mercks und Schlossers Anteil an dem bereits genannten Jahrgang 1772 der Frankfurter Gelehrten Anzeigen eine wichtige Rolle zugeteilt hätte. Das Wichtigste über diese Frage lese man in der prächtigen Einleitung Wilhelm Scherers zu dem Neudruck dieses Jahrganges („Deutsche Literatur-Denkmale", Bd. 7 u. 8) nach und schlage auch seinen gehaltvollen Aufsatz: „Der junge Goethe als Journalist" (Deutsche Rundschau, Bd. 17 (1878), S. 62/74) auf; neuerdings hat Dr. Max Morris ein 500 Seiten umfassendes Werk: „Goethes und Herders Anteil aus dem Jahrgang 1772 d. F. G. A." (Stuttgart, Cotta, 1909) geliefert. (Vgl. dazu Literar. Echo, 2. Oktoberheft, 1910, Spalte 103 ff., und Hugo Modicks ausführliche Rezension und Widerlegung, die in Bd. 18, Heft 2 des „Euphorion" erscheint.) Merck müssen wir als den eigentlichen Begründer und Herausgeber des Jahrgangs 1772, wenigstens für die erste Hälfte des Jahres, betrachten; später löste ihn Schlosser ab. Über Zweck und Wirken der Zeitschrift holen wir uns am besten Aufschluß aus „Dichtung und Wahrheit", wo es heißt: „Jeder hatte in seinem Fach historische und theoretische Kenntnisse genug, und der Zeitsinn ließ diese Männer nach einem Sinne wirken. Die zwei ersten Jahrgänge dieser Zeitung (denn nachher kam sie in andere Hände) — Goethe irrt hier, denn schon mit dem Ende des Jahres 1772 gaben Merck und seine Freunde ihre Tätigkeit an den Gelehrten Anzeigen auf — geben ein wundersames Zeugnis, wie ausgebreitet die Einsicht, wie rein die Übersicht, wie redlich der Wille der Mitarbeiter gewesen. Das Humane und Weltbürgerliche wird befördert; wackere und mit Recht berühmte Männer werden gegen Zudringlichkeit aller Art geschützt; man nimmt sich ihrer an gegen Feinde, besonders auch gegen Schüler, die das Überlieferte nun zum Schaden ihrer Lehrer mißbrauchen. Am interessantesten sind beinahe die Rezensionen über andere Zeitschriften, die Berliner (Allgemeine

Deutsche) Bibliothek, den deutschen Merkur, wo man die Gewandtheit in so vielen Fächern, die Einsicht sowie die Billigkeit mit Recht bewundert."

Da natürlich alle Rezensionen ohne Namen, auch ohne jedes Zeichen erschienen sind, so stellte sich schon früh das Problem, wer die einzelnen Rezensionen verfaßt habe, ganz von selbst; Herders Gattin bemühte sich schon 1805 darum, seinen Anteil zu bestimmen. Goethe, der sich 1813 zum erstenmal wieder mit den Gelehrten Anzeigen beschäftigte, ließ 1823, weniger gestützt auf sein Erinnerungsvermögen als philologische Schlüsse, durch Eckermann seinen Anteil feststellen und hat auch in Bd. 33 der Ausgabe letzter Hand eine Auswahl (34) Rezensionen aus Jahrgang 1772 und 1773 aufgenommen. Daß Goethes Auswahl keineswegs zuverlässig ist, können wir nachweisen; denn zwei Anzeigen, gerade die bedeutendsten zu Anfang 1772, haben Merck zum Verfasser.

So hat sich der Goethephilologie ein Problem aufgedrungen, das heute noch ungelöst ist; solange sich die Forschung auf briefliche Zeugnisse der Verfasser selbst und ihrer Zeitgenossen stützte, kam die Frage nach dem Anteil der einzelnen Mitarbeiter ihrer Lösung einen Schritt näher, sobald sie sich aber auf das unsichere Gebiet der Stilkritik begab, mußte sie notwendigerweise fehlen. (Vgl. unten Brief von Hoepfner an Boie, vom 18. April 1775.)

Was hat nun Petersen mit dieser Frage zu tun? In seinen Briefen an Nicolai finden sich zuverlässige Zeugnisse für die Autorschaft verschiedener Rezensenten, so Goethe, Herder und Merck; die hier in Betracht kommenden Stellen sind von Scherer in seiner bereits erwähnten Einleitung zu dem Neudruck der Frankfurter Gelehrten Anzeigen und mit einigen Ergänzungen dazu bei Dr. Morris (S. 477) veröffentlicht. Sonst sind die zahlreichen Briefe Petersens noch in keiner Weise ausgebeutet worden.

Petersen war durch seine kritische Tätigkeit näher mit Nicolai in Berührung gekommen; der Berliner Buchhändler und Kritiker hatte endlich mit seinem dritten Zeitschriftenunternehmen, der Allgemeinen Deutschen Bibliothek, die seit 1765 erschien, Glück gehabt, nachdem seine erste deutsche Zeitschrift großen Stils, die Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste, schon zwei Jahre nach ihrer Gründung an Chr. Felix Weiße in Leipzig übergegangen war, der sie bis zu seinem Tode 1804 leitete, ohne daß sie jemals größere Bedeutung erlangt hätte, und nachdem die „Briefe, die neueste Literatur betreffend" nur so lange, als Lessing bis 1760 daran mitarbeitete, sich des Rufes der angesehensten kritischen Zeitschrift hatten erfreuen können. Mit der Allgemeinen Deutschen Bibliothek dagegen schuf er die erste wirklich tonangebende Zeitschrift von universellem Charakter, denn fast alle hervorragenden Dichter und Schriftsteller konnte er zu seinen Mitarbeitern zählen. Nicolai wirkte darin Gutes, solange er im Sinne der Aufklärung den „gesunden Menschenverstand" als oberste Richtschnur gelten ließ und später in der zweiten Hälfte der 1780er Jahre den Kampf gegen den Krytokatholizismus, die Pfaffenherrschaft und die Schwärmerei aufnahm, so gegen Lavater, dem in Schlosser, Goethes Schwager, ein eifriger

Verteidiger erstand. Als er aber auch den Werken des jungen Goethe, den neuen Kunstanschauungen, jeder wahren, eigenschöpferischen Dichtkunst den Krieg erklärte, verlor die Allgemeine Deutsche Bibliothek bald jeden Einfluß und nahm 1806, unbeachtet, ein sang- und klangloses Ende.

Auch Petersen gehörte seit 1772 zu dem Stabe der Mitarbeiter der A. D. B. und war bis zum Jahre 1797 eifrig tätig, besonders im theologischen Fache, immer aber ängstlich darauf bedacht, seinen Namen zu verbergen; so wechselte er im ersten Jahre allein viermal sein Zeichen, ja es tauchen, um die Leser irre zu führen, zwei, auch drei Zeichen in Rezensionen ein und desselben Bandes nebeneinander auf. Ihn geizte ebensowenig wie Merck nach Autorruhm.

Eine Zeitlang hatte auch Merck, nach der literarischen Revolution in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen, auf Hoepfners und Petersens Veranlassung an der A. D. B. Anteil genommen; von seinen Beiträgen ist in diesem Zusammenhange die Besprechung von Goethes „Werthers Leiden" und der Nicolaischen Gegenschrift „Die Freuden des jungen Werthers" besonders bemerkenswert. Nicolai schrieb darüber (vgl. seinen von Göckingk herausgegebenen Nachlaß, Berlin 1820, S. 37/38): „Goethe hatte meine Freimütigkeit wegen der Freuden Werthers übel genommen, wiewohl meine Absicht weiter nichts war, als den üblen Eindrücken zu wehren; dem Genie des Autors hatte ich alle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Jetzt war es schwer, wen ich wählen sollte, um seine Schriften in der A. D. B. zu beurteilen. Ich wählte Merck in Darmstadt; zwar Goethes Freund, aber ein unparteiischer Mann. Man lese die Rezensionen, ob man darin den Freund erkennen wird."

Während sich Merck nach Goethes Eintritt in Weimar dem von Wieland seit 1773 herausgegebenen Teutschen Merkur, der, durch Wielands eigene Werke vortrefflich eingeführt, besonders im mittleren und südlichen Teil Deutschlands der A. D. B. den Rang streitig machte, seine Haupttätigkeit zuwandte und bis zu seinem Tode mit Weimars Fürsten- und Musenhof aufs engste verbunden blieb, hielt Petersen treu zu Nicolai. Gar bald hatte sich aus den Bücher- und Rezensionssendungen zwischen beiden ein freundschaftlicher Briefwechsel entwickelt, dem wir heute die interessantesten Aufschlüsse über einen Zeitraum von mehr denn zwanzig Jahren verdanken. Ganz eigenartig ist es zu sehen, wie Nicolai, der nüchterne Verstandeskritiker, der Gegner Goethes und Schillers, durch Petersen, den ich, ohne damit ein Werturteil zu fällen, das unbeabsichtigte Sprachrohr Mercks nennen möchte, über wichtige Vorgänge persönlicher Natur der Wertherzeit, des Sturmes und Drangs bis in die anbrechende klassische Zeit Weimars, wohl unterrichtet war, so lange als — Merck lebte. War danach Merck gewiß die Hauptquelle für manche Kunde, so verleugnet doch Petersen niemals eigene Urteilskraft.

Wie sehr es daher die Briefe Petersens an Nicolai, die die Königliche Bibliothek zu Berlin in dem umfangreichen und höchst wertvollen Nicolai-Nachlasse aufbewahrt, verdienen ans Licht gezogen zu werden, erhellt z. B. schon

aus einer kleinen Stelle des Briefes vom 10. Februar 1777. Allgemein haben wir bisher angenommen, Merck, der mit Lessing nicht in brieflichen Verkehr getreten ist, habe auch niemals seine persönliche Bekanntschaft gemacht; der Brief Petersens belehrt uns eines besseren, wenn es da heißt: „Herr Hofrat Lessing ist auf seiner Reise nach Mannheim hier über Nacht gewesen. Er hat Claudius und seine Frau zu sich ins Wirtshaus bitten lassen. Merck ist etliche Tage darauf in Claudius' Gesellschaft nach Mannheim gereiset, um Lessingen dort zu sprechen. Er hat ihn auch, wiewohl nur kurze Zeit, gesprochen, und ist sehr mit ihm zufrieden." (Lessing weilte vom 22. bis 23. Januar in Darmstadt und auf der Rückreise am 4. März 1777; über seinen Aufenthalt in Mannheim und den Zweck der Reise vergleiche Erich Schmidt, „Lessing", Band 2, S. 165 ff.)

Aus den vorhandenen 212 Briefen Petersens an Nicolai, von denen die nach 1791 fast ohne jedes Interesse sind, gebe ich im folgenden einige Auszüge mit den allernötigsten Anmerkungen, da die Briefe nach dieser Einleitung durchgehends verständlich sein werden; auch füge ich hie und da Stellen aus ungedruckten Briefen anderer (ebenfalls im Besitz der Königlichen Bibliothek zu Berlin) ein, unter denen gewiß die Briefe von Hofrat Deinet, dem Verleger der Frankfurter Gelehrten Anzeigen, an Nicolai mit die interessantesten sind*).

* * *

Hoepfner an Nicolai:

Cassel, den 24. August 1770.

Sie wissen doch, daß wir Herrn Herder vor einigen Wochen von Angesicht zu Angesicht in Cassel gesehen haben? Himmel, wie sehr ist Herder, der Schriftsteller von Herder, dem Gesellschafter unterschieden, und doch wie liebenswürdig dieser gewiß nicht weniger als jener.

*

Hoepfner an Boie:

Cassel, den 19. Oktober 1770.

Die Fabeln des Herrn Merck würde ich Ihnen dabey geschickt haben, wann Sie mir in einem Ihrer vorigen Briefe etwas davon geschrieben hätten. Dann aus Ihrem Stillschweigen schließe ich, daß Sie, dieses Jahr wenigstens, keine davon zum Almanach brauchen. Sinngedichte habe ich noch nicht aus Darmstadt erhalten. Ich dächte, wann Sie sich selbst die Mühe gäben, ein Briefchen darum zu schreiben, das möchte wohl etwas helfen. Doch will ich nicht gut dafür seyn. Denn seitdem der Mann Kriegszahlmeister ist, ist er,

*) Dem Generaldirektor der Königl. Bibliothek, Herrn Geheimrat Professor D. Harnack, sage ich auch an dieser Stelle meinen ergebensten Dank für die gütige Erlaubnis zur Veröffentlichung der Briefe. — Weitere Mitteilungen aus den Briefen Petersens an Merck behalte ich mir vor. Findet sich im folgenden keine besondere Angabe über den Briefschreiber, so ist es Petersen. Nur die in eckige Klammern gesetzten Bemerkungen rühren von mir her, die in runden Klammern stammen von den Briefschreibern selbst.

ich weiß nicht, so faul, oder gleichgültig oder bescheiden, daß ihn der Autorruhm im mindesten nicht mehr rührt.

*

Hoepfner an Boie:

Cassel, den 31. Januar 1771.

Ich habe — was dächten Sie wohl? — eine Ode von Klopstock? Das ist etwas, aber Sie haben doch nicht alles errathen. Seine allerneuste Ode besitze ich, die er an Herder, Herder an Merck und dieser an mich geschickt hat, ein Stück, das sich von allen bisher bekannten Klopstockischen Oden auf eine außerordentliche Art unterscheidet. Den Inhalt wollen Sie wissen? Nicht so, mein Freund. Sie haben mich lange genug zappeln lassen. Dießmal müssen Sie gestraft werden. Schicken Sie mir eine Ode an die Freunde, so sollen Sie mit der nächsten Post mein Stück bekommen. Merck besitzt eine große Menge Balladen, Lappländische Lieder, übersetzte Lieder aus Shakespeare pppp. von Herdern, wovon Sie vieles haben sollen, wann Sie aus Ihrem Archive etwas hergeben wollen und mir zugleich die Romanze Jupiter und Europa bald möglichst schicken.

*

Hoepfner an Boie:

Cassel, den 4. Februar 1771.

... „Lieder aus dem Ossian, Shakespear Ballads, Elegien, Serenaden, altdeutsche Fabeln und andere merkwürdige Stückchen zwischen Herdern und mir soll Herr Boie haben, sobald man sieht, ob auch er etwas geben will." So schreibt Merck. Wonach man sich zu achten. Wir bleiben Euch von ganzem Herzen gewogen.

*

Hoepfner an Boie:

Cassel, den 11. Februar 1771.

Liebster Freund!

In diesem Augenblicke erhalte ich beyliegenden Brief des Herrn Geheimraths Hesse in Darmstadt. Lassen Sie diesen braven Mann, der Ihnen in andern Gelegenheiten Gegengefälligkeiten erzeigen kann, keine Fehlbitte thun. Daß Sie nichts mehr von Klopstock haben, dürfen Sie nicht vorgeben. Dann Sie sind schon durch mich verrathen worden. Und was können Sie auch für Bedenklichkeiten haben, die Oden herzugeben. Klopstocks Einwilligung, wann er wüßte, daß eine Fürstin, die selbst den Homer in der Grundsprache liest, seine Oden verlangt, ist höchst wahrscheinlich. Wissen Sie dann schon, daß ich Professor in Gießen werden soll? Heute ist mir die sollenne Vocation zugeschickt worden. Gott weiß, was ich für einen Entschluß fassen soll.

*

Hoepfner an Boie:

Gießen, den 29. Juni 1771.

Ich muß Ihnen etwas erzählen. Sie wissen doch, daß man in Darmstadt Klopstocks Oden gedruckt hat, 34 mal zwar nur, aber doch ohne Ihr und

mein Vorwissen, und ohne Zweifel auch gegen Ihren Willen. Indessen es ist geschehen, und ich bitte Sie nur, mir die Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und von mir zu glauben, daß ich weder von der Sache etwas gewußt, noch den mindesten Teil daran genommen habe. Sollten Sie kein Exemplar bekommen haben, so könnte ich Ihnen die Stücke, die Sie noch nicht besitzen, z. B. eine herrliche Ode: Petrarca und Laura, schicken.

*

Hoepfner an Nicolai:

Gießen, den 15. August 1771.

Einer der vertrautesten Freunde von Herdern, ein Mann von bewunderswürdigen Talenten, Herr Kriegszahlmeister Merck in Darmstadt, bezeigte neulich in einem Briefe an mich Lust, zuweilen eine Recension in ein gutes Journal zu machen. Könnten Sie diesen Mann im Fache der schönen Wissenschaften zur [Allgemeinen Deutschen] Bibliothek engagieren, so machen Sie eine große Acquisition. Fragen Sie Herdern seinethalben.

(Weitere Briefe folgen)

Grundfragen der Privatangestelltenversicherung

Von ***

Die Regierung hat den Entwurf eines Versicherungsgesetzes für Angestellte veröffentlicht und damit diese schwierige Frage von neuem zur allgemeinen Erörterung gestellt. Das Projekt, das damit der Öffentlichkeit übergeben wird, hat einen kolossalen Umfang. Die Anzahl der Privatangestellten beträgt nach der Begründung rund 1,9 Millionen, rund $1^1/_2$ Millionen männliche und rund 400000 weibliche Angestellte. Die von dem Gesetz in Aussicht genommenen Jahresleistungen der Angestellten und ihrer Arbeitgeber würden mehr als 200 Millionen Mark betragen, und selbst wenn die durch die Übergangsbestimmungen zugelassenen Beitragsbefreiungen berücksichtigt werden, so bleibt noch eine Beitragsleistung von jährlich 150 Millionen Mark zu erwarten. Es ist klar, daß das neue Gesetz sowohl den Angestellten selbst, als insbesondere auch ihren Arbeitgebern eine wesentliche neue Belastung bringen wird, und es muß infolgedessen mit aller Vorsicht geprüft werden, ob der Zweck dieser einschneidenden Maßnahme auf dem von der Regierung vorgeschlagenen Wege erreicht werden kann und ob dieser Weg auch wirklich der beste Weg ist.

Welche Vorteile würde das neue Gesetz den Privatangestellten bringen? Da muß zunächst festgestellt werden: irgendwelche Zuwendungen aus öffentlichen Mitteln bringt das neue Gesetz nicht. Das zu konstatieren ist wesentlich, denn das Arbeiterinvalidenversicherungsgesetz gewährt bekanntlich den Versicherten eine

wesentliche Leistung aus Reichsmitteln, indem das Reich zu jeder Invaliden- und Altersrente einen Beitrag von jährlich 50 Mark leistet und überdies die Kosten des Reichsversicherungsamts trägt, nach der neuen Reichsversicherungsordnung außerdem noch einen Teil der Kosten der übrigen Versicherungsbehörden. Auch eine derartige Heranziehung des Reichs zu den Verwaltungskosten ist bei der Privatangestelltenversicherung nicht in Aussicht genommen.

Die Versicherung kann an sich der Gesamtheit der Versicherten einen finanziellen Vorteil nicht bringen; ihre Leistung besteht lediglich in einer zweckmäßigen Verteilung der Einzahlungen entsprechend dem Bedarf der einzelnen Versicherten. Insoweit dabei für den einzelnen Versicherten mehr geleistet wird, als seinen Einzahlungen entspricht, kann das nur geschehen auf Kosten anderer Versicherten, für die weniger geleistet wird, als ihren Einzahlungen entspricht. So selbstverständlich diese Tatsache ist, so muß sie doch bei der Beurteilung einer Zwangsversicherung, wie sie das neue Gesetz in Aussicht nimmt, ganz besonders betont werden.

Das neue Gesetz nimmt Durchschnittsbeiträge in Aussicht, d. h. die Beiträge stehen zwar in einem gewissen Verhältnis zu den Leistungen insofern, als Beiträge und Leistungen in gleichartiger Weise von dem Einkommen der einzelnen Angestellten, die Leistungen auch von der Versicherungs-(Beitrags-)dauer abhängig gemacht sind. Irgendwelche andere Momente, die zweifellos ebenfalls den Wert der Versicherungsleistungen in hohem Maße beeinflussen, wie etwa das Eintrittsalter in die Versicherung, der individuelle Gesundheitszustand zur Zeit des Eintritts, die mehr oder minder großen Gefahren des Berufs, bleiben dabei vollkommen unberücksichtigt. Die Versicherungsleistungen bestehen aus Ruhegehältern der Angestellten und aus Pensionen, die an ihre Hinterbliebenen zu zahlen sind. Auch der Umstand, ob und in welchem Grade eine Leistung an Hinterbliebene für den Angestellten möglich und wahrscheinlich ist und welchen Wert sie hat, bleibt bei der Bemessung der Beiträge unberücksichtigt. Es ist klar, daß durch diese Festsetzung der Beiträge das Verhältnis der Leistungen zu den Beiträgen für die einzelnen Versicherten in hohem Grade verschieden sein muß. Der Junggeselle hat, trotzdem die Versicherungsanstalt niemals seine Witwe und seine Waisen zu versorgen haben wird, doch denselben Beitrag zu zahlen wie der Verheiratete, der Kinderlose denselben Beitrag wie der Kinderreiche, der Bankbeamte denselben Beitrag wie der Werkführer in einer Pulverfabrik, derjenige, der erst im fünfundvierzigsten Lebensjahre in eine versicherungspflichtige Stelle eintritt, denselben Beitrag wie derjenige, welcher seit seinem sechzehnten Lebensjahre als Privatangestellter tätig ist.

Würden die Beiträge von den Versicherten allein zu zahlen sein, so wäre eine derartige ungerechte Verteilung der Beitragslast unmöglich. Nach Ansicht der Regierung werden die Ungerechtigkeiten im einzelnen dadurch ausgeglichen, daß der Versicherte aus eigenen Mitteln nur die Hälfte des erforderlichen Beitrags zahlt, während die andere Hälfte von seinem Arbeitgeber zu leisten ist

und die Leistungen immer mindestens dem Beitrag des Versicherten entsprechen. Der Vergleich mit der Invalidenversicherung liegt nahe. Auch dort fällt die Hälfte des Beitrages dem Arbeitgeber zur Last. Aber wie schon hervorgehoben, trägt außerdem das Reich einen beträchtlichen Teil der Renten. Bei der Invalidenversicherung genügt wohl meist die Leistung des Reichs, um die Ungerechtigkeit der Beitragsverteilung auszugleichen. Der Barwert der Leistung für den einzelnen Versicherten entspricht dort im Durchschnitt wenigstens dem Barwert der von dem Versicherten selbst und seinem Arbeitgeber gezahlten Beiträge. Man braucht also dort auf die Frage, ob der von dem Arbeitgeber für den Versicherten gezahlte Beitrag wirklich eine Mehrleistung über den Lohn hinaus oder nur einen Teil des Lohnes darstellt, nicht weiter einzugehen. Bei der Privatbeamtenversicherung ist das anders. Nur dann, wenn die Beitragshälfte des Arbeitgebers mindestens zum allergrößten Teil nicht als Gehaltsteil des Angestellten zu betrachten ist, also wirklich aus den Mitteln des Arbeitgebers getragen wird, ist eine Ungerechtigkeit in der Beitragsverteilung vermieden.

Die Entscheidung dieser Frage ist außerordentlich schwierig. Zweifellos werden gegenwärtig die Privatangestellten der Meinung sein, daß durch das Gesetz wenigstens ein Teil des Arbeitgeberbeitrages wirklich dem Arbeitgeber belastet wird, denn wenn sie das nicht glauben würden, hätten sie offenbar kein Interesse an dem Zustandekommen des Gesetzes, ja es müßte ein großer Teil der Angestellten energisch gegen ihre ungerechte Belastung Widerspruch erheben. Eine ganz andere Frage ist es, welche Meinung die Privatanstellten nach dem Zustandekommen des Gesetzes haben werden. Die Abstufung der Beiträge nach verhältnismäßig umfangreichen Gehaltsklassen wird notwendig dahin führen, daß die Gehaltssteigerung des Angestellten bei der Überschreitung der einzelnen Klassengrenzen in Stockung gerät, da unter Umständen die Erhöhung des Beitrages in keinem Verhältnis zu der Erhöhung des Gehalts stehen kann. Weiter wird es unvermeidlich sein, daß der Arbeitgeber die Gesuche seiner Angestellten um Gehaltserhöhung häufig auch mit dem Hinweis auf die neue Last des Gesetzes beantworten wird, und schließlich wird es nach dem Inkrafttreten des Gesetzes so wenig wie vorher allzu viele Angestellte geben, die mit ihrem Gehalt zufrieden sein werden, und die Unzufriedenen werden nur zu geneigt sein, die vermißte Gehaltserhöhung wenigstens zum Teil dem Versicherungsgesetz zuzuschreiben. Es ist kein Zweifel, daß nach Inkrafttreten des Gesetzes, mag in Wirklichkeit die Frage zu beantworten sein wie sie will, jedenfalls die Mehrzahl der Angestellten der Ansicht sein wird, daß die Beiträge für die Privatangestelltenversicherung in vollem Umfange von ihnen selbst aufgebracht werden, und es ist klar, daß alle diejenigen Versicherten, welche bei der Verteilung nach dem Gesetz zu stark belastet sind, das ganze Gesetz als eine Ungerechtigkeit empfinden werden.

Das Verhältnis der Beiträge zu den Versicherungsleistungen ist in dem Gesetz in derselben Weise geregelt, wie das in der zweiten Denkschrift des

Reichsamts des Innern in Aussicht genommen war. Der Beitrag der einzelnen Gehaltsklassen ist jedoch nicht nach dem durchschnittlichen Jahreseinkommen der betreffenden Gehaltsklasse festgesetzt, sondern nach einem erheblich niedrigeren Betrage, so daß der Beitrag im Durchschnitt nicht wie dort in Aussicht genommen 8 Prozent des Einkommens beträgt, sondern im Durchschnitt der einzelnen Gehaltsklassen nur zwischen $4^1/_4$ und $7^1/_4$ Prozent, und, wenn man ihn zu dem wirklich bezogenen Gehalt in Beziehung setzt, zwischen $3^1/_2$ und 8 Prozent schwankt. Beispielsweise umfaßt die Gehaltsklasse B die Jahreseinkommen von 550 bis 850 Mark, im Durchschnitt also von 700 Mark. Der Jahresbeitrag beträgt aber nur 8 Prozent von 480 Mark. Bei den niedrigeren Gehaltsklassen unter 2000 Mark liegt offenbar die Absicht der Regierung vor, den Beitrag im Durchschnitt so zu bemessen, daß die Beiträge für Invaliden- und Privatbeamtenversicherung zusammen erst 8 Prozent erreichen. Aber auch bei den höheren Gehaltsklassen ist der Beitrag nicht mit 8 Prozent des mittleren Gehalts, sondern der unteren Gehaltsgrenze festgesetzt. Während beispielsweise bei der Gehaltsklasse H (3000 bis 4000 Mark) das Durchschnittsgehalt 3500 Mark beträgt, ist der Beitrag nur von 3000 Mark berechnet. Hier ist es offenbar die Bildung von Gehaltsklassen, die zu Schwierigkeiten führt. Würde man den Beitrag nach dem durchschnittlichen Gehalt mit 8 Prozent von 3500 Mark, also auf 280 Mark jährlich festgesetzt haben, so würde sich für einen Versicherten mit wenig mehr als 3000 Mark Einkommen ein Beitrag von $9^1/_3$ Prozent, für einen Versicherten mit 4000 Mark ein Beitrag von 7 Prozent ergeben. Man hat es vorgezogen, die Beiträge so festzusetzen, daß sie niemals 8 Prozent des Gehalts übersteigen können.

Damit hat man aber auch die Leistungen wieder erheblich vermindert, und es scheint kaum zweifelhaft, daß die Leistungen, welche das Gesetz nach dem Entwurf bietet, nicht mehr als erstrebenswert erscheinen können. Tritt beispielsweise ein Handlungsgehilfe mit sechzehn Jahren in die Versicherung ein, bleibt er ein Jahr in Klasse A, drei Jahre in Klasse B, ein Jahr in Klasse C, drei Jahre in Klasse D, sechs Jahre in Klasse E, elf Jahre in Klasse F, neun Jahre in Klasse G und den Rest in Klasse H (die Abstufung entspricht der gegenwärtigen Gehaltsbemessung in einem bestimmten Privatunternehmen), so hat der Versicherte nach

10	Jahren	bei	Einkommen	von	1750	M.	Anspruch	auf	Ruhegehalt	von	167 M.	= $9^1/_2$	Proz.
15	"	"	"	"	2030	"	"	"	"	"	244 "	= 12	"
20	"	"	"	"	2310	"	"	"	"	"	343 "	= 15	"
25	"	"	"	"	2590	"	"	"	"	"	442 "	= 17	"
30	"	"	"	"	2765	"	"	"	"	"	566 "	= 20	"
35	"	"	"	"	3115	"	"	"	"	"	695 "	= 22	"
40	"	"	"	"	3465	"	"	"	"	"	845 "	= 24	"
45	"	"	"	"	3465	"	"	"	"	"	995 "	= 29	"
49	"	"	"	"	3465	"	"	"	"	"	1115 "	= 32	"

Man sieht, daß die Ruhegehälter im Verhältnis zu den jeweils bezogenen Gehältern immer außerordentlich niedrig erscheinen. Nach zehnjähriger Ver-

sicherungsdauer sind noch nicht einmal 10 Prozent des Einkommens erreicht, und selbst die Altersrente im fünfundsechzigsten Lebensjahr erreicht noch nicht einmal ein Drittel des tatsächlichen Gehalts. Die Witwengehälter sollen gar nur 40 Prozent der Ruhegehälter betragen. Stirbt der Versicherte also nach zehnjähriger Versicherungsdauer, so würde die Witwe jährlich erst etwa 4 Prozent, und stirbt der Versicherte im fünfundsechzigsten Lebensjahr, dann würde die Witwe immer erst etwa 13 Prozent des Einkommens ihres Mannes als Witwengeld bekommen. Es ist klar, daß derartige Renten bei den Angestellten in keiner Weise Befriedigung hervorrufen können. Befriedigung werden die Angestellten auch dann noch nicht empfinden, wenn man entsprechend dem Vorschlage des Siebener-Ausschusses die Beiträge auf 8 Prozent des Durchschnittsbetrages für die betreffenden Gehaltsklassen erhöht und damit die Leistungen etwas vergrößert. Man darf nicht vergessen, daß die Privatangestellten von vornherein immer die Versorgung der Staatsbeamten als Vorbild angesehen haben. Das Reichsamt des Innern hat zwar mit Recht nachgewiesen, daß eine derartige Versorgung unmöglich ist, wenn man nicht ganz enorme Beträge aufwenden will. Aber der Vergleich der zukünftigen Angestelltenversicherung mit den Pensionen der Staatsbeamten wird dadurch nicht aus der Welt geschafft werden.

Hält man sich demgegenüber vor Augen, daß ausgesprochenermaßen der letzte Grund für die Schaffung einer Privatangestelltenversicherung nicht wirtschaftlicher, sondern politischer Natur ist, daß, wie das auch aus der Begründung klar hervorgeht, der Zweck derselben in erster Linie der ist, die Privatangestellten zufrieden zu stellen, um dadurch ihr Abschwenken in das sozialdemokratische Lager zu verhüten, so wird man heute schon mit größter Sicherheit sagen können, daß dieser Zweck nicht erreicht werden wird. Man wird ganz im Gegenteil der Sozialdemokratie Gelegenheit geben, bei der Beratung des Gesetzes ihre Angestelltenfreundlichkeit im glänzendsten Lichte zu zeigen, und wenn der Entwurf Gesetz geworden ist, dann wird man eine Wühltätigkeit der Sozialdemokratie beobachten können, wie sie vielleicht noch nicht gesehen worden ist. Und wie in Österreich die Privatbeamtenversicherung nichts weniger als Zufriedenheit geschaffen hat, so wird man gerade das Gegenteil der Absicht der Regierung und aller positiven Parteien erreicht haben, nämlich eine tief- und weitgehende Unzufriedenheit bei den Privatangestellten.

Aber nicht nur der Inhalt des Gesetzes selbst, auch seine Folgen werden die Privatangestellten unzufrieden machen. Bis jetzt hat wenigstens ein großer Teil der Arbeitgeber in mehr oder weniger umfangreichem Maße Fürsorge für seine Angestellten getroffen durch Einrichtung von Pensionskassen und durch Verträge mit privaten Versicherungsgesellschaften. Trotz der anscheinend entgegenkommenden Übergangsbestimmungen des Gesetzes werden insbesondere die Pensionskassen in großem Umfange von der Bildfläche verschwinden. Nach dem Gesetz werden die Pensionskassen in erster Linie als Vermittler bei der Einziehung der Beiträge tätig sein müssen, so daß sie also als selbständige Versicherungsanstalten nur

insoweit bestehen bleiben können, als die ihnen zufließenden Mittel den gesetzlichen Beitrag überschreiten. Tatsächlich haben bis jetzt viele Kassen weit höhere Leistungen, als sie das Gesetz bietet, bei gleichen oder wenigstens nur wenig höheren Beiträgen in Aussicht gestellt. Wenn auch in vielen Fällen der Beitrag zu niedrig war, so haben doch wiederum viele Kassen infolge der geringen Anzahl von Invaliditätsfällen, die vorkamen, der Hinausschiebung der Pensionierung, des Verfalls der Beiträge der ausscheidenden Mitglieder wirklich bei weitem höhere Leistungen zur Durchführung bringen können, als der Staat das als Versicherer kann. Insoweit also diese Pensionskassen nur ungefähr gleich hohe Beiträge wie das Gesetz erhoben haben, müssen sie unbedingt verschwinden. Sie werden sich wohl aber auch auflösen müssen, wenn sie etwas höhere Beiträge erhoben haben, denn die restierenden 1 oder 2 Prozent können selbstverständlich kaum anreizen, eine Versicherung durchzuführen, da irgendwie ins Gewicht fallende Leistungen damit nicht erreicht werden können. Neben dem Gesetz werden also nur in sehr seltenen Fällen Pensionskassen aufrecht erhalten werden können, da nur wenige Arbeitgeber in der Lage sein werden, außer den gesetzlichen Beiträgen noch wenigstens 4 bis 6 Prozent des Gehalts für Angestelltenfürsorge aufzuwenden. Nimmt man dazu noch den sich aufdrängenden Vergleich der gesetzlichen Leistungen mit den Leistungen der verschwundenen Pensionskassen, so wird man auch darin eine Quelle weitgehender Unzufriedenheit sehen müssen.

Aber nicht nur unter den Angestellten wird durch das Gesetz große Unzufriedenheit herbeigeführt werden, insbesondere auch unter den Arbeitern. Diese werden sagen, was den Angestellten recht ist, ist für die Arbeiter billig, und werden die gleichen Vergünstigungen für sich fordern, die den Angestellten zugewiesen werden. Darin liegt aber wieder nicht nur bloß eine große Gefahr für den Staat, sondern auch insbesondere für unsere ganze Industrie, denn wenn diese vielleicht auch noch für die Angestellten die verlangten Mittel aufbringen kann, zumal sie ja auch schon jetzt in großem Umfange Mittel dafür aufbringt, so ist sie doch keinesfalls einer weiteren Ausdehnung der Aufwendungen für die Arbeiterversicherung gewachsen.

Auch die Aufwendungen für die Privatbeamten werden zweifellos von der Regierung unterschätzt. Wenn die Regierung sich dagegen wehrt, die Privatbeamtenversicherung durch Ausdehnung der Arbeiterversicherung zur Durchführung zu bringen und auf Gründung einer besonderen Versicherungsanstalt für die Privatangestellten dringt, so tut sie das in erster Linie aus finanziellen Gründen, weil sie fürchtet, daß die Angliederung an die Arbeiterversicherung nicht nur für die Arbeiter, sondern auch für die Angestellten höhere Aufwendungen verlangt. Man scheint dabei aber zu übersehen, daß die ganze gegenwärtige Konstruktion dahin drängt, daß die sämtlichen versicherungspflichtigen Privatangestellten, auch wenn ihr Einkommen 2000 Mark überschreitet, nicht bloß, wie jetzt vorgesehen, das Recht auf freiwillige Fortsetzung der Invalidenversicherung haben werden, sondern diese Versicherung als Pflichtversicherung neben der Angestelltenversicherung

fortsetzen müssen. Wenn der Staat die Angestellten bevormundet und ihnen vorschreibt, wie sie sich versichern müssen, dann hat er die Pflicht und Schuldigkeit, auch dafür zu sorgen, daß die Versicherung in der zweckmäßigsten Weise durchgeführt wird. Es wäre schon im höchsten Grade unzweckmäßig, wenn ein Angestellter, der bereits, sei es vielleicht auch nur fünf oder zehn Jahre, in der Invalidenversicherung versichert war, diese Versicherung nicht fortsetzen würde. In den meisten Fällen wird die Invalidenrente bei seinem Ausscheiden schon einen höheren oder den gleichen Betrag erreicht haben, wie er ihn als Ruhegeld in der Privatbeamtenversicherung erhalten würde. Es wäre das Ungeschickteste, was er tun könnte, wenn er diesen Anspruch aufgeben würde. Auf der anderen Seite drängt aber bei den gegenwärtigen Bestimmungen das Gesetz zur Aufgabe der Invalidenversicherung. Wenn z. B. ein Beamter zunächst 1950 Mark bezieht, so werden für ihn

für die Privatangestelltenversicherung jährlich . .	115,20 M.
„ „ Invalidenversicherung „ . .	23,92 „
zusammen	139,12 M.

bezahlt, wovon auf ihn selbst 69,56 Mark entfallen. Sobald sein Einkommen den Betrag von 2000 Mark überschritten hat, ist für ihn für die Privatbeamtenversicherung allein ein Betrag von 158,40 Mark zu entrichten, von dem auf ihn selbst 79,20 Mark entfallen, also schon 10 Mark mehr, als er bisher für seine Versicherungen aufgewendet hat. Es wird ihm kaum möglich sein, aus seiner Gehaltserhöhung, die selbst vielleicht noch nicht einmal 60 Mark erreicht, außer dieser Mehrleistung noch 24 Mark Beiträge für die freiwillige Fortsetzung der Invalidenversicherung zu decken. Sobald man sich über diesen Punkt klar geworden ist, wird man verlangen müssen, daß alle Angestellten, die vorher in der Invalidenversicherung gewesen sind, auch nach Überschreitung der Einkommensgrenze von 2000 Mark nicht bloß freiwillige, sondern Pflichtversicherte der Invalidenversicherung bleiben und daß auch für diese Versicherung der Beitrag zur Hälfte vom Arbeitgeber getragen wird. Da die Anzahl derjenigen Angestellten, die niemals der Invalidenversicherung angehört haben, verhältnismäßig nur sehr klein sein wird und Verschiedenheiten in der Behandlung von Angestellten mit gleichem Gehalt zweckmäßigerweise vermieden werden müssen, wird man dazu kommen müssen, daß alle Pflichtversicherten der Privatangestelltenversicherung auch dann Pflichtversicherte der Invalidenversicherung sein müssen, wenn ihr Einkommen 2000 Mark übersteigt, und zwar in deren höchster Gehaltsklasse. Es ist klar, daß diese Fortbildung der freiwilligen Fortsetzung der Invalidenversicherung in eine Pflichtversicherung auch das Reich in hohem Maße belasten muß. (Schluß folgt.)

Der rote Rauſch

Roman von Joſeph Aug. Lux

I.

Die Hand Gottes

Es war die Zeit, von der der Prophet verkündete: „Es werden die Berge triefen von Moſt und in Milch die Hügel ſchwimmen, und das Joch der Arbeit wird von jedem genommen ſein!“

Das Geſchmetter des Winzerhorns, ein gelber Meſſingvogel, hing in der blauen Luft über den ſchwellenden Bergen.

Man rüſtete zum Weinleſefeſt. So groß war der Segen, daß die älteſten Leute ſich nicht einer ſolchen laſtenden Fülle entſinnen konnten.

So groß war er, daß den Winzern bang vor Freude wurde. Das Glück warf einen Schatten voraus, die Lebensluſt ſchien furchtbefallen; ein Seher deutete den Segen als übles Zeichen. Seine Stimme erhob ſich in dem dionyſiſchen Jubel der Weinleſe. Der Ruf des Schickſals? Die Geburt der Tragödie?

Es war der blinde Joachim, den die Leute ſeines Ortes als Propheten verehren. Die Haut liegt pergamentartig um ſeine rieſigen Knochen, er hält das Geſicht aufwärts, als ob er beſtändig in die Sonne ſchauen würde. Er hat ſo viel geſehen und weisſagt aus der Vergangenheit die Zukunft. Scharen von Kindern und Weiber ſind um ihn her. Er ſoll ſagen, ob dieſer Weinſegen auch in den kommenden Jahren beſtehen und demnach der einſtige Reichtum wieder aufblühen werde.

Der Alte erhebt die Hand und ruft mit ſonnenwärts gewendetem Antlitz: „Die Flüſſe und Bäche und Brunnen werden rot fließen, rot vom roten Blut! Alles Blut!“

„Das wird der Wein ſein, der rote Wein, Joachim!“ riefen die Leute zugleich.

Und auf all dieſen ſanft gereihten Hügeln ſchlief der junge Wein, von Blätterfingern behütet, von der warmen Herbſtſonne auf die rot und röter werdenden Wangen geküßt, und von den ſanften Winden geſchaukelt, die von dem nahen blauen Meer geſchickt waren, und von den leiſe murmelnden Wellen der Flüſſe und Bäche eingeſungen, die mit ſilbernen Füßen in den Talfurchen hinunterſprangen.

Und das rote Blut der Erde ſtieg in die Wangen des jungen, ſtirnbekränzten Weingottes, der ſich reckte und ſtreckte, ſich die Augen rieb und auf dieſen wohligen Hügeln wie auf weichen Pfühlen erwachen wollte.

Der ſüße Rauſch!

Noch liegt er glühend und gefangen in den feſt verſchloſſenen Kelchen, die dicht nebeneinander all die Hänge hinauf und hinab gereiht ſind, und er blickt mit hunderttauſend Rebenaugen traumhaft in die Welt. Bald, aber bald wird er ſeine Wände ſprengen und die Herzen der Menſchen erfüllen mit Kraft, Begeiſterung, Glück, mit all dem namenloſen Glück, das noch geheimnisvoll und verheißend auf allen dieſen Höhen leuchtet.

Weinleſezeit!

Tauſende von Arbeitshänden kribbeln zwiſchen den Weinſtöcken, aber es iſt, wie der Prophet geſagt hat, das Joch der Arbeit von allen genommen. Denn was ſonſt Arbeit heißt als Laſt und Lebensmühe, iſt um dieſe Zeit verwandelt in

Spiel, in Freude und Jauchzen. Was sonst unter Stöhnen und Fluchen geschah, heute geschieht es unter Singen und Jubeln.

Und so schmettert nicht nur der gelbe Vogel des Winzerhorns tagaus und tagein über die fruchttragenden Hügel, sondern es steigen auch die Lerchen der Fröhlichkeit und jubeln von allen Höhen herab. Das Lachen treibt sein neckisch anmutiges Versteckenspiel, bald flötet es da, bald dort, und schließlich ist es an allen Ecken und Enden lebendig, denn kein Laut in der Welt kann ein so vielstimmiges Echo erwecken, wie gerade dieses göttliche Lachen.

Der Süden Frankreichs! Wenn der liebe Gott gut leben will, dann lebt er dort, wo der Most von allen Hügeln rinnt.

Der Herbst kam diesmal nicht als bärbeißiger Geselle, der mit dem Kehrbesen das Land ausfegt, daß Staub und dürre Blätter wirbeln und der Himmel rasch den grauen Wolkenvorhang zuzieht, damit nicht der Kehricht gegen das reine Gehäuse aus Gold und Lapislazuli flöge. Nein, nein! Der Herbst war diesmal verwandelt, und er kam als liebe Frau, in den strahlenden, blauen Mantel gehüllt, und hob die durchsichtige Hand, aus der goldene Strahlen niederflossen, hob diese unirdisch zarte Hand, den schwellenden Leib der Mutter Erde zu segnen.

Damit das Böse nicht Macht gewinne, stieg der gute, alte Pfarrer Lemire, so beschwerlich es für ihn auch schon war, im geistlichen Ornat den Berg hinauf, die Frucht am Stock kirchlich zu weihen und dem Schöpfer ein Dankgebet unter freiem Himmel darzubringen. Unter einem von vier knochigen Männern getragenen Baldachin aus schmutzig weißer, verschlissener Seide mit goldgestickten Sternen und Bouillonfransen, die stellenweise schwärzlich geworden waren, humpelte er mühselig empor, gefolgt von singenden und betenden Frauen und Männern aus dem Dorfe, die mit Windlichtern und wehenden Kirchenfahnen einen langen, wimmelnden Zug bildeten. Und wo sie zogen, hielten die Weinbergsleute in ihrer fröhlichen Arbeit inne, falteten die Hände und sanken für einen Augenblick in das tiefe, tiefe Nichts ihrer Andacht. Dann aber ging das Scherzen und Lachen wieder fort, vermischte sich mit dem Bimbim der von Ministrantenbuben eifrig geschwungenen Klingeln und mit dem frommen Singsang der alten Weiber, Kinder und Greise. An der Spitze des Zuges wurde das Bild des Gekreuzigten getragen, der da gesagt hatte: „Dies ist mein Blut, dies ist mein Fleisch!“ Und neben den glockenschwingenden Ministrantenbuben waren andere, die als wichtige Helfer der Heiligkeit silberne Weihrauchfäßchen schwangen, und aus diesen stiegen Wölkchen von Amethyst empor, empor, empor bis hinauf an die blaugoldenen Säulen des Himmels, der das Weihegeschenk mit gnädigen Händen aufnahm.

Man mußte dankbar sein, man mußte sehr dankbar sein! Wie viele Jahre war es her, daß ein solcher Segen wie diesmal nicht über die Hügel geflossen war! Es waren nicht sieben magere Jahre, es waren ihrer vielleicht doppelt so viele, da die Not auf diesen Bergen thronte und in den Dörfern als scheuer, unheimlicher Gast sich an den Herd schlich, das Brot mit Tränen zu salzen und den traumschweren Mohnkranz des Schlafes von den Stirnen der Kampfesmüden zu reißen. War es nicht in diesen schweren Zeiten, da die Mutter Sorge die tiefen Kummerfalten in das Antlitz der ringenden Menschen grub, eine eindringliche Schrift, die noch nicht verlöscht war? Man brauchte nur das Antlitz des wackeren Marcellin oder des braven Francillon zu sehen, die in diesen Tagen der Heimsuchung als Apostel

gewirkt haben, um zu wissen, wie groß die Heimsuchung war. Man braucht nur in den verhärmten Gesichtern der Prozession zu lesen, um die Geschichte der vergangenen Tage zu lesen. Nun aber waren sie von Freude verklärt, und die Vergangenheit warf keinen stärkeren Schatten als die Erinnerung an einen überstandenen bösen Traum.

Der wackere Marcellin!

War er nicht der Heiland jenes Volkes, das im gesegneten Midi vom Wein lebte? War es nicht er, der das Wunder bewirkt und den Hügeln ein neues Blühen und Fruchttragen geboten hatte, nach den langen Jahren der Armut, da sich die Erde wie eine geizige Faust verschloß und die alte, heilige Gottesgabe versagte? Eine furchtbare Krankheit wütete in dem dunklen Schoß, die Phylloxera, und man mußte blutenden Herzens zusehen, wie die kraftstrotzenden Wangen der Weinhügel fahl wurden und schweres, unheilvolles Siechtum über diese Erde verhängt war. Um das Leben zu fristen, mußten die Weinbauern zu einem verruchten Mittel greifen: sie fingen an, den schal und gehaltlos gewordenen Rebensaft mit Zucker und anderen Beigaben zu verschönern und die Gabe Gottes zu verfälschen. Eine Sünde, eine schwere Sünde, aber der Himmel wird sie verzeihen! Sühne? Der Herr hat dem Volk die Sühne bereits auferlegt. War doch trotz aller saueren Müh der versüßte Wein auf das Zehntel des früheren Preises gesunken, daß er kaum mehr die Kosten deckte und der Mensch im Schweiße seines Angesichts immer nur den Abgrund grub, der ihn verschlingen mußte. Aber da brachte Marcellin eine Rebe, die weit über das Meer kam, und diese Rebe schlug Wurzeln, trieb Blätter und Blüten und wuchs wie ein Baum und brachte Trauben hervor, wie sie einst nur im Lande Kanaan gesehen worden. Und er rüttelte das in Verzweiflung, in fruchtlosen Bittgängen und ohnmächtigen Verwünschungen hindämmernde Volk aus der Hoffnungslosigkeit auf, scheute nicht Opfer und Mühe, trug gelassen Spott und Haß, den sein unbequemer Fanatismus erweckte, aber er ruhte nicht, bis seine Landsleute ein gleiches taten und der Segen von neuem auf allen Höhen reifte und Glück, Glück in alle Herzenswinkel leuchtete.

Wie Jesus auf der Hochzeit zu Kana in Galiläa, so hatte hier Marcellin Wasser in Wein verwandelt.

Heil, wackerer Marcellin! Heil!

Unten im Winzerstädtchen Perpignan war das Fest der fröhlichen Arbeit bereits in vollem Gange. Das Rathaus auf dem schönen, von Platanen bestandenen Platze gegenüber der Kirche war beflaggt, die Tore standen weit offen, und wer mitten in der strahlenden Sonne stand, konnte das Herz der dunklen Kirche sehen, den Altar, auf dem sieben silberne Leuchter brannten und Kränze von Blumen und Früchten hingen. Auf dem Weingut Marcellins, einem alten barocken Schloß, und den benachbarten Häusern ging es lebhaft her, schwere Bauernstiefeln schritten über den marmornen Estrich, die schöne junge Jeanne, Marcellins Tochter, schenkte aus schweren braunen Krügen den kommenden und gehenden Winzerleuten die Gläser voll Wein; alle Leute, selbst Krämer und Handwerker taten an der fröhlichen Geschäftigkeit und an den Vorbereitungen zum Festabend eifrig mit. Die einen befestigten farbige Lampions in den offenen Hallen, andere banden grüne Buschen und schwere Trauben an ein vorgerichtetes Lattenwerk, da und dort wurden Instrumente gestimmt, groteske Masken geprobt, und zwischendurch stapften

die bacchantischen Scharen der Winzer mit roten, von Traubenblut triefenden Händen, die köstliche Last auf dem Rücken, die weiten Bottiche zu füllen, endlose Züge übermütiger, weinlaubgeschmückter Götterssöhne und Faune, die den rauschbeseelten Tag des Dionysos feiern.

Es war kein Tag, den Kopf hängen zu lassen, dennoch hatte der junge Gaston einen Wermuttropfen in seinen Freudenbecher getan. Er drückte sich von der Arbeit, trieb sich mehr als nötig war um die schöne Jeanne herum und hatte bei aller aufgepeitschten Lustigkeit mit Anwandlungen von Rührung und Schwäche zu kämpfen.

Aber wer sich in der Lage des jungen Gaston befand, hatte ein Recht, diesen Glückstag mit Wehmut zu genießen. Es war doch für ihn ein Abschiedsfest, für ihn, der die Heimat verlassen sollte, um ein fernes, unbestimmtes, mit blauen Sehnsuchtshänden winkendes Glück zu suchen. Die Heimat verlassen, jetzt, wo sich alles, alles zum Guten wendete und selbst die langbegehrte Liebe aus den Augen der schönen Jeanne knospete? Und alles, was er sah und was ihm begegnete, liebkoste seine Seele und hielt ihn mit unsichtbaren Händen fest. Sich loszureißen war schwer und bedurfte eines herben männlichen Entschlusses. Es war selbst schwer, in diesen Augenblicken nicht weinerlich zu werden. Aber Gaston fühlte die Kraft der stolzen Männlichkeit in sich, er schlug sich mit der Hand vor die Brust und sagte: „Ha, Gaston wird sich nicht beugen lassen! Herz, schweig still, mein Herz! Der starke Gaston!“

Das Fest konnte nicht eher beginnen, bevor nicht die kirchliche Feier vorüber war, die eine Art von stimmungsvoller Einleitung des fröhlichen Abends war. Noch lag die Sonne vor der Kirchentür, da schwankte die Prozession aus den Weingärten wieder herunter und füllte den Platanenplatz vor der Kirche mit farbigem Leben, daß er aussah wie ein Blumenbeet.

Der gute Pfarrer Lemire bestieg die offene steinerne Kanzel an der Außenseite der Kirche und sprach zum versammelten Volk.

Er redete mit Engelszungen wie der Prophet, der da verkündet: Siehe, es kommt die Zeit, daß man gleich ackern und ernten, und zugleich keltern und säen wird; und die Berge werden von süßem Wein triefen, und alle Hügel werden fruchtbar sein. Er verglich den Weinstock mit der Hand Gottes, die aus der Erde hervorwachse, um einen Labetrunk, den Trunk der ewigen Jugend, der verlangenden Menschheit darzureichen. Die Hand Gottes, solange verschlossen, hätte sich nun wieder weit geöffnet den Segen ausfließen zu lassen, daß davon die Keltern und die Fässer überliefen und der Strom über das Land fließe, nach den großen Städten, wo die Menschen danach dürsten, aus diesen mystischen Quellen zu trinken. Und wer krank und gebrechlich sei, der würde neues Leben daraus schöpfen, und wer schwach und zaghaft sei, der würde neuen Mut gewinnen, und wer mit Maß die Gabe genösse, der würde die Gnade des hohen Alters erlangen.

Aber hinter den Geschenken Gottes stehe der Verführer, der die Herrschaft über diese Welt gewinnen möchte. Wer Mißbrauch mit den Himmelsgaben treibe, werde sein Unheil aus ihnen schöpfen. Der werde aus den heiligen Brunnen der Schönheit und Weisheit, in denen statt Wasser Wein fließt, Gift trinken, statt Stärke Schwäche erlangen, statt Klugheit Torheit, statt Liebe Zwietracht, statt Begeisterung Gewalttat, statt Glück Unheil, statt Seligkeit des ewigen Lebens nur bitteren Tod. Aber der Gott, der den Weinstock pflanzen lehrte und der wollte, daß dieses Blut der Erde als Symbol

der ewigen Kraft in den Reben aufsteige wie in silbernen Röhren, der hätte der Menschheit eine ungeheuere Gnade erweisen wollen. Und um diese Gnade zu erhöhen, habe er die langen Jahre der Heimsuchung geschickt, wo die heiligen Brunnen des Weins versiegt waren, damit man die Gnade des neuen Segens wieder ermessen und in der rechten Demut empfangen werde. Nun fließe der Reichtum von allen Hügeln, und die Freude käme mit ihm über alle Menschen, die an diesem Gute teilhaben und die nicht genug von diesen Gaben erlangen können, um sie weiter und weiter zu geben.

Die Weihe der Worte war in die ehrfürchtigen Seelen geflossen, daß sie noch eine Weile in andächtigem Schweigen verharrten, als der Pfarrer längst geendet hatte und von der Kanzel verschwunden war. Allmählich löste sich die Starrheit, die Menge kam in Fluß, alle fühlten sich rein und froh wie Kinder und durften sich auf einen heiteren Abend freuen. Denn vom Anhören einer Predigt bekommt man Hunger und Durst.

Jetzt, wo noch die Spannung auf den Gesichtern lag, sah man, wie ähnlich die Menschen hier einander sind. Kinder und Greise ganz ähnlich! Irgendwie gehörten alle zusammen, verknüpft durch lange, lange Verwandtschaftsfäden, die ihren Erinnerungen so viel beziehungsreichen Stoff geben. Alles will erzählen, alles pflegt ein geheimnisvolles Gärtlein von überlieferten Geschichten, überwuchert von den Wunderblumen der Ahnungen und den giftigen Blumen des Aberglaubens. Hinter jedem Fenster, in jedem Treppenwinkel wacht das Schicksal.

* * *

Auch Joachim hat die Predigt angehört, aber er schüttelt verneinend den Kopf. Die Menge umringt ihn. Er ist ein Greis von weit über hundert Jahren, so alt, daß er selbst sein Alter nicht mehr kennt. Er will erzählen. Der Faden reißt immer wieder ab. Er reiht Fernes und Nahes stückweise aneinander, eine sinnlose Verworrenheit, die aber zuletzt doch einen gewissen Rätselsinn bekommt.

Eigensinnig beharrt er auf seiner Prophezeiung und wiederholt immer wieder: „Rotes Blut! Nicht Wein! Alles rot von Blut!“

Was doch der Alte schwätzt! Er hat einmal eine Zeit gesehen und oft von ihr erzählt, da sich tatsächlich die Bäche und Brunnen mit Menschenblut gefüllt haben. Ein großes Morden war ausgebrochen, dem der Greis als Kind zugesehen hatte. Die große Revolution! Aber mehr als hundert Jahre sind darüber vergangen, man kennt das Geschehnis nur vom Hörensagen und aus Büchern. Was soll also die alte Mär? Der Alte ist geistig wieder in seine Kindheit zurückgesunken, und darum wohl tritt der furchtbare Eindruck seiner ersten Jugend wieder so stark vor seine Seele. Die einen lachen über den kindischen Alten und spotten seiner Schwäche, die anderen aber wollen darin eine Weissagung erblicken. War es nicht derselbe früh erblindete Joachim, der schon vor zwanzig, dreißig Jahren verkündet hatte: Es werden Sicheln vom Himmel fallen, und die Weinstöcke auf den Bergen werden, an der Wurzel getroffen, umsinken wie todmüde, schnittreife Ähren?

Alter Narr! Willst du krächzen wie ein Unglücksrabe?!

Blaue Schattenringe lagen mit einemmal um die Sonnenaugen der traumhäuptigen Weinhügel, und Schatten fielen in manche Gemüter, die stark und zähe waren in schlimmen Zeiten und schwachherzig und furchtsam, wenn der Segen mit allzu schweren Lasten niederströmte.

„Will der Prophet sagen, daß den Göttergeschenken nicht zu trauen sei? Blinder Seher, erkennst du den Tod, diesen hohläugigen Schurken, der in der Weinlaube, auf den schwangeren, lebenspendenden Hügeln sitzt? Oder meinst du, daß das Verderben in der verführerischen Gestalt leichtgeschürzter Mädchen komme und daß das Unheil die Rosenwangen des Glücks als täuschende Maske wähle? Altweibergeschwätz!" So sprachen die Zweifler.

„Wer denkt ans Sterben, wenn sich der Himmel öffnet und alle Wonnen niederstürzen?" So sprach die Jugend.

* * *

„Freut euch des Lebens, ihr Freunde," rief der übermütige Gaston; „he, Musik! Und Wein her, diese Trübsalbläser zu ersäufen! Freut euch des Lebens! Musik!"

Das Echo antwortete mit feurigen Zungen von den Hügeln, aus den Kellern, aus den Herzen, aus allen Baßgeigen, die am Himmel hingen, aus allen Flöten, die sonst einsam und liebeskrank zum Steinerweichen jammerten, aus Geigen, die jubelten und weinten, aus Messinghörnern der Winzer, die grell und zackig melodeiten, aus Kehlen, die zu krähen anfingen, gröhlend, grunzend, piepsend, grob, überfein, und in diesem menschlichen Hühnerhofgeschnatter manche wirkliche Singstimme, die wie ein metallenes Bächlein durch die tönende Luft rann. Weinrote Winzerhände flogen in die Höhe und klatschten im Takt, plumpe Beine mit erdigen Bauernstiefeln wurden leicht und graziös und tanzten zierliche Figuren. Alles drehte sich im Kreis, und die sinkende Sonne, die trunkenen Hügel, die Häuser, die Bäume, die Kirche, das Rathaus, die ganze Welt drehte sich mit.

Nur der hagere rechnende, grübelnde Marcellin drehte sich nicht im Ringelspiel. Er war in ernste, schwere Geschäfte vertieft. Ein paar Fremde waren hier, die er den lieben langen Tag umhergeführt von Weinland zu Weinland, von Kellerei zu Kellerei, die Vorräte zu schätzen, ihren Wert zu berechnen, die Preise zu bestimmen, den Verkauf für die ganzen vereinigten Winzer zu bewerkstelligen. Es waren die Herren Makler aus Paris, die mit habgierigen, kritischen und zugleich ablehnenden Mienen umhergingen, wenig sprachen, spöttisch lächelten und mit geringschätzigen Gebärden antworteten, während Marcellin sich in Worten überstürzte, beteuerte, vorrechnete, anpries, drohte, beschwor und zu verzweifeln schien.

Die Herren Makler! Das waren ja die Sendlinge der großen, unbegreiflichen Geldmacht, die über Sein und Nichtsein gebot und die nun ihre Diener und Helfer geschickt hatte, diese rubinroten, kostbaren Blutstropfen der Erde mit Gold aufzuwiegen. Sie waren längst erwartet worden, auf daß sie diesen grünen Hügeln, denen der Herbst nun eine goldene Rüstung verliehen, aus Dukaten geschmiedet, denn soviel war die Ernte wert! Und man rechnete dabei mit alten, mäßigen Preisen aus der früheren guten Zeit, ohne Wucher: Fünfzig Franken pro Hekto!

„Mit nichten, ihr Herren Winzer!" Und die knöcherne, filzige, gierig zupackende Hand jener erbarmungslosen Macht schrieb eine Zahl hin, die vor den Augen des armen Marcellin wie ein Todesurteil in flammenden Zügen an dem heiter blauen Himmel aufzuckte: „Fünf Franken pro Hekto!"

Jesus trieb die Wechsler und Makler aus den Vorhöfen des Tempels, weil sie Wucher trieben mit den heiligen Gaben und das Volk zum Darben brachten, dieweil die Schatzkammern der Natur in Reichtümern überflossen. Marcellin war

versucht zu tun, wie es in der Bibel erzählt wird, aber er war nicht Jesus, sondern er war Marcellin, der Bevollmächtigte seiner Winzergenossen. Er fuhr mit erregten Händen durch seinen blauschwarzen, von Silberfäden durchrieselten Bart und schrie: „Fünfundvierzig zum Letzten!"

Und die anderen erwiderten kalt und geschäftsmäßig: „Fünf zum Letzten!"

„Dann möge ihn das Meer saufen!"

Und ein gleichgültiger Ton entgegnete: „Dann möge ihn das Meer saufen!"

Marcellins tiefliegende, dunkellodernde Augen fuhren hilfesuchend im Kreise herum bis an den Horizont, als erwarteten sie, daß dort die große, unsichtbare Wage des Sittengesetzes, die über der Weltordnung schwebt, wild aus ihrem Gleichgewicht fahren, der Himmelswagen der Erde auf seiner Ewigkeitsfahrt schwanken und krachen würde, in Gefahr, aus den Fugen zu gehen, und die Donner aus dem Schlafe geweckt wild umherschlügen.

Aber die Luft lächelte, die Hügel lächelten über und über mit roten Traubenlippen, das blaue Himmelsauge lächelte, das Weinbergvolk tanzte und jauchzte, alles atmete tiefen Frieden und vergißmeinnichtseliges Glück.

„Freut euch des Lebens!" Gaston sah tief ins Glas, und er schaute darin Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Die Vergangenheit machte ihn weinerlich, die Gegenwart machte ihn streitsüchtig, und die Zukunft machte ihn aufschneiderisch. „Gaston ist ein verfluchter Kerl, Gaston ist kein Stubenhocker, Gaston geht in die weite Welt, Gaston läßt nicht spaßen mit sich, Gaston wird ein reicher Mann, draußen, wo die Gärten seiner Träume blühen, in dem großen schönen Paris, wo mancher arme Bursche sein Glück gemacht hat, Gaston braucht nur zuzugreifen, Gaston, Gaston, Gaston!"

Der alte Joachim fuchtelte mit den Fingern in der Luft und lallte: „In Paris — — kein solcher Wein wie dieser! Kunstwein, Fabrikat, Schwindel, Gift. Pfui!" und er spuckte aus mit der Grimasse des Ekels, als ob er schon bei dem Wort Kunstwein einen üblen Geschmack auf die Zunge bekommen hätte.

Die Kameraden spotteten, Gaston wurde zornig, aber ein Mütterchen humpelte herbei, zog mit sanfter Gewalt den willenlos Folgenden beiseite: „He! Gaston, mein Junge! Ist das Haus nicht schön, sind die Stuben nicht hoch, ist das Linnen nicht weiß, hast du nicht hier deine Ordnung und dein Behagen? Und ist die junge Jeanne nicht gut zu dir, ein liebes, braves Kind? Überall ist es gut, aber zu Hause ist es am besten. Die fortzogen, sind meistens verdorben und gestorben. Bleib hier!"

Der heldenhafte Gaston wollte flennen.

Ein Jugendfreund, der treue Leon, trat zu ihm und redete auf ihn ein: „Was willst du dort? Hier sind die Wurzeln des Wachstums. Hier ist die Treue; Freund, du darfst den Bund nicht brechen!"

Und sie tranken zusammen, und es wollte dem guten Gaston dünken, als schlüge das Herz des Weins im Glase, und als täte dieses Herz den Mund auf und spräche: „Ich bin die Wahrheit. Eine reinere, echtere findest du nirgends als hier. Ich bin die Begeisterung, die Quelle aller großen und schönen Dinge. Aus mir trinkst du die Kraft, die Größe, das Glück, die Liebe; was willst du da draußen? Dort ist alles Lug und Trug!"

(Fortsetzung folgt.)

Das Problem des Lebens

Von Prof. Dr. Otto Liebmann-Jena

„Was iſt Leben? — Dies iſt das große Rätſel der Sphinx, das noch immer ſeines Ödipus harrt. Wir ſehen den Strom des Lebens mit allen ſeinen Strudeln und Wirbeln durch die unabſehbaren Generationsreihen unabläſſig weiterrollen, wir ſchwimmen ſelbſt mitten im Strome, bemüht, uns ſo gut als möglich über Waſſer zu halten; aber wir begreifen ihn nicht und kennen ſeinen Urſprung nicht.“ Die Philoſophen und Naturforſcher aller Zeiten und aller Richtungen haben mit heißem Bemühen dieſe Frage zu löſen verſucht, keinem iſt es noch gelungen. Prof. Otto Liebmann macht in ſeinem vortrefflichen, ſoeben bereits in vierter Auflage bei Trübner in Straßburg erſchienenen Werke „Zur Analyſis der Wirklichkeit, eine Erörterung der Grundprobleme der Philoſophie“ im Anſchluß an die eben zitierten Worte auf das höchſt charakteriſtiſche Eingeſtändnis des berühmten Phyſio- und Biologen Flourens aufmerkſam, der offen zugibt, daß die Wiſſenſchaft vom Leben nicht weiß, was Leben iſt. — Im Gegenſatz zu den Übertreibungen mancher Darwiniſten erſcheint die hier folgende, mit Genehmigung des Verlegers dem genannten Werke entnommene Abhandlung beſonders ſachlich und beachtenswert; eindringlich rührt ſie an die tiefſten Probleme der philoſophiſchen Forſchung. Die Schriftltg.

Angenommen, die Deſzendenzlehre, welcher von jedem vorurteilsloſen Denker als einer wahrhaft vernunftgemäßen Hypotheſe aufrichtigſter Beifall gezollt wird, wäre fertig, für immer abgeſchloſſen und vollendet; angenommen, der große Stammbaum der organiſchen Naturweſen von der Wurzel bis zum Wipfel, vom Moner bis zum Menſchen, und überhaupt durch alle gröberen und feineren Verzweigungen hindurch bis zu dem ungeheuren Geſtaltenreichtum der gegenwärtig auf der Oberfläche des Erdballs lebenden, ſowie der im ſteinernen Archiv der Erdrinde als Foſſil begrabenen Flora und Fauna, — er läge offen vor uns aufgerollt, und zwar nicht als Hypotheſe, ſondern als hiſtoriſch feſtgeſtellte Tatſache, ſozuſagen als echtes Palimpſeſt, was hätten wir dann? — Eine Ahnengalerie, wie man ſie auf fürſtlichen Schlöſſern auch vorfindet, nur nicht als Fragment, ſondern in abgeſchloſſener Totalität. Da könnten wir denn gleich dem Edelmann, welcher nachdenklich in ſeinen Ahnenſälen auf und ab wandelt und die Bilder ſeiner Vorfahren bis zu den Kreuzzügen oder noch weiter zurück prüfend betrachtet, genau überblicken, wie unſere Großväter, Großmütter, Urgroßmütter uſf. ausgeſehen haben, und wie ſich durch die retrograde Reihe der Generationen, bei mancherlei ſeitwärts abſpringenden Individualabweichungen, doch im ganzen und großen eine nach rückwärts immer geringer werdende Familienähnlichkeit hindurchzieht. Das hätten wir! Wir würden dann durch unzählige Geſchlechter, deren jedes folgende aus dem vorangehenden hervorgewachſen iſt, die Entſtehungsgeſchichte der heute ſo unendlich mannigfaltigen Pflanzen- und Tierformen und Typen, Genera und Species — (welche ehedem bei der Arche Noah abbrach) — bis zum einfachen und indifferenten Protoplasmaklümpchen zurückverfolgen können. (Wer das erſte Ei gelegt hat, dies hätte dann der Chemiker durch Herſtellung eines ſolchen — künſtliche generatio originaria —

zu entscheiden.) Sehr schön! Eine höchst erfreuliche Erweiterung unseres historischen Horizontes, welcher bis auf diese Tage von den dunklen Nebelwolken des Mythos, der religiösen Volkssage umlagert war! Dann blieben jedoch mindestens zwei unerledigte Fragen übrig. Erstens: Wie kommt es doch, daß ein Muttertier, sei es durch Keimung und Sprossung, sei es infolge geschlechtlicher Zeugung, entweder entwicklungsfähige Eier oder ausgetragene Kinder hervorbringen kann? — daß aus einem organischen Individuum andere, neue Individuen entspringen? Zweitens: Wie kommt es, daß gewöhnlich (aber bei weitem nicht immer!) die Nachkommen den Vorfahren ähnlich sehen? — daß aus dem Muttertier, sei es direkt, sei es (wie beim Generationswechsel, der Insektenmetamorphose usw.) indirekt, solche Nachkommen entspringen, welche bei mancherlei individuellen Abweichungen doch im ganzen den Typus der Mutter oder Großmutter erben?

Auf beides hat unsere Wissenschaft keine Antwort. Es ist eben ein Faktum, gerade so, wie bis vor kurzer Zeit die Gültigkeit des Code Napoléon in der preußischen Rheinprovinz ein Faktum war; nur mit dem Unterschied, daß wir den Grund der zuletzt genannten Tatsache genau kennen, den der ersteren nicht nur nicht kennen, sondern gar nicht einmal ahnen.

Die Erklärungsprinzipien Darwins und seiner Schüler, Moritz Wagners, Häckels usw. usw., sind nur occasiones, Veranlassungen, nicht causae efficientes der Entstehung unserer Pflanzen- und Tierwelt. Erklärt, im streng naturwissenschaftlichen Sinne erklärt würde die Genesis dieses enorm buntscheckigen, formenreichen Gewimmels organischer Wesen, welches von den eisigen Polen bis zum glühenden Äquator im Wasser, in der Luft und auf trockenem Lande kriecht, fliegt, schwimmt und wächst, erst dann werden können, wenn man die Entstehung und den Lebensprozeß zunächst nur eines einzelnen Individuums, — dies enorm verwickelte Spiel der Moleküle, — als notwendige Folge aus Grundkräften, wie Gravitation, Kohäsion, chemischen Affinitätskräften u. dgl. m., mit derselben Evidenz und zwingenden Überzeugungskraft abgeleitet hätte, wie wir die Bewegungen der Planeten nach der zweiten Regula Kepleri aus der Trägheit, dem Kräfteparallelogramm und einer attrahierenden Zentralkraft beweisen. Von der Lösung dieses ungeheuren Problems, dessen logische Existenz der Mehrzahl unserer Darwinianer unbekannt geblieben zu sein scheint, kann nun aber mit den der heutigen Naturwissenschaft zu Gebote stehenden Mitteln nicht im entferntesten die Rede sein. Dampfmaschinen können wir konstruieren, weil wir sie (naturwissenschaftlich) erklären können; einen lebendigen Frosch können wir nicht konstruieren, weil wir ihn nicht erklären können. Das Problem im Gegensatz zu der landläufigen Gedankenlosigkeit richtig als Problem erkannt zu haben, dies Verdienst mindestens gebührt dem höchst beachtenswerten Werke von Dr. A. Götte: „Entwicklungsgeschichte der Unke (bombinator igneus), als Grundlage einer vergleichenden Morphologie der Wirbeltiere", Leipzig 1875. Ob die von Götte aufgestellte Hypothese über den Mechanismus der Entstehung des Individuums im Ei haltbar und zulänglich ist, mag dahingestellt bleiben. Götte leugnet paradoxerweise und im Widerspruch mit der traditionellen Ansicht, nach welcher beim Fortpflanzungsprozeß das organische Leben vom Mutterorganismus auf den Tochterorganismus kontinuierlich übergehen soll, die Zellennatur des Eies. (Zellen sind, wie Schwann nachgewiesen hat, die eigentlichen Formelemente des Organismus, also, da das

Wesen des Organismus eben in der Form besteht, die Elementarorganismen.) Nach ihm ist das Ei weder eine cellula, noch überhaupt ein organisierter Körper, — kein Elementarorganismus; er erklärt es für eine wesentlich homogene, also unartikulierte, lebloſe, amorphe Masse, eingeschlossen von einer ihr äußerlich angebildeten Umhüllung, mit anderen Worten für ein organisches, aber unorganisiertes Sekret, wie Speichel, Harn, Schweiß und Tränen, welches gleichfalls organische Stoffe, aber unorganisierte Körper sind. Er bestreitet folglich den seit ein paar Jahrzehnten als Axiom betrachteten Satz „omnis cellula ex cellula", und die Entstehung des Individuums im Ei wird für ihn zur generatio spontanea. Selbst die Dottermasse des befruchteten Eies soll, obwohl die Befruchtung sie entwicklungsfähig und lebensfähig macht, kein Organismus, keine Zelle sein. Die Teilung, die immer weitergehende Artikulation oder Organisation und Verlebendigung der zuerst unorganisierten und lebloſen Dottermasse will er dann rein mechanisch erklären aus radiären Diffusionsströmungen im Ei. Inwieweit nun diese und andere Positionen Göttes sich bewähren, das bleibt seinen speziellen Berufskollegen, den Mikroskopikern, Embryologen, vergleichenden Anatomen und Zoologen von Fach überlassen. Seine Negation aber, seine kritische Thesis, daß „Vererbung", „Anpassung" und dergleichen Schlagwörter für unkritisch generalisierte Fakta zu Erklärungsprinzipien der Entwicklung des Individuums (Ontogenie) schlechterdings unbrauchbar sind, verdient als ein im besten Sinn philosophischer Gedanke gerühmt zu werden. Vererbung ist ein Resultat, nicht ein Faktor, ist Konsequenz, nicht Antecedenz der individuellen Entwicklung.

Vorläufig scheinen mir die „formae substantiales" weder erklärt, noch eliminiert zu sein. Denn denke man sich einmal folgendes tollkühne Experiment. Gesetzt, die chemischen Ingredienzien, aus denen ein einjähriger oder auch ein dreißigjähriger Mensch besteht, wären uns ganz genau bekannt, und wir brächten sie nun nach dem genauesten Rezept quantitativer und qualitativer chemischer Analyse in richtigen, naturgetreuen Proportionen zusammen, — soundso viel Kalk, Phosphor, Kohlenstoff, Hydrogen, Oxygen usw. —, und zwar unter den angemessenen physikalischen Bedingungen, als da sind gehörige Temperatur, Luftdruck, Elektrizität usw., — glaubt man etwa, dieser gärende Brei würde nun anfangen, sich zu einem mit Muskeln überzogenen Skelett zu kristallisieren; es würde vermöge des nun entstehenden Spiels der chemischen Verwandtschaftskräfte ein lebendiger Mensch, ein Doppelgänger dieses einjährigen oder dreißigjährigen Cajus hier entstehen? — Die meisten werden auf diese Gewissensfrage vermutlich antworten: „Ein Narr, wer das glaubt! — Nicht einmal der Kadaver des Cajus, geschweige denn der lebendige Cajus entstünde daraus!" — Ich bin nicht so vorschnell, gestehe aber ein, daß mir der Mutterleib und die typische Mutterform nötig zu sein scheint, um die „rudis indigestaque moles" in die Cajusform zu bringen. Die Alchymisten dachten anders.

Wäre aber das physische Problem, d. h. die strenge Deduktion des organischen Lebens aus den allgemeinen Grundkräften der Materie geglückt, so bliebe das metaphysische Problem: Worin besteht denn das Wesen jener Grundkräfte, aus denen dies verwickelte Spiel der Atome, genannt „animalisches Leben", hervorgeht? — Hier stoßen wir fühlbar an die äußersten Schranken solider Erkenntnis; hier stehen wir wie gelähmt vor dem Schleier der Isis.

„Sei hinter ihm was will! Ich heb' ihn auf."
Er ruft's mit lauter Stimm': „Ich will sie schauen!" —
— — Schauen!
Gellt ihm ein langes Echo spottend nach. — —

Ein rühmlichst bekannter, mir persönlich befreundeter Naturforscher, Zoologe seines Zeichens, sagte mir in einem Gespräch über das soeben genannte Werk des Dr. Götte: „Das wissen wir ja so schon, daß bei der Geschichte keine Hexerei im Spiel ist." Ich antworte jetzt und hier: Vollkommen einverstanden! — wenn nämlich erstens unter „Wissen" die subjektive Überzeugung verstanden wird, und wenn zweitens „Hexerei" ein naturwidriges, übernatürliches, nicht naturgesetzlich begründetes Ereignis bedeuten soll, ungefähr wie in dem Satze „Geschwindigkeit ist keine Hexerei". Sollte hingegen jener populäre Ausdruck, an dessen Stelle die geschniegelte Schriftsprache etwa das Wort „Wunder" setzen würde, soviel bedeuten wie „dasjenige, was aus den uns bekannten Naturgesetzen unerklärlich ist", — so wäre der Satz falsch. Dann nämlich wäre nicht nur das tierische und pflanzliche Leben, sondern schon die von der Erde auf den herabfallenden oder seine stützende Unterlage drückenden Stein, oder auf den fünfzigtausend Meilen weit von uns im Weltraum fliegenden Mond ausgeübte Anziehung eine „Hexerei"; ja, ganz allgemein, die tatsächliche Gültigkeit der herrschenden Naturgesetze wäre es. Wer weiß denn, warum sie herrschen? Niemand! Die ganze Welt ist, in diesem Sinn verstanden, eine einzige ungeheure Hexerei.

Angenommen aber, wir hätten — bei höherer Potenzierung der Menschenintelligenz — auch dies verstanden, dann bliebe noch die Frage: Wie kann sich an gewisse Erzitterungen in einem gewissen Spezialorgan des tierischen Organismus dasjenige knüpfen, was wir Empfindung, Gedanke, Affekt, Leidenschaft, Wille nennen? Diese Dinge sind von Atombewegungen toto genere verschieden, ihnen absolut unvergleichlich. Wir begreifen wohl, wie aus einer Bewegung durch Druck, Stoß und actio in distans die andere Bewegung hervorgeht, aber nicht, wie aus Bewegungen etwas hervorgeht, das eben seiner ganzen Qualität und Natur nach nicht Bewegung ist. Nimmt man hier nicht, als Dogmatiker, seine Zuflucht zum Cartesianischen „concursus Dei", oder zur Leibnizischen „harmonie préétablie", oder zur Spinozistischen Identität der Substanz bei gleichzeitiger Duplizität der Attribute, oder zu sonst einer metaphysischen Hypothese und Hilfskonstruktion, so gesteht man, als Kritiker, offen seine Inkompetenz ein und erwartet von der Zukunftswissenschaft weiter nichts als fortschreitende Aufhellung der psychophysischen Kausalzusammenhänge, die freilich das Haupträtsel ungelöst läßt.

Schließlich käme dann noch als hinkender Bote die verschwiegene Grundwahrheit zum Vorschein, daß bei allen unseren empirischen Erkenntnissen und wissenschaftlichen Theorien bereits das menschliche Bewußtsein mit seinem sinnlichen Anschauungsvermögen und logischen Verstandesapparat vorausgesetzt ist, und daß wir auf keine Weise Sicherheit über das zu gewinnen imstande sind, was eigentlich hinter der in diesem Anschauungs- und Verstandesapparat gesetzlich entspringenden Bilder- und Gedankenwelt stecken mag. Es ist gut, wenn man sich zuweilen Rechenschaft davon ablegt, daß es außer den bereits erstiegenen Stufen noch unerstiegene, vielleicht unersteigbare Stufen, ohne Zweifel aber absolute Grenzen menschlicher Erkenntnis gibt. Dies schützt vor beschränktem Allwissenheitsdünkel.

Jens Baggesen und Friedrich Christian zu Schleswig-Holstein

Von Dr. Karl Polheim-Graz

er Däne Jens Immanuel Baggesen, 1764 in Korsör geboren, in niedrigen und kümmerlichen Verhältnissen aufgewachsen, erwarb sich als Dichter und Genie schon in jungen Jahren Ruf und Ansehen. Die adlige deutsche Gesellschaft Dänemarks, die Kreise der Schimmelmann, Stolberg und Bernstorff blieben ihm unverschlossen, und Herzog Friedrich Christian zu Schleswig-Holstein aus der Linie Sonderburg-Augustenburg wurde sein Beschützer und Gönner, bald auch sein Freund. Man hoffte viel von dem jungen Dichter; Baggesens stets schwächliche Gesundheit zu befestigen, schickte man ihn auf Reisen, die ihn durch Deutschland und Österreich, durch Italien und Frankreich führten. Er besuchte Dichter und Künstler, Staatsmänner und Gelehrte, knüpfte Bekanntschaften und Freundschaften, sah die thüringische Dichterherrlichkeit und erlebte die französische Revolution.

Aus solchen Reisezeiten stammt ein großer Teil des Briefwechsels zwischen Baggesen und Friedrich Christian: „Timoleon und Immanuel, Dokumente einer Freundschaft", bei S. Hirzel, Leipzig 1910, herausgegeben von Hans Schulz, der sich um Friedrich Christian und seinen Kreis schon durch eine Reihe anderer gründlicher und klarer Arbeiten verdient gemacht hat.

Friedrich Christian ist eine interessante Persönlichkeit, nicht von überragender Größe, viel mehr sich bescheidend und nachgiebig, aber unaufhörlich tätig, unablässig und ehrlich bemüht. Den Wissenschaften zugeneigt, auch den Künsten hold, bekleidete er, dem es versagt blieb, eine Krone zu tragen, die Stellung als Patron der Universität in Kopenhagen und war das Haupt und der Mittelpunkt des dänischen Unterrichtswesens. Wie ihn der Streit um Holstein ins große politische Getriebe zog, so noch mehr die Thronfrage in Schweden, Ereignisse, die des Prinzen Gestalt zu tragischer Höhe erheben. Die angebotene schwedische Krone schlug er beherzt aus, Rücksicht auf seinen dänischen Schwager übend; doch bleibt sein Opfer nutzlos, denn Bernadotte besteigt Schwedens Thron, und kränkende Gefangennahme durch seinen königlichen Herrn lohnt ihm die Tat schlecht. Uns Deutschen ist der Herzog von Augustenburg teuer geworden zumal durch die hochherzige Unterstützung, die er in vornehmem Edelsinn dem notleidenden Schiller angedeihen ließ. An ihn sind denn auch Schillers Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen gerichtet. Baggesen war es gewesen, der den Herzog mit Schillers „Dom Carlos" bekannt gemacht hatte; Ideen und Ideale des Posa sind die leitenden Gedanken der jungen Freundschaft zwischen Friedrich Christian und Baggesen. Des Dichters Reisen dienten ausdrücklich oder nebenbei, aber andauernd dem Zwecke, öffentliche pädagogische Einrichtungen und geheime Gesellschaften und Verbrüderungen kennen zu lernen, die allgemeinen menschheitsfördernden Zielen sich widmeten und die Beförderung der Moralität und Aufklärung beabsichtigten.

Der Briefwechsel wurde (wir denken an die Postverhältnisse jener Zeit) mit Vorsicht geführt; verhüllende Decknamen offenbarten sich nur dem Wissenden. Der Herzog nennt sich „Timoleon" und Baggesen „Immanuel"; Kant zu Ehren hatte

er diesen Namen ja längst auch öffentlich angenommen. Kopenhagen ist „Athen" wie Dänemark „Griechenland", „Arabien" bedeutet Österreich, „Epirus" Schleswig, „Mancha" Braunschweig, „Eden" Augustenburg. Die „Kränzgen" sind die geheimen Gesellschaften, der „Phönix" ist der Illuminatenorden, auf den der Herzog sein besonderes Absehen richtete. Ergötzlich heißen die Minister „Pagoden", Katharina die Zweite entweder „die Stierin" oder „die Närrin", auch „Madame Attila" oder „die nordische Semiramis". „Grandison" ist Bernstorff, „Saladin" der Graf Schimmelmann, die Gräfin „Luna" oder „Chamäleon".

Wenn uns Baggesens Briefe von jener Reise durch Deutschland auch leider verloren sind, so erzählen uns die Briefe des Herzogs doch von manchem merkwürdigen Ereignis, wie vom Besuch „Peregrins" (Lavaters) in Kopenhagen, und weisen eine Reihe stolzer Namen auf. Denn Baggesen hatte Schiller besucht („Enceladus"), der ihn mit dem Taschentuch vorm Munde empfing, — er hatte gerade geschwollene Backen. Der Däne führte von der Reise seine Gattin Sophie heim, eine Enkelin Albrechts von Haller, er lernt Claudius kennen und Klopstock, er schätzt in Wieland einen Vater, und engste Freundschaft verbindet ihn seinem „Agathon" Karl Leonhard Reinhold, dem Schwiegersohn Wielands. „Ein Stammbuch aus dem Kreise K. L. Reinholds" hat neulich Dr. Karl Hugelmann veröffentlicht (Wien 1910, Ambr. Opitz' Nachfolger). Es ist ein Studentenalbum, das Reinholds Hörer Wilhelm Josef Kalman aus Ungarn an den Universitäten Jena und Kiel (wohin Reinhold eben durch seine dänischen Beziehungen berufen worden war) in den Jahren 1792 bis 1795 führte. In diesem Kreise fehlt natürlich weder Baggesen noch seine Sophie, noch Charlotte Wieland. Baggesen schrieb: „Sich nur in anderen lieben, durch anderer Glück nur beglückt seyn, nie nach anderen denken, noch weniger wollen, ist Menschheit."

Des Herzogs und Dänemarks Hoffnungen hat Baggesen nicht erfüllt. Es war eine schwere Enttäuschung, der die sprunghaft fortschreitende Entfremdung und der innerliche Bruch zwischen den Freunden folgte. Der tätige, fürs Vaterland arbeitende Mann, wie ihn Friedrich Christian sich gedacht hatte, ward Baggesen nie. Seine wahre und falsche Genialität, die allzusehr emporschoß, seine unersättliche Eitelkeit war ernster Arbeit durchaus abträglich. Ein Mißverhältnis zwischen Wollen und Können haftete ihm zeitlebens an, die Ursache des Mißlingens liegt zu tiefst und fast ausschließlich in seinem Charakter begründet. Baggesen war eine schwankende, unzuverlässige, unstäte Natur, als einen schwachen, leidenschaftlichen, phantastischen Menschen hat er sich selbst bezeichnet. „Ihrem Charakter fehlt noch Bestimmtheit und Festigkeit, kurz was man Männlichkeit des Charakters nennt", konnte der Herzog ihm schreiben. Die Geschichte der Freundschaft zwischen Timoleon und Immanuel ist ein in diesem Briefwechsel geformter Roman, wie ihn das Leben gestaltet hat, und das Schlußkapitel bilden jene ergreifenden Briefe aus der Schweiz, die Immanuel Baggesen nach dem Tode seiner Frau „am Scheidewege seines Lebens" in den Jahren 1797 und 1798 an seinen Timoleon „aus der tiefsten Tiefe des Abgrundes" gerichtet hat. Erschütternde Selbstbekenntnisse und Selbstanklagen, Hilferufe: „Retten Sie mich, retten Sie meine Kinder!" hat eine subjektiv durchaus wahre Verzweiflung aufs Papier geworfen. Da stehen Entschuldigungen, die dringliche Bitte um Unterstützung, dazwischen lesen wir von der nötigen Eselmilchkur, vom Keuchhusten des Sohnes, der den Schreiber wohl zwanzigmal

zwingt, den Brief zu unterbrechen, um dem Kinde das Blut aushusten zu helfen. Ein behütetes Geheimnis wirft verdunkelnde Schatten, es redet von einer gewissen erhabenen Person und von einer verborgenen, lange gedämmten Leidenschaft des haltlosen Dichters. So endete die Freundschaft des Fürsten und des Dichters, scheiternd an den Menschen selbst. „Goethes Torquato Tasso scheint keiner von beiden gekannt zu haben."

Baggesen, der Dichter, zeigt ein anderes Gesicht als der elende, unglückliche Schreiber dieser Briefe. Neben Klopstockischer Erhabenheit pflegte er vornehmlich das komische Genre. Seine Reiseplaudereien in dänischer Sprache „Das Labyrinth" sind launig und lustig oder wollen es wenigstens sein. Aber dem Dänen war auch die deutsche Art so vertraut geworden, daß er sich in deutscher Sprache durchaus glücklich versuchen konnte. Freilich haben ihm die Erzdänen seine deutschfreundliche Richtung so übel vermerkt wie seinem fürstlichen Freunde. Literarisch steht Baggesen in engster Abhängigkeit von Haller und Voß, von Klopstock und Wieland, die nicht so unvereinbar sind, wie es wohl scheinen möchte. Von den Werken des deutschen Dichters Baggesen sei zur Probe das idyllische Epos „Parthenäis oder die Alpenreise" genannt, das die Wanderung dreier Schweizermädchen, namens Cynthia, Daphne und Myris schildert, die von Nordfrank, einem Dichter aus Norden, begleitet werden. Hermes und Apollo, Eros und Zeus werden bemüht, sie greifen wesentlich in die Handlung ein, die eine Hochzeit beschließt. Neben Klopstockischem Überschwang und Homerischem Pathos steht eine Szene wie „die Fußwasche" im ersten Gesang, der gewiß Wieland Pate stand. Die Wandernden finden in Lauterbrunnen nur ein Zimmer zum Nachtlager; die Mädchen baden, als sie Nordfrank auf dem heroischen Lager von drei gekehreten Stühlen eingeschlafen wähnen, ihre vom Wandern brennenden Lilienfüßchen. Diese harmlose Komik, in die oft ein klein wenig zahmer Lüsternheit gegossen ist, wie der gesprengete Kirschgeist in die lauliche Flut des Bades, mag uns heut fast nur mehr läppisch scheinen, wenn wir den Zeitgeschmack darin nicht zu spüren vermögen.

Dem Prinzen von Dänemark, Friedrich Christian, dem erhabenen Beschützer und Kenner der Wissenschaften und Künste, ist das posthume humoristische Epos in zwölf Gesängen „Adam und Eva" gewidmet, das die Geschichte des Sündenfalles behandelt. Des Stoffes erhabene Größe scheint mir hier das schwächliche Gefäß der Form zu sprengen. Wielands bequeme Technik ist die herrschende, „Freund Boa" parliert französisch, der Dichter dialogisiert, gibt Ausblicke und Zwischenreden. — Die respektable Höhe, welche die Dichtung gegen das Ende hier erklimmt, fällt freilich aus dem Rahmen der Komik heraus, oder sie wird durch kleine komische Einschübe empfindlich gestört. Durch liebenswürdige Züge hat der tiefgläubige Poet das Bild vermenschlicht. Der Schöpfer ist gütig wie ein Vater; Mann und Männin gehen gar nicht ungern aus Eden, mit nur ein wenig wehmütiger Freude, Eva in sehnlicher Hoffnung auf verheißenes Mutterglück.

„Adam und Eva" war Baggesens letztes Werk; er gab die Handschrift in der tödlichen Krankheit, an der er wenige Tage hernach (1826, auf der Reise) starb, an G. J. Göschen, der das Epos 1828 veröffentlichte.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Literaturgeſchichtliches

Zwei Geſchichten der Weltliteratur. Faſt gleichzeitig ſind im Verlage des Bibliographiſchen Inſtituts in Leipzig eine zweibändige „Weltgeſchichte der Literatur“ von Otto Hauſer und bei Velhagen u. Klaſing in Bielefeld die erſte Hälfte einer „Geſchichte der Weltliteratur“ von Carl Buſſe erſchienen. Hauſer faßt den großen Stoff vornehmlich vom Standpunkt des Raſſenforſchers, des Anthropologen; er fußt auf der ganzen neueren, für dies Gebiet geleiſteten Arbeit, insbeſondere auf den zum Teil ſo glücklichen Ergebniſſen Ludwig Woltmanns. So führt er bei jeder neu darzuſtellenden Kultur mit wiſſenſchaftlicher Genauigkeit in die Urgeſchichte, Sprachgeſchichte, Raſſenentwicklung der einzelnen Völker hinein, und gerade dieſe Teile ſeines Werkes feſſeln beſonders. Er ſtellt mit Ausnahme einzelner eng zuſammengehöriger Gebiete, wie des chriſtlichen Literaturkreiſes (Neues Teſtament und Kirchenväter), die einzelnen Literaturen innerhalb ihres Stammeskreiſes nacheinander dar. Vielfach bewährt er ſich dabei als der bekannte feinfühlige Überſetzer. Weniger glücklich ſcheint mir die Einteilung einiger Literaturen in ſich. So iſt die Schilderung der deutſchen Dichtung ſeit den Klaſſikern nicht recht organiſch, hinter der Romantik folgen Dichter wie Matthiſſon, Seume und Hebel, dann wieder getrennt von der übrigen Romantik Chamiſſo und Kleiſt. Gotthelf ſteht mit Auerbach hinter Anzengruber, und nach Spielhagen folgt mit Gerſtäcker und Schücking völlig in einer Reihe Sealsfield. Auch im einzelnen wird man oft zu lebhaftem Widerſpruch aufgerufen, ſo wenn Hauſer Goethe „die Wortkunſt im engeren Sinne“ abſpricht (der engere Sinn kann doch da höchſtens der einer ganz modernen Schule ſein), wenn er E. Th. A. Hoffmann, den immer noch Lebendigen, für raſch veraltet erklärt oder bei Maupaſſant „den Zug der Güte“ vermißt — gerade bei Maupaſſant. Im ganzen läßt ſich aus dem Werk um ſo mehr lernen, als es ſich mit großer Spezialkenntnis gerade auch über abgelegene Literaturen verbreitet, die uns Deutſchen ferner liegen, und zu denen es einen ſicheren Führer abgibt. — In umgekehrter Weiſe ſteht bei Buſſe nicht die Raſſen- und Sprachforſchung, ſondern das Äſthetiſche im Vordergrunde; er geht weniger auf erſchöpfende Überblicke als auf Herausheben des uns Lebendigen aus und arbeitet auch inſofern anders, als er ſynchroniſtiſch verfährt und nach Chriſti Geburt Chriſtentum, Mittelalter, Frührenaiſſance, Hochrenaiſſance und Reformation in zuſammenhängenden Abſchnitten und innerhalb dieſer Abſchnitte jedesmal die Entwicklung der einzelnen germaniſchen und romaniſchen Literaturen behandelt — die Slawen und die kleineren germaniſchen Völker behält er ſich wohl für durchgehende Darſtellung in der zweiten Abteilung vor. Stiliſtiſch ſteht das Werk über dem anderen, hiſtoriſch wohl Hauſer über ihm. Buſſe ſchreibt lebhafter, anſchaulicher, bilderreicher — man kann unſer Empfinden gegenüber der orientaliſchen und dann wiederum der antiken Literatur kaum beſſer geben, als Buſſe es (S. 95 und 96) tut. Seine Vergleiche gehen vielfach denn freilich auch manchmal ein wenig zu weit. Er beſitzt die Kunſt, uns die Dichter, auf die es ihm ankommt, perſönlich in Art und Unart vorzuſtellen — wie lebt etwa das allerliebſte Kerlchen Horaz bis ins Kleine und Kleinſte in Buſſes Schilderungen. Buſſe kürzt oft ab, um für die Hauptſachen Platz und Atem zu gewinnen, die großen Erſcheinungen, wie Hartmann, Wolfram, Gottfried, breit nebeneinander zu ſtellen. Beim zweiten Band werden wir aber wohl ein Hühnchen miteinander pflücken müſſen, denn an mehr als einer Stelle wird bereits jetzt eine Beurteilung Schillers gegenüber den „vier Weltdichtern“, Dante, Cer-

vantes, Shakespeare, Goethe, vorbereitet, die mir recht anfechtbar erscheint. Alles in allem: Hauser ist der bessere Historiker, Busse der feinere Poet, jenes Buch lehrt mehr, dieses gibt mehr ästhetische Anschauung, wie denn auch schon im Titel bei jenem der Ton auf Weltgeschichte, bei diesem auf Weltliteratur liegt. Die Ausstattung beider Werke entspricht dem hohen Rang der Verlagshandlungen, bei Hauser finden wir Tafeln, die besonders für die ältere Zeit ausgezeichnet sind (ein Prachtstück ist z. B. die erste Sure des Korans), bei Busse ist der Schmuck auch über die Seiten verstreut. Das Format beider Werke ist im Verhältnis zu dem riesigen Inhalt handlich und bequem.

Dr. Heinrich Spiero-Hamburg

Fr. Hübner: Paul Bourget als Psycholog. Dresden 1910, Holze u. Pahl. 83 S.

Die sorgfältige Studie hätte wohl ein besseres Kleid verdient — ich meine vonseiten des Verfassers. Wer so hübsche Wendungen findet wie „Marginal-Psychologie" (für Bourgets Art, seine Figuren am Rande zu interpretieren) oder „vorausgeschickte Charakterinventarien", der sollte sich nicht den Eindruck durch „gang und gäbere Metaphern", „Phänomenismus" u. dgl. selbst schädigen. Wer den Stoff so gut gliedern kann, sollte die Dispositien auch äußerlich klar hervortreten lassen.

Hübner untersucht nämlich erst die Theorie, dann die Praxis Bourgets. Schon in der Theorie, die er von Paine übernommen hat, spielen doch persönliche Momente mit; der ganze „Roman d'analyse" ist eben die theoretische Rechtfertigung eines Mosaikmalers, der keine großen Umrisse zu zeichnen versteht. In der Praxis trägt es nun aber vollends das Temperament über die Lehre davon, worin bei uns Spielhagen zu vergleichen wäre. Schon die politisch-soziale Voreingenommenheit teilen beide (wenn auch mit entgegengesetzten Vorzeichen). Aber wo unser Romancier sich durch rhetorisches Pathos hinreißen läßt, regieren den Franzosen kleinliche Neigungen seines Scholismus, der im „décor" schwelgt und auch in psychologischer Hinsicht nur die blassen Gesten blasierter Seelen mit seelischen Kuriositäten vorführt. Eine gute Analyse von Bourgets persönlichstem Roman, dem „Diaphe", zeigt besonders deutlich, welche Kluft die ästhetische Absicht und die politische Tendenz trennt. Dies vor allem macht die Romane des ausgezeichneten Kritikers so unbehaglich, wie sie oft langweilig sind; uns wenigstens sind die neueren nur als Exkurse zu der „Psychologie contemporaire" erträglich.

Prof. Dr. Richard M. Meyer-Berlin

Bildende Kunst

Dekorative Malerei. Die moderne Malerei hat ihre Feuerprobe erst noch zu bestehen. Wird sie fähig sein, all die differenzierten Versuche zu großen, starken Einheiten zusammenzufassen? Wird es ihr gelingen, aus den vielerlei Möglichkeiten zu dem Stil zu kommen und aus den Techniken heraus zu einer bezwingenden Monumentalität, in der die große Persönlichkeit ihren Ausdruck sich prägt?

Es regen sich die Anfänge. Vielleicht ganz schüchtern und scheinbar zu persönlich und exklusiv. Aber in mancher unscheinbaren Zeichnung, deren markantes Liniengewirr sich ins Bizarre verliert, in manchem Blatt, das in seiner Farbenkomposition eine bewußte Schönheit betont, die sich über den Gegenstand erhebt, lebt eine geheime Monumentalität, und aus der Sehnsucht, die Natur zu überwinden, sie zu vergewaltigen, zu steigern, spricht ein neuer Formwille.

Sicherlich ist dies ein Weg, aus der drohenden Stagnation heraus und zu neuen Zielen zu kommen. Hierin versagte das gegenwärtige Geschlecht. Der kommenden Generation ist diese Aufgabe zugewiesen. Diese Sehnsucht liegt ihr im Blut. Aber das Geschlecht von Künstlern, das gegenwärtig herrscht, hat dazu beigetragen, die Wege zu ebnen. Es hat die Mittel verfeinert, bereichert; in unermüdlicher Arbeit hat es um die neuen Ausdrucksfähigkeiten der Malerei gerungen und nicht eher geruht, als bis ihre Aufgabe erfüllt war. Es hat in dieser resoluten, rücksichtslosen Art die Vorwürfe eines unorientierten Laientums erfahren müssen; die Allgemeinheit sah fremd diesem immer wieder erneuten Beginnen zu, das einem Arbeiten im Fachkreise gleich schien, und die offizielle Anerkennung blieb aus.

Wer fähig ist, das Ganze zu übersehen und sich selbst in all dem einzelnen gesteigert zu erleben, wird mit Dank dieser Entwicklung gegenüberstehen, an der eine große Künstlerschar in allen Gegenden Deutschlands gearbeitet hat, unermüdlich, entsagungsvoll, hoffnungsreich.

In dem Neo-Impressionismus liegen die Möglichkeiten eines großzügigen, monumentalen Freskostils, der die Wände mit einem schillernden, flimmernden Kleid überspinnt und aus der Fernwirkung seine bedeutsamste Berechtigung zur Bewältigung großer Aufgaben entnimmt. Schon meldet sich in Paris eine neue Generation, die der strengen Komposition sich wieder zuzuwenden beginnt und die ganze Arbeit der Mitlebenden als einen Umweg zu diesem Ziele auffaßt, der wohl notwendig war, aber nicht die ausschließliche Aufgabe darstellte. Notwendig, damit das akademische Schema überwunden wurde und Technik und Persönlichkeit sich durchringen konnten zu neuen Mitteln und zu neuem Ausdruck.

Auf einem anderen Wege kommt man zu den gleichen Folgerungen. Das Kunstgewerbe zog die Maler an sich. Daraus erweiterte sich zu neuen Problemen die Raumkunst, der gegenüber das Kunstgewerbe als Spiel und Versuch erschien. Diese wieder fügt sich der Baukunst. Der tektonische Gedanke beherrscht die jüngste Gegenwart. Bisher war die Malerei von dieser Entwicklung ausgeschlossen. Der tektonische Gedanke aber braucht zu seiner reichsten Entfaltung einer großzügigen Malerei, eines Freskostils. Das Bild galt nicht mehr viel im Haushalt der modernen Kultur, die sich den kunstgewerblich-raumkünstlerischen Ideen überlieferte. Um so nachhaltiger ruft die neue Baukunst, die die langentbehrte Herrschaft anzutreten beginnt, nach der feierlichen Schönheit monumentaler Malerei.

Es ist freudig zu begrüßen, daß die Stadt Berlin ein Preisausschreiben für Wandgemälde, die die Aula des Königstädtischen Gymnasiums schmücken sollen, erließ. Es ist ganz gleich, ob im gegebenen Fall ein günstiges Resultat erreicht wurde oder nicht. Es hat auch keinen begründeten Sinn, an dem einzelnen Kritik zu üben. Es soll nur betont werden, daß Staat, Kommunen, Kirchen die Pflicht haben, durch Stellung solcher Aufgaben diese Entwicklung nachdrücklichst zu fördern. Wenn der ganze Apparat, der damit zusammenhängt, dann richtig gehandhabt wird, muß das Gute, Tüchtige sich schließlich durchringen. Mögen die Auftraggeber und Juroren sich ihrer verantwortlichen Pflicht bewußt sein; für das andere werden die Künstler sorgen.

Ernst Schur-Gr.-Lichterfelde

Bildungsfragen

Volksbildungswesen. Ein fesselndes, überaus erfreuliches Bild vom freien Volksbildungswesen in Wien entwirft Josef Luitpold Stern in einem Büchlein von hundert Seiten (verlegt bei Eugen Diederichs in Jena 1910). Sein Zweck ist, die Bedeutung der Planmäßigkeit in den weitverzweigten Bestrebungen der freien Volksbildung darzulegen. Tatsächlich tritt in den Schilderungen Sterns der Wert der Zentralisierung, des organischen Zusammenwirkens aller Faktoren, die dem gleichen Zwecke dienen wollen, ins hellste Licht. An dieser Stelle genüge ein Hinweis auf die zum Teil sehr lehrreichen, durch statistisches Material gestützten Angaben Sterns über die Organisation und das Wirken der verschiedenen Vereine und Institutionen, die, bei aller Selbständigkeit im einzelnen, durch gegenseitiges Entgegenkommen und Arbeitsteilung den inneren Zusammenhalt zum Wohle der Gesamtheit zu wahren wissen. Besonders hervorgehoben zu werden verdienen aber zwei in die Augen fallende Tatsachen, die einen Vorzug Wiens Berlin gegenüber bedeuten: erstens ist in Wien die Teilnahme der Universität an den Volksbildungsbestrebungen eine viel intensivere als bei uns und zweitens gibt es dort eigens der freien Fortbildung dienende Volkshäuser, wie sie sich auch in vielen Städten Deutschlands — freilich, nach Sterns Ausspruch, in weniger vollkommener Form —, nicht aber in Berlin finden.

Was zunächst die Anteilnahme der Universität an der freien Fortbildung der breiten Massen betrifft, so haben wir zwar einen Verein für volkstümliche Kurse von Berliner Hochschullehrern, aber dieser Verein ist von der Universität völlig unabhängig, während

die Wiener volkstümlichen Universitätskurse von der Universität selbst organisiert werden: der akademische Senat und die Fakultäten ernennen den Ausschuß, dem die Leitung der Kurse übertragen wird. Diese stehen, da nur Forscher und Gelehrte vortragen, auf der Höhe von Universitätsvorlesungen. Besondere Beachtung verdienen die sogenannten, unter Führung der Dozenten stattfindenden Wanderkurse, geographische, mineralogische, botanische und geologische Exkursionen, die im Anschluß an entsprechende Vorträge unternommen werden. Es ist wirklich staunenswert, daß die Gelehrten sogar Zeit und Kraft finden, nicht unerhebliche Reisen zu unternehmen, um auch in der Provinz volkstümliche Hochschulkurse abzuhalten. Die Bedeutung solcher von maßgebender Stelle getroffenen Einrichtungen kann nicht hoch genug veranschlagt werden. Während sie einerseits für die Gediegenheit der Behandlung der verschiedenen Lehrgegenstände die denkbar größte Gewähr bieten, müssen sie anderseits auf die Bevölkerung die stärkste Anziehungskraft ausüben: es liegt uns doch nun einmal im Blute, alles Heil von dem patentierten Gelehrten zu erwarten. Neben dem ideellen Werte der Volksbelehrung durch Hochschullehrer, der darin gegeben ist, daß die große Masse des Volks mit den wissenschaftlichen Kreisen in persönliche Berührung tritt, daß Hand- und Kopfarbeiter einander kennen und schätzen lernen, ist das wirtschaftliche Moment, das hier eine Rolle spielt, recht beachtenswert: durch die Abhaltung volkstümlicher Hochschulkurse wird den Privatdozenten, diesen prädestinierten Märtyrern wissenschaftlicher Ideale, eine nicht unerhebliche Einnahmequelle erschlossen. Jeder Vortragende erhält in Wien für einen Kursus von sechs Abenden 180 Kronen, Exkursionen werden besonders honoriert, für Vorträge in der Provinz steigt das Honorar, je nach der Entfernung des Orts von Wien, auf 240 bis 700 Kronen. Da der Staat eine nicht unerhebliche Subvention zahlt, werden die Wiener und die nach ihrem Muster geschaffenen Volkshochschulkurse der anderen österreichischen Universitäten zu einer staatlichen Einrichtung gestempelt, deren Bedeutung den anderen Veranstaltungen behufs geistiger Fürsorge von Staats wegen nicht nachsteht.

Die zweite Einrichtung, die die Wiener voraus haben, sind, wie erwähnt, die Volksuniversitäten, deren es in Wien bereits zwei gibt, das „Volksheim“ und das „Volksbildungshaus“. Dem Prinzip des Ineinandergreifens möglichst aller der freien Volksbildung dienenden Bestrebungen entsprechend, ergänzen diese beiden Gründungen einerseits einander durch zweckmäßige Verteilung der von ihnen gepflegten Unterrichtsfächer, anderseits bilden sie eine Ergänzung zu den volkstümlichen Hochschulkursen, indem sie Gelegenheit bieten, das dort geschöpfte Wissen durch seminaristische Übungen und Laboratiumsarbeit zu vertiefen. Daß die Anleitung zu selbständigem Denken, dem Ziele jeglicher Fortbildung, nicht in Vorträgen, sondern im wesentlichen nur in seminaristischer Arbeit gegeben werden kann, und daß das Eindringen speziell in den Geist naturwissenschaftlicher Forschung, soweit sie auf experimenteller Grundlage ruht, nur im Laboratorium möglich ist, ist ja eine im akademischen Unterricht längst bewährte Einsicht. Aber der Laboratoriumsunterricht setzt voraus, daß man, wie in Wien, Herr im Hause ist, denn nur dann ist das unbefangene Hantieren mit Apparaten und Materialien möglich. Die Bedeutung der Volkshäuser ist aber damit bei weitem nicht erschöpft. Sie liegt vielmehr vor allem darin, daß sie das natürliche Zentrum der Bestrebungen, die der freien Volksbildung dienen, bilden; auch nimmt durch sie die geistige Gemeinschaft der Emporstrebenden greifbare Formen an, die ihrerseits wiederum wertvollen ideellen Beziehungen der Menschen untereinander mächtige Förderung gewähren. Was in Berlin an Möglichkeiten für freie Fortbildung geboten wird, sei nicht unterschätzt, auch kommt der Wissensdurst der Berliner in der ständigen Erweiterung der verschiedenen Institute und in zahlreichen Neugründungen aufs schönste zum Ausdruck; aber gerade diese Regsamkeit läßt es in hohem Grade wünschenswert erscheinen, einen Sammelpunkt zu schaffen, von dem aus der ganze Reichtum geistigen Besitzes überschaut und für den einzelnen fruchtbar gemacht werden könnte. Der moderne Großbetrieb in seiner Intensität und Konzentration muß, wie ein Pionier des Wiener Volksbildungswesens mit Recht bemerkt, auch auf

dem Gebiet der freien Bildungsbestrebungen der breiten Masse seine Anwendung finden. K.

Volkswirtschaft

Vom Handwörterbuch der Staatswissenschaften. Die bei Gustav Fischer in Jena erscheinende dritte, gänzlich umgearbeitete Auflage des großen Werkes ist nun bis zur Vollendung des sechsten Bandes (Kommanditgesellschaften bis Quotitätssteuern) gediehen; die Ausgabe des fünften wird leider noch durch einen widrigen Zufall verzögert. Einige Titel mögen andeuten, in welchem Umfange auch dieser sechste Band dem alleraktuellsten Bedürfnisse entgegenkommt: Konkurs und Konkursrecht; Kotierung und Kotierungssteuer; Kraftfahrzeuge; Krankenversicherung; Kredit, Kreditgenossenschaften, Kreditgeschäfte; Kriminalstatistik; Kurpfuscherei; Lagerhäuser; Landwirtschaft (in zehn Kapiteln; den landwirtschaftlichen Arbeitern, dem landwirtschaftlichen Genossenschafts-, Unterrichts- und Vereinswesen und den Landwirtschaftskammern sind besondere Artikel gewidmet); Lebensversicherung; Lehrlingswesen; Lohn- und Löhnungsmethoden; Maschinenwesen; Miete und Pacht (die Pacht wird außerdem in einem besonderen Artikel behandelt); Milchwirtschaft und Molkerei; Mittelstandsbewegung; Monopol; Moorkultur; Moralstatistik; Münzwesen; Mutterschutz; Nahrungsmittelpolizei; Negerfrage; Panamakanal; Papiergeld; Patentrecht; Post (zweiundfünfzig Doppelspalten, außerdem Postsparkassen und Postscheck in besonderen Artikeln); Preßgewerbe und Preßrecht; Privatbeamte; Prostitution. Viele Abhandlungen des Handwörterbuchs haben den Umfang von Büchern, so daß das Werk wirklich eine ganze Bibliothek ersetzt, natürlich nicht bloß quantitativ, sondern vor allem qualitativ, da die ausnahmslos bewährten Mitarbeiter Gründlicheres und Zuverlässigeres bieten, als man in durchschnittlichen Monographien zu finden pflegt. So z. B. bekommt man in dem Artikel „Kommunalfinanzen" so nebenbei eine Darstellung der neuen englischen Lokalverwaltung. Der Artikel Konsumtion ist in zwei Hauptabschnitte geteilt. Der erste: Die allgemeinen Verhältnisse der Konsumtion, behandelt u. a. das Maximum des Genusses (eine kurze Kritik der Grenznutzentheorie) und die Kopfquoten der Konsumtion. Im zweiten, bei weitem längeren Abschnitt: Die Konsumtion nach Sozialklassen, finden wir eine ausführliche Geschichte der Methode, nach welcher solche Untersuchungen jetzt angestellt werden, eine Darlegung der Bedeutung von Privatwirtschaftsrechnungen, physiologische Nahrungsbilanzen, die Wirkung der Steuern auf den Konsum und reichliches statistisches Material für alle mit dem Konsum zusammenhängenden Fragen. In der Abhandlung über die Krisen entscheidet sich der Verfasser (Herkner) für Unterkonsum als die Hauptursache. Der Normalzustand sei, weil diese Ursache beständig wirke, eigentlich die Depression, und die wichtigste, freilich auch schwierigste Aufgabe der Krisentheorie bestehe darin, die von Zeit zu Zeit wiederkehrenden Aufschwungsperioden begreiflich zu machen. Die materialistische Geschichtsauffassung behandelt Rudolf Stammler, der ihr vor fünfzehn Jahren ein ganzes, durch Scharfsinn ausgezeichnetes Buch (Wirtschaft und Recht nach der materialistischen Geschichtsauffassung) gewidmet hat. Er schließt diesmal mit dem Satze: „Mag immer diese Auffassung der Ausgangspunkt gewesen sein: wer mit kritischer Besinnung nach dem Prinzip der sozialen Gesetzmäßigkeit sucht, den wird der Weg von jener Lehre hinleiten zu dem Systeme des sozialen Idealismus." Das schwierige Thema „Preis" wird in drei Hauptabschnitten und vielen Kapiteln abgehandelt. Die Überschriften der Hauptabschnitte lauten: 1. Allgemeine Theorie des Preises; 2. Die statistische Bestimmung des Preisniveaus; 3. Zur Geschichte der Preise. Diese beginnt mit dem „einzigen Dokument des Altertums, das wenigstens äußerlich als eine allgemeine, nicht bloß die Waren, sondern auch die Arbeitlöhne umfassende Preisstatistik erscheint": Diokletians Edikt de pretiis rerum venalium. In der Erörterung der um 1500 beginnenden großen Preisrevolution kommt der Verfasser, Sommerlad, zu demselben Schluß wie Wiebe in seiner Monographie: „Die Geldentwertung des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts ist höchstwahrscheinlich allein durch die gewaltige Zunahme der Edelmetallproduktion verursacht worden." Die Richtigkeit dieser natürlichsten aller Erklärungsweisen war in den letzten Jahrzehnten von einigen Theoretikern angezweifelt worden. C. J.

Reichsspiegel

(Vom 27. Februar bis 6. März 1911)

Innere Politik

Kommissionsbeschlüsse zur Reichsversicherungsordnung — § 356 eine allgemeine Angelegenheit des Bürgertums — Der Heeresetat in zweiter Lesung — Die elsaß-lothringische Verfassungsfrage — Dr. Foret Bürgermeister von Metz — Bewilligung dreier Bundesratsstimmen.

Die Arbeiten des Reichstags sind an einem kritischen Punkte angekommen. Die Kommission zur Vorberatung der Reichsversicherungsordnung hat Beschlüsse gefaßt, die geeignet erscheinen, die Macht des sozialdemokratischen Einflusses in den Krankenkassenorganisationen zurückzudrängen. Die Kommissionsbeschlüsse liegen in der Richtung der Wünsche, die wir im Leitartikel von Heft 3 und verschiedentlich in den Reichsspiegeln vorgetragen haben.

Einem Bericht der Kreuzzeitung zufolge sollen nach dem Kommissionsbeschluß bei den Orts-, Land- und Innungskrankenkassen die Stellen der Beamten durch übereinstimmende Beschlüsse beider Gruppen (der Arbeiter und der Arbeitgebervertreter) besetzt werden. Wird bei der itio in partes keine Einigung erzielt, so kann die Anstellung beschlossen werden, wenn mehr als zwei Drittel der Anwesenden dafür stimmen; aber ein solcher Beschluß bedarf der Bestätigung durch das Versicherungsamt. „Sie darf nur auf Grund von Tatsachen versagt werden, die darauf schließen lassen, daß dem Vorgeschlagenen die erforderliche Zuverlässigkeit, insbesondere für eine unparteiische Wahrnehmung seiner Dienstgeschäfte, oder Fähigkeit fehlt."

Damit ist die Möglichkeit gegeben, die mehr als viertausend von den Sozialdemokraten angestellten Agitatoren aus den Krankenkassen wieder zu entfernen. Freilich bedingt die Neuordnung eine erheblich größere Teilnahme der Arbeitgeber an der Verwaltung sozialer Einrichtungen, als wie es bisher geschehen. Bleiben die Unternehmer sich dessen bewußt, dann erhalten sie mit der Kommissionsfassung des § 356 eine Handhabe zum Kampf gegen die Sozialdemokratie, wie sie sie bisher nicht besessen haben. Neben der mechanischen Verschiebung des direkten Einflusses wird, sofern der Kommissionsbeschluß zum Gesetz erhoben werden sollte, ermöglicht, wieder mehr Fühlung zwischen dem Unternehmertum und den Familien der Arbeiterschaft herzustellen. Die Arbeiterfrau, die bisher in manchen Notfällen wohl ganz ausschließlich auf die gute Gesinnung des als Krankenkassenbeamten fungierenden sozialdemokratischen Agenten angewiesen ist, würde fortab sich auch um das Wohlwollen des Unternehmeragenten zu besorgen haben. Sie würde fortab für die Zubilligung einer ihr gesetzlich zustehenden Leistung nicht zur Kasse einer Partei zu zahlen brauchen, auch nicht gezwungen werden, aus der Landeskirche auszuscheiden und ähnliche ihr im Grunde ihrer Seele zuwiderenden Verpflichtungen auf sich zu nehmen. — Die wenigen Mitteilungen über die Tendenz des Gesetzentwurfs in seiner derzeitigen Gestalt werden für den Beweis der Behauptung genügen, daß es sich tatsächlich um eine allgemeine Angelegenheit des Bürgertums gegenüber dem zersetzenden Einfluß der Sozialdemokratie handelt. Freilich, um die Kommissionsfassung zum Gesetz zu erheben, gehört Einmütigkeit aller bürgerlichen Parteien einschließlich des Zentrums. Wie

sich die einzelnen Parteien angesichts der Neuwahlen aus der Situation herauswinden werden, wird vielleicht eine ganz scherzhafte Episode in unserer sonst so wenig lustigen Zeit abgeben. Einstweilen läutet der Vorwärts gegen die neuen Bestimmungen Sturm und nennt sie eine Entrechtung der Arbeiter. In der Kommission haben Konservative, die Wirtschaftliche Vereinigung, Zentrum und Nationalliberale zusammengehalten.

Zu den eigentümlichsten Erscheinungen unseres parlamentarischen Lebens gehören die Debatten zum Heeresetat des Reichstags. Man sollte meinen, in einem Volk, dessen Staat schließlich nur möglich geworden ist durch die glänzenden Leistungen des Heeres, dessen friedliche Entwicklung auf allen Gebieten offensichtlich nur gewährleistet wird durch den Respekt, den sein Heer und neuerdings auch seine Flotte in der übrigen Welt genießen, — man sollte meinen, in einem solchen Volke dürfte die Frage nach der Notwendigkeit von Heeresausgaben überhaupt nicht aufgeworfen werden können. Und doch, trotz aller Lehren eines Jahrhunderts von Erfolgen, trotz wiederholter augenfälliger Bestätigung, welch ein Friedensbollwerk gerade das deutsche Heer ist, gibt es nicht nur einzelne Menschen, sondern ganze Parteien in Deutschland, die die Abschaffung des stehenden Heeres fordern. Die preußischen Kriegsminister müssen dem Reichstage von Jahr zu Jahr vorrechnen, daß die Lasten des Heeresetats im Vergleich zu dem Nutzen der Armee doch nur die Bedeutung einer geringfügigen Versicherungssumme haben. — Auch die diesjährigen Verhandlungen des Reichstages beanspruchten viel Zeit für die Führung des Beweises, daß die Ausgaben für das Heer notwendig seien. Immerhin hat die unermüdliche Arbeit sämtlicher Kriegsminister allmählich bewirkt, daß nun wenigstens alle bürgerlichen Parteien, einschließlich der freisinnigen Gruppen, für den Heeresetat stimmen. Nur die Sozialdemokraten verhalten sich dem stehenden Heere gegenüber ablehnend, denn sie wollen an die Stelle des nationalen, verantwortungsbewußten „Militarismus" den eigenen, den Militarismus der „enterbten" Klasse, der Volkswillkür setzen. Die Rede des Herrn Kriegsministers hätte in dieser Richtung vielleicht noch wirksamer sein können, wenn er in seiner sonst trefflichen Abwehr der Sozialdemokratie die Folgen des Internationalismus gerade für den hochentwickelten deutschen Arbeiter mehr in den Vordergrund geschoben hätte. Ein Hinweis auf die slawische Konkurrenz würde manchen Arbeiter, der heute um kurzsichtig erfaßter Vorteile willen sich der Sozialdemokratie angeschlossen hat, wieder zu den nationalen Gewerkschaften zurückführen. Übrigens soll dem Herrn Kriegsminister aus dieser Unterlassung kein Vorwurf gemacht werden, da die von uns gewünschte Aufklärung in ein anderes Ressort gehört. Wohl aber hätten die nationalen Parteien den Kampf gegen die Sozialdemokratie gerade in dieser Richtung wirksamer führen können, als wie es geschehen. Exzellenz v. Liebert, der doch ein tüchtiger Kenner des slawischen Problems ist, hätte seine Ausführungen vom 23. Februar zweifellos ergänzen können. Immerhin besteht die Hoffnung, daß das Versäumte während des Wahlkampfes nachgeholt werden wird.

Wir wollen an dieser Stelle auf die Einzelheiten der Debatten nicht eingehen; was wir in rein militärischer Hinsicht glauben ergänzen zu müssen, findet der Leser in dem Abschnitt „Heeresfragen".

Die allgemeine politische Lage im Reich hat eine gewisse Beleuchtung erfahren durch das Auftreten dreier preußischer Minister im Landtage. Herr Dr. Lentze hat eine glänzende Rede über die sozialpolitischen Leistungen des preußischen Staates gehalten, ohne dessen Zustimmung und Mitwirkung auch die entsprechende Reichsgesetzgebung nicht zustande gekommen wäre. Herr Sydow, der Minister für Handel und Gewerbe, hat einige Anmaßungen von der agrarischen Rechten gebührend zurückgewiesen, indem er den Handelskammern das Recht zugestand, korporativ Mitglieder des Hansabundes zu werden; der Hansabund sei keine politische, sondern eine wirtschaftliche Organisation. Schließlich hat Herr v. Trott zu Solz, der Kultusminister, eine Erklärung über die amtlichen Auffassungen des Antimodernisteneides gegeben, aus der man entnehmen darf, daß die preußische Regierung diesem Eide unsympathisch gegenübersteht. Mehr aber auch nicht! Es scheint uns daher ein gar zu hoffnungsvoller Optimismus darin zu liegen, wenn nationalliberale Blätter hieraus schon auf eine vorsichtig einsetzende Wandlung in der Richtung unserer inneren Politik überhaupt schließen wollen. Die maßgebende Richtung der inneren Politik weist bekanntlich der Herr Reichskanzler und preußische Ministerpräsident an.

Die neuesten Verhandlungen im Bundesrat über die elsaß-lothringische Verfassungsfrage haben so weit zu einer Einigung zwischen den Vertretern der einzelnen Bundesstaaten geführt, daß in einigen Tagen die Beratungen in der 21. Reichstagskommission, über deren Verlauf im Reichsspiegel der Nr. 8 berichtet wurde, wieder aufgenommen werden dürften.

Dieser Wiederaufnahme der Verhandlungen können wir nicht ohne einiges Bangen entgegensehen. Zwar hat der Statthalter Graf Wedel durch seine Ansprache im Landesausschuß dargetan, daß er die inneren Gründe der Politik der Autonomisten voll erkannt habe, aber die Bestätigung des Rechtsanwalts Dr. Foret als Bürgermeister der Stadt Metz deutet doch darauf hin, daß man in Berlin nicht geneigt ist, das deutsche Einheitsideal über partikularistische Strömungen zu stellen. Foret ist Ehrenmitglied der wegen ihrer reichsfeindlichen Haltung aufgelösten Sportvereine. Foret hat im Jahre 1906 eine Wahlrede mit den Worten geschlossen: „Nieder mit der preußischen Verwaltung! Nieder mit den preußischen Beamten! Was uns fehlt, sind Lothringer!" Die Kreuzzeitung kennzeichnet die Wahl zutreffend als „eine Herausforderung des Deutschtums und der deutschen Regierung". Die Herausforderung ist um so peinlicher, als sie zum zweitenmal erfolgt und als sie die Regierung zu dem Eingeständnis zwingt, daß sie sich bei der Ablehnung des Herrn Foret geirrt habe. Die Norddeutsche Allgemeine Zeitung übernimmt nämlich aus der Straßburger Korrespondenz folgende Erklärung für die nunmehr erfolgte Bestätigung des Herrn Foret:

„Die gegen Dr. Foret in einem Teil der Presse erhobenen Vorwürfe, daß er Mitglieder der Lorraine sportive in Metz zu dem gesetzwidrigen Verhalten, welches sie bei den bekannten Vorkommnissen am 8. Januar d. Js. an den Tag gelegt haben, veranlaßt habe, sowie daß er als Kandidat bei den Reichstagswahlen von 1907 in einer Wahlrede die Beseitigung der altdeutschen Beamten gefordert habe, haben sich nach den angestellten Ermittlungen nicht als begründet erwiesen. Auch hat Dr. Foret dem Bezirkspräsidenten in Metz gegenüber die Erklärung abgegeben, daß er die geschichtlich gegebenen Verhältnisse rückhaltlos anerkenne, und daß es sein Bestreben gewesen sei und sein werde, auf Grundlage der Reichsverfassung im Sinne einer vollständigen inneren Angliederung Elsaß-Lothringens an das Reich zu wirken. Hiernach konnten ernstliche Bedenken gegen die Ernennung des Dr. Foret zum Bürgermeister nicht obwalten."

Warum sind die „Ermittlungen" nicht so rechtzeitig erfolgt, daß Herr Foret schon bei seiner ersten Wahl bestätigt werden konnte? Jetzt wird sich niemand des Eindrucks erwehren können, daß die Regierung vor dem Einfluß des Zentrums zurückweiche.

Allem Anscheine nach ist es die Furcht, sich die Freundschaft des Zentrums zu verscherzen, welche die Schritte der Reichsregierung in der hier behandelten Frage leitet. Zwar scheint sich die Regierung entgegen anders lautenden Meldungen „aus Zentrumskreisen" noch nicht endgültig festgelegt zu haben, aber sie scheint doch schon so mürbe geworden zu sein, daß sie sich zu einer Bewilligung von drei Bundesratsstimmen an Elsaß-Lothringen für wirtschaftliche Fragen bereit finden dürfte. Zu dieser Lage der Dinge führt der Dresdner Anzeiger aus:

„Der Wunsch der Reichsregierung, wenigstens ein größeres gesetzgeberisches Werk zu vollbringen, muß offenbar sehr groß sein, daß sie in einer so wichtigen grundsätzlichen Frage nachzugeben bereit ist. Gewiß kommt schließlich jedes große Gesetz, zumal eine Verfassungsreform, durch Kompromisse zustande, aber nicht durch eine Preisgabe der Selbstachtung und Würde der Beteiligten; am wenigsten darf die [Regierung in wichtigen Fragen heute ihr „Unannehmbar" aussprechen, um nach wenigen Tagen diese ablehnende Haltung wieder aufzugeben und die wohlwollende Weiterberatung von einer Partei zu erkaufen, wenn sie Anspruch darauf erhebt, daß man alle ihre Entscheidungen als im Interesse der Allgemeinheit und des nationalen Staates wohlerwogen würdigt. Es ist ein niederdrückendes Gefühl, auch bei der Verfassungsreform für Elsaß-Lothringen allzu opportunistische Geschäftspolitiker an der Arbeit zu sehen, die sich in allen Fragen ängstlich nach dem mächtigen Zentrum zu richten geneigt sind und darin schon einen großen Erfolg zu erblicken scheinen, wenn sie überhaupt etwas Sichtbares zustande bringen. Das Ansehen des Bundesrats und das Vertrauen zur Reichsregierung würde gewiß besser gefördert werden, wenn dem Zentrum endlich einmal energischer Widerstand geleistet würde. Gelegenheit bietet die reichsländische Reform!"

Heeresfragen

Die Forderungen der Heeresleitung — Unbeabsichtigte Hemmungen — Mangel an Unterführern — Die Beförderungsverhältnisse bei der Infanterie — Günstiger bei den übrigen Waffen — Notwendige Verkümmerung des Offiziersatzes — Automatische Zweiteilung des Offizierkorps — Leistungsfähigkeit der Armee in Frage gestellt.

Die Forderungen der Heeresleitung sind in der zweiten Lesung des Etats gemäß den Vorschlägen der Kommission gegen die Stimmen der Sozialdemokratie angenommen. Demgemäß erhöht sich die Friedenspräsenzstärke des deutschen Heeres mit dem 1. April 1911 um rund 11000 Mann derart, daß

sie im Laufe des Rechnungsjahres 1915 die Zahl von 515321 Gemeinen, Gefreiten und Obergefreiten erreicht. Ferner sind die neuen Zahlen für Formationen festgesetzt, wie wir solches schon in Nr. 39 vom Jahre 1910 angegeben haben. Die Debatten im Plenum drehten sich wie immer nicht um die Hauptsachen, sondern um kleinere und größere Wünsche der radikalen Parteien, die mit deren öffentlicher Erörterung draußen im Lande Eindruck und Beachtung zu erzielen wünschen. Alle ernsthaften Fragen haben bereits in der Kommission Erledigung gefunden, diesmal um so mehr, als die Vorlage, wie Gans Edler Herr zu Putlitz durchaus zutreffend ausführte, in der Hauptsache im Zeichen der technischen Vervollkommnung und des inneren Ausbaues steht. Da können nur einige wenige mitsprechen, und diese wenigen wissen ganz genau, daß die technische Ausbildung und Ausrüstung unserer Armee auch unter dem gegenwärtigen Kriegsminister in den besten Händen liegt. Wenn ihm das Scheitern der Reichsfinanzreform nicht die Hände bände, dann wäre er zweifellos weniger bescheiden mit seinen Forderungen gewesen. Das Vertrauen der nationalen Parteien in die Gewissenhaftigkeit unserer Militärverwaltung hat nun zur Folge, daß sie ihr alle Initiative in allen Heeresfragen überlassen und sich in den Kommissionen darauf beschränken, die finanziellen und wirtschaftlichen Seiten des Heeresetats kennen zu lernen und sie den Bedürfnissen des außermilitärischen Lebens so gut wie möglich anzupassen. Darüber hinaus aber geht die Initiative nicht. Man fürchtet in den Bereich der kaiserlichen Kommandogewalt zu geraten und wünscht alles das zu vermeiden, was die Disziplin irgendwie direkt oder indirekt berühren könnte. Dies Verhalten ist um so mehr zu billigen, als im Gegensatz hierzu von den Demokraten kein Mittel gescheut wird, um die Disziplin zu untergraben und die Grenzen der kaiserlichen Kommandogewalt enger zu ziehen. In dieser Vorsicht liegt aber ein gewisser Mangel, der in manchen Fragen der Armee zu unbeabsichtigten Hemmungen führt. In den Fraktionen der nationalen Parteien werden die technischen Heeresfragen meist von früheren Offizieren bearbeitet, die, wie z. B. die Generale v. Schubert und v. Liebert, Anspruch haben, als Autoritäten auf militärischem Gebiet zu gelten. Solche Herren können aber nach ihrem ganzen Bildungsgange bis zum Ausscheiden aus der Armee an die Heeresfragen kaum anders als von Gesichtspunkten aus herantreten, wie sie im Kriegsministerium geläufig sind. Sie wirken also in in ihrer Eigenschaft als Parlamentarier in den Verhandlungen der Kommissionen nicht in dem Maße ergänzend, wie z. B. Vertreter privater Verkehrsunternehmungen etwa dem Eisenbahnministerium gegenüber wirken können. Darin aber liegt eine Schwäche. Denn dadurch verfolgen auch die nationalen Parteien ausschließlich nur einen Gesichtspunkt: für die größtmögliche Kriegsbereitschaft das beste Material und die besten technischen Mittel zu beschaffen. Dieser Zustand erscheint ja im allgemeinen recht zufriedenstellend; aber er hat auch seine Nachteile, die nicht verschwiegen werden dürfen. Durch ihn fehlen den Parteien jene ergänzenden Gesichtspunkte, die unter

strengster Wahrung der Unantastbarkeit der kaiserlichen Kommandogewalt auch die sozialen und ethischen Verhältnisse berücksichtigen, die eine vierzigjährige Friedenszeit voll von Fortschritten auf allen Gebieten erzeugt hat. So sehr unsere Heeresverwaltung zu dem Grundsatz angehalten wird, mit Kriegsmaterial, Pferden und Bekleidung zu sparen, so wenig kümmern sich die nationalen Parteien um den Verbrauch an Menschenmaterial, besonders aber an Offizieren. Wirtschaften aber heißt: mit den geringsten Mitteln die größten Ergebnisse erzielen. Gegen diesen Grundsatz des Wirtschaftens verstößt unsere Heeresverwaltung unleugbar, wenn der Herr Kriegsminister eingestehen muß, daß ihm bei der Infanterie sechshundert Offiziere fehlen und daß das Offizierkorps überaltert ist. Ins Militärtechnische übertragen bedeutet das soviel wie Mangel an Unterführern und Untauglichkeit der höheren Führer. Wir leben nicht in einer Zeit des Bevölkerungsrückganges oder am Ende einer Epoche wirtschaftlicher Not, sondern umgekehrt mitten in einer langen Periode wirtschaftlichen und kulturellen Aufschwunges. Somit hat auch nicht Mangel, sondern falsches Wirtschaften den beklagenswerten Zustand geschaffen und es besteht die Möglichkeit, ihn zu ändern.

Die Konsequenzen dieser Tatsachen sind so groß und können so viel Unheil über unser Land bringen, daß es Pflicht der Presse wird, sich ihrer anzunehmen, nachdem die Volksvertreter es nicht vermocht haben, die Initiative der Heeresverwaltung zu befruchten. Denn wie groß in der Tat die Not der Armee ist, geht am deutlichsten aus einer näheren Betrachtung der Beförderungsverhältnisse bei der Infanterie hervor. Der Infanterie-Frontoffizier wird, wenn wir das militärische Jahr 1910/11 zugrunde legen, mit 35 bis 36 Jahren, häufig erst mit 38 Jahren Hauptmann, 46 bis 47 Jahren Major, 53 bis 54 Jahren Oberstleutnant beim Stabe, 56 bis 57 Jahren Oberst und eventuell mit 59 bis 60 Jahren Generalmajor. — Die Beförderungsverhältnisse sind bei den anderen Waffen bis zur Ernennung zum Major nicht wesentlich anders. So sind z. B. noch nicht alle Feldartilleristen, die bis zum 30. September 1894 Leutnant geworden sind, zu Hauptleuten aufgerückt, das will sagen, es gibt auch bei der Feldartillerie Oberleutnants im Alter von 36 bis 37 Jahren. Schon die Unmöglichkeit, in jüngeren Jahren in eine gewisse selbständige Stellung zu kommen, dürfte Grund genug sein, daß der Zudrang zur Offizierslaufbahn nicht Schritt gehalten hat mit unserer Volksvermehrung und dem wachsenden Reichtum der Nation. Wenn aber bei der Infanterie über sechshundert etatsmäßige Leutnantsstellen unbesetzt bleiben müssen, dann sind daran die gegenüber den anderen Waffen ungünstigeren Besoldungsverhältnisse schuld, die schon mit der Ernennung zum Major zutage treten. Der Infanterie-Major bekommt das Gehalt dieser Charge nämlich gewöhnlich erst zwei Jahre nach der Ernennung, während die Majore der anderen Waffen in das Gehalt mit dem Tage der Ernennung oder spätestens im ersten Majorsjahre einrücken. Entscheidend aber ist folgendes: Der Kavallerist wird in der Regel mit dem

letzten Majorsjahr Regimentskommandeur, der Feldartillerist mit dem ersten Oberstleutnantsjahr, der Infanterist aber bleibt volle drei Jahre hindurch Oberstleutnant in der durchaus unselbständigen Stellung als Oberstleutnant beim Stabe. Die Offiziere der Kavallerie, Feld- und Fußartillerie werden somit durchschnittlich zwei bis drei Jahre früher Regimentskommandeure mit Oberstengehalt als die der Infanterie. Dazu kommt noch, daß ihre Aussichten, die Stellung eines Regimentskommandeurs zu erreichen, rund doppelt so groß sind als die der Infanterieoffiziere. Es kommen nämlich auf ein Regiment bei der Kavallerie fünf Eskadronchefs, bei der Feldartillerie sechs Batteriechefs, bei der Infanterie aber zwölf Kompagniechefs. — Faßt man die oben zusammengetragenen Daten zusammen etwa im Hinblick auf die Verhältnisse der Garnison Metz, wo alle Waffengattungen, alle militärischen Chargen und noch dazu auch das sächsische und das bayerische Kontingent vertreten sind, dann ergibt sich folgendes Bild:

Der sechsundvierzigjährige Major der Infanterie hat zwei Jahre auf das Gehalt seiner Charge und die zweite Ration zu warten, die seine gleichaltrigen Kameraden der anderen Waffen größtenteils schon beziehen. — Von den sechsundvierzig- bis dreiundfünfzigjährigen Majors der Infanterie wird nahezu die Hälfte im dritten bis sechsten Majorsjahre entweder mit der Pension eines Majors verabschiedet oder als Bezirksoffizier, selten als Bezirkskommandeur, verabschiedet. Bei den anderen Waffengattungen bleiben etwa neunzig Prozent sieben Jahre hindurch im Genusse des vollen Majorsgehalts und haben dann noch doppelt so viel Aussicht auf Weiterbeförderung als der Infanterie-Major. — Der dreiundfünfzigjährige Oberstleutnant der Infanterie sieht fast alle seine gleichaltrigen Kameraden der anderen Waffen in Regimentskommandeurstellungen, die bei der Verabschiedung die höhere Pension des Regimentskommandeurs beziehen, während er selbst sich mit der des Oberstleutnants zu begnügen hat; dies trifft auch auf die Vorstände der Bekleidungsämter zu, die als Oberstleutnants Regimentskommandeursgehalt sowie Dienstwohnung erhalten. — Ist der Infanterieoffizier mit achtundfünfzig Jahren zwei Jahre lang Oberst, so sieht er seine gleichaltrigen Kameraden der anderen Waffen in Brigadekommandeurstellungen einrücken, während er selbst noch zwei Jahre Regimentskommandeur bleibt. Muß er aber abgehen, so bezieht er Oberstenpension, während die anderen Generalmajorspension erhalten.

Das sind in großen Zügen die Tatsachen, die als Hauptgründe dafür anzusehen sind, warum nach den Daten des Herrn Kriegsministers etwa sechshundert, nach anderen Angaben mehr als achthundert Leutnantsstellen bei der Infanterie unbesetzt bleiben müssen, während die Truppen mit dem schwarzen Kragen Überfluß an Offiziersaspiranten haben.

Eingestandenermaßen steht den Infanterieregimentern auch qualitativ nicht das Material an Offiziersanwärtern zur Verfügung wie besonders der Feldartillerie. Zahlreiche Infanterieoffiziere führen nicht mehr wie früher ihre Söhne der Infanterie zu, sondern anderen Waffen oder überhaupt anderen Berufen. Durch

alles dies sinkt aber auch das Niveau der Infanterieoffizierskorps allmählich unter das der anderen Waffen hinab. Die Kommandeure zahlreicher Infanterieregimenter können kaum noch die Bedingungen aufrecht halten, die ihnen vom Kabinett vorgeschrieben werden, dürfen aber garnicht daran denken, an ihren Nachwuchs Ansprüche zu stellen, wie es die Kommandeure der Feldartillerie tun dürfen, indem sie die Ablegung der Abiturientenprüfung, höhere Zulagen und obendrein noch Abkunft aus bevorzugten sozialen Schichten fordern können. Wird hier nicht Einhalt getan, dann lassen wir die Zerstörung der Homogenität des Offizierkorps geschehen und lassen eine automatische Zweiteilung sich vorbereiten, gegen die sich gerade die maßgebenden Kreise sträuben, und die nur dann mit den Interessen des Heeres in Einklang gebracht werden könnte, wenn sie zielbewußt von langer Hand vorbereitet würde.

So bedenklich nun auch der Mangel an Ersatz für die Infanterie ist, so wäre er schließlich technisch und im Hinblick auf unser Unteroffizierkorps noch zu überwinden. Was aber ihn und die gesamten Beförderungsverhältnisse geradezu zu einer Gefahr macht, ja was die Kriegsbereitschaft der Infanterie in Frage stellt, das sind die Nebenerscheinungen. Der Geist in den Offizierkorps könnte unter den bestehenden und sich immer schärfer zuspitzenden Verhältnissen schwer leiden, wenn er noch nicht gelitten haben sollte. Man täusche sich über diese Gefahr nicht etwa mit der Bemerkung hinweg, daß die Infanterieoffiziere auch unter den bestehenden ungünstigen Verhältnissen ihre Pflicht tun und daß unsere Infanterie noch immer auf voller Höhe stehe. Noch ist dies zweifellos der Fall. Trotz eines außerordentlich starken Abganges von Hauptleuten, Stabsoffizieren und Generalen, der auch jetzt schon bei der vom Herrn Kriegsminister zugestandenen Überalterung der Offiziere im Falle der Mobilmachung eintreten müßte, würde unsere Infanterie jetzt noch den höchstgespannten Anforderungen genügen. Wie aber wird sie in fünf Jahren dastehen? Wie, wenn ein neues Quinquennatsgesetz wieder wegen mangelnder Mittel die Entwicklung der Armee nicht in der erwünschten Weise fördern kann? Unter dem immerwährenden Druck, der nicht schwächer, sondern von Jahr zu Jahr stärker fühlbar wird, fängt doch so mancher Hauptmann zu erlahmen an, und mancher Regimentskommandeur mag die Frage verneinen, ob es denn einen Zweck habe, seine Hauptleute und Stabsoffiziere für höhere Stellen vorzubereiten und auszubilden. Es wäre nur zu menschlich und ist bequem, wäre auch im Hinblick auf das Alter der meisten Regimentskommandeure nicht zu verwundern. Denn auch darüber dürfen wir uns nicht hinwegtäuschen: wenn man auch mit großer Achtung, ja, mit Bewunderung beobachten kann, was die in Wahrheit „Alten Herren" im Frieden noch leisten, so werden sie doch im Kriege den Strapazen, den Witterungs- und Verpflegungsunbilden nicht mehr gewachsen sein und schon in den ersten Wochen und Tagen des Feldzuges ausscheiden und an ihre Stelle werden solche Offiziere treten müssen, die vordem nie ein Regiment geführt haben.

Damit kehren wir an den Ausgangspunkt unserer Darlegungen zurück. Der Herr Kriegsminister hat in der Reichstagssitzung vom 24. Januar gesagt: „. . . Wir mögen unser Heer ausbilden und bewaffnen, so gut wie wir wollen, und mit noch so guten Führern versehen, — haben wir keine Disziplin in der Armee, dann wird sie auch niemals das leisten, was sie vor dem Feinde leisten muß." Eines der besten Mittel, Disziplin zu halten, ist das Beispiel der Führer. Eine Truppe ist tapfer, wenn die Führer Initiative haben. Ein gutes Beispiel geben und sicher sein im Auftreten auch im Kugelregen aber können nur Männer, die sich auch nach größeren Anstrengungen völlig in der Gewalt haben. Ist die Mehrzahl über fünfzig Jahre alter Männer dazu noch in der Lage? Wir glauben es nicht, denn es handelt sich um Durchschnittsmenschen, nicht aber um Ausnahmeerscheinungen. Freilich haben wir auch davon in der Armee eine ganze Anzahl aufzuweisen, aber die befinden sich durch das System der Vorpatentierung entweder schon in den höchsten Führerstellen oder sind dafür in Aussicht genommen. Und an diese künftigen Führer im Kriege sei auf Ehre und Gewissen die Frage gerichtet, ob es nicht in ihrem eigenen Interesse, ob es nicht im Interesse der Ehre unserer Armee und im Interesse des Vaterlandes liegt, wenn der Verkümmerung des Offizierkorps der Infanterie, die oben angedeutet wurde, sobald als möglich Einhalt geboten wird.

Wir müssen uns leider versagen, heute die Vorschläge aus Armeekreisen darzustellen, die dem gekennzeichneten Übel abhelfen sollen. Vielleicht gestattet es uns der Raum im nächsten Heft.

Bücherliste

Maydorf, Paul, und **Scholz**, Karl: Wegweiser für Volksunterhaltungsabende. Leipzig, Arwed Strauch. M. 1.50.

Faber, Hermann: Alt-Japan. Leipzig, Xenien-Verlag.

Fulci, Fr. P.: Die Ethik des Positivismus in Italien. Stuttgart, J. G. Cotta. M. 2.—.

Wenck, Martin: Handbuch für liberale Politik. Schöneberg, Buchverlag der „Hilfe". M. 3.—

Luntowski, Adalbert: Heroische Novellen. Leipzig, Xenien-Verlag.

Holm, Erich: Henrik Ibsens politisches Vermächtnis. 2. Aufl. Leipzig, Xenien-Verlag.

Auf dem Wege zur europäischen Sprache? Berlin, Liebheit & Thiesen. M. 3.—.

Zachmann, Wilhelm: Im Lenz und Frühsommer. Leipzig, Arnold Strauch. M. 3.—.

von Schubert, Dr Hans: Reich und Reformation. Tübingen, J. C. B. Mohr. M. 1.—.

Kern, Fritz: Die Anfänge der französischen Ausdehnungspolitik bis zum Jahre 1308. Tübingen, J. C. B. Mohr. M. 11.—.

Fischer, Dr. A.: Das marokkanische Berggesetz und die Mannesmannsche Konzessionsurkunde. Nachweis ihrer Unanfechtbarkeit. Berlin, Reuther & Reichard M. 1.50.

Tecklenburg, Dr. jur. Adolf: Die Entwicklung des Wahlrechts in Frankreich seit 1789. Tübingen, J. C. B. Mohr. M. 9.—.

von Freytag-Loringhoven, Oberst: Krieg und Politik in der Neuzeit. Studien. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. M. 5.50.

Alexander, Fr. W.: Johann Georg Meyer von Bremen. Leipzig, E. A. Seemann. M. 6.—.

v. Wildenbruch, Ernst: Das edle Blut. Schulausgabe. Berlin, G. Grote. M. 0.80.

Wildenbruchs bekannteste Kindergeschichte „Das edle Blut" eignet sich ihres dichterischen und erzieherischen Wertes halber sehr zur Schullektüre und verdient es, Gemeingut der deutschen Jugend zu werden. Der bei sorgfältigster Ausstattung des Buches doch billige Preis erlaubt die Einführung an Volks- und höheren Schulen.

Saager, Adolf: Von der Natur zur Kunst. Berlin-Schöneberg, Buchverlag „Hilfe". M. 3.—.

Deutsche Bücherei. Aus der Hundetürkei. Von Hermann Nitzschke. Nr. 114/115. Berlin, Verlag Deutsche Bücherei, Otto Koobs. M. 1.—.

Lenz, Max: Kleine historische Schriften. München, R. Oldenburg. M. 9.—.

von Bagienski, Trußka Leidenschaften. Ein Skizzenbuch. Berlin, L. M. Marschall.

Jaffe, Edgar: Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik. Band XXXI. Heft 2. Tübingen, J. C. B. Mohr.

Dolle, Marie: Das magnetische Gesetz, die Offenbarung des Lebens in jeder Form. Leipzig, Otto Wigand. M. 0.90.

Sienkiewicz, Henryk: Lebenswirbel. Kempten, Jos. Kösel'sche Buchhandlung. M. 3.—.

Damaschke, Adolf: Die Bodenreform. Jena, Gustav Fischer. M. 2.50.

Hofmann, Th.: Raffael als Architekt. III. Palast- und Wohnbauten. Leipzig, Gilbers'sche Verlagsbuchhandlung.

Schenk, Maximilian Rudolf: Metastasio-Dramen. Halle a. S., Otto Hendel Verlag. M. 1.50.

Grabbes Werke, herausgegeben von Dr. Albin Franz und Dr. Paul Zaunert. 3 Bände. Leipzig Bibliographisches Institut. M. 6.—.

Lenaus Werke, herausgegeben von Dr. Carl Schaeffer, 2 Bände. Leipzig, Bibliographisches Institut. M. 4.—.
Briefe an Freiherrn Joseph von Eichendorff. Herausgegeben von Wilhelm Kosch. Regensburg, J. Hebbel. M. 4.—.
Wohlrabe, M., Geh. Studienrat: Das neutestamentische Christentum. Dresden, A. L. Ehlermann. M. 2.40.
Hartmann, Fritz: Wilhelm Raabe. Wie er war und wie er dachte. Hannover, Adolf Sponholtz.
Mitraton, Gott-Menschentum. Leipzig, Max Altmann. M. 0.50.
Goudefroy, M.: Im Lebensstrom. Osnabrück, P. Hoppenrath Nachf.
Ellis, Havelock: Geschlecht und Gesellschaft. 2. Teil. Würzburg, Curt Kabitzsch. M. 5.—.

Verantwortlicher Schriftleiter: George Cleinow in Berlin-Schöneberg. Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11. Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 87.

Anzeigen-Annahme für diesen Teil beim Verlag der Grenzboten G. m. b. H., Berlin SW. 11, Bernburger Straße 22a/23.

Höchste Auszeichnungen. Gegründet 1824.

C. PRÄCHTEL
HOFMÖBELFABRIK

BERLIN SW. 19, Krausen-Strasse 31-32

Wohnungs-Einrichtungen
Atelier für Innendekoration

Fernsprecher: Amt I, 1035, 2619.

Stellennachweis.

(Aus der Tages- und Fachpresse.)

Anfragen zu richten unter Beifügung von Rückporto an die Geschäftsstelle der Grenzboten, Berlin SW. 11.

A. Für Akademiker.

332. **Hauslehrer**, f. 2 Knaben, 1. 4., Sachsen.
333. **Philol. od. Theol.**, f. 2 Knaben, Ostern, Mark.
336. **Theologe**, f. 11jähr. Knaben, Ostern, Sachsen.
382. **Bürgermeister** (3000 M.), Juli, Hessen.
383. **Beigeordneter**, bei. (3600 M.), bald, Ostpr.
384. **Bürgermeister** (3000 M.), bald, Ostpr.
385. **Stadtrat**, bei. (5750 M.), bald, Schlesien.
386. **Bürgermeister** (3600 M.), bald, Posen.
387. **Hauslehrer**, ev., f. 3 Knaben, Ostern, Schlesien.

B. Für Damen.

388. **Lehrerin**, geprüft, f. 13jähr. Mädch., v. 1. Mai bis 1. Okt. nach Kissingen.
389. **Erzieherin**, ev., gepr., ält., f. 2 Kind., Ostern, Schlesien.
390. **Erzieherin**, ev., gepr., musk., f. 3 Kind., Ostern, Pommern.
391. **Erzieherin**, ev., gepr., musk., z. Ostern, Westpr.
392. **Erzieherin**, ev., pädag. gebild., einf., 1. 4., Rhld.
393. **Erzieherin**, ev., gepr., musk., Ostern, Sachsen.
394. **Erzieherin**, ev., jg., musk., gepr., 1. 6., Sachsen.
395. **Erzieherin**, ev., gepr., musk., ersk., 1. 4. od. 20. 4., Pommern.
396. **Erzieherin**, ev., gepr., energ., f. 2 Mädch., (Musk. u. Franz.) (1000 M.), Ostern, Sachsen.
397. **Erzieherin**, ersk., gepr., 1. 4., Pommern.
398. **Erzieherin**, musk., (Sprach. im Ausld. erlernt) Latein, f. 1 Mädch., 1. 5., Westpr.
399. **Erzieherin**, gepr., ev., musk., f. 1 Mädch., 1. 4., Schlesien.

Für vorstehende Inserate verantwortlich: Karl Schulze in Berlin-Schmargendorf.

Das italieniſche Volk und der italieniſche Nationalſtaat

Von Otto Kaemmel-Loſchwitz

Am 17. März dieſes Jahres ſind fünfzig Jahre verfloſſen, daß das Königreich Italien proklamiert wurde. Mit großen Feierlichkeiten begehen die Italiener dieſe Erinnerung, wie ſie im vorigen Jahre des verwegenen Zuges Garibaldis und der „Tauſend von Marſala“ nach Sizilien, vor zwei Jahren des Befreiungskrieges von 1859 gedacht haben. Trotz ſo mancher innerer Schäden haben doch die Italiener alle Urſache, mit ſtolzem Hochgefühl ſich dieſer Erfüllung ihrer nationalen Beſtrebungen zu erinnern und mit Befriedigung auf das zurückzuſchauen, was ſie in dieſem halben Jahrhundert unter der Führung des ſavoyiſchen Königshauſes erreicht haben: die Ausgeſtaltung des Einheitsſtaats, eine ſtarke Armee und Kriegsmarine, den Ausbau eines großartigen Eiſenbahnnetzes, von dem vor fünfzig Jahren außerhalb Piemonts nur einige wenige Linien vorhanden waren, den Aufſchwung des allgemeinen Wohlſtandes, die Ordnung der Finanzen, Neubau des Schulweſens. Mit Teilnahme ſchauen die anderen Kulturvölker auf dieſes geeinigte aufſtrebende Volk, das man ſo oft ſchon totgeſagt hatte. Vor allem wir Deutſche haben dazu alle Urſache, denn die Italiener ſind unſere Schickſalsgenoſſen von jeher geweſen, zumal nach 1815.

Und doch will es ſcheinen, als ob bei uns dieſe Sympathien nicht ſonderlich lebendig ſeien. Wir rühmen uns, im Verſtändnis fremder Volksart alle Nationen zu übertreffen, aber die Italiener verſtehen wir im allgemeinen wenig, und noch ſeltener werden wir ihnen gerecht. Im ganzen gilt das neue Italien bei uns als ein unſicherer Bundesgenoſſe, vor allem wegen der Anſprüche der Irridentiſten auf Südtirol, Trieſt und in etwas entfernterer Linie auf Dalmatien. Öſterreich kann und ſoll dieſe Gebiete nicht aufgeben, aber es iſt ungerecht, zu vergeſſen, daß erſt Maximilian der Erſte dieſe ganz italieniſchen Stücke Tirols

erworben hat, und daß Dalmatien mit Istrien altes italienisches Kulturgebiet ist, das erst 1797 durch einen hinterlistigen Gewaltstreich der wehrlosen Republik Venedig entrissen wurde. Und noch immer ist das begründete Verlangen der österreichischen Italiener nach einer italienischen Universität nicht erfüllt, während slawische Stämme, die ihnen an Kulturleistungen weit nachstehen, längst nationale Hochschulen haben, die Polen zwei, die Tschechen eine Universität. Dazu besteht die Meinung bei uns, daß die Italiener ihre Befreiung und Einigung nur fremder Hilfe verdankten, und in der Tat hat ihre neue nationale Trikolore noch über keinem großen Siegesfelde geweht.

Aber diese Geringschätzung ist unbegründet und ungerecht. Gewiß, die Befreiung des Landes haben sie nur mit fremder Hilfe errungen, die Einheit, die Gewähr ihrer Erhaltung, haben sie selbst geschaffen, und zwar unter einer viel unmittelbareren, weit energischeren Mitwirkung des Volkes, als wir Deutsche unser Reich. Sind doch bekanntlich die Grundlagen unserer Einheit, die Verfassung des Norddeutschen Bundes, der Hälfte unseres Volkes nur durch Waffengewalt aufgezwungen worden; das italienische Volk hat seine Einheit selbst geschaffen ohne und gegen das Ausland. Bei uns bedurfte es eines blutigen Bürgerkrieges, um den Widerstand zu brechen, und wie wahrhaft kläglich und kleinlich süddeutsche Staatsmänner noch 1870 nach Sedan dachten, das wissen wir erst heute. In Italien ist die Einigung durch eine Reihe von Volkserhebungen mit Unterstützung der piemontesischen Krone herbeigeführt worden, also auf revolutionärem Wege, wie es auch in Deutschland bekanntlich 1848/49 vergeblich versucht worden ist. Revolutionär war schließlich auch die Neuordnung Deutschlands, denn es gibt auch Revolutionen von oben, und solche Revolutionen sind überall da berechtigt, wo sie einem unerträglich gewordenen Zustande im nationalen Interesse ein Ende machen. Denn die Nation vollendet sich erst durch den nationalen Staat. Nur verfuhr in Deutschland die Revolution viel konservativer, weil sie von oben kam und also organisierte Kräfte zur Verfügung hatte, in Italien radikaler, weil sie von unten ausging.

Dieser fundamentale Gegensatz beruht auf der ganz verschiedenen Lage und Geschichte der beiden Völker. War nach 1815 die politische Lage Deutschlands unbefriedigend, so war die Italiens beinahe verzweifelt. Wenn die deutschen Staaten wenigstens durch den schwachen Bundestag vereinigt waren und alle unter alten, einheimischen Dynastien standen, so fehlte den italienischen Staaten nicht nur dieses formelle Band, sondern der größte Teil Oberitaliens stand direkt unter der österreichischen Fremdherrschaft, und die Herrscherhäuser waren samt und sonders, mit Ausnahme Piemonts, fremden Ursprungs, erst seit dem achtzehnten Jahrhundert infolge europäischer Verträge in ihren Ländern eingesetzt und dort ohne Wurzel; der wiederhergestellte Kirchenstaat aber wurde im Interesse der römischen Weltkirche regiert. Und dabei waren die alten stolzen Traditionen im größten Teile Italiens städtisch republikanisch. Eine Großmacht vollends, die eine nationale Politik hätte führen und als Kern der Einheit hätte dienen

können, gab es nicht, dagegen die lebendige Erinnerung an das Napoleonische Königreich Italien, das unter der grünweißroten Fahne wenigstens einen guten Teil des Landes vereinigt und die nationalen Hoffnungen belebt hatte. In Deutschland gründete die Großmacht Preußen die wirtschaftliche Einheit durch den Zollverein und gab damit den Anstoß zu einem großartigen wirtschaftlichen Aufschwunge, außerdem gingen bis 1848 alle deutschen Staaten, außer Mecklenburg, zu konstitutionellen Verfassungen über und reformierten ihre Verwaltungen. In Italien geschah nichts derart, die Staaten blieben durch Zollgrenzen geschieden und wurden durchaus absolutistisch regiert, mit polizeilicher und kirchlicher Unterdrückung jeder Art von Freiheit. Die Verwaltung mochte in Lombardo-Venezien und Toskana befriedigend sein, wirtschaftlich aber blieb Italien vollends hinter anderen Kulturländern weit zurück.

Trotz alledem stellte die Literatur in Vittorio Alfieri, Alessandro Manzoni, Giuseppe Giusti nationale Ideale auf, verlangte „Einheit, Freiheit, Unabhängigkeit". Aber die gebildeten Kreise, die sie sich zu eigen machten, standen dem absoluten Staate praktisch ganz fern und hatten keine Möglichkeit, gesetzlichen Einfluß auszuüben; auch der Adel war unpolitisch und nicht dynastisch, außer in Piemont, wo er eng mit dem Herrscherhause verbunden und durchaus militärisch war, aber dem italienischen Geistesleben in seiner halb französischen Bildung fast fremd blieb, und überall sonst war die gebildete Gesellschaft einseitig literarisch-ästhetischen Interessen hingegeben. Das alles drängte die anschwellende nationale Bewegung notwendig in radikale Bahnen, ja sie nahm bei dem Mangel jeder Freiheit die Form von Geheimbünden und Verschwörungen an. Neben die älteren Carbonari trat 1833 das „junge Italien" Giuseppe Mazzinis, der die Föderativrepublik erstrebte, und immer wieder zuckten die Flammen revolutionärer Empörungen hervor. Sie wurden überall rasch, zuweilen mit fremder Hilfe und mit größter Härte, unterdrückt, aber die Gesinnungen, die sie hervorgerufen, blieben lebendig.

Nur allmählich und vereinzelt tauchten positivere Programme für eine Umgestaltung Italiens auf. Antonio Rosmini und Vincenzo Gioberti predigten den monarchischen Staatenbund unter dem Papsttume, die beiden Piemontesen Cesare Balbo und Massimo d'Azeglio den politischen Anschluß zunächst Oberitaliens an Piemont und das Haus Savoyen, an die geordneten Kräfte eines Einzelstaats, und König Karl Albert stellte „sein Leben, das Leben seiner Söhne, seine Waffen, seinen Schatz, sein Heer" der italienischen Sache zur Verfügung. Es war ihm heiliger Ernst damit, aber das große Jahr 1848/49 begann mit bewaffneten Volkserhebungen in Mailand, Venedig und Sizilien, und es gelang zwar den Piemontesen, zunächst alle Staaten der Halbinsel zum Kampfe gegen Österreich zu vereinigen, aber weder sie in diesem Kriege bei sich festzuhalten, noch die Österreicher zu überwinden, noch auch die mazzinistische Demokratie zu sich herüberzuziehen. Nach der Niederlage von Novara am 23. März 1849 rettete Karl Alberts Sohn und Nachfolger Viktor Emanuel der Zweite nur die

Unabhängigkeit des Landes und die neue Verfassung von 1848 mitsamt der nationalen Trikolore, überall sonst triumphierte der alte Absolutismus, im ganzen Norden die Fremdherrschaft, denn österreichische Truppen standen bis Ende 1854 in Livorno, bis in den Mai 1855 in Florenz, bis 1857 in Modena und Parma, bis 1859 in Bologna, Ferrara und Ancona.

Nichts konnte geeigneter sein, den Haß gegen die Fremdherrschaft wachzuhalten und das Vertrauen auf Piemont zu verstärken. Auch Gioberti und Manin, der Doge des aufständischen Venedigs 1848/49, stimmten jetzt in den Ruf ein: Italien und Viktor Emanuel! und seit 1857 wirkte der Nationalverein auf der ganzen Halbinsel unter dem Sizilianer La Farina in diesem Sinne. Daneben freilich bildete die nationale Demokratie noch eine Macht für sich. Es war die schwierige Aufgabe, diese beiden Mächte, das piemontesische Königtum und die demokratische „Aktionspartei", zusammenzufassen und diese Kräfte nach einem Ziele hinzulenken. Das unternahm und vollbrachte der geniale Staatsmann, der seit 1850 Piemont leitete, Graf Camillo Cavour. Er verwandelte es in einen wirklich modernen Staat, der in seinen innern Fortschritten dem ganzen Lande voranging; er stand in engster Verbindung mit dem Nationalverein, er bereitete die öffentliche Meinung darauf vor, auf das stolze l'Italia farà da se! zu verzichten und für die neue Erhebung die Hilfe Napoleons des Dritten zu gewinnen. Das Bündnis mit den Westmächten im Krimkriege 1853, das Auftreten Cavours als Wortführer Italiens auf dem Pariser Kongreß 1856, die geheimen Verhandlungen von 1858, die zunehmende Spannung mit Österreich gingen dem Abkommen vom Dezember 1858 voraus. Aber Cavour wollte auch vermeiden, daß aus dem Bundesgenossen ein Herr werde. Deshalb wollte er alle Volkskräfte Italiens entfesseln, das piemontesische Heer durch Freiwillige aus anderen Teilen des Landes verstärken und überall die Bevölkerungen zur Erhebung bringen. Ein festes Programm für die Umgestaltung hatte Cavour zunächst nur insofern, als er die Befreiung Oberitaliens bis zur Adria, unter Umständen mit Einschluß der Emilia (Parma, Modena, die Romagna), und die Gründung eines starken norditalienischen Staats erstrebte; an die Annexion Mittelitaliens und vollends des Südens hat er damals nicht gedacht; sie ist ihm erst durch Volkserhebungen und durch die ganze politische Lage aufgedrungen worden.

Noch standen die Heere im Potieflande ohne entscheidende Ereignisse einander gegenüber, da erhob sich am 27. April in einer unwiderstehlichen und doch maßvollen Bewegung Florenz gegen das Haus Lothringen und zwang den Großherzog Leopold den Zweiten zur Abreise auf Nimmerwiedersehen, da sich keine Hand für ihn rührte; am 1. Mai flüchtete die Herzoginregentin Luise aus Parma, nach der Schlacht bei Magenta (4. Juni) wich Herzog Franz, von seinen Truppen begleitet, 9. Juni aus Modena, nach dem Abzuge der Österreicher erhob sich seit dem 12. Juni die Romagna. Überall leitete die Aristokratie des Besitzes und der Bildung die Bewegung, in Toskana einer der größten Grundherren des

Landes, der stolze Baron Bettino Ricasoli. Auf Ersuchen der neuen Regierungen übernahm König Viktor Emanuel den Oberbefehl über ihre Streitkräfte und sandte ihnen seine Kommissare; die toskanische Division brach sogar nach dem Kriegsschauplatze auf. Nach der Schlacht von Solferino am 24. Juni schien alles im besten Gange; da schlug der Waffenstillstand und der Vorfriede von Villafranca am 11. Juli alle die stolzen Hoffnungen zu Boden, und Cavour trat am 14. Juli zurück; denn nur die Lombardei sollte an Piemont fallen, Venezien österreichisch bleiben, die verjagten Fürsten zurückkehren. Viktor Emanuel mußte seine Kommissare abberufen, die Provinzen südlich des Po sich selbst überlassen. Da griff wieder der entschlossene und klare Wille des mittelitalienischen Volkes entscheidend ein; es schritt eigenmächtig über den Vorfrieden von Villafranca hinweg. Die Landschaften stellten Diktatoren an ihre Spitze, bildeten gegen die drohenden Reaktionsversuche Österreichs eine allmählich auf 50 000 Mann steigende Armee, die in der Nummerierung ihrer Regimenter und Divisionen sich an das piemontesische Heer anschloß, vereinigten sich am 10. August zur „mittelitalienischen Liga" (Lega dell' Italia centrale), sprachen die förmliche Entsetzung der alten Dynastien aus und beschlossen die Vereinigung mit Piemont. Denn sie wollten kurzab die Einheit Italiens und keinen selbständigen mittelitalienischen Staat zum Schutze irgendwelcher Stammesart, der diese Einheit verhindert und vielleicht einen Bonaparte oder Murat als König hätte annehmen müssen.

So stand es, als der Friede am 10. November die Rückkehr der Dynastien und die Errichtung eines italienischen Staatenbundes unter dem Vorsitze des Papstes verfügte. Doch kein Gedanke daran, daß Mittelitalien sich ihm unterworfen hätte: es ging auch über ihn mit ruhiger Selbstverständlichkeit hinweg.

Am 1. Januar 1860 konstituierten sich „die königlichen Provinzen der Emilia", am 16. trat Cavour wieder ins Amt, am 15. März beschloß in ihnen wie in Toskana ein allgemeines Plebiszit die Vereinigung mit Piemont mit überwältigender Mehrheit. Es war ganz unzweifelhaft der wahre Ausdruck der Volksstimmung; keine Rede kann bei diesem Stimmverhältnis (in Toskana 366 000 gegen 15 000, in der Emilia gar 426 000 gegen 750) davon sein, daß es künstlich gemacht worden sei. Jetzt nahm der König die Annexion an und zog am 16. April, umrauscht von den nationalen Bannern, in den ehrwürdigen Palazzo vecchio von Florenz ein.

„Toskana hat Italien gemacht", so schrieb im März 1869 mit stolzem Selbstbewußtsein Ricasoli. In der Tat, was wäre ohne die klare, unerschütterliche Entschlossenheit der Mittel-Italiener geworden? Die Rückkehr der verjagten Dynastien und der Staatenbund hätte doch keine dauerhaften Zustände geschaffen, sondern bei ihrer sicher nicht veränderten Gesinnung und ihrer alten Verbindung mit Österreich, das ja nach wie vor in Venezien und im Festungsviereck stand, nur eine neue Reaktion vorbereitet und jede wirkliche, wahrhaft nationale Einigung Italiens verhindert.

Aber noch mehr: Diese mittelitalienischen Gebiete bildeten die Basis für das weitere Vorgehen nach dem Süden, als die Zeit gekommen war. Und sie kam sehr bald. Denn Rom und Neapel planten in Verbindung mit Österreich einen Gegenschlag. Zuerst sollten die Piemontesen aus der Romagna hinausgeworfen, dann der Kampf gegen die „Revolution" auf der ganzen Linie eröffnet werden. Am 1. April 1870 übernahm der französische Legitimist Lamoricière den Oberbefehl über das aus Freiwilligen und Söldnern aller katholischen Länder gebildete päpstliche Heer, und an der Grenze des Kirchenstaats sammelten sich die Neapolitaner zum Vormarsche nach Norden. Zur Abwehr durch entschlossenen Angriff wirkten wieder volkstümliche Bewegungen und die piemontesische Regierung zusammen, doch hielt sich diese zunächst noch zurück. Um den Aufständischen auf Sizilien zu Hilfe zu kommen, verließ Garibaldi am 6. Mai den kleinen Hafen Quarto bei Genua mit seinen berühmten Tausend Freiwilligen und landete am 11. Mai bei Marsala. Ein Idealist vom reinsten Wasser, völlig uneigennützig, glühender Patriot und überzeugter Republikaner, war er doch Realist genug, um sich praktisch der piemontesischen Monarchie unterzuordnen, aber er blieb neben ihr eine Macht für sich und ein Volksheld, wie es wenige gegeben hat. So brach das verrottete Königreich Neapel unter den Erhebungen seines Volkes und der Beihilfe der bald scharenweise aus dem Norden Italiens unter Garibaldis Fahnen strömenden Freiwilligen zusammen, und am 7. September zog er im jubelnden Neapel ein. Aber hinter dem Volturno behaupteten sich, auf das feste Gaëta gestützt, die Neapolitaner. Das bewog Cavour, direkt einzugreifen, denn er konnte eine Herrschaft der Aktionspartei in Neapel unter keinen Umständen zulassen. Mitte September rückte Fanti im päpstlichen Umbrien, Cialdini in den Marken ein; am 18. zersprengte dieser das päpstliche Heer bei Castelfidardo. Dann führte König Viktor Emanuel seine Armee durch das Gebirge südwärts, kam dadurch den Neapolitanern in den Rücken und zwang sie, auf Gaëta zurückzugehen. Es war ein geschichtlicher Moment, als Garibaldi am 2. November bei Trano sein Freiwilligenheer dem Monarchen vorführte und ihn als „König von Italien" begrüßte. Damit unterwarf sich die nationale Demokratie der nationalen Monarchie. Die Volksabstimmung in Neapel und Sizilien hatte sich schon am 21. Oktober für den Anschluß an Piemont ausgesprochen.

Diese „Auferstehung" (risorgimento) Italiens ist damals nur in England mit Sympathie, sonst überall, und nicht zum wenigsten in Deutschland, mit herber Kritik und mißgünstigen oder spöttischen Glossen, mit abweisender Haltung von den Regierungen begleitet worden, die jahrelang die Anerkennung des Königreichs Italien verweigerten; für den nationalen Idealismus der Italiener hatte man im Norden der Alpen kein Verständnis, so wenig wie für die besonderen Verhältnisse Italiens, und die österreichische Herrschaft in Oberitalien galt damals für ein deutsches Nationalinteresse, was sie niemals gewesen ist. Und doch zwang wenige Jahre später die Wucht der Verhältnisse und Bismarcks genialer Blick Preußen und

Italien trotz aller legitimistischen Bedenken zusammen. Die preußischen Siege brachten 1866 den Italienern Venezien, die deutschen Siege 1870 öffnete ihnen Rom. Volkstümliche Erhebungen haben den Feldzug nach Venezien nicht begleitet, aber auch damals führte Garibaldi dichte Scharen von Freiwilligen ins Feld, die selbst auf Th. v. Bernhardi einen günstigen Eindruck machten, und, wie immer, zum guten Teil den gebildeten Ständen angehörten. Vollends die Besetzung Roms war längst ein stürmischer Wunsch der Italiener. Schon 1862 hatte es Garibaldi nehmen wollen, 1867 taten die französischen Chassepots gegen seine Rothemden bei Mentana (3. November) ihre ersten „Wunder", und nach Sedan wäre keine italienische Regierung imstande gewesen, dem leidenschaftlichen Rufe: Roma capitale, Roma o morte! und dem Zorne gegen die „Mörder von Mentana" zu widerstehen. Sie hatte nur die Wahl, ob sie es selbst nehmen oder das der Aktionspartei überlassen wollte, und das durfte sie nicht, wenn sie nicht ihre ganze Autorität aufs Spiel setzen und die Basis ihres eigenen Daseins verleugnen wollte.

Der starke volkstümliche Einschlag in die italienische Einheitsbewegung hat auch dem Staatsleben Italiens sein eigentümliches Gepräge aufgedrückt. Denn das nationale Königtum beruht dort zu einem guten Teil auf der Volkssouveränität, deren Sieg in Deutschland die Ablehnung der Kaiserkrone durch Friedrich Wilhelm den Vierten 1849 und die Neuordnung seit 1866 endgiltig verhindert hat. Die Folge ist für Italien die Herrschaft des parlamentarischen Systems. Das hat seine schweren Nachteile; aber die förmliche und feierliche Anerkennung der Monarchie des Hauses Savoyen durch Volksabstimmungen gibt ihm doch eine Festigkeit, die so leicht nicht zu erschüttern ist.

Volksmärchen auf der Bühne

Von Dr. Fritz Budde-Berlin

Leise schnurrt das Rädchen seine Wundermelodie von dem Rocken des Märchenschatzes. Zutraulich lehnt sich der Lauschende über die Schulter des erzählenden Mütterleins. Seine Phantasie selbst spinnt mit an dem Faden und webt an dem silbernen Schleier. Leise, dämmerig wogt vorüber bald wie ein fernes Lichtmeer, bald wie ein Nebel die Poesie, zart wie ein Elfenwesen, danach man nicht greifen darf, soll die holde Gestalt nicht verrinnen.

Es ist sicher in gewisser Weise ein Gewaltakt, dies seltsam lose Gebilde, das nur dem inneren Auge wahrhaft erstrahlt, unter das fatal grelle Licht der Rampe zu bringen und seine bleichen Glieder der rücksichtslosen Kritik des körperlichen Auges preiszugeben. Die einfache Übertragung des Volksmärchens

auf die Bühne muß also gefährlich wirken, wie die Verpflanzung in ein fremdes, rauhes Klima. Wohl manches mag zu dem Versuch verlocken, und darum hat schon die Romantik, die das von Mund zu Mund erzählte Märchen zu Ehren brachte, jene Übertragung auf die Bühne gewagt. Aber der in Formlosigkeit zerflatternde Tieck konnte mit seiner bizarren Verquickung von Naivität und Ironie weder dem einen noch dem andern gerecht werden, weder der Bühne noch dem Märchen. Wenn später, zumal in neuester Zeit bei Hauptmann, Maeterlinck u. a., das Märchen wieder in der Dramatik auftaucht, so zeigt es sich nicht mehr als bescheidenes Kind aus dem Volke, sondern es tritt mit den Allüren seiner Geburt aus der großen Kunst, mit symbolischem Tiefsinn und mit mythologischer Gebärde vor uns hin. Dennoch ist das wirkliche Volksmärchen (von den Opern Humperdinks ist hier abgesehen) nicht ganz von der Bühne verbannt. Jährlich zur Weihnachtszeit stattet es den Theatern einen Besuch ab zu Kindervorstellungen. Da zeigt es sich dann freilich, daß ihm die Theaterluft sehr schlecht bekommt. Die vorherrschende Art der Märchenstücke, — als ihr Vertreter mögen die allerwärts bekannten Goernerschen Bearbeitungen gelten, — beanspruchen kaum mehr als den Rang der Kleinkinderergötzung und dienen auch diesem Zweck in einer Weise, die auf die Geschmacksbildung der Kinder nur ungünstig einwirkt.

Wenn man das Volksmärchen auf der Bühne einer rechtschaffenen Betrachtung unterziehen will, muß man natürlich den andern Gesichtspunkt voraussetzen, der dem Bühnenmärchen den gleichen Kunstwert beilegen möchte wie der Märchenerzählung. Um aber zu solcher Bedeutung emporzuwachsen, muß das Bühnenmärchen vor allem den Anspruch aufgeben, in unmittelbaren Wettbewerb mit der Erzählung zu treten oder ihr eine Ergänzung zu sein. Es muß selbständig auf eigne Füße treten und seine Wurzeln auch in den Boden schlagen, auf dem es erblühen soll; also die künstlerische Methode der Dichtung muß von Grund auf eine verschiedene sein in der Stoffbehandlung wie in der weiteren Bauart. Soll von derartigem die Rede sein, ist noch vorauszusetzen, daß das Theatermärchen kaum gedacht ist für Zuschauer von fünf Jahren; diese bringen nicht die psychischen Fähigkeiten mit, von Augenblick zu Augenblick mit der Aufmerksamkeit zu folgen, die das „Verstehen" vermittelt, und die Zusammenhänge und Verwicklungen zn überschauen, die eben jede Bühnendichtung erfordert. Ein dramatisches Märchen läßt sich erst schaffen für etwas reiferes Publikum. Diesem kann es dann um so mehr bieten, und der Junge von zwölf Jahren, der dem „kindischen" Märchen gegenüber nur die Lippen aufwirft und die Achseln verächtlich zieht über den Unsinn, wird durch das Bühnenmärchen, das sich auszeichnet durch festere Verwebung, durch engere Anlehnung an das Kausalitätsgesetz, durch dramatische Spannung, durch äußere Annäherung an die Wirklichkeit (was durch Technik, Charakterisierung und Detaillierung erreicht wird), durch stärkeres Ausschöpfen der Handlung, der Stimmung und des lyrischen Untergrunds aufs tiefste ergriffen, „gepackt", mit gutem Humor ergötzt, aufs wertvollste

bereichert werden. Und unter solchen Umständen wird die theatralische Märchenaufführung ein wahres Fest im Leben des Kindes und in seiner Erziehung und Ausbildung ein sehr bedeutender Faktor.

Es ist wohl selbstverständlich, daß auch unter den heute gegebenen Märchenstücken manche zu finden sind, die von guter Hand poesievoller gestaltet sind als die oben gemeinte Kategorie. Aber ein wirklich befriedigendes Märchenstück ist auch bei fleißigem Umschauen kaum zu entdecken. Denn selbst die Besten am Werk halten sich auf einem gefahrvollen Mittelsteg, teils von der Überlieferung beeinflußt, teils mit Rücksicht auf das kleine Publikum. Um zu wirklich künstlerisch gestalteten Bühnenmärchen zu kommen, müssen aber gewisse grundlegende Wesensbestimmtheiten erkannt und befolgt werden. Die Märchenerzählung ist stilistisch eigenartig und bestimmt geformt. In schneller Folge reiht sie die wesentlichen Punkte aneinander in schlankem Aufbau, sprunghaft, sie gleitet über dramatische Zuspitzungen mit naiver Selbstverständlichkeit hinweg, typisiert die Personen und Gegenstände restlos, begnügt sich mit Andeutungen, indem es zu allererst auf die mitschaffende Phantasie des Hörers baut, und zieht das Wunderbare in die irdische Wirklichkeit hinein mit einem Vertrauen, das nicht nach dem Woher und Wohin und Warum fragt.

Die lebendige, mit allen Einzelheiten sich abspielende Bühnenhandlung fordert von alledem nahezu das Gegenteil. Sie verlangt das Beharren an wenigen in ihrem Bedeutungsgehalt zusammengezogenen Stellen und innigst geschlossene Fügung, wenigstens innerhalb der Akte; sie stützt sich auf dramatische (auch lyrisch-dramatische) Zuspitzungen und schöpft diese sorgsam aus. Milieuszenen fordern Sättigung und zentripetale Kraft, Plastizität, charakterisierende Reflexbeleuchtung, Steigerung. Die Gestalten erscheinen in anderer Daseinsart, man sieht ihnen ins Gesicht, und darum müssen sie geprägter sein, blutvoller, wenngleich eine zuweitgehende Individualisierung störend wirken muß.

Die dramatische Form verlangt festere, begründende Zusammenhänge: In der Erzählung wird etwa berichtet von einem armen Jungen, der auf seinem wunderbaren Wege irgendwo einer verwunschenen Prinzessin begegnet, sie erlöst und ihr Gemahl wird. Auf die Bühne gestellt interessiert der Vorgang nicht genügend und bleibt schlaff in der Wirkung — ganz anders, wenn der Knabe von vornherein in enger Verbindung gezeigt wird mit dem Mägdlein, ihre Schicksale voneinander abhängen, sich stetig kreuzen an entscheidenden Punkten, helfend und bedrohend. Derartig war die Umbildung in einer neulich aufgeführten Dramatisierung des „Zwerg Nase", in dem die Prinzessin Gans zu einer Spielgefährtin des Schustersohnes Jakob gemacht war und durch ihre treue Liebe in sein Schicksal verwickelt ward. Die Erzählung beruht ganz auf dem wunderbaren Gang der Handlung, auf der Bühne sieht man die einzelnen Personen und will für sie und ihr Verhältnis untereinander stärker interessiert sein, daher wird die innerlich festere Verwebung notwendig.

Die dramatische Form fordert eine ins Einzelne gehende Charakterisierung: In der Erzählung wird kurz berichtet von einem glänzenden Hof und einem

König, der mächtig und gut, einmal das und das bestimmt hat. Die Darstellung auf der Bühne zeichnet den glänzenden Hof durch ein entsprechendes Gefolge, den König durch mehr Worte und Gesten und Betätigungen. Um das Milieu den Kindern nahezubringen, hat man das Gefolge fast ohne inneren Sinn karikaturistisch ausstaffiert und den König zu einem schlaffen Trottel herabgewürdigt, der sein Zepter und seine Krone verliert, in Schlaf fällt und mehr solcherlei Komik treibt. Diese Bassermannschen Gestalten widersprechen natürlich dem Sinn und Stil des guten Märchens fast immer. Zumal aber straft hier auch der Vorwand selbst, unter dem diese Umdichtungen vorgenommen werden, „dem Kinde etwas zu geben", solche Kunstgriffe. Findet denn das Kind irgendein innerliches Verhältnis zu den Scharlatanen von Kanzlern, Räten und Palastaufsehern? Liegt der übliche Scherz, „der König müsse ein bißchen regieren", nicht vollkommen außerhalb seines Begriffsvermögens? Was sagt dem Kinde eine Ratsversammlung, in der es die Hochwohlweisen in törichtem Wichtigtun sich blamieren sieht? Die seichten Karikaturen wirken als Grimassen, die innerlich nicht berühren. Nur wenn das Kind auf der Bühne Vorgänge, Personen sieht, die es miterleben kann, erfüllt die Aufführung den dramatischen Kunstzweck. Darum ist das ganze Hofmilieu vielleicht nur wenig wert im Bühnenmärchen, dagegen die andere Sphäre des Märchens, das Volksmilieu, in seiner breiten Vielseitigkeit so recht geeignet, den Kindern ein wirkliches Erlebnis zu vermitteln. Die Menschen müssen charakterisiert und gesehen sein von Seiten, die dem Kinde offen liegen, für die es Nerven hat. Wer das Kind nur wenig im alltäglichen Leben betrachtet, sieht, daß es die Menschen seiner Umgebung mit großer Klugheit und Feinfühligkeit zu nehmen weiß. Da tritt die Fähigkeit zutage, die die Dichter in ihrer Weise auszunutzen haben, die gewisse Feinheiten sehr sicher auffaßt und nicht mit rohen Derbheiten abgespeist sein will.

Besonderen Schwierigkeiten ist noch die Behandlung des Wunderbaren, jener Märchenwesen wie Hexen und Elfen ausgesetzt. Auch hier stellt die Bühnenform bestimmte Anforderungen. In der Erzählung tritt das Wunderbare ganz unvermittelt auf, es reckt sich hinein wie eine Hand, die aus der Wand heraustritt und wieder verschwindet, rätselhaft zwar, doch unversehens. Auf der Bühne will man den Körper sehen und den Kopf, der die Hand regiert, und also ist der deus ex machina immer mißtrauisch zu betrachten, zumal wenn die Handlung auf dem Wunderbaren aufgebaut ist. Da heißt es, das Wunderbare innerlich dramatisch zu verknüpfen, die Märchenwesen insoweit zu vermenschlichen, daß man sie in ihrem Handeln begründet, zweckhaft, ja leidenschaftlich erscheinen läßt und in stete engere Beziehung zur dramatischen Handlung setzt. Hier darf wieder insoweit die Dramatisierung des „Zwerg Nase" anerkennend erwähnt werden, wo die Entwicklung auf ein zweckhaft eigennütziges Handeln der Hexe aufgebaut und entsprechend angebahnt ist und das Schicksal Jakobs sich aus dem Kampf mit der Hexe, die an allen entscheidenden Wendungen tätig teilnimmt, um Leben und Glück geführt wird. Da läßt sich auch das menschlich, moralisch, gefühls-

mäßig Wertvolle lyrisch herausheben, ohne daß die Straffheit der dramatischen Form gestört wird. Anderseits leidet ein in vieler Hinsicht so köstliches Märchenstück wie Marx Möllers „Meister Pinkepank" eben dadurch, daß der böse und der gute Geist zu abgehoben, zu schemenhaft, ja eigentlich zu bedeutungslos erscheinen.

Es lockt noch mancherlei zu erörtern, wie das Verhältnis der eigenartigen Grausamkeit, die in dem Volksmärchen sich birgt (und die im Stück oft durch süßliche Sentimentalität gänzlich stillos verwaschen wird), zu den Anforderungen der Bühnenform oder dem kindlichen Humor. Solche verwickelten Fragen müssen hier beiseite gelassen werden. Doch ist jede Betrachtung zunächst immer unter den Gesichtswinkel zu stellen, daß die Bühne eine ganz anders geartete Wirkung übt, andere psychische Kräfte und Kombinationen in Anspruch nimmt als die Erzählung. Die meisten Verfehlungen in den üblichen Märchenstücken entstehen ja aus dem unverständigen Versuch, der Märchenerzählung Konkurrenz zu machen, und indem man das Unübersetzbare eigensinnig übertragen wollte, hat man selbst die Schlingen geknüpft, in denen sich die Kritik der herangewachsenen Kinder fängt, und dadurch sicher viel beigetragen, das Märchen bei den Heranwachsenden unbeliebt zu machen. Gewiß ist die Erkenntnis nicht von der Hand zu weisen, daß sich viele liebgewordene Märchenstoffe nicht für die Bühne „regelrecht" bearbeiten lassen — die Möglichkeit immer vorausgesetzt, daß der rechte Mann den rechten Weg findet. Aber bedeutet das einen Verlust? Man lasse doch der Erzählung ihr Recht und pflege sie durch künstlerischen Vortrag. Ohne irgendwie alte Stoffe von der Bühne weisen zu wollen, darf doch, gerade im Hinblick auf die Vorführung durch die mißbrauchte Tradition, die Möglichkeit betont werden, neue Märchen, die in sich dramatisch veranlagt sind, zu schaffen. Es öffnen sich da manche Wege, und einer ist vielleicht der, der Phantasie unserer, der modernen Kinder zu folgen, ihren Träumen, Spielen, Mummereien nachzugehen, und leicht werden neue Märchen sich auftun. Wäre nicht auch möglich ein Schauspiel aus dem täglichen Leben des Kindes, wird man nicht auch hier Märchenhaftes in die Darstellung der Kinderwelt einbeziehen müssen, so sicher wie den Frohsinn und das herzliche Gemüt? Einen zum mindesten sehr interessanten Versuch derart brachte vor einigen Jahren bereits das Lustspielhaus in Berlin mit dem Stück einer Engländerin „Peter Gerneklein".

Eine Hauptschuld an der Verekelung der Märchenstücke trägt das Vernachlässigen der Technik oder irrtümliche Auffassungen, die z. B. die opernhafte Aufstutzung belieben, um Breitspurigkeit, Handlungsarmut und alle anderen Mißstände und Schwierigkeiten zu verdecken. Und gerade durch virtuose — in ihren Mitteln natürlich durchaus einfache — Technik möchte man die Hindernisse bei dem heranwachsenden Kinde, das ja stoffhungrig schnell weiter drängt und von einem gewissen „rationalistischen" Dünkel befallen ist, am ehesten besiegen. Es gibt Dichter und Regisseure, die darum bemüht sind, die Szene, solange nur irgend die Handlung heraustritt, geradezu öde zu halten, und die sich vor jeder

lebendigen, kraftvollen Gestaltung fürchten; beliebt sind schlechte Einführungen und Abgänge, langweiliger, starrer Dialog und vor allem schlechter Hokuspokus bei Verzauberungen, der natürlich gerade der schönen Schlichtheit und damit der Annehmbarkeit des Vorganges entgegenarbeitet. Alles geschieht dem Kinde der Deutlichkeit zuliebe. Wo aber der Dichter in einfacher Linie und klarer Gliederung deutlich disponiert und der Regisseur ihn feinfühlig unterstützt, braucht er keinerlei Furcht zu haben vor dem Fassungsvermögen der Zuschauer, und nur eine sorgfältige, selbstsichere Technik, die nicht schwankt zwischen Mittelalter und Neuzeit, sondern stileinheitlich ihre Aufgabe durchführt, bringt einen äußerlich glatten Eindruck, Lebendigkeit der Handlung und packende Illusion zustande. Wohl müssen die Dichter Rücksicht nehmen auf das Verständnis der Kinder in der Sprache und im Schmuck, in den Bildern der Rede, in dem Vorstellungskreis und in den Motiven! Anderseits ist es ein banales Rechnen auf das Interesse des Kindes, wenn die neuesten Tagesereignisse stillos hineingezerrt werden, wie schon vielsagend in dem Titel des Märchenstücks „Zeppelinchens Himmelfahrt", das in der letzten Weihnachtszeit zu Dresden manche Wiederholung erlebte. Es erübrigt sich, weitere grobe Fehler zu erörtern, wie die Handlungsarmut, die sich allzuoft zur Schau stellt. Meist beruht sie auf einer Verschätzung des epischen Grundstoffes, und dann flickt man ein Kleid zurecht aus Nebenhandlungen, die Blöße notdürftig zu verdecken. Der Erfolg ist meist der, daß sich dem Zuschauer das Stück sozusagen in Fetzen auflöst, wie ein scheckig Herrenkleid. Wohl mögen getrost Episoden eingeflochten werden, aber sie müssen sich anschmiegen, unlöslich verwachsen mit der Haupthandlung. Sonst bleibt die Form unterhalb der künstlerischen Höhe der Operettentexte.

Zur Inszenierung des Märchens noch ein kurzes Wort. Wennschon die Bühne die dämmerige Unbestimmtheit des Märchens stört, indem es Schauplatz und Personen körperhaft vor das Auge stellt, so suche man wenigstens die Phantasie nicht unnötig einzukerkern. Und das geschieht durch die Ausstattung, die natürlich die Schaulust befriedigen soll. Aber ist nicht auch der größte Bühnenpomp schließlich nur Kram gegenüber den Möglichkeiten der Phantasie? Die Erzählung sagt von einem „goldenen Königssaal". Was kann sich die Phantasie dabei ausmalen, und was kann die Bühne hinstellen? Die Schaulust soll gewiß zu ihrem Recht kommen, aber sie soll mehr angeregt werden zu eigner Tätigkeit durch Andeutungen, Stilisierungen, durch weniger klar „körperliche" Mittel, nicht soll sie erfüllt, gesättigt, beengt werden. Ausgezeichnet war eine Dekoration, wie sie Maximilian Burg 1909 im „Zauberkessel" verwandte. Da war im Prospekt ein Torbogen aufgerichtet mit der Aufschrift: „Eingang zum Märchenland" — was dahinter lag, blieb geheimnisvoll, und von ähnlichen Vorzügen war die Parkdekoration.

So bleibt auch dem Bühnenmärchen der Schimmer von einem Abendrot, das fernhin verleuchtet und mit Sehnsucht den nachschauenden Blick beflügelt.

Das Urteil über Märchenaufführungen ist am einfachsten zu gewinnen, indem man die Erwachsenen befragt. Der Erwachsene, soweit er nur mit einiger

Naivität begabt ist, erlebt bei der Märchenerzählung einen befriedigenden, lebendigen Genuß. Und wie ergeht es ihm bei Aufführungen im Theater?

Das Bedürfnis nach Reform des Bühnenmärchens ist wiederholt laut geworden, leider ohne genügenden Widerhall zu finden. Der Name Maximilian Burgs, der in München und Berlin ohne verdienten Dank zu ernten dafür wirkte, ist bereits genannt. Letztes Jahr erklärte Hans Bacmeister im Verein mit Kurt Striegler in Dresden seine Absicht zu neuen Versuchen. Martersteig in Köln ließ im vorherigen Jahr, um den Kindern eine künstlerische Gabe zu bieten, ein von Falkenberg verfaßtes mittelalterliches Weihnachtsspiel aufführen und inszenierte es mit strenger Stilisierung, Bild und dramatische Szene scharf trennend, und mit scheinbar primitivem Bühnenapparat. Zuletzt sah ich dann am volkstümlichen Luisentheater in Berlin die schon erwähnte Dramatisierung des „Zwerg Nase" von einer neuen Autorin, Anna Schwabacher, die trotz Schwankungen (bei völlig ungenügender Inszenierung) ein Talent zeigte, das den richtigen Weg fühlt und ihn zu gehen befähigt scheint, und das Publikum versagte ihr nicht die begeisterte Gefolgschaft. Bei den Theaterleitern ist ziemlich allgemein die Erkenntnis über die Geringartigkeit der üblichen Märchenstücke verbreitet, und bei ihnen fehlt es wohl am wenigsten am guten Willen, Besserung zu schaffen. Was dagegen fehlt, ist die genügende Anteilnahme des Publikums. Versucht ein Theaterleiter das Neue, Interessante, Gute, so kann er nicht einmal die rücksichtsvolle Beachtung der Presse erwarten. Vorläufig gilt der Standpunkt: nur für die Kleinen, und da kann ernste nützliche Kritik nicht einsetzen. Hilfe ist zunächst zu erwarten von Eltern und Erziehern, indem sie die Kinder von wertlosen Aufführungen fernhalten und bei Theatern und Vereinen um diere Weihnachtsgaben anhalten. Amerika hat, freilich auf ganz anderne Grundgedanken aufbauend, Kindererziehungstheater errichtet. Wer sorgt bei uns gemütvollen Deutschen ähnlich für die Kinder und unser liebes gutes Märchen? Das Volksmärchen auf der Bühne darf nicht Aschenbrödel sein und unbeachtet in der Ecke stehen, es muß ernst und in Pflege genommen werden, wenn man ihm überhaupt wirkliche Daseinsberechtigung zuerkennen will.

Grundfragen der Privatangestelltenversicherung

Von *.*

(Schluß.)

Wie kann die Privatangestelltenversicherung gestaltet werden, damit die Angestellten zufriedengestellt und andere unangenehme Folgen vermieden werden? Dazu ist in erster Linie notwendig, die jetzt in Aussicht genommene Versicherungsform einer Invaliden-, Alters-, Witwen- und Waisenrentenversicherung zu ver-

lassen, mindestens aber die Angestellten nicht zu dieser Versicherungsform zu zwingen. Gerade vom Standpunkte der Befriedigung der Angestellten ist diese Versicherungsform die am allerwenigsten geeignete. Es mag ja sein, daß sie sich vielleicht in der theoretischen Leistungsverteilung den Möglichkeiten des Lebens am allermeisten anschmiegt. Wenn aber dabei ausreichende Renten gewährt werden sollen, dann ist sie bei weitem zu teuer. Die erste Denkschrift des Reichsamts des Innern hat nachgewiesen, daß für eine Versicherung, die den Pensionsansprüchen der Staatsbeamten entspricht, ein Beitrag von etwa 19 Prozent des Gehalts erforderlich wäre, und dabei hat eine solche Versicherung immer noch ganz bedeutende Mängel. Man denke nur an die lange Karenzzeit, in welcher der Versicherte und seine Angehörigen unversorgt sind; man denke an die niedrigen Ruhegehälter und Witwenrenten, die in den ersten Jahren nach Ablauf der Karenzzeit zu zahlen sind. Will man sich wirklich dem Bedarf anschmiegen, dann müssen die Mindestrenten viel höher angesetzt werden. Das würde natürlich die Versicherung noch weiter verteuern. Wird aber diese Versicherungsform bei niedrigen Beiträgen durchgeführt, dann werden die Renten so unansehnlich, daß sie nicht einmal die äußerste Notdurft zu decken vermögen, wie das ja der Entwurf zur Genüge nachweist. Dazu kommt noch, daß die Kosten dieser Versicherungsform am allermeisten unterschätzt werden. Wieviel Pensionskassen gibt es, deren Beiträge ihren Leistungen entsprechen? Selbst wirkliche Versicherungsfachmänner haben sich sicher noch vor wenigen Jahren über die Beitragshöhe getäuscht. Erst die erste Denkschrift des Reichsamts des Innern hat in weiteren Kreisen einige Erkenntnis über die Höhe des erforderlichen Beitrages gebracht. Die meisten Privatangestellten haben sicher auch jetzt noch von den Kosten einer solchen Versicherung keine Ahnung. Zur Unterschätzung dieser Kosten hat nicht nur die anscheinende Existenzfähigkeit der alten Pensionskassen trotz viel zu niedriger Beiträge, zum Teil hat dazu auch die Invalidenversicherung des Reichs beigetragen. Die Invalidenversicherung enthält ja bis jetzt keine Hinterbliebenenversorgung und konnte schon deswegen mit verhältnismäßig niedrigen Beiträgen auskommen; sie ist aber auch auf ganz anderen versicherungstechnischen Gesichtspunkten aufgebaut, als sie bei der Privatbeamtenversicherung angewendet werden müssen, indem bei ihr die Prämienreserve im allgemeinen nur die bereits angefallenen Renten, nicht aber auch unter Berücksichtigung der zukünftigen Beiträge die zukünftig anfallenden Renten deckt und infolgedessen sowohl die Reserve, als auch die gegenwärtigen Beiträge vom versicherungstechnischen Standpunkte aus zu niedrig angesetzt sind. Wie wenig die Pensions-, Witwen- und Waisenversicherung bei freier Wahl der Versicherungsnehmer von diesen gewünscht und für zweckmäßig gehalten wird, beweist die Tatsache, daß in der privaten Lebensversicherung sowohl die Pensionsversicherung, als auch die Witwenrentenversicherung so gut wie gar nicht abgeschlossen wird. Die privaten Lebensversicherungsgesellschaften haben das bei ihnen versicherte Publikum eben erkannt, daß die Kapitalversicherung nicht nur wirtschaftlich viel

höheren Ansprüchen genügt, sondern auch psychologisch den Versicherungsnehmer in weit höherem Grade befriedigt. Für die Versorgung der Privatangestellten ist bis jetzt in weitem Umfange die abgekürzte Todesfallversicherung mit Beitragsbefreiung im Invaliditätsfalle und Invalidenrente verwendet worden, und es scheint nicht der geringste Zweifel, daß diese Versicherungsform in hohem Maße geeignet ist, alle Interessen zu befriedigen. Mit denselben Beiträgen, welche für die Privatbeamtenversicherung nach dem Gesetzentwurf zu zahlen sind, würde, wenn die bis zur Fälligkeit der Versicherungssumme zu zahlende Invalidenrente 15 Prozent der Versicherungssumme beträgt und die letztere beim Tode, spätestens bei Erleben des fünfundsechzigsten Lebensjahres gezahlt wird, schon für das erwähnte Beispiel eines Handlungsgehilfen die Invalidenrente betragen:

im ersten Jahre (Alter 16) . . .	86	Mark,
3 Jahre lang (17 bis 19) . . .	170	„
1 Jahr (20)	249	„
dann 3 Jahre lang (21 bis 23) .	345	„
6 Jahre (24 bis 29)	471	„
11 Jahre (30 bis 40)	605	„
9 Jahre (41 bis 49)	689	„
und von da ab (50 bis 64) . .	742	„

sie wäre also bis zum Alter von zweiundfünfzig Jahren unvergleichlich höher und erst von da ab etwas niedriger, wobei aber zu beachten wäre, daß in allen Fällen mit Erleben des fünfundsechzigsten Lebensjahres die Invalidenrente aufhört und dann das Versicherungskapital nebst den mit $3^1/_2$ Prozent Zinseszinsen angesammelten Dividenden zur Auszahlung gelangen würde. Die beim Tode fällige Versicherungssumme würde entsprechend der Invalidenrente anwachsen und sich durch die aus der Gewinnbeteiligung sich ergebende Dividenden mehr und mehr erhöhen. Bei Erleben des fünfundsechzigsten Lebensjahres würden voraussichtlich 12167 Mark zu zahlen sein. Es ist kein Zweifel, daß durch eine der artige Versicherung eine bei weitem bessere Versorgung sowohl für den Fall vorzeitiger Invalidität, als auch des vorzeitigen Todes geschaffen wäre. Die im Erlebensfalle zu zahlende Summe würde als einmalige Einzahlung für eine Rente nicht ganz ausreichen, um für den Versicherten oder auch noch für dessen Witwe dieselben Renten zu erhalten, wie sie die Privatbeamtenversicherung leisten würde. Wirtschaftlich würde sie trotzdem dasselbe leisten, denn es ist klar, daß mit einem Kapital von über 12000 Mark der Privatbeamte viel freier und unabhängiger dastehen würde als mit einer Rente von etwa 1100 Mark und nachher seine Witwe mit einer Rente von 440 Mark. Würde, was sicherlich in vielen Fällen vorkommt, seine Frau vor ihm sterben, so dürfte das Versicherungskapital dem Ruhegehalt auch bei Erleben des fünfundsechzigsten Lebensjahres gleichwertig sein.

Würden statt der Beiträge der Gehaltsklassen des Entwurfs durchweg 8 Prozent des Einkommens angenommen werden, so würden die Leistungen erheblich höher sein.

Wenn die Begründung des Gesetzentwurfs zur Ablehnung der Versicherung von Kapitalbeträgen gelangt, weil sich bei Kapitalversicherungen keine genügende Vorsorge gegen zweckwidrige Verwendung des Kapitals treffen läßt, so wird dabei übersehen, daß schon durch die Zugehörigkeit der meisten Angestellten zur Invalidenversicherung für das Existenzminimum Vorsorge getroffen wird. Kapitalzahlungen im Invaliditätsfall wären vielleicht bedenklich. Kapitalzahlungen bei Erleben des sechzigsten oder fünfundsechzigsten Lebensjahres sind aber kaum zu beanstanden, da in dem Alter wohl jedem Angestellten die nötige Einsicht zugetraut werden kann, daß er sein Geld nicht vergeudet. Insoweit Kapitalzahlungen beim Tode des Versicherten zugunsten von unmündigen Kindern zu leisten sind, ist es Sache des Vormundschaftsgerichts, für eine zweckmäßige Verwendung Vorsorge zu treffen. Daß es im Einzelfall vorkommen kann, daß Witwen die Kapitalien nicht zweckmäßig benutzen, kann zugegeben werden; daß es so häufig vorkommen sollte, daß man Bedenken gegen die ganze Kapitalzahlung daraus herleiten müßte, ist sicher nicht richtig. Gerade die deutsche Frau hält das Geld sehr gut zusammen. Jedenfalls ist es aber besser, man gibt der Witwe ein kleines Kapital, damit sie sich einen neuen Erwerb (Geschäft, Pension usw.) begründen kann, als man gibt ihr Renten, die kaum ausreichen für das Nötigste und sie auf die unterste Stufe des Lebens hinabdrücken.

Bei Beurteilung der angeführten Zahlen ist aber wohl zu beachten, daß bei der Privatbeamtenversicherung nach dem jetzigen Entwurf der Verheiratete begünstigt ist auf Kosten des Unverheirateten, was natürlich bei der privaten Versicherung nicht der Fall ist. Der Unverheiratete würde selbstverständlich bei der privaten Versicherung mit denselben Beiträgen bei weitem höhere Renten versichern können als bei der Privatbeamtenversicherung.

Im Alter von 21 Jahren würde die Invalidenrente 682 Mark,
im 24. Lebensjahre . . . . . 921 „
im 30. Lebensjahre . . . . . 1149 „
im 41. Lebensjahre . . . . . 1264 „
und vom 50. Lebensjahre ab . . . . . 1325 „

betragen. Auch die vom fünfundsechzigsten Lebensjahre ab zu zahlende Altersrente würde 1325 Mark betragen können. Die Invalidenrente würde also noch im Alter von dreiunddreißig Jahren das Vierfache derjenigen der Privatbeamtenversicherung, im fünfzigsten Lebensjahre noch das Doppelte derselben betragen. Würde man geringere Invalidenrenten annehmen, so käme man selbstverständlich zu höheren Altersrenten.

Die Hauptaufgabe aber ist, die Versicherung so zu gestalten, daß der Versicherte die Überzeugung gewinnt, daß der Beitrag seines Arbeitgebers auch wirklich ihm, nicht etwa anderen Versicherten zugute kommt. So wie die Privatbeamtenversicherung nach dem Entwurfe gestaltet werden soll, bleibt es jedem Versicherten unbenommen, zu glauben, daß sein eigener Beitrag vollkommen ausreicht, um die Kosten seiner Versicherung zu decken, insbesondere dann, wenn

er unverheiratet oder kinderlos ist oder etwa verwitwet wurde. Die Überzeugung, daß der Arbeitgeberbeitrag ihm wirklich zugute kommt, kann der Versicherte aber nur dann gewinnen, wenn es ihm freisteht, die Versicherung nach seinem Ermessen so zu gestalten, wie er es bei seinen Verhältnissen für zweckmäßig erachtet, also bei Verzicht auf die Zwangsversicherung, wenigstens insoweit, als dem Versicherten freigestellt wird, wie er sich versichern will.

Weiter kommt es darauf an, die Gehaltsklassen fallen zu lassen und anstatt dessen den Beitrag des Arbeitgebers oder auch des Versicherten selbst direkt nach dem Gehalt abzumessen, also beispielsweise den Beitrag des Arbeitgebers mit 4 Prozent des Gehalts, gleichgültig wie groß das Gehalt ist, soweit er einen bestimmten Betrag nicht überschreitet.

Die Gehaltsklassen wirken in jeder Beziehung ungünstig. Einmal drücken sie überhaupt die Aufwendungen für den Versicherten, da das Gesetz notwendig dafür sorgen muß, daß auch bei denjenigen Gehältern, welche die untere Grenze einer Gehaltsklasse bilden, der Beitrag einen gewissen Prozentsatz des Gehalts nicht überschreitet. Dadurch ist in dem Gesetzentwurf der Prozentsatz von 8 Prozent zum Höchstprozentsatz geworden, der durchschnittliche Prozentsatz aber wenig mehr als 6 Prozent. Daß die Bildung von Gehaltsklassen ungünstig auf die Entwicklung der Gehälter einwirken muß, wurde schon früher hervorgehoben.

Schließlich haben der Staat sowohl wie alle Parteien ein Interesse daran, den Anschein zu vermeiden, als solle auch durch dieses Versicherungsgesetz eine Vermehrung der Staatsbeamten herbeigeführt werden.

Alle diese Gesichtspunkte weisen darauf hin, daß es zweckmäßig erscheint, die Durchführung der Privatangestelltenversicherung den privaten Versicherungsgesellschaften zu überlassen, weil diese allein in der Lage sind, die Versicherung für jeden einzelnen Versicherten individuell auszugestalten. Die Begründung zu dem Gesetzentwurf befaßt sich auch, wenn auch nur sehr kurz, mit dieser Frage, allerdings wohl nur von dem Standpunkte aus, daß die allein ins Auge gefaßte Pensions-, Witwen- und Waisenversicherung von den privaten Lebensversicherungsgesellschaften durchgeführt und diese wenigstens zur Durchführung zugelassen werden können. Die Begründung kommt zu einer Verneinung dieser Frage. Die Gründe dafür sind jedoch in keiner Weise stichhaltig, wenn man die Wahl der Versicherungsform dem Versicherten überläßt. Die Begründung führt als hauptsächlichstes Bedenken das an, daß die privaten Versicherungsgesellschaften die schlechten Risiken nicht versichern oder nur gegen unerschwingliche Beiträge versichern würden. Indessen kann kein Zweifel sein, daß die privaten Lebensversicherungsgesellschaften einen Weg finden würden, auch die schlechtesten Risiken unter gewissen Voraussetzungen zu versichern, wie ja bekanntlich auch die Feuerversicherungsgesellschaften einen Weg gefunden haben, den schlechten Risiken Versicherung zu gewähren. Eine Versicherung, wie sie der Gesetzentwurf bietet, mit zehnjähriger Karenzzeit und so niedrig beginnenden und langsam ansteigenden Renten, dürfte auch den schlechtesten Risiken noch zu annehmbarer Prämie geboten

werden können, sobald man sich auf die in jüngeren Jahren, also etwa bis zum Alter von 30 Jahren, in den Beruf eines Privatangestellten eintretenden Personen beschränkt, und darauf wird man sich ohne Schädigung des Zweckes der Versicherung beschränken können. Es ist hier nicht der Ort, um einen derartigen Entwurf in seinem vollen Umfange aufzustellen, es ist aber kein Zweifel, daß unsere deutschen Lebensversicherungsgesellschaften wohl sogar die Verpflichtung übernehmen könnten, auch den schlechten Risiken unter den Privatangestellten in einer gewissen Mindesthöhe zu einer gewissen Maximalprämie, die ungefähr dem Risiko entspricht, eine dem Wert der im Entwurf vorgeschlagenen Versicherung mindestens gleichkommende Versicherung zu gewähren, vorausgesetzt, daß sie zur Durchführung der gesamten Privatangestelltenversicherung zugelassen werden und die aus den schlechten Risiken entstehende Belastung entsprechend der Beteiligung an der gesamten Privatangestelltenversicherung verteilt wird, was durch geeigneten Zusammenschluß der betreffenden Gesellschaften unschwer zu erzielen wäre. Die Erhöhung der Versicherung entsprechend dem Einkommen trotz verschlechterter Gesundheitsverhältnisse kann dadurch sicher gestellt werden, daß von vornherein die Prämie nach dem Gehalt bemessen wird, so daß bei Erhöhung des Gehalts ohne weiteres auch eine dem erreichten Beitrittsalter entsprechende Erhöhung der Versicherung eintritt.

Die Begründung meint ferner, die Kontrolle, ob alle Angestellten der Versicherung und der Zweck der Versicherung erreicht werde, würde erhebliche Kosten verursachen. Auch das dürfte kaum richtig sein. Es würde wohl schon genügen, die Arbeitgeber gesetzlich zur Zahlung ihres Beitrages zu verpflichten, in der Weise, daß sie diesen Beitrag für eine von dem Angestellten genommene Versicherung zu zahlen haben, vorausgesetzt, daß der Angestellte dazu mindestens den gleichen Beitrag leistet; tut er das nicht, so könnte der Arbeitgeberbeitrag ausschließlich zur Versicherung von Altersrenten verwendet werden, so daß es dem Versicherten überlassen bleibt, sich nach seinem Ermessen gegen Invalidität und Tod zu versichern. Es würde auf diese Weise genügen, lediglich die Abführung des Arbeitgeberbeitrages zu kontrollieren, während die Angestellten ganz von selbst durch entsprechende Versicherung dafür sorgen würden, daß der Arbeitgeberbeitrag der für ihre Verhältnisse als zweckmäßig angesehenen Versicherung zugute kommen wird. Würde wirklich ein Teil der Angestellten auf diese Weise nur auf Altersrente versichert bleiben, so würde zweifellos ein großer volkswirtschaftlicher Schaden daraus kaum entstehen können, zumal, wenn durch geeignete Aufklärung — und für diese zu sorgen hätten auch die privaten Versicherungsgesellschaften ein großes Interesse — dahin gewirkt würde, daß neben der Altersrentenversicherung noch eine andere Versicherung, wenn auch vielleicht mit niedriger Prämie, abgeschlossen wird. Auch der jetzige Entwurf bietet ja infolge der zehnjährigen Karenzzeit und der niedrigen Anfangsrenten nichts weniger als eine vollkommene Versicherung. Die verschiedenartige Auslegung des Invaliditätsbegriffes würde kaum irgendwelchen Schwierigkeiten begegnen, da es ja jedem Beamten schon

infolge der großen Konkurrenz möglich wäre, sich in der am geeignetsten erscheinenden Weise zu versichern. Auch die Beteiligung der Versicherten an der Rechtsprechung würde bis zu einem gewissen Grade zugelassen werden können, wenigstens soweit die Feststellung der Invalidität in Frage kommt. Nach den gegenwärtigen Versicherungsbedingungen der meisten Gesellschaften wird die Frage der Invalidität und des Grades der Invalidität von einer Kommission von Ärzten entschieden. Es würde kaum Bedenken unterliegen, für die Privatangestelltenversicherung diese Sachverständigenkommission durch Aufnahme von Vertretern der Angestellten und der Arbeitgeber zu erweitern, vorausgesetzt, daß eine solche Erweiterung sich mit Rücksicht auf die Kosten empfiehlt. Auch dem Mißstande, daß ein Arbeitgeber möglicherweise an die verschiedenen privaten Versicherungsgesellschaften Beiträge zu zahlen hätte, läßt sich leicht durch Errichtung einer gemeinsamen Annahmestelle für sämtliche Gesellschaften begegnen, wenn sich das als zweckmäßig herausstellen sollte.

Die Bedenken, welche die Regierung gegen die Durchführung der neuen Versicherung durch die privaten Lebensversicherungsgesellschaften angeführt hat, würden sich also ganz zweifellos beseitigen lassen. Daß die Privatversicherung den Privatangestellten wesentliche Vorteile bieten würde, haben wir oben nachgewiesen. Ein weiterer Vorteil wäre eine erhebliche Vereinfachung des Gesetzes. Denn dasselbe würde sich im wesentlichen darauf beschränken können, festzulegen, welchen Beitrag der Arbeitgeber zu leisten hat und unter welchen Bedingungen, wie beschaffen eine Versicherung sein muß, damit der Arbeitgeber für sie seinen Beitragsteil zu leisten hat und in welcher Weise die Versicherung festzulegen ist, damit sie von den Angestellten nicht vorzeitig angegriffen werden kann und dem Zwecke der Angestelltenfürsorge zugute kommt.

Selbstverständlich würden zur Durchführung der Privatangestelltenversicherung nicht bloß die eigentlichen großen privaten Lebensversicherungsgesellschaften, sondern auch die Pensionskassen herangezogen werden können. Bekanntlich gewähren auch einzelne Lebensversicherungsgesellschaften die Kollektivpensionsversicherung in derselben Weise, wie sie die Pensionskassen gewähren und der Gesetzentwurf in Aussicht nimmt. Soweit die Pensionskassen in Frage kommen, müßte selbstverständlich dafür gesorgt werden, daß auch sie einen Rechtsanspruch auf die Leistungen sowie volle Freizügigkeit gewähren, und daß ihre Leistungsfähigkeit, insbesondere auch das richtige Verhältnis der Beiträge zu den Leistungen durch Unterstellung unter eine sachverständige Aufsichtsbehörde sichergestellt wird.

Für die private Versicherung gilt natürlich dasselbe wie für die öffentliche Versicherung: sie kann nicht der Gesamtheit der Versicherten einen finanziellen Gewinn bringen. Ihre Leistung besteht lediglich in einer zweckmäßigen Verteilung der Einzahlungen entsprechend dem Bedarf der einzelnen Versicherten. Auch die private Versicherung kann nicht im ganzen dem Barwert nach mehr auszahlen, als sie an Beiträgen erhalten hat, aber sie kann die Versicherungsform in einem viel besseren Maße als die staatliche Versicherung dem Bedürfnis

des einzelnen anpassen. Durch Überlassung der Privatangestelltenversicherung an die Privatversicherung kann man vor allem auch erreichen, daß der Angestellte wirklich zu der Überzeugung gelangt, durch die Verpflichtung seines Arbeitgebers zur Beitragsleistung für seine Versicherung einen Vorteil aus dem Gesetz zu erlangen. Und nur dadurch kann herbeigeführt werden, was Regierung und Volksvertretung doch wohl in erster Linie erstreben: die Zufriedenheit der Angestellten.

Der rote Rausch

Roman von Joseph Aug. Lux

(Fortsetzung.)

Aber der Bruder Gastons, der verwachsene Richard, legte die Hand auf seine Schulter und sagte: „Laß dich nicht irre machen, Bruder! Tue, wie Marcellin dir befiehlt. Wenn ich wäre wie du, ha! Heute nähme ich noch den Wanderstecken! Paris, Paris!“

Vor den Augen Gastons stand wieder, von des Bruders Ahnung beschrieben, das lockende Phantom Paris. Marcellin will es so. Das war es ja, weshalb er in der Heimat nicht froh werden, weshalb er hier kein volles Glück finden konnte, weshalb er die Rosen nicht beachtete, die in den Gärten dufteten, die Liebe nicht bedankte, die aus allen Herzen wie aus tiefen Brünnlein floß, der Weinbergsfreuden vergaß und selbst den magischen Augen der schönen Jeanne widerstand, deren Liebesblick in Trauer ging, von langen, dunklen Wimpern beschattet.

Lachend und weinend fiel Gaston dem Richard um den Hals.

„Bruderherz! Jeanne ist meine Braut. Behüte sie! Wenn ich wiederkomme, will ich sie finden, unverändert, unversehrt, ihre Liebe, ihre Treue. Behüte sie wie dein Auge. Du stehst mir gut für sie, schwöre es mir, schwöre!“

Und Richard schwor.

Der Abend zündete alle Lichter der Freude an. Die Sterne tropften vor Glanz, die Hügel entschliefen, wohlig hingestreckt, traumhäuptig, und der Weinbergsfreudenrausch stieg ins Tal hinab, wo die bunten Lampions als farbige Zaubervögel über den Köpfen schwebten.

Maskenscherze wurden aufgeführt; eine lebensgroße Puppe wurde gebracht, Gaston getauft, in einen Bottich als Sarg gelegt und zu Grabe getragen.

„Gaston est mort, vive Gaston!“ schrie die fröhliche Bande und zog unter übermütigem Heulen und Wehklagen hinter dem Leichenzug einher.

Gaston machte gute Miene und tat es allen anderen zuvor. Er ging als Erster hinter seiner Leiche her und weinte alle Tränen seines Lachens in sein Schnupftüchlein hinein.

Man war des Gottes voll.

Der junge Weingott hatte seinen Thron im schloßähnlichen Hause Marcellins aufgeschlagen; dort ging es am fröhlichsten her. Eine Milchstraße von Wind-

lichtern hing unter den Lauben, Höfen und Sälen des Schlosses; man saß Kopf bei Kopf an rohen Tischen, den dunkelblickenden Wein vor sich und eine Schöne um die Taille gefaßt; man scherzte, lachte, koste, summte ein frech anmutiges Liedlein, oder man schwang im großen Saal das Tanzbein.

Dunkeläugige Traube,
Grün ist das Bette,
Sternhell die Himmelslaube
Komm, süße Jeannette . . .

Jeannette, Marcellins Tochter, die seit dem Tode der Mutter die Lasten der Wirtschaft trug, so leicht und graziös, als wär's nur ein Fruchtkörbchen, führte die Aufsicht, hielt Ordnung und griff selbst wacker zu, so daß jeder Gast sich wie ein König fühlte.

Jeanne hatte die Ohren voll Musik, voll Verse, voll Ständchenmelodie. Ihr galten die Huldigungen. Gaston und seine Kameraden sangen zur Laute und mußten Lieder improvisieren. Wem es nicht gelang, mußte Buße zahlen und hatte zum Schaden noch den Spott. Das Geld ward gemeinsam wieder vertan. Gaston, frech und gewandt, zupfte die Saiten und begann mit heller Stimme:

„Wie der Weinberg ist die Liebe —"

Aber er fand Reim und Pointe nicht dazu, wurde verlacht, mußte bezahlen; doch der Freund Léon nahm die Zeile auf, trat vor und sang:

„Wie der Weinberg ist die Liebe —
Winzer, frag' die Weinbergsdiebe."

Gaston, fiebernd, eine Scharte auszuwetzen, räusperte sich, trat Jeanne in den Weg und begann:

„Liebe, lieblicher als Wein —
Jeanne, wolleſt meine Hebe sein!"

Aber ein Dritter hatte die Gelegenheit schon erfaßt und improvisierte den Trumpf darauf:

„Rebenrotes Lippenpaar —
Reich den Liebestrunk mir dar!"

Doch rasch gefaßt, flocht Gaston einen neuen Reim, um die Braut und den Bruder einzuschließen:

„Hüter, sei mir auf der Hut —
Fremde Trauben schmecken gut!"

Da griff wieder Freund Léon bedeutsam ein:

„Turteltauben, Turteltauben —
Stiehlt der Hüter selbst die Trauben!"

Der verwachsene Richard verzerrte sein bleiches Gesicht zu einem künstlichen Lächeln, er hätte gerne den Stein, der in seinen Garten flog, zurückgeworfen; aber er besaß die Gabe des flinken Reimens nicht. Sein Geist war verschlossen, unruhsam und bohrend; dennoch vergaß er nie und gab die Antwort, wenn auch spät, so doch gründlich. Er wird die Antwort geben, und wäre es nach einem Leben!

Nun fielen die Spott- und Scherzreden hageldicht.

„Lesezeit, Lesezeit —
Mädchen schlüpft ins Nonnenkleid, Nonnenkleid —
Liebe Sünde, bist nicht weit!"

So sang einer, und dieses Liedchen machte die Runde von Mund zu Mund, von Tisch zu Tisch, von Gasse zu Gasse, durchs ganze Städtchen und in die nächtlichen Weinberghohlwege hinauf.

„Es wäre nötig, die Mädchen um diese Zeit ins Kloster zu schicken", sagten die Väter und Mütter und holten die Töchter von den Gassen herein.

Jeanne zu Füßen flogen diese artigen Dichterblumenkränzlein, einige blütenschwer duftend, andere dornenbewehrt, zu ritzen, und wieder andere mit spitzen Pfeilen versehen, mit Pfeilen in rotes Herzblut getaucht ...

Aber sie war nicht faul und gab fein und spitz die Pfeile zurück.

„Erhebt den Wein zum Steckenpferde —
Seht, er wirft euch oft zur Erde!"

Leicht wie ein Vöglein war sie den Vogelstellern entschlüpft, wie geschickt diese auch ihre poetischen Fangnetze werfen mochten.

Ein stark gebauter Mann mit langwallendem, grauen Bart, hübschem, frischem Gesicht war gekommen und suchte Marcellin. Es war Emile Rouquié, Bürgermeister aus Carcassone. Als er Jeanne sah, wie sie mit heiterem Ernst als eine Priesterin des Weingottes ihres Amtes waltete, vergaß er Marcellin und blieb wie eine Säule stehen, leuchtenden Auges, ihr Tun zu verfolgen.

O, Jeanne, das war ein Prachtmädel! Jung, schön, die Brüste wie Trauben am Weinstock, der Atem wie das Bukett reifer Früchte, dein Mund wie ein geritzter Granatapfel, dein Schoß wie ein runder Becher, umsteckt von Rosen, dein Hals ein elfenbeinerner Turm, deine Zähne eine Herde weißer, in Milch gebadeter Lämmer, deine Jugend ein verschlossener Garten, eine verschlossene Quelle, ein verriegelter Born, deine Klugheit hell wie der Tag! Und wie sie ging, sprang, flog, leicht wie ein Vogel, und dennoch fest und sicher. Die Lenden schienen wie zwei Spangen, fein und fest gefügt, die Beine weißer, körniger Marmor, rund und edel geformt, der Schritt klingend wie in goldenen Schühlein!

Das Herz des alternden Junggesellen ward schwer bei diesem Gedanken, besonders als er an sein einsames Haus dachte, das nun ganz verwaist dastand, seit seine Schwester, das alte Fräulein, die Zügel des häuslichen Regiments aus der Hand gelegt und schlafen gegangen war. Nun suchte der alternde Mann seine verspätete Jugend und konnte sich nicht zurechtfinden. Soll er girren wie der freche Tölpel von einem Gaston, der ein solches Juwel von einem Mädchen nicht verdiente, nein niemals! Aber es ist noch nicht aller Tage Abend! Freilich, um Liebe zu säuseln, war man zu ernst, zu reif, zu alt geworden. Aber man war auch, weil man nie die Übung gehabt hat, knabenhaft schüchtern geblieben und wußte sich nicht geschmeidig und liebenswert zu machen. Nur das Herz war noch jung und flatterte wie ein ängstliches Vögelein unruhig in dem Käfig auf und ab, bewacht von der unreifen Knabenspröbigkeit und von dem schwerfälligen Altmännerernst, die sich in dem braven Emile Rouquié vereinigten. Er war nicht zum Helden der Liebe geboren und sehnte sich danach und litt an diesem tragikomischen Schicksal.

Und schon hatte ihn Jeanne bei den Händen erfaßt und begrüßt wie einen lieben Onkel und hinaufgeschickt in das obere Stockwerk, wo Vater Marcellin Sitzung hatte; und kaum begrüßt, war sie auch schon wieder dahin, ein Augenblick des Glücks, den man vergebens zu halten strebt. So ging er denn mit schweren,

nachdenklichen Schritten, von seinen Träumen wie von neckenden Kobolden umgaukelt, durch den breiten, herrschaftlichen Hausflur, wo einst in einer märchentiefen Vergangenheit ein Seidenrauschen war, ein leichtes, höfisches Degenklirren, ein kokett gedämpftes Flüstern, silbernes Lachen, Fächerwinken und, aus Spitzentüchlein entquollen, ein feines courtisanenhaftes Parfüm; jetzt lagen Weinfässer hier, die dickbauchig, phantastisch groß, altersschwarz unter der breit und frei angelegten Treppe hervorsahen, und säuerlicher Weinkellerdunst schwebte über Gängen und Stiegen geisterhaft durchs Haus. Über die ausgetretenen Steintreppen hinauf ging Rouquié und fand in einem oberen Saal, mit Amorettenköpfen an den Gesimsen und mit sonstigen Spuren verwitterter, feudaler Herrlichkeit, an einem langen, wurmstichigen, wackligen Tisch Marcellin, die Pariser Agenten, die Häupter der Winzervereinigung, den Pfarrer Lemire, Francillon, Abgeordnete aus Narbonne, Montpellier, Béziers, aus allen benachbarten Weinbezirken.

Während unten ein Meer von Fröhlichkeit in hochgehenden Wogen um das Haus schäumte und brandete, wütete in den oberen Räumen des alten Gemäuers ein finsterer Gedanke. Es ging um das Schicksal der Ernte, die Hoffnungen der Arbeitsjahre, um die Frucht der mit Schweiß gedüngten, wieder genesenen, gebenedeiten Erde.... Es war keine freundliche Stunde. Marcellin hatte Mühe, die ungestümen Ausbrüche des Unwillens zurückzudämmen und zu verhindern, daß einige Heißsporne sich an den Agenten vergriffen und sie zum Fenster hinauswarfen.

Rouquié, freudig begrüßt, schob einen zerrissenen, roßhaargepolsterten Lederstuhl an den Tisch neben seinen Freund Marcellin und ergriff nach eingeholter kurzer Information das Wort.

He, Gaston! Windbeutel! Hast du je gehört, was eines Mannes Rede ist? Mit offenem Mund würdest du stehen und staunen, blöd wie ein Knabe, glotzend, verdutzt, von deiner eigenen Nichtigkeit erdrückt. He, teure Jeanne! Möchtest du die Stimme vernehmen, die in breitem, glänzendem Strom dahinfließt, bald donnernd über Kataraкte stürzt, bald sanft in friedlichen Auen mit freundlichen Ausblicken sich verbreitet, immer aber die Goldkörner der Weisheit, des Wissens und der Erfahrung mit sich führend, Statistik, Volkswirtschaft, Politik, Fachpraxis! Ein studierter Mann, ein geschickter Führer, ein guter Streiter! Seine Stimme müßte in der Wüste gehört werden! Mögest erkennen, Jeanne, was ein Fant ist, und was ein rechter Mann ist!

Just im selben Augenblick scholl die helle Stimme Gastons, der unten zu seiner Laute sang, zu den offenen Fenstern herein und unterbrach den glatten Fluß der Rede des Bürgermeisters Rouquié. Dieser stockte ein wenig und ward ärgerlich, denn er bemerkte, daß die versammelten ernsten Männer dem Singsang draußen ein willigeres Ohr liehen als den gewichtigen Worten des Winzers. Nur Vater Marcellin runzelte unwillig die Stirn; aber die anwesenden Fremdlinge, Makler und Geschäftsträger horchten schmunzelnd auf das nächtige Ständchen:

„Dunkeläugige Traube,
Grün ist das Bett;
Der Nachthimmel als Laube,
Komm, süße Jeannette."

Ein Chorus fiel ein, die Zechbrüder Gastons, und sang den Refrain:

„Ninon, Nana, Lolotte, Ninette,
Marianne, Susanne, Babette . . ."

Die ganze Bande zog vorüber, Lied und Saitenspiel verklang in der Ferne und hinterließ in den Herzen einen seltsam verwirrenden Nachklang. Was sangen die Burschen? Nichts als die Mädchennamen der Stadt. Ninon, Nana, Lolotte, Ninette, Marianne, Susanne, Babette! Und der große Sang, ohne Reim und ohne Noten, rann durch die süßen Mädchennamen wie ein Strom der Liebe, der nur durch solche Strombette in die Welt rinnen kann.

Und von den kraftspendenden Hügeln, die nun entbunden und ermattet dalagen, nachtumhüllt, ging ein Tropfen und Ticken durch die Stille und rann durch Röhren in Bottiche und Fässer, und füllte die weiten, gewölbten, unterirdischen Keller, und floß über und über, als Bäche, Flüsse und Brunnen, das edle, rote Blut, das die Erde gab, ein Strom von Liebe, der durch die Welt rann, durch die Herzen und wieder Liebe erweckte, Leben, Fruchtbarkeit, Schicksal . . .

So geärgert Rouquié über den jungen Fant unten war, der ihm lästig im Wege stand, so ließ er sich dennoch ein wenig von dem sinnverwirrenden Nachklang des Ständchens gefangen nehmen, indem er mit zärtlicher Empfindung Jeannettes gedachte.

Aber die tüchtige Jeanne hatte ein fröhliches Herz und liebte die leichte, prickelnde Art der Jugend, das Fangspiel mit den Herzen, die schalkhafte Weise der Susanne. Ihr Figaro war Gaston. Warum nicht? Ein hübscher Bursche, verwegen und zugleich artig, ein bißchen leichtfertig, aber im Grunde gutmütig, ein wenig Schmetterling, flatterhaft, aber lenksam und in Jeannes Zauber wie in Netzen verstrickt. Sie kannten sich schon als Kinder und liebten sich unbewußt und waren von den beiderseitigen Vätern einander versprochen, noch lange, bevor sie flügge geworden waren. Freilich, damals lebte noch Gastons Vater, die Familie war wohlhabend und die Verbindung auch vom Hause Marcellins erwünscht. Nun aber hatte sich so viel geändert, Gastons Vater war gestorben, das Vermögen zerflossen und der Witwe mit den zwei Söhnen nichts geblieben als das Häuschen und ein paar Joch Weingarten. Daran waren die mageren Jahre schuld, die nicht jeder so glücklich bestehen konnte wie der umsichtige Marcellin. Gastons Vater hatte allerdings als Trost für die ewige Reise die Versicherung seines Freundes Marcellin mitbekommen, daß dieser wie ein zweiter Vater sorgen wolle und die geplante Verbindung aufrecht erhalten werde, wofern die Kinder sich später leiden mögen. Mein Gott, wenn es gilt, einen Sterbenden zu beruhigen . . .! Aber die Bedenken kamen häufiger und häufiger, je älter Gaston nnd Jeanne wurden und je näher die Zeit der Erfüllung herannahte, und wurzelten schließlich unausrottbar fest. Marcellin hätte sich einen anderen Schwieger gewünscht. Ja, das war nicht zu leugnen, einen Mann wie Rouquié zum Beispiel, gesetzt, vermögend, charaktervoll, zartfühlend, den hätte er mit tausend Freuden an sein Vaterherz geschlossen. Sollte er das Kind, die teure Jeanne, betrüben? Nimmermehr! Vielleicht wenn man vorsichtig zu Werke geht, ganz schmerzlos. . . . Es war eine gute Idee des schlauen Marcellin, dem ahnungslosen Gaston die Verpflichtung aufzuerlegen, vorerst ein, zwei, drei Jahre in die Fremde zu gehen, die Welt kennen zu lernen, den Zwang der ernsten Arbeit, Geld zu erwerben, Tüchtigkeit und Erfahrung, und dann, wenn man was Rechtes geworden sei, könne man kommen und Jeanne heimführen. Dagegen war kein ernstlicher Grund von seiten Gastons und seiner Angehörigen einzuwenden. Marcellin konnte den weiteren Verlauf ruhig der Zeit überlassen.

Wer weiß, wie ſich die Dinge wenden, die lange Trennung entfremdet, und ſchließlich ergibt ſich von ſelbſt, was ſich ſonſt nicht hätte erzwingen laſſen. Geduld, Freund Rouquié! hatte der diplomatiſche Marcellin im Vertrauen geſagt. Geduld, du biſt noch jung! Das Alter macht es nicht! Und Rouquié war der Mann, der gelernt hatte, ſich in Geduld zu faſſen. Gedanken ſind gut, Hintergedanken ſind beſſer. Der direkte Weg geht um die Ecke. Die Hauptſache iſt, zu berechnen, wie die Sache in der dritten Potenz wirkt!

Im Oberſtock des feudalen Gemäuers wütete das Schickſal über Land, Menſchen und Dinge. Hier hatte Marcellin ſeine vertraulichen Unterredungen mit Rouquié, Bürgermeiſter aus Carcaſſone. Hier wurden die Pläne geſchmiedet, die das perſönliche, das öffentliche und das wirtſchaftliche Intereſſe betrafen, hier hatte die Vereinigung der Winzer ihre Zuſammenkünfte, hier wurde Marcellin zum Geſchäftsträger und Oberhaupt der vereinigten Winzer ernannt, hier hatte er Gaſton, den Sohn ſeines verſtorbenen Freundes, ſeinen Schützling und vorbeſtimmten Schwieger beredet, Liebe und Heimat auf einige Jahre zu vergeſſen, weil ihm doch beides ſicher ſei, und hier wurde heute in einem ſcharfen Kampfe mit den Vertretern des großen Pariſer Weinſyndikats das „Aktionskomitee zum Schutz der Winzerintereſſen“ unter dem Vorſitz Marcellins und der Beiordnung Rouquiés und Francillons begründet und zugleich beſchloſſen, den Krieg mit dem Syndikat aufzunehmen, den Wein nicht unter dem Preis zu verkaufen und die Regierung zu Maßnahmen gegen den Finanzring zu beſtimmen. Marcellin und Genoſſen hatten die Drähte in der Hand, und, das muß man glauben, ſie waren gute Drahtzieher.

(Fortſetzung folgt.)

Vergeſſene Bücher und vergeſſene Dichter

Von Dr. Heinrich Spiero-Hamburg

Es gibt Augenblicke, in denen dem Kritiker ſchmerzlich zum Bewußtſein kommt, daß er ungerecht geweſen iſt. Ein ſolcher Moment war es, als Walther Siegfrieds Roman „Tino Moralt“ in ſeiner neuen, durchgeſehenen Ausgabe (Berlin, Meyer u. Jeſſen) mir wieder in die Hände kam. Das Buch erſchien zum erſtenmal vor zwanzig Jahren, und ſein Verfaſſer iſt ſeitdem mit neuen Gaben überaus ſparſam geweſen. Selten aber ward in dieſer Zeit auf „Tino Moralt“ wieder hingewieſen, und auch ich muß mich deſſen ſchuldig bekennen, daß ich an dieſer Stelle bei meinen gelegentlichen Rückblicken auf die Entwicklung des deutſchen Romans in den letzten Jahrzehnten an dieſem ſtarken Werk vorbeigegangen bin. Jetzt wirkt es wie eine neue Erſcheinung, ganz unveraltet, wie es denn damals ſchon nicht als das Werk irgendeiner herrſchenden Richtung, ſondern als ein ſelbſtändiges, tiefes Kunſtwerk erſchien. Der Untertitel „Kampf und Ende eines Künſtlers“ iſt nicht ganz richtig. Tino Moralt iſt ein begabter Maler. Die Klippe, eine ſolche Begabung wirklich glaubhaft zu machen, umſchifft Siegfried ſehr glücklich, indem er den elementaren

Eindruck schildert, den das Werk auf eine empfängliche Frauenseele macht — ihr setzt er sich sofort in Schumannsche Musik um. Aber Tino Moralt weiß, daß seine Begabung nicht bis an die Grenzen geht, die sein künstlerischer Idealismus, seine Sehnsucht zur Gestaltung ihm selber steckt. Er ist wahrscheinlich auch ein begabter Schriftsteller, aber ein Liebeserlebnis bricht ihn so, daß er auch in dieser Kunst nicht zur Vollendung kommt, und am Ende stirbt er einsam und verlassen in einem Dorf des Hochgebirges — dem Halbirren, dessen letzte Phantasien wir belauschen, springt das Herz. Also doch keine große Künstlernatur, die sich irgendwie gegen alles durchsetzt, sondern eine von Anfang an durch falsche Erziehung verkehrt gelenkte hohe Begabung mit künstlerhaften Instinkten, denen die wirkliche, große künstlerische Kraft fehlt. Stellt man das Problem so, dann ist es restlos gelöst. Nach dem Gesetz, wonach er angetreten, entwickelt sich Tino Moralt bis zur Katastrophe, ein Mensch von hohem Sinn und weiter Bildung, ausgestattet mit einer für das harte Leben allzu weichen Seele, von einer bis an die äußersten Grenzen gehenden Liebesfähigkeit und in all seiner Phantasie von strenger Selbstkritik. In München spielt das Buch, bevor sein Held in die Berge abgeht; eine Fülle von Menschen der Kunst tritt auf, die nicht schematisch als Typen nebeneinander stehen, sondern rein menschlich jeder für sich als besonderes Individuum zeigen, wie sie Künstlers Erdenwallen durchleiden, durchkämpfen und schließlich doch fast alle bis zum Siege durchschreiten, der Tino Moralt selbst versagt bleibt. Eine kernige Sprache zeichnet das Werk aus, ein Erbteil so vieler Dichter, die, wie Walther Siegfried, in der Schweiz zu Hause sind. Möge das schöne Buch in seiner prachtvollen Ausstattung nun der Vergessenheit, der es anheimzufallen drohte, für immer entrissen sein.

Der Verlag des Werkes hat es sich überhaupt zur Aufgabe gemacht, vergessene, seiner Ansicht nach nicht genug gewürdigte Werke ans Licht zu ziehen. Von seinen Bemühungen um den „Armen Mann im Tockenburg" ist hier schon (1910, Heft 52) die Rede gewesen. Daß Paul Ernsts Roman „Der schmale Weg zum Glück" wieder neu vorgelegt wird, ist gewiß verdienstlich, wenn das Werk auch in seinem zweiten Teil ganz von der Linie irrt und das starke Interesse nicht festhält, das der erste weckt. Um so dankbarer ist es zu begrüßen, daß neben dem Großmeister des Wiener sogenannten Feuilletons, Ludwig Speidel, nun auch Alfred Freiherr v. Berger mit einem zweibändigen „Buch der Heimat", gleichfalls in sehr schöner Ausstattung, von Meyer u. Jessen herausgebracht wird. Die Unterstellung dieses Buchs unter die Aufschrift „vergessene" erscheint, wie der Verlag es ausdrückt, berechtigt, weil man über dem keineswegs vergessenen Theaterleiter Berger den Schriftsteller und, möchte ich hinzufügen, auch den Dichter nicht genügend beachtet. Die meisten Arbeiten, die dieses Heimatbuch vereinigt, sind nicht nur sachlich wertvoll, sondern sie werden vorgetragen von einer ganz und gar künstlerischen Persönlichkeit, der die politische Leidenschaft zu unserer Freude nicht fehlt. Sie spricht aus den Erinnerungen Bergers an seinen Vater, den Bürgerminister Johann Nepomuk Berger, wie aus allem, was er über das Österreichertum schreibt. Ich habe in diesen Jubeljahren der Doppelmonarchie kaum je etwas Feineres über Kaiser Franz Joseph gelesen als Bergers Studie „Unser Kaiser". Er erklärt den greisen Herrn da aus dem militärischen Pflichtgefühl und schreibt ihm jene Persönlichkeit zu, die nach und trotz allen Bemühungen, der Norm

völlig zu entsprechen und sich von den übrigen ordentlichen Menschen nicht zu unterscheiden, als eine eigene und einzige übrig bleibt. Der Österreicher spricht aus diesen Bänden, ein Österreicher, der das wachsende, neue Kräfte bewährende Reich liebt, der gewiß voller Kritik ist, aber doch diese Kritik nie bis zur Bitterkeit überspannt. Die schöne Charakteristik Ludwig Speidels wie die Ferdinands v. Saar ist ganz von solcher österreichischen Heimatliebe durchdrungen. Neues weiß uns Berger gerade von diesem Gesichtspunkte her, aus seinem Wiener Naturell, über Friedrich Halm zu sagen, und Saar huldigt er in feierlich hallenden Versen von ganz Saarschem Tonfall. Besonders freut es mich, daß Berger einen leider in den letzten Jahren fast vergessenen Dichter, den vortrefflichen Hans Hopfen, rühmt, dessen stark persönliche, zum Teil großartige, zum Teil überaus feine Gedichte mit ganz wenigen Ausnahmen heute wie verschollen sind. Wird Martin Greif von Berger überschätzt, so ist die Würdigung Hofmannsthals in ihrer scharfen Kritik um so gerechter. Im ganzen sind diese zwei Bände eine österreichische Gabe von besonderem, ungewöhnlichem Gehalt.

Alfred Freiherr v. Berger bemüht sich in zwei Aufsätzen seines Buches, die Erinnerung an den Politiker Julius Alexander Schindler wieder zu beleben, der sich als Dichter Julius von der Traun nannte. Als die Probe auf das Exempel erscheinen nun (gleichfalls bei Meyer u. Jessen) vier Geschichten des 1818 geborenen, 1885 gestorbenen Wiener Poeten, von Berger eingeleitet. Es ist Romantik in ihrem späten Ausklang mit einem österreichischen Unterton, die hier schwingt, und die sich gern um alte Sagen, wie die vom Schelm von Bergen, rankt, Schauer und Schrecken nicht scheut und den Humor nicht verleugnet, dabei immer wieder von einem Hall weicher Lyrik überklungen wird.

Von ganz anderem Maß ist ein Dichter, dessen merkwürdiges Schicksal so ziemlich alles in den Schatten stellt, was wir an Merkwürdigem in der daran doch nicht armen Geschichte der deutschen Literatur besitzen: ich meine Emil Gött. Und diese Dichterschickung war um so seltsamer, als sie zum großen Teil dem eigenen Verschulden des Menschen ihren Ursprung dankte. Denn Gött, der am 13. Mai 1864 zu Jechtingen am Kaiserstuhl in Baden geboren wurde, hat nur eins seiner Werke, und das in einer Fassung von fremder Hand, in die Welt hinausgehen lassen, während er ein anderes, das von einer großen Berliner Bühne angenommen und liebreich zur Aufführung vorbereitet wurde, in letzter Stunde zurückzog — nicht, weil es ihm nicht mehr genügte, sondern weil er es als höllische Schmach empfand, „auf eine unfreudige, unsaubere, kleinliche Art die Elemente zum Leben und Wachsen zusammenzusaugen." Er fühlte es wie eine Entwürdigung seines Innern, von der Bühne her zu sprechen; er wollte in Berlin, als sein erstes Stück gegeben wurde, nicht „dieser elenden Farce wegen mit offenen Armen empfangen werden", wie es doch geschah, sondern wegen einer Rettungsmaschine für Feuersgefahr, die er erfunden hatte. In immer tiefer werdender, durch seine namenlose Hilfsbereitschaft ohne Prüfung, im Grunde durch seine praktische Lebensunfähigkeit hervorgerufener Not lebte er auf einem Gütchen bei Freiburg, landwirtschaftlich tätig, mit immer neuen Erfindungen beschäftigt. Und alle Bewegungen der Zeit, vom Vegetarismus bis zu Nietzsche, den er geradezu dramatisch empfing und erfaßte, gingen durch die Seele dieses Mannes, der den Spaniern gegen Amerika wie hernach in aufschäumender Rechtsbegier den Buren gegen England

zu Hilfe eilen wollte. Ohne Weib und ohne Kind, ein nahezu Unbekannter, ist er am 13. April 1908 aus einem feindseligen und doch geliebten Leben geschieden. Und nun bietet sein Freund Roman Woerner, unterstützt von der vor kurzem verstorbenen Dichterin U. Carolina Woerner, seine „Gesammelten Werke" in drei Bänden dar (München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung). Gelangt man nach der liebevoll spürenden Lebensbeschreibung und den geistfunkelnden Aphorismen zu den Dramen der beiden letzten Bände, so offenbart sich eine Dichterkraft größten Stils. Wie eine locker komponierte Ouverture wirkt das Lustspiel „Der Schwarzkünstler", das in der Fassung von Gustav Manz unter dem Titel „Verbotene Früchte" einst über viele Bühnen gegangen ist. In einer jedes überflüssige Wort sparenden Sprache lebt ein heiterer Vorgang vor uns auf, dessen Erfindung nicht besonders originell ist, und den doch jede einzelne Wendung zu etwas ganz Eigenem macht. Die alte Fabel vom eifersüchtigen Cerberus, der die junge Frau, wenn er verreist, am liebsten einsperren möchte und hernach beschämt und bekehrt wird, wird mit allen Geistern guter Laune echt lustspielmäßig neu gedichtet. Den Schritt zur Tragödie, die freilich in neuer Bezwingung des Lebens endet, tut dann Götts Meisterwerk, das dramatische Gedicht „Edelwild". Ein glühender Mensch, zerrissen und nach jedem kaum gelöschten Brande aufs neue lodernd, steht im Mittelpunkt des in Bagdad lokalisierten Stücks. Und ihn, der einst gegen den Sultan kämpfte, führt der große Harun al Raschid, sich selbst bezwingend und von so edel angelegter Menschlichkeit bezwungen, einem neuen Leben zu. Mit einer Sicherheit des Erfühlens letzter menschlicher Regungen, die uns immer wieder an Hebbel denken läßt, wird in dem Rahmen der im Grunde einfachen Handlung Stück für Stück das Drama aufgebaut, Schleier nach Schleier fällt, bis Jeder enthüllt in seiner eigentlichen Menschlichkeit dasteht und nun das Feld für neues Leben frei ist. Töne des wirklichen Heroendramas, nach dem wir uns nun so lange wieder sehnen, klingen auf, wenn etwa Ali, der in einer ihm anvertrauten Schlacht furchtbar gegen den Sultan und sein Heer, gegen das eigene Land also, gesiegt hat, den Tod wählt anstatt der Gnade:

Mich reut nicht meiner Tat! Genügt es dir?
Du glaubst mir nicht? — Hab ich sie denn entehrt?
Wie könnt' ich sie denn schmähn? Ich bin ihr dankbar,
Wie man der Mutter dankbar ist — fürs Leben!
Sie ist's — und wenn auch meines Lebens nicht,
So doch der heutigen Stunde! — Fürst, du weißt — —
Nein, lieber frag' ich: weißt du es? als Mensch?
Wie man der Mutter dankt — —? Mit langem Hader!
Bis man ihr dankbar ist, um dieses Leben! —
So hat sie mich gebeugt, zerwühlt, zerknirscht,
Und mich im Kampf mit ihr gestärkt, gestählt,
Und mich herangeführt an diese Klippe,
Um deren Fuß nun die Erlösung brandet —
Und ich soll rück mich, hinter meine Tat,
Und mir ein minder heißes Leben wünschen,
Das ohne Schuld im flachen Sumpf verliefe?
Nie, nie und nimmer! Fürst, ich liebe sie!
Ganz zärtlich lieb ich sie! Fürst, meine Tat!
Und heute mehr denn je, ganz zärtlich, sie — —
Die furchtbar harte Mutter dieser Stunde!

Jede der wenigen Personen des Stücks ist bis zum Letzten durchgefeilt, und dennoch steht hier nicht etwa klug ausgerichtetes bloßes Theater vor uns, sondern über allem ist jener letzte Schauer, der die tragische Kunst zum tragischen Erlebnis macht. — Die Einheit aber, die sich aus der Heiterkeit des „Schwarzkünstlers" und der Tragödientiefe des „Edelwilds" zur menschlichen Tragikomödie vereint, spricht aus der in hellen Farben glänzenden „Mauserung". Das nahezu Unglaubliche wird hier Ereignis: eine Fürstin zieht den niedrig geborenen, lange geliebten Mann an die Brust, nachdem sie eben sein Liebeln mit einer hübschen Dienerin gemerkt hat. Und wir unterschreiben die Schlußworte des alten Fürsten: „Das schreibt sich seinen eigenen Adelsbrief!" — denn ohne stelzbeinige Sprünge wächst Roland, der junge Geliebte, vor uns auf als der, der wirklich diesem Schicksal und dieser Frau von holdem Reiz gewachsen ist. — Wie vor einem unerforschlichen Rätsel steht man vor diesem in selbstgewählter Einsamkeit erfolglos dahingegangenen Dichterleben, dessen innerer Erwerb nun zum dauerhaften Besitz unserer Literatur gehören wird.

Wird Hans Hoffmann auch einmal, wie Hans Hopfen, zu den Halbvergessenen gehören? Um solcher unlieben Zukunftsaussicht vorzubeugen, wäre es erwünscht, daß sein Verleger seine besten Werke (vor allem „Das Gymnasium zu Stolpenburg" und „Wider den Kurfürsten") in recht billigen Ausgaben herausbrächte. Was Hoffmann uns war und noch sein kann, lehrt der Nachlaßband „Das Sonnenland", der soeben, von Carl Schüddekopf besorgt, (bei Georg Müller in München) erschienen ist. Sein Wert liegt nicht in den Novellen, die nicht ganz auf Hoffmanns sonstiger Höhe sind, sondern in den Märchen. Wer kann überhaupt noch heute so wundervoll, in so wonniger Ruhe, mit so lichtem Humor und so folgsamer Phantasie Märchen erzählen, wie dieser Hans Hoffmann sie uns aus dem Harz darbringt. „Die Teufelsmauer", „Schattenseite" und das tiefernste „Sonnenland" — eine volle Frucht neben der andern. Wer sie liest, wird den Anreiz empfinden, sich diesen feinen und reinen Poeten ganz zu eigen zu machen. Denn die Erinnerung an Dichter, die vergessen sind oder vielleicht der Vergessenheit entgegengehen, hat ja nur dann Wert, wenn dem Gedanken die Tat, die Versenkung in die Werke folgt, damit die Vergessenen wieder zu in Liebe und Treue von uns Besessenen werden.

Weigands Wörterbuch in neuer Auflage

Von Prof. Dr. Victor Michels-Jena

Es ist oft darüber geklagt worden, daß der Deutsche in fremdsprachlicher Umgebung seine Muttersprache so leicht aufgebe. Solche Klage muß sich ernsten Männern in die Mahnung wandeln, daran mitzuarbeiten, daß sich jeder Deutsche, mehr als das offenbar der Fall ist, bewußt werde, welchen Schatz wir an der Sprache besitzen, die „für uns dichtet und denkt", die ein gutes Stück unserer Geschichte widerspiegelt. Rudolf Hildebrands Bild tritt mir, indem ich diese Worte nieder-

schreibe, unwillkürlich vor die Seele, des Mannes, der nicht müde ward, Anleitungen dafür zu geben, wie durch die Schule die Freude an unserer Muttersprache zu wecken und zu pflegen sei. Oft hat er auch in den „Grenzboten" seine Stimme in diesem Sinne erhoben. Dieser geistvollste aller deutschen Lexikographen hätte wohl auch den Satz unterschrieben, daß von der sprachwissenschaftlichen Literatur kein anderes Werk in dem Maße erziehlich zu wirken imstande sei als ein Wörterbuch.

„Was ist eines Wörterbuches Zweck?" hat Jacob Grimm 1854 gefragt, und es lohnt sich, die schöne Antwort, die er gab, hier zu wiederholen. „Es soll ein Heiligtum der Sprache gründen," rief er aus, „allen zu ihm den Eingang offen halten. Das niedergelegte Gut wächst wie eine Wabe und wird ein hehres Denkmal des Volkes, dessen Vergangenheit und Gegenwart in ihm sich verknüpfen." „Ein Buch deutscher Geschichte" nennt danach Hildebrand das Wörterbuch einmal, „denn mit und in den Wörtern zieht zugleich das Leben der Nation, das innere und äußere, an uns vorüber wie in herausgeschnittenen Bildern." Der Schöpfer des nach ihm und seinem Bruder Wilhelm benannten „Grimmschen Wörterbuchs" wollte seinerzeit ein rechtes Volksbuch schaffen, in dem auch die Ungelehrten lesen könnten. Mit seiner lebhaften Phantasie stellte er sich vor, wie die Familien sich dieses Führers durch die deutsche Sprache mit fröhlichem Eifer bemächtigen würden. „Wie heißt doch das Wort, dessen ich mich nicht mehr erinnern kann? — Der Mann führt ein seltsames Wort im Munde, was mag es eigentlich sagen wollen? — Zu dem Ausdruck muß es noch bessere Beispiele geben ..." „Fände bei den Leuten die einfache Kost der einheimischen Sprache Eingang, so könnte das Wörterbuch zum Hausbedarf und mit Verlangen, oft mit Andacht gelesen werden. Warum sollte sich nicht der Vater ein paar Wörter ausheben und, sie abends mit den Knaben durchgehend, zugleich ihre Sprachgabe prüfen und die eigene auffrischen? Die Mutter würde gerne zuhören." Nachdenklich mögen wir heute J. Grimms Worte wiederholen: „Wer mag berechnen, welchen Nutzen das Wörterbuch dadurch stiftete, daß es unvermerkt gegenüber denen, die sich mit fremden Sprachen brüsten, eine lebhafte Empfindung für den Wert, häufig die Überlegenheit der eigenen einflößt und die Vorlage anschaulicher Beispiele, ganz abgesehen von dem, was sie beweisen sollen, Liebe zu der einheimischen Literatur stärker weckt."

Das Grimmsche Wörterbuch ist kein Volksbuch geworden; wir können und wollen das nicht beklagen, da es uns viel mehr geworden ist; um so mehr bedarf es neben diesem gewaltigen Werk, an dem nun über ein halbes Jahrhundert gearbeitet wird und dessen Abschluß wir hoffentlich noch erleben, eines bequemen Nachschlagewerks für weitere Kreise. Dazu hatte das Weigandsche Wörterbuch*), seinerzeit als dritte Auflage von F. Schmitthenners kurzem deutschen Wörterbuch, begonnen, als nur der erste Band des Grimmschen Wörterbuchs vorlag, und „den Brüdern Jacob und Wilhelm Grimm in Liebe und Treue" zugeeignet, von vornherein die beste Anlage. Ich möchte deshalb hier der Hoffnung Ausdruck geben, daß die neue Auflage sich in noch höherem Maße die Gunst des Publikums erobert. Zwar haben wir neuerdings zwei treffliche lexikalische Werke von mäßigem Umfang

*) Deutsches Wörterbuch von Fr. L. K. Weigand. 5. Auflage. Nach des Verfassers Tode vollständig neu bearbeitet von Karl von Bahder, Herman Hirt, Karl Kant. Herausgegeben von Herman Hirt. Gießen, bei Alfred Töpelmann.

erhalten, aus denen auch der Kenner reiche Belehrung schöpft: ich meine die Wörterbücher von Moritz Heyne und Hermann Paul. Aber beide kommen, scheint es mir, nicht so den elementarsten Bedürfnissen auch der Nichtphilologen entgegen. Heyne, der langjährige, fleißigste Mitarbeiter am Grimmschen Wörterbuch, bucht vor allem den Sprachgebrauch der besten Schriftsteller des neunzehnten Jahrhunderts. Er hat eine Fülle hübscher Belege, wie man sie in dieser Reichhaltigkeit auch in den neueren Bänden des Grimmschen Werks nicht findet, die aber doch erst der recht würdigen wird, der schon ein gewisses Interesse an lexikographischer Arbeit gewonnen hat. „Unter den Platanen und über das Steingeländer hinweg", lesen wir in Gottfried Kellers „Sinngedicht", „sah man auf einen in Windungen sich weithin ziehenden breiten Fluß und in ein Abendland hinaus, das im Glanze der sinkenden Sonne schwamm." Offenbar ist hier „Abendland" in einem ganz anderen Sinne als dem landläufigen, dem von „Okzident", „terra occidentalis", gebraucht; wer nun bei Heyne unter „Abendland" die Stelle ausgehoben findet, freut sich des Doppelsinns und der sprachschöpferischen Kraft des Züricher Meisters. Der im Lesen eines Wörterbuchs noch Ungeschulte wird doch, auch wenn er im „Sinngedicht" auf die Stelle stößt, schwerlich das Bedürfnis empfinden, den Artikel „Abendland" nachzuschlagen. Schlägt er ihn auf, so wird er eher zu wissen wünschen, wann die Bezeichnung „Abendland" im landläufigen Sinne in unserer Sprache üblich geworden ist, worüber Heyne nichts sagt. Bei Paul tritt in einem knappen Bande das entwicklungsgeschichtliche Moment in den Vordergrund. Er ist Sprachphilosoph und Methodolog. Wer etwa lernen will, wie sich die verschiedenen Bedeutungen des Präfixes „ver-" in den zahlreichen neuhochdeutschen Verben, die damit zusammengesetzt, entwickelt haben, tut am besten, Paul zu Rate zu ziehen. Die Germanisten und Sprachforscher von Fach können unendlich viel von ihm lernen. „Weigands sprachwissenschaftliches Interesse ist mehr antiquarisch als linguistisch, aber es ist darum nicht weniger wissenschaftlich," sagt ein kompetenter Beurteiler über den „alten" Weigand. „Bei Weigand erhält man in erster Linie Auskunft über das Alter der Wortformen und Wortbedeutungen, wo nötig über lokale Herkunft und Heimat, sowie über mundartliche Abwandlungen in Form und Gebrauch." Das gilt in der Hauptsache auch von der neuen Bearbeitung. Ohne sich viel um Singularitäten einzelner Schriftsteller zu kümmern, bucht das Werk die uns allen geläufige Umgangssprache, die doch so viele Geheimnisse birgt. Ausdrücke wie sich abäschern, abgebrüht, flämisch, flott sind hier z. B. vortrefflich erklärt. Wir erfahren, daß die obersächsisch-thüringische Aussprache von Brett als bræt durch Wallensteins Lager 1036 zu belegen ist:

Hat auch einen großen Stein im Bret
Bei des Kaisers und Königs Majestät.

Überhaupt sind namentlich Wörter der mitteldeutschen Volkssprache reichlich aufgenommen. Ich verweise etwa auf die Artikel Dorl, Drehdorl, Hippe, Hütsche, mären, rabanzen. Die norddeutsche tritt dagegen zurück. Es fehlt z. B., wie auch bei Heyne, däftig („Ihre Spitzbögen zeigen noch die schöne däftige Form." Dohme, „Gesch. d. deutschen Baukunst", S. 213). Daß die Fremdwörter nicht fehlen (sie sind mit gutem Takt ausgewählt), hat schon Weigand selber hervorgehoben; es ist von je als besonderer Vorzug seines Wörterbuchs betrachtet worden.

Wie hübſch werden wir etwa über Fiaker belehrt! Weigand nahm auch einige wortbildende Elemente auf; man leſe die treffliche Behandlung der Ableitungsſilben -chen, -de -falt in der neuen Auflage nach. Die Bearbeiter haben ſich durchweg mit großer Gewiſſenhaftigkeit bemüht, die grammatiſche und lexikographiſche Arbeit eines Menſchenalters dem Werke zugute kommen zu laſſen. Das Werk ſteht in dieſer Beziehung völlig auf der Höhe. Sie haben in dem Beſtreben, überall die älteſten Belege für den heutigen Gebrauch zu geben, das Belegmaterial erheblich vermehrt. Das gilt namentlich auch für die Fremdwörter.

Wenn behauptet worden iſt, die neue Bearbeitung laſſe die „Etymologie viel zu ſehr in den Vordergrund treten und komme dadurch zumeiſt Bedürfniſſen entgegen, die weniger geſund ſind als die, welche Weigand ſelbſt befriedigte“, ſo kann ich dieſen Vorwurf nicht gerechtfertigt finden. Weigand hatte es für nützlich gehalten, „die Wortforſchung und mit ihr gleichſam die Naturgeſchichte der Wörter“ in ſein Werk aufzunehmen. Man kann über die Berechtigung dazu ſtreiten. Gewiß iſt es ja nicht unbedingt nötig, in einem neuhochdeutſchen Wörterbuch einem größeren Publikum mitzuteilen, daß nhd. denken auch mhd. denken heißt (mit Prät. dâhte, Konj. dæhte, Part. gedâht), ahd. denchen, denken, aſächſ. thenkian, ndl. denken, afrieſ. thenkia, agſ. thenkan, anord. thekkia (der Druckfehler thenkian iſt zu korrigieren!) uſw., und die Bearbeiter hätten derartige Bemerkungen auch ſtreichen können. Schwerlich hätten ſie doch dafür Beifall geerntet! Den Charakter des Weigandſchen Wörterbuchs hätten ſie jedenfalls gründlich geändert. Ließen ſie aber das etymologiſche Beiwerk beſtehen (und bei manchen Artikeln iſt es eben unentbehrlich), ſo mußten ſie ſich auch entſchließen, einen Schritt über Weigand hinauszugehen und nicht beim Urgermaniſchen Halt zu machen, ſondern, ſoweit ſich einigermaßen ſichere Kombinationen ergaben, auf die verwandten Sprachen einzugehen. Das iſt im allgemeinen mit Geſchick geſchehen, und es iſt offenbar in erſter Linie Herman Hirts Fleiß und Kenntniſſen zu danken, daß auch dieſer Teil der Aufgabe in wiſſenſchaftlicher Weiſe befriedigend gelöſt iſt.

Ich will noch hinzufügen, daß die Verlagsbuchhandlung das in zwölf Lieferungen jetzt fertig vorliegende Werk zu einem mäßigen Preiſe vortrefflich ausgeſtattet hat.

Stendhal (Henry Beyle)

Von Guido Dinkgraeve-Leipzig

Stendhal gehört ganz gewiß zu den Schriftſtellern, die weniger geleſen als beſprochen werden. Er iſt ſo wenig ein Unterhaltungsſchriftſteller und er ſelbſt hat ſo unverhohlen ſeinen Widerwillen gegen die breite Maſſe der Literaturkonſumenten ausgeſprochen, daß es einen wundern muß, daß ein deutſcher Verleger eine Überſetzung aller ſeiner Hauptſchriften und ſeiner Briefe herauszubringen wagt. Es wird zurzeit allerdings von ihm ſehr viel geſprochen und deshalb wird er auch wohl gekauft; er iſt modern, und dieſe Modernität hat vermutlich allein Nietzſches Lob hervor-

gerufen. Gelesen wird er aber ohne Frage hauptsächlich nur von Schriftstellern und Künstlern. Leser, die dem „Wie" einer Arbeit nur geringe Aufmerksamkeit widmen, die „gespannt" werden wollen, auch die meisten Frauen, wird Stendhal wohl kaum jemals stark gefesselt haben und fesseln. Dazu ist er zu sehr Techniker im griechischen Sinne, zu nüchtern bewußt und rücksichtslos knapp, kurz: zu sachlich. Oder sollten wohl viele Frauen die „Kartause von Parma" ganz zu Ende lesen? Kaum. Höchstens sein „Rot und Schwarz" dürfte einen größeren Kreis von Liebhabern gefunden haben.

Unter den „wenigen Glücklichen", für die er nach seinem Wort schrieb, verstand er selbst diejenigen Kunstfreunde, die eine literarische Arbeit nicht zu sich nehmen wie eine Portion Eis oder eine Zigarre nach Tisch, sondern die an der Kunst als Kunst Interesse haben, die sich über die glückliche Wahl eines einzigen Kunstmittels wirklich freuen können, die Muße genug haben, um ein Buch auch zweimal lesen und ruhig auf sich wirken lassen zu können; vor allem aber schaffende Künstler selbst, die den Reiz der Formgestaltung kennen, Leute mit produktiver Leidenschaft, Stilsinn und Widerwillen gegen das Unwesentliche. Deren sind eben wenige. Wäre die Vorliebe für diesen spröden, strengen Künstler wirklich bei uns so allgemein, als es nach der Reklame den Anschein hat, dann hätte man Grund, sich zu freuen; denn das bewiese eine außerordentliche Verbesserung des literarischen Geschmacks; man könnte hoffen, daß die Deutschen ihre Ansprüche an den Schriftsteller wieder zu steigern entschlossen wären und daß auch bei uns der ernste Künstler Aussicht auf eine interessierte Würdigung habe. Aber dem ist leider nicht so. Thomas Mann hat es bei der Veröffentlichung seiner „Königlichen Hoheit" wieder erfahren und seine Klage ist deutlich genug. Objektive Kunst — Goethe wußte es — ist nichts für Deutsche; wer bei uns keine Sentiments bringt oder aufregende, tendenziöse Themen behandelt, kann sicher sein, mit seiner Arbeit allein zu bleiben, man redet drum herum und liest allenfalls persönliche Anzapfungen heraus. Vor allen Dingen will man aber auf das Moralisieren nicht verzichten. Deshalb empörte sich das lesende Deutschland über Goethes „Meister" und „Wahlverwandtschaften", und deshalb wird es auch gegen Stendhal immer eine, wenn auch der Mode zuliebe verleugnete Abneigung haben.

Stendhal bedeutet eine Epoche in der Literatur Frankreichs, und auch die realistische Schule der deutschen Romanschriftsteller dankt ihm die wichtigsten Anregungen. Der Einfluß der Stendhalschüler Balzac und Flaubert dominiert bei uns heute noch unbestritten.

Es ist das unsterbliche Verdienst Stendhals, allen Verlockungen des Erfolges entgegen und die Zuneigung vieler Zeitgenossen opfernd, dem literarischen Unwesen seiner Zeit das „Zur Sache" entgegengehalten zu haben. Er als ein wahrhaft lebendiger, von echter Künstlerleidenschaft beseelter und mit Künstlerpflichtbewußtsein ausgestatteter Mensch hatte einer Zeitströmung gegenüber, die literarisch im üblen Sinne geworden war, als erster den Mut, auf die Wirklichkeit als den Ausgangspunkt alles Kunstschaffens zurückzugehen. Es lebte in Stendhal eine wahre Ehrfurcht vor dem Wirklichen, demgegenüber die Schriftstellerei für ihn erst an zweiter Stelle rangierte. Er hat eine Frau immer mit größerer Hingabe geliebt als dargestellt. Aber gerade diese Lebendigkeit, diese Fähigkeit des Sich-wundern-könnens, der Respekt vor dem Leben, vor den „Geheimnissen des menschlichen Herzens"

war wiederum ein Antrieb für ihn, die Darstellung dieses Lebens um so gewissenhafter zu betreiben, und es ist nun einer der Hauptreize von Stendhals Schriften, daß diese Erregung wirklichen Erlebens sie immer durchzittert. Nie hat der Schriftsteller den Menschen in Stendhal zu töten vermocht. Das Kunstschaffen war lediglich die notwendige letzte Form seines starken Ausdruckstriebes. Man kann seine Schreibart folgendermaßen bezeichnen: sie war gegenständlich, einfach und bestimmt. Insbesondere hat er das „Bilde, Künstler, rede nicht" wie wenige seiner Zeitgenossen beachtet, denn nichts war seinem an Napoleons Knappheit und Sachlichkeit geschulten Geiste mehr entgegen als künstliches Pathos, große Worte. Er wollte diesen Geist des napoleonischen Handelns in das weibliche Schrifttum seiner Zeit hineintragen. In dem Vorwort zu seiner (noch nicht verdeutschten) fragmentarischen Napoleonsbiographie, das die Hauptsätze seines Schriftstellerkredos klar ausspricht, schreibt er an den Buchhändler:

„Sie müssen schon entschuldigen, mein Herr, aber es ist gar kein Redeeifer in den Bänden, die man Ihnen zum Kauf anbietet. Wenn sie im Stile eines Salvandy geschrieben wären, dann würde man Ihnen 4000 Fr. für den Band abverlangen. Es gibt niemals große Worte. . . ."

Auch Stendhal ist in diesem Vorwort pathetisch, aber man vergleiche damit Victor Hugo, und der Unterschied wird klar. Wenn Stendhal pathetisch ist, ist er es in der Art Dantes. Er sagt an einer Stelle von Napoleon, er sei beim Erzählen immer „erfüllt von seinem prächtigen Gegenstande". So ist es bei ihm auch: seine Erregung bleibt, wenn die Ausdrucksweise einmal erlaubt ist, unpersönlich-persönlich, die Dialektik geht gewissermaßen von den Dingen und Menschen aus, die sein Geist beschwört. — Man findet nichts Barockes bei Stendhal.

„Wollte der Autor seinen Stil mit dem irgendeines großen Schriftstellers Frankreichs vergleichen, so würde er sagen: ich habe zu erzählen versucht nicht wie de Salvandy oder de Marchangy, sondern wie Michel de Montaigne oder wie der Präsident von Brosses." — An einer anderen Stelle des erwähnten Vorworts heißt es: „Die Kunst, zu lügen, verbreitet sich besonders mit Hilfe des akademischen Schönheitsstils und durch die diskreten Umschreibungen, die die Eleganz fordere, wie man sagt . . ."

Es ist eigentümlich, daß man von den Franzosen so selten ein Urteil über ihn hört oder liest, das die ethische Bedeutsamkeit seiner künstlerischen Selbstdisziplinierung genügend hervorhebt. Selbst ein Mérimée kommt erst spät zu der Einsicht, daß der schroffe Zug mancher seiner Äußerungen nichts als das natürliche Kennzeichen einer Strenge war, die er sowohl gegen sich, als auch gegen andere Menschen walten ließ. Man findet seinen Stil allgemein wenig sorgfältig, d. h. man vermißt die Ausgeglichenheit, den harmonischen Rhythmus der Perioden. Das alles hat er — Stendhal — selbst stets zugegeben: „Ich bitte also den Leser, an meinem sehr einfachen und wenig eleganten Stil keinen Anstoß zu nehmen. . ." Was er als erster aber wieder sah, das waren die Mängel eines Stils, dem das Beiwerk zur Hauptsache geworden war, und nun widmete er seine Sorge fast allein der Fundamentierung des Stils. Er wollte, daß er so schlicht und imponierend werde wie ein florentinischer Palast der Frührenaissance.

Stendhal nannte die Dinge bei ihrem wirklichen Namen: „Ich glaube, ich würde immer den Mut haben, das weniger schön klingende Wort zu wählen,

wenn es geeigneter wäre, meinen Gedanken deutlicher zu machen." Auf diese Weise erlangte seine Sprache eine Bestimmtheit und Plastik, die lateinisch anmutet, und man versteht, daß Tacitus einer seiner Lieblingsschriftsteller sein konnte. Auch an Machiavelli erinnert sein Stil. Schroff stellt er oft Beobachtung unvermittelt neben Beobachtung. Man sieht ihn stets bemüht, das Wesentliche einer Sache in einem Wort zu bezeichnen. Er malt nicht mit Worten und unterdrückt das zweite Adjektivum gern, wenn das eine die Phantasie des Lesers zur Nachbildung kräftig genug auffordert. Dafür strahlen seine Worte gewissermaßen einzeln für sich eine eigentümliche Kraft geleisteter Denkarbeit aus, eine Erscheinung, die sich in der deutschen Literatur in dem Grade nur bei Lessing findet. Den denkbar größten Gegensatz bildet z. B. sein Stil zu dem Rousseaus. Bei Rousseau ist der Ausdruck intensiv ängstlich, oft ganz undeutlich zerfließend und doch wortreich, bei Stendhal kühl plastisch, anschaulich umfassend und wortkarg. Stendhal versucht keine Gefühle in Worte zu sperren, sie gleichsam mit ihnen herauszuschleudern, er weiß, daß Worte nur bescheiden dienend sich dem Leben nähern können. Er respektierte die Distanz, die die Sprache fordert. Glaubwürdig ist die Anekdote, wonach er immer einige Seiten im Code civil zu lesen pflegte, bevor er anfing zu schreiben. Denn „heilig" war auch ihm (mit Hölderlin) jenes Quantum Nüchternheit beim Künstler, das allein erst das Heraustreten der Phantasiegebilde aus dem Dunkel des Unbewußten ermöglicht. Ihm lag beinahe alles daran, daß der Ausdruck plastisch werde, ja er hat diesem Gebot das gar nicht kärglich vorhandene Lyrische seines Wesens bis auf einen kleinen Rest geopfert. Er unterdrückte es in der Sprache oder ließ es nur latent bei der Sprachbildung mitwirken. Die Sorge, das Gefühl möchte den Ausdruck verhindern, undeutlich machen, ließ seinen scharfen Kunstverstand alles Impressionistische fernhalten. Man muß diese Strenge bewundern, um so mehr, als sie sich bei Stendhal gegen eine sehr empfindliche Sensibilität durchzusetzen hatte.

Verse hat Stendhal aber nicht geschrieben. Wie seinen großen Schüler Flaubert, so hinderte auch ihn ein zartes Schamgefühl an dieser persönlichsten Form künstlerischen Bekennens.

Daß er Verse hätte bilden können, wird kaum jemand bezweifeln; aber sein männlicher Geist hatte nur Befriedigung an der Darstellung ganzer Menschen und der Mitteilung von Gedanken, denen der Reim keine Gewalt antun durfte. So wurde er der Meister der Prosa, ein Lehrer in der Kunst des Schreibens, und man wird seine Schriften immer wieder vornehmen, wenn man sich über die Bedingungen künstlerischen Sprachschaffens orientieren will. Ein Schriftsteller kann eminent viel von ihm lernen. Mit welchem Nutzen würden z. B. viele unserer gewandten Journalisten ihn studieren, wenn sie ihn läsen, um von ihm zu lernen. Freilich würde sich dann mancher von ihnen seiner Ärmlichkeit bewußt werden. Denn nicht jeder kann einfach sein, ohne trivial zu werden. — Stendhal konnte es.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Biographien und Briefwechsel

Memoiren der Markgräfin Wilhelmine von Bayreuth. (Erſchienen im Inſelverlag 1910.) Die vielbeſprochenen Memoiren der Schweſter Friedrichs des Großen liegen in einer prächtigen Ausgabe des Inſelverlags zu Leipzig in neuer Überſetzung vor. Ein wertvolles Stück Welt- und Kulturgeſchichte, geſehen aus der Perſpektive einer geſcheiten und hochbegabten Frau, tritt damit noch einmal vor die Öffentlichkeit. Dem Hiſtoriker werden ſolche Dokumente, die eine heroiſche Zeit ſozuſagen von der Hintertreppe aus malen, häufig wichtiger ſein als nüchtern kühle oder pathetiſch aufgedonnerte offizielle Chroniken. Das Temperament, das ſich in ihnen entlädt, wird gewiß oft genug die Dinge in einem ſubjektiven Zerrbilde zeigen, wird gewiß hier und da eher den Eindruck eines Satyrſpiels als das Echo der mit wuchtigen Schritten dahinſtampfenden Weltgeſchichte geben. Aber gerade in dieſer manchmal kleinlichen Subjektivität findet die amtliche Geſchichtsſchreibung ihre wertvollſte Ergänzung. Und gerade dieſe Art, die Dinge anzuſchauen und ihnen gewiſſermaßen ein zweites Geſicht zu geben, iſt ganz dazu angetan, Bewegung und Farbe in die Geſchichte zu bringen und ernſthaft Suchenden das Verſtändnis für verklungene große Zeiten weſentlich zu erleichtern.

Die Miniaturbildchen, die dieſe Memoiren entrollen, ſind alles andere als erfreulich. Die Schweſter Friedrichs des Großen gibt die ins Groteske hinüberſpielende Begleitmuſik zu den mächtigſten Akkorden der preußiſchen Vergangenheit. Ihre Welt iſt die höfiſche Intrige, das kleinliche Spiel gekränkter weiblicher Eitelkeit und Selbſtſucht. Die weltgeſchichtliche Bedeutung ihrer Zeit iſt dieſer ſeltſamen Frau, der es offenbar nur an Raum zur Entfaltung ihrer reichen Talente fehlte, in keinem Augenblick wirklich klar geworden. Sie war zu geiſtreich und, wenn man ſo will, zu ſehr eigenwilliges Individuum, um den Glauben an die immer deutlicher in den Vordergrund rückende „Preußenidee“ aufzubringen. Das Unterordnen und Einfügen in ein großes Ganzes blieb ihr fremd. Ihre auf den ungünſtigſten Platz geſtellte Begabung fand ſich in der puritaniſchen Strenge des Berliner Hofes ſo wenig zurecht wie in der kleinbürgerlichen, atemraubenden Dumpfigkeit des Bayreuther Ländchens. Sie ſpottet über die Zopfigkeit ihres Zeitalters. Sie findet die Darbietungen deutſcher Komödianten greulich und ekelerregend. Sie ſieht von allem nur die Kehrſeite. Sie kommt über die Gedrücktheit des Augenblicks nicht hinaus, ſo ſehr ſie ſich auch mit ihrer klugen Stirn und ihren ſchönen weißen Armen dagegen ſtemmt. Sie iſt zu wenig preußiſche Königstochter, um die geſchichtliche Aufgabe ihres Hauſes begreifen zu können. Und auf der anderen Seite iſt ſie wieder zu ſehr die Tochter Friedrich Wilhelms des Erſten, um das ihr von Kindesbeinen an eingeimpfte Subordinationsgefühl ganz los zu werden und eigenmächtig, ſtark und ihres eigenen Wertes bewußt darüber hinauszuwachſen.

Sie iſt, wenn nicht alle Zeichen trügen, zeit ihres Lebens eine tief unglückliche Frau geweſen. Der Zwieſpalt zwiſchen ihren realen Lebensbedingungen und ihrem feſſellos phantaſtiſchen Ehrgeiz hat ſie langſam zerrieben. Sie erſcheint dem, der nicht tiefer zu ſehen verſteht, wie eine verkniffene Intrigantin und Keiferin, während ſie in Wirklichkeit ein verirrtes Menſchenkind war, in dem die reichſten Möglichkeiten ſchlummerten. Sie fand keine Ventile für dieſe reichen Möglichkeiten. Sie wollte und konnte Herrſcherin ſein und mußte ſich dann mit dem begnügen, was klatſchſüchtige Palaſtdamen und gefällige Diener ihr heimlich zutrugen. Sie hatte vielleicht eine

leise Ahnung von den großen Dingen, die sich um sie her vorbereiteten. Sie wollte daran teilhaben, aber ein mißgünstiges Schicksal hat es ihr verwehrt. Sie wurde aus dem Kronsaal immer wieder auf die Hintertreppe gedrängt. Sie wurde verbittert und altjüngferlich, weil sie sich immer wieder zur Türhorcherin verdammt sah. Und sie verbrannte von innen heraus, weil sie ihre Kräfte brachliegen fühlte und sich zu billigen Kompromissen nicht hergeben mochte.

Auch sie hat, freilich anders, als sie es geträumt, ihre Aufgabe erfüllt. Auf die Lieblingsschwester des großen Königs fällt ein leiser Abglanz von der Strahlenkrone ihres genialen Bruders. Die Geschichte jener Zeit, in der seine Jugend wie ein ungeberdiges Füllen gezähmt und in der aus Blut und Tränen seine Zukunft zusammengeschweißt wurde, wird auch für Wilhelmine von Preußen jedesmal ein paar freundliche Worte des Gedenkens übrig haben. Hinter der Erzählung ihrer geduckten, leidvollen Kinderjahre leuchtet die Ewigkeitssonne von Mollwitz und Prag, von Roßbach und Leuthen. Wie fernes Donnergrollen klingt es in diese von Haß und Liebe, von Freude und Leid verzerrten Memoiren. Der preußische Adler rauscht darüber hin und adelt die Geschehnisse des wunderlichen Buches mit rückwirkender Kraft.

Dr. Arthur Westphal-Berlin

Anton Bettelheim: Beaumarchais. Eine Biographie. Zweite umgearbeitete Auflage. Mit einem Bildnis des Dichters. München 1911. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck.

Beaumarchais, der Schöpfer der vielbefissenen Gestalt des Figaro („Der Barbier von Sevilla", „Figaros Hochzeit"), ist einer jener großen Franzosen, die aus dem Protestantismus hervorgegangen sind — Clément Marot, Malherbe, Agrippa d'Aubigné, Sallufte du Bartas, Goujon, die Marquise v. Maintenon, Rousseau, Marat, Frau v. Staël, Benjamin Constant, Guizot, Cuvier —, aber er ist nur der Halbbruder dieser starken Geister, die, ob ihrer Väterreligion treu oder, konvertiert, deren unerbittliche Befehder, vor allem das eine Erbe des Kalvinismus nicht verleugneten: die Stetigkeit, ja Starrheit des Charakters, im Guten wie im Schlimmen. Auch Beaumarchais scheint seiner protestantischen Herkunft sehr wohl gedenk geblieben zu sein, und wenn er mehrfach für die Gleichberechtigung der Protestanten öffentlich eintritt, so mag er in diesen Fällen, wie es scheint den einzigen in seinem Leben, ohne persönliche Absichten gehandelt haben. Sein Vater, an dem er zweifellos mit Zärtlichkeit hing, mochte dem Glauben, dem er kurz vor seiner Verheiratung abgeschworen hatte, um in die Zunft aufgenommen werden zu können, in seinem Herzen auch weiterhin angehangen sein und dem katholisch erzogenen Sohn wenigstens die Achtung vor ihm überliefert haben. Wer tiefer zusieht, wird vielleicht auch sonst noch manchmal „kalviniſche Regungen" in Beaumarchais' Leben finden, im allgemeinen aber mangelt ihm, wie sehr auch er bestrebt ist, vor der Welt als guter Sohn, guter Vater, guter Patriot, guter Bürger zu erscheinen, gerade das, was man Charakter nennt, überhaupt. Und eben das macht ihn mehr als alles zum Typus für seine Zeit, zu der überaus charakteristischen Mischung von Moralisten und Glücksritter, die sich beide so gut in einer und derselben Person nur vertrugen, weil beide die Hohlheit der zeitgenössischen Zustände am tiefsten erkannten und gleicherweise auf den Schein ihre zum Teil sehr phantastischen Pläne bauten. Wenn eine Familienüberlieferung recht hat, so waren die Carons — den Adel de Beaumarchais zu kaufen, war eines der ersten Geschäfte des jungen Mannes — normannischer Herkunft, und dazu stimmt sehr gut die ewige Unrast Beaumarchais', der sich rühmen konnte, auf allen möglichen Gebieten Tüchtiges geleistet zu haben, selbst als Uhrmacher, den es bis in sein Alter immer wieder zu Geschäftsreisen und zu waghalsigen Unternehmungen trieb, der nie heiterer schien, als wenn die Gefahr unmittelbar nahe war: so war er etwas wie ein Wikinger, wobei man den Nebensinn des Freibeuters nicht abzustreichen braucht, dabei immer von jenem unbedingten Glauben an sich selbst und an seine Überlegenheit beseelt, der die fatalistische Grundlage solchen Wikingertums ist.

Es darf hier mit Freude ausgesprochen werden, daß Beaumarchais in Anton Bettelheim wohl den verstehendsten Biographen gefunden hat, der sich denken läßt, einen, der

sorgsam die kluge Mitte hält zwischen dem bewundernden Beschöniger und dem moralisierenden Verurteiler. An und für sich darf diese Biographie als ein Muster von Vereinigung gelehrter Einzelforschung und anregender Darstellung, für die man bei dem Stoffe sogar das Epitheton „amüsant" und bei den einzelnen Episoden das sonst noch unwissenschaftlichere „spannend" wagen darf. Die erste Auflage ist vor fünfundzwanzig Jahren erschienen. Die Änderungen betrafen, da Anton Bettelheim bereits die erste Auflage auf ausgedehntes Archivstudium gegründet hatte, im ganzen aber zu seiner berechtigten Genugtuung sich nichts zu ändern gebot, im wesentlichen Kürzungen von Proben und Belegstellen. So fügt sich das Werk aufs beste in die Reihe der zugleich wissenschaftlich ernsten und doch für weitere Kreise bestimmten Dichterbiographien des Verlags; den bisherigen gegenüber — Goethe, Schiller, Shakespeare, Molière — hat sie dazu noch den besonderen Wert, daß sie nicht nur Resümee ist, sondern grundlegende Forscherarbeit selbst. Otto Hauser-Wien

Bülows Reden. Fast zwei Jahre sind vergangen seit dem Tage, an dem der vierte Kanzler des Deutschen Reiches von seinem Platze weichen mußte, und wohl weniger als je hat heute die Meinung Berechtigung, daß der neue Herr in der Wilhelmstraße der geeignete Mann sei, die aus den Kämpfen um die Reichsfinanzreform entstandenen inneren Schwierigkeiten zu beseitigen. Wenn auch die Leidenschaft des Kampfes keineswegs verraucht ist, so machen sich doch schon mehr und mehr Stimmen geltend, daß es ein nicht wieder auszugleichender Fehler war, dem Fürsten Bülow eine ersprießliche weitere Wirksamkeit unmöglich zu machen.

Bülows Tätigkeit in ihrem vollen Umfang zu erfassen und zu würdigen, muß einem späteren Zeitpunkt vorbehalten bleiben; wir haben nur die Möglichkeit, die in Erscheinung getretenen Ergebnisse seiner Politik an dem zu messen, was er über seine Absichten mitgeteilt hat. Darüber geben in erster Linie die Reden Auskunft, die er im Reichstag und im preußischen Landtag gehalten hat. Sie zu sammeln und damit einem weiteren Kreis zugängig zu machen, war ein dringendes Bedürfnis, dem schon die Ausgabe von Penzler-Hötzsch in mustergültiger Weise abzuhelfen gesucht hat. Diese Ausgabe ist aber, der großen Zahl der Reden entsprechend, zu umfangreich und zu teuer, als daß sie eine allgemeinere Verbreitung finden könnte. Nun bietet der Verlag von Reclam in Leipzig eine von Wilhelm v. Massow bearbeitete und eingeleitete Auswahl der Bülowschen Reden dar, die wohl geeignet ist, allen billigen Ansprüchen zu genügen. Aus den einzelnen Reden sind im Wortlaut nur die wichtigsten Teile wiedergegeben, deren Verbindung durch geschickte Inhaltsangaben hergestellt ist.

Das bisher erschienene erste Bändchen enthält in der Hauptsache die Reden, die Bülow 1897 bis 1900 als Staatssekretär des Auswärtigen Amts im Reichstag gehalten hat; angeschlossen sind noch einige Reden aus der Zeit der Kanzlerschaft bis zum Mai 1901. Bekannt ist, wie Bülow, der dem Reichstag als vollständiger Neuling in der parlamentarischen Beredsamkeit gegenübertrat, sich dieser sehr rasch gewachsen zeigte und bald zu denen gehörte, die schon durch ihre rednerische Geschicklichkeit stets die volle Aufmerksamkeit des Hauses erzielten. Es ist wohl oft darüber gewitzelt worden, daß seine Reden sorgfältig stilistisch ausgearbeitet sind; die Gewandtheit des Ausdrucks legte man als Überschätzung der Form aus und glaubte daraus auf nicht genügende Festigkeit in der Sache schließen zu dürfen. Tatsächlich heben sich diese formvollendeten Reden angenehm ab von der Sorglosigkeit und vollen Mißachtung der Form, mit der so viele Abgeordnete im Parlament aufzutreten belieben. Und schon deshalb wäre es zu wünschen, daß die Reden Bülows eifrig studiert würden, ganz abgesehen von dem sachlichen Gewinn, den sie stets vermitteln, mag sich der Redner auslassen über die großen Fragen der auswärtigen oder über die Erfordernisse einer gesunden Kolonialpolitik, mag er die Unentbehrlichkeit einer starken Rüstung nachweisen oder darlegen, daß in unserer gesamten inneren Politik nur übrig bleibt, „eine möglichst richtige und gerechte Diagonale zu finden"! Dr. W. Hopf-Rostock

Bildende Kunst

Fritz v. Uhde und die moderne religiöse Malerei. Eine tief erregbare religiöse

Stimmung beherrscht ohne Widerrede unsere Tage — trotz des Vorwurfes des Rationalismus und Materialismus wie parteipolitischer Zentrumskämpfe —, und dennoch, die religiöse Malerei feiert? Wo liegen die Gründe? Man wird mir zweifelsohne entgegenhalten, daß ja das reiche Lebenswerk des verblichenen Meisters, dessen Name über diesen Zeilen steht, dem Malen der Heilslegende zugewandt gewesen sei. Und wahrlich nicht ohne allgemein menschliche wie künstlerische Erfolge! Trotzdem und trotz eines Gabriel Max, eines Gebhardt, eines Sascha Schneider und Max Klinger — ein Dolmetscher des religiösen Sehnens unserer Gegenwart erstand uns nicht! Fritz v. Uhde versuchte dem mutig dem Alltage ins Gesicht schauenden religiösen Sollen einen Ausdruck zu verleihen, indem er das rationalistische Denken, Beobachten und die dem Verstande unfaßbare Sehnsucht des Herzens nach der Welt Gottes in seinen Gemälden zu verbinden strebte. Das Licht der Erdensonne fällt auf seine schlichten naturwirklichen Menschen, und unter sie tritt ein Mensch, dessen Körper nicht von diesen starknochigen Erdensöhnen zu stammen und dessen Innenleben vom Jenseits der goldenen Sterne erfüllt zu sein scheint. „Lasset die Kindlein zu mir kommen, bettet, ihr Menschen, euer Haupt an meine Brust, laßt den tiefen, süßen Frieden reinen Seelenlebens in euch hinüberströmen; denn fühlet, daß ich der Herr bin!" — Aus warmem, großem Künstlerherzen schwang sich das religiöse Sehnen in unser rauhes Tagesleben, es wollte seine scharfkantige Härte ihm nehmen und schenken, was es brauchte: einen Blick in die starke, stärkende Region der Ewigkeitswerte, in das Reich des lebendigen Gottes, das beherrscht wird von dem Wissen, daß nur aus Leben ein Leben entstehen und werden kann.

Aber es klafft ein ebenso tiefer Spalt zwischen den irdischen und himmlischen Gestalten, die Uhdes Meisterhand ins Dasein rief, wie zwischen unserer naturwissenschaftlich-historischen Bildung und jener Herzensüberzeugung, die ohne wissenschaftliche Beweise in uns lebt und leben muß — denn „nur aus Leben entspringt wieder Leben"! Und wer gab dies Urleben? Solange noch der Verstand dem Herzen diese Frage entgegenhalten wird, solange wird eine im Kerne starke, in sich geschlossene religiöse Malerei uns nicht beschieden sein. Daran helfen Beschwörungen alter Zeiten, wie sie Gebhardt geboten hat, nicht. Da können so tiefgründige Schöpfungen wie Klingers Radierungen vom Tode und vom Leben keine Hilfe bringen und eine Mystik wie in Sascha Schneiders sehnsüchtig fragenden Arbeiten von dem Wesen des Jenseits keinen Frieden spenden. Und unsere reiche, so machtvoll schaffende, ringende Zeit muß über diese schwere Stunde hinwegkommen — ehe ein Künstler ihr Sollen in Kunstform zu übersetzen vermag? Wird aber dies je erreicht werden? Wonach streben wir? Kurz gesagt, das herrliche Bibelwort zu erfüllen: Gott ist ein Geist, und die ihn anschauen, müssen ihn im Geiste anschauen. Danach strebt mit heißem Sinnen in Wahrheit unsere Gegenwart, darin besteht unser Modernismus, aus der Fülle seiner Werke den Schöpfer zu erfassen und ihn anzubeten in stummer Ehrfurcht — wie es Meister Klinger in seinem köstlichsten Werk „An die Schönheit" zu schildern versucht hat. Je sinnlicher, je anthropomorpher die Vorstellung von Gott und seinem Reiche war, um so mannigfacher war die Tätigkeit der Künstler — je reifer, je geistiger die Innenwelt der Menschen wurde (seit Rembrandts Tagen), um so enger umgrenzt wurde das Feld der religiösen Kunst. „Mein Reich ist nicht von dieser Welt, und wer unseren Vater anbeten will, der bete zu ihm in seinem Herzen", lehrte der Stifter des Christentums. Deshalb treten die modernen Künstler so gerne in die freie Gottesnatur, folgen allem Tun der Menschen, denn das Schaffen in der Natur, die ehrliche Arbeit, das warme Lieben der Menschen, es spricht ihnen von einer Welt, die über den Horizont hinausgeht, über den die Sonne ihre Bahnen zieht. Aus dem geahnten ewigen Leben durch das Leben für das Leben zu schaffen — ob das nicht die echteste religiöse Kunst ist? Uhde strebte nach dieser, aber ohne vollen Erfolg, da er sich von der Überlieferung der anthropomorphen Religionsauffassung nicht ganz befreien konnte.

Prof. Dr. B. Haendcke-Königsberg i. Pr.

Reichsspiegel

(Vom 6. bis zum 11. März 1911)

Innere Politik

Der preußische Kultusetat — Die Rede des Kanzlers — Das Positive der Kanzlerrede — Kulturkampf — Max Lenz und die Romantik — Die preußische Gesandtschaft beim Vatikan — Bedauerliche Unklarheiten — Die Stellung der Konservativen.

Nicht ohne ein gewisses Bangen haben weite Kreise des gebildeten Deutschland den Debatten über den Kultusetat des preußischen Abgeordnetenhauses entgegengesehen. Sollte doch der preußische Ministerpräsident darüber Auskunft geben, welche Stellung die preußische Regierung gegenüber dem Vorgehen der römischen Kurie einzunehmen gedenke. Nach der Vorrede, die der Herr Kultusminister in der Kommission gehalten hatte, wuchs der Optimismus und damit das Vertrauen zur Regierung, doch hielt sich die Mehrheit noch skeptisch zurück. Noch lag allen in den Ohren, was Herr v. Bethmann vor Weihnachten im Reichstage gesagt hatte: „Eine Politik unter Ausschaltung des Zentrums mache ich nicht mit". Am Dienstag nun hat Herr v. Bethmann Hollweg in langer, eindrucksvoller Rede den Standpunkt der Regierung dargelegt.

Die Rede des Kanzlers zeichnet sich durch zwei Vorzüge aus, die Ministerreden gewöhnlich nicht zu haben pflegen: sie erscheint sorgfältig bis in kleinste Einzelheiten vorbereitet, und sie läßt alle Momente des preußisch-römischen Streites ohne Rücksicht auf ihre größere oder geringere Schwere vor unserem geistigen Auge vorüberziehen; sie ermöglicht dadurch auch dem der ganzen Frage fernerstehenden Zeitungsleser, einen Blick auf die letzten Konsequenzen zu werfen. Wegen dieser Vorzüge sei sie allen Deutschen zu eingehendem Studium empfohlen; es ist hier dem denkenden Menschen die Möglichkeit geboten, sich über eine der wichtigsten Fragen unseres nationalen Daseins ein eigenes Urteil zu bilden, über eine Frage, deren Lösung nicht nur äußerliche staatsrechtliche Beziehungen endgültig regeln, sondern auch die kulturelle Entwicklung der Nation tief beeinflussen und deren Stellung zum neudeutschen Kaisertum festlegen würde.

Das Positive an seiner Rede ist: die Regierung hat sich entschlossen, der ultramontanen Geschichtsauffassung den Einfluß auf unsere Jugend zu nehmen und sie die Schönheiten der deutschen Literatur durch den Mund innerlich freier Männer kennen lernen zu lassen. Sollte hinter den Worten auch der feste Wille zur Tat stehen, — schon in wenigen Wochen, beim Eintritt neuer Lehrkräfte zu Beginn des neuen Schuljahres muß es sich ja zeigen —, sollten die Worte nicht lediglich eine Drohung bedeuten, dann wäre die deutsche Sache siegreich aus den letzten Kämpfen gegen Rom hervorgegangen. In solcher Auffassung stimmen mit uns alle Politiker der Mittelparteien überein, selbst solche, die als einen vollen Sieg nur den Abbruch aller Beziehungen zum Papst und die Beseitigung der katholischen Fakultäten gelten lassen wollen, d. h. die den Zeitpunkt für einen neuen Kulturkampf gekommen wähnen.

Kulturkampf! Das Wort hat einen bösen Beigeschmack. Es erinnert uns nicht nur an eine schwere Niederlage, es weist uns auch auf eine Schwäche hin, die die deutsche Nation seit der Reformationszeit in sich trägt; es weist uns auf den tiefen Riß, der seit vier Jahrhunderten schier unüberbrückbar mitten durch das deutsche Volk hindurch geht. „Die nationale Einheit", so schreibt Max Lenz, der Berliner Historiker, „ist nicht fertig, solange unsere Gottesverehrung noch nicht auf gemeinsamem Boden ruht. Der Wille zur Macht selbst, der unser Reich schuf, würde erlahmen, der Lebensmut, der Glaube an das Vaterland müßte versiegen, wenn nicht in dem Innersten, in dem Adyton gleichsam unseres nationalen Bewußtseins dieselben Heiligtümer, die gleichen Gottesgedanken ihren Platz fänden. Es liegt also eine zugleich politische und sittliche Notwendigkeit vor uns, jene Lebensmächte zu suchen, welche der Nationalität den eigentlichen Inhalt geben. Wie aber dahin gelangen?" (Kleine historische Schriften, Verlag von R. Oldenbourg, München und Berlin 1910, S. 255.) Jawohl, wie dahin gelangen? durch die Mittel des Kulturkampfes? Lenz nennt uns einen besseren Weg: „Nur wenn wir auf den Boden zurückkehren, auf dem die Ideale unserer klassischen Periode erwuchsen, dürfen wir hoffen, den festen Grund zu finden, auf dem ein von gemeinsamen Ewigkeitsgedanken bewegtes Nationalbewußtsein sich bilden kann. Und nur in solchen Formen kann es geschehen, welche die alten Grenzlinien, die der politische Parteigeist unseres Jahrhunderts fast künstlich neu gegraben hat, abermals auslöschen und überschreiten werden . . ." (S. 260). Lenz weist auf die Romantiker Schleiermacher und Novalis, Tieck und beide Schlegel, Adam Müller und Gentz hin, als auf die Geister, die den deutschen Einheitsgedanken bis zu seinen letzten Folgerungen durchdacht haben. „Die katholischen Kreise waren . . . die nachfolgenden und empfangenden. Erst in der zweiten Generation, als der politische Kampf den zarten Schmelz der Romantik abstreifte und zerstörte und hinter ihrem weichen Antlitz die harten Züge des Ultramontanismus hervortraten, stellten sich unter Joseph Görres Söhne der katholischen Kirche an die Spitze. Und nun begann die allseitige Versteifung . . . aller Organe und Dogmen, die in Trient geschaffen oder neu gebildet waren. Das aber geschah in engster Verbindung mit dem Kampf der politischen Parteien, den der Werdegang des nationalen Staates hervorrief" (S. 259).

Vergleichen wir die letzten zwanzig Jahre unserer geistigen Entwicklung mit der Zeit, zu der Lenz uns hinführt, dann werden wir auch Analogien erkennen, die vielleicht geeignet sind, uns den richtigen Weg leichter finden zu lassen. Auch unsere Tage kennen ein Wiederaufleben der Romantik, und wie damals sind Männer aus beiden kirchlichen Lagern bemüht, die Brücke zu schlagen. Doch wie damals Görres und seine Freunde den guten Keim erstickten, so steht heute die konfessionelle Partei des Zentrums dem Ausgleich hindernd entgegen. Wie sich die Ideen jener Kreise seinerzeit der geistigen Oberschicht der deutschen Katholiken bemächtigt hatten, so hat das Zentrum es neuerdings verstanden, Einfluß auf

die Massen zu gewinnen und sie nach den gleichen Grundsätzen, wie die Sozialdemokratie es tut, zu organisieren. Die protestantische Kirche kann dem nichts gegenüberstellen an Organisation, was befähigt wäre, den Kampf als Kulturkampf auch nur mit der geringsten Aussicht auf Erfolg aufzunehmen. Jeder Versuch eines Kulturkampfes würde unter solchen Kräfteverhältnissen nur Wasser auf die Mühlen des Ultramontanismus führen und die seitens der Zentrumspartei auf eine weitere Vertiefung unserer Spaltung gerichteten Bemühungen unterstützen. Darum: nicht wir Protestanten, nicht die Regierung des paritätischen Staates können ein Interesse an der Entfachung eines Kulturkampfes haben, sondern einzig und allein die Ultramontanen. Unsere stärksten Mittel gegen Rom liegen in den gesunden, durch die Reformation befreiten, durch den Humanismus entwickelten nationalen Kräften. Sie gilt es zu pflegen, an ihren Quellen in der Nation selbst zu pflegen. Man befreie die deutsche Schule von dem schädlichen Einfluß ultramontan gesinnter Lehrer und lasse in ihr den Geist der Freiheit wehen, so werden sich von selbst die Kräfte bilden, die notwendig sind, um den römischen Katholizismus bei den deutschen Katholiken zu überwinden. Je mehr der Papst durch seine Verordnungen den katholischen Geist zur Verknöcherung treibt, um so eher wird das religiöse Empfinden in Sehnsucht nach Befriedigung die deutschen Katholiken zu dem Quell der Erkenntnis drängen. Mögen darum die katholischen Fakultäten bestehen bleiben, wenn nur die Schulen dem Ultramontanismus entzogen werden.

Obwohl nun die nationalen Politiker aller politischen Richtungen sich der angedeuteten weiteren Folgerungen wohl bewußt sind, richtet sich ihr Hauptaugenmerk doch auf die Äußerlichkeiten, und selbst so gemäßigte Männer wie Herr v. Kardorff möchten den preußischen Ministerpräsidenten in Bismarckschen Kürassierstiefeln gegen den Vatikan vorgehen sehen. Man fordert die Auflösung der preußischen Gesandtschaft beim päpstlichen Stuhl. Die Ereignisse des letzten Jahres, die völlige Ignorierung von deren Vorhandensein durch den Vatikan können aber doch nur scheinbar die Richtigkeit eines solchen Schrittes beweisen. Herr v. Kiderlen-Wächter meinte in seiner gemütlich schwäbischen Art, es müsse doch jemand da sein zum Schreiben. Gewiß! Man soll von der preußischen Gesandtschaft nicht Leistungen erwarten, die ihr nicht zukommen. Diese Gesandtschaft hatte nie aktive Funktionen; stets war sie mehr ein Beobachtungsposten, der beibehalten wurde nicht aus besonderer Hochschätzung für das Papsttum, sondern ausschließlich mit Rücksicht auf ein friedliches Zusammenleben der preußischen Katholiken mit den Protestanten. Wahrhaft friedliebende Päpste können sich dauernd und leicht zu allen Preußen betreffenden Fragen Material geben lassen, und sowohl an der Art des geforderten Materials wie an der Häufigkeit der Inanspruchnahme vermag der preußische Gesandte den Absichten der Kurie folgen. Ein geschickter, historisch genügend vorbereiteter Diplomat wird unter solchen Verhältnissen auch in seiner Eigenschaft als Gesandter beim Vatikan ein nützlicher Vertreter deutscher Interessen sein, vorausgesetzt, daß er

einen zuverlässigen Rückhalt in Berlin findet und daß die innerdeutsche Politik in festen Händen liegt. Nicht von der Gesandtschaft oder der Persönlichkeit des Gesandten hängt in erster Linie ihre Bedeutung für die preußisch-vatikanischen Beziehungen ab, sondern von der Stellung der preußisch-deutschen Regierung zum Ultramontanismus. Es ist kein Zufall, daß das anspruchsvolle Vorgehen der Kurie gerade dann einsetzte, als es klar ward, daß Bülows Kampfruf gegen die ultramontane Zentrumspartei erfolglos blieb, als die deutschkonservative Partei sich mit dem Zentrum gegen die übrigen nationalen Parteien verband und als das Verhalten des Kaisers ebenso wie seines Kanzlers den Anschein erweckte, als könne die Monarchie in Deutschland ohne enge Anlehnung an die Zentrumspartei nicht recht weiter bestehen. Man wird aus dieser Beobachtung heraus zu demselben Ergebnis wie der Herr Reichskanzler kommen: nicht war die preußische Gesandtschaft beim päpstlichen Stuhl überflüssig, sondern die Regierungspolitik in Berlin befand sich auf falscher Bahn.

Selbstverständlich hat Herr von Bethmann solch ein Eingeständnis nicht offen ausgesprochen. Aber nachdem er unter besonderem Hinweis auf sein Einverständnis mit dem Herrn Kultusminister gesagt hat, der „preußische Staat wird sich in Zukunft gezwungen sehen, in der Regel darauf Verzicht zu leisten, Geistlichen, welche den Antimoderniſteneid geleistet haben, an Gymnasien Unterricht, z. B. im Deutschen, in der Geschichte neu zu übertragen," durften wir folgern, daß er sich von der bisherigen Ergebnislosigkeit seiner Politik gegen das Zentrum und den Vatikan überzeugt hatte.

Leider ist in die freudige Zustimmung, die die Ausführungen des Herrn Ministerpräsidenten allenthalben hervorgerufen haben, ein Wermutstropfen gefallen; der amtlich im Reichsanzeiger veröffentlichte Wortlaut der Rede stimmt nicht mit dem überein, was Herr v. Bethmann selbst gesagt hat und worauf sich die ersten Äußerungen der Presse stützten. Es heißt nun, der Kanzler sei vor der drohenden Haltung zurückgewichen, die die deutschkonservative Partei ihm gegenüber eingenommen hat. Die Worte „in der Regel" sind nachträglich in das Stenogramm der Rede eingefügt worden. Naturgemäß geben solche Unklarheiten vielfach Veranlassung zu Mißtrauen und hindern zahlreiche loyal gesinnte Politiker, sich der Leitung des Kanzlers rückhaltlos anzuvertrauen. Nur der Radikalismus gewinnt, und das Berliner Tageblatt kann mit einem gewissen Schein des Rechts von einem „Scheingefecht" sprechen. Wir anderen aber werden in unserer Auffassung bestärkt, daß ein politischer Sieg über den Ultramontanismus vorläufig nur im Wahlkampf herbeigeführt werden kann, daß wir nur dann auf eine feste Haltung der Regierung rechnen können, wenn wir ihr eine starke, von gleichen Zielen erfüllte Partei zur Seite stellen. Doch ist damit nur vorübergehend geholfen. Denn die nachhaltigen Siege wachsen auf dem Boden der Anschauungen, mit denen das Volk von Jugend an aufwächst. Ein Blick in die ultramontane Presse beweist uns, wie tief die vom Reichskanzler angedeutete Maßregel die Zentrumsherzen erschüttert. Eigenartig und unverständlich ist die Haltung der Deutschkonservativen,

wie sie sich uns nach Äußerungen der Kreuzzeitung und Deutschen Tageszeitung darstellt. Zusammen mit der Kölnischen Volkszeitung bezeichnen sie die den deutschen und Geschichtsunterricht betreffenden Ausführungen des Ministerpräsidenten als „eine sachliche Abweichung von dem auch seitens des Kultusministers in der Kommission dargelegten Standpunkt ... Da sich die konservative Fraktion durch ihren Redner nur dem Standpunkte des Kultusministers angeschlossen hatte, so liegt hier zum mindesten eine offene Frage vor, deren Aufrollung unseres Erachtens besser unterblieben wäre, und zu der die konservative Fraktion sich ihre Stellung jedenfalls wird mindestens vorbehalten müssen." Danach scheint die deutschkonservative Partei auch in nationalen Fragen einen Weg abseits von der Nation wählen zu wollen. Wen die Götter vernichten wollen, den schlagen sie mit Blindheit!

Verfassungsfragen

Die neueste Wendung im elsaß-lothringischen Verfassungskampf — Das Übergewicht Preußens im Bundesrate.

Die elsaß-lothringische Verfassungsangelegenheit ist seit dem 9. d. M. wieder in die betreffende Kommission des Reichstags zurückgekehrt und scheint damit in den von der Regierung gewünschten Weg eingelenkt zu sein. Auch die neueste Fassung der beiden wichtigsten Paragraphen vermag unsere Bedenken gegen die ganze Vorlage nicht zu zerstreuen. Die Vossische Zeitung spricht uns aus dem Herzen, wenn sie schreibt: „Der Vorschlag der verbündeten Regierungen ist ein Triumph des Mißtrauens gegen Preußen ... Es wird erlaubt sein, daß vierzig Jahre nach dem Frankfurter Frieden dieser Vorgang in manchen Kreisen als peinlich und demütigend empfunden wird. Traurig, daß vierzig Jahre nicht ausgereicht haben, ein Mißtrauen gegen Preußen zu beseitigen, wie es überall bei den Verhandlungen über die Verfassung Elsaß-Lothringens hervortritt!" Das freisinnige Blatt befindet sich mit solchen Auffassungen in der Gesellschaft der gesamten konservativen und einem Teil der nationalliberalen Presse. Wir fürchten, daß die neu geschaffenen Kautelen um so weniger hinreichen werden, die Entwicklung der Reichslande zu einem selbständigen Bundesstaate aufzuhalten, je mehr wir bei der Zentralregierung das Bestreben beobachten müssen, allen Wünschen partikularer Art entgegenzukommen.

Ein bekannter Historiker schreibt uns zu der angeschnittenen Frage:

In außerpreußischen deutschen Blättern pflegt man die Verleihung des Stimmrechts an das Reichsland, wo der Kaiser reichsverfassungsmäßig die landesherrliche Gewalt ausübt, von dem Standpunkte aus zu bemängeln, daß dadurch das Übergewicht Preußens im Bundesrate verstärkt werde. Daraus stammt der Vorschlag, einen lebenslänglichen Statthalter nach Straßburg zu setzen, der unabhängig von Berlin wäre, also dem Kaiser sein verfassungsmäßiges Recht zu nehmen. Es handelt sich dabei um drei Bundesratsstimmen, also um einen an sich unbedeutenden Zuwachs der Gesamtzahl. Mit so geringen

Mehrheiten, daß drei Stimmen entscheidend ins Gewicht fielen, pflegen aber wichtige Beschlüsse im Bundesrate nicht gefaßt zu werden, und wenn man die Schwierigkeiten eines so geringen Stimmenzuwachses vermeiden will, so bliebe ja noch der Ausweg, das Reichsland in eine preußische Provinz zu verwandeln, womit eine Vermehrung der preußischen Stimmen nicht notwendig verbunden sein müßte. Anspruch auf staatliche Selbständigkeit hat es ohnehin nicht.

Betrachten wir einmal das „Übergewicht" Preußens etwas näher. In der Stimmenzahl ist es überhaupt gar nicht vorhanden. Denn im Bundesrat führt Preußen von 58 Stimmen 14, also etwa $22^1/_2$ Prozent; es kann demnach in den meisten Fällen ebenso gut überstimmt werden, wie jeder andere Staat. Dieses Stimmenverhältnis entspricht ganz und gar nicht den Kräfteverhältnissen. Preußen zählt nämlich jetzt von den 65 Millionen der Reichsbevölkerung über 40, also mehr als 60 Prozent. Aber dieser Widerspruch ist in dem Wesen des Bundesstaats begründet, weil bei dem natürlichen Übergewicht größerer Bundesmitglieder sonst jedes Bundesverhältnis illusorisch würde, und geht deshalb durch die ganze Stimmenverteilung hindurch. Sachsen z. B. müßte bei 4 Millionen Einwohnern nach dem Maßstabe der preußischen Stimmen deren zehnten Teil, also etwa $1^1/_2$ Stimmen führen, wie es in der Tat in der Schweiz halbe Stimmen gibt, und alle eigentlichen Kleinstaaten führen ohne Unterschied nur eine Stimme, obwohl doch z. B. Hamburg etwas mehr bedeutet als das Fürstentum Lippe oder Schwarzburg-Rudolstadt. In einzelnen Fällen muß sich jeder Bundesstaat gefallen lassen, im Bundesrat majorisiert zu werden, denn einen polnischen Reichstag wollen wir doch nicht daraus machen. Auch Preußen tut das und hat es getan, z. B. sogar in der immerhin wichtigen Frage der Verlegung des Reichsgerichts nach Berlin oder nach Leipzig 1877, bei der es in der Minderheit blieb, obwohl diese Minderheit Staaten mit zusammen 29 Millionen, die siegreiche Mehrheit solche mit im ganzen nur 12 Millionen umfaßte. Aber ein häufigerer Gebrauch einer solchen rein formalen Mehrheit wird vernünftigerweise vermieden, weil das zu bösartigen Reibungen und schließlich zur Auflösung des Bundesverhältnisses führen könnte. Eben durch einen solchen Mißbrauch ist 1866 der Deutsche Bund gesprengt worden. Einigermaßen entschädigt wird Preußen für seine geringe Stimmenzahl und für den Verzicht auf die volle Autonomie seiner Politik, obwohl es für sich eine selbständige Großmacht sein könnte und vor 1866 mit 16 Millionen gewesen ist, durch einige besondere Rechte des Präsidiums und durch die Bestimmung, daß 14 Stimmen genügen, um jede Änderung der Reichsverfassung zu verhindern, also Preußen allein dazu imstande ist, daß somit z. B. bei der elsaß-lothringischen Verfassungsreform gegen Preußens Willen nichts geschehen kann, am wenigsten eine Aufhebung oder auch nur eine Verringerung der kaiserlichen Rechte im Reichslande. Schon diese Stimmenverteilung, die auf der Stimmenzahl des sogenannten weiteren Rats im Deutschen Bundestage mit seinen 69 Stimmen (für Verfassungsfragen) beruht, indem die Stimmen der 1866 annektierten nord-

deutschen Mittelstaaten den altpreußischen hinzugezählt wurden, und die Preußen nach einem siegreichen Kriege durchführte, würde beweisen, daß es fern davon war, sein Übergewicht zu mißbrauchen, und so ist es geblieben. Nach dem Kriege von 1870/71 ist die französische Kriegskostenentschädigung auf Preußens Antrag sogar nicht etwa nach den militärischen Leistungen, sondern nach der Einwohnerzahl, also zum Nachteil Preußens, an die Einzelstaaten verteilt worden. Will man dagegen etwa die Schiffahrtsabgaben anführen, ein Projekt, das wir durchaus nicht für glücklich halten, so vergißt man, daß dieser Plan ebensogut oder mehr im Interesse der süddeutschen Staaten gemeint ist, und daß er im Bundesrate mit starker Mehrheit angenommen worden ist.

Also die Stellung im Bundesrate gibt Preußen zahlenmäßig kein Übergewicht. Das tatsächliche Übergewicht aber besteht und läßt sich Gott sei Dank durch keine noch so künstliche Stimmenverteilung beseitigen. Hinter den 14 Stimmen Preußens stehen eben fast zwei Drittel der deutschen Nation; es umfaßt Angehörige aller deutschen Stämme mit Ausnahme des bayerischen, es grenzt an sämtliche deutschen Bundesstaaten und umschließt eine ganze Anzahl kleinerer als seine Enklaven; es besitzt den weitaus größten Teil der deutschen Küsten und lange Strecken der dorthin fließenden Ströme; es hat von den 58000 Kilometern deutscher Staatsbahnen etwa 32 Kilometer in der Hand, von seinen Leistungen für Heer und Marine gar nicht zu reden. Aus allen diesen Gründen ist der gelegentlich gescholtene preußische „Partikularismus" wirklich etwas anderes als etwa der bayerische. Man tut dem deutschen Volke einen schlechten Dienst, wenn man ihm diese einfachen Tatsachen verschweigt oder verschleiert, gewissen Empfindlichkeiten und dem alten unseligen Sondergeist zuliebe, der jetzt vor allem in den Landtagen und in der Presse sein Wesen treibt. Nichts ist kläglicher und nichts ungerechter, als dieses Gerede von dem Übergewicht Preußens, als ob das zu beklagen sei oder mißbraucht würde. Es ist historisch entstanden wie die Stellung der anderen Bundesstaaten auch, deren berechtigter und haltbarer Selbständigkeit niemand zu nahe tritt, und unser Reich ist durch Preußen und auf Preußen gegründet, nachdem alle Versuche, eine leistungsfähige deutsche Gesamtverfassung ohne oder gegen Preußen zu schaffen, an denen es wahrlich nicht gefehlt hat, gescheitert sind. Es ist unpatriotisch und unklug, die Entscheidung über wichtige nationale Interessen nicht von ihrem Werte für die Gesamtheit, sondern davon abhängig zu machen, ob dadurch das „Übergewicht" Preußens vermehrt oder vermindert würde. Die Einrichtung eines „Reichslandes" war 1871 eine leidige Notwendigkeit, aber eine Halbheit, die Heinrich von Treitschke damals eindringlich und scharfsichtig beurteilt hat, am entschiedensten in seiner Reichstagsrede am 20. Mai 1871. Sollte heute, nachdem eine Erfahrung von vierzig Jahren alle seine Befürchtungen gerechtfertigt hat, wirklich die Frage nach jenem Gesichtspunkte und nicht im nationalen Interesse entschieden werden, so wäre das ein Beweis mehr von kläglicher politischer Unreife, die nichts gelernt, aber viel vergessen hat, vor allem die Tatsache, daß,

was Preußen erworben hat, allezeit für Deutschland erworben worden ist. Der Satz ist immer noch unanfechtbar: Das Deutsche Reich wird durch und mit Preußen sein, oder es wird gar nicht sein.

*

Bücherliste

Molenaar, Prof. Dr. H.: Anti-Baccinator. Leipzig, B. Winkler. M. 1.—.

Wielands gesammelte Schriften. Herausgegeben von der Deutschen Kommission der Königl. Preuß. Akademie der Wissenschaften. 1. Abt. Dritter Band. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. M. 10.—.

Hauptmann, Carl: Napoleon Bonaparte. 2 Teile. München, Georg D. W. Callwey. Jeder Band M. 3.—.

Schillers Gespräche. Herausgegeben von Julius Petersen. Leipzig, Insel-Verlag. M. 3.—.

Ewald, Carl: Mutter Natur erzählt. Stuttgart, Kosmos, Ges. d. Naturfreunde. M. 4.80.

Joseph von Eichendorffs Dichtungen. Herausgegeben von Franz Schultz. 2 Bände. Leipzig, Insel-Verlag. M. 3.—.

Werkmeister, Otto: Wilhelm König, der Vater. Berlin, Georg Wahner.

Brandt, Oskar Ludwig: Dichten und Denken. Berlin, W. Alfred Baumhauer.

Feuchtwanger, Lion: Der tönerne Gott. Roman. München, E. W. Bonsels & Co. M. 3.—.

Elster, Prof. Dr. Ludwig: Wörterbuch der Volkswirtschaft. Lieferung 3 u. 4. Jena, Gustav Fischer. à M. 2.50.

Wieland, Konstantin: Eine deutsche Abrechnung mit Rom. München, M. Riegersche Universitäts-buchhandlung.

Jaks-Thüngen-Eilenstedt, Dr.: Die Sozialversicherung und die Arztfrage auf dem Lande. Leipzig, Georg Thieme. M. 2.—.

Götz, Ed.: Sklave und Königstochter. Trauerspiel. Leipzig, Verlag f. Literatur, Kunst und Musik.

Braue, Wilhelm: Romrausch. Roman. Berlin, W. Adler Verlag, G. m. b. H. M. 4.—.

Bredow, Heinrich: Sommerträume. Hamburg, Otto Bröcker & Co. M. 2.50.

Kiefer, Arthur: Der Mensch. A. Allgemeine Gesichtspunkte. M. 0.60.

Neuwirth, Prof. Dr. Jos.: Illustrierte Kunstgeschichte. Lief. 3 und 4. Berlin, Allgem. Verlags-Ges. à M. 1.—.

v. Festenberg, Hermann: Aus König Heinrichs Jugendtagen. Leipzig-Gohlis, Bruno Volger. M. 3.—.

Preuschen, Erwin: Deutschland im Spiegel seiner Geschichte. Reutlingen, Enßlin & Laiblins. M. 12.80.

Sunkel, Prof. E.: Die nationalliberale Partei und die nächsten Reichstagswahlen. Kassel, Ernst Hühn.

Schmidt, Erich: Reden zur Literatur- und Universitätsgeschichte. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. M. 2.40.

Lamprecht, Karl: Zwei Reden zur Hochschulreform. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. M. 1.—.

Storck, Dr. Karl: Musik und Musiker in Karikatur und Satire. Lieferung 4 bis 16. Oldenburg i. Gr., Gerhard Stalling. M. 1.—.

Höchste Auszeichnungen. Gegründet 1824.

C. PRÄCHTEL
HOFMÖBELFABRIK

BERLIN SW.19, Krausen-Strasse 31-32

Wohnungs-Einrichtungen
Atelier für Innendekoration

Fernsprecher: Amt I, 1035, 2619.

Blom, Walter: Das eiserne Jahr. Roman. Leipzig, Grethlein & Co.
Schumann, Clara: Jugendbriefe von Robert Schumann. 4. Aufl. Leipzig, Breitkopf & Härtel. M. 6.—.
Klauwell, Dr. Otto: Geschichte der Programmmusik. Leipzig, Breitkopf & Härtel. M. 6.—.
Wolfrum, Phillipp: Johann Sebastian Bach. 1. und 2. Band. Leipzig, Breitkopf & Härtel. à M. 3.—.
Weber, Paul: Kunst und Religion. Heilbronn, Eugen Salzer. M. 2.—.
v. Wasielewski, Waldemar Wilh. Joj.: Die Violine und ihre Meister. Leipzig, Breitkopf & Härtel. M. 10.—.
v. Weißdorf: Entwicklung und Ergebnisse der Wertzuwachsbesteuerung im Königreich Sachsen. Leipzig, Röder & Schunke. M. 2.—.
Bergmann, Dr. Ernst: Die Gründung der deutschen Ästhetik durch A. G. Baumgarten und G. F. Meyer. Leipzig, Röder & Schunke. M. 4.50.
Hausjacob, Heinrich: In der Residenz. Erinnerungen eines badischen Landtagsabgeordneten. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. M. 5.—.

Verantwortlicher Schriftleiter: George Cleinow in Berlin-Schöneberg. Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11. Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 37.

Anzeigen-Annahme für diesen Teil beim Verlag der Grenzboten G. m. b. H., Berlin SW. 11, Bernburger Straße 22a/23.

Abonnements-Bestellungen für das II. Quartal 1911

bitten wir rechtzeitig vornehmen zu wollen. Jede Postanstalt und Buchhandlung und jedes Zeitungsgeschäft nehmen Bestellungen zum Preise von M. 6,— entgegen. Streifband-Zusendung direkt von der Expedition kostet M. 7,30.

Berlin SW. 11, Bernburgerstr. 22a/23 — Verlag der Grenzboten, G. m. b. H.

Stellennachweis.

(Aus der Tages- und Fachpresse.)

Anfragen zu richten unter Beifügung von Rückporto an die Geschäftsstelle der Grenzboten, Berlin SW. 11.

A. Für Akademiker.

832. **Hauslehrer**, f. 2 Knaben, 1. 4., Sachsen.
833. **Philol. od. Theol.**, f. 2 Knaben, Ostern, Mark.
883. **Beigeordneter**, bes. (3600 M.), bald, Ostpr.
887. **Hauslehrer**, ev., f. 3 Knaben, Ostern, Schlesien.
400. **Hauslehrer**, ev., f. 3 Knaben, Ostern, Schlesien.
401. **Hauslehrer** f. 2 Kinder, Mark.
402. **Landesrat** (4800 M.), 1. 7., Hessen-Nassau.
403. **Bürgermeister** (3000 M.), bald, Ostpr.
404. **Höherer Verwaltungsbeamter** (6000 M.), 1. 4.
405. **Bürgermeister** (3000 M.), 5. 7., Hessen-Nassau.
406. **Bürgermeister** (3600 M.), bald, Posen
407. **Bibliotheksassistent** (3600 M.) bald, Westfalen.

B. Für Damen.

388. **Lehrerin**, geprüft, f. 13jähr. Mädch., v. 1. Mai bis 1. Okt. nach Kissingen.
389. **Erzieherin**, ev., gepr., ält., f. 2 Kind., Ostern, Schlesien.
390. **Erzieherin**, ev., gepr., musf., f. 3 Kind., Ostern, Pommern.
391. **Erzieherin**, ev., gepr., musf., z. Ostern, Westpr.
392. **Erzieherin**, ev., pädag. gebild., einf., 1. 4., Rhld.
393. **Erzieherin**, ev., gepr., musf., Ostern, Sachsen.
394. **Erzieherin**, ev., jg., musf., gepr., 1. 6., Sachsen.
395. **Erzieherin**, ev., gepr., musf., erf., 1. 4. od. 20. 4., Pommern.
396. **Erzieherin**, ev., gepr., energ., f. 2 Mädch., (Mus. u. Franz.) (1000 M.), Ostern, Sachsen.
397. **Erzieherin**, erf., gepr., 1. 4., Pommern.
398. **Erzieherin**, musf., (Sprach. im Ausld. erlernt) Latein, f. 1 Mädch., 1. 5., Westpr.
399. **Erzieherin**, gepr., ev., musf., f. 1 Mädch., 1. 4., Schlesien.
408. **Erzieherin**, gepr., erf., musf., ev., 1. bezw. 20. 4., Pommern.
409. **Erzieherin**, gepr. f. 3 Kinder, 1. 4., Pommern.
410. **Lehrerin**, ev., gepr., (Musik), 1. 4., Pommern.
411. **Lehrerin**, gepr., musf., f. 3 Mädch., Ostfriesland.
412. **Lehrerin**, gepr., musf., ev., 15. 4., Brandenburg.
413. **Lehrerin**, ev., gepr., (Klavier) 1. 4. Brandenburg.
414. **Lehrerin**, gepr., ev., musf., 1. 4., Schlesien.
415. **Lehrerin**, gepr., f. 2 Kind., 1. 5., Pommern.
416. **Lehrerin**, erf., musf., ev., 1. 4., Posen.
417. **Erzieherin**, ev., gepr., f. 2 Mädchen, Ostpr.

Für vorstehende Inserate verantwortlich: Karl Schulze in Berlin-Schmargendorf.

Die Partei der Gebildeten

Von Dr. Adolf Grabowsky-Berlin

Die Partei der Vergangenheit war eine Zuſammenfaſſung von Elementen, die unter einem gemeinſamen Ethos fochten, die Partei der Gegenwart unterſcheidet ſich nur dem Namen nach von einem Intereſſenverband, die Partei der Zukunft wird eine Gemeinſchaft ſein, die unter ſteter Berückſichtigung aller Wirtſchaftsfragen doch wieder große Ziele ideeller Art verfolgt. Es iſt der Hegelſche Ablauf der Entwicklung: erſt die Theſe, dann die Antitheſe, zuletzt die Syntheſe. In einem Zeitalter des Amerikanismus können und wollen wir nicht mehr zu den Männern der Paulskirche zurück, die mit Weltanſchauungen alles zu löſen vermeinten und darum gar nichts löſten. Wir ſind ein praktiſches Volk geworden, mit praktiſchen Zielen, das ſich auf dem Weltmarkt durchſetzen will. Und innerhalb dieſes Volkes ringen erbittert Intereſſengruppen miteinander. Hierdurch iſt ein neuer Ständeſtaat geſchaffen worden, der zwar nicht die klare Gliederung des alten aufweiſt — denn die Intereſſen werden meiſt mit Phraſen und Schlagworten drapiert —, in dem aber doch die verſchiedenen Berufskreiſe zu ausreichendem Einfluß gelangt ſind. Indem ſich die Berufe aneinander rieben, tauſend mögliche und unmögliche Forderungen ſtellten und immer wilder einander den Rang abzulaufen ſuchten, wurden ſie zu einer Kraftentfaltung gedrängt, aus der heraus die wirtſchaftliche Macht des Deutſchen Reiches geboren ward.

Dieſes Stadium mußte Deutſchland erleben. Aber es darf nicht mehr ſein als ein Stadium. Der wilde Konkurrenzkampf der Berufe führt zur Atomiſierung des Staates. An dieſem Punkte halten wir jetzt. Hätten wir in Deutſchland nicht eine ſo ſtarke Monarchie, die ſich immer wieder ausgleichend über die Berufe und Klaſſen erhebt, und verteidigte dieſe Monarchie nicht unnachgiebig den Antiparlamentarismus, ſo wäre Deutſchland heute zerbröckelt.

Diese Monarchie aber steht allein, um sie herum wogt das Gewühl. Auch der mächtigste Turm muß fallen, wenn er nicht Männer hat, die sich an seine Schießscharten stellen. Es ist die Gefahr, nicht daß die Monarchie verschwindet — das scheint für absehbare Zeit ausgeschlossen in Deutschland —, wohl aber, daß sie geschwächt und so dem Parlamentarismus ausgeliefert wird. Parlamentarismus aber wäre bei uns, wo zu dem Kampf der Interessen noch derjenige der Stämme und Konfessionen tritt, gleichbedeutend mit Desorganisation.

Niemand kann wollen, daß die wirtschaftlichen Gegensätze einschlafen. Selbst der riesige Kampf zwischen Landwirtschaft und Industrie ist zum Segen für beide Teile. Hätte sich die Landwirtschaft, wie in England, einfach darein ergeben, daß unser Staat Industriestaat wird, hätte sie sich nicht zusammengeschlossen und bis zum äußersten für ihre Existenz gestritten, so wäre sie heute ruiniert und den Getreidefabriken Amerikas ausgeliefert, und Deutschland hätte gleichsam seine Wurzeln in der Luft, statt in der Erde. Es gibt aber eine Grenze des Kampfes und einen Anfang der Hetze.

Als Glied einer Hetze schwindet dem einzelnen der Staat aus den Augen, und er sieht allein den Vorteil seiner Schicht und sein allerpersönlichstes Ziel. Damit aber wird sein Glücksbedürfnis ärmlichster Art. Indem er seine Interessen bis zum letzten Blutstropfen verficht, scheint er individualistisch zu handeln und handelt doch nur als Splitter einer Masse; denn sein Verlangen, ob es sich auch vielleicht auf andere Gegenstände richtet als das seines Nachbarn, ist immer von den gleichen schematischen Instinkten der bloßen Nützlichkeit beherrscht. Hierin verstehen und finden sich ohne weiteres alle Teile der Masse. Es ist einem richtigen Kaufmann ganz gleich, ob er Felle verkauft oder Nähnadeln; er wechselt auch, wenn es sich gerade so macht, leicht von einer Branche in die andere. Genau so ist es heute mit den sogenannten individuellen Wünschen der einzelnen: sie entspringen nicht ihrem inneren Menschen, sondern sind äußerlich aufgeklebt, je nach dem Beruf, in dem die Personen sich gerade befinden. Und so kann man mit vollem Recht sagen, daß alle den einen Massenwunsch haben, für sich Terrain zu gewinnen.

Dies ist der demokratische Zug, der durch unsere Zeit geht und von dem die Fortschrittsleute so lobend reden. Gewiß, er ist vorhanden, er ist in ungeheuerstem Maße vorhanden, und er macht alle Parteien, von rechts nach links, ohne Ausnahme, demokratisch und demagogisch. Alles ist eine demokratische Masse. Im Parlament redet man aus dem Fenster hinaus, in dem Wahlkampf ist immer der Gegner der Abschaum der Menschheit, in Volksversammlungen schreit man, als ob man am Spieße steckte. Demokratismus und Verpöbelung!

Langsam aber wächst in diesen Wirren eine neue Partei empor, eine Partei, bisher ohne Programme und Organisation, positiv allein in ihrer Liebe zum Vaterlande und negativ in der Abwehr des Massenbegehrens, eine Partei, die aristokratisch ist und antidemokratisch, vor allem aber patriotisch. Es ist die Partei der Gebildeten.

Durch diese Gebildeten geht ein tiefes konservatives Gefühl, ein Glauben an feste überindividuelle Mächte, die jenseits aller Nützlichkeiten sind. Dies ist kein Gegensatz zu einem Aristokratismus, vielmehr entflammen sich aristokratische Tugenden erst an überindividuellen Ideen. Erst am Überindividuellen entzündet sich das Individuum.

Es liegt nahe, daß man diese Partei der Gebildeten mit der berüchtigten Partei der Parteilosen verwechselt. Die neue Schicht aber ist ganz etwas anderes: sie will gerade hin zur Politik, sie ist davon überzeugt, daß, wer sich ausschließt von dem Anteil am staatlichen Leben, zur Einflußlosigkeit und Geducktheit verurteilt ist. Nicht jene Stillen im Lande, die sehr brave Menschen sein mögen, aber sehr schlechte Musikanten sind, umfaßt die neue Partei, und auch nicht jene immerwährenden Außenseiter, die bei keiner Partei unterkommen können, weil sie ein Reformchen zur Reform hinaufphantasieren. Abstinenzbewegung und Vegetariertum mögen ganz schöne Dinge sein, aber sie sind vielleicht Gegenstand sozialpolitischer Maßregeln, doch niemals Inhalt der Politik. Zudem haben alle diese Agitationen den fatalen Nebengeschmack, daß sie von schwächlichen Menschen ausgehen und auf schwächliche Menschen berechnet sind. Was uns aber not tut, ist Stärke.

Das Bewußtsein ihrer Stärke, der Wille, gegen Massenbequemlichkeiten anzurennen, treibt die Gebildeten, die hier gemeint sind, in unserer Zeit zur Politik. Sie sind politisiert, weil sie empfinden, daß nur Sichregen die allgemeine Demokratisierung noch verhüten kann. Sie wollen nicht abseits stehen, sondern eingreifen in das Getriebe.

Aber sie stehen abseits, und zwar, weil sich keine Partei ihrer erbarmt, weil jede heute radikal ist und auf die Masse rechnet. Zu den linken Parteien, die aus Weltanschauung, nicht aus Opportunität radikal sind, können sie sich selbstverständlich niemals schlagen. Es bleibt für sie nur die Rechte. Dorthin drängen sie, aber dort übersieht man sie. Dort muß man sie schließlich auch übersehen, weil sie noch nicht Macht geworden sind. Die Politik hat es nur mit Kräften zu tun, was nicht Kraft ist, zählt nicht für sie.

Es gibt aber heute für die rechtsstehenden Parteien keine größere Aufgabe, als die Partei der Gebildeten zu formieren und zu sich heranzuziehen. Unter den rechtsstehenden Parteien sind nicht nur die Konservativen und Freikonservativen, vielmehr auch die wahren Liberalen verstanden. Zwischen Konservatismus nämlich und Liberalismus ist kein Fundamentalunterschied, da der Liberale stets konservative, der Konservative stets liberale Elemente enthalten wird. Bülow ahnte dies wohl, als er seine Blockpolitik begann, aber er wußte die Grenze nicht zu ziehen. Er wollte in seine Kombination Agrarier ebenso aufnehmen wie Demokraten, und dies war das Verhängnisvolle. Der radikale Agrarier ist nicht konservativ, da er die überindividuelle Macht des Staates zugunsten seiner Klasse aufopfert. Der Demokrat wiederum hat gar nichts zu tun mit den Liberalen, da er die Masse über den Staat oder an Stelle des Staates setzt. Gemäßigte

Konservative aber und wirkliche Liberale sind die gegebenen Bundesgenossen. Schließen sie sich fest zusammen und stellen sie ihre Sache auf die Intelligenz, so können sie die neukonservative Partei bilden, nach der wir uns sehnen, nach der unsere gesamte Kultur verlangt.

Ich habe diesem Jungkonservatismus den Namen „Kulturkonservatismus" gegeben, und dieser Name hat — ich darf es wohl sagen — ungemeinen Widerhall gefunden. Wenn ich den Begriff „Kultur" hier einfügte, so geschah es, weil ich nicht kürzer und besser unsere Intelligenz als Trägerin dieses verjüngten Konservatismus bezeichnen konnte. Ich weiß wohl, daß mit dem Begriffe Kultur ungeheuerer Mißbrauch getrieben wird, und daß sich namentlich die vorhin gekennzeichneten Vegetarier und Abstinenzler mit Vorliebe als Kulturapostel aufspielen. Auf diese Art umzittern denjenigen, der seine Kultur betont, leicht die Nebel eines komischen Dilettantismus. Aber man soll sich nicht scheuen, blind gewordene Worte höchsten Inhalts durch rechten Gebrauch wieder blank zu machen. Man soll den Namen Kultur nicht mißbrauchen; wo er aber am Platze ist, soll man ihn wie den Gottes in den Mund nehmen.

Und es handelt sich ja um nicht mehr und nicht weniger, als den Barbareneinbruch der Demokratie abzuwehren und ihm ein neues — ach so altes! — Ideal entgegenzustellen. Will aber die konservative Partei künftig so auf die Gebildeten zählen, so muß sie sich mit der ganzen Kultur des Jahrhunderts bewaffnen. Mit Muckereien und hinterwäldlerischen Ängstlichkeiten kann sie nicht vorwärts kommen. Der Gebildete will zu ihr, aber sie muß auch zu ihm. Geht es so weiter, daß der Mann der Wissenschaft und Kunst, der sich eigene Wege bahnt, nur von der radikalen Presse gesucht und empfangen wird, so wird die Partei der Gebildeten niemals zur konservativen Partei stoßen. Der Konservatismus, der tausendmal mehr mit dem Liberalismus zu tun hat als die Demokratie — denn die Masse haßt und beneidet immer den einzelnen, der sich über sie schwingt —, überläßt heute dem Radikalismus alle liberalen Trümpfe. Wird das nicht anders, so ist die konservative Partei verloren, ist mit Haut und Haaren aufgezehrt von dem Agrariertum.

Bei der Partei der Gebildeten also, die heute vorhanden ist wie die unsichtbare Kirche, fühlbar, aber nicht greifbar, ruht unser Schicksal. Ihre konservative Weltanschauung treibt sie nach rechts, dort aber möge sie keine neue Formation bilden, welche die Kräfte zersplittert, sondern sie möge ganz verschmelzen mit den bestehenden Parteien, die durch sie umgebildet und neu gebildet werden sollen im Sinne eines Kulturkonservatismus.

Aus Briefen der Wertherzeit

Von Hermann Bräuning-Oktavio-Darmstadt

(Nachdruck verboten.)

III.*)

Peterſen an Nicolai:

Darmſtadt, den 1. Auguſt 1772.

... Aus dem Leipziger Muſenalmanach von 1772 wiſſen Sie vermuthlich, daß vor anderthalb Jahren hier eine Sammlung von Klopſtocks Oden und Elegien (159 Seiten in 8°) gemacht worden, aber nicht von wem? Sie iſt von dem hieſigen Geheimen Rath von Heſſe veranſtaltet worden, der nur 34 Exemplare für hieſige und auswärtige Freunde der Litteratur von ſeiner Bekanntſchaft, auf ſauberes Papier auf ſeine Koſten, hier hat drucken laſſen. Bey jedem Exemplar iſt der Name desjenigen, dem es gegeben worden, auf dem Titelblatt vorn aufgedruckt. Sie enthält 47 Stücke, und darunter 12 ächt Klopſtockiſche, die in die Original Ausgabe bey Bode nicht aufgenommen worden.

... Über die Beyträge, die eben aus der Preſſe gekommen, werden Sie ſich vielleicht wundern. Dieſer Nachdruck [The deserted village, a poem by Dr. Goldsmith, printed for a friend of the Vicar] iſt von einem hieſigen großen Liebhaber und, ich darf hinzuſetzen, Kenner der ſchönen Wiſſenſchaften, dem Herrn Kriegszahlmeiſter Merck [am Rande von Nicolais Hand: „wegen Mitarbeit."] veranſtaltet worden. Wirklich wird mit dem Nachdruck eines allerliebſten Franzöſiſchen Gedichts, ma philosophie von Dorat (2 Bogen in 8°), angefangen. Gegen Michaelis ſollen Sie davon 2 Exemplare und noch eins von deserted village erhalten.

... Auch liegt ein Portrait von Lavatern bey, das ſehr treffend ſeyn ſoll, von Geßnern gezeichnet und geſtochen. Alle Abdrücke der Platte hat Lavater einem Schuſter in Büdingen, der ſein Freund iſt, auch mit Spaldingen und Mendelsſohn in Correſpondenz ſtehen ſoll, geſchickt, und hat dadurch dieſen Mann, der in mißlichen Umſtänden geweſen, in eine beſſere Lage verſetzt. Seinen Namen weiß ich nicht, ſoviel aber, daß er ein einſichtsvoller und rechtſchaffener Mann iſt, daß er Sonntags und Montags lieſt und die übrige Zeit ſein Handwerk fleißig treibt, das er gut verſteht. Eine Erſcheinung, die zwar in England keine Seltenheit iſt, wohl aber in Deutſchland.

*

Darmſtadt, den 1. Dezember 1772.

... Als Mitarbeiter der A. D. B. bin ich keiner Seele bekannt, als Ihnen und einem einzigen Freunde [Merck] hier, der kein Theologe iſt, und auf deſſen gänzliche Verſchwiegenheit ich mich völlig verlaſſen kann. Noch zur Zeit mag es auch unter uns 3 allein bleiben — beſonders ſoll es in hieſigem Lande, und in unſerer ganzen Gegend niemand wiſſen. Man kann die Vorſicht, zumal in ſolchen Theologiſchen Punkten, nicht weit genug treiben.

*

*) Vgl. Nr. 9 und 10.

Hoepfner an Nicolai:

Gießen, den 24. April 1773.

Nächstens werden Sie — vielleicht wissen Sie es schon — das Vergnügen haben, meinen Freund Merck von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Er reiset den 6. Mai von Darmstadt nach Berlin [über Leipzig] ab und wird die Correspondenz der Frau Landgräfin auf der Reise [nach Petersburg] führen. Sie werden an ihm einen Mann kennen lernen, der wahren Genius hat und mir recht geben, wenn ich glauben darf, auf seine Freundschaft stolz sein zu dürfen. . . . Den Götz von Berlichingen haben Sie doch schon gelesen. Ich wünschte, daß Sie den Verfasser persönlich kennten, ein Mensch, der bey seinem wahren Genius der beste, gutherzigste, liebenswürdigste Sterbliche ist. Auf seine und Mercks Freundschaft bin ich stolz.

*

Deinet an Nicolai:

Frankfurt, am 20. Dezember 1773.

Mich soll's Wunder nehmen, wie und mit welchem succès Götz mit der eisernen Hand wird aufgeführt worden seyn. Können Sie eine gute Parthey davon brauchen? Er schwitzt bey mir unter der Presse [2. Auflage, erschien Anfang 1774]. Wer die Originale verschiedner Charactere in dem Stücke kennt, die zu verschiedenen Zeiten gelebt haben und noch leben, bewundert das Genie des Verfassers um so mehr, weil dem ungeachtet alles zusammenpaßt. Wer sieht unter Martin nicht den ehrlichen Luther, und wem ist das Schicksal eines papias in Wetzlar unbekannt, das den Fratzen itzt ungemein zu statten kommt. Die Lehrbücher der Religion werden ja über einen andern Leisten geschlagen, warum sollte sich das Aristoteles nicht müssen gefallen lassen. Man lasse die Köpfe ausbrausen. Zuletzt bleiben doch die Alten die Gewährsmänner. Jetzt heißt es, schicke Dich in die Zeit.

*

Petersen an Nicolai:

Darmstadt, den 23. Oktober 1774.

. . . Ich weiß nicht, ob Ihnen bekannt seyn wird, daß der Verfasser der Lustspiele nach dem Plautus fürs deutsche Theater (1774 hier in Darmstadt gedruckt) [von Nicolais Hand: Ja. Ich weiß es! Aber fangen diese Herren nicht an, in ihren Grillen zu weit zu gehen?], und des Hofmeister, ein Lustspiel (Leipzig 1774) Herr Lenz (aus Kurland, Hofmeister bey einem Edelmann in Straßburg) ist. Eben dieser wird nächstens ein ähnliches Stück liefern: Menoza. Vielleicht ist es schon in der letzten Messe erschienen.

Darmstadt, den 6. November 1774.

. . . Die Leiden des jungen Werthers sind aus der Feder des Herrn D. Göthe in Frankfurt. Es ist die Geschichte des jüngeren Jerusalem, der sich, wie Ihnen bekannt seyn wird, in Wetzlar vor etlichen Jahren selbst entleibt hat. — Wie man sagt, so arbeitet Göthe an einem neuen Schauspiel: Doctor Faust.

*

Deinet an Nicolai:

Frankfurt, den 19. November 1774.

Herr Weygandt [Goethes Verleger in Leipzig] scheint viele Feinde zu haben. Alles wird ihm brühwarm nachgedruckt. Puppenspiel à 12 Kreuzer, Werther à 30 Kreuzer usw. werden einem ins Haus gebracht. Übrigens machen diese 2 Produkte von Göthe großes Aufsehen. Wer den Schlüssel zu Werthern hat, erschrickt über manche Satyre, die sich bloß in Frankfurt erschließt, und doch braucht man keinen Schlüssel, um das Ganze mit Vergnügen zu lesen. So ist der Brief vom 15. September im 2ten Theil die Geschichte eines hiesigen Pfarrhauses, das ich nun freylich nicht öffentlich sagen möchte.

*

Deinet an Nicolai:

Frankfurt, den 21. Februar 1775.

Empfangen Sie meinen Dank, vortrefflicher Mann, für Ihre Freuden des Werthers. . . . Dem Vernehmen nach werden Sie eine Lanze zu brechen bekommen! Zween rüstige Reuter! wollen sehn — wer den Sieg davon tragen wird. Von Goué zu Braunschweig soll der Verfasser der Berichtigung der Leyden des jungen Werthers seyn. . . . Nun sollen auch schon letzte Stunden des jungen Werthers erschienen seyn. Alles Werther —

*

Petersen an Nicolai:

Straßburg, den 5. März 1775.

. . . Vor 6 Tagen ist mir Ihre neue Schrift die Freuden Werthers zugesandt worden. Ich danke Ihnen aufrichtig für dieses Geschenk, welches mir vieles Vergnügen verursacht hat. Längstens habe ich so etwas gegen Göthen gewünscht, bey dem der von allen Orten zu ihm aufsteigende Weyrauch unmöglich gute Wirkungen hervorbringen kann. [Von Nicolais Hand: „Ihr Beyfall ist mir sehr schmeichelhaft. Herr Göthe ist sehr böse darüber geworden, wie auch sein Prometheus zeigt. Wenn Sie mehrere Nachrichten von dem Schicksale meines kleinen Buches in dortigen Gegenden erhalten, so verbinden Sie mich, wenn Sie mir etwas davon melden. Sie haben ja Herrn Lenz nahe bey sich; dieser junge Mann geht auch in seiner theatralischen Verbesserung oder vielmehr Verschlimmerung zu weit. Zu welchen Thorheiten doch die Begierde, original zu seyn, führen kann."]

*

Hoepfner an Boie:

Gießen, den 18. April 1775.

Göthe versicherte, daß er nicht einmal wüßte, wer den Prometheus gemacht habe. Endlich kommt Wagner, der Verfasser der confiscablen Erzählungen, zu Göthe und sagt: ich hab's gethan. Ich weiß nicht, was ich davon denken soll. Die Erzählungen sind zu mittelmäßig und Prometheus zu gut: als daß Einer beyde gemacht haben könnte; wenigstens glaublich ist's nicht. Ist's

indessen wahr, nun so haben wir wieder ein Exempel, das uns lehrt, an keinem jungen Autor zu verzweifeln, und ihn wegen seiner ersten mittelmäßigen Versuche anzugrinzen, 2. einen Beweis, in welchem hohen Grad ein Schriftsteller den Ton eines andern anzunehmen im Stande ist, und wie trüglich das Argument von der Gleichheit (auch der vollkommensten) des Stils auf die Identität der Verfasser ist.

*

Boie an J. H. Voß:

Göttingen, den 20. April 1775.

Es ist mir sehr lieb, daß Goethe nicht der Verfasser des Prometheus ist, für den ihn die ganze Welt hielt. Ich allein widersprach hier und wettete darauf.

*

Hoepfner an Nicolai:

Gießen, den 2. Mai 1775.

Ihre Freuden und Leiden haben Goethe deswegen geärgert, weil er bekanntlich selbst der Held des Romans ist, das Erschießen ausgenommen, und Lotte seine Heilige war. Und nun bedenken Sie das Schießen mit Blutblasen, wo er doch wirklich der Narr in der Geschichte ist, die Krankheit der Lotte u. a. Dinge mehr. Die konnte er natürlicher Weise nicht gut vertragen. Wagner, der Verfasser der confiscablen Erzählungen, hat sich bey Goethe als Verfasser des Prometheus und Deukalion angegeben. Goethe glaubt, daß ers sei. Ich weiß nicht, was ich glauben soll, der Mensch ist, soviel ich ihn aus seinem Umgang kenne, ein sehr schaler Kopf und nicht fähig die Schnurre gemacht zu haben.

[Goethe hatte am 21. April in den „Frankfurter Gelehrten Anzeigen" in einer „gelehrten Nachricht" (Frankfurt, den 9. April 1775) erklärt, daß nicht er, sondern H. L. Wagner der Verfasser des „Prometheus Deukalion und seine Recensenten" sei.]

*

Hoepfner an Nicolai:

Gießen, den 27. September 1775.

Warum Goethe auf Sie schimpft, begreifen Sie nicht. Ich gar wohl. Er schimpft überhaupt gern und Ihre „Freuden" konnten ihm nichts anders als mißfallen, da einen großen Theil des Romans durch er selbst Werther und Lotte sein Mädchen, eine Demoiselle Buffin ist, da Sie sagen, Lotte sei ein gutes braves Mädchen gewesen, die Werther schwindlig gemacht habe, und das dann leider die Wahrheit ist.. Buffin war ein simples Mädchen, die natürlichen Verstand hatte. Goethe machte sie zur stolzen, affektierenden Enthousiastin. [!]

*

Petersen an Nicolai:

Darmstadt, den 28. September 1775.

... Vielleicht wünschten Sie den Verfasser verschiedener kleiner Schriften zu kennen. Der Verfasser des Otto und des leidenden Weibs ist ein Studiosus zu Gießen, namens Klinger aus Frankfurt a. M., ein protégé des Herrn D. Göthe ..... daß unser Herr Kriegsrath Merck den Auszug aus dem großen Werk des Hawkesworth von den Englischen Seereisen (Frankfurt bey Fleischer) veranstaltet hat, wird Ihnen bekannt seyn. Eben dieser arbeitet nun, wie ich höre, an einem Auszug aus allen Russischen Reisebeschreibungen.

[Gemeint ist mit dem letzteren wahrscheinlich zunächst nur: P. S. Pallas Reisen durch verschiedne Provinzen des Russischen Reichs; in einem ausführlichen Auszug. 3 Teile mit vielen Kupfern. Frankfurt 1776—78.]

*

Darmstadt, den 20. Oktober 1775.

... D. Göthe ist im Gefolg des Herzogs von Weimar von Frankfurt mit nach Weimar gereiset. Der Herzog hat ihn eingeladen, ihn dahin zu begleiten, und er hat diesen Ruf sehr gern angenommen. Wir werden nun bald hören, was für Auftritte zwischen Wieland und Göthe vorgefallen, ob der vorige Kaltsinn oder Haß fortdauern oder sich in ein Schutz- und Trutzbündnis auflösen werde.

*

Darmstadt, den 24. November 1775.

... Herr Kriegsrat Merck, der mir die Nachricht von Herders Berufung nach Göttingen gegeben, sagte mir dieser Tage, die Sache habe wieder einige Schwierigkeiten gefunden. Es muß sich nun bald zeigen, wie es geschehen wird.

*

Darmstadt, den 13. Februar 1776.

... Seitdem der Ihnen bekannte ..... an der Spitze hier steht, ist Bahrdt weggekommen, der viele Leute nach Gießen gezogen und einen außerordentlichen Beyfall so wohl in seinen Vorlesungen als in Predigten gehabt; — und gewinnt überhaupt Intoleranz und Verfolgungssucht immer mehr Land. Vor seiner Zeit ist dergleichen nicht geschehen; sondern alles mit weiser Mäßigung behandelt worden. Ich habe bisher hier alle pflichtmäßige, verantwortliche Behutsamkeit angewandt, manches mit Stillschweigen auf der Kanzel übergangen u. s. w. — Dennoch wünschte ich, es wäre für mich in einem andern Clima eine Hütte erbaut. Ohnehin befördert jener, der allgewaltig hier herrschende Herr v. —, nur die, welche Er aus dem Nichts hervorgezogen, und die dann dieses allerdemütigst [an]erkennen; — welches beides bey mir nicht Statt hat. Glückliche Brandenburger [!!], die nach ihrer Überzeugung u. Gewissen reden und schreiben dürfen. Möcht' ich einer von Euch seyn!

Können Sie auch wohl glauben, daß unter unsern hiesigen Geistlichen keiner ist, mit dem zu reden und umzugehen wäre? Nun kennen Sie meine hiesige Situation.

Indessen werde ich aber ferner in aller Stille, wie bisher, fortarbeiten.

[Mit den vorsichtigen Abkürzungen ist der hessische Minister Fr. K. v. Moser gemeint.]

*

Darmstadt, den 28. März 1776.

... Einem Briefe Wielands an Herrn Kriegsrath Merck zufolg ist Herder als General-Superintendent der Fürstentümer Weimar und Eisenach, Beichtvater des Herzogs und Oberpastor nach Weimar berufen.

[Bezieht sich wahrscheinlich auf die von K. Wagner, Briefe an Merck (Darmstadt 1835) S. 93 in Wielands Brief an Merck vom 19. Febr. 1776 weggelassene Stelle in dem Satze: „Der Messias Herder wird an Palmarum — — — hier einziehen!"]

*

Darmstadt, den 8. April 1776.

... Herr Lenz ist kürzlich hierdurch nach Weimar gereiset; gedenkt aber wieder nach Straßburg zurückzukehren. Wie man versichert, so bleibt Göthe in Weimar, und zwar mit dem Character eines Hof- und Regierungsraths. Auch soll die Freundschaft zwischen ihm und Wieland sehr enge seyn.

*

Boie an J. H. Voß:

Hannover, den 18. Juni 1776.

Von den Genieſtreichen in Weimar hören Sie nicht so viel als ich. Der Herzog macht alles nach, was Göthe thut. Der letztere ist Geheimer Legationsrath mit Sitz und Stimme im Conseil. Er wird im Lande unglaublich gehaßt. Ich glaube meist ohne Grund.

*

Petersen an Nicolai:

Darmstadt, den 22. Juli 1776.

... Die Übersetzung des Versuchs über die Schauspielkunst, nebst einem Anhange aus Göthens Brieftasche ist von Wagner, der sich nun in seiner Vaterstadt Straßburg aufhält. Göthe verkauft auch Klinger seine Stücke. Wie es scheint, so bezahlt sie Mylius gern. Um auch von Klingern urtheilen zu können, habe ich die Neue Arria gelesen. Ich muß bekennen, daß ich 5—6 male abgesetzt und mit großer Mühe das Stück zu Ende gelesen habe. Aber nun komme meine Seele sobald nicht mehr in seinen Rath. Aber man versichert, daß Klinger bald Opium nehme, den Geist anzuheitern, — bald sich die Stube bis zum Zerspringen des Ofens einheizen lasse, um seine Imagination mit fürchterlichen Bildern recht anzufüllen. . . .!

... Wie ich von Herrn Kriegsrath Merck (der stark mit den Herren in Weimar korrespondiert) höre, so wird Herder zu Ende dieses Monats in

Weimar seinen Einzug halten. Göthe hat ihn dahin gebracht. — Mehrere versichern mich, daß starke Protestationen gegen diese Berufung geschehen werden.

[Mylius war Buchhändler und Verleger zu Berlin; vergl. seinen Brief an Merck über Goethe in K. Wagner, Briefe von und an Merck, Darmstadt 1838, S. 53.]

*

Darmstadt, den 3. August 1776.

Klinger ist nun auch nach Weimar.

Ich habe 1768 in Göttingen Miltons historical, poetical p. works mit großem Vergnügen gelesen. Ich bin mit einer Übersetzung verschiedener Stücke daraus damals umgegangen, konnte aber meinen Vorsatz nicht ausführen. Ich wünschte, daß, wenn Sie selbst nicht Lust oder Zeit haben, diesen Gedanken zu realisieren, Sie wenigstens einen geschickten Mann in Ihren Gegenden damit beschwängerten.

*

Darmstadt, den 11. Januar 1777.

... Herr Lenz ist vor etlichen Wochen wieder nach Straßburg zurückgekehrt. Von hier wollte er unmittelbar nach Emmendingen zu seinem Freunde Schlosser reisen. Er hatte sich bisher nicht in Weimar selbst, sondern in der Gegend von Weimar aufgehalten. — Sie wissen vermuthlich durch Herrn Campe, daß der Herzog von Weimar in Goethens Begleitung kürzlich in Dessau des Philantropinums wegen gewesen. Herr Kriegsrath Merck hat es mir erzählt.

*

Darmstadt, den 24. Januar 1777.

... Mir ist letzthin versichert worden, Göthe habe an einen Freund in hiesiger Gegend vor etlichen Wochen geschrieben: „Messias Herder ist bey uns angekommen und hat uns durch seine Antrittspredigt entzückt."

... Ich habe Herrn Kriegsrath Merck öfters aufgemuntert, Beiträge einzusenden. Er versprach auch vor 4 Wochen aufs neue Jahr, sein Kontingent zu liefern. Obs geschehen ist, weiß ich nicht.

*

Darmstadt, den ..... [in Berlin am 5. V. 1777].

... Claudius war hier eigentlich Sekretär bey der Landkommission gewesen (einem ganz neuen Collegio); hat aber seit dem Jänner nichts gethan als die hiesige Landzeitung geschrieben. Auch diese sehr geringe Beschäftigung war ihm zu lästig. Zugleich hat er freylich über die hiesige trockene, mit Sandtheilchen angefüllte Luft geklagt; er war an die feuchtere Hamburger Luft gewöhnt; Herr Präsident v. Moser hat wirklich Alles mögliche gethan, um Claudius hier zu behalten; aber umsonst. Ich weiß nicht, wovon er mit seiner Frau und zwey Kindern lebt. Lessing, sagen einige, wolle ihn in Wolfenbüttel gebrauchen. Ich zweifle aber sehr. [Vergl. Dr. Diehl, Claudius und Darmstadt, Archiv f. d. Studium d. neuern Sprachen Bd. 124 (1910) S. 346 ff.]

(Weitere Briefe folgen.)

Der religiöse Hintergrund der Drewsschen „Christusmythe“

Von Konsistorialrat Lic. Dr. Simon-Münster

taunen und Bestürzung erregte es in den weitesten Kreisen unseres Volkes, als der Karlsruher Philosophieprofessor Arthur Drews in seiner Schrift „Die Christusmythe“ und in Vorträgen durch das ganze Land hin mit der Behauptung in die Öffentlichkeit trat, Jesus von Nazareth sei überhaupt keine geschichtliche Person. Viele ergriff ein Empfinden, als ob der feste Boden unter ihren Füßen wanke, und eine Bewegung entstand, wie sie ein Erdbeben auslöst. Die einen flüchteten sich in die wankenden Heiligtümer mit um so innigerer Inbrunst, andere, die nichts zu verlieren hatten, freuten sich des erwarteten Schauspiels der Zerstörung und gedachten gerade jetzt ihren Vorteil zu finden.

Es war in der Tat eine namenlose Verwegenheit, zu behaupten, die Person, nach der wir die Jahre der Geschichte zählen, habe überhaupt in der Geschichte nicht gelebt, und die größte geistige Bewegung, welche die Welt je gesehen, ja die noch heute ihre Kraft nicht eingebüßt hat, habe in Irrtum und Phantasie ihren Quell, und jetzt, nach fast zweitausend Jahren, sei die Zeit gekommen, dem Christentum das rechte Licht über seinen Ursprung und sein Wesen anzuzünden. Es ist aber den Vertretern der historischen Theologie verhältnismäßig leicht geworden, dem Philosophen Drews nachzuweisen, daß er sich mit seinen Versuchen der Geschichtskonstruktion auf ein wissenschaftliches Gebiet begeben hat, dessen Material und Methoden er nicht beherrscht, daß er mit zügelloser Willkür und ohne das rechte Organ historischen Verständnisses mit den vorhandenen Quellen verfährt und daß vor allem seine Annahme einer Anbetung eines jüdischen Sektenheros namens Jesus schon in der vorchristlichen Zeit ein reines Phantasiegebilde ist.

Indes, die Wurzel seines Widerspruchs gegen den historischen Jesus liegt tiefer, liegt nicht in seinen geschichtlichen Studien mit ihrer Oberflächlichkeit. Seine Gegner dürfen nicht glauben, diesen Gegensatz entkräftet zu haben, wenn sie den rasch emporgeschossenen Baum seiner luftigen Phantasie mit leichter Hand knickten. Seine Kampfstellung entspringt einer tiefen und ehrlichen Begeisterung für religiöse Werte. Keineswegs gedenkt er die Religion preiszugeben oder zu schädigen, vielmehr glaubt er ihr Schützer zu sein. Klar hat er das auch in seiner „Christusmythe“, besonders in ihrem Schlußkapitel „Das religiöse Problem der Gegenwart“, betont. Doch in der Kürze, in der es dort geschieht, und als Nachhall zu den schrillen Tönen der Negation, von denen dies Buch erfüllt ist, ist seine Position wohl meist nicht verstanden und gewürdigt worden. Um ihm ins Herz zu schauen, müssen wir eines seiner früheren Bücher, „Religion als

Selbstbewußtsein Gottes“*), aufschlagen, eine Schrift, die es verdient, mehr als bisher in die Debatte hineingezogen zu werden. Drews beklagt es hier bitter, daß wir heute so arm seien an wirklicher Religion und damit an wahrhaft idealen Lebensinhalten, und daß dieser Mangel an religiöser Gesinnung nachgerade anfange, die Wurzeln unseres nationalen Lebens zu unterhöhlen. Er verneint grundsätzlich die Frage, ob Sittlichkeit möglich sei ohne Religion, und hält es für die größte Selbsttäuschung, wenn die Sozialisten meinen, nach der gänzlichen Abschaffung einer jeden Art von Religion werde der einzelne imstande und bereit sein, sich bedingungslos für die Masse aufzuopfern und sein eigenes Wohl demjenigen der anderen unterzuordnen. Was heute an echter Sittlichkeit vorhanden sei, das sei, sofern es nicht selbst auf religiöser Grundlage ruhe, nur ein stehengebliebener Rest einer verloren gegangenen religiösen Sittlichkeit. „Ein Mensch, der wirklich keine Religion besitzt, ist ein verkrüppeltes Exemplar der Gattung.“ Gegen seine heutigen monistischen Freunde wendet er sich dort noch mit scharfen Worten und behauptet, daß die naturwissenschaftliche Weltanschauung und der Darwinismus auf einen krassen Materialismus hinauslaufen, der mit keiner Religion verträglich sei. Den Gedanken einer „materialistischen Religion“, der bekanntlich von Haeckel eifrig gepflegt wird, führt er auf eine „völlige gedankliche Unklarheit“ zurück, er kämpft gegen den mechanistischen Monismus, und weiß, daß im letzten Menschenalter die Religion in eben dem Maße gesunken, als der Glaube an den alleinseligmachenden Darwinismus gestiegen ist. Haeckels Versuch, Gott als die bloße Summe der Atome und Moleküle aufzufassen, erklärt er für einen Aberwitz. Das Christentum mit seiner übersinnlichen Gottesauffassung repräsentiert ihm in jeder Hinsicht einen höheren Standpunkt, als der Naturalismus selbst in seiner modernsten Form, und der Übergang zu diesem ist nicht etwa ein Fortschritt, sondern umgekehrt ein Rückfall in eine überwundene Stufe des religiösen Bewußtseins.

So brennt ihm die Sehnsucht nach Erlösung in der Seele, aber im Christentum kann er sie nicht finden. Mit schmerzlicher Entrüstung weist er die Versuche der modern liberalen Theologie zurück, ihren „historischen Jesus“ den suchenden, dürstenden Seelen als den Inbegriff des Heils anzupreisen. „Wir sollten uns damit zufrieden geben, wie die Theologen an der Herstellung des Bildes ihres historischen Jesus arbeiten, das unter den Händen eines jeden Theologieprofessors sein Aussehen verändert, unsicher im Nebel der geschichtlichen Vermutungen hin und her schwankt und durch jede neue Tatsache, jede neue wissenschaftliche Theorie seine kaum erlangte Geltung wieder einbüßt?“ Es ist der Verzweiflungsschrei einer gottsuchenden, nach Erlösung sich sehnenden Seele, der für ihren Hunger Steine statt des Brotes geboten werden. In der Tat, ein schwankendes Gebilde ist dieser „moderne“ Jesus! Ist er nun der sanftmütige Rabbi oder der schwärmerische Eiferer gewesen? Hat er sich für den Messias gehalten oder nicht? Hat er an ein Kommen seines Reiches geglaubt,

*) Jena und Leipzig, Verlag von Eugen Diederichs 1906.

oder ist ihm dies bloß angedichtet? War er ein Musterbild aller Tugenden, oder hat er im Zorn ungerechte Worte gegen die Pharisäer und Reichen geredet? Hegte er heimliche Pläne, mit dem Schwerte in der Hand eine Empörung zu veranstalten, oder trug er nur Friedensgedanken? Kann man die Ungeduld nicht verstehen, die das Ende dieses endlosen Streites nicht abwarten will? Was nützt ein Retter, von dem man nicht recht weiß, der selbst vielleicht nicht einmal recht wußte, was er wollte.

Bis zur Leugnung der historischen Existenz Jesu ist Drews in der genannten Schrift noch nicht vorgeschritten; doch nennt er es schon ein widersinniges und notwendig vergebliches Bemühen des liberalen Protestantismus, dem Menschen Jesus noch eine zentrale und prinzipielle Stellung innerhalb des religiösen Bewußtseins verschaffen zu wollen. Die Religion ist ein direktes, innerliches, persönliches Verhältnis zu Gott, und hierzu vermag der Mensch als solcher nichts beizutragen. „Der Glaube an Jesu menschliche Persönlichkeit ist und bleibt im besten Falle ein toter, bestenfalls von ästhetischem, aber keineswegs von religiösem Wert." Der Jesuskultus des modern protestantischen Liberalismus ist ihm hiernach in religiöser Beziehung ebenso viel wert wie der moderne Goethekultus. Nur phrasenhafte Schönrednerei sei es, die den Mangel an spekulativem Gehalt verdecken solle, wenn dieser moderne Jesuskultus von Jesu als lebendigem Gnadenspender, als Mittler und erlösendem Heiland spreche. Nicht Jesus der Mensch, möge man ihm auch alle möglichen idealen Züge andichten, hat die Herzen bezwungen und dem Christentum den Sieg über die alte Welt verschafft, sondern Christus, der leidende, der an das Kreuz geschlagene Gottheiland.

Der historische Jesus des Liberalismus ist ihm ein zu enger und unsicherer Grund, als daß das religiöse Gemüt darauf baue für Zeit und Ewigkeit. Aber anstatt, wie später, zur Bekämpfung der historischen Existenz Jesu, schreitet er hier zu der nicht minder bedeutsamen, ja noch unendlich tiefer greifenden und wahrscheinlich auch sein geschichtswissenschaftliches Fiasko überdauernden These, Religion dürfe überhaupt nicht auf Geschichte gegründet werden. Welches ist nun der sichere, unerschütterliche Grund, auf den Drews die Religion zu bauen und so vor allen Erschütterungen zu sichern hofft? Es ist die in allen Zeiten sich gleich bleibende vernünftige Menschennatur. Nur eine Auffassung des religiösen Verhältnisses, die unmittelbar in der eigenen Natur des Menschen wurzelt und auf vernünftigem Wege zu begründen ist, besitzt die denkbar größte Überzeugungskraft und kann von den Schwankungen und Wandlungen der wissenschaftlichen Erkenntnis nicht getroffen werden. Nur die logische Notwendigkeit ist imstande, die Gewißheit des religiösen Verhältnisses zu garantieren, und diese ist in der Geschichte nicht zu finden. Schon im Motto seiner Schrift beruft sich Drews auf das Wort Fichtes: „Nicht das Historische, sondern das Metaphysische macht selig".

Was ist die Religion, die ihm als ein Wert über alle Werte gilt, nun nach Drews? Sie ist das Mittel, durch das der Mensch seiner Bedrängtheit

durch die Unvernunft der Natur, seinem Leiden in der Welt, zu entgehen sucht, indem er sich selbst und die feindliche Welt als abhängig denkt von einer übergeordneten Welt. Dadurch zieht er seiner Abhängigkeit von der Natur Schranken. Der Glaube an einen persönlichen Gott, der die Welt geschaffen habe, scheitert an der bösen Beschaffenheit der Welt, die ihn freilich nicht berührt, aber ihn zu einem gefühllosen Zuschauer der Leiden der von ihm in die Welt gesetzten empfindenden Wesen stempelt. Deshalb ist der Monotheismus eigentlich im Grunde Monosatanismus. Ein bewußter, persönlicher Gott, der mit Willen und Absicht dieser Welt das Dasein gegeben hätte, müßte ein böses Wesen sein. Man muß Gott vielmehr als unbewußt denken. Auch würde Persönlichkeit und Selbstbewußtsein nicht ohne Beschränkung möglich sein, er ist aber vielmehr das Absolute. Gott ist das unbewußte Grundwesen der Welt, an dem alles teil hat, was existiert. Er ist der Grund der Welt, er ist auch der Grund meines Wesens und Daseins. Hinter meinem bewußten Ich, das eine scheinbare Einzelexistenz für sich führt, liegt mein eigentliches Wesen, mein „Selbst“, ein unbewußter Grund, aus dem alles emporsteigt, was in das Licht des Bewußtseins tritt. Dieses unbewußte „Selbst“ und die Gottheit sind identisch. Wenn ich also in die tiefsten Tiefen meines Wesens mich hinabsenke, bis zu ihrem dunklen Grund, begegne ich Gott, vielmehr finde ich als den Grund meines Wesens, als mein Selbst, Gott vor. Gott und mein Selbst sind identisch. „Der Mensch, der unmittelbar aus seinem sinnlich bestimmten Selbst, seinem Ich heraus zur Erlösung gelangen kann, überwindet die Welt, sowie er als den tiefsten und wahren Grund seines eigenen Wesens nicht das empirisch begründete Ich, sondern Gott in seiner Absolutheit begreift.“ So ist Religion das Bewußtsein des Menschen von sich selbst, von der göttlichen Natur dieses Selbst oder der Identität desselben mit dem Absoluten. In der Erhebung zu diesem Bewußtsein der Identität des Selbst mit Gott besteht die „Erlösung“. Der Mensch wird frei von der Gebundenheit an seine zufällige empirische Erscheinung mitsamt ihrer Verflochtenheit in die Welt. Da Gott und mein Selbst identisch sind, so ist es einerlei, ob ich sage, daß der Mensch sich nur insofern erlösen kann, als Gott ihn erlöst, oder daß Gott den Menschen nur insofern erlösen kann, als er sich selbst erlöst. Ja, indem der Mensch sich selbst erlöst, erlöst er Gott in sich.

Hier tritt die Verwandtschaft unseres Philosophen mit E. v. Hartmann in aller Deutlichkeit hervor. Das Absolute trägt in sich den vernunftlosen, blinden Willen und die vernünftige Idee. Der unselige Wille reißt das Absolute in das leidvolle Dasein, während die Idee an der Zurückführung desselben aus der Unseligkeit des Daseins arbeitet. Im Geiste des Menschen erwacht das Absolute zum Bewußtsein. In diesem Lichte erkennt es seine Unseligkeit und findet durch Verneinung des Daseins wieder den Weg zurück zur ursprünglichen Ruhe der Unbewußtheit. So ringt sich nach Drews im religiösen Verhältnis nicht bloß der Mensch von den Fesseln der Naturbedingtheit und der damit gegebenen Leiden los, sondern Gott selbst ringt sich im Menschen von diesen

Fesseln los, indem er die seinem Wesen unangemessene Form des Daseins in diejenige des Bewußtseins umwandelt und dieses Bewußtsein dazu benutzt, die Freiheit vom Dasein zu erlangen.

Hiermit glaubt Drews der christlichen Idee vom erlösenden Gottmenschen ins Herz geschaut und das Mysterium des Kreuzes enthüllt zu haben: Gott wird Mensch und leidet als Mensch mit den Menschen, um die Menschheit zu erlösen. Nämlich jenes innere Selbst des Menschen, das zugleich Mensch und Gott ist, erscheint als der ideelle Mittler zwischen Mensch und Gott. „Gott selbst trägt in innerer Gestalt das Leid der Welt; er nimmt die Schuld der endlichen Geister auf sich; er wandelt, gefesselt von den Bedingungen der Natur, in knechtischer Erniedrigung den Passionsweg der Erlösung und läßt sich an das Kreuz des Daseins schlagen um der menschheitlichen und der Welterlösung willen, die auch zugleich seine eigene Erlösung einschließt." Hier haben wir den Grund seiner Empörung über die Bemühungen der liberalen Theologie, die Erlösung auf einen bloßen, in der Geschichte empirisch gegebenen Menschen zu basieren, aus dessen Bilde die Spuren des altkirchlichen Gottmenschen sorgfältig ausgetilgt sind. Er empfindet den Zauber, den das Leiden Christi als des Gottmenschen auf alle tieferen Naturen ausübt, und weist auf den frommen Schauder hin, den es noch immer, selbst in stumpfen und ungläubigen Naturen, hervorruft. Hierin sieht er die Stärke des Christentums und spottet über die „Weiterentwicklung des Christentums", die den Gedanken des leidenden Gottmenschen ausschalten will. „Man muß schon weit in der modernen Erdfreudigkeit und Gleichgültigkeit gegen alle metaphysische Ausdeutung des Seins gelangt sein, um ein Christentum ohne leidenden Gott noch als Christentum, ja überhaupt als Religion ansehen zu können."

Wir verstehen aber auch von hier aus erst die Abneigung des Philosophen gegen jede Einmischung der Geschichte in das religiöse Verhältnis. Jeder Mensch erlöst sich selbst, indem er einkehrt in sein eigenes Innerstes, was soll ihm da ein historisch gewordener Erlöser? Der Mensch findet Gott unmittelbar in sich, was soll ihm ein Mittler? „Man verfehlt das Wesen der Religion durchaus, wenn man in die Auffassung jenes Verhältnisses außerseelische, historische Beziehungen einmengt, ja die Möglichkeit jenes Verhältnisses wohl gar abhängig macht von dem Glauben an wirkliche, sogenannte geschichtliche Tatsachen."

Das Bemühen Hegels, Geschichte und Spekulation unmittelbar in eins zu schauen, lehnt Drews deshalb, trotz der inneren Verwandtschaft seiner Philosophie mit der Hegels, rundweg ab. Ja, er zitiert mit innerer Zustimmung ein böses Wort Lagardes, der die Betonung des historischen Faktums in der Religion „jüdisches Gift" nennt. Er betrachtet sich mit seinen Bestrebungen zur Gründung einer neuen Religion als Vertreter des Germanentums in seinem Rassenkampf mit dem Semitismus. Ihren letzten Quell hat diese Abneigung gegen die Geschichte in dem Ausgang des Drews-Hartmannschen Philosophierens von dem blöden, vernunftlosen Urwillen, der die geschichtliche Bewegung anfängt und in

der Geschichte waltet. Drews fühlt in der Geschichte einen irrationalen Faktor, der ihm unbequem ist und den er ausschalten möchte, wo es das Höchste gilt. Er kann Hegels tiefste Überzeugung nicht teilen, daß die Geschichte die Offenbarung der Idee, die Entschleierung des Geheimnisses des Absoluten ist. Auf die kürzeste Formel gebracht würde der Gegensatz zwischen Drews auf der einen und dem Christentum mit Hegel auf der anderen Seite dieser sein: Drews behauptet, im Anfang aller Geschichte stand ein Unvernünftiges und dies beherrscht ihren Lauf — im Anfang war das Unlogische. Das Christentum dagegen stellt vor die Geschichte der Welt die göttliche Vernunft, der alles entspringt, die allen geschichtlichen Verlauf durchwaltet und in der Geschichte eine immer höhere Offenbarung findet — im Anfang war der Logos. Wenn er freilich wiederum sagt (277), es gebe nicht bloß eine subjektive Logik in unserem Denken, sondern zugleich eine objektive Logik im Dasein oder der Wirklichkeit, die durch das Erkennen nur ins Bewußtsein erhoben werde; wenn er betont, daß der Inhalt der Wirklichkeit ein logischer sei und daß es folglich Ideen seien, die im Dasein zur Verwirklichung gelangen, so müssen wir uns wundern über seinen energischen Gegensatz gegen Hegel und dessen Bemühungen, Geschichte und Spekulation in eins zu schauen. Warum soll gerade die Geschichte von dieser durchgängigen logischen Bestimmtheit ausgeschlossen sein?

Sein Pantheismus mit dem unbewußten Gott, die germanische Religion, so hofft er, wird alle Bedürfnisse besser befriedigen als die anderen Religionen, das Christentum inbegriffen, und hat den Vorteil, sich der Zustimmung der allgemeinen Vernunft zu erfreuen. Wir müssen gestehen, trotzdem wir seiner idealistisch gerichteten Grundauffassung nicht fern stehen, wir haben es nicht vermocht, uns, auch nur poetisch mitempfindend, ein Verständnis der Möglichkeit eines religiösen Verhältnisses zu dem unbewußten Gott, der eigentlich unser Selbst ist, abzuringen. Wir kennen die pantheistisch gestimmte Empfindung angesichts der Schönheit und Erhabenheit der Natur; auch für uns gab es eine Zeit, in der die Schauer der Ahnung eines verwandten, nur schlummernden Lebens in Sturm und Sonnenstrahl, in Fels und Baum uns die Religion ersetzen mußten. Aber die Fähigkeit der Nachempfindung verläßt uns sofort, wenn der Schwerpunkt auf die Verehrung unseres Selbst gelegt, wenn Religion auf ein Verhältnis des Menschen zu sich selbst, sei es auch zu dem hinter seinem Ich gelegenen Selbst, reduziert werden soll. Wenn Drews seinen idealistischen Monismus den heutigen Vertretern des monistischen Gedankens als die höhere Weltanschauung empfiehlt gegenüber der Dumpfheit des naturalistisch-mechanistischen Monismus eines Haeckel, so ist er ohne Zweifel im Recht. Doch wenn er meint, mit Annahme seiner neuen Religion erst werde der Monismus der Kirche Abbruch tun, so mag es ja sein, daß seine überragende geistige Potenz dem Monismus manchen Intellektuellen zuführen wird, der, mit seinem Christenglauben zerfallen, doch durch Haeckels und anderer Art abgeschreckt wurde. Aber zu einer Religion, die wirklich weitesten Kreisen des Volkes in ihren Nöten und

Kämpfen Frieden und Trost bringen könnte, reicht dies Gebilde der professoralen Studierstube nicht aus. Nur wo man mit ihm handeln kann auf Du und Du, erfaßt Gott wirklich die Herzen. Nur ein persönlicher Gott erfüllt das Bedürfnis des Menschengemüts. Selbst ein Fetisch kann dem Menschen mehr sein als ein Gott, der eigentlich nur der Mensch selbst und noch dazu unbewußt ist, unbewußt seiner selbst und vor allem unbewußt der Ängste und Nöte des bewußten, empfindenden, hilfesuchenden Ich. Drews kann sich auf den Buddhismus berufen, die Religion, die ursprünglich überhaupt keinen Gott kennt, oder noch besser auf den Brahmanismus, der, ähnlich wie Drews, ihn in den unbewußten Tiefen des Selbst zu finden meint. Er kann behaupten, diese Religionen bewiesen, daß das religiöse Gemüt keines Gottes, zum mindesten keines bewußten Gottes bedürfe, und kann darauf hinweisen, daß diese Religionen ein großes Gebiet erobert und durch Jahrtausende hin behauptet haben. Aber er wird auch zugeben müssen, daß diese Religionen nicht in ihrer ursprünglichen, philosophischen Gestalt ihren Siegeszug unter den Völkern angetreten haben, sondern daß der leere Raum, der durch das Fehlen eines bewußten, persönlichen Gottes geschaffen war, sich mit dem wüstesten Aberglauben anfüllte, daß Buddhismus und Brahmamismus, wie wir sie als Volksreligionen finden, zwar nicht einen Gott, dafür aber ein ganzes Pantheon der abenteuerlichsten Götterpersönlichkeiten besitzen. So fürchten wir, daß die Massen, die vielleicht dem Drewsschen Pantheismus zufallen, entweder seinen idealen Monismus nicht verstehen, sondern ihn nur als ein neues Panier des Abfalls begrüßen, oder die reine vom Philosophen geschaffene Gestalt desselben vergröbern und zu Aberglauben verzerren werden.

Gegen den liberalen Protestantismus kehrt Drews die Spitze seiner Waffe. Denn dieser ist der Gegner, der ihm am nächsten steht und von seinem Schwert am leichtesten erreicht wird. Darin stehen der moderne historische Protestantismus und Drews auf gleichem Boden, daß beide den Eintritt eines wunderbaren Gottmenschen, wie die Schrift ihn verkündet, von vornherein für unmöglich halten. Dieser Grundgedanke gibt ihren wissenschaftlichen Methoden den Zuschnitt. Nur macht Drews von diesen Methoden radikaleren Gebrauch, und wir müssen es den Streitenden überlassen, wer das streitige gemeinsame Terrain gewinnen wird. Nur beiläufig wendet sich Drews gegen die positiv gerichteten Christen, die überzeugt sind, in dem Christus des Evangeliums eben den historischen Jesus zu haben. Teilweise nur entstammt die verhältnismäßige Schonung, die er ihnen angedeihen läßt, einem stillen Wohlwollen, weil sie doch, wenn auch in einer bizarr erscheinenden Gestalt, noch die Idee des leidenden Gottmenschen pflegen. Im letzten Grunde liegt ihre Position der seinen so fern, daß er sie gar nicht für wert hält, sie mit weitergehender Ausführlichkeit zu bestreiten. Sie scheinen ihm schon längst abgetan, überwunden von denselben Gegnern, die zu vernichten er sich nun seinerseits anschickt. In der Tat, gegen jene mit seinen Waffen zu streiten, lohnt sich für ihn nicht, diese Waffen

erreichen den Feind nicht. Es wäre ein Schwertkampf zweier Gegner mit zu weiter Distanz, als daß die Schwerter sich berühren könnten.

Wir lehnen von vornherein jeden Versuch ab, lediglich mit den in aller dem natürlichen Leben zugewandten Wissenschaft geübten und genügenden Methoden an die Geschichte des Heils heranzutreten. Die Analogie mit dem zu jeder Zeit und von jedem, der an der allgemeinen natürlichen Vernunft Anteil hat, Erfahrbaren betrachten wir als einen zu kurzen Maßstab, um die christliche Wahrheit auszumessen. Nur der begreift den Dichter ganz, der ihm kongenial ist, nicht die Menge. Nicht jedem sind die Schönheiten eines Kunstwerks zugänglich, der sich betrachtend vor dasselbe hinstellt, sondern nur dem, der die Wunderblume eines künstlerisch empfindenden Gemütes als Schlüssel mit sich trägt. Keine wissenschaftliche Methode kann den Mangel dieser Grundvoraussetzung ersetzen. So muß auch im Menschen ein Neues gegeben, müssen neue Tiefen des Gemütes aufgeschlossen, muß, nach christlicher Ausdrucksweise, Gnade wirksam sein, wenn die Gottestat des Evangeliums das rechte Verständnis finden soll.

Der rote Rausch

Roman von Joseph Aug. Lux

II.

Der Tempel des Götzen.

Gaston hatte, mit guten Empfehlungen in der Tasche, Glück in Paris. Weil er sich auf Weinwirtschaft verstand, hatte er in den Kellereien des Weinfabrikanten Jules Lévêvre eine Stelle gefunden mit der Aussicht, einst Kellermeister in dem berühmten Hause zu werden. War es nicht eine der bekannten Ironien des Schicksals, daß Gaston gerade an diesen Mann geriet, der Präsident des Syndikats der Pariser Weinindustriellen war und als solcher den Krieg mit den Winzern aus dem Süden führte, mit denselben Winzern, die, von Marcellin geleitet, entschlossen waren, bis ans Messer zu gehen?

Auch Jules Lévêvre war einst als armer Kellnerbursche aus dem Süden nach Paris gekommen. Er besaß damals kaum so viel wie Gaston, und heute war er ein König der Börse, einer, der über ungezählte Millionen gebot, ein ungekrönter Herrscher, der die Weinprovinzen Südfrankreichs glücklich machen oder, wenn es ihn gelüstete, sie mit einem Schlag vernichten konnte. Jetzt besaß er ein vornehmes Hotel in den Champs Elysées; in seinen Salons war man den Finanzminister (Lévêvres intimen Freund), den Ministerpräsidenten, viele Deputierte, Geburtsadel, Finanzaristokratie, militärische Würdenträger zu sehen gewohnt. Und er war es, der ganz Paris, — ach, nicht nur Paris! — mit billigem Rotwein versorgte und dessen Name täglich auf ungezählten hunderttausenden Etiketten bis zum ärmsten Mittagtisch des Pariser Arbeiters herunter zu lesen war:

Jules Lefèvre.
Bester, billigster Rotwein.
Eine Million demjenigen,
der zu beweisen imstande ist, daß
die unverfälschte Qualität dieses
Weines nicht preiswert sei!

Herr Jules Lefèvre selbst trank ihn nie.

Es will gar nichts besagen, daß der große Mann die schönsten Schlösser des Landes besaß, die besten Rennpferde hielt, die höchsten Preise gewann, Jachten vor Anker liegen hatte, für den unwahrscheinlichen Fall, daß es ihn plötzlich gelüstete ... es will gar nichts besagen, denn er konnte diese Dinge nicht genießen. Er hatte keine Zeit. Er arbeitete wie ein Pferd. Er nahm sich keinen Urlaub, seit zehn Jahren bereits hatte er Paris kaum auf einen Tag verlassen. Seine riesige Weinfabrikation, der Grundstock seines Vermögens, war nur mehr ein Bruchteil seiner Unternehmungen, Ämter und Würden; alle Fäden des Handels, der Industrie, der Finanz, der Politik liefen durch seine Hände. Bankgouverneur, Aufsichtsrat ungezählter Industriegesellschaften, Urheber und Kopf von Trust- und Ringbildungen auf allen hervorragenden Gebieten der Produktion, Vorstand der Landwirtschaftlichen Gesellschaft und als solcher eine Schicksalsmacht, die mit Hilfe eines Heeres von Agenten die Konjunkturen bestimmte und imstande war, über die Kornkammern des Landes eine Hungersnot zu verhängen, wenn es der Moloch der Börse, dessen Hoheprieſter er war, verlangte. Alles in allem, ein königlicher Geschäftsmann, ein Genie, dessen Hirn wie eine feine, wundervoll konstruierte, nie versagende Maschine arbeitete, ein despotischer Machthaber, der die Welt aus den Angeln heben konnte, und der zu klug war, es wirklich zu tun! Denn er besaß nicht bloß Genie, sondern er besaß auch Disziplin, eiserne Nerven, stählerne Muskeln und ein Gedächtnis so groß wie ein Kontorhaus.

Vor allem aber besaß er Ideen — Ideen, dieses furchtbare Geschenk der Götter, Ideen, nach denen die Menschheit ewig durſten und die sie ewig fürchten wird. Ideen, die sie zugleich liebt und zugleich haßt, die einen unendlichen Segen und einen unendlichen Fluch bedeuten.

Jules Lefèvre war ein Mann von Ideen!

Seine erste große Idee, die er verwirklichte und die schon den Anfang seiner Laufbahn, nachdem er den Kellnerburschen ausgezogen hatte, mit Millionen pflasterte, war die Absetzung des Weingottes, der im Süden über den rebenbepflanzten Hügeln thronte und ein sehr unverläßlicher Patron war. Dieser kultivierte den Weinbau nach seiner alten, pfründnerhaften Methode, wobei in der Spekulation neuen großen Stils nicht viel herauskam. Was nützte es, wenn er ein paar gute Weinjahre spendete und sich dann in frevelhaftem Übermut auf den Faulpelz legte, einmal das nötige Quantum Regen vergaß, ein andermal das nötige Quantum Sonne, und dann zur Abwechslung die Reblaus, das liebe Tierchen, züchtete und verhätschelte, auf Kosten der Weinbauern, damit im Haushalt der Natur sich kein Geschöpf über Zurücksetzung beklagen konnte; was nützte also die ganze Herrlichkeit, wenn Mißwachs, Teuerung und Mangel immer vor der Türe standen, die Spekulation unsicher machten und den Erfolg der guten Weinjahre immer wieder ad absurdum führten? Schließlich wurde in solchen Zeiten der schlechten Ernte

der gute Wein eine Sache des Luxus und stand im Gegensatz zum demokratischen Prinzip der Billigkeit und der Reichlichkeit. Der alte Weingott war ein Aristokrat. Aber hatte man wirklich auf schlechte Ernten spekuliert, dann war er boshaft genug, gute Ernten zu zeitigen, und es bedurfte unerhörter Winkelzüge, um die Preise künstlich in der Höhe zu halten. Und dann war noch ein anderer Grund.

Jules Lefèvre erkannte, daß die Masse eine bessere Kundschaft sei als die Vornehmen, und daß die Millionen von denen zusammengetragen werden, die mit Pfennigen zahlen. Wer für die Masse liefern will, muß schnell und billig liefern. Um aber schnell und billig zu liefern, mußten die Störungen in der Produktion, Schwankungen der Weinbergserträgnisse, Elementarkatastrophen beseitigt werden; man mußte sichere Grundlagen haben, um darauf das Gebäude der Herrschaft aufzubauen. Mit dem himmlischen Weinpanscher war kein ewiger Bund zu flechten. Also fort mit ihm! Jules Lefèvre begann, dem lieben Gott selbst ins Handwerk zu pfuschen, und erzeugte Weine, den echten an Aussehen und Geschmack täuschend ähnlich, Weine, die nie eine Traube gesehen hatten. Es war der geniale Grundsatz Lefèvres, die Surrogate so ausgezeichnet herzustellen, daß es sich nicht mehr verlohnte, naturechte Produkte hervorzubringen. Die Tendenz der Entwicklung war auf Billigkeit gestellt, und die Billigkeit bildete den neuen, verläßlichen Regulator der künstlichen Weinfabrikation. Wenn auch die Winzer in den letzten Jahren des Mißwachsens, wo sie selbst ihrem schlechten Wein künstlich aufhelfen mußten, mit dem Preis der guten Lesen von fünfzig Franken pro Hektoliter auf fünf Franken heruntergingen, so waren sie immer noch nicht konkurrenzfähig. Denn da kamen noch die Fracht und die städtischen Einfuhrsteuern hinzu, die für Lefèvres Kellerfabrikat wegfielen, da sich seine Fabriken in Paris befanden. Chemie und Mathematik! Das waren die zwei bekannten Größen in der Gleichung mit unbekannten Millionen, und Jules Lefèvre war der Mann, diese moderne Gleichung zu lösen. Er war ein guter Rechner.

Die Winzer des Südens hatten vergessen, daß in der Zeit, als sie mit der sich versagenden Mutter Erde rangen und vergebens den Schatz im Weinberg zu heben trachteten, die Welt eine große Veränderung erfahren hatte. Nun, da sie den herrlichen Wein besaßen, glaubten sie, die schöne, gute, alte Zeit sei wieder gekommen, wo man die hohen Preise bezahlte. Wenn Jules Lefèvre hart sein wollte, so könnte er diese verstockten Bauern bei all ihrem Überfluß an diesen Naturgütern bis an den Bettelstab bringen. Aber Jules Lefèvre besaß auch Gemüt. Wenn er sich erinnerte, daß er einmal, in seiner präadamitischen Zeit, selbst ein Weinbauernsprößling gewesen war, konnte der harte Mann ganz weich werden. Und in einer solchen sentimentalen Anwandlung schickte er seine Agenten nach dem Süden, den Winzern fünf Franken pro Hekto anzubieten. Eigentlich ein dummer Streich, den er vor seinem Finanzgewissen nicht rechtfertigen konnte! Vielleicht, wenn man damit die Vereinigung der Weingroßhändler, die gute, echte, teure Weine in ungeheuren Lagern aufgestapelt hatten und damit zurückhielten, um die Preise in die Höhe zu treiben, aus den Angeln heben konnte? Ein bloßes Rechenexempel! Denn hatte sich Jules Lefèvre nicht auch in jener Haussespekulation der Vereinigung der Weingroßhändler engagiert, die er jetzt konterminieren wollte? Ja freilich, es fragt sich nur, ob der Verlust, den er hier erleiden würde, aufgehoben werden könnte durch den Gewinn, der sich aus den Winzerlesen heraus-

rechnen würde. Es könnte sein, ja, ja, mit Zinseszinsen, allerdings wenn der Ankauf sich in einer Preislage von allerhöchstens fünf Franken pro Hekto bewegt. Der Winzer hat zu wählen. Entweder — oder! Fünf Franken, ein Ultimatum!

Es war klar, Jules Lefèvre konnte auch etwas fürs Herz tun.

Jules Lefèvre, der Wohltäter der Menschheit, der dafür sorgte, daß selbst der Ärmste sein Fläschlein Rotwein am Mittagtisch fand, und der nun den Winzern des Südens seine hilfreiche Hand darbot, er mußte, wie alle großen Wohltäter, den schönsten Undank der Welt erfahren. Die törichten Bauern stießen die dargebotene Rechte brüsk zurück, ja, sie hätten sich an den Agenten fast tätlich vergriffen und diese zu Perpignan beinahe aus den Fenstern des Weingutes geworfen, das einem gewissen Marcellin gehört, der gegenwärtig die ganzen Provinzen in Aufruhr bringt. Nun gut, nun gut! Sie hatten zu wählen zwischen fünf Franken und dem Nichts. Und sie hatten gut gewählt, die Bettler des Südens!

Wie komisch! Nun predigen sie gar den Kreuzzug gegen den ehernen Ring, den Lefèvre errichtet hatte, eine feste Burg, eine unübersteigliche Mauer. Es wird einen lustigen Krieg geben! Lefèvre rieb sich vergnügt die Hände. Die Zeiten waren schläfrig, es hat schon lange keinen Sturm gegeben. Und ein schlachtenerprobter Feldherr, der seine Stärke erst im Kampf entfalten konnte, das war er, der Gewaltige, der Götter entthronen konnte! Die Regierung? Die Kammer? Er hatte sie in der Tasche und brauchte nichts zu fürchten.

In diesem Weinberg des Götzen arbeitete nun Gaston. Er rührte ein greuliches Gemisch von Wasser, Zucker, Glyzerin, Weinsteinsäure, Pottasche, Hefe und anderen chemischen Stoffen, und diese Flüssigkeit wurde aus riesigen gemauerten Bassins durch Röhren in die Destillationsräume geleitet, wo nach einem sinnreich ausgedachten Prozeß zum Schlusse das Gebräu als roter Wein herausfloß, in Flaschen gefüllt, verkorkt, etikettiert und in die Welt versandt wurde. Dabei ging es sehr achtlos zu, solange das Gemenge in den offenen Becken lag, eine schmutzige, trübe, oft mutwillig verunreinigte Flut, die aber, wenn sie in die Filter und Kläranlagen kam, alles Unreine verlor und im flaschenartigen Zustand rein und durchsichtig aussah wie schöner, heller Rubin. Auch schmeckte er ganz süß und angenehm, wenngleich die Zunge davon einen Pelz bekam und ein fast unmerklicher, heimtückischer Nachgeschmack zurückblieb, verräterische Anzeichen, die den Weinkenner niemals täuschen. Da es aber so wenig wirkliche Weinkenner gibt und der Mensch sich zu seinem Glück an alles gewöhnt, sogar an den bösen Kopfschmerz, der die Gratisbeigabe zu dem Genuß war, so stand dem Erfolg dieses von keiner Konkurrenz erreichten Produktes nichts im Wege.

Der Winter war vergangen, der Schnee geschmolzen, und Gaston sah bei seinen widerwärtigen Hantierungen im Geiste die Weinbergsleute, seine Kameraden, den Berg hinaufziehen, er sah die blauen Schürzen im scharfen Märzenwind flattern, während hoch über ihnen die gewellten Wolken hinflogen, Wolken, die voll Sonne sind und blütenweis wie segelnde Schwäne. Und während er an den Apparaten stand, an den Regulatoren, umgaukelten ihn die Bilder der Heimat, wo nun die umgegrabenen Hügel ein neues, braunes Kleid erhielten, die Stecken in Reih und Glied wie die Lanzenschäfte dastanden, ein geheimnisvolles Weben, Drängen und Wachsen entstand, die Hand des Weinstockes schüchtern hervorgriff,

den Stab umklammerte, Blüten zwischen den Fingern hielt, und wie endlich im Schoß der Erde, in den gewölbten Kellern, der gelagerte Wein in den dickbauchigen Fässern plötzlich überfloß, weil auch er den neuen Safttrieb verspürte und jünglingshaft zu schäumen anfing. Wie fühlte man da den großen Herzschlag der Natur, nach dem nicht nur der Puls des blühenden und des in Fässern lagernden Weins geregelt war, sondern auch der Rhythmus des ganzen eigenen, menschlichen Lebens. Wie wachte man da auf Wind und Wetter, auf Sonne und Regen, wie bebte man vor Angst, wenn ein Gewitter aufzog, wie zitterte und schrie man in Schmerzen auf, wenn die Schloßen ans Fenster fielen, so hart, so weh, so zermalmend, als ob man von jedem dieser Hagelkörner ins wunde, zuckende, aufkreischende Herz getroffen wäre! Wie hatte man in all den Nächten, in den Stunden, Tagen, Wochen, Monaten, während der junge Wein von ungewissen Schicksalen bedräut an den Hügellehnen schlief, unwillkürlich die Hände zu Gott erhoben, ein Gebetlein auf den erbleichenden Lippen, unbewußt, fast wider Willen, einfältig aus dem kindlichen, religiösen Herzensdrang heraus, eine Zuflucht bei dem großen Mysterium zu suchen! Und wie hatte man, wenn es nichts zu fruchten schien, dieselben betenden Hände zu Fäusten geballt und geflucht, geflucht, geflucht, daß die Weibspersonen auf die Knie fielen, sich die Ohren verstopften und alle Heiligen anriefen! Und nun, da alles zurücklag in der Ferne, in der Erinnerung, stellte sich heraus, daß all die Ängste und Nöte, die sich aus dem engen Zusammenhang mit der Natur ergaben, eine ungeheure große Seligkeit waren, davon man bei dieser Arbeit in der Fabrik nichts verspürte. Hier drohte kein Sturm, kein Hagel, keine Katastrophe, Gottes Faust konnte hier nicht niederfahren, aber auch nicht Gottes Segen.

Gaston stand bei den Apparaten und hatte seine Gedanken dabei und verachtete dieses leblose Zeug, das dalag wie ein toter Hund. Und das Glück, das er in der Ferne gesehen, das in dem Namen Paris verschlossen war wie ein Feengeschenk in der Nußschale, das lag nun weit zurück in der Heimat und lockte unwiderstehlich, wie es einst aus der Ferne gewinkt hatte.

Jeanne, Jeanne, Jeanne!

Ja, das war es, Jeanne war das Glück, war die Heimat, war das Schicksal. Ihretwegen mußte er seine Lehrzeit in der Fremde bestehen, sonst war es für ihn verlorenes Spiel. Marcellin würde niemals seinen Segen geben, wenn er jetzt zurückkehrte wie ein Fahnenflüchtiger, ein Schwächling, ein Feigling!

„Kameraden, he, Kameraden!“ Und er begann seinen Kameraden in der Fabrik zu erzählen, was er für eine Heimat hätte.

„Kameraden, meine Heimat! Dort sind die Hügel belaubt und schlafen im Rausch. Dort ist der Wind ein Kuß und der Sturm ein Lied. Dort rinnt in den Strömen der Most, dort schießen im Bach die Forellen, dort sind die Straßen gepflastert mit Bonbons, dort fließt aus den Brunnen der echte Wein, dort blüht in den Gärten die Liebe. Eine so schöne Heimat, wie in meiner Heimat, findet ihr in keiner Heimat. Ich gebe euch mein Wort darauf, ich, Gaston!“

Die Kameradschaft war das einzige, was das Dasein in diesem Kelter des Übels erträglich machte. Man besuchte gemeinschaftlich die Pariser Vergnügungsorte, die Tanzlokale, die eine betörende Anziehungskraft ausübten und die man kennen mußte, wenn man als Lebemann gelten wollte.

Ha, Gaston war ein Lebemann! Gaston kannte Paris! Gaston war gerne gesehen in diesen berühmten und berüchtigten Lokalen der Verführung. Ein schmucker Bursche, Gaston, nicht wahr? Gaston von Perpignan! Die Mädchen flogen ihm sans gêne um den Hals, rissen ihn hinein in das Tanzgewühl, wo man nicht zierlich zu tun brauchte und nicht schüchtern, diese Mädchen, rot geschminkt und frech, toll in dieser Sündenatmosphäre voll Lärm, Musik, Raserei, Rauch, Weingeruch und Dunst erregter Frauen. O, diese Betäubung und Umschlingung der Sinne, die, wenn sie aus dem Taumel erwachten, sich krank fühlten, verwüstet und mit Ekel beladen. O, o, o!

Surrogat der Wein, Surrogat die Lust, Surrogat die Liebe, und der Rest ein namenloser Ekel!

Ach, Jeanne! Süße, teure Jeanne! Blüte, Engel, Unschuld! Gaston fand Worte für seine Liebe, unerhörte Worte, mit Herzblut geschriebene Worte der Zärtlichkeit, schöner als sie im Liebesbriefsteller zu finden sind, denn, was das betrifft, Gaston verstand sich auf das Zeug. Also aufgepaßt! Gaston war ein Lebemann und hatte Welt, wie die Briefe beweisen, die er seiner Jeanne schrieb. Alle seine Sehnsucht und Liebe legte er in tönende Worte, die wie Schellen klingelten.

Jeanne antwortete mit weniger Aufwand von Phrasen, ein wenig spröde und hölzern, und wenn sie mit der Aufzählung der kärglichen Ereignisse fertig war, wie etwa, daß der Nachbar Soundso gepfändet worden war, weil die gute Ernte immer noch nicht verkauft ist, oder daß Winzerversammlungen stattgefunden haben in Montpellier, in Narbonne, in Béziers, in Perpignan, in Carcassone, und daß Vater Marcellin zu hunderttausend Menschen gesprochen habe vom Dach herab, wie auch der Herr Bürgermeister Rouquié, ja und schließlich, um nichts zu vergessen, daß man den lieben Herrn Rouquié in seinem Hause besucht hatte, Jeanne mit dem Vater Marcellin, ein schönes, wohleingerichtetes Haus — kurz, wenn die Tatsachen aufgezählt waren, dann war auch der Brief zu Ende.

Von Liebe stand nichts drinnen, das würde sich für ein einfaches Landmädchen nicht schicken, Gaston kann es sich dazu denken, sagen soll man so etwas nicht, am allerwenigsten schreiben.

Gaston vergaß nicht, fleißig dem Bruder Richard zu schreiben, dem Hüter seines heimatlichen Weingartens der Liebe. Abgesehen von diesem Gegenstand des Interesses hatte Gaston viel zu berichten, was für ein Leben in Paris wäre. Gegen Paris sei Perpignan, Montpellier, ja selbst Narbonne nur Mist und Rauch, oder des besseren Vergleichs willen eine zahnlose, alte Vettel, wohingegen Paris eine nackte, rosige Venus wäre, von elektrischen Sonnen umglüht, auf einer riesigen Austernmuschel schwebend und sich holdselig herabneigend, Gaston von Perpignan zu küssen und Bruder Richard, wenn er eines Tages zu Besuch käme.

Ah, Paris! Ah, les amours!

... Und Richard? Er war nicht der Mann, der sich hinströmen ließ in eitlen, albernen Prahlereien, nein, er war in allen Stücken so ziemlich der lebendige Gegensatz. Eine verschlossene, schweigsame Natur, der Fröhlichkeit abhold, haßte er den Überschwang sowie Unbedachtsamkeit und verachtete den Bruder, dessen Herz allzuoft mit der Zunge durchging.

„Du hast den besseren Teil erwählt," schrieb er an Gaston, „du bist ein Sonntagskind, und von Kindheit an hat dich das Glück verzogen." Gewohnt,

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

seine wahren Gefühle zu verbergen, wählte er auch jetzt süßliche Worte als geschickt verwendete Maske, jetzt mehr denn je, denn die Briefe Gastons waren ihm wertvoll geworden für seine Pläne. Ja, Richard hatte Pläne, Pläne auf dem Ambos des Grolls mit dem Hammer des Hasses in der rotbrandigen, rußigen Flamme der Eifersucht kunstvoll geschmiedet.

Nur zu, ihr Schwätzer, die sich mit tödlicher Sicherheit um Kopf und Kragen reden! Nur zu, Gaston! Nur zu, Marcellin! Nur zu, Rouquié! Nur zu, ihr Winzer, eine zusammengerottete, blökende Schafherde, die, wer weiß, eines Tages, wenn der Wahn über sie kommt, sich in Rudel reißender Wölfe verwandeln kann!

Denn — Richard hatte seine Pläne gezeugt in der Hexenküche seines finsteren Herzens, wo wohlverwahrt, mit Zetteln und Datum versehen, die Gifte lagen, der Niederschlag von Kränkungen, Zurücksetzungen und anderer Unbill, ihm bewußt oder unbewußt zugefügt von diesem oder jenem, von allen. Ja, von allen!

Wie kam er dazu, diese schiefe Gestalt zu haben? War er etwa schuld? Verflucht auch! Mit welchem Recht durfte ihn die Liebe enterben? Dieses Unrecht fordert Sühne! So kam der Haß in sein Herz, der ihn segnete und ihm diese Sühne verhieß. Wie durfte Gaston es wagen, ihm sein gebührend Erbteil zu schmälern, sozusagen schon von der Mutterbrust an? Gaston hatte Glück bei den Weibern, schon die Mutter hatte ihn als ihren Liebling vorgezogen, so daß von ihrem ganzen verschenkten Herzen für Richard nichts übrig blieb als unfreundliche Härte, böse Blicke und böse Worte. Und später mit den Mädchen! War nicht Gaston ein angebeteter, junger Gott und Richard neben ihm eine verlachte Spottgeburt, ein mißglückter Versuch der Natur, nur eine Unterlage, die körperlichen Vorzüge des andern desto sinnfälliger erscheinen zu lassen? Hatte Gaston nicht auch dieses fabelhafte Glück bei den Männern? Waren nicht sämtliche Burschen des Ortes seine Freunde? Hatte ihn nicht Marcellin zum Schwiegersohn erkoren? War ihm nicht das Glück auch nach Paris gefolgt, um ihm dort auf seine Wege Rosen zu streuen, und wird es ihn nicht auch in demselben Triumphzug nach der Heimat — aber halt!

Da stand Richard davor. Der stiefmütterlich behandelte Richard hatte von der Vorsehung eine Gabe erhalten, die unter Umständen mehr ist als Schönheit, Reichtum, Glück ... Was keiner konnte in seinem Umkreis, das konnte Richard: denken, denken, denken! Und wie hatte Richard gedacht! Bohrend wie eine Spitzflamme, tiefwühlend wie ein Maulwurf, eindringend wie Mephisto, dem kein Schlüsselloch zu eng, keine Mauer zu dick, kein Geheimnis zu versteckt ist, der alles durch und durch schaut, als wären die Dinge, die Menschen, die Gedanken, die Schicksale von Glas, unendliche Zusammenhänge schaffend, Getrenntes verbindend, Schicksalsfäden spinnend und sinnreich verknüpfend zu Netzen, wundervolle Netze, den Opfern über den Kopf zu werfen und den reichen Fischzug zu tun, den Seelenfischzug! Also hatte Richard in der Einsamkeit und Verschlossenheit seines Herzens denken gelernt, und jetzt war er fertig, fertig, um seine Fangnetze auszulegen. Denken hatte er gelernt, während die anderen schwätzten — beobachten und denken, während sie ihn verlachten ... Und um dieser Gabe willen hatte er den anscheinend glücklicheren Bruder nicht einmal beneidet, auch nicht gehaßt, sondern im stillen nur verachtet, wobei es aber nur eines brennenden Streichholzes bedurfte, eines zündenden Funkens, um diese Verachtung wie einen dick-

flüſſigen, erblindeten, abgeſtorbenen See von Erdöl plötzlich in wilden, zügelloſen Flammen auflodern zu ſehen, Flammen des Haſſes! ... Wenn der eine Punkt in Richards Herzen verletzt würde, dieſer einzige Punkt, der weich und verwundbar geblieben iſt ... O! O, ihr meint etwa, Richard ſei ein Böſewicht, ein verhärtetes Gemüt, eine verſteinerte Seele, die den Himmelstau der Liebe verſchmäht, die dem ſterbensſüßen Nachtigallenſang der Sehnſucht kein Ohr verleiht, und die nicht ſchmerzlich nach den Roſenfingern der Zärtlichkeit verlangt? Ah, ihr wißt nicht, daß Richards Härte nur als hürene Schale ſein empfindſames Herz umhüllte, daß dieſes Herz nach Liebe ſchrie in Qualen, gegen die der erſten Menſchen erſtes Stöhnen ein bloßes Hirtenlied war? Ihr wißt es nicht, ihr blinden, rohen, ſtumpfen Bauern, und du, aufgeblaſener, hohler Gaſton, du verſchlagener Marcellin, du törichter Rouquié, ihr Täler, Hügel, Weinberghohlwege, in deren Einſamkeit Richard ſein Haupt wie in einem mütterlichen Schoß vergrub, ſich hinwarf, wälzte, die Haare raufte und immer nur den einen Namen rief: Jeanne, Jeanne, Jeanne!

(Fortſetzung folgt.)

Der diplomatiſche Urſprung des Krieges von 1870/71

Von Dr. W. Hopf-Roſtock

Unter dieſem Titel läßt das franzöſiſche Miniſterium des Äußeren vierzig Jahre nach dem gewaltigen Ringen zwiſchen den beiden Nachbarvölkern eine Sammlung von diplomatiſchen Aktenſtücken erſcheinen, die bei der Fülle von wichtigem Material, das ſie für die bedeutungsvollen ſechziger Jahre bringen wird, ſchon jetzt als außerordentlich wertvoll bezeichnet werden muß. Denn bisher beſitzen wir für die Vorgeſchichte des Krieges außer den in Aegidis Staatsarchiv veröffentlichten Aktenſtücken und außer der Darſtellung Sybels, den Bismarck doch auch nur eine Auswahl von Akten hatte einſehen laſſen, im weſentlichen nur Aufzeichnungen u. dgl. von Beteiligten, die natürlich weder lückenlos noch unbefangen ſein können und wollen.

Den Zweck der Veröffentlichung, deren Plan drei Jahre zurückreicht, faßt die mit dieſer Aufgabe betraute Kommiſſion in ihrem Bericht dahin zuſammen, „die diplomatiſchen Schriftſtücke, deren Kenntnis zu einer unparteiiſchen Darſtellung des Deutſch-Franzöſiſchen Krieges und der Umſtände, die ihm vorhergegangen ſind und ihn vorbereitet haben, unentbehrlich iſt, für den Gebrauch der Geſchichtsſchreiber zuſammenzuſtellen". Wenn ſie dabei den Wunſch ausſpricht, daß auch andere Regierungen dem hier gegebenen Beiſpiel folgen möchten, ſo zielt ſie damit natürlich vor allem auf Deutſchland. Die deutſche Regierung hält aber die Schätze der Archive, die außer der Korreſpondenz Bismarcks und den Berichten der Geſandten auch die im November 1870 in Cerçay erbeuteten Papiere des franzöſiſchen Miniſters Rouher bewahren, ſorgfältig zurück, und es iſt wohl kaum zu erwarten, daß ſie nun von der bisherigen Übung abzugehen geneigt ſein wird.

In längeren Ausführungen spricht sich die Kommission über die Wahl des Ausgangspunktes aus, der natürlich für eine derartige Veröffentlichung nicht allzu weit rückwärts verlegt werden kann; sie geht zurück auf das Jahr 1863, „wo es noch von Frankreich abhing, daß die dänische Frage nicht zur deutschen Frage werde", und setzt ein mit dem 24. Dezember 1863, „dem Vorabend des Tages, wo England das Zusammentreten einer Konferenz vorschlägt, um den dänisch-deutschen Konflikt zu regeln".

Diese Wahl kann nicht als glücklich bezeichnet werden; freilich wäre auch mit dem „Patent" vom 30. März 1863, auf das die Kommission selbst verweist, ein geeigneterer Zeitpunkt nicht getroffen worden. Eine unbefangene Prüfung hätte vielmehr auf den 4. November 1863 führen müssen, auf den Tag, an dem Napoleon den europäischen Mächten einen allgemeinen Kongreß vorschlug, um die gesamten politischen Verhältnisse Europas einer kritischen Erörterung zu unterziehen. Wenn auch nicht bezweifelt werden kann, daß die dänische Frage bei diesem Vorschlag, der unmittelbare praktische Folgen nicht gehabt hat, keine besondere Rolle gespielt hat, so ist doch durch diesen Vorgang die weitere Haltung der französischen Regierung wesentlich beeinflußt worden, die auch nach seiner Ablehnung jedem anderen Vorschlag zur Regelung der dänischen Frage zunächst ihren Kongreß entgegensetzte und dadurch erheblich dazu beitrug, daß die Dinge lange Zeit hindurch nicht vom Fleck kommen konnten.

Selbstverständlich konnte es nicht die Absicht sein, die sämtlichen Aktenstücke aus der in Frage stehenden Zeit zu veröffentlichen, und die Kommission hat sich denn auch darauf beschränkt, diejenigen auszuwählen, die geeignet schienen, die französische Politik in der deutschen Frage verständlich zu machen. Allerdings lassen sich auch hier ernste Bedenken nicht unterdrücken, da dieser Gesichtspunkt der Willkür weiten Spielraum läßt und jede Möglichkeit fehlt, die Berechtigung der Ausscheidungen nachzuprüfen.

So muß die geringe Zahl von Schriftstücken auffallen, die aus dem diplomatischen Verkehr mit den bei den einzelnen deutschen Mächten beglaubigten Gesandten mitgeteilt werden; von den zweihundertfünfunddreißig Nummern, die der vorliegende erste Band enthält, gehören nur fünfundzwanzig hierher! Und dabei handelt es sich in der Mehrzahl um Berichte der französischen Agenten an ihre Regierung; Auseinandersetzungen diplomatischen Inhalts finden sich hier so gut wie gar nicht. Bemerkenswert ist nur die aufsehenerregende Note, die die französische Regierung am 4. Januar 1864 — das Datum wird hier authentisch festgelegt, nachdem es bisher verschieden angegeben wurde — an die deutschen Mächte außer Preußen und Österreich richtete und in der das Ergebnis der Londoner Konferenz als „wirkungsloses Werk" (œuvre impuissante) bezeichnet wird; hier spricht sich die Regierung gegenüber den deutschen Einzelstaaten über ihre Politik aus, legt nachdrücklich Wert darauf, daß auch der Deutsche Bund an der zur Schlichtung des dänischen Konflikts geplanten Konferenz teilnehme und macht sogar ihre eigenen Entschließungen in dieser Frage von denen der deutschen Staaten abhängig: tatsächlich hat Frankreich der Konferenz seine Zustimmung versagt, nachdem sie von den deutschen Staaten abgelehnt worden war.

Außer dieser Note weiß der vorliegende Band aus diesem Verkehr nichts von Bedeutung mitzuteilen. Wenn das damit begründet wird, daß es vom fran-

zösischen Standpunkt aus unnötig sei, die Politik, die die kleineren deutschen Staaten in der dänischen Frage verfolgt haben, in ihren Einzelheiten kennen zu lernen, so widerspricht dem eben diese Note vom 4. Januar, in der die französische Regierung doch ihre Haltung von der der deutschen Staaten ausdrücklich abhängig macht! Tatsächlich ist die Politik des Bundestages und der deutschen Einzelstaaten nicht von dem geringen Einfluß auf Frankreich gewesen, den die Kommission behauptet, und es darf wohl angenommen werden, daß die französischen Archive hierüber noch mehr enthalten, als die Kommission mitzuteilen für gut befunden hat!

Etwas reicher fließt diese Quelle für die Entwicklung des Verhältnisses zwischen Preußen und Österreich, deren gegenseitige Annäherung von entscheidender Bedeutung für den Gang der Dinge geworden ist. Auch an diesem Punkt zeigt sich wieder, wie wenig glücklich die Wahl des Ausgangspunktes für diese Veröffentlichung ist: denn grade der Kongreßvorschlag Napoleons war es, der eine völlige Wandlung in der bis dahin bestehenden Gruppierung der Mächte hervorrief. In Wien wurde der Vorschlag, der seine Spitze unmittelbar gegen Österreich kehrte, mit lebhafter Entrüstung aufgenommen, und erst durch ihn konnte hier die Auffassung Boden gewinnen, daß man in der immer brennender werdenden dänischen Frage mit Preußen zusammengehen müsse. Und Österreich hatte schon eine bedeutsame Annäherung an den preußischen Standpunkt vollzogen, als es am 25. Dezember — von diesem Tag stammt die erste hier mitgeteilte Depesche des französischen Gesandten in Wien — an Stelle des Kongresses mit seinen unbeschränkten Verhandlungsgegenständen eine Konferenz vorschlug, auf der die Signatarmächte unter Zuziehung des Deutschen Bundes über die dänische Frage beraten sollten. Denn dieser Vorschlag bewegte sich ganz in der Richtung der Politik Bismarcks, der auch nur einverstanden sein konnte, daß der Vortritt Frankreich vorbehalten bleiben sollte.

Einigermaßen anders hatte sich die Lage für Preußen gestaltet, das sich nach seiner bisherigen Vereinsamung nun plötzlich von allen Seiten umworben sah. Und es gehörte ein weitgehender guter Wille Napoleons dazu, die stark an Vorbedingungen geknüpfte, rein formelle Zustimmung Bismarcks zu dem Kongreßvorschlag als Annahmeerklärung aufzufassen und daraus eine außerordentlich freundliche Haltung Preußen gegenüber abzuleiten, die diesem nur willkommen sein konnte. Dadurch ließ sich aber Bismarck in seiner Selbständigkeit nicht beeinträchtigen, er lehnte aufs bestimmteste ab, als Napoleon unter Aufnahme einer früheren Anregung Bismarcks einen „beschränkten" Kongreß vorschlug.

Von diesem Augenblick an tritt auch in den hier vorliegenden Akten das Zusammenwirken der beiden Mächte immer deutlicher hervor. Am 28. Dezember beantragten Preußen und Österreich beim Bundestag, wo sie sich so oft als Rivalen gegenübergestanden hatten, „Dänemark aufzufordern, die allgemeine Verfassung vom 18. November endgültig zurückzuziehen (die das Einverleiben des Herzogtums Schleswig bestimmte) und ihm zu erklären, daß der Bundestag, geleitet durch das Gefühl für sein Recht und seine Würde, sich im Fall einer Weigerung genötigt sähe, die notwendigen Maßregeln zu ergreifen, um sich durch eine militärische Besetzung dieses Herzogtums eine Bürgschaft für Erfüllung seiner gerechten Ansprüche zu verschaffen". Und die Wirkung konnte nicht ausbleiben, als beide Mächte am gleichen Tage — am 31. Dezember — dem französischen Gesandten erklärten, daß sie gewillt seien, am Londoner Vertrag festzuhalten, daß aber

Dänemark seine Versprechungen von 1851 unverzüglich erfüllen müsse. Sie stimmten also in ihren Forderungen vollkommen überein; wie weit aber trotzdem ihre Auffassung und ihre Absichten noch auseinandergingen, zeigten die zugesetzten Erläuterungen. Ganz bismarckisch war die Bemerkung, daß er Garantien nicht geben könne und sich vorbehalte, „alle Vorteile benutzen zu wollen, die sich für sein Land bieten würden". Von solch entschiedener Auffassung der Lage war Österreich noch weit entfernt. Graf Rechberg sprach sich nochmals mit Nachdruck für Regelung durch eine Konferenz aus, zu der auch der Deutsche Bund zugezogen werden müsse, da nur durch dessen Fehlen der Londoner Vertrag überhaupt bestritten werden konnte.

Es war aber gar nicht Bismarcks Absicht, die Frage im Sumpf einer Konferenz ersticken zu lassen, und diese Verhandlungen dienten ihm nur dazu, die Mächte zu beschäftigen und sie dadurch von einem unmittelbaren Eingreifen zurückzuhalten. Die Politik des Bundestags, der nicht geneigt war, den von den beiden Großmächten eingeschlagenen Wegen zu folgen, machte es ihm leicht, Österreich immer fester an sich zu binden, da dieses ein erhebliches Interesse daran hatte, daß die Meinung der mittleren und kleineren Staaten im Bund nicht auf Kosten der Großmächte überwiege. So war es nur ein Ausdruck des erzielten vollständigen Einverständnisses, als die beiden Mächte am 16. Januar eine Militärkonvention abschlossen. Ganz in der Auffassung Bismarcks erklärten sie dann gemeinsam, daß die Aufrechterhaltung des status quo sie nicht an der Besetzung Schleswigs hindern könne, die freilich nur eine Zwangsmaßregel sei, um die Erfüllung der Verpflichtungen von 1851, d. h. die Zurücknahme der Verfassung und die Sicherstellung Schleswigs als eines selbständigen und deutschen Landes zu erreichen.

Die volle Einigkeit zwischen Preußen und Österreich gab den übrigen Mächten Veranlassung zur Beunruhigung, da sie glaubten, auf weitergehende Abmachungen schließen zu müssen; besonders verursachte die angebliche Sicherstellung des beiderseitigen Besitzstandes vielfache Erregung, die auch durch die bestimmtesten Erklärungen, deren Vollständigkeit man nicht traute, nicht beseitigt werden konnte. Dazu beigetragen hat wohl auch der Umstand, daß die österreichische Politik offensichtlich ganz unter dem Einfluß der preußischen stand; Rechberg versuchte wohl hier und da, die stets sehr bestimmt gefaßten Erklärungen Bismarcks abzuschwächen, sah sich aber immer wieder genötigt, allen seinen Schritten zuzustimmen.

So zeigt auch diese Veröffentlichung Bismarck als den unbestrittenen Meister der Lage, der die gesamten Verhandlungen immer fester in die Hand nahm. Dabei war er sich der Folgen, die diese Vorgänge in der innerdeutschen Politik nach sich ziehen mußten, wohlbewußt, und rückhaltlos gab er seiner abfälligen Beurteilung der Bundesverfassung dem französischen Gesandten gegenüber Ausdruck. Und als dieser bemerkte, daß die Regelung dieser Frage und die Errichtung neuer Grundlagen für Preußen eigentlich wichtiger sei als der gegenwärtige Krieg, stimmte er zu und ließ den festen Entschluß erkennen, „keine Gelegenheit vorübergehen zu lassen, für immer den Widerstand zu brechen, gegen den er bis zu diesem Tage zu kämpfen hatte". Bemerkenswert ist auch die Randbemerkung, die der französische Minister des Äußeren Drouyn de Lhuys zu dieser Erklärung machte, daß nämlich Frankreich kein Interesse daran habe, „weder die Errichtung neuer Grund-

lagen usw. zu wünschen oder hervorzurufen, noch für immer den Widerstand zu brechen"!

Weitaus die Mehrzahl der in dem vorliegenden Band mitgeteilten Aktenstücke bezieht sich auf die Haltung der übrigen Mächte, von denen England schon um die Mitte des Jahres 1863 unmittelbar eingegriffen hatte, als Lord Palmerston mit der englischen Kriegsmacht drohte, falls Schleswig besetzt und damit Dänemarks Unversehrtheit verletzt würde. Die unmittelbare Folge war natürlich die feste Überzeugung in Dänemark, daß Englands Waffenhilfe sicher sei, und daraus entspringend ein unverhältnismäßig sicheres und selbstbewußtes Auftreten. Wenn auch Lord Palmerston mit seiner deutschfeindlichen Gesinnung in der Folge mehr zurücktrat und die Geschäfte durch den Minister des Auswärtigen, Lord Russell, der mehr auf Erhaltung des Friedens bedacht war, geführt wurden, so blieb doch die Dänemark ermutigende Haltung Englands im wesentlichen dieselbe. Wohl erhob England Vorstellungen bei der dänischen Regierung und wies darauf hin, daß die Verfassung tatsächlich die Einverleibung Schleswigs in sich schließe und daß sich daher die dänische Regierung ins Unrecht setze, wenn sie die Aufhebung nicht zugestehe; diese Vorstellungen wurden aber sogleich wieder abgeschwächt durch die Bemerkung, es bestehe keine Sicherheit, daß Deutschland nicht mit neuen Forderungen hervortrete, wenn diese bewilligt seien. Auch der Vorschlag, daß die vier nichtdeutschen Mächte, die den Londoner Vertrag unterzeichnet hatten, einen Druck auf den Deutschen Bund ausüben und ihm die Verantwortung für den Krieg zuschieben sollten, war nur geeignet, Dänemark den Rücken zu stärken.

So konnte bei den übrigen Mächten die Meinung entstehen, England werde gegebenenfalls zum Schutze Dänemarks zu den Waffen greifen; statt diesen Gerüchten mit einer bestimmten Erklärung entgegenzutreten, gab die englische Regierung ihnen vielmehr immer wieder neue Nahrung durch Äußerungen des Inhalts, sie hoffe, „daß England nicht allein dastehen werde, die Unversehrtheit der dänischen Monarchie zu verteidigen". Derartige Drohungen gehen durch alle in diesem ersten Band mitgeteilten Aktenstücke hindurch, der denn auch mit einem ähnlichen Akt der englischen Regierung schließt: als die verbündeten Mächte aus militärischen Rücksichten Kolding besetzten und damit auf dänisches Gebiet übertraten, drohte sie abermals mit kriegerischen Maßregeln, mit der Entsendung eines Geschwaders nach Kopenhagen.

Im Gegensatz dazu war Frankreichs Politik von dem dringenden Wunsch beseelt, den Frieden zu erhalten; sie stand aber zunächst noch ganz unter dem Eindruck der Ablehnung des Kongreßvorschlags, den sie nicht so rasch aufgeben zu dürfen glaubte. Sie setzte diesen Plan allen Anregungen entgegen, die Krise durch eine Konferenz der Signatarmächte zu lösen; das unbegrenzte Programm des Kongresses, der natürlich im letzten Grund dazu dienen sollte, Frankreich für die erlittene diplomatische Schlappe zu entschädigen, biete viel mehr Möglichkeiten, befriedigende Ausgleiche zu schaffen. Die französische Regierung konnte freilich einer solchen nach Verhandlungsgegenständen und Teilnehmerzahl begrenzten Konferenz nicht gut zustimmen, ohne gegenüber den Mächten, die den Kongreß angenommen hatten, für eine Konferenz aber nicht in Frage kamen, in eine mißliche Lage zu geraten. Dieses nachhaltige Widerstreben Frankreichs trug wesentlich dazu bei, daß die Bemühungen, den Konflikt friedlich zu schlichten, so lange erfolglos

blieben, und daß sie erst dann größere Aussicht auf Verwirklichung zu gewinnen schienen, als es bereits zu spät war. Eine führende Rolle hat es infolgedessen in den Vermittlungsverhandlungen nicht zu spielen vermocht, hat sie vielmehr der geschäftigen Tätigkeit des englischen Kabinetts überlassen müssen. Daß sie dessen Plänen zu folgen sich geneigt zeigte, verhütete die zwischen beiden Regierungen bestehende Verstimmung. Anders wie England verlegte daher Frankreich den Schauplatz seiner vermittelnden Tätigkeit nach Kopenhagen, wo es immer wieder zur Zurücknahme der Verfassung und zu weitgehendem Entgegenkommen riet. Die französische Regierung ließ sich auch durch die englischen Kriegsdrohungen und Vorschläge, die ein Heranziehen der Signatarmächte bezweckten, nicht fortreißen und blieb gleichmäßig darauf bedacht, nicht in den Konflikt verwickelt zu werden, bei dem Frankreich in seiner kontinentalen Lage wesentlich mehr hätte aufs Spiel setzen müssen als England.

Besondere Aufmerksamkeit verdient auch das Bild, das die hier mitgeteilten Aktenstücke von dem Verhältnis zwischen Frankreich und Preußen geben. Frankreich hatte schon einige Zeit vorher Preußen gegenüber eine besonders freundliche Haltung eingenommen und ihm zu nachdrücklichem Vorgehen in der dänischen Frage geraten; es suchte eben an Preußen einen Bundesgenossen gegen Österreich und England. Diese Wendung der französischen Politik mußte Preußen schon mit Rücksicht auf die gesamte politische Lage willkommen sein, und es wies die Annäherung nicht zurück, ohne freilich besondere Neigung für sie zu empfinden; mehr als unverbindliche Aufmerksamkeiten gab daher die preußische Regierung auf die Liebenswürdigkeiten Frankreichs nicht zurück, und einem unmittelbaren Hinweis auf die Möglichkeit und die Vorteile eines Bündnisses begegnete sie mit einer ausweichenden Antwort. Mit wachsendem Mißtrauen verfolgte Frankreich die Besserung der Beziehungen zwischen Preußen und Österreich, die seine Hoffnung, schließlich die eine Macht gegen die andere zu gebrauchen, zu vernichten schien. Auch hier zeigte sich wieder die gewaltige diplomatische Überlegenheit Bismarcks, der jede Veränderung der politischen Lage zu seinen Gunsten auszunutzen wußte. Daß in ihm der Mann erstanden war, der die Kraft und den Mut hatte, der gesamten europäischen Politik die Wege zu weisen, und der entschlossen war, an eine gründliche Lösung der deutschen Frage heranzutreten — das ist der Eindruck, mit dem man den ersten Band dieser bedeutsamen Veröffentlichung aus der Hand legt, ein Eindruck, den die folgenden Bände werden erweitern und vertiefen müssen!

Der junge Platen

Von W. Schonebohm-Schöneberg

Seit dem Erscheinen der Tagebücher des Grafen August v. Platen ist das Interesse für diesen von seinen Zeitgenossen und auch später verkannten und von seinen nächsten Angehörigen nicht verstandenen Dichter lebhafter geworden. Die Tagebücher erst gewährten uns einen tieferen Einblick in seine problematische Natur. Inzwischen ist uns ja nun auch seine eigenartige Veranlagung, die wie ein Fluch auf seinem Leben

lastete, durch die fortgeschrittene medizinische Forschung verständlicher geworden. Nicht mehr mit kaltem Hohn und beißender Satire treten wir dem Dichter gegenüber, wie es noch Heinrich Heine in den „Bädern von Lucca" tat, wenn er u. a. sagt: „Er heilt uns von unserer Passion für die Weiber, die uns so viel Unglück zuzieht."

Die ausgezeichnete Platenausgabe von Koch und Petzet ist bereits in Nr. 51 des Jahrgangs 1910 der Grenzboten ausführlich besprochen worden. Nunmehr liegen auch der erste Band einer großen Biographie des Dichters von Rudolf Schlösser vor (Verlag R. Piper u. Co. in München, Preis 14 M.) und der erste Band seines Briefwechsels, herausgegeben von Ludwig v. Scheffler und Paul Bornstein (Verlag Georg Müller in München).

Der Briefband reicht bis zum April 1818 und bringt in chronologischer Reihenfolge sämtliche noch erhaltenen Briefe von und an Platen. Mehrere gute Abbildungen sowie reiche Anmerkungen und Erläuterungen zu den Briefen erhöhen den Wert des mustergültig ausgestatteten Werkes. Schlössers Biographie umfaßt allein in dem ersten Bande achthundert Seiten in Lexikonformat — ein Buch von echt deutscher Gründlichkeit. Damit soll natürlich kein Vorwurf erhoben werden; die liebevolle Sorgfalt, der große Fleiß und die geschickte Anordnung des Stoffes können nur rühmend hervorgehoben werden.

Am 24. Oktober 1796 wurde August v. Platen als erstes Kind der zweiten Ehe des Oberforstmeisters Graf August Philipp v. Platen und der Freiin Luise Eichler v. Auritz zu Ansbach geboren. Allem Anschein nach hat der Vater keine große Rolle in Platens Leben und Erziehung gespielt. Nicht wenig mag hierzu beigetragen haben, daß er schon 48 Jahre alt war, als dieser Sohn zur Welt kam. Das Alter hatte ihn bereits mürbe gemacht, und er war froh, wenn man ihn mit Kinder- und Erziehungssorgen nicht behelligte. Da der Vater außerdem häufig dienstlich abwesend war, lag die Erziehung des Knaben ganz in den Händen der Mutter. Und sie ist es auch, die in seinem Leben im Guten wie im Bösen die hervorragendste Rolle gespielt hat. Ein allzu liebevolles und fraulich zartes Gemüt hat diese Mutter jedenfalls nicht besessen, ihr ist wohl niemals der Verstand mit dem Herzen durchgegangen; und doch, vielleicht gerade wegen dieser Sprödigkeit hat der kleine August sie mit jeder Faser seines Herzens geliebt. Seine Briefe aus dem Kadettenkorps in München, das er bereits 1806, kaum zehnjährig, bezog, sind ein einziger Sehnsuchtsschrei nach der Mutter. Er küßt heimlich den Ring, den sie ihm schickt, und einmal schreibt er: „O, wenn Du und der Vater hierher kämen! Ich wüßte gar nicht, was ich vor Freuden anfangen sollte, und wenn Du erst einen Sonntag hier bliebst, da könnte ich den ganzen Nachmittag bei Dir zubringen. Das wäre ein Tag! Siehst Du mich nicht gern?" — Immer wieder diese zitternde Angst, daß sie ihn nicht liebt, so wie er es tut! In geradezu rührender Weise wirbt er um diese Liebe, die ihn das höchste Glück auf Erden dünkt. Aber er findet wenig Entgegenkommen. Es ist gewiß nicht schlechte Absicht dieser Frau; sie ist einfach nicht in der Lage, das zu geben, was der heißblütige, liebebedürftige Junge verlangt. Ihre wenigen uns erhaltenen Briefe sind nüchtern, ernst, sachlich; nichts von sehnender und verstehender Mutterliebe ist darin zu verspüren, wohl aber schon eine leise Spur jenes fanatischen Ehrgeizes, der den Dichter später oft fast zur Verzweiflung brachte. „Behalte Deine Mutter in gutem

Andenken, um ihr zu Liebe recht fleißig zu sein", schreibt sie ihm auf all sein Liebeswerben. Und wie ist er fleißig, um ihr gute Zeugnisse schicken und sie zufriedenstellen zu können! — „Sei versichert, liebe Mutter, daß mir mein Hauptzweck, meine Bildung, allzusehr am Herzen liegt, als daß ich ihn je aus den Augen verlieren könnte", schreibt er ihr, und in demselben Brief: „Ich hoffe, daß Ihr nie Schande an mir erleben werdet".

Trotzdem muß er stets an seinen Geburtstag erinnern, damit er nicht vergessen wird, und zu den Ferien, auf die er sich Wochen und Monate gefreut hat, darf er oft aus nichtigen Gründen nicht nach Hause kommen. — Nein, lieben konnte diese Frau nicht; der Grundstein zu der späteren peinvollen Entfremdung wurde wohl schon in dieser frühesten Jugend gelegt.

Das Leben im Kadettenkorps scheint dem Knaben, dessen Charakter jeder militärische Drill zuwider ist, gar nicht zuzusagen. Flehentlich bittet er, ihn nicht Offizier werden zu lassen, was ihm denn auch schließlich zugesagt wird. Vorläufig aber muß er noch in der Anstalt verbleiben.

Es sind kindliche Klagen, die wir in den ersten Briefen hören: das Essen ist zu sehr gepfeffert, beim Waschen darf man das Halstuch nicht abbinden! — und über eine Ohrfeige, die er nach seiner Ansicht einmal zu Unrecht bekommen hat, kann er sich gar nicht beruhigen.

Übrigens werfen diese Briefe auch ein helles Schlaglicht auf die Hygiene der damaligen Zeit. Es wird nur einmal im Jahre gebadet, und auch die Füße werden nicht öfter gewaschen; „denn ich wüßte nicht mit was und nicht in was", schreibt er an seine Mutter.

Ende September 1810 tritt Platen in die Königliche Pagerie in München ein, wohl hauptsächlich um dem öden Zwang des Kadettenkorps zu entfliehen und später seinem immer mächtiger werdenden Drang zu „sanfteren Studien" folgen zu können. Aber auch hier fühlt er sich nicht allzu wohl, und in seinem Brief vom 28. Oktober 1810 an die Mutter ruft er jammernd aus: „Wäre ich doch im Kadettenkorps geblieben!" Mit der Zeit lebt er sich aber ein und fühlt sich dann auch so glücklich, wie es bei einer Natur möglich ist, die stets um das Gestern trauert, das Morgen sehnsüchtig herbeiwünscht und für das Heute kein Verständnis hat.

Einen frischen und erfreulichen Zug in diese mancherlei Plackereien bringen die Briefe seines Freundes Gustav Jacobs aus Gotha. Dieser Jacobs ist ein Tausendsassa, der ganz im Gegensatz zu Platen das Leben von der heitersten Seite nimmt, sich über seine Lehrer lustig macht, wenn sie ihm nicht behagen, und über Menschen und Dinge sein eigenes lachendes Urteil hat. Eine große Rolle in diesem Briefwechsel spielt Goethe, für den sich Platen zuerst gar nicht erwärmen kann, so daß ihn sein Freund 1810 in einem Briefe mahnt: „Lege Deinen Widerwillen gegen Goethe beiseite." In den ersten Briefen behauptet Platen, Goethe sei katholisch geworden, was Jacobs energisch bestreitet, da er doch nur fünf Meilen weit von Weimar wohne und es daher besser wissen müsse als Platen in dem entfernten München. Dem „Werther" wirft Platen „mangelnde Wirklichkeit" vor; darauf antwortet Jacobs in seiner frischen Weise: „Was Du von Werthers Leiden schreibst, das ist mir alles einerley, ob er wahr oder nicht wahr ist; denn der Roman ist nun einmal geschrieben und interessiert. Was kann es also uns kümmern, ob er Wahrheit oder Dichtung ist. Nimm an, was gewinnst

Du, wenn es Wahrheit ist? Ein Selbstmörder — und noch dazu einer aus Liebe. Und wenn es Dichtung ist, so gewinnt Goethe, insofern, daß er nicht eine Liebesgeschichte nachgeschrieben, sondern einen Roman erschaffen hat."

Am 19. Januar 1812 schreibt Jacobs wieder: „Du willst, ich soll Dir Goethes neuestes Werk schicken, doch das wäre die Pferde hinter den Wagen gespannt. Wahrheit und Dichtung aus meinem Leben ist das neueste Werk der genialen Exzellenz, wenig Historie und viel Sentenzen (oder wenig Braten und eine lange obgleich gute Sauce)."

Der Widerstand Platens gegen Goethe beginnt abzuflauen. Er macht ein schwärmerisches Gedicht an den Helden des „Werther", dem ein gleiches an „Ottilie" in den „Wahlverwandtschaften" folgt. Schillers Gedichte, um die er im April 1811 die Eltern dringend bittet, begeistern ihn und regen ihn zu eigenem dichterischen Schaffen an.

Bereits im Jahre 1810 hat er, wie aus einem Brief von Jacobs vom 19. Dezember 1810 hervorgeht, ein Trauerspiel verfaßt, das dem Freunde sehr gefällt. Viele Gedichte stammen ebenfalls aus dieser Zeit.

Am 16. Dezember 1812 schreibt er an seine Mutter, daß er sich auf Zureden des Vaters nun doch entschlossen habe, Offizier zu werden, und am 31. März 1814 wird er Leutnant im ersten Infanterieregiment zu München. Aber bereits ein Vierteljahr später ist ihm die sichere Erkenntnis aufgegangen, daß er zum Militärdienst nicht taugt; der langweilige, täglich in öder Gleichmäßigkeit verlaufende Dienst widert ihn an, er besitzt nicht den geringsten militärischen Ehrgeiz, und tägliche Unannehmlichkeiten mit den Vorgesetzten verbittern ihm das Leben. Er klagt über die Liebesabenteuer seiner „ausschweifenden und sittenlosen" Kameraden. Wie konnte er bei seiner ihm selbst noch unbewußten unglückseligen Veranlagung Verständnis haben für die überschäumende Lebensfreude seiner Altersgenossen! — Doch einmal scheint es, als fühle sich sein Herz zu einem weiblichen Wesen hingezogen. Die junge Marquise Boisséson hat Eindruck auf ihn gemacht, und er verkehrt auch längere Zeit im Hause der Mutter, wo man ihn scheinbar nicht ungern sieht. Aber zur Leidenschaft wird diese Episode nicht, und bald hat das niederdrückende Gefühl des Unbefriedigtseins wieder die Oberhand. Seine vermeintliche Neigung ist rasch verflogen, und er trennt sich beim Ausmarsch 1815 leichten Herzens von der Angeschwärmten. Das Leben liegt wieder einmal so trostlos vor ihm, daß er es als Glück ansehen würde, nicht mehr aus dem Kriege zurückzukehren.

Platens literarisches Interesse bleibt aber trotz dieser seelischen Nöte stets ein sehr reges. Seine anfängliche Abneigung gegen Goethe wandelt sich nach und nach in glühende Begeisterung, daneben liest er Jean Paul und interessiert sich lebhaft für Körner. Herders „Stimmen der Völker" machen einen tiefen Eindruck auf ihn, aber mit den Romantikern weiß er nichts anzufangen. „Des Knaben Wunderhorn" dürfte er nie gelesen haben. In den Jahren 1814 und 1815 beschäftigt er sich viel mit englischer und französischer Literatur und bemüht sich auch selbst, die beiden Sprachen zu erlernen. An die Mutter schreibt er, um sich zu üben und sie zu erfreuen, französische und englische Briefe, fällt aber stets in seine Muttersprache, sobald er mehr als die üblichen Phrasen machen will.

Einen flammenden Protest löst Napoleons Rückkehr von Elba in dem jungen Patrioten aus. Das Gedicht, das er am 23. Mai 1815 aus dem Felde an die Mutter schickt und das mit den Worten beginnt:

Ha! Welch ein Volk wohnt übern Rheine!
Welch unbegreifliches Geschlecht!

gibt seinem Zorn gegen den „Barbaren" und „Mörder" kräftigen Ausdruck. Es folgt eine Reihe vaterländischer und anderer Gedichte. Hier und da tritt auch sein Lebensüberdruß wieder hervor, so in dem Gedicht „Schwermut", in dem er mit den Worten: „In früher Jugendfülle sterben ist ein beneidenswerter Tod" auf Körners frühes Ende anspielt und sich selbst ein gleiches Los ersehnt. Noch mehrmals richtet sich sein heißer Zorn gegen Napoleon, selbst mit dem nach St. Helena Verbannten fühlt er kein menschliches Erbarmen; er rät vielmehr dem Schiff „Northumberland", das Napoleon nach St. Helena bringen soll, den Verräter über Bord zu werfen. Diesen Zorn überträgt er auch auf die ganze Nation. Wie weit diese Ausbrüche eigene Überzeugung oder jugendliches Draufgängertum des begeisterten Vaterlandsverteidigers sind, sei dahingestellt. Allzu tief hat dieser Groll wohl nicht gesessen, denn der glühende Napoleonhasser ist immer begeistert, sobald er mit Franzosen zusammentrifft, wenn er auch diese Vertreter ihres Landes stets als Ausnahmen bezeichnet. Aus dem Kriege schickt er fleißig Briefe an die Freunde und an die Mutter, aber ein leiser Schmerzenston klingt überall durch. So schreibt er am 29. Juni 1815 aus Nancy an die Mutter: „Du wirst mir vorwerfen, daß ich sehr unordentlich erzähle, daß ich über alles schnell weggehe, und daß ich sehr wenig schreibe, da ich doch so viel Neues und Merkwürdiges gesehen habe. Allein Du weißt, daß man auf der Wache oft unterbrochen wird, daß ich ferner kaum glaube, daß Dich mein Brief erreicht und endlich, da ich überhaupt nicht glücklich und zufrieden bin, und wenig gelaunt zu schreiben." Man hält ihm auch hier täglich vor, daß er nicht zum Soldaten tauge, und er selbst fühlt, daß er in dem aufgezwungenen Beruf niemals glücklich sein wird.

Eine freundliche Ablenkung von seinen melancholischen Gedanken bringt ihm das Jahr 1816, da es ihm vergönnt ist, nach der Rückkehr aus dem Kriege mit seinen alten Freunden Schnitzlein, Fugger und Lüder einige glückliche Wochen in München zu verleben, die ihn die ewigen Unannehmlichkeiten des Dienstes vergessen lassen. Im Juni desselben Jahres macht er eine Reise in die Schweiz, nachdem seine Bitte, die Eltern besuchen zu dürfen, wieder einmal abgeschlagen war. Von dieser Reise ist er hochbefriedigt. Hieran schließt sich im Oktober 1816 ein dreimonatiger Aufenthalt in Ansbach, der ihn, nachdem er die erste Scheu des erwachsenen Menschen gegen die Eltern überwunden hat, wieder in ein herzliches Verhältnis zu Vater und Mutter bringt. Der gesellschaftliche Verkehr der Kleinstadt sagt ihm allerdings gar nicht zu. Eine unglückliche Neigung zu einem jungen Offizier bringt sein gestörtes seelisches Gleichgewicht noch mehr ins Schwanken. — Trotzdem hat Platen die Frauen nicht gemieden. Im Gegenteil, er fühlt sich unbefangener in ihrer Gesellschaft. Mit Bezug auf die weiberfeindliche Gesinnung seines Freundes Fugger sagt er einmal: „Obgleich ich selbst die Männer mehr wie die Weiber schätze, so bin ich doch weit davon entfernt, seiner Meinung zu sein. Ohne Mühe, ohne Geistesanstrengung läßt es sich so angenehm plaudern mit den Weibern. Das Ideal der Sanftheit und Milde läßt sich nicht unter

den Männern finden." Eine sehr hohe Meinung hat er nach alledem von dem Geist der Frauen nicht gehabt. Im Verkehr mit Frauen wie Pauline Schelling und Emilie Linder mag er später doch anderer Meinung geworden sein.

Das früheste und wirklich zu Ende geführte Werk Platens ist die dreiaktige Trochäen-Tragödie „Die Tochter Kadmus", sie entstand im Anfang Februar des Jahres 1816 im Laufe von nur fünf Tagen. 1811 hatte der Dichter allerdings schon einmal einen Versuch mit diesem Stoff gemacht, er war aber nicht über den ersten Aufzug hinausgekommen. Im April 1816 dichtet er an dem fünften Akt seines Dramas „Konradin", das er bereits aufgegeben hatte. Im Juni vor der Schweizerreise folgt die freie Bearbeitung der Racineschen „Berenice" in deutschen Jamben, die den Einfluß von Goethes „Iphigenie" und „Tasso" deutlich erkennen läßt. Aber auch diese Arbeit bleibt unvollendet.

Ein selbständiges Drama „Der Hochzeitsgast" teilt dasselbe Schicksal, ebenso die „Harfe Mahomets". Von seinen Gedichten der ersten Periode dürfte die „Harfe" als das bedeutendste anzusprechen sein. (Eine entzückende Ausgabe der Gedichte Platens von Rudolf Schlösser ist im Inselverlag zu Leipzig in zwei Bänden erschienen.)

Kaum ist der Dichter Mitte Januar 1817 von Ansbach nach München zurückgekehrt, so erscheint ihm die bei seinen Eltern verlebte Zeit, die im großen und ganzen ziemlich unerquicklich gewesen war, im rosigsten Licht. Er hadert wieder fortgesetzt mit dem Schicksal und fällt von einem Widerstreit der Empfindungen in den anderen. Die Briefe an die Eltern verraten allerdings hiervon nichts. Er vermeidet es geflissentlich, von seinem düsteren Gemütszustand zu sprechen, nur seinen Freunden gegenüber ist er mitteilsamer. An Max v. Gruber schreibt er am 22. Mai 1817, daß er auf einige Zeit an den Schliersee gehen werde, um hier ganz seinen Studien zu leben. Platen will hier die „Alten" und hauptsächlich Botanik studieren, sich dann aber auch mit Portugiesisch und Spanisch beschäftigen. Portugiesisch will er nur lernen, um den Camoëns im Original lesen zu können. Auch in diesem Brief folgen zum Schluß wieder Klagen, daß der militärische Beruf die Individualität ersticke, und er ruft verzweifelt aus: „Es ist schrecklich zu sterben, wenn man um sein Leben betrogen worden."

Trotz seiner elenden Gemütsverfassung wirft er sich mit großer Energie auf das Studium der Botanik. Er fühlt sich auch in Schliersee verhältnismäßig wohl, denn er schreibt an Max v. Gruber: „Hier ist es, wo ich zum ersten Male in meinem Leben, für eine längere Zeit, ganz meinen Neigungen und Studien folgen darf; wo die heitere Natur, die mich umgibt, so günstig auf meine äußere und innere Gesundheit einwirkt; wo ich, völlig vom Zwange zeremonieller und offizieller Verhältnisse befreyt, eine Weile vergessen lerne, was das Schicksal aus mir zu machen für gut fand."

In diesem Brief gibt er auch dem Gedanken Ausdruck, sich als Ökonom in den Vereinigten Staaten niederzulassen, aber „aus nichts wird nichts", sagt er mit Bezug auf seine beschränkten Vermögensverhältnisse; und auch dieser Traum wird begraben.

Seine Studien, vor allem die des Homer, gehen aber trotz dieses verzweifelten Tastens und Suchens rüstig weiter. Er ist entzückt von der Schönheit der Sprache des alten Meisters, „der einzigen, welche der deutschen in jeder Hinsicht voransteht".

Außerdem liest er französische und englische Bücher und läßt sich mit seinem Freund Fugger in einen kleinen Religionsstreit ein.

Nach seiner Rückkehr nach München packen ihn wieder die alten Zweifel, die aber bei weitem nicht die frühere Macht erlangen. Als er eines Tages wegen Zuspätkommens zum Exerzieren mit acht Tagen Arrest bestraft wird, schreibt er in sein Tagebuch: „Ich muß mein Schicksal ändern." Und er tut's — diesmal wird es Ernst. Anfang Februar 1818 richtet er an den König ein Gesuch um Bewilligung einer jährlichen Unterstützungssumme von sechshundert Gulden zur Fortsetzung seiner Studien, die ihm auch allergnädigst auf drei Jahre gewährt wird. Am 19. Februar 1818 teilt er der Mutter diesen neuen Plan mit.

Nach kurzem Aufenthalt bei den Eltern in Ansbach bezieht er als einundzwanzigjähriger Student der Jurisprudenz zum Sommersemester 1818 die Universität Würzburg, in der Hoffnung, nun endlich den rechten Weg gefunden zu haben. 1821 ging er nach Erlangen, wo Schelling großen Einfluß auf ihn gewann. In diesem Jahre ließ er seine ersten „Ghaselen" erscheinen, die aber ohne die so heiß ersehnte Wirkung blieben.

Kurz sei der weitere Lebensgang des Dichters skizziert.

Im Jahre 1824 war es ihm endlich vergönnt, den so langgehegten Wunsch, eine Reise nach Italien zu machen, von der er volle Genesung für seine zerrissene Seele erhoffte, zu befriedigen. Aber auch diese Hoffnung scheiterte, er war nicht imstande, etwas mit dem Herzen zu erfassen, um es dann in sich zu verarbeiten und zum Erlebnis werden zu lassen, für ihn war alles nur schöne Form, Kunst; nicht mit Unrecht hat man ihn den Kunstdichter genannt. Seine Verse sind formvollendet; man merkt, wie sie immer und immer wieder gefeilt sind. Mit den Jahren wird er immer kälter und starrer in der Form, fern von seinen Freunden vereinsamt er völlig. Das Leben hat für ihn keine Freuden und auch keine Poesie, trotzdem er ein Dichter ist. Nicht wie aus einem Märchenland kommend muten uns seine Schöpfungen an, sondern wie aus der grauen Wirklichkeit geboren, dann allerdings von einem großen Künstler in eherne Form gegossen, die aber das Herz kalt läßt, wenn auch der Verstand sich daran erfreuen kann. Im Jahre 1826 entstand die „Verhängnisvolle Gabel" und 1829 der „Romantische Ödipus". Die Komödien sind witzig und geistvoll, aber für die Bühne unbrauchbar. Ihre Form ist viel zu gewaltig für ihren Inhalt. Platens ungerechte Angriffe gegen Immermann und Heine wurden ihm seinerzeit sehr übel genommen. Heine hat sich dann auch, wie bereits angedeutet, in wenig schöner Weise durch seine giftigen Ausfälle in den „Bädern von Lucca" gerächt. Von Platens Gedichten der späteren Periode sind die „Polenlieder" und vor allem seine Balladen und Romanzen hervorzuheben. Wer kennt nicht den „Pilgrim von St. Just" und „Das Grab im Busento" mit seinem schweren ergreifenden Rhythmus:

Und den Fluß hinauf, hinunter ziehn die Schatten tapf'rer Goten,
Die den Alarich beweinen, ihres Volkes besten Toten.

Nichts Persönliches ist in seinen Dichtungen, er war verknöchert in dem ehrgeizigen Streben, etwas zu erreichen. Das Leben aber war unerbittlich, es hat ihm keinen seiner Träume erfüllt, nur einen poetischen Tod vergönnte es ihm (5. Dezember 1835). Unter den Palmen von Syrakus fand er seine letzte Ruhestätte.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Naturwiſſenſchaften

Heſſe und Doflein: Tierbau und Tierleben in ihrem Zuſammenhang betrachtet. 1. Band: Der Tierkörper als ſelbſtändiger Organismus, von Dr. Richard Heſſe, Profeſſor der Zoologie an der Landwirtſchaftl. Hochſchule zu Berlin. Leipzig, B. G. Teubner. Jeder Band M. 20,—.

Das Werk, das eine Darſtellung des Tierreichs von biologiſchen Geſichtspunkten aus geben will, iſt nach dem vorliegenden erſten Bande beurteilt auf das wärmſte zu begrüßen. Zweifellos wird das Buch, das in meiſterhafter Form geſchrieben und auf das prächtigſte mit Abbildungen ausgeſtattet iſt, der Zoologie neue Freunde zuführen. Dieſe Wiſſenſchaft iſt ſchon lange nicht mehr nur die Lehre von der Unterſcheidung und Einteilung der Arten, ſie berückſichtigt über das ſyſtematiſche Intereſſe hinaus den inneren Bau, die Morphologie der tieriſchen Organismen, umfaßt aber gleichzeitig auch die Biologie, die Lebenstätigkeit der Tiere, ihre Beziehungen zueinander und zur umgebenden Natur.

Die Werke, die bisher die Ergebniſſe der Geſamt-Zoologie zuſammenfaßten, behandelten, auch wenn ſie der biologiſchen Seite der Wiſſenſchaft gerecht wurden, wie z. B. das für weitere Kreiſe geſchriebene „Brehms Tierleben", die Zoologie der einzelnen Tiergruppen getrennt nacheinander. Dieſe Einteilung hat für die weitere Verbreitung biologiſcher Erkenntnis den offenſichtlichen Nachteil, daß ſie ein Intereſſe an den einzelnen Tiergruppen als ſolchen vorausſetzen muß. Anderſeits überwiegt bei der Zuſammenfaſſung zoologiſcher Beobachtungen unter allgemeinen Geſichtspunkten, bei der vergleichenden Betrachtung tieriſcher Organismen auch in der ſpezialwiſſenſchaftlichen Literatur meiſtens die Morphologie. Namentlich auf Grund der Darwinſchen Lehre iſt ja die vergleichende Formenkunde, die über die Verwandtſchaftsverhältniſſe der einzelnen Tierformen Auskunft geben ſoll, zu hoher Blüte gelangt. Soweit die biologiſche Seite der Zoologie bisher zuſammenfaſſende Darſtellungen erfahren hat, beſchränken ſich dieſe auf die Beziehungen der Tiere zueinander und zur Umwelt, die für die Deſzendenztheorie von Wichtigkeit ſind.

Im Gegenſatz hierzu die geſamte Biologie der Tierwelt allgemein verſtändlich nach vergleichendem Geſichtspunkt behandeln zu wollen, wie es die Verfaſſer des vorliegenden Werkes beabſichtigen, iſt als ein äußerſt glücklicher Gedanke zu bezeichnen. Daß das Werk trotz ſeiner großen rein wiſſenſchaftlichen Bedeutung für jeden Gebildeten leicht verſtändlich iſt, daß es, ohne zoologiſche Spezialkenntniſſe vorauszuſetzen, in anregender und leicht faßlicher Form in die Materie einführt, muß ihm als beſonderer Vorzug angerechnet werden. Eine große Anzahl prächtiger, in Farbendruck ausgeführter Tafeln vermittelt die Bekanntſchaft mit den dem Laien fernerſtehenden Formen der Tierwelt. Sie führen auf den Grund des Meeres und laſſen in lebensvollem Bilde die farbenprächtigen Meeresringelwürmer, die abſonderlichen Geſtalten der Stachelhäuter, die bizarren Bewegungsformen der Tintenfiſche vor unſerem Auge entſtehen, ſie gewähren mit mikroſkopiſcher Vergrößerung einen Einblick in das wunderbare Gewimmel der Kleinlebewelt des Süßwaſſertropfens. Sie führen in Wald und Feld und in die Eisregionen hinaus und zaubern die grotesken Geſtalten ausgeſtorbener Tierformen vor unſere Sinne.

Daneben vermitteln eine große Anzahl von Textfiguren das Verständnis der biologischen Betrachtungen.

Es hätte wenig Zweck, hier im einzelnen auszuführen, wie Hesse nach einer allgemein biologischen Einleitung in vier Hauptabschnitten die Statik und Mechanik des Tierkörpers, den Stoffwechsel und seine Organe, die Fortpflanzung und Vererbung und schließlich das Nervensystem und die Sinnesorgane behandelt. Eine reiche Fülle gesicherter wissenschaftlicher Tatsachen ist hier in anschaulichster Weise und bei der zusammenhängenden Betrachtung von Bau und Funktion in neuer interessanter Beleuchtung dargestellt. Zum Beweis dafür, wie weitgehend dem neuesten Standpunkt der Wissenschaft Rechnung getragen ist, sei auf das Kapitel der Vererbung verwiesen, wo die Ergebnisse der modernen experimentellen Embryologie und Biologie u. a. die zurzeit so wichtigen Bastardierungsexperimente eingehend berücksichtigt werden. Bei der Behandlung des Problems der Geschlechtsentstehung werden bereits die neuesten Studien über die bei gewissen Insekten aufgefundenen Verschiedenheiten im Verhalten der Kernsubstanz bei männlichen und weiblichen Tieren herangezogen — Entdeckungen, die von weitgehender biologischer Bedeutung zu sein scheinen. Besonders sei noch auf den meisterhaft geschriebenen Abschnitt über die Sinnesorgane verwiesen, ein Gebiet, auf dem die Wissenschaft den Spezialarbeiten des Verfassers wichtige Fortschritte verdankt.

In einer Schlußbetrachtung geht Hesse darauf ein, wie die einzelnen Organe und ihre Verrichtungen sich zur Gesamtleistung des Lebens vereinigen.

Die Lektüre des fesselnd geschriebenen Werkes wird für jeden Freund der Naturwissenschaft ein hoher Genuß sein.

Dr. Richard Weißenberg-Berlin

Schillings, C. G., Mit Blitzlicht und Büchse im Zauber des Elelé́scho. Kleine Ausgabe der beiden Werke „Mit Blitzlicht und Büchse" und „Der Zauber des Elelé́scho" Leipzig, R. Voigtländer. M. 6,50.

„Die Erhaltung der großen, lebenden Naturdenkmäler, wenigstens im photographischen Abbilde Schillingsscher Natururkunden ist wahrlich eine der dringendsten Forderungen unsrer Zeit auf dem Gebiete idealer Wissenschaft und selbstloser Naturbetrachtung", sagt Professor Dr. Heck im Geleitwort zur großen Ausgabe des Buches „Mit Blitzlicht und Büchse." In der vorliegenden Auswahl aus den beiden großen Werken gibt Schillings einem weiteren Leserkreis einen Begriff von dem hohen wissenschaftlichen Wert der photographischen Aufnahmen frei lebender wilder Tiere. Wie ganz anders erscheinen die lebenden kraftstrotzenden Gestalten der Wildnis auf diesen Bildern als die toten oder in den Zoologischen Gärten gefangen gehaltenen Tiere in den sonst gewohnten Abbildungen. Die vielen ausgezeichneten Natururkunden, die das Buch enthält, begleitet ein fesselnd geschriebener Text, der in anschaulicher Weise die großen Mühen, Schwierigkeiten und Gefahren schildert, die zu überwinden waren, ehe eine brauchbare Aufnahme gelang.

Mit allem Nachdruck tritt der Verfasser auf jeder Seite seines Buches für rechtzeitigen und wirksamen Schutz der durch sinnloses Abschlachten mit Vernichtung bedrohten Tierwelt Ostafrikas ein. Von großem Interesse sind auch die Ausführungen über den Schutz heimatlicher Naturdenkmäler. Es wäre sehr zu wünschen, daß die Anregungen Schillings' bei den maßgebenden Stellen auf fruchtbaren Boden fallen, und daß vor allem in unsrer ostafrikanischen Kolonie beizeiten für ausreichenden Wildschutz gesorgt und durch eine entsprechende Jagdgesetzgebung der augenblicklich wenigstens stellenweise noch vorhandene Wildreichtum wirtschaftlich besser ausgenutzt würde. Wie die Angaben Schillings' beweisen, ist, wenn die Verhältnisse so bleiben, wie sie heute sind, der Zeitpunkt nicht mehr fern, an dem das afrikanische Großwild — vor allem Elefant und Giraffe — das Schicksal des nordamerikanischen Büffels teilen wird. Sch.

Deutschtum im Auslande

Geschichte der Siebenbürger Sachsen, in drei Bänden, verlegt von W. Krafft in Hermannstadt. Der Verfasser des ersten Bandes, **Georg Daniel Teutsch,** der Sohn eines armen Seifensieders, war vom Jahre 1867 bis zu seinem Tode 1893 Bischof der Siebenbürger

Sachsen — der Bischof! Die zwei übrigen Bände hat sein Sohn und Nachfolger **Friedrich Teutsch** geschrieben.

Als die Magyaren um das Jahr 1000 Ungarn besetzten, war Siebenbürgen herrenlos und nur sehr dünn von Hirten aus der Walachei bevölkert, ganz und gar unkultiviert und den steten Einfällen der Kumanen und Petschenegen wehrlos preisgegeben. Im Osten siedelten sich die Szekler an, ein magyarischer Stamm, tüchtige Kriegsleute, aber nur zu Pferde; Magnaten erbauten sich Burgen und jagten und zechten fröhlich. Das Land blieb, namentlich im Süden, kultur- und wehrlos. Da beriefen die ungarischen Könige im zwölften Jahrhundert deutsche Kolonisten aus der Rheinprovinz, **ad retinendam coronam**, zum Schutze der Krone, wie es im Siegel der Hermannstädter Provinz hieß, und zur Kultivierung des Urwaldes, zur Belebung der menschenleeren Öde, wie die zahlreichen Urbarial-, Handels- und Gewerbeprivilegien bezeugen, von denen „eine Lade voll" auf dem Hermannstädter Rathaus erlagen. Die Einwanderung dauerte zwei Menschenalter und verteilte sich über das ganze Land, hauptsächlich aber über den Süden. Der letzte und wohl größte Zug kam mit dem deutschen Ritterorden in das Burzenland, die Gegend um Kronstadt, im südöstlichen Winkel des Landes. Hier legten die Ritter die Marienburg am Alt als ihren Hauptort an (die Ortschaft nebst der Burgruine besteht heute noch), und außerdem noch in den Grenzpässen Burgen, der Sage nach sieben, woher dann auch der Name Siebenbürgen abgeleitet sein soll, was aber heute mit guten Gründen bestritten wird. Die deutschen Ritter nahmen souveräne Rechte für sich in Anspruch, und so vertrieb sie König Andreas der Zweite mit Waffengewalt; er ließ nur die Kolonisten im Lande, die treu zu ihm gehalten hatten. Im Jahre 1224 erteilte er diesen den Andreanischen, den Goldenen Freibrief, der fortab die sächsische Verfassung bildete. Das gesamte Volk von Broos bis Draas wurde als ein Stand, die „Sächsische Nation", erklärt, gleichberechtigt mit den beiden anderen Ständen des Landes, dem magyarischen und dem szeklerischen Adel; ihr Boden hieß Königsboden, war unteilbar, und seine Bewohner waren frei wie Adlige; keiner unter ihnen, selbst der freigewählte Komes nicht, durfte Sonderrechte genießen. „Graf der sächsischen Nation", wie der Komes auch hieß, war nur ein Amtstitel und das Amt nicht erblich, wie überhaupt alle Ämter.

Es bildete sich hier ein europäisches Unikum aus: ein Volk, das niemals einen Adel hatte und niemals eine Kaste höriger Bauern, eine reine Demokratie, wie sie nicht einmal in der Schweiz bestand. Jedes Dorf erbaute sich eine Burg, die berühmte sächsische Kirchenburg, um die meist rein gotische Kirche eine oder auch zwei, drei Ringmauern mit Türmen und Basteien, manche von imponierender Mächtigkeit, wie die von Tartlau bei Kronstadt, die heute noch wie eine kleine Festung aussieht. Die sächsischen Städte, die einzigen im ganzen Land, wurden ebenfalls stark bewehrt, kleine Söldnerheere unterhalten. Und wie ein Wunder blühte das neue Leben auf, teils aus dem Nichts, teils aus den Ruinen der römischen Kultur, die vormals hier gewesen war.

Da zog im Jahre 1396, mit der Schlacht bei Nikopolis, der Halbmond des Propheten im Osten auf. Die Sachsen verstanden das Zeichen und unterhielten Kundschafter auf dem Balkan; vom Hermannstädter Bürgermeister Oswald erhielt der Wiener Hof die erste Nachricht von dem Falle Konstantinopels. „Und nun ist", erzählt Teutsch, „Siebenbürgen fast volle dreihundert Jahre den Türkeneinfällen preisgegeben, jahrzehntelang ein türkisches Paschalik gewesen. Für das sächsische Volk bedeutete das eine Zerstörung vieler Gemeinden, Niedergang der Volkszahl, Minderung des Wohlstandes, Rückgang auf allen Gebieten, vor allem in dem entsetzlichen siebzehnten Jahrhundert, das zu den traurigsten der siebenbürgischen Geschichte gehört!" Nach der Schlacht von Mohacs, 1526, wo der ungarische König Thron und Leben verlor, wurde Siebenbürgen von Ungarn abgetrennt und zu einem Wahlfürstentum erhoben, um dessen Oberhoheit Habsburg und die Pforte stritten, was wieder Bürgerkrieg zur Folge hatte; die Sachsen hielten treu zu Habsburg, mit dessen Siegen unter dem Prinzen Eugen auch die endgültige Herrschaft über Sieben-

bürgen entschieden wurde. Es folgten zweihundert Jahre des Friedens.

Aber diese Friedenszeit barg ein zweifelhaftes Glück für die Sachsen. Der Türke mordete und plünderte drauf los und kümmerte sich um nichts weiteres. Johannes Honterus, der Schüler Luthers und Freund Melanchthons, konnte ungehindert die Reformation durchführen, die das Volk wie ein Mann annahm, so daß sächsisch und evangelisch sein eins bedeutete; auf den Landtagen wurden die sächsischen Privilegien geachtet, denn oft waren die sächsischen Städte die einzige sichere Zuflucht der Magnaten vor den Türken oder den revoltierenden walachischen Hörigen. Seit dem Jahre 1683, dem Beginn der habsburgischen Herrschaft, wurde das anders. Der österreichische Bureaukratismus griff die sächsische Selbstverwaltung an, der Jesuitismus versuchte die Gegenreformation, und die Magnaten zügelten nicht mehr ihre Verachtung gegen diese „Krämer und Bauern", die dieselben Vorrechte wie sie selber genießen sollten, ja, die Krone spielte jetzt sogar das sächsische Interesse aus, um die Magnaten für sich zu gewinnen. Unaufhaltsam nahm die politische Macht und Bedeutung der sächsischen Nation immer mehr ab, nachdem sie noch einmal unter der Führung des Komes Sachs v. Harteneck für ganz kurze Zeit emporgeschnellt war. Harteneck wurde aber im Jahre 1703 auf dem Großen Ring in Hermannstadt enthauptet, und sein Fall, an sich eine wunderbare Tragödie, ähnlich der Egmonts, bildet das Vorspiel zu der Tragödie der politischen Vernichtung des Sachsentums. Es beginnt eben der Kampf zwischen den zwei großen Mächten Ungarn und Österreich, wo das winzige Sachsentum anfangs kaum noch das Zünglein an der Wage spielen konnte, mit der größeren Konzentrierung jener Mächte aber immer winziger und bedeutungsloser wurde.

Im Jahre 1867 kam der Ausgleich Ungarns mit Österreich zustande, Ungarn wurde wieder Königreich, seine Bevölkerung die einzige „ungarische Nation", die nach dem Willen der herrschenden Nationalität natürlich magyarisch sein sollte; es beginnt das dunkle Kapitel in der ungarischen Geschichte: die Magyarisierung. — Für die Romanen, die Serben, die Slawen Ungarns ist sie ja keine Existenzfrage, da diese Nationalitäten so zahlreich sind, in ihrer Gesamtheit sogar zahlreicher als die Magyaren, und sie direkte räumliche Verbindung mit ihren Mutterländern haben; die paar Deutschen in Siebenbürgen aber schienen eine billige Beute mit ihren zweihundertfünfzig Dörfern, den schönsten, ihren sieben Städten, den ordentlichsten ganz Ungarns, keine Analphabeten und Proletarier fanden sich im Volk, die wenigsten Dirnen und Verbrecher, die meisten Militärtauglichen und die sittsamsten Frauen. Mit brutalstem Rechtsbruch, wie der Beraubung des sächsischen Nationalvermögens, mit kleinlichster Schikane durch hochmütige, ungebildete Staatsbeamte ging hier Goliath gegen David vor; aber er war in einer Täuschung befangen: dieser David hieß Georg Daniel Teutsch, und er kämpfte an der Spitze eines Heeres von Geistern, den Geistern derer, die bei Sedan das französische Imperium niedergeworfen und in Versailles das neue Deutsche Reich als Weltmacht proklamiert hatten.

In den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts schlossen die Sachsen Frieden mit den Magyaren. Diese mußten einsehen, daß die Magyarisierung der Sachsen vergebens war, und die Sachsen mußten begreifen, daß sie einer anderen Gefahr, der von dem volkswirtschaftlichen Ansturm der Romanen, allein nicht gewachsen waren. So gaben sie also viel von ihrem partikularistischen Eigensinn an die ungarische Staatsidee ab; und die Magyaren ließen dafür ihre altberühmte Ritterlichkeit wieder mehr zur Geltung kommen. Und trügen nicht alle Zeichen, so geht Ungarn wieder wie im vierzehnten Jahrhundert einer Blütezeit entgegen, insbesondere das Sachsentum. Das teuerste Besitztum der Sachsen war und ist und wird immer sein: die nationale Kultur, deutsche Sitte und deutsche Bildung, evangelischer Glaube, protestantischer Geist! Ad retinendam coronam, wie es die Väter schworen! Fred Fakler-Kronstadt

Berichtigung. Dem ersten Artikel des vorigen Heftes hat der Druckfehlerteufel schlimm mitgespielt. Es muß heißen: S. 507, Z. 33: Azeglio, S. 508, Z. 20: 1855 (statt 1853), S. 509, Z. 13: Mann (statt Mark), S. 510, Z. 29: Teano. Die Schriftltg.

Reichsspiegel

(Vom 12. bis zum 19. März 1911)

Innere Politik

Fortschritt? — Der Fall Bernhard — Stresemanns Bekenntnis zum Schutzzoll — Rußlands Getreideproduktion — Nationalliberale und Freisinnige.

Unter dem Begriff des Fortschritts darf man ein unaufhörliches Lösen alter Verbindungen und Knüpfen neuer, einen unaufhörlichen Wechsel und immer neuen Sieg des Stärkeren verstehen. Das stärkere Prinzip erzwingt sich Anerkennung und läßt sich zum Besseren erheben, und die Götter von gestern müssen denen von heute weichen. Die Menschen aber, gewohnt, seit Jahrtausenden Anlehnung an irgendeine wenn auch nur eingebildete Macht zu suchen, taumeln meist gedankenlos aus einem Extrem ins andere, es den Nachgeborenen überlassend, die ordnungsmäßige Registratur des Umschwunges vorzunehmen und Gesetze zu seiner Begründung zu erdenken. So merken die Zeitgenossen auch gar nicht, wie sie unter liberaler Flagge auf konservative Postulate schwören und unter konservativer den Anarchismus begünstigen. In Deutschland sind wir gerade bei einem historischen Augenblick angekommen, der als Beginn einer neuen Ära bezeichnet werden kann. Die Herren Registratoren der abgelaufenen Zeitspanne sind an der Arbeit: die Soziologen stellen die Erschöpfung des marxistischen Materialismus fest, an die Stelle der Katheder-sozialisten treten die Priester des Individualismus, und Deutschland, im Zeichen des Nationalstaates neu erstanden, droht sich in einen Nationalitätenstaat zu wandeln. Die 1871 gebändigten und unterworfenen Kräfte der Minderheit scheinen so weit erstarkt, daß sie beginnen, der weiteren Entwicklung des Reichs die Richtung zu weisen. Unsere Reichsregierung sieht dem Wechsel scheinbar teilnahmslos zu. In den Fragen der Ost- und Nordmark, die freilich formell nur den preußischen Ministerpräsidenten berühren, verhält sie sich völlig schweigsam, und in der elsaß-lothringischen Angelegenheit scheint sie mehr darauf Bedacht zu nehmen, irgend etwas zustande zu bringen, als etwas Gutes. In ihrer Teilnahmslosigkeit allen großen Fragen gegenüber hat sie obendrein noch das Glück, daß die Aufmerksamkeit der Bevölkerung abgelenkt wird durch die Wahlvorbereitungen, einzelne Nach- und Ersatzwahlen sowie durch allerhand Skandale und Skandälchen. Das wohlhabende und zum Teil gebildete Publikum sucht und findet obendrein noch Ablenkung im Theater. Max Reinhardts „Ödipus"-Aufführungen, des Musikers Strauß „Rosenkavalier", Schönherrs „Glaube und Heimat" sind durch eine großartige Aufführung des zweiten Teiles von „Faust", auch durch Reinhardt meisterlich in Szene gesetzt, ergänzt worden.

Zu einem der größten öffentlichen Skandale hat sich der sogenannte Fall Bernhard ausgewachsen. Wir haben unseren Lesern über den Verlauf der unerquicklichen Angelegenheit bisher nicht berichtet, weil es außerordentlich schwer, wenn nicht unmöglich war, ein richtiges, einwandfrei objektives Bild von der

Angelegenheit zu geben. Wer nicht selbst Zeuge der Zwischenträgereien gewesen ist, wird sich kaum ein Bild davon machen können, in welchem Umfange der Fall Bernhard die Gemüter bewegt, und welch ein häßlicher, in manchen Fällen geradezu gemeiner Klatsch durch die Salons, Behörden, Hörsäle und Redaktionen der Presse gegangen ist. Nachdem die Angelegenheit aber in der Budgetkommission eingehend behandelt worden ist, sei wenigstens auf den wichtigsten Punkt hingewiesen. Die Darstellung des Kultusministeriums in der Budgetkommission bringt nicht voll zur Geltung, wie weit Bernhard in Abhängigkeit von diesem Ministerium gehandelt hat. Das Ministerium selbst hat nach Auffassung eines der Redner in der Kommission einen Fehler begangen, indem es eine an sich löbliche Absicht, die Einführung von Konkurrenzvorlesungen auch für die Staatswissenschaften, nicht offen erkämpfte, sondern dazu sich der Person des jungen Ordinarius bediente. Durch den am 24. Dezember 1910 festgesetzten Turnus hätte demnach das Ministerium auch tatsächlich einen Sieg errungen. Ob aber der Sieg nicht durch den zweieinhalb Jahr währenden Streit, der nun in einen Rattenkönig von Einzelfällen auszulaufen droht, zu teuer erkauft ist, wollen wir nicht untersuchen. Wird Professor Bernhard die Kraft finden, gemieden von allen Mitgliedern seiner Fakultät, die Verhältnisse zu überwinden? Das ist eine andere Frage; er müßte geradezu eine Heroennatur sein. Im übrigen ist es auch heute noch kaum möglich, die volle Wahrheit öffentlich auszusprechen, weil eine Reihe von persönlichen Momenten, die die Hauptsache in dem ganzen Streit spielen, nicht greifbar ist. Die Zeit muß da manches heilen und in milderem Lichte erscheinen lassen, als es eben noch möglich ist.

Im Reichstage hat es anläßlich des Etats für den Staatssekretär des Innern eine große Wirtschaftsdebatte gegeben. Politisch von hoher Bedeutung waren die Ausführungen des Abgeordneten Dr. Stresemann über die Stellung der Nationalliberalen zum Schutzzoll. Wie bekannt, werden die Nationalliberalen seitens des Bundes der Landwirte freihändlerischer Gelüste geziehen. Demgegenüber stellte Stresemann fest, daß seine Partei im Gegenteil nunmehr einiger über die Notwendigkeit des Schutzes der nationalen Arbeit sei, als wie es früher der Fall gewesen. Eine solche Feststellung war gerade im Hinblick auf die Bemühungen der Nationalliberalen, im agrarischen Osten festen Fuß zu fassen, notwendig. Unsere Landwirtschaft kann noch für geraume Zeit des Zollschutzes, insbesondere auf Getreide, nicht entbehren. Das gilt noch besonders im Hinblick auf die Konsolidierung der Verhältnisse im Innern Rußlands. Der Übergang der russischen Bauern vom Gemeindebesitz zum Individualbesitz muß notgedrungen zu einer Intensivierung der Landwirtschaft und damit zur Steigerung der landwirtschaftlichen Produktion führen. Gewiß wird ein Teil der Mehrproduktion zunächst zur besseren Ernährung der eigenen Bevölkerung, insonderheit der Bauern selbst benutzt werden, so daß sie zunächst nicht auf den Markt drücken dürfte. Aber es scheint uns doch wie eine Unterschätzung der jüngsten Bauernreformen, wenn behauptet wird, daß im russischen Getreideexport

keine Steigerung zu erwarten sei, wie es ein Schüler Brentanos erst kürzlich wieder getan hat. (Leo Jurowski, „Der russische Getreideexport, seine Entwicklung und Organisation", Stuttgart und Berlin 1910, S. 28/29.)

Der gestrige Sonntag hat einen Schritt weiter auf dem Wege zur Einigung der liberalen Parteien gebracht. Die Nationalliberalen wie die Freisinnigen haben ihre Vorstände zu gut besuchten Sitzungen zusammenberufen, und von beiden Organisationen ist freimütig der Wunsch ausgesprochen worden, miteinander in bessere Beziehungen zu treten, die vielleicht über die Wahlen hinaus dauern könnten. Bei der Betrachtung der beiderseitigen Parteiprogramme ist es eigentlich schwer, einen tiefgehenden Gegensatz zwischen den Parteien zu finden. In den großen nationalen Fragen sind die Ideen, die in den achtzehnhundertsiebziger Jahren von Konservativen und Nationalliberalen verbreitet wurden, nun auch Gemeingut des Freisinns geworden. In Heeres- und Marinefragen, in Dingen des Schutzes der nationalen Arbeit ebenso wie in Kolonialfragen hat der Freisinn seit Richters Tode eine Stellung eingenommen, die sich nur wenig von der der Konservativen unterscheidet. Dieser großen Entwicklung zum Zusammenschluß der Mittelparteien stehen eigentlich nur örtliche und persönliche Verhältnisse hindernd entgegen. In der Provinz stehen die freisinnigen und nationalliberalen Kreise einander noch vielfach fremd, ja feindlich gegenüber, weil man es seit vierzig Jahren nicht anders kennt. Doch auch dort beginnen die Gegensätze sich zu verwischen, und man fängt an, sich zum Kampf gegen die Konservativen zu einigen.

Bank und Geld

Herr Delbrück und die Schwerindustrie — Freundschaft zwischen Industrie und Staatsregierung — Dividenden — Erneuerung der großen Verbände — Die Elektrizitätsfirmen — Bankinsolvenzen — Das Bilanzschema

Fragen der Bank- und Wirtschaftspolitik haben den Reichstag in dieser Woche wieder beschäftigt. War es vor zwei Wochen der Handelsminister, der wegen des Kapitalexportes und der Überschwemmung des deutschen Marktes mit ausländischen Wertpapieren im Landtag Rede und Antwort zu stehen hatte, so galt es diesmal dem Staatssekretär des Innern, dem von rechts wie links ziemlich scharf zugesetzt wurde. Zunächst waren es die Sozialdemokraten, die Herrn Delbrück allzu großer Intimität mit den Industriemagnaten ziehen. Herr Delbrück nahm die Vorwürfe wegen seiner Teilnahme am Diner des Zentralverbandes deutscher Industrieller, bei welchem Herr Bueck — flankiert von zwei Ministern — den Vorsitz geführt hatte, mit Recht nicht gerade tragisch. Wer sollte es ihm verargen, einer Einladung zu folgen? Auch Minister essen gern bei Adlon, selbst wenn die Gastgeber die Industriefürsten sind. Herr Delbrück fand aber auch kräftige Worte zur Verteidigung der Freundschaft zwischen Industrie und Staatsregierung. Das ist sehr erfreulich; man wird sich erinnern, daß diese Freundschaft nicht immer so eng war. Sind es

doch kaum sechs Jahre, daß der Hiberniastreit die gesamte Industrie Rheinland-Westfalens in geschlossener Phalanx gegen den preußischen Staat vereinigt hat. Der Fiskus hat damals den Kürzeren gezogen; aber nachdem er sich löblich unterworfen, haben die Gegner von ehemals ihm verziehen und ihn in Gnaden wieder aufgenommen. Es will daher nicht viel sagen, wenn bei einer Dinerrede die Wünsche der Industrie den Ministern so eindringlich eingeschärft werden, daß Herr Delbrück sich veranlaßt sah, diese mit einer Disziplinaruntersuchung zu vergleichen. Klagen über die Zurücksetzung der Industrie und insbesondere über die sozialpolitischen Lasten gehören zum ständigen Rüstzeug des Interessenkampfes der Industriellen. Allzu ernst wird man sie nicht nehmen dürfen, solange die Dividenden der großen Gesellschaften trotz der Belastung eine so erfreuliche Höhe aufweisen und solange — was manchen wichtiger sein wird — die Tantiemen der Direktoren — und Aufsichtsratsmitglieder Summen repräsentieren, die die einstmals sprichwörtlichen Ministergehälter zu einer Bagatelle stempeln. Es sind andere Sorgen, welche der Industrie eine möglichst enge Freundschaft mit dem Staat nahelegen. Nicht umsonst hat sich Herr Schaltenbrand, der Direktor des Stahlwerkverbandes, von dem Düsseldorfer Regierungspräsidenten offiziell bescheinigen lassen, daß der Staat auf die Erneuerung der großen Verbände besonderen Wert legt. Denn die Situation des Stahlwerksverbandes ist kritisch, so kritisch, daß die führenden Männer schon jetzt erhebliche Zweifel hegen, ob eine Erneuerung desselben ohne positive Mitarbeit des Staates gelingen wird. Nicht anders steht es mit dem Kohlensyndikat. Auch hier wird der Fiskus in die Bresche springen müssen. Und warum auch nicht? Läuft doch das Interesse des Staates, der selbst Industrieller im größten Stile ist, durchaus parallel mit dem Interesse der Verbände. War dies schon früher der Fall, so um so mehr heute, wo er auf das gesamte Kohlenvorkommen des preußischen Staates die Hand gelegt hat. Nachdem mit dem Kaligesetz der Rubikon überschritten und ein Präzedenzfall für die zwangsweise Syndizierung eines großen Industriezweiges geschaffen worden ist, steht zu hoffen, daß, was der Kaliindustrie recht, der Kohlen- und Eisenindustrie billig sein wird. Läßt es sich doch nicht verkennen: die kartellfeindliche Strömung, die den Staat zu einem gesetzgeberischen Eingreifen zugunsten der freien Konkurrenz und gegen die Verbände drängen möchte, hat heute weniger als je auf Erfolg zu rechnen. Beweis hierfür ist die durchaus ablehnende Haltung des Staatssekretärs in der Frage der Monopolisierung des Installationsgeschäfts durch die großen Elektrizitätsfirmen. Die Teilnahme für eine durch diese Monopolbestrebungen gefährdete Privatindustrie erscheint begreiflich. Es ist auch vom höheren Staatsinteresse aus unzweifelhaft zu beklagen, wenn die Zahl der selbständigen Existenzen durch den Gang der wirtschaftlichen Entwicklung verringert wird. Und doch wird man zugestehen müssen, daß hier im Wege der Sondergesetzgebung nicht zu helfen ist. Der bloße Konsumentenstandpunkt kann, wie die Dinge liegen, heute nicht mehr allein ausschlaggebend sein. Die Milliardenkapitalien, die in unserer

Industrie angelegt sind, dürfen nicht freventlich auf das Spiel gesetzt werden. Sie verlangen Verzinsung und daher Beschäftigung. Mit diesen Kapitalien sind nicht nur die Interessen des privaten Sparkapitals, sondern auch die von Millionen Arbeitern eng verknüpft; der Staat hat also recht, wenn er — wie der Staatssekretär erklärte — „sich hütet, gewaltsam in die Entwicklung der Dinge einzugreifen".

Zu den Bankinsolvenzen der letzten Zeit sind in dieser Woche zwei neue getreten, die der beiden Kommanditgesellschaften A. Neuburger und Max Ulrich. Eingeweihten kamen diese Vorfälle nicht überraschend; im Gegenteil, man hatte dies Ende schon viel früher erwartet. Die beiden Insolvenzen unterscheiden sich von den vorangegangenen erfreulicherweise dadurch, daß Depositengelder nicht oder wenigstens nicht in erwähnenswertem Maße gefährdet werden. Die Firma Neuburger war allerdings stark auf den Depositenfang ausgegangen. Nachdem ihr die Gelder des kapitalkräftigen Fürsten Egon entzogen waren, versuchte sie nach dem Grundsatz „Viele Wenig machen ein Viel" die erforderlichen Gelder von den Bauern hereinzuschaffen und errichtete einige Dutzend Depositenkassen in kleinen Landstädtchen von Pommern bis nach Thüringen. Der erhoffte Erfolg trat nicht ein, weil sich die Finanzpresse in den Dienst der Allgemeinheit stellte und einen scharfen Feldzug gegen die Firma eröffnete, mit dem Erfolg, daß die herangelockten Spargelder wieder abflossen.

Anders lag der Fall bei der Firma Ulrich; diese hat über eigentliche Depositengelder nie verfügt. Ihr Spezialgebiet waren sehr zweifelhafte Gründungen — eigentlich Schiebungen — auf dem Kuxenmarkt, die der Firma von Anfang an ein übles Renommé in den Fachkreisen und schließlich auch in der größeren Öffentlichkeit eintrugen.

So wäre das endgültige Verschwinden so schwach fundierter Unternehmungen, da das eigentliche Privatpublikum nicht sonderlich in Mitleidenschaft gezogen wird, an sich mit Genugtuung zu begrüßen, wenn nicht dadurch die Diskussion über eine grundsätzliche Abänderung unseres Depositenwesens aufs neue angefacht würde. Graf Kanitz hat ja bereits die Gelegenheit beim Schopfe ergriffen. Der Mann „mit den geflickten Strohdächern", der stets schwer bewehrt zu Rosse steigt, wenn es gilt, gegen Bank und Börse anzureiten, hat nicht versäumt, aufs neue gesetzgeberische oder Verwaltungsmaßregeln zu fordern. Erinnert man sich freilich früherer Reden des alten Kämpen über dasselbe Thema, so muß man gestehen, daß er diesmal ziemlich milde verfahren ist; er hat sich im wesentlichen darauf beschränkt, dem Reichstag ein Kollegium über das Resultat der Bankenquete zu lesen, und nur die Forderung erhoben, es solle der von der Kommission empfohlene Bankausschuß möglichst bald in Aktion treten. Dabei hat er seiner tiefen Befriedigung darüber Ausdruck gegeben, daß die Berliner Großbanken sich freiwillig zu einer Erweiterung des zweimonatlichen Bilanzschemas verstanden haben. Ich vermute, die Berliner Bankdirektoren werden diese Auslassungen nicht ohne ein Augurenlächeln gelesen haben. Ich will davon

absehen, daß Graf Kanitz selbst der Meinung Ausdruck gab: „Unter zehntausend Menschen wäre kaum einer, der eine Bilanz zu lesen verstände".

Nichts aber kann verhängnisvoller sein, als der Wahn, durch die Veröffentlichung solcher Zwischenbilanzen wirklich einen tieferen Einblick in den komplizierten Mechanismus einer Großbank zu erlangen. Die durch das neue Bilanzschema eingeführte Spezialisierung des Wechsel- und Effektenkontos, sowie die Trennung der Depositenkonten nach der Verfallzeit ist gewiß nicht ohne jeden Wert. Da aber der Schwerpunkt jeder Bankbilanz in der Qualität des Debitoren- und Wechselkontos liegt und hierüber die Ziffern der Bilanz — am wenigsten aber die einer Zwischenbilanz — keinen Aufschluß gewähren, so ist die Bedeutung dieser Bilanzen für die Beurteilung der Sicherheit der Depositen eine sehr geringe. Die Großbanken konnten daher leichten Herzens sich zu diesem Schritt entschließen, wenn sie glaubten, dadurch die Gefahr einer gesetzlichen Regelung des Depositenwesens abzuwenden, die ihren Interessen zuwiderlief. Allerdings hat der Staatssekretär erklärt, der Regierung lägen solche Erwägungen fern. Auch an die Einsetzung eines Bankausschusses denkt sie nicht, aus dem sehr verständigen Grunde, weil das Bestehen einer solchen Instanz die Depositengläubiger ungerechtfertigterweise in Sicherheit wiegen und den Staat mit einer Verantwortung belasten würde, die er nicht tragen könnte. Es ist durchaus erfreulich, daß sich die Regierung ein so kühles Urteil bewahrt und sich durch die beklagenswerten Vorfälle der jüngsten Zeit nicht zu unüberlegten Maßnahmen treiben läßt.

Spectator

Einbanddecken für die Grenzboten

Ausgabe A: Halbfranz. Dunkelgrüner Lederrücken und Ecken, gekörnter Bezug, Schrift in Goldpressung. **M. 1.75.**

Ausgabe B: Leinen. Dunkelgrünes Rohleinen, Pressung in Schwarz mit Gold. **M. 1.—.**

Vielfach geäußerten Wünschen aus unserm Leserkreise entsprechend haben wir uns entschlossen, eine Original-Einbanddecke für die Grenzboten in geschmackvoller, solider Ausführung herstellen zu lassen. Für jeden Jahrgang sind vier Decken erforderlich. Die Decken für 1910 sind sofort komplett lieferbar, für 1911 und die folgenden Jahrgänge jemalig am Schlusse des betr. Vierteljahrs. Gegen einen entsprechenden Aufschlag sind wir bereit, einzelne Decken mit den Jahres- und Bandzahlen älterer Jahrgänge zu versehen.

Ein Prospekt mit Abbildungen der beiden Ausgaben nebst Bestellschein lag der Nummer 9 vom 1. März bei.

Berlin SW. 11, Bernburgerstr. 22a/23 **Verlag der Grenzboten,** G. m. b. H.

Bücherliste

Nachgelassene Gedichte des niedersächsischen Malers Paul Koken, herausgegeben von seinen Kindern. Hannover, Adolf Sponholtz. M. 2.—.

Bebel, Dr. Wald.: Ritterromantik. Leipzig, B. G. Teubner. M. 1.—.

Scupin, Ernst und Gertrud: Bubi im vierten bis sechsten Lebensjahre. Leipzig, Th. Griebens Verlag. M. 4.50.

Egelhaaf, Gottlieb: Politische Jahresübersicht für 1910. Stuttgart, Carl Krabbe, Verlag Erich Gußmann. M. 2.—.

Liebrich, F. W.: Um die Heimat. Roman. Straßburg, J. H. Ed. Heitz. M. 4.—.

Verantwortlicher Schriftleiter: George Cleinow in Berlin-Schöneberg. Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.

Anzeigen-Annahme für diesen Teil beim Verlag der Grenzboten G. m. b. H., Berlin SW. 11, Bernburger Straße 22a/23.

Abonnements-Bestellungen für das II. Quartal 1911

bitten wir rechtzeitig vornehmen zu wollen. Jede Postanstalt und Buchhandlung und jedes Zeitungsgeschäft nehmen Bestellungen zum Preise von M. 6,— entgegen. Streifband-Zusendung direkt von der Expedition kostet M. 7,30.

Berlin SW. 11, Bernburgerstr. 22a/23

Verlag der Grenzboten, G. m. b. H.

Stellennachweis.

(Aus der Tages- und Fachpresse.)

Anfragen zu richten unter Beifügung von Rückporto an die Geschäftsstelle der Grenzboten, Berlin SW. 11.

A. Für Akademiker.

832. **Hauslehrer**, f. 2 Knaben, 1. 4., Sachsen.
833. **Philol. od. Theol.**, f. 2 Knaben, Ostern, Mark.
887. **Hauslehrer**, ev., f. 3 Knaben, Ostern, Schlesien.
400. **Hauslehrer**, ev., f. 3 Knaben, Ostern, Schlesien.
401. **Hauslehrer**, f. 2 Kinder, Mark.
402. **Landesrat** (4800 M.), 1. 7., Hessen-Nassau.
418. **Hilfslehrer** (Neuphilologe) f. Nordseeinsel (Englisch) (2400 M.), 1. 5. 11.
419. **Hauslehrer**, jg., ev., f. 3 Knab. (sehr angen. Stellg.), Sachsen.
420. **Kandidaten d. Theol.**, für Lehranstalt, zu Ostern, Oberlausitz.
421. **Ev. Hauslehrer**, f. 2 Knab. zu Ostern, Brandenburg.

B. Für Damen.

388. **Lehrerin**, geprüft, f. 13jähr. Mädch., v. 1. Mai bis 1. Okt. nach Kissingen.
389. **Erzieherin**, ev., gepr., ält., f. 2 Kind., Ostern, Schlesien.
390. **Erzieherin**, ev., gepr., mus., f. 3 Kind., Ostern, Pommern.
391. **Erzieherin**, ev., gepr., mus., z. Ostern, Westpr.
392. **Erzieherin**, ev., päbag. gebild., einf., 1. 4., Rhld.
393. **Erzieherin**, ev., gepr., mus., Ostern, Sachsen.
394. **Erzieherin**, ev., jg., mus., gepr., 1. 6., Sachsen.
395. **Erzieherin**, ev., gepr., mus., erf., 1. 4. od. 20. 4., Pommern.
396. **Erzieherin**, ev., gepr., energ., f. 2 Mädch., (Mus. u. Franz.) (1000 M.), Ostern, Sachsen.
397. **Erzieherin**, erf., gepr., 1. 4., Pommern.
398. **Erzieherin**, mus., (Sprach. im Ausld. erlernt) Latein, f. 1 Mädch., 1. 5., Westpr.
399. **Erzieherin**, gepr., ev., mus., f. 1 Mädch., 1. 4., Schlesien.
408. **Erzieherin**, gepr., erf., mus., ev., 1. bezw. 20. 4., Pommern.
409. **Erzieherin**, gepr. f. 3 Kinder, 1. 4., Pommern.
410. **Lehrerin**, ev., gepr., (Musik), 1. 4., Pommern.
411. **Lehrerin**, gepr., mus., f. 3 Mädch., Ostfriesland.
412. **Lehrerin**, gepr., mus., ev., 15. 4., Brandenburg.
413. **Lehrerin**, ev., gepr., (Klavier) 1. 4. Brandenburg.
414. **Lehrerin**, gepr., ev., mus., 1. 4., Schlesien.
415. **Lehrerin**, gepr., f. 2 Kind., 1. 5., Pommern.
416. **Lehrerin**, erf., mus., ev., 1. 4., Posen.
417. **Erzieherin**, ev., gepr., f. 2 Mädchen, Ostpr.
422. **Erzieherin**, ev. gepr. (Mus.) f. 1 Mädch. z. Ostern, Ostpreußen.
423. **Erzieherin**, mus., ev., f. 2 Mädch., 15. 4., Westpr.
424. **Erzieherin**, ev., mus., f. 2 Kind. z. Ostern, Ostpr.
425. **Erzieherin**, ev., gepr., f. 14j. Mädch. z. Ostern, Mecklenburg.

Für vorstehende Inserate verantwortlich: Karl Schulze in Berlin-Schmargendorf.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 37.

Der junge Bismarck

Von A. Senfft v. Pilſach

Bismarcks Leben ſeinem Volke zu ſchildern, iſt keine einfache Aufgabe. Anziehend oder abſtoßend ſtrömt der Name des toten Helden noch heute die geheimnisvollen magnetiſchen Kräfte aus, die dem lebenden verliehen waren. Zuſtimmend oder widerſprechend iſt das lebende Geſchlecht in Deutſchland mit ſeinem politiſchen Denken und Fühlen in Bismarcks Schatten aufgewachſen. Das iſt kein günſtiger Standpunkt für den Hiſtoriker, der die ihm nötige Überſicht nur aus gemeſſener Entfernung gewinnen kann.

Nun vollends Bismarcks Jugend! Seit langem ein Spalier für das üppig rankende Blätterwerk der Anekdote, verheißt ſie der Geſchichtſchreibung nur ſpärliche Ausbeute. Bismarcks Taten fallen in ſein reiferes Mannesalter; er gehört nicht zu den Lieblingen der Götter wie Alexander der Große, Raffael oder Mozart, deren Leben vor der Mittagshöhe endete und dennoch unvergängliche Spuren zurückließ. Bismarcks Jugend zeigt uns ein frühes Entfalten und Überſchäumen; unverkennbar verlangſamt dann die Maßloſigkeit ſeiner Selbſtbetätigung den Prozeß ſeines Reifens. Überſättigung und Ungeduld führen ſeine leidenſchaftliche Natur dem moraliſchen Schiffbruch der Verzweiflung nahe. Aber noch zur rechten Zeit rettet ihn ſein guter Genius aus der Brandung an das ſichere Ufer eines inneren und äußeren Glückes.

Auf den erſten Blick mag eine ſolche Jugend den Romandichter ſtärker feſſeln als den Geſchichtsforſcher. Und doch hatte Goethe recht mit ſeiner Äußerung zu Eckermann: Die bedeutendſte Epoche eines Individuums iſt die der Entwickelung. Das trifft auch für Bismarck zu. Für uns und für die Weltgeſchichte bleibt der Zeitabſchnitt von 1862 bis 1871 weitaus der bedeutſamſte in Bismarcks Leben. Für die Ausbildung ſeines Charakters und darum

auch für die letzte Motivierung seiner späteren geschichtlichen Taten sind nichtsdestoweniger seine Anfänge bestimmend.

Es ist sicher kein Zufall, daß sich an die ebenso schwere wie lohnende Aufgabe einer wissenschaftlichen Bearbeitung von Bismarcks Leben derselbe Gelehrte gewagt hat, dem wir die beste Biographie Kaiser Wilhelms des Ersten verdanken: Professor Erich Marcks*). Denn das einzigartige Verhältnis Bismarcks zu Kaiser Wilhelm dem Ersten, das wir mit den überkommenen Wendungen von dem treuen Paladin oder Vasallen nur andeutend umschreiben, erscheint immer bewundernswerter und rühmlicher für beide Teile, je mehr es in seinen Zusammenhängen bekannt wird. So viel steht fest: in dem Gesamtbild der Persönlichkeit Bismarcks ist die freiwillige Unterordnung dieses Genius unter seinen königlichen Herrn der wichtigste und schönste Zug, die Seite seines Verhaltens, von der die hellsten und wärmendsten Lichtstrahlen auf seinen Charakter fallen. Er hatte wohl selbst ein deutliches Gefühl davon. Seine Größe lag sonst nicht in der Richtung eines sittlichen Ideals; die Politik absorbierte ihn. Wenn er wiederholt den alten Ausspruch auf sich anwandte: patriae inserviendo consumor, so dachte er dabei vermutlich nicht nur an seine leibliche Gesundheit. Um so aufrichtender war dann für ihn selbst der Rückblick auf das eine, niemals getrübte Lebensverhältnis, in dessen Wandlungen sich der edle Kern seines Charakters gegen alle äußeren und inneren Anfechtungen behauptet hatte. „Ein treuer deutscher Diener Kaiser Wilhelms des Ersten" — das war der Ruhmestitel, den kein Geringerer als er selbst für seine Grabschrift wählte.

Der erste Band des Werkes behandelt Bismarcks Jugend. Er zeigt den Verfasser auf der Höhe seiner Aufgabe. In die handschriftlichen Schätze des Bismarckschen Hauses haben ihm dessen Angehörige bereitwillig Einblick vergönnt, an ihrer Spitze noch Fürst Herbert Bismarck, dessen Andenken Marcks sein Buch in dankbarer Pietät gewidmet hat.

Auf diesen urkundlichen Grundlagen läßt er mit Hilfe einer glänzenden Darstellungskunst, die oft an Dahlmann gemahnt, die Gestalt des jungen Bismarck vor unseren Augen emporwachsen. Und kein nachdenklicher Leser wird sich des Staunens darüber erwehren können, wie scharf und deutlich an dem unfertigen Jüngling schon die entscheidenden Charakterzüge des Mannes hervortreten — in dem, was er war, und fast noch mehr in dem, was er nicht war. Denn es ist einmal so: mit allem, was vor ihm als deutsche Typen gelten mochte, hat dieser Bismarck verschwindend wenig gemein. Da ist keine Spur vom Dichter oder Denker; da ist weder eine technische Anlage noch ein persönliches Verhältnis zu irgendeiner Kunst oder Wissenschaft mit alleiniger Ausnahme der Geschichtschreibung. Auch vom deutschen Träumer ist nichts zu entdecken, nicht im schlimmen und auch nicht im guten Sinne. Dieser Junker Bismarck ist kein blöder Tor; aber vergeblich suchen wir auch bei ihm jene liebenswürdige Be-

*) Bismarck. Eine Biographie. Von Erich Marcks. Erster Band: Bismarcks Jugend Stuttgart und Berlin. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf.

scheidenheit, die wir doch mit Fug und Recht eine Zierde der Jugend nennen, und die unter allen menschlichen Tugenden vielleicht die deutscheste ist. Dennoch empfinden wir ihre Abwesenheit an diesem urwüchsigen Charakter kaum als einen Mangel; so reich entschädigt er für alles Versagen seiner Natur durch seine unwiderstehliche Kraft, deren Ausbrüche jedes Durchschnittsmaßes zu spotten scheinen. Einen Abkömmling Thors glauben wir vor uns zu sehen oder einen von Shakespeares ungestümen Helden aus Englands Heroenzeit. Wir begreifen, daß von diesem Jungburschen Bescheidenheit erwarten sein Wesen und sein Daseinsrecht verkennen heißt. Alle Fasern seines Wesens wiesen ihn auf Kampf und Sieg.

So verkörperte Bismarck nach dem ganzen Zuschnitt seines Wesens eine neue Mischung des deutschen Charakters. Und wie verschieden auch diese Mischung von der Goethes ausfiel, in dem Verhältnis des väterlichen und des mütterlichen Elements besteht zwischen Bismarck und Goethe eine auffallende Übereinstimmung. Denn ganz augenscheinlich verdanken beide Männer ihren Vätern den kräftigen Bau ihres Körpers wie ihres Willens und ebenso die bestimmende Richtung dieses Willens auf das Positive: auf die Bezähmung ihrer leidenschaftlichen Natur und auf die endliche Einfügung ihrer selbstherrlichen Sinnesart in die vorgefundene Staats- und Gesellschaftsordnung. Dies ist es, was Goethe in seiner bekannten Strophe „des Lebens ernstes Führen" nennt. Dagegen verraten sich ihre geistigen Anlagen nicht minder deutlich als mütterliches Erbteil. Bismarcks Vorfahren von mütterlicher Seite waren Gelehrte und Hofbeamte. Der Großvater Mencken hatte auch eine diplomatische Stellung in Stockholm mit Ehren bekleidet. Aus mehrfachen Äußerungen Bismarcks wissen wir — die ausführlichste enthält wohl sein Brief an Kaiser Wilhelm vom 24. Dezember 1872 —, daß er trotz seiner beispiellosen Erfolge als Diplomat und Staatsmann im Grunde doch seine militärischen Anlagen für die ursprünglich überwiegenden hielt. Unwillkürlich erinnern wir uns dabei an Friedrich den Großen, der ebenfalls, nur in umgekehrter Richtung wie Bismarck, seine Leistungen als Herrscher und Feldherr geringer bewertete als seine Liebhabereien und auf seine ruhmreichsten Siege nicht so stolz war als auf einen gelungenen Versuch in Versen. Vielleicht beobachtete sich Bismarck richtiger als König Friedrich, wenn er auf dem Grunde seines Herzens eine größere Vorliebe für das Schwert entdeckte als für die Feder. Das darf uns indessen nicht abhalten, schon an dem Jüngling eine auffallende Federgewandtheit festzustellen, wie sie in seinem Stande selten anzutreffen war. Ohne Frage haben wir in dieser Begabung, die für Bismarcks Laufbahn entscheidend wurde, ein mütterliches Erbteil zu erblicken. Marcks bezeichnet die Briefe des Vaters als gemütvoll und verständig, aber nicht frei von Verstößen gegen Grammatik und Rechtschreibung, während die Briefe der Mutter die geistige Kultur ihrer Zeit an sich trugen, wenn sie auch an Wärme der Empfindung den Briefen des Vaters nachstanden. Bismarcks eigenes Verhältnis zur deutschen Schriftsprache ist das des geborenen Schriftstellers. Das gilt zunächst schon für

das Mechanische des Handwerks, dessen Wert so oft unterschätzt wird. Wir hören von Bismarck selbst, daß er als junger Auskultator am Berliner Kriminalgericht über Gebühr zum Protokollführen herangezogen wurde, weil er besonders schnell und lesbar schrieb. Die charakteristische Schönheit seiner Handschrift ist heute wohl jedem gebildeten Deutschen vertraut. Wichtiger als sie ist Bismarcks stilistische Begabung. Auch auf diesem Felde kündigt sich die Meisterschaft des Mannes in seinen Jugendjahren deutlich an. Bismarcks Briefe an Eltern und Geschwister, an Verwandte und Freunde sind von Anfang an lebendig und fesselnd geschrieben. Ihre bekannten Vorzüge sind schon den Jugendbriefen eigen: Reichtum des Ausdrucks, Anschaulichkeit der Schilderung und ein sprudelnder Humor. Von den frühesten Meistern des Briefstils, den Franzosen, stammt die goldene Regel: „Schreibe, wie du sprichst." In dieser Kunst ist Bismarck unübertroffen.

Seine stilistische Begabung zeigt sich aber nicht nur in Briefen. Im Februar 1843 schrieb er seinen ersten Zeitungsaufsatz; nach der Gründung der Kreuzzeitung im Jahre 1848 hat Bismarck einige Jahre zu ihren ständigen Mitarbeitern gehört. Talent und Übung vereinigten sich so, um zuletzt die vollendete Beherrschung des schriftlichen Ausdrucks hervorzubringen, die den späteren Bismarck auszeichnete.

Daß diese ausgesprochene schriftstellerische Befähigung auf Bismarcks mütterliche Vorfahren zurückweist, leuchtet ohne weiteres ein. Sie war übrigens keine vereinzelte Fähigkeit. Otto v. Bismarck zeigte schon auf der Schule einen ungewöhnlich offenen Kopf; erst siebzehnjährig verließ er sie Ostern 1832 mit dem Reifezeugnis, ohne sich doch sonderlich angestrengt zu haben. Wenn von Wissensdurst bei ihm gesprochen werden kann, so äußerte sich dieser vornehmlich in einem ausgeprägten Lesebedürfnis. Geschichte und Literatur, auch ausländische Dichter beschäftigten ihn viel. Liebe zur Wissenschaft hat ihm selbst die Hochschule nicht einzuflößen vermocht. Hervorragende Gelehrte wie Dahlmann in Göttingen und Savigny in Berlin haben Bismarck nicht merklich beeinflußt. Der Schule verdankte er wenig, dem Leben mehr, das meiste seiner angeborenen Naturkraft. Der Schwerpunkt seines Daseins lag auch während der Universitätsjahre nicht in den Hörsälen, sondern in dem studentischen Leben mit der Devise: „Frei ist der Bursch". In den drei ersten Semestern bestand er fünfundzwanzig Mensuren. Nach einem Konflikt zwischen den Göttinger Korps und der Universitätsbehörde übernahm Bismarck freiwillig die Rolle des Sündenbocks, weil die Strafen der Georgia Augusta für ihn als Preußen weniger nachteilige Folgen hatten als für seine hannoverschen Korpsbrüder.

Ein unmittelbares Vorgefühl seines Berufes äußert sich in Bismarcks Neigung zum Verkehr mit Engländern und Anglo-Amerikanern, wie in Göttingen so später in Aachen. Sie verhalf ihm zu einer anregenden Freundschaft mit dem nachmaligen Historiker John Lothrop Motley, der beide Teile eine folgenreiche Erweiterung ihres Gesichtskreises verdankten. Diese amerikanischen Freund-

schaften bestätigen Bismarcks Bemerkung in den „Gedanken und Erinnerungen", von Standeshochmut wäre er schon in seiner Jugend frei gewesen. Er fühlte sich als Nachkomme seiner Vorfahren und suchte ihnen Ehre zu machen, aber ohne Überhebung gegen andere. Auch im Korps verkehrte er vorwiegend mit Bürgerlichen. Die Burschenschafter, denen er sich anfangs anschloß, erschienen ihm freilich in ihrem Auftreten zu formlos und in ihren Ansichten zu weltfremd.

Es lohnt sich, in diesem Zusammenhange bei den politischen Ansichten des jungen Bismarck einen Augenblick zu verweilen. Im ersten Satze der „Gedanken und Erinnerungen" spricht er selbst aus der Zeit seines Abganges von der Schule über seine damalige Ansicht, daß die Republik die vernünftigste Staatsform sei, aber wenige Zeilen weiter dann auch über die angeborenen preußisch-monarchischen Gefühle, die durch deutsch-nationale Eindrücke seiner Knabenzeit nicht auszutilgen waren. Für die ganze politische Struktur des Mannes ist diese kurze Gegenüberstellung aus seiner Entwickelungszeit bezeichnend. Nach der landläufigen Meinung seiner Zeitgenossen hat Bismarck später in seinen politischen Anschauungen manche unvermittelte Wandlung durchgemacht. Er hat es sich nacheinander gefallen lassen müssen, von konservativen und von liberalen Freunden als ein Abtrünniger angesehen zu werden. In Wahrheit umspannte er mit seinem geräumigen Verstande von Anfang an die verschiedensten politischen Möglichkeiten. Wie er es aber selbst schon aus dem Jahre 1832 berichtet, so ist es sein Leben hindurch geblieben: Sein Verständnis für fremde Meinungen und für ihre Berechtigung unter bestimmten Verhältnissen erstreckte sich von der Republik bis zur altpreußischen Überlieferung. Allein das Übergewicht in ihm behaupteten allezeit, wie er selbst sie nennt, angeborene preußisch-monarchische Gefühle.

Mit irgendeinem Parteiprogramm werden diese angeborenen Gefühle schon in dem jugendlichen Bismarck nicht mehr gemein gehabt haben als die junge Fichte im Walde mit einem Türpfosten. Marcks räumt aber auch — zum erstenmal mit unwiderleglicher Klarheit — mit der alten Legende auf, daß sich Bismarcks politische Ansichten vor seiner Ernennung zum Bundestagsgesandten in nichts von der konservativen Schablone unterschieden hätten, und ebenso mit der noch heute verbreiteten Verwechselung der Begriffe konservativ und gouvernemental. In der scharfen Trennung und souveränen Auseinanderhaltung dieser Begriffe vom ersten bis zum letzten Kapitel des Buches, vor allem in der gemeinverständlichen Zurückführung der konservativen Sinnesart auf die ständische Überlieferung und Anschauung der Landbevölkerung liegt vielleicht nicht das letzte Verdienst des Verfassers. Allerdings forderte der Stoff gebieterisch zu solcher Klarstellung auf; denn mehr oder weniger mutwillige Fehden des Junkers Bismarck mit den hohen Provinzialregierungen durchziehen die Geschichte seiner Jugendjahre wie ein roter Faden. Der klassische Brief von 1838 an die Gräfin Bismarck-Bohlen, mit dem er der Bureaukratie die Gefolgschaft aufsagte,

wirkt bis auf den heutigen Tag überzeugender als die leidenschaftlichsten Anklagen gemaßregelter Bürgermeister.

Ebenso wie 1832 die Schulzeit, endete 1835 auch das Universitätsstudium trotz spät einsetzenden Fleißes mit einem frühzeitigen und wohlbestandenen Auskultatorexamen. Allem Leichtsinn zum Trotz offenbart sich darin ein gewisser Ehrgeiz, der so schnell wie möglich vorwärts drängt, allerdings nicht der äußerliche Ehrgeiz des Strebers, dem es nicht auf eigene Leistungen ankommt, sondern nur auf äußere Erfolge. „Ich glaube schwerlich," schrieb Bismarck 1835 als zwanzigjähriger Auskultator einem Freunde, „daß mich die vollkommenste Erreichung des erstrebten Zieles, der längste Titel und der breiteste Orden in Deutschland, die staunenswerteste Vornehmheit entschädigen wird für die körperlich und geistig eingeschrumpfte Brust, welche das Resultat dieses Lebens sein wird." Um Flitter war es ihm also schon damals nicht zu tun. Was ihn vorwärts trieb, war der Drang einer außerordentlichen Begabung nach einem passenden Felde für ihre Betätigung.

Welches Feld seiner Tätigkeit schwebte aber dem jungen Bismarck bei seinen juristischen Studien und bei der Ablegung der Auskultatorprüfung vor? Er gibt uns die Antwort im ersten Kapitel der „Gedanken und Erinnerungen" mit dem bemerkenswerten Satz: „Ich hatte, solange ich in dem damaligen Alter an eine Beamtenlaufbahn ernstlich dachte, die diplomatische im Auge." Es war gewiß nicht von ungefähr, daß diese Sinnesrichtung den Wünschen der Mutter entsprach. Sie war selbst klug und ehrgeizig und erkannte früh die hervorragende Begabung ihres zweiten Sohnes. Daher dachte sie sich ihn gern in der bevorzugten Laufbahn des Diplomaten, in der schon ihr Vater sein Glück gemacht hatte. Früh weckte sie in ihm den Sinn für seinen späteren Beruf. Wenn seine eigenen Neigungen die gleiche Richtung einschlugen, so beweist das, wie richtig ihn die Mutter beurteilt hatte. In das geschichtliche Verdienst, unseren größten Diplomaten entdeckt zu haben, teilt sich Bismarcks Mutter nur mit seinem König Friedrich Wilhelm dem Vierten, der im Jahre 1851 den Deichhauptmann v. Bismarck ohne irgendein diplomatisches Examen zum Geheimen Legationsrat und wenige Monate später zum Gesandten ernannte.

Von 1835 bis dahin sollten freilich noch sechzehn Jahre ins Land gehen. Den ersten Schritt, um in die diplomatische Laufbahn zu gelangen, tat Bismarck bald nach der Auskultatorprüfung, indem er dem Minister des Auswärtigen Ancillon seine Wünsche vortrug. Dieser stieß sich an Bismarcks landständischer Herkunft; er riet ihm, Regierungsassessor zu werden und auf dem Umwege über den Zollverein in die bundesstaatliche Diplomatie überzutreten. Der junge Bismarck fügte sich. Er durchlief die vorgeschriebenen Stadien des Auskultators bei der Kriminal- und der Zivilabteilung des Berliner Stadtgerichts. So wenig anregend diese Beschäftigung an sich auch war, genügte doch ihr unmittelbarer Zusammenhang mit dem wirklichen Leben, um Bismarcks ganz auf das Praktische gerichteten Sinn und sein Pflichtgefühl auf der Stelle in Tätigkeit zu

setzen. Seine Zeugnisse aus dieser Zeit rühmen seine Begabung wie seinen Fleiß und Eifer.

Im Januar 1836 bewarb er sich bei dem Präsidenten der Aachener Regierung um seine Zulassung als Referendar. Das damals noch erforderte Examen bestand er in seinem schriftlichen und mündlichen Teil mit dem Prädikat „sehr gut". Er selbst erzählt uns, daß seine Wahl auf Aachen fiel, um den Umweg zur Diplomatie abzukürzen. Der Kursus der Referendare dauerte bei den altpreußischen Regierungen drei, bei den rheinischen nur zwei Jahre. Bismarck suchte also sein diplomatisches Lebensziel so bald wie möglich zu erreichen. Die Regierungsgeschäfte fesselten ihn nicht trotz der hervorragenden Eigenschaften des Präsidenten Grafen Arnim, der sich für die Ausbildung des Referendars v. Bismarck persönlich interessierte. Was diesen abstieß, war der lose Zusammenhang der Bezirksbehörde mit dem Volksleben. Seine Arbeiten gewannen dadurch in seinen eigenen Augen den Charakter von Schulaufgaben, mehr zu seiner Ausbildung bestimmt als von Nutzen für andere. Sein Blick war auf die Außenwelt gerichtet; mit ihr sich zu messen und seine Kräfte an ihr zu erproben, das reizte ihn. Von der Elbe schrieb er im Februar 1847 als Deichhauptmann an seine Braut: „Wenn sie alle Jahre so langweilig sanftmütig sein will, so würde ich das Kommando über ihre Fluten niederlegen. Ehe ich träge Pferde reite, gehe ich lieber zu Fuß." Menschen solchen Schlages verlangen jeden Tag nach einer neuen Anspannung ihres Willens. Lediglich zur Mehrung ihres Wissens oder zum Zweck ihres Fortkommens sich nützliche Kenntnisse und Fertigkeiten anzueignen, pflegt nicht nach ihrem Geschmack zu sein.

In Aachen geriet das wilde Blut des jungen Heißsporns mit den Anforderungen des Dienstes in offenen Zwiespalt. Das rheinische Kapua war damals noch mehr als heute ein europäisches Weltbad. Bismarcks alte Vorliebe für das weltmännische Auftreten der Angelsachsen ließ ihn auch hier in einem Kreise vornehmer Engländer heimisch werden. Zum erstenmal in seinem Leben erfaßte den Zweiundzwanzigjährigen eine Liebesleidenschaft von elementarer Gewalt. Im Juli 1837 verließ er Aachen mit unbekanntem Ziel. Im September kam er von Straßburg aus um Verlängerung seines längst überschrittenen Urlaubs ein. Gleichzeitig schrieb er einem Freunde, er wäre mit einer jungen Britin von blondem Haar und seltener Schönheit verlobt, die er im nächsten Jahre heiraten würde. Bismarcks kränkelndem Vater gelang es, im November den Ausreißer zur Heimkehr zu bewegen; Aachen sah ihn nicht wieder. Sein nachträgliches Entlassungsgesuch wurde von dem wohlmeinenden Grafen Arnim ohne jede Sühne für die eigenmächtige Entfernung genehmigt mit einem immerhin vorteilhaften Zeugnis über Bismarcks Kenntnisse und Anlagen.

Er trat zur Potsdamer Regierung über, bei der er aber nur vom Dezember 1837 bis Ende März 1838 gearbeitet hat. Im Sommer 1838 reifte sein Entschluß, dem Staatsdienst zu entsagen. Positives und Negatives wirkten dabei zusammen, einerseits die Notwendigkeit, seinem alternden Vater bei der

Bewirtschaftung seiner pommerschen Güter beizustehen, anderseits zunehmende Abneigung gegen den Zwang des Bureaudienstes. Das negative Moment überwog. Negativ war es freilich nur scheinbar; denn im Grunde war es angeborener Tatendrang, was den jungen Bismarck das bureaukratische Joch nicht länger ertragen ließ. Vollends in die unselbständige Rolle eines Referendars hatte er sich in Potsdam so wenig zu finden vermocht wie in Aachen. Nach mehrfach verlängertem Urlaub erhielt er im Herbst 1839 seine Entlassung. Seine Mutter, die wohl kaum seinen Schritt gebilligt hätte, war am 1. Januar 1839 gestorben.

Es folgten von 1839 bis 1845 die Kniephöfer Jahre, die Jahre des Austobens in ländlicher Ungebundenheit. Auch in diesem Zeitraum ist Bismarck nicht müßig gewesen. Gemeinschaftlich arbeiteten er und sein älterer Bruder Bernhard an der Hebung des gesunkenen Werts ihrer pommerschen Güter. Trotz seiner Trinkexzesse und mancher Extravaganzen erwarb sich Bismarck bald den Ruf eines tüchtigen Landwirts und glänzenden Kavaliers. Ihm selbst aber gewährte auch dieses Leben keine innere Befriedigung. Den deutlichsten Beweis dafür liefert sein äußerlich ganz unvermittelter Anlauf zur Rückkehr in den Staatsdienst im Jahre 1844. Noch einmal übernahm die Potsdamer Regierung den Neunundzwanzigjährigen als Referendar; aber schon nach vierzehn Tagen war der Versuch gescheitert. Bismarck kehrte nach Pommern zurück. Ein fünfjähriges Leben auf dem Lande hatte ihn nicht fügsamer gemacht. Er konnte, wenn überhaupt im Staatsdienst, nur noch in leitender Stellung Verwendung finden. Einstweilen kehrte er ihm entschlossen den Rücken und suchte den nötigen Spielraum für seine überschäumende Kraft auf dem Felde der ständischen Selbstverwaltung. Zum Kreisdeputierten hatte der Kreistag des Naugarder Kreises den siebenundzwanzigjährigen Besitzer des Gutes Kniephof schon 1842 gewählt. Diese Stellung gewährte ihm indessen nur vorübergehende Beschäftigung. Anhaltendere Arbeit leistete er aus eigenem Antriebe für seine ländlichen Standesgenossen in der Frage einer Reform der Patrimonialgerichte. Seine Rührigkeit auf diesem Gebiet verschaffte ihm zuerst einen Namen in weiteren Kreisen und baute ihm damit die Brücke, über die er 1847 in den Vereinigten Landtag gelangte.

Nach dem Tode seines Vaters im Jahre 1845 hatte Bismarck Pommern verlassen, um in Schönhausen den Besitz und die Bewirtschaftung des Stammgutes der Familie zu übernehmen. Hier erlangte er zum erstenmal einen ihm zusagenden Wirkungskreis: erst einunddreißigjährig, wurde er 1846 zum Deichhauptmann des rechtsseitigen Elbdeiches ernannt. Mit Eifer und Erfolg oblag er den Pflichten seiner neuen Stellung. Wiederholt vertröstete er die ferne Braut in Pommern, wenn er die Reise zu ihr verschieben mußte, daß ihn die Eisverhältnisse nicht fortließen.

Diese Braut gewann er sich im Januar 1847 in Johanna v. Puttkamer aus Reinfeld in Hinterpommern. Die Bekanntschaft mit ihr hatte schon die letzten Jahre vor der Verlobung mit einem neuen Inhalt erfüllt. Die Braut und ihre Eltern lebten ganz in dem Anschauungskreise des Pietismus. Bismarck

stand ungefähr auf dem entgegengesetzten Standpunkt. Als angehender Pantheist hatte er die Schule verlassen und sich seitdem zum ausgesprochenen Skeptiker entwickelt, ohne sich freilich jemals befriedigt zu fühlen. In Kniephof war er einem einflußreichen Kreise pommerscher Pietisten nahe getreten; durch sie lernte er Johanna v. Puttkamer kennen. Im Juli 1847 führte er sie heim. Ihr starker Einfluß auf Bismarcks religiöse Vorstellungen ist in den folgenden Jahren unverkennbar. Unzweifelhaft hätte sie ihn weder erworben noch behauptet, wäre sie nicht mit ungewöhnlichen Gaben des Geistes und Gemütes ausgestattet gewesen, die dem großen Gefährten ihres Lebens die solange vergeblich gesuchte Ergänzung seines Wesens vermittelten.

Wie sich die Sinnesänderung allmählich in Bismarck vorbereitet hat, wie Byronscher Weltschmerz und philosophische Konstruktionen seinem religiösen Bedürfnis je länger um so weniger genügten, bis ihn vorbildliche Bekenner des Christenglaubens durch die ungesuchte Beweiskraft ihres Lebenswandels für diesen Glauben gewannen, das wird von Marcks mit eindringendem Verständnis geschildert. Von großer Feinheit ist die Andeutung der Grenzlinien, die Bismarck auch nach seiner „Bekehrung" den pommerschen Freunden und der Braut gegenüber einhielt. Dennoch wird vermutlich mancher Leser diese Abschnitte des Werkes mit stillen Vorbehalten versehen. Der Bekehrung Bismarcks fehlte — wie mancher anderen — nicht die Mitwirkung eines voraufgegangenen sittlichen und geistigen Schiffbruchs. So wenig dieser Umstand ihren Wert in den Augen bibelgläubiger Christen vermindert, denen nun einmal der büßende Sünder über dem „Gerechten" steht, so wenig darf er übersehen werden, wenn nicht dem dogmatischen Standpunkt ein unberechtigtes Zugeständnis gemacht werden und Bismarcks innere Umkehr ein unverdientes Relief erhalten soll. Könne man hierin eine Lücke finden, so fragt es sich im übrigen, ob nicht der ganze Abschnitt durch eine weniger ausführliche Behandlung gewonnen hätte. Der spätere Bismarck war in religiöser Hinsicht eine neutrale Größe. Was auch dafür und dawider gesagt werden mag, er war so wenig ein frommer Christ wie ein Leugner. Sein Verhalten gegen Stöcker besagt in dieser Hinsicht mehr als viele Worte. Uns Deutschen bleibt Bismarck der verkörperte politische Verstand, mehr brauchen wir nicht von ihm zu fordern. Seine geschichtliche Wirksamkeit berührte das kirchliche Gebiet nur während des Kulturkampfes und zeigte ihn damals mit diesem Gebiete wenig vertraut. Man tut ihm schwerlich unrecht, wenn man seine religiösen Wandlungen als Ereignisse ansieht, die ohne weitreichende Folgen geblieben sind.

Mit Bismarcks Verlobung, die seiner Sinnesänderung das äußere Siegel aufdrückte, schließt seine Jugend ab. Marcks hat ihre Geschichte noch auf den Vereinigten Landtag von 1847 ausgedehnt und den ersten Band seiner Lebensbeschreibung bis zum Vorabend der Märztage von 1848 fortgeführt. Für Bismarck bedeutete indessen nicht der Aufstand des 18. März, sondern der Vereinigte Landtag den Beginn seiner politischen Laufbahn. Bis dahin ist alles

vorbereitende Entwicklung. In den Redekämpfen des Landtags tritt er an die Öffentlichkeit und zeigt den verblüfften Volksgenossen einen fertigen Charakter von unverkennbarer Eigenart, der sich außerhalb des brandenden Strudels der Zeitströmung vollkommen selbstherrlich seinen Standpunkt wählt.

Der Wichtigkeit des Vereinigten Landtags für Bismarcks Werdegang wird Marcks vollkommen gerecht; seine Darstellung gibt gerade hier ihr Bestes. Dabei raubt ihm warme Bewunderung für seinen Helden auch an dieser Stelle nicht die Unabhängigkeit und Unbestechlichkeit seines Urteils. Er versteht es, Bismarcks Gegensatz zu den Liberalen von 1847 als individuelle Notwendigkeit verständlich zu machen, ohne sich den Gegensatz in seiner Einseitigkeit anzueignen. So erschließt er uns die Einsicht, daß der Vereinigte Landtag wohl den politischen Charakter Bismarcks entbunden hat, aber noch nicht seinen politischen Genius. Dem würde an den damaligen liberalen Forderungen trotz formeller Gebrechen ihre innere Berechtigung nach den königlichen Emanationen von 1815 und 1820 nicht entgangen sein. Noch sehen wir Bismarck mit kräftigen Vorurteilen behaftet und geradezu stolz auf sie. Auch das spricht in Wahrheit für die Ursprünglichkeit seiner Natur. Jedenfalls dürfen wir uns im Rückblick auf die Kämpfe jener vierziger Jahre zu Bismarcks Parteinahme beglückwünschen. Denn wenn ihm damals schon die Weite seines späteren Gesichtskreises zu Gebote gestanden und auch er wie sein Antipode, der westfälische Freiherr Vincke, die Sache des nationalen Liberalismus zu der seinigen gemacht hätte, so würde er schwerlich jemals den Weg an die Seite Friedrich Wilhelms des Vierten und des preußischen Königshauses zurückgefunden haben. Entweder hätte auch dann das Königtum gesiegt, aber folgerechterweise in dauernder Anlehnung an Österreich und Rußland — oder die demokratische Flutwelle hätte die preußische Heeresverfassung unterwaschen und unser Land in blutigen Aufständen zerrüttet, die es noch einmal wie zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges zur Beute unserer Nachbarn gemacht haben würden.

Was Bismarck 1847 an Verständnis für die Bedürfnisse und das Empfinden breiter Volksschichten abging, das ersetzte und überholte er weit durch den Vorsprung an Charakter, der seinem Denken und Wollen eine unvergleichliche Geschlossenheit verlieh. In dem stürmischen Auftritt am 17. Mai erblickt Marcks mit Recht die erste Offenbarung dieses Charakters. In einer Frage, die Preußens Verhältnis zum Ausland anging, nämlich den Ausbruch des Krieges von 1813, geißelte Bismarck spöttisch die herrschende Anschauung, die unter den Triebkräften jener Bewegung Fürst und Untertanen als zwei getrennte Bestandteile des Volkskörpers unterschied, um aus der Erhebung des Volkes einen Rechtsanspruch gegen den König herleiten zu können. Bismarck erblickte gegenüber der napoleonischen Fremdherrschaft allein das Vaterland, dessen Unabhängigkeit für Preußens Fürst und Volk die gleiche unteilbare Forderung ihrer Selbstachtung bildete, einen kategorischen Imperativ der Pflicht. Uns mag solche Auffassung selbstverständlich scheinen, vor sechzig Jahren war sie es so wenig, daß selbst Partei-

genossen den Redner mißverstanden und er in dem allgemeinen Tumult minutenlang nicht zu Worte kam. Tatsächlich hatte er in diesem Augenblick durch die Bekundung eines nationalen Sinnes von antiker Einfalt und Stärke alle Freunde und Gegner mit einem Sprunge überholt. Aus solchem Holz mußte der Staatsmann geschnitzt sein, der dem Elend unserer staatlichen Zerrissenheit ein Ende machen sollte.

Betrachten wir rückblickend den weiten Umweg, auf dem Bismarcks Genius seinen Lebensberuf erreichte, so glauben wir Faustens Ausruf zu hören: „Ach unsre Taten selbst, so gut als unsre Leiden, sie hemmen unsres Lebens Gang.“ Jahrelang fühlt er sich vom Staatsdienst wie von der Landwirtschaft abwechselnd angezogen und abgestoßen, und sichtlich hängt der jeweilige Überdruß mit der schmerzenden Einsicht zusammen, daß sein ungestümes Temperament jede Schranke des Berufs durchbricht. Das ist in der Tat der stärkste Eindruck, den das Buch von Marcks in uns hinterläßt: eine unersättliche Kraft, deren Übermaß ihr Ausreifen verzögert und die in jähem Wechsel von Anstieg und Absprung ein aus Bewunderung und Teilnahme gemischtes Gefühl in uns erregt. Fast will es scheinen, als gehörte dieser faustische Sturm und Drang zum Entwickelungsgange der großen Männer unseres Volkes. Stürme der Leidenschaft müssen erst ihr Inneres in seinen Tiefen aufwühlen, ehe ihre Vernunft die Oberhand gewinnt und ihre Kräfte den unpersönlichen Aufgaben der Allgemeinheit dienstbar macht. Wenn dem aber so ist, wenn die weiträumige und tiefgründige Anlage des Deutschen ein langsameres Wachstum bedingt, dann erkennen wir auch in dem „tollen Bismarck“ dieser Jugendjahre nicht ohne innere Ergriffenheit den echten Sohn seines Volkes.

Aus Briefen der Wertherzeit

Von Hermann Bräuning-Oktavio-Darmstadt

(Nachdruck verboten.)

IV.

Darmstadt, den 12. Januar 1778.

... Von Lavater sagt man, wie folgt (ob die Nachricht kanonisch oder apokryptisch ist, weiß ich nicht gewiß; ich theile sie Ihnen genau mit) hören Sie dann: Lavater, der gehört, daß seine Gläubigen in Deutschland u. a. — ἐν τῇ διασπόρῃ — durch Nicolais 1777 in Berlin und Leipzig erschienene Schriften im Glauben zu wanken anfingen, ja den Abfall drohten: will sich, von Häfeli und Stolz begleitet, im kommenden Frühling aufmachen, und gen Deutschland ziehen, um theils die Schwachen im Glauben zu stärken und weiter zu gründen, theils, wo möglich seine Gemeinen noch zu vergrößern, — zuvörderst denn, um seine Wunderkraft zu legitimieren, und allen Zweiflern

und Verstockten den Mund zu stopfen, die hin und her noch grassierende Viehseuche in einem Nu heilen. — Da er denn — im Fall der Kanonicität dieser Sage — von Weimar vermuthlich auf die Jubilatemesse nach Leipzig kommen wird, so hoffe ich, Sie werden sich um so früher (mit Herrn Eberhard dazu) daselbst einfinden, damit Sie den Saum des Kleides des heiligen Mannes so viel gewisser berühren können; — welches ja nicht zu unterlassen ist. Hier wird er, wenn er kommt, bey Herrn Kriegsrat Merck logieren, der seit 1774 sein (und seiner Jünger) großer Freund ist, ihn auch, da er in selbigem Jahre hier war, nach Mannheim begleitet hat. Ja! dieser unser lieber Freund und Mitarbeiter Merck hängt seit einiger Zeit auf eine mir unbegreifliche Art, — auf die Seite der Vernunftfeinde, Wunderthäter, und hat' Meistern, Hottinger u. a. seinen Unwillen im Teutschen Merkur nachdrücklich fühlen lassen. Es sind keine Muthmaßungen, sondern la verité telle qu'elle est.

... Wie ich von guter Hand, weiß: so soll zwischen Wieland und Herder kein sonderliches Vernehmen herrschen. Letzterer würde wohl auch an Göthen sich machen; dieser soll aber zu fest sitzen.

... Man will behaupten, die Berlocken ans Allerley [1778] seyen in den sämtlichen Staaten des Herrn Herzogs von Weimar wegen der von jenem anonym begangenen criminum laesae majestatis Herderianae, Goetheanae etc. konfisziert worden. Desto besser für den Verleger und für den Verfertiger, wenn es wahr ist.

... Der Verfasser des Allerley soll zuverlässig ein gewisser Kaufmann in Winterthur seyn; — der die Apothekerkunst in Straßburg einige Zeit getrieben, sie seit 1776 aufgegeben, und seitdem Deutschland von Emmendingen biß Hamburg, und von Weimar biß Königsberg (zu Hamann) durchgezogen hat; — exactement, — er ist an allen diesen Orten gewesen und hat an die allerley Glieder der Genie- Kraft- und Wunderparthey in diesen Städten sich angehackt. Nun ist er von seiner Fahrt wieder zurück in Winterthur. Ein Mensch aus demselben Teige ist Kayser in Zürich, Göthes protégé, vor 4 Jahren von ihm nach Zürich empfohlen, wo er Stunden in der Musik gibt. Sein Gesicht ist in Lavaters Physiognomik 4 Male commentiert; und er als das größte musikalische Genie herausgepriesen. Dieser Mensch treibt die Sucht, Göthen nachzuahmen biß zur Manie, — hat sich ein Petschaft beynahe, wie Göthe, stechen lassen, schreibt mit eben solchen stumpfen Kielen, schreibt Göthes Hand so natürlich, daß er einen falschen Wechsel auf ihn machen könnte, legt seine Briefe so zusammen, wie Göthe pp. — so daß Goethes Korrespondenten durch Kaysers Briefe betrogen werden, biß sie seines Namens Unterschrift lesen. — Kleuker ist, wie mir versichert wird, der Verfasser der famosen Aufsätze im „Teutschen Merkur" 1776 über die lucianischen Geister. Nehmen wir nun Klingern dazu? — Kaufmann, Kayser, Kleuker, Klinger, — der Buchstabe K im Alphabethe ist an Narren vor

andern reich. Sorgen Sie doch, daß Kleuker für seinen Versuch über den Sohn Gottes u. d. Menschen in der A. D. B. bald empfange, was seine Thaten werth sind.

*

Darmstadt, Freitags den 30. Januar 1778.

... Wieland ist etliche Tage hier bey Merck gewesen, hat sich einen Tag bey dem Baron Groschlag (dem berühmten Mainzischen Exministe) zu Dieburg (4 Stunden von hier) aufgehalten, und hat nach seiner Zurückkunft hierher sofort seine Rückreise nach Weimar angetreten, auf welcher ihn Merck biß Frankfurt begleitet hat. Da haben sie zusammen (wie bey Wielands Herreise, da ihm Merck entgegengereiset ist biß Frankfurt) in dem Hause des Herrn Rath Göthe (Vaters des Weimarschen Göthe) einige Tage sehr vergnügt zugebracht.

... Göthe hat das Manuscript von seinem Doctor Faust seiner Mutter in Frankfurt geschickt, die es, wie ein Heiligtum, verwahret. Einige Göthe-Freunde, die zu Frankfurt darin geblättert haben, können verschiedene Sachen darin nicht genug preisen.

Wieland soll in Mannheim mehr gefallen als Lessing. Sie, die Sie beyde kennen, werden wissen warum? Ich kenne Lessingen nicht persönlich, wohl aber Wieland. [von Nicolais Hand: Ja, Ja! Ich kenne aber Mannheim nicht!]

Wieland hat kürzlich einen Sohn bekommen und Mercken zum Gevatter gebäten, und so auch Merck Wielanden zum Pathen seines Jüngstgebohrnen. Beyde haben in Frankfurt in dem großen Saale im rothen Hause (einem der berühmtesten Gasthöfe) das Ihnen vermuthlich bekannte Gelese eines gewissen Biel's, der die Messiade declamieren will, gehört; — aber mehr als unausstehlich gefunden. Wieland wollte aus Verdruß weggehen; aber auf Zureden Mercks, der ihm vorgestellt, daß es dem armen Teufel großen Schaden thun würde, wenn es in Frankfurt bekannt werden sollte, daß er weggegangen wäre, ist er geblieben; — beyde aber haben sich an den Ofen gesezt und zusammen biß zum ite! missa est! geschwätzt. Dieser Biel (ein wegen Sünde gegen das sechste Gebot verunglückter candidatus theol.) hat sich kürzlich auch hier in dem Saale des Herrn Geheimrath von Hesse, in Gegenwart vieler Durchlauchten, Excellenzen, Wohlgebohrnen, Hochedelgebohrnen, Hoch- und wohledlen Herren und Damens, hören lassen. Wenn ich es auch eher gewußt hätte, (da ich es erst erfahren habe, als das Gelese bereits dem Ende nahe war): so würde ich es doch, vorher von seinem Gehalte unterrichtet, nicht angehört haben. Morgen heißt es, werde er ein Stück aus der Hermannschlacht hier declamieren. Mich bekömmt er nicht.

Sie haben indes Brockmann bey sich gehabt. Hier ist seit 9 Monathen die Nestrich'sche Gesellschaft. Wenn die Glieder derselben auch lauter Brockmanns, Sacco u. dergl. wären, — wie sie nicht sind und nie seyn werden,

— so würde ich doch aus guten Ursachen das Schauspiel nie besuchen; — wiewohl Herder die Weimarsche Privattheater im grauen Rocke besucht.

... Die Rede (im Teutschen Merkur, Monat November) gegen Lichtenbergs Aufsaz von der Physiognomik (im Göttinger Almanach) ist von Lenz, der seit wenigen Wochen verrückt seyn soll.

*

Darmstadt, den 2. Februar 1778.

... Claudius hat auf Teil 2 operum hier gegen 100 Subscribenten gefunden. Der Herr Geheimrath von Hesse, Wenck und Merck haben die Sache mit der größten Hize betrieben.

*

Darmstadt, den 9. März 1778.

... Die Nachricht von Lenzens Verrückung ist kanonisch. Vermuthlich wird Klinger noch das nämliche Schicksal haben.

*

Darmstadt, den 25. März 1778.

... Lenz ist zum zweiten Male verrückt. Schlosser will nun bey seinen Freunden colligieren, um ihn von Emmendingen weg in ein Narrenhaus bringen zu lassen. Er lag bisher schon an Ketten, und hat Schlossern viel zu schaffen gemacht. Lenzens Vater, ein Prediger in Liefland, scheint seinen Sohn ganz abandonniert zu haben. Wenigstens hat er auf Schlossers Briefe nicht geantwortet. Indeß hat Schlosser nun einen andern Menschen von noch schlechterem Caliber, als Gesellschafter, bey sich, den wohl ehestens dasselbe Schicksal treffen möchte, nämlich Klingern, der seine Stelle bey der Seylerischen Gesellschaft aufgegeben hat. — Der (einzige) Sohn des Herrn Leibmedicus Zimmermann, welcher seit $1^1/_2$ Jahren Medicin zu Straßburg studiert, hat vor kurzem seinen Verstand, über die Lesung der Lavaterschen Aussichten in die Ewigkeit, der Physiognomischen Fragmente u. a. ebenfalls verloren. Bindet mich! ich bin Christus! rief er, unter andern, aus. Auf die Nachricht, welche die Straßburger Ärzte dem Vater in Hannover von diesem Umschwung gegeben haben, hat dieser für gut befunden, seinen Sohn von Straßburg weg und nach Zürich zu Lavatern bringen zu lassen, damit die Person und die Gesellschaft desjenigen, dessen Schriften ihn zum Narren gemacht haben, selbigen wieder entnarren möchte. Ich habe alle diese Nachrichten nicht nur von Merck (der doch mit diesen Leuten in Verbindung steht) sondern auch von andern, die kürzlich von Straßburg gekommen sind. Sie können solche getrost nacherzählen, — (doch ohne mich zu nennen). . . .

Ja nun! Warum Merck nichts einsendet? Ich habe ihn öfters erinnert; er versprach auch jedesmal heilig seine Aufträge zu expedieren; so daß ich stets glaubte, er hätte Ihnen Alles abgeliefert. Nun schreiben Sie aber, er hätte noch nichts eingesandt. Die wahre Ursache wüßte ich nicht anzu-

geben. Er hat zuweylen von Sticheleyen pp. auf Göthe, Herder und andre seiner Freunde in der Allgemeinen Deutschen Bibliothek gesprochen und sein Mißfallen darüber bezeugt; sonst aber, wie ich aufrichtig versichern kann, von Ihnen mit der größten Achtung und Wärme zu allen Zeiten gesprochen. Wollen Sie einen Rath von mir annehmen? Theilen Sie Herrn Merck nichts Neues zu (denn, je mehr er hat, desto weniger wird er fertig werden) sondern ersuchen Sie ihn noch einmal um die baldige Ablieferung der ihm schon längst aufgetragenen Recensionen [seit 1775]. Aber ich bitte, erwähnen Sie von allem diesen Nichts gegen ihn.

*

Darmstadt, Montags den 6. Juli 1778.

Herr Kriegsrath Merck ist seit ungefähr 3 Wochen auf einer pittoresken Reise. Er begleitet die verwittwete Herzogin von Weimar [Anna Amalia] auf ihrer Tour nach Düsseldorf, die dasige Bildergallerie zu sehen und kommt erst den 15. d. Monats von da wieder hierher zurück.

*

Darmstadt, Freitags den 24. Juli 1778.

Merck ist am 18. d. M. wieder von seiner Reise nach Düsseldorf, bey welcher Gelegenheit er auch nach Coblenz zur Madame La Roche, Bad Ems gekommen, hier angelangt. Ich habe ihn in Ihrem Nahmen um die Reste gebäten. Er hat auch wieder versprochen, sie ehestens abzuthun. Ob es geschehen wird: dieses wird die Zeit lehren.

Meister Klinger, oder wie die verwittwete Herzogin von Weimar ihn nennt: Sturm und Drang, ist seit einigen Wochen Offizier unter dem Freycorps, welches der oestreichische General Ried errichtet. Hofrat Schlosser, der diesen Herrn von dem benachbarten Offenburg her kennt, hat Herrn Klinger ihm empfohlen. Vermuthlich wird er gern seiner los gewesen seyn. Schlosser tritt nun in die 2te Ehe mit einer Demoiselle Fahlmer aus Frankfurt a/M., die ein Vermögen von wenigstens 50/m [50000] Gulden [besitzt].

Wie Merck erzählt, hat der Hofcammerrath Jacobi in Düsseldorf seine 2 Söhne kürzlich dem Herrn Claudius nach Wandsbeck zugesandt, der solche einige Jahre unterrichten soll. Der von ihm nach Düsseldorf geschickte Unterweisungs- und Erziehungsplan soll — versichert Merck — vortrefflich seyn.

... Hier ist die allgemeine Sage, daß der Herr Praesident von Moser ehestens nach Berlin gehen werde. Ja! Ja! — Diese Bekanntschaft werden Sie vermuthlich auch machen, ich zweifle nicht daran.

*

Darmstadt, den 31. August 1778.

... Wenn Sie etwan unsere Landzeitung in der A. D. B. recensieren lassen, und der Recensent solche nicht loben kann, so werden Sie mir eine Gefälligkeit erweisen, wenn Sie die Anzeige entweder unterdrücken oder den Recensenten ersuchen, daß er seinen Namen unterzeichnet. Ohne dies werde

ich für den Beurtheiler angesehen und werde von Herrn Praesident v. M[oser] noch mehr gedrückt und verfolgt. Denn die Landzeitung ist sein Augapfel. Unter uns gesagt: die Nachrichten aus unserm Lande werden zum Theil hier in loco geschrieben und sind bey weitem nicht alle der Wahrheit gemäß.

*

Darmstadt, den 25. Oktober 1778.

... Herr Kriegsrat Merck hat seit 2 Monathen viel mehr zu thun, als vorher, da er mit dem Detail der Auszahlung an das hiesige Militaire beauftragt worden ist, womit bisher ein anderer beschäftigt gewesen. Er klagt sehr über diese Bürde.

*

Darmstadt, den 8. Juli 1779.

Hier im Fürstlichen Schlosse ist kürzlich gedruckt worden: Lampedo, ein Melodrama, von Herrn Oberappellationsrath Lichtenberg, in die Musik gesetzt von dem Herrn geistlichen Rath Vogler, vor dem Hof aufgeführt zur Feier des 11. Juli ... [das folg. ist nicht zu lesen, ebenso auch einige Zeilen weiter unten, da der Brief mit andern in einem Bande vereinigt, an dieser Stelle fest eingebunden ist.]

Lessings Nathan ist in Frankfurt a/M. verboten worden. Das Signal zu diesem Verbot hat wahrscheinlich die Frankfurter Gelehrte Zeitung gegeben. In dieser [Nr. 43, vom 28. Mai] ist eine einseitige und schiefe Recension desselben geliefert worden, über der die Worte: Indifferentismus in der Religion mit ellenlangen Buchstaben gedruckt gestanden. —

... Seit 3 Wochen ist der geistliche Rath Vogler von Mannheim hier, giebt dem Erbprinzen und seiner Gemahlin in der Musik Unterricht, speiset füglich an der Erbprinzlichen Tafel ...

Herr Kriegsrath Merck ist seit 5 Wochen zu Weimar. Die verwittwete Herzogin hat ihn eingeladen, dahin zu kommen. Er ist denn auch auf seinem Schimmel dahin geritten und würde schon wieder zurück seyn, wenn er nicht wäre gebäten worden, der Aufführung eines neuen Stückes von Göthe [Iphigenie] vorher noch beyzuwohnen.

*

Darmstadt, den 26. Juli 1779.

Mit diesem mir zum Geschenk gemachten Melodrama [Lampedo] mache ich Ihnen, liebster Freund! wieder ein Geschenk. Herr Vogler, Ritter des goldnen Sporns, ist immer noch hier und componiert wieder etwas Neues. — Unsere Frau Erbprinzessin hat die Hauptrolle gespielt, wie ich höre, meisterhaft.

... Merck ist am 22ten auf seinem Rosse wieder zurückgekommen und zwar über Göttingen, wo er sich ein paar Tage aufgehalten. Ich habe ihn auf der Bibliothek vorgestern kurz gesprochen.

*

Darmstadt, Montag den 9. August 1779.

Herr Kirchenrath Mieg von Heidelberg, der kürzlich hier gewesen, versichert, aus einer guten Quelle zu wissen, daß Herr Hofrath Lessing wegen seines Nathans ein Geschenk von einigen 1000 Thalern von der Berliner Judenschaft erhalten habe. Ich bezweifle die Wahrheit dieser Erzählung gar sehr. Sie werden am besten wissen können, was daran ist.

... Vogler ist vor 5 Tagen wieder nach Mannheim zurückgereiset, kommt aber vor dem 25ten d. M. wieder hierher, weil an diesem Tage die Lampedo vor dem Erbprinzlichen Hofe abermals gegeben werden soll. Wir werden hier immer musikalischer.

*

Boie an J. H. Voß:

Hannover, den 9. Oktober 1779.

Herder ist nun einmal Herder, der seine Sonderlichkeiten hat und behalten wird, dabei aber auch doch viel Gutes hat.

*

Petersen an Nicolai:

Darmstadt, Freitags den 22. Oktober 1779.

... Der Herzog von Weimar ist in Begleitung des Geheimraths Göthe zu Ende des Septembers hier vorbey geritten nach der Schweiz; sie wollen Schlossern zu Emmendingen und Lavatern zu Zürich, unter Andern, besuchen, und auf der Rückreise einige Tage hier bleiben. Merck ist ihnen biß Frankfurt entgegengeritten und hat sie auch noch einige Stunden von hier biß in die Bergstraße begleitet. Es sind Nachrichten hier, daß sie einige Tage zu Emmendingen bey Schlossern und in Zürich bey Meister Johann Caspar sich aufgehalten. Meister Johann Caspar wird zur Verherrlichung dieses hohen Besuchs und zur Canonisierung des Herzogs von Weimar noch einen Band Fragmente in der höchsten Kraftsprache herausgeben.

[Über den Aufenthalt in Darmstadt auch auf der Rückreise vergl. meine Mitteilungen „Ungedruckte Merck-Briefe" im „Archiv für das Studium der neuern Sprachen" 1910, S. 273 ff.]

* *

Darmstadt, Montags den 22. November 1779.

... Der Herzog von Weimar ist mit seinem ersten Minister Göthe und dem Oberjägermeister v. Wedel 2 Tage bey Schlossern zu Emmendingen gewesen, der seine Freude über das dem Amthause widerfahrene Heil in einem Briefe an Merken ausgeschüttet hat, der sie dem Herzoge bey seiner Rückreise durch unsere Stadt unterthänigst zu Füßen zu legen nicht ermangeln wird. Iselin haben sie in Basel nicht besucht; denn Iselin gehört nicht zur Rotte Herder, Lavater und Göthe; waren aber zwey Tage in Zürich bey Johann Caspar, der über diesen Besuch so entzückt ist, daß er nächstens wieder, bisher ungesehen, seine Gaukelsprünge vor dem Publikum machen wird.

[Isaak Iselin (1728—1782), heute kaum mehr gekannter, damals hochangesehener Schweizerischer Schriftsteller; außer Schriften zur Philosophie der Geschichte gab er von 1776 bis zu seinem Tode eine Zeitschrift „Ephemeriden der Menschheit" heraus; Schlossers Brief an Merck ist abgedruckt bei Wagner, Briefe von und an Merck (1838) S. 170/71.]

*

Darmstadt, den 26. Januar 1780.

... Der Herzog von Weimar ist im Anfange dieses Jahres einige Tage hier gewesen. Merck war assidres bey ihm und Göthen und hat beyde auch nach Frankfurt begleitet, wo er etliche Tage bey ihnen geblieben ist. Die Leute sprechen, Merck würde in Weimarsche Dienste gehen; ich glaube es aber nicht.

*

Darmstadt, den 6. Juli 1780.

... Merck (der jetzt ganz in seinen erkauften Äckern und Weinbergen lebt und darüber sogar die Mitarbeit an dem ihm sonst so theuren Teutschen Merkur aufgibt) muß das Packet [an Hoepfner] oekonomischer Beschäftigungen wegen vergessen haben.

... Aber eh' ichs vergesse! Der Herr Geheimeratspraesident von Moser zu Darmstadt hat seine Dimission begehrt und erhalten. „Ew. H[ochfürstliche] D[urchlaucht]" — schrieb seine Excellenz an den Landgrafen, — „beyde letzte fulminante Resolutionen haben mich so zu Boden geschlagen, daß ich mich genötigt sehe, meine Ämter in Höchstdero Hände zurückzugeben usw." — Diese beyde Resolutionen waren 1) daß der Erbprinz [der nachmalige Großherzog Ludewig I. von Hessen] an den Geschäfften künftig Theil haben und 2) daß das Lotto in Darmstadt noch die privilegierten Jahre fortwähren solle. (Letzteres wollte der Herr v. Moser mit allem Rechte jetzt aufgehoben wissen, da viele Unterthanen dadurch sich ruiniert haben.) Herr v. Moser will sich nun nahe in einer Darmstädtischen Landstadt, zu Zwingenberg in der Bergstraße aufhalten; hier hat er vor 2 Jahren ein Haus und ein ansehnliches Gut gekauft. In der Mitte des Augustmonaths läßt er viele Bücher, Gemälde, Kupferstiche in Darmstadt verkaufen; das Verzeichnis ist bereits gedruckt ... Herr von Moser war denn doch 8 Jahre in Darmstädtischen Diensten; und 4 Jahre stand er in Wien als Reichshofrath und nur 2 zu Winnweiler in der Gravschaft Falkenstein als Kaiserlicher Statthalter. Se. Excellenz wollen in Zwingenberg nun blos den Wissenschaften und der Religion leben. Wir wollen zusehen.

*

Darmstadt, den 27. Juni 1782.

Sie werden das Würtembergische Repertorium für Literatur kennen, wovon in der letzten J(ubilate) Messe das erste Stück erschienen ist. Das Philosophische Fach darin bearbeitet Herr Professor Abel, das aesthetische

Herr Azel (der auch bey der neuen Universität in Stuttgart lehrt) und das historische ein anderer junger Mann von Ihrer Bekanntschaft, sämtlich in Stuttgart lebend. Aber diese Nachricht im engsten Vertrauen. Fulda und Plank haben den Verfassern Beyträge versprochen. Der eigentliche Herausgeber ist der Herr Regimentsdoctor Schiller in Stuttgart.

[Petersen verdankte diese Nachricht seinem Bruder in Colmar, der im Sommer 1782 als Prinzenerzieher nach Darmstadt berufen worden war. Joh. Jac. Abel (1751—1829), Schillers Lehrer und Freund, seit 1772 an der Militärakademie (hohen Karlsschule); vergl. auch K. Berger, Schiller (1906) Bd. I, S. 223 ff. G. J. Planck (1751—1833), seit 1780 Stadtvicar in Stuttgart, wirkte seit 1781 an der hohen Karlsschule als Prediger und Professor bis 1784. Fr. K. Fulda (1724—88), bekannter deutscher Sprach- und Geschichtsforscher, seit 1751 Garnisonsprediger auf dem Hohenasperg.]

*

Darmstadt, den 23. May 1783.

Daß Merck auf höhern Befehl einen Antinecker oder Betrachtungen über die Moserische Schrift: Necker, (worin Mosers hiesiges Ministerialleben aus lauter Aktenstücken erzählt wird) geschrieben habe, ist Ihnen vielleicht noch nicht bekannt. Wenck und Hoepfner versichern, die Schrift sei con amore gemacht, ließe sich ausnehmend gut lesen, sey so beschaffen, daß Moser, wenn er sie zu Gesicht bekommt, in die stärkste Versuchung gerathen müßte, sich zu erhenken. Der Landgrav, dem Merck selbst sie vorgelesen [in Ems], hat sie approbiert; indeß hat sie die Geheimrathscensur noch nicht passiert und wird, vielen Versicherungen nach, kaum vor Ende des gegenwärtigen Jahres ins Publikum kommen; wenigstens wird sie erst in einigen Monathen unter die Presse gegeben werden. Die Vignette stellt den Apoll, der den Marsyas schindet, vor.

[Die Vignette ist noch vorhanden auf der ersten Seite des Manuscripts, das, nie im Druck erschienen, sich im Großherzogl. Hessischen Haus- und Staats-Archiv zu Darmstadt befindet.. Vergl. R. Loebell, Der Antinecker J. H. Mercks, der Minister F. K. v. Moser, Darmstadt 1896.]

*

Darmstadt, Montags den 23. April 1787.

Der Kurfürst von Mainz hat vor etwa 14 Tagen den berühmten Professor und Bibliothekar Johannes Müller (der Verfasser der Schweizergeschichte) nach Rom geschickt, und zwar wegen der Päbstlichen Confirmation der am 1. April in der Person des Freiherrn von Dalberg getroffenen Wahl eines Coadjutors. Der Baron von Eberstein (Gouverneur der sich seit 6 Monathen in Mainz aufhaltenden 2 Prinzen von Thurn und Taxis) hat dieses in voriger Woche meinem hiesigen Bruder erzählt, mit dem Zusatze: „Weil jetzt die Protestanten so sehr beliebt in Rom seyen"; der Herr Geheimrath

von Göthe sey von dem Herzog von Weimar eben dahin geschickt worden, um die Sache einzuleiten. Dieses letztere ist nun ganz falsch; die Reise des Herrn von Göthe hat nicht den mindesten Zusammenhang mit der Mainzer Coadjutorswahl. Göthe ist der Mineralogie und Künste wegen nach Italien, und der letzteren wegen natürlich auch nach Rom gereiset.

*

Darmstadt, den 21. August 1788.

Auch der Herr Geheime Hofrat Schlosser in Carlsruhe wirbt, wo er kann, gegen Sie, Gedike und Biester. Er hat vor kurzem an den Kriegsrat Merck hier geschrieben und ihn ersucht, „seine Knochen und Zähne, Knochen und Zähne seyn zu lassen und dafür allen seinen Wiz gegen die Berliner Centauren aufzubieten." Allein der Kriegsrath Merck wird mit dem Ritter Schlosser keineswegs gemeinsame Sache machen. Merck kränkelt seit einiger Zeit; er ist ferner ganz Berlinisch gesinnt; hat auch den Johann Georg Schlosser bereits im Jahre 1772 für einen Schiefkopf gehalten und einen Schiefkopf genannt. Eben dieses ist das Urtheil Göthes von diesem seinem Schwager Joh. Georg Schlosser von der Stunde ihrer Bekanntschaft an gewesen; und ist's noch.

Probleme des Industriebezirks

Von Regierungsrat Alfred Wilke-Gumbinnen

I. Die Wohnungsfrage

Betrachtet man heute in den Atlanten die bekannte Karte, auf der die Dichtigkeit der Bevölkerung im Deutschen Reiche durch verschiedene Farben — vom blassen Grau bis zum kräftigen Rot — bezeichnet ist, und vergleicht man sie mit einer gleichen Karte etwa aus der Mitte der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, so springt vor allem in die Augen eine Veränderung, die auch als „Anschwellen der roten Flut" bezeichnet werden kann. Denn die früher hier und da vorhandenen kräftig roten Flecken haben sich nicht bloß vergrößert und vermehrt, sondern sie sind auch vielfach ineinander übergegangen, das Rot tritt dann in breiten langen Streifen auf und zeigt an, daß jetzt ganze Bezirke eine Bevölkerungsdichtigkeit haben, die früher nur in großen Städten und ihrer Umgebung zu finden war.

Das Anwachsen und das gleichzeitige Zusammendrängen der Bevölkerung bedeutet eine immer fühlbarer werdende Umwälzung aller Lebensverhältnisse in diesen Gebieten, es stellt insbesondere die Verwaltung vor ganz neue und wichtige Aufgaben.

Im rheinisch-westfälischen Kohlendistrikt lebt etwa ein Zehntel der Bevölkerung Preußens, fast halb so viel im Saarrevier und im oberschlesischen Kohlenbezirk.

Die Frage, ob die leibliche und sittliche Gesundheit dieser Bevölkerung in der künftigen Entwickelung dieser Bezirke gewährleistet ist, ist somit eines der wichtigsten Probleme für den Staat.

Vielleicht sogar gibt es, vom Standpunkte der inneren preußischen Verwaltung aus, für diese, neben der durch die Polenfrage gestellten Aufgabe, zurzeit keine andere, die dringender und wichtiger wäre als die Aufgabe einer gesunden Weiterentwickelung der Industriebezirke.

Als das Charakteristische der bisherigen Entwickelung kann man das Verschwinden des natürlichen Gegensatzes, der gesunden Ergänzung von Stadt und Land bezeichnen. Die Stadt ist nicht mehr Teil oder Herrscherin der Landschaft, sie hat diese Landschaft gewissermaßen verschlungen. So breitet sich vom Rhein bis Bochum eine ungeheure Stadtlandschaft aus, etwas Neues, noch Unbekanntes in der deutschen Kulturentwickelung. Überall am Horizont erheben sich steil aufragende Häuser, städtische Straßenzüge, Fördertürme, Fabriken, überall herrscht Lärm und geschäftiges Menschengewimmel. Vor der fortschreitenden Bebauung verschwindet immer mehr der landwirtschaftliche Betrieb.

Daß ein Teil der Kulturmenschheit in Städten lebe, ist notwendig und nach historischer Erfahrung nicht schädlich. Doch haben von jeher und überall Stadt und Land eine Einheit gebildet, sich gegenseitig gefördert und gekräftigt, und insbesondere sind die Schattenseiten städtischer Lebens- und Wohnweise erträglich nur bei naher Berührung mit dem Lande. Fällt dies weg, verschwindet die Landschaft immer weiter vom Horizont der Großstädter, so steigern sich für die in hohe Mauern eingekeilte Menge nicht bloß die gesundheitlichen Gefahren, insbesondere für die heranwachsende Generation, sondern noch mehr verschärft sich der üble Einfluß auf Charakter und Gemüt. Der Mensch, der von Einsamkeit nichts weiß, verliert Ruhe und Selbständigkeit des Urteils, unterliegt widerstandslos den Wirkungen jeder Massensuggestion; in der atomisierten Masse verschwindet der Wert der Persönlichkeit, der Bewohner einförmiger Mietkasernen kennt keine Heimatliebe, die frühe Selbständigkeit untergräbt die Familienbande und den Sinn für Autorität.

So handelt es sich nicht bloß um die Bewältigung von technischen Schwierigkeiten, die durch das Zusammenballen so großer Menschenmassen auf weitem Gebiete der Erfüllung der üblichen Verwaltungsaufgaben in quantitativ gesteigertem Maße entgegentreten, sondern der Kreis dieser Aufgaben wächst durch die erhöhte Sorge für Erhaltung und Schaffung idealer Güter, insbesondere derjenigen, die jeder richtig arbeitenden Verwaltung als höchstes Ziel gestellt und auch erreichbar sind, der Förderung von Gemeinsinn und Vertrauen.

Es sind übrigens dieselben Probleme, die dem Verwaltungsbeamten und Politiker bei fortschreitender Verstädtischung überall entgegentreten, vor allen Dingen in dem Riesenkomplex, den die Reichshauptstadt mit ihren Vororten bildet. Aber für den eigentlichen Industriebezirk ergibt sich noch manche Besonderheit aus seiner bedeutend größeren Ausdehnung, dem andersartigen Anbau und

seiner Abhängigkeit von einem bodenständigen Industriezweig, dem Bergbau. Dieser ist der gewaltige Bildner des Gebietes. Die natürlichen Bedingungen für seine Ausbreitung und Entwickelung ergeben sich nicht aus Verhältnissen an der Erdoberfläche, sondern hängen von Lauf und Lagerung der Kohlenflöze im Erdinnern ab. Wo diese das Niederbringen des Schachtes zweckmäßig machen, da entstehen oben die großen Zechenbauten, Koksöfen, Teergewinnungs- und andere zum Zechenbetriebe gehörige Anlagen. Hochöfen und Walzwerke schließen sich an, und, getrieben von den hundertfach gesteigerten Kräften des modernen Großkapitals, wachsen oft wie durch ein Wunder abseits vom Verkehr und sonstiger Bebauung weiträumige Arbeiterkolonien mit Konsumanstalten, Wirtschaften und dem ganzen Anhang einer großindustriellen Siedelung in die Höhe. Daraus ergibt sich eine zwar überall vorhandene, aber doch eigentümlich zerstreute Bebauung im ganzen Bezirk. Nur aus einigen älteren Stadtanlagen haben sich Kerne mit ganz dichter, hauptstädtischer Bauweise gebildet. Mehr als anderswo tritt hier überall die besondere soziale Schichtung der Bevölkerung zutage, sei es im Straßenverkehr, sei es in Ladeneinrichtungen, Gasthäusern und Vergnügungsetablissements. Auffällig ist alles für den „Arbeiter" und seine Bedürfnisse zugeschnitten. Die schwere Industrie braucht viele, viele Hände, verhältnismäßig wenig Köpfe leiten die ungeheuren Betriebe. Im Mittelstand sind die zahlreichen Werkbeamten vertreten. Oft hängt vom Gedeihen eines Unternehmens Wohl und Wehe ganzer Gemeinden und ihrer Bevölkerung ab. In der sozialistischen Partei blüht hier die Marxsche Lehre in strengster Observanz, das kurzlebige, leicht erregbare Bergmannsvolk neigt zu radikalen Anschauungen, aber der stete Zustrom fremder Elemente, die bunte Mischung der stark mit Slawen durchsetzten Arbeiterschaft lassen die Organisationen nur langsam an Kraft gewinnen. — Das geistige Leben, Wissenschaft und Kunst treten zurück, eingeengt durch die gewaltigen Anforderungen, die Geschäft und Betrieb an Hirn und Hände dieser Millionenbevölkerung stellen. Den wenigen freien geistigen Kräften winkt eine lohnende Aufgabe besonderer Art: die Propagierung des Wissens, die Schaffung einer breiten Volkskultur unter der Industriearbeiterschaft.

* * *

Zu den drängendsten Aufgaben der Verwaltung gehört, wie überall, auch im Industriebezirk die Lösung der Wohnungsfrage. Was der Aufgabe hier ihr besonderes Gepräge gibt, ist, daß sie nicht im Rahmen einer einzelnen Stadt zu lösen ist — ein Hindernis, zugleich aber auch ein großer Vorzug. Hinzukommt, daß bei ihr in erster Linie, mehr als irgendwo anders, das Bedürfnis und die Lage der industriellen Arbeiterschaft zu berücksichtigen bleibt.

Es ist bekannt, mit welchem Eifer in letzter Zeit unsere Städte ihre Aufmerksamkeit der Wohnungsfrage zugewendet haben. Erst neuerdings hat die Düsseldorfer Städtebauwoche Zeugnis davon abgelegt, und tatsächlich können sie

außerordentlich Wichtiges — durch Anwendung polizeilicher Machtmittel und durch praktische Bodenpolitik — erreichen und haben es hier und da erreicht. Man hat vor allen Dingen Ordnung und durch Ordnung Raum geschaffen, dem Verkehr sind breite, durchgehende Straßen eröffnet, den Wohnstraßen ist eine angemessenere, hübschere Anlage gegeben, Spielplätze und Parkanlagen beleben das Stadtbild, es sind Geschäftsviertel, Fabrikviertel, Arbeiterquartiere und Villenviertel unter besonders für sie gegebenen Bedingungen entstanden. Eine vorausschauende Bodenpolitik hat den Städten nicht bloß den finanziell vorteilhaften Erwerb eigenen Verwaltungsvermögens, sondern auch zum Teil die Bereitstellung billiger Bauplätze für die Wohnungsbedürfnisse des kleineren und besseren Mittelstandes ermöglicht. Vergleicht man aber die Anläufe dieser Entwickelung mit dem unbedingt notwendigen und — das kann nicht scharf genug hervorgehoben werden — erreichbaren Ziel, so bleibt ein erschreckender Abstand!

Man braucht kein Fanatiker der Bodenreform zu sein, um das Ideal, um dessentwillen diese Bewegung so energisch ihre Theorien verficht, für ein innig erstrebenswertes zu halten, und es gibt vielleicht nichts Entscheidenderes gegen diese Partei, als der Hinweis, daß die Bekämpfung der Wohnungsnot nicht allgemein vom Boden irgendeiner Theorie aus, sondern von Fall zu Fall auf Grund praktischer Versuche allein erfolgreich gewesen ist. Um so mehr muß es wundernehmen, daß nur von so wenig Stellen aus Versuche in Angriff genommen werden. Daß die Selbsthilfe hier versagen muß, so anregend ihre Unternehmungen auch wirken, kann dem Unbefangenen nicht entgehen. Die Erfolge sind, trotz aller achtenswerten Leistungen im einzelnen, zu gering, um für die Lösung dieses allgemeinen Problems in Betracht zu kommen. Nun richten sich alle Hoffnungen auf den sogenannten Munizipalsozialismus. Aber es muß hervorgehoben werden, daß nur kapitalkräftige, größere Städte dafür in Betracht kommen, und daß gerade sie, weil sie Organisationen eines energisch vorwärts drängenden, auf Gewinn und Erwerb bedachten und jeder Beschränkung freier Betätigung abholden Bürgertums darstellen, ihrer ganzen Struktur nach für Durchführung einer umfassenden Wohnungs- und Bodenpolitik wenig geeignet sind. Es ist ein Zeichen des hohen sozialen Sinnes, der unsere Zeit durchflutet, daß die Städte auch dieser Aufgabe ihre Kräfte nicht versagen. Aber man soll auch nicht Unmögliches verlangen.

Das lehrt schon der durch reiche Erfahrung gestützte, maßvolle und daher eben wirksame Widerspruch, den der Düsseldorfer Oberbürgermeister Marx auf dem letzten Wiener Kongreß des Vereins für Sozialpolitik erhoben hat. Die Stadt muß schließlich dem obersten Gesetz jedes lebendigen Organismus gehorchen, dem der Selbstbehauptung. Sie steht nicht allein, sie kann nicht dulden, daß Industrie und Arbeiterschaft hinaus aufs Land gedrängt werden. Darum sagte ich, daß es durchaus günstig ist, daß im Industriebezirk diese Frage nicht im Rahmen einer einzelnen Stadt, daß sie nur als regionale

Aufgabe gelöst werden kann. Denn wo die natürlichen Bedingungen für die Ausbreitung der Industrie so gleichmäßig für einen ganzen Bezirk gegeben sind, wo sie nicht dem ihr sonst obwaltenden Zuge nach Zusammendrängen an einem Punkte folgen kann, da haben die historischen Mittelpunkte des Stadtlebens ihre Bedeutung wesentlich in ihrer Ausbildung als Geschäfts- und Kulturzentren zu suchen. Sie haben nur das Interesse, daß die Vorschriften zur Förderung eines gesunden Wohnungswesens nicht bloß in ihrem Bezirk, sondern auch außerhalb gelten, sofern nur in ihrem eigenen Bezirk für die dort naturgemäß ansässigen Industrien Raum genug bleibt, was nach den neuesten Eingemeindungen meist nicht zu bezweifeln ist.

Denn das ist vor allem hervorzuheben, daß für die gesunde Befriedigung des Wohnungsbedürfnisses mehr Raum erforderlich ist, als ihm heute gegönnt wird, daß insbesondere der Kleinwohnungsbau in einem Maßstabe aufzunehmen und zu fördern ist, der an den heutigen Verhältnissen gemessen kühn erscheint. Es ist eine oft begründete Forderung, die hier nicht nochmals erörtert werden soll. Sie wird aber im Industriebezirk geradezu zu einem Gebot der sozialen Moral. Vergegenwärtigt man sich das ständige Anwachsen der Bevölkerung, so überläuft uns ein Grauen bei dem Gedanken, daß für diese ganzen Arbeitermassen ewig nur die Zinshäuser und Mietskasernen zur Verfügung stehen sollen, die jetzt noch überall aus dem Boden wachsen. Dem besseren, emporstrebenden Teil dieser Arbeiterschaft muß die Möglichkeit geboten sein, auch einmal ein Eigenheim erwerben zu können. Das Bedürfnis ist da. Noch vor einem Jahrzehnt bestand die jetzt zur Großstadt Duisburg gehörige Gemeinde Meiderich aus langen Reihen kleiner Häuser, die großen Teils im Besitze von Bergleuten der benachbarten Zechen und von Hüttenarbeitern waren. Diese Bauweise verschwindet jetzt, es ist nichts geschehen, sie zu erhalten. Noch sieht man überall an abgelegenen Stellen, an Abhängen und in Erdfalten, kleine Anwesen, deren Besitzer zäh daran festhalten und den oft stundenlangen Weg zu ihrer Arbeitsstätte, irgend einer im Umkreis gelegenen Zeche, nicht scheuen. Alle größeren, zusammenhängenden und früher landwirtschaftlich genutzten Grundstücke aber gehen bei fortschreitender Industrialisierung naturgemäß als Ganzes in den Besitz von Terrainspekulanten über und verfallen damit dem üblichen System des Häuserbaues.

Es ist anders möglich. Das zeigt besonders das Beispiel der großen industriellen Unternehmungen, die es vorteilhaft gefunden haben, neben ihren Anlagen recht weiträumige Arbeiterkolonien zu errichten, deren nüchterne Regelmäßigkeit freilich nicht immer dem Ideale des Kleinwohnungsbaues genügt. Vor allen Dingen fällt bei ihnen das ethische Moment fort, das mit der Möglichkeit der Erwerbung eines Hauses oder Hausanteils auch für den Minderbemittelten diese Bauweise sozial so wertvoll macht. Sieht man aber z. B. neben der neuen Kolonie des Kruppschen Werkes in Rheinhausen genau da, wo der Kruppsche Besitz aufhört, in geradezu grotesken Gegensatz zu dieser hübschen Anlage, überall im Umkreis die hohen Zinshäuser in die Höhe wachsen,

so leuchtet das Unzulängliche dieser wohlmeinenden und für sich großartigen privatindustriellen Fürsorge ein.

Hier aber tritt auch das Haupthindernis des Fortschritts zutage. Es ist für solch eine emporschießende Industriegemeinde, in deren Einwohnerschaft mit jeder weiteren industriellen Anlage ein neues Fieber der Spekulation einsetzt, völlig unmöglich, soviel Selbstverleugnung zu üben, wie zu einer großzügigen Förderung des Wohnungswesens gehört. Und wächst solche Gemeinde sich gar zu einer „Industriestadt" aus, wie es etwa Gelsenkirchen ist oder das „Dorf" Hamborn (mit über 100 000 Einwohnern!) zweifellos werden wird, so hindert schon die finanzielle Unzulänglichkeit und der Andrang der näher liegenden Aufgaben die Durchführung einer weitschauenden Bodenpolitik. Anderseits ist aber gerade in diesem Neuland der Industrie, wie es besonders mit der neueren Ausbreitung des Bergbaues nach Norden und Westen täglich gewonnen wird, am ehesten eine zweckmäßige Anlage der Wohnstätten zu schaffen, weil noch Raum vorhanden ist. Und so befinden wir uns denn in einem fatalen circulus vitiosus.

Wir können ihm nur entgehen, wenn für den ganzen Bezirk eine gemeinsame Organisation geschaffen wird, mit der Aufgabe der Förderung des Wohnungswesens, mit entsprechenden Befugnissen und finanziellen Hilfsquellen. Ebenso, wie hier die Schaffung großer Parkanlagen inmitten der Zertrümmerung der Natur durch die Industrialisierung des Landes möglich werden muß, ist es möglich, über den ganzen Bezirk hin und ohne Rücksicht auf Gemeindegrenzen Kolonien kleiner Eigenhäuser umherzustreuen, deren Bewohner bei einiger Fürsorge für Verkehrsgelegenheit in den umliegenden Bergwerks- und Industrieanlagen leicht Arbeit finden würden.

In derselben Art könnte auch für das Wohnbedürfnis des kleineren Mittelstandes gesorgt werden.

Nötig wäre vor allen Dingen eine für diesen Zweck besonders zu errichtende Behörde mit genügenden öffentlichrechtlichen Befugnissen zur Durchsetzung planmäßiger Anlagen, arbeitend unter Mitwirkung von gewählten Mitgliedern aus den Kreisen der Beteiligten, besonders der Gemeinden, eine Art „Spezialkommission für Bebauungsreform", anschließend daran Gesellschaften gemeinnützigen Charakters, die die Errichtung von Kolonien für industrielle Unternehmungen, Arbeitergenossenschaften und Gemeinden zu übernehmen hätten, außerdem eine zweckmäßige Organisation des Hypothekenkredits und Ausbildung der Rechtsnormen des Erbbaurechts.

Von der Gestaltung des Wohnungswesens im Industriebezirk hängt so unendlich viel ab, daß außerordentliche Maßnahmen nirgends wie hier, gerechtfertigt sind. Es wäre schon viel gewonnen, wenn die Erkenntnis durchdränge, daß hier eine besondere Aufgabe der staatlichen Verwaltung vorliegt, die von andrer Stelle aus befriedigend nicht gelöst werden kann.

Der rote Rausch

Roman von Joseph Aug. Lux

(Fortsetzung.)

Waren es wirklich fremde Trauben, an denen sich der Hüter vergreifen wollte? Mit nichten, kurzsichtiger Léon! Richard hatte Rechte! Die dunkeläugige Traube mit dem Namen Jeanne war sein, von Natur wegen, aus derselben himmlisch-höllischen Ursache, die sein Blut mit unwiderstehlichem Verlangen nach diesem Mädchen erfüllte, aus dem Urrecht des Triebs, des Instinkts, der sinnlichen Liebe, jener Elementargewalt, die zuweilen stärker ist als die Satzungen, Vorsätze, Verträge und alle Konventionen der Sittenlehre. Da wird kein Sträuben helfen, listiger Marcellin, kein Widerspruch, sprossender Rouquié, von Johannestrieben sprossend, kein Poltern, schellenlauter Gaston, keine Abspenstigkeit, geschmeidiges Kätzchen Jeanne! Süße Rachegedanken! Herr der Schicksale war Richard, Richard, der Denker, Richard, der Liebende, Richard, der Verkannte, Richard, der Enterbte, Richard, der Ränkeschmied, Richard, der Verzweifelte, der eine Drachensaat säen wird, Richard, der Eroberer! Seinem Bruder so unähnlich, war er nicht zugleich wie dieser ein Phantast und damit zugleich ein Kind des südlichen, leicht entzündlichen, übersinnlich schwelgenden Volkes? Ein Phantast des Bösen, zwar im Gegensatz zu dem gutmütigen Gaston, aber einer, der zugleich mit allen Wirklichkeiten rechnete, der nicht nur schwelgte, sondern auch dachte, eine Ausnahme. Wie aber, wenn in dem Phantasiegebäude Richards sich ein Grundpfeiler als trügerisch erwies? Mußte nicht der ganze Bau zusammenbrechen? etwa wenn wider Erwarten Gaston plötzlich zurückkehrte? Richard lächelte bei dieser Selbstprobe, die er auf seine Rechnung machte. Gaston wird nie in die Heimat zurückkehren. Nie, nie, nie!

Die Briefe waren ein guter Vorwand, sich Jeanne zu nähern, und gleichzeitig ein für Gaston kompromittierendes Beweismaterial, das geschickt benutzt werden mußte, wenn die Zeit kam; jetzt noch nicht!

„Paris ist schön und verführerisch, eine gefährliche Stadt; was würdest du sagen, Jeanne, wenn dich Gaston vergessen würde?"

„Ihm zum Trotz würde ich dich heiraten", spottete Jeanne und ließ den verdutzten Richard stehen.

„Wegen Jeanne brauchst du nicht in Sorge sein," schrieb er an Gaston; „die dumme Trine bleibt dir auf alle Fälle sicher, wenn du überhaupt an ihr noch Gefallen finden wirst. Mit den Prinzessinnen, von denen du mir schriebst, kann sie sich wahrscheinlich in keiner Weise messen; wir sind eben wirklich nur zurückgebliebene, beschränkte Kleinstadtbürger. Du würdest viele Enttäuschungen erleben, wenn du zu Besuch kämest. Ich beneide dich! Rouquié ist jetzt häufiger hier zu sehen. Er macht verliebte Augen, aber Jeanne denkt nur an Gaston. Der Wein ist noch nicht verkauft, Zahlungen stehen vor der Tür, wir wissen nicht, was noch werden wird. Das neue Weinjahr läßt sich gut an, die Ernte verspricht noch größer zu werden als im vorigen Herbst, aber wir sehen ihr mit Bangen entgegen. Du bist glücklich. Bleib in Paris!"

Damit hatte es seine Richtigkeit, Rouquié war jetzt häufiger in Perpignan zu sehen als je zuvor. Erstens rief ihn die Stimme des Herzens dahin und zweitens die Politik. Denn es waren große Dinge im Gange, der Wirtschaftskrieg gegen die Fälscherſyndikate und Großmächte des Weinhandels hatte begonnen, der Kampf gegen den ungeheuern Ring, der bestimmt war, die Konkurrenz des kleinen Winzers zu erdrücken. Es war ein gefährliches, verzweifeltes Ringen mit einer unsichtbaren Macht, deren würgende Faust wohl jeder fühlte, die aber, sobald man zupackte, sich weich und widerstandslos erwies und in nichts zerfloß. Man lebte wie in einem bösen Traum, von einem Alp befallen, dessen man sich nicht erwehren konnte.

Die Fabel erzählt von einem seltsamen, furchtbaren Geschöpf, das am Grund des Meeres lebt, durchsichtig, weich und unfaßbar wie Schleim, riesengroß, mit langen Fängen bewehrt und von unheimlicher Kraft erfüllt. Wehe dem menschlichen Wesen, Taucher oder Schwimmer, der in die Nähe dieses mystischen Ungeheuers kommt! Man fühlt sich von schleimigen Wasserarmen plötzlich umfaßt, gepreßt, gewürgt, und wenn man glaubt, sich von einem der umschlingenden Arme losgemacht zu haben, ist man an anderen Stellen hundertfach geschnürt und hinabgezogen. Man ist rettungslos verloren. Zuweilen hört man von furchtbaren Kämpfen der Taucher, deren Messer in dem Quallenleib dieses schrecklichen Wesens wühlen, um es unschädlich zu machen, meistens vergebens. Die gallertartige, durchsichtige, glasige Masse enthält kein Herz, das zu treffen ist, und dennoch nährt sich dieser Körper von den Wesen, die er an sich zieht, ihnen das Leben auszusaugen, davon dieses Polypentier größer und größer wird.

Einem solchen Unhold glich die unsichtbare Macht, die sich über das Land legte und die Winzer zu erdrücken versuchte. Das Volk brauchte, wo ihm die Begriffe fehlten, wenigstens Worte, sich ein Bild zu machen: Blutsauger! Schinder! Götzen! Diese Schmähworte bezeichneten die Vorstellung, die es sich von seinem Gegner machte, nebelhaft, unsicher, ungeheuerlich! Man wußte es nicht zu fassen, seine Schwäche auszunützen, man war daher unfähig, mit dem Zeitgeist einen Pakt zu schließen. Der Zeitgeist war dieses unheimliche Fabeltier, vor dem sich die altväterischen Leute bekreuzten.

Aber man hatte ja seine bewährten Führer, die Auge und Hirn waren, und die der heiligen Sache des Volkes unfehlbar zum Sieg verhelfen würden ... Marcellin, Rouquié, Francillon, um nur einige der Häupter zu nennen. Sie waren die Großsiegelbewahrer des Volksvertrauens, das ihnen blindlings gewährt wurde, besonders aber dem Marcellin. Er war in den Augen seiner Landsleute der rechte Heiland, Rouquié ein treuer Johannes, Francillon als Gemeinderat, mit den Schlüsseln der Regierung, ein heiliger Petrus. Und darauf kam es ja an, daß man den Schlüssel der Regierung hatte, die sich wie eine Himmelstür öffnen sollte, damit von oben herab der Streit geschlichtet werden könne.

Ja, die Regierung! Es gab nur eine Hoffnung in diesem Winzerkrieg, und diese Hoffnung war die Regierung.

Noch eine bedeutende Kraft war zu nennen, die in dem „Aktionskomitee zum Schutz der Winzerinteressen“ wirkte, wenn auch bescheiden im Hintergrund. Richard ...!

Er hielt keine Reden wie die anderen, nein, aber er verfaßte die Protokolle, wohnte den Sitzungen bei und hatte Pläne, Pläne! Er wußte bestimmte Dinge,

das Fabrikationsgeheimnis der Fälscher, soweit Gaston es ihm erklären konnte, und münzte dieses Wissen in dem Programmentwurf, der im Komitee für die Regierung ausgearbeitet wurde. Ha, ein politischer Kopf, dieser Richard! Er konnte Stichworte geben, die wie Raketen aufflogen, und dafür wußten Volksredner wie Marcellin und Rouquié innigen Dank. O, es steckt etwas in diesem unscheinbaren Richard, ein guter Famulus, trotz seiner Häßlichkeit ein sehr angenehmer Mensch.

Es war Frühling, die Zeit des Sturms, die Zeit des Werdens, die Zeit der Minne. Ein süßes Hoffen! Rouquié brachte, so oft er aus Carcasone herüber kam (und er kam oft!), Blumen mit, Blumen für Jeanne. Rouquié lächelte, Jeanne errötete, Richard erbleichte. Auf den Hügeln blühte wiederum der Wein, ein quellender Segen, ein unaufhaltsames Verhängnis. Wer wagt diese Gnadenspende aus Gottes Hand — Verhängnis zu nennen? Frevler, Gotteslästerer! Aber in den Kellern floß der Wein über und über, erhob und bäumte sich in den Fässern, als er merkte, daß draußen ein Blühen sei, denn er hängt an unzählbaren Fäden mit dem großen Weltherzen zusammen, das sich mit neuen, frohen Ahnungen, mit seligem Glauben, mit Hoffen und Lieben erfüllt. Ach ja, ja, ja, dieser Wein in den Fässern, wenn er nur schon verkauft wäre! Was tun, wenn er liegen bleibt und die Lesezeit kommt, wo der andere bereits nachdrängt und keine Fässer da sind, keine Räume, ihn einzulagern, und was tun, wenn kein Geld ins Haus kommt? Zinsen, die zu bezahlen sind, die Steuern, die mannigfachen Abgaben, die alten, längst gestundeten Rechnungen, o, man mag an diese grausige Zukunft nicht denken, an diese drohende Zukunft, die weinbeladen, von Reichtum, von Gottessegen überfließt!

Ach was, Gewinsel, Rabengekrächz, Kassandrarufe, Unkengeschrei! Der Wein wird verkauft sein, bevor die neue Lese kommt! Hoch die Regierung! Hoch Marcellin! Hoch das Komitee!

Das war die Stimmung.

Für die Freierszeit war die Lage allerdings nicht günstig. Jeanne dachte an Gaston, Rouquié dachte an Jeanne, allein die äußeren Umstände waren sehr kritisch und beanspruchten die ganze Kraft der Führer und Politiker, kurz, es war keine Zeit zum Tändeln. Und dann, in bezug auf Jeanne war es vorderhand eine Rechnung ohne den Wirt.

„Geduld, Freund Rouquié!" ermahnte Marcellin. „Noch ist nicht Lesezeit! Aber wenn der große Kampf ausgefochten ist, der Kampf, in dem die Winzer und die Häupter der sämtlichen Gemeinden zusammenstehen müssen wie ein Block, dann winkt der Liebe Lohn. Dann ist Zeit verflossen, die Kindereien sind vergessen, in ernsten Zeiten reift auch die Jugend schnell, und dann, Freund Rouquié, wirst du als glückstrahlender Bräutigam über diese Hügel steigen, die Brokatweste deines seligen Großvaters wird wieder einen Auferstehungstag feiern, die seidenen Strümpfe, die Schuhe mit den silbernen Schnallen, der hohe, elfenbeingeschnitzte Stock mit dem Goldkettlein dran, am Handgelenk befestigt, die Böller werden krachen, Jeanne wird vor Freude erglühen über und über wie ein Rosengärtlein, und es wird keinen schöneren Bräutigam geben als dich, alter Rouquié! Aber Geduld! Laßt uns erst den großen Schnitt machen, laßt wieder die Zeit kommen, wo die Hügel in Most schwimmen, und dann

wollen wir sehen, ob die Töchter des Landes die Helden und Retter nicht zu beglücken wissen!"

Wenn auch die Erntezeit ernst und schwer war und Sturmzeichen am Horizont auftauchten, so gab es dennoch viel Abwechslung, viel Regsamkeit und viel Kurzweil. Allerorten wurden Versammlungen abgehalten, Marcellin und Rouquié mußten bald hierhin, bald dorthin, nach Narbonne, nach Argellier, nach Montpellier, nach Béziers, im Umkreis der drei Departements de l'Aude, de l'Hérault, des Pyrénées-orientales. Und überall mußten Marcellin und die übrigen Mitglieder des Komitees aufs Dach steigen, um vor der unübersehbaren Menge Reden zu halten. Trotz der verzweifelten Situation und Erbitterung, in die man geraten war, ging es laut und lustig her, wie bei einer Wallfahrt. Von allen Orten kamen die Teilnehmer, nicht nur Winzer, sondern auch Handwerker, Kaufleute, Angestellte, Kinder, Greise, Weiber, kurz alles, was seine Beine gebrauchen konnte. Niemand blieb zu Hause. Man kam mit fliegenden Fahnen, mit Bildern, mit Inschriften, mit klingendem Spiel. Marcellin predigte den Kreuzzug der Winzer gegen die Wucherer, Blutsauger und Diener des Götzenmammon in Paris. Er war der Abgott der Menge. Rouquié indessen bearbeitete die versammelten Bürgermeister, Stadtverordneten, Gemeindevorstände, sie mürbe zu machen, sie zu überzeugen, daß es ihre heilige Pflicht dem Volke gegenüber wäre, gemeinsame Sache mit den bedrängten Winzern zu machen und mitzuhelfen bei dem Druck, der auf die Regierung ausgeübt werden müsse. Da es sich um den Wein handelte, die Quelle des Wohlstands, die verschüttet zu werden drohte, so bedurfte es keiner großen, überzeugenden Kraft, weil die Sache eigentlich für sich sprach und die meisten, die im hohen Rat der Gemeinde saßen, ja selbst als Weinbergbesitzer zu den Betroffenen gehörten. Während auf diese Weise Rouquié beschäftigt war, sozusagen Regierung gegen Regierung zu mobilisieren und zu organisieren, hatte er dennoch Zeit, zwischendurch an Jeanne zu denken, ja, die Sache war sogar besonders günstig, weil natürlich auch Jeanne nicht zu Hause blieb und immer mitzog, wenn Protestkundgebungen stattfanden, deren Haupt Marcellin war. So sah man sich in der bewegten Zeit häufiger als früher, wenn auch immer an fremden Orten, aber zugleich brachte die gemeinsame Sache die Herzen einander näher, und es war wunderbar zu sehen, wie über allen persönlichen Streit und Abstand hinweg das Volk, hoch und niedrig, zu einem einzigen Wesen zusammenschmolz. Die Umstände waren es, die aus friedlichen, einfachen Bürgern und Weinbauern Heroen machten, Heilige, Helden, Märtyrer. Nie blüht die Liebe schöner als in Gewitterzeiten. Jeanne hatte nie besonderes Interesse an den Fragen der Gemeindepolitik und den sonstigen, öffentlichen und wirtschaftlichen Gesamtangelegenheiten, mit denen insbesondere Vater Marcellin und Bürgermeister Rouquié beschäftigt waren; jetzt aber glühte sie vor Begierde, alle Einzelheiten dieser verzwickten Sache zu verstehen, die im Freien gehaltenen Reden anzuhören und über das Gehörte zu debattieren, wie überhaupt gleich Jeanne niemand war, der sich in diesen Tagen nicht als ausgemachter Politiker, Redner und Weltverbesserer fühlte.

Ach, es war manchmal schön wie in der Kirche. Jeanne sah mit verzückten Augen wie zu einer Kanzel empor, wenn Vater Marcellin auf dem Dach eines niederen Hauses unter dem blauen Baldachin des freien Himmels stand und seine

Rede über die lauschende Menge ausgoß. Wie erhebend, wenn ab und zu die Hände in die Luft flogen und die Zurufe der Menge erschallten, ein ungeheures Brausen, wie wenn der Sturmwind in einem Wald dahinfährt oder die Welle des Meeres gegen die Felsen donnert, herrlich, überwältigend, daß es einem kalt über den Rücken rieselte. Und erst der würdige Herr Rouquié! Es schien fast, als ob Gott Vater selber aus den Wolken redete, eine machtvolle Orgelstimme, in der ein süßer Ton ging wie der Sang der Engel. Welch ein anbetungswürdiges Bild!

Durfte Rouquié die Teilnahme Jeannes nicht als eine frohe Botschaft begrüßen, die indirekt seinem Herzen galt? Es wurde ihm warm um die Brust, und während er vor der Menge sprach, erschien groß am Himmel, angetan mit der weißen, großblumigen Brokatweste seines Großvaters, die Spitzenkrause vorn an der Brust, den hohen, aus Elfenbein geschnitzten Stock mittels eines Kettleins am Handgelenk, mit weißen Seidenstrümpfen, Bändern an den Kniehosen, silbernen Schnallen an den Schuhen, der schönste und glücklichste Bräutigam des Landes! So trieb das alte, jung gebliebene Herz Blüten und Ranken, eine ganze Liebeslaube, Jeanne darin einzuschließen. Sie war der Genius, der ihn befeuerte, sie war der Liebeslohn, der auf das Gelingen des großen politischen Feldzuges gesetzt war, sie war der Ehrenpreis für den Streiter in der heiligen Sache des Volkes und der Heimat. Sie hatte einen hohen Beruf, aber sie schien nichts davon zu ahnen.

Doch! Es trug sich in Perpignan eine Begebenheit zu, in die Jeanne verwickelt und wofür sie von dem Volk als Nationalheldin geehrt wurde.

Vater Marcellin hatte die Forderung an die Regierung formuliert und bei den Massenkundgebungen in den verschiedenen Städten und Winzerorten des Weinlandes proklamiert. Die Regierung sollte mit unnachsichtlicher Strenge die Weinfälschungen unterdrücken, das Zuckern des Weins verbieten, den Zuckerverkauf unter staatliche Aufsicht stellen, ebenso den Weinhandel und den Alkoholgehalt der zu Markt gebrachten Weine nebst einer großen Reihe von Fragen, die die Knebelung des Gegners betreffen, und zu denen sich die Regierung verpflichtet fühlen müßte, wenn sie sich nach der Meinung der Winzer mit den Volksinteressen identisch wisse. Man kam aber bald zur Einsicht, daß, wenn schon die Mühlen Gottes langsam mahlen, die Mühlen der Regierung noch langsamer mahlen. Die ersehnte rasche Wirkung blieb aus. Zwar waren alle Städte festlich beflaggt, wo Kundgebungen dieser Art stattfanden, es erfolgten Begrüßungen durch die Bürgermeister, großartige Umzüge wurden gehalten. Auf den vorangetragenen Standarten konnte man aufreizende Inschriften lesen: Tod den Fälschern! Nieder mit den Blutsaugern! Der Zucker gehört in den Kaffee! Das Wasser in den Kanal! Und Marcellin als der Winzerapostel begeisterte die Menge durch seine Reden. In Narbonne hatte Bürgermeister Rouquié den im Aktionskomitee gefaßten Entschluß verkündet, der geeignet war, die Regierung aus ihrer Gleichgültigkeit aufzurütteln. „Wenn nicht binnen vierzehn Tagen Abhilfe geschaffen wird, legen sämtliche Bürgermeister und Gemeinderäte in den Weinbezirken ihre Ämter nieder; die Staatsmaschine wird in diesen Gegenden so lange zum Stillstand gebracht, bis die Regierung ihre Bereitwilligkeit erklärt hat."

Vierzehn Tage vergingen, drei Wochen vergingen, der Wein am Stock blühte ab und setzte Trauben an, ein wundervolles Gedeihen war auf allen Hügeln, aber

der Wein in den Kellern war unverkauft, die Not war in den Häusern gestiegen, und die Regierung hatte noch immer nichts getan. Allerdings kamen Leute aus Paris unter verschiedenen Namen und Titeln, die Erkundigungen einzogen und die Taschen mit Versprechungen gefüllt hatten, die Regierung sei an der Arbeit, sie werde allen Wünschen gerecht werden, man sei gekommen, die Notstandslage zu überprüfen, es werde alsbald eine günstige Wendung eintreten! Richard hatte zwei solcher Leute zu Gast, die tagelang in seinem Hause verblieben, wahrscheinlich, weil sie hier bei dem Vertrauensmann des Aktionskomitees einen entsprechenden Einblick in die traurige Lage der Dinge gewinnen konnten.

Es war seltsam, daß Richard in der Zeit, wo niemand verkaufte und nur die Wohlhabenden nicht in Bedrängnis gerieten, seinen Zahlungsverpflichtungen pünktlich nachkam und den Schuldenturm, der auf sein morsches Haus drückte, Stein für Stein abzutragen vermochte. Hat Richard eine Erbschaft gemacht? Hat er einen Schatz ausgegraben? Hat er mit dem Teufel einen Pakt geschlossen? Hat er um den Preis seiner Seele das Geheimnis erlangt, den Rüssel zu schaben, daß statt Blutstropfen die Goldstücke herunter fielen?

Das Ansehen Richards wuchs, keiner wagte, ihn zu verlachen oder zu verspotten, jeder suchte seine Freundschaft. Richard blieb, wie er war, schweigsam, zurückhaltend, beobachtend. Ihn konnte nichts überraschen, alles war berechnet, planmäßig vorbereitet!

Aber, was nützte der Begeisterungsrausch, die Umzüge mit Fahnen, Bildern, Inschriften, der Festschmuck der Stadt, daß es aussah, als sollte in diesem Jahr die Fronleichnamsprozession hundertfach wiederholt werden mit Menschenmengen, wie man sie nie zuvor beisammen gesehen hatte. Hunderttausend, zweihunderttausend, immer mehr und mehr, bis es fast eine Million war. Was nützte das ergreifende Schauspiel, wenn die Regierung schwieg und der Wein wie festgelagert in den Kellern verblieb? Keine Hand, die danach verlangte, kein Preis, der angetragen wurde, nicht einmal das armseligste Angebot! Und solange die Regierung müßig zusah, mußten die Vorräte unverkäuflich bleiben. Ja, wenn sie einmal ihr Machtwort gesprochen, dann würde dieses Blut der Erde in Strömen hinausfließen in alle Welt, dann würden Tausende von Händen danach langen, dann würden die verlangten Preise gezahlt werden, dann würde man vielleicht noch höhere Gewinne erzielen, dann könnte man eine gute Spekulation machen. Ja, dann!

Das rote Blut der Erde!

Um dahin zu gelangen, mußte, nachdem bis jetzt nichts fruchtete, das Äußerste gewagt werden.

(Fortsetzung folgt.)

Die Sorge und der Leichtsinn

Eine moderne Parabel

Von Lothar Brieger-Wasservogel-Berlin

Dschemesdin Lamet beerbte in sehr jugendlichem Alter seinen Vater, einen außerordentlich reichen Kaufherrn. Aber er hatte nicht die geringste Lust, das Geschäft weiterzuführen. Nie war ihm irgendein Beruf mit seinen Kümmernissen nahe getreten, und bei dem Gedanken an die Zukunft hatte sich sein Herz noch nie zusammengekrümmt. So verkaufte er denn den Laden an einen, der anders dachte als er, und führte sein sorgloses Leben weiter. Auf seiner Stirne thronte das Glück. Er war groß und schön, und sein dunkles Gelock fiel keck und verwegen herab bis auf seine blauen Augen, aus denen die Sorglosigkeit nie getrübter Jugend lachte. Wenn er auf seinem arabischen Pferde durch die Straßen von Medina ritt, erröteten die Frauen unter ihren Tüchern, und manches duftende Brieflein flog heimlich in sein Haus. Er aber liebte sie alle, die Frauen und die Rosen und die ganze Welt. Und er war überzeugt, daß das nie anders werden könnte, sondern immer so bleiben müßte.

Eines Tages war Dschemesdin über Land geritten zu einem Freunde. Da hatte er sich bei Wein und Frauen verspätet, und als er heimkehrte, war es tiefdunkle Nacht. Fröhlich trabte er dahin, auf seinen Lippen den Geschmack des letzten Bechers Wein und die erste Strophe eines neuen Liebeslieds. Da trat ihm an einer Biegung des Weges ein altes Weib entgegen und gebot ihm anzuhalten.

„Wer bist du," fragte der Jüngling, „die du Dschemesdin Lamet zu befehlen wagst?"

„Kennst du mich nicht?" antwortete das Weib. „Wenn du dich nachts schlaflos auf deinem Lager wälztest und schwere Gedanken an die Zukunft deine Stirn erdrückten, dann saß ich unsichtbar an deiner Seite."

„Ich schlafe immer gut", antwortete Dschemesdin.

„Oder wenn dich eine Frau verließ, an der du mit allen Fasern deines Herzens hingst, und sie lachte deiner — da trat ich dir nahe."

„Mich lieben alle Frauen", erwiderte Dschemesdin.

„Erinnerst du dich der Stunde, in der dich dein bester Freund verriet? Ich war die Stunde!"

„Mich verriet noch nie ein Freund!" sagte Dschemesdin.

„Ich bin die Sorge!" sprach plötzlich das Weib. „Nun sollst du mich endlich kennen lernen!" Und sie streckte ihren langen grauen Arm nach ihm aus.

Aber ehe der Arm den Jüngling erreichte, dörrte er und schrumpfte zusammen und fiel kraftlos herab. Da rief das Weib:

„Warum hast du mir nicht gleich gesagt, wer du bist, und daß ich dich nicht versuchen kann. Du bist mein Herr, du bist der ganzen Welt Gebieter, denn du bist der Leichtsinn!"

Und das graue Weib trat schnell vom Wege zurück und verbeugte sich tief. Dschemesdin aber ritt lachend weiter.

Die Lösung des Bagdadbahnproblems

Von George Cleinow-Berlin

Seit zwei Jahren schien es, als sei das Bagdadbahnunternehmen infolge unüberwindlicher Schwierigkeiten, die vor allem in der finanziellen Ohnmacht der Türkei begründet lagen, auf den toten Strang geraten. Die englische Presse triumphierte, Herr Iswolski schmückte sein Haupt mit allslawischem Lorbeer, und von Paris aus wurden die albernsten Märchen verbreitet, die darauf ausgingen, die Leistungsfähigkeit der deutschen Unternehmer in Frage zu stellen. Die deutsche Presse hielt sich allem dem gegenüber zurück, und der ferner Stehende konnte sogar aus ihrem Verhalten auf Resignation schließen. Da plötzlich kommt vom Bosporus die kurze Meldung: Der Bau der Bagdadbahn ist gesichert! und weiter folgen Einzelheiten, und durch die deutsche Presse geht es wie Siegesjubel: Der Bau der Bagdadbahn ist gesichert! — Ja, fragt wohl mancher, was geht es mich, was geht es die deutsche Nation im Grunde an, daß Herr v. Gwinner ein einträgliches Geschäft macht? Ist das Bagdadbahnunternehmen nicht nur ein Glied in der Kette anderer weltwirtschaftlicher Betätigung, wie etwa die Schantung-Eisenbahngesellschaft? Für uns Deutsche war in der Tat der Bau der Bagdadbahn von vornherein ein rein wirtschaftliches Unternehmen, ohne jeden nationalpolitischen Hintergedanken. Es verfolgte lediglich den Zweck, reiche Gebiete dem deutschen Handel und Gewerbefleiß zu erschließen. Gegen den Willen der v. Siemens und v. Gwinner aber ist das Unternehmen mehr als zwanzig Jahre hindurch der Drehpunkt für die Weltpolitik der europäischen Großmächte geworden, eine Quelle des Mißtrauens und eine ständige Gefahr für den Weltfrieden. Die jüngst bekannt gewordenen Konventionen vom 21. März d. Js. sollen nun die Bagdadbahnfrage des um sie gewundenen politischen Beiwerks entkleidet und sie auf ihre ursprüngliche wirtschaftliche Bedeutung zurückgeführt haben. —

Der Plan, einen Schienenweg von Konstantinopel bis zum Persischen Golf zu bauen, entstand in den achtzehnhundertachtziger Jahren im Schoße der deutschen Finanzgruppe, die in der Form der Anatolischen Eisenbahngesellschaft die Eisenbahnen in Kleinasien gebaut hat. In Gestalt einer an die erwähnte Anatolische Eisenbahngesellschaft überlassenen Konzession vom Jahre 1890 nahm der Plan greifbare Formen an. Die Deutsche Bank übernahm die finanzielle Sicherstellung des Unternehmens. Im wohlverstandenen eigenen Interesse verzichtete die deutsche Finanzgruppe darauf, die Bahn ohne Mitwirkung von Kapitalien anderer Länder zu bauen, obwohl sie dazu bei dem stetig wachsenden Reichtum Deutschlands in der Lage gewesen wäre, und wandte sich an das englische und französische Kapital, um beide zur Mitwirkung zu veranlassen. England lehnte das Anerbieten rund ab und erklärte durch den Mund Lord Landsdowns, es habe kein Interesse an dem Bau von Bahnen in der Türkei, da diese geeignet seien, seine eigenen Kreise zu stören. Frankreich trat dagegen mit den deutschen Finanzleuten in Verbindung, mit denen es schon die inzwischen bis Konia gebauten Anatolischen Eisenbahnen betrieben hatte. Nach Überwindung unsäglicher Schwierigkeiten, die sich der Finanzierung des weitblickenden Unternehmens entgegenstellten, gelang es im Januar des Jahres 1901, das Bagdadbahnprojekt so weit zu fördern, daß mit dem Bau der zweihundert Kilo-

meter langen Strecke Konia—Bulgurlu begonnen werden konnte. Die Ausführung übernahm die ad hoc gegründete internationale „Gesellschaft der Bagdadbahnen", nachdem das englische Kapital die ihm erneut angebotene Beteiligung zurückgewiesen. Das Kapital wurde durch eine im Jahre 1903 in Deutschland aufgenommene vierprozentige Anleihe in Höhe von 44064000 Mark beschafft. Der Sultan bewilligte eine Kilometergarantie von 15500 Franken, die wieder sichergestellt wurde durch Verpfändung von Überschüssen der sogenannten „revenus concédés", also der für den Dienst der alten türkischen Staatsschuld verpfändeten und seitens der Dette publique (Murrahem-Dekret von 1881) verwalteten Einnahmen. Nach Fertigstellung der Strecke bis Bulgurlu am Westhang des Taurus entstanden neue Schwierigkeiten, die den Weiterbau der Bahn aufhielten und daher die Rentabilität der zuletzt gebauten Strecke auf Jahre hinaus in Frage stellten. Die Strecke geht am Südrande der damals noch vollständig unkultivierten wasserlosen Salzwüste von Konia entlang und endete in einem Felsennest mit wenig Verkehr. Eine Verbindung zum Meere bestand nicht, so daß die Waren aus dem Innern Kleinasiens nicht an die nahen Häfen von Mersina geschafft werden konnten. Noch im Jahre 1907 mußte der Sultan für die Strecke Konia—Bulgurlu 275000 Franken als Kilometergarantie zahlen. Trotz der ungünstigsten Verhältnisse erwies sich aber der Nutzen der Bahn für die wirtschaftliche Entwicklung der Türkei auch schon in diesem Stadium so augenfällig, daß der Sultan noch vor Ausbruch der Revolution im Jahre 1908 den Weiterbau der Bahn um 480 Kilometer bis El Helif anordnete. Den Bau sollte ursprünglich die bestehende „Gesellschaft der Bagdadbahnen" übernehmen, die Mittel sollten durch Ausgabe von 227000 Franken vierprozentiger Staatsobligationen beschafft werden.

Da brach unter den Schlägen der Junirevolution die alte Türkei zusammen, und mit dem Regiment der Jungtürken schienen zunächst andere Anschauungen über den Wert ausländischer Unternehmungen bei den Türken einzuziehen. Die Bagdadbahnfrage ruhte. Die englische Presse hatte einen vorher ungeahnten Einfluß auf die innertürkischen Angelegenheiten und benutzte die Lage nach Kräften, um Deutschland unehrlicher Pläne und Ziele gegenüber der Türkei zu beschuldigen. In jungtürkischen Kreisen war man um so eher geneigt, solchen Einflüsterungen Glauben zu schenken, als die deutsch-türkischen Beziehungen unter dem alten Regime die denkbar besten waren und England wie allen Revolutionären gegenüber auch den jungtürkischen weiteste Gastfreundschaft geübt hatte. Die Engländer verbreiteten geflissentlich die Auffassung, Deutschland verstehe lediglich mit dem Absolutismus zu arbeiten. Indessen bald sollten Ereignisse eintreten, die geeignet waren, die englische Freundschaft an türkischen Machthabern in einem anderen Lichte erscheinen zu lassen. Es stand im Widerspruch zu den Freundschaftsbeteuerungen Englands, daß gerade die Mächte der unter Englands Führung zustande gekommenen Tripleentente, Frankreich und Rußland, die Schwierigkeiten der Türkei vermehrten, während Deutschland sich augenscheinlich von allen politischen Fragen fernhielt. Es erwies sich immer deutlicher, daß nicht Deutschland den Liquidationsprozeß, in den die Türkei durch die eigene Schwäche seit 1908 geraten war, förderte — trotz dessen Stellungnahme zur bosnischen Frage —, sondern England. Überall, wo Unannehmlichkeiten auftauchten, wurde die Hand Englands erkannt, gleichgültig, ob es sich um finanzielle Angelegenheiten oder Unruhen im Nauran,

in Yemen oder im Adanagebiete handelte. Die Unruhen und Unbotmäßigkeiten der Scheichs im Innern führten die neue Regierung auf den richtigen Weg, auch zur Erkenntnis ihrer eigenen Lage. Es galt, um das Reich vor dem Zerfall zu bewahren, vor allem, eine Militärmacht zu schaffen; es galt, die Armee zu reorganisieren. England, um Rat und Hilfe angegangen, versagte. Deutschland, dessen wirtschaftlichen Plänen eine starke Türkei nicht hinderlich sein kann, stand zur Verfügung. Nachdem aber die Bedeutung der militärischen Fragen einmal erkannt war, ergab sich die Notwendigkeit sicherer Verkehrsmittel von selber. So kam es denn der türkischen Regierung sehr gelegen, daß das Bagdadbahnabkommen vom Mai 1908, das infolge der vorübergehend eingetretenen Unsicherheit am Bosporus geruht hatte, im November 1909 wieder in Fluß kam durch die zu Glarus in der Schweiz ins Leben tretende Gründung einer „Gesellschaft für den Bau von Eisenbahnen in der Türkei", die den Bau der zweiten Strecke der Bagdadbahn übernommen und bald darauf unter Meißner-Pascha auch begonnen hat.

Die Engländer waren inzwischen nicht müßig geblieben, wenn sie auch das Bagdadbahnunternehmen zu ignorieren vorgaben. Gerade in den Jahren 1908 und 1909 suchten sie den Schlußstein zu ihrer politischen Stellung im Persischen Golf zu legen durch die Monopolisierung der Schiffahrt auf dem Euphrat und Tigris. Seit die eiserne Schlange sich von Nordwesten her langsam gegen den Golf vorschob, suchten die Engländer dort ihre Stellung nach jeder Richtung hin zu befestigen. Der Plan einer Bahnverbindung zwischen Ägypten und Mesopotamien wurde lebhaft erörtert, und großartig geplante Bewässerungsanlagen, von Wilcoks ausgeführt, sollten dem Lande am Golf alten Reichtum wiedergeben. War derart Mesopotamien erobert und mit anderen englischen Kolonien verbunden, dann konnte eine irgendwo im Norden in der Wüste endende Bahn, die überdies keine oder doch nur schlechte Verbindungen zum Meere besaß, der englischen Stellung am Golf nicht mehr viel schaden. Im Gegenteil, sie konnte infolge der Unwirtschaftlichkeit ihres Betriebes das politische Ziel Englands, die Türkei schwach zu erhalten, sogar fördern. Um das angedeutete Ziel zu erreichen, mußte die türkische Hamidieh-Dampfergesellschaft vernichtet werden, die von Midhat-Pascha in den achtzehnhundertsechziger Jahren ins Leben gerufen war, um der seit 1839 den Tigris befahrenden Lynch-steam-navigation-Comp. ein Gegengewicht zu bieten. Mit Hilfe Hilmi-Paschas, der als Armenier alte Beziehungen zur englischen Diplomatie und Finanzwelt unterhielt, gelang es auch tatsächlich, im türkischen Parlament einen Gesetzentwurf zur Annahme zu bringen, der die Schiffahrt auf den genannten Strömen in englischer Hand monopolisiert hätte, wenn das türkische Nationalgefühl nicht noch rechtzeitig erwacht und der englischen Diplomatie einen dicken Strich durch die Rechnung gemacht hätte. So lagen die Dinge Anfang 1910.

Dann traten hier und da Veränderungen zutage, die den späteren Umschwung vorbereiten sollten. König Eduard der Siebente starb, und damit verschwand die faszinierende Persönlichkeit, die dem Kaiser von Rußland das russisch-englische Abkommen über Persien vom Jahre 1907 als ein Glück für Rußland erscheinen zu lassen vermochte. Rußland sah sich durch die englische Politik übervorteilt, erkannte sich als Werkzeug der britischen Weltpolitik. Gleichzeitig verringerte sich der Druck in der Bosporuspolitik, und größere Schwierigkeiten traten für die türkische Regierung eigentlich mehr in inneren Angelegenheiten auf. Diese Beob-

achtung führte zu dem Entschluß, das türkische Eisenbahnnetz, insbesondere die Badgadbahn, in beschleunigtem Tempo weiter auszubauen. Da aber trat wieder England hindernd dazwischen. Es hinderte die Türkei an der Nutzung neuer Geldquellen und benutzte seinen Einfluß in der Schuldenverwaltung, um eine neuerliche Erhöhung der Einfuhrzölle um 4 Prozent (erste Erhöhung 1907 um 3 Prozent) von der Bestimmung abhängig zu machen, daß die aus der Erhöhung erzielten Einnahmen keiner ausländischen Eisenbahngesellschaft in irgend einer Form zufließen dürften. Damit war der Weiterbau der Bagdadbahn über El Helif hinaus wieder für Jahre in Frage gestellt! Die Deutsche Bank konnte, da sie lediglich wirtschaftliche und keine politischen Werte suchte, von der Erhöhung der Kilometergarantie zunächst nicht abgehen. Damit aber war das Bagdadbahnunternehmen, das bis dahin nur in der Phantasie der englischen Diplomatie einen politischen Vorstoß Deutschlands gegen England darstellte, durch das Verhalten Englands auch für die Türkei zu einer politischen Lebensfrage geworden, an der die Zukunft des Osmanischen Reiches hing. Die Bagdadbahnangelegenheit, zu einem deutsch-englisch-russischen Streit gestempelt, ballte sich zu einem schier unentwirrbaren Knäuel zusammen, den schließlich niemand anzurühren wagte, weil er den Weltkrieg in sich barg.

Als Eduard des Siebenten erkaltete Hand die so fein verworrenen Fäden fallen ließ, nahm sie der Leiter der deutschen auswärtigen Politik, Herr v. Kiderlen-Wächter, auf, ein Kenner des Orients und seit Jahren gelassener Beobachter des englischen Spiels. Mit kundiger Hand ergriff er das richtige Ende des Fadens. Herr Ssasonow kam aus Petersburg nach Potsdam. Deutschland erkannte die aus dem Vertrag von 1907 resultierenden Interessen Rußlands in Nordpersien als bestehend an, wogegen Rußland sich verpflichtete, dem Weiterbau der Bagdadbahn nach Persien hinein keinerlei Schwierigkeiten zu bereiten und selbst eine Verbindung zwischen Changkin und dem Kaukasus zu schaffen. Damit aber war der englische Widerstand entkräftet; denn wenn die Bahn zum Persischen Golf auch nicht gebaut werden sollte, so standen doch ihrem Bau an die indische Grenze ernsthafte Schwierigkeiten nicht mehr entgegen. Die Bagdadbahn sank auch für die englische Diplomatie zu einer in erster Linie wirtschaftlichen Bedeutung herab. Nachdem so die Diplomatie die Luft gereinigt hatte, galt es einen Modus zu finden, der Bagdadbahngesellschaft für den Bau freie Bahn zu geben. Das nun ist gelungen durch die Konventionen vom 21. März dieses Jahres. Ohne große Opfer von deutscher Seite war es zwar nicht möglich. Diese aber sind gebracht worden, indem Herr v. Gwinner auf eine Ausdehnung des Pfandrechts auf die Einnahmen aus der Zollerhöhung verzichtete und indem er einen Teil der Konzession, nämlich die Strecke Bagdad — Persischer Golf, in die Hand der türkischen Regierung unter den Bedingungen zurücklegte, wie sie bereits im Jahre 1903 für die ganze Bahn angeboten worden waren, damit es englischen Interessenten ermöglicht wird, sich noch am Bau der letzten Strecke der Bahn zu beteiligen. Die Türkei ihrerseits hat der Bagdadbahngesellschaft die Konzession zum Bau einer sechzig Kilometer langen Linie von Alexandrette am Mittelländischen Meer bis Osmanieh an der Haupttrace der Bagdadbahn, sowie zur Anlage eines Hafens in Alexandrette erteilt. Die wirtschaftliche Bedeutung der scheinbar winzigen Konzession erhellt am besten daraus, daß England selbst den Plan erwog, von

Alexandrette aus eine Bahn über Aleppo—Palmira nach dem Tigris zu bauen, um eine Konkurrenz gegen das Bagdadbahnunternehmen zu schaffen. Gerade die kurze Strecke zum Mittelländischen Meere erhebt die Bagdadbahn für Jahrzehnte zu einem konkurrenzlosen Verkehrsunternehmen. Der Neuordnung der Dinge ist eine um so größere Tragweite gesichert, als es der Deutschen Bank gelungen ist, sich durch Aufkauf der Aktien in den Besitz der Küstenbahn von Messina nach Adana an der Bagdadbahntrace zu setzen, die bis vor kurzem in englischen Händen lagen. Außerdem hat die Deutsche Bank die Konzession zur Bewässerung der Konia-Wüste sowie der Adana-Ebene erhalten. Abgesehen von den auf der Hand liegenden wirtschaftlichen Vorteilen wird es nun auch möglich sein, den Bahnbau zunächst an vier verschiedenen Stellen fortzusetzen, nämlich von Bulgurlu, Adana, Alexandrette und Bagdad. An drei Stellen können die Waren der neu erschlossenen Gebiete dem Meere zugeführt werden. Welche positiven wirtschaftlichen Erfolge die Arbeit deutschen Fleißes schon erzielt hat, zeigt das neue Bild der Koniasteppe: Während früher zwischen den schwarzen, drohend einhermarschierenden Sandhosen nur trügerische Luftspiegelungen dem Reisenden reiche, bunte Landschaftsbilder vorzauberten, ziehen sich nun schon wirklich vorhandene Weideflächen, Palmenhaine und Gärten längs der Bahn hin. Wenige Jahre friedlicher Arbeit werden genügen, auch das Bild zu verwirklichen, das die Einleitung zu Sardanapal uns zeigt. An der Mündung des Kalikadmos, in dessen Wellen Kaiser Rotbart einst versank, werden weite Baumwollplantagen ihre Frucht zur Reife tragen. Gewaltig aber und von höchster politischer Bedeutung ist der Gewinn, den die Türkei aus dem Abschluß der jüngsten Konventionen zieht. Wenn die türkischen Behörden die Prüfung der Pläne nicht wider Erwarten verzögern und wenn keine elementaren Ereignisse den Bau selbst stören, soll die Bahn bis Bagdad schon im Jahre 1916 dem Verkehr übergeben werden. Die türkische Regierung erhält einen außerordentlichen Kraftzuwachs und bisher unbekannten Einfluß auf die entlegenen Gebiete; sie wird auch befähigt, die unbotmäßigen Scheichs von Koweit, der Bareininseln und von Oman unter das Zepter des Sultans zurückzuführen. Und in dieser Möglichkeit liegt auch die große Bedeutung, die die Konventionen vom 21. März für die Weltpolitik und insbesondere für die englische Politik haben.

England, in den Jahren 1890 und 1903 aufgefordert, sich an der gesamten Bahnlinie zu beteiligen, sieht sich heute dank der von ihm der Bahn bereiteten Schwierigkeiten zurückgedrängt auf eine Teilstrecke von wenig mehr als fünfhundert Kilometern. England, seit zwanzig Jahren bemüht, ein friedliches Wirtschaftsunternehmen zu einer politischen Frage zwischen sich und Deutschland zu erheben, muß eingestehen, daß diese Politik falsch war, muß sich sagen lassen, daß es die Lunte am Dynamit gehalten hat, bereit jeden Augenblick den Weltbrand zu entfachen. Und diese brennende Lunte Albion aus der Hand geschlagen zu haben, das ist das große Verdienst der deutschen Diplomatie. Die Bagdadbahnfrage ist seit dem 21. März 1911 wieder eine wirtschaftliche, wie im Jahre 1890. Das gibt nun auch England zu. Die politischen Momente, mit denen England künstlich das Unternehmen belastet hat, sind abgefallen. Sie erscheinen als winzige Meinungsverschiedenheiten zwischen der Türkei und England irgendwo fernab am Rande der arabischen Wüste und werden um so leichter beseitigt werden, je stärker sich die neue Türkei wirtschaftlich und politisch entwickelt.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Schöne Literatur

Adolf Sterns Nachlaß. Als Adolf Stern am 14. April 1907 gestorben war, habe ich ihm, der ja auch ein alter Mitarbeiter der Grenzboten war, hier (66. Jahrgang Nr. 49 und 50) einen eingehenden Nachruf gewidmet und gesagt, daß über seinen literarischen Nachlaß nach seinem Hervortreten noch zu sprechen sein würde. Die inzwischen herausgekommenen Theaterkritiken Sterns habe ich (68. Jahrgang Nr. 23) gewürdigt; heute kann ich darauf hinweisen, daß der nachgelassene Roman des Dichters „Die Ausgestoßenen" zu Ostern (im Xenien-Verlage zu Leipzig) in die Welt gehen wird. Dieser Roman war Sterns Lieblings- und, wie das so oft geht, zugleich sein Schmerzenskind. 1890 begonnen, war das Buch bei seinem Tode mit Ausnahme von zwei längeren Stellen endlich fertig geworden, ein zweibändiges Werk, das in seinem Grundgefühl an Sterns älteren Roman „Ohne Ideale" anknüpft, aber den Rahmen weiter und größer spannt. Der letztwilligen Bestimmung gemäß ist nun von Professor Karl Reuschel in Dresden das Buch herausgegeben, dem jeder Verehrer Adolf Sterns mit lebendigem Interesse entgegensieht. Reuschel hat auch gemeinsam mit Professor Heinrich Loebner in Danzig Adolf Sterns Fortsetzung zu Vilmars bekannter Literaturgeschichte (bei N. G. Elwert in Marburg) nebst Vilmars Werk selbst soeben mit vielfachen Verbesserungen und der Fortführung bis auf die Gegenwart herausgebracht. Insbesondere ist der ganze Apparat zum Vilmar gründlich durchgesehen und sehr stark umgearbeitet worden.

Dr. Heinrich Spiero-Hamburg

Carlos und Nikolas auf dem Meere. Von Rudolf Johannes Schmied. (Verlag Erich Reiß, Berlin.)

Die moderne Literatur ist überreich an Kinderbildern. Es handelt sich da meist um feine und manchmal überfeine Seelenschilderungen von vornherein unkindlicher Kinder, in denen schon das ganz unnaive, zerrissene Wesen des späteren reifen Menschen zutage tritt. Als Kontrastbild hierzu ist eigentlich nur das oft kopierte Rangengemälde der Max und Moritz zu nennen. Das Kind, wie es im Leben von jedem tausendmal zu finden ist, mit seinen natürlichen robusten Regungen, empfindend gewiß, aber noch nicht empfindlich und empfindsam, bestimmt der Freude und dem Schmerz zugänglich, aber doch nicht mit solcher Dauer und Intensität an jeden Eindruck hingegeben und ihn zu Ende denkend wie die neuesten Seelenzerfaserer, die ihr eigenes unkindliches Wesen auf die dargestellten Kinder übertragen — und das Unnaive wirkt dann am unnaivsten, wenn es sich für naiv ausgeben will! — das ganz normale Kind also scheint mir in der modernen Dichtung selten geworden. Der „Anatol"-Ausspruch: „Man muß immer genau so gesund wie die anderen, man kann aber ganz anders krank sein als jeder andere!" enthält vielleicht das ganze Geheimnis der modernen Literatur. Ihr Vorzug und ihre Schwäche liegen darin; und wo es sich um Kinderbildnisse handelt, überwiegt doch vielleicht die Schwäche . . .

Da ist es denn eine angenehme Überraschung, in R. J. Schmieds anspruchslosem Buch so einem in der Dichtung langentbehrten normalen gesunden Jungenpaar zu begegnen. Der Dichter hat dies Normale, Typische stark betont. Sowie Carlos und Nikolas von ihrem Hauslehrer (auch einem Typus; Mischung: deutscher Pedant und deutscher Idealist) fast niemals einzeln angeredet werden, sondern immer als „Karl und Nikolaus", so heben sie sich auch nicht sonderlich individuell voneinander ab, erscheinen dem Leser vielmehr immer als zwei gesund unartige, aber entwicklungsfähige Kinder, deren bisweilen drollige Streiche nicht von bösem, deren gutmütige Regungen nicht von ausnehmend edlem Wesen zeugen. Das mag nicht viel sein, aber wie die Dinge liegen, ist vielleicht gerade das Wenige einmal erfreulich. Weil es nämlich das Natürliche ist.

Und schlicht und natürlich wie diese beiden Jungen zeichnet der Verfasser auch die mannigfachen Bilder, die an Carlos und Nikolas vorüberziehen. Ihr deutscher Vater schickt sie zur Erziehung aus Argentinien nach Deutschland hinüber. Die Eindrücke dieser Reise bilden

den Inhalt des Bandes, der somit mehr ein Skizzenbündel als eine einheitliche Erzählung darstellt. Exotische Landschaft, Seezeichnungen, Bilder aus den verschiedenen Schichten der Dampferpassagiere sind meist so festgehalten, wie die Kinder das alles sehen, also zugleich scharf und doch etwas oberflächlich, dabei aber immer unverkünstelt. Nur ein-, zweimal vergißt der Verfasser, daß er mit Kinderaugen sehen will, und gibt seelisch tiefere Darstellungen; sie glücken ihm und erregen im Leser den Wunsch, auch ernstere Lebensfahrten von diesem Manne beschrieben zu sehen. Ich weiß nicht, wie weit R. J. Schmied derartigen Aufgaben gewachsen sein wird; aber sicherlich wird er ihnen eines entgegenbringen, was heute zum Seltensten gehört: schlichte Natürlichkeit. K.

Drei eigenartige Erzählungen hat **Irene Forbes-Mosse** in einem Novellenband **„Berberitzchen und Andere"** (S. Fischer, Verlag, Berlin, Preis M. 2,50) vereinigt. Das kleine Mädchen der Titelnovelle, das über seiner französischen Grammatik ins Träumen kommt, ist ein gar köstliches Persönchen mit seinen halb drolligen, halb melancholischen Betrachtungen, die es beim Anblick von Großmutters Bildnis anstellt. Ein feiner Lavendelduft scheint diesen Bildern aus der Vergangenheit zu entsteigen, als die noch lebten, liebten und litten, die längst von uns gegangen, deren Namen und Geschichte wir kaum noch kennen. Manchmal klingt der Ton der Erzählung, als ob wir in einem Märchen von Andersen läsen. „Entsagung" könnte man die beiden anderen Novellen „Glück in Dornen" und „Liselotte" nennen; denn beide Heldinnen müssen entsagen: die stolze, kraftvolle Britta dem geliebten Mann, der bereits andere Fesseln trägt, und die träumerische Liselotte, die ihre holde Jugend einem alternden Manne zu eigen gibt. Über den Erzählungen liegt eine duftige, goldene Herbststimmung, die durch den feinen, immer wieder aufblitzenden Humor noch leuchtender wird. Diese Menschen entsagen, aber sie tun es lautlos; sie geben ihr Liebstes mit blutendem Herzen hin, aber sie verlieren niemals sich selbst. W. J. R.

Ludwig Seegers Übersetzung des Aristophanes. Der neuen Auflage der Werke des Aristophanes, die jüngst bei Cotta, Stuttgart und Berlin (Bibliothek der Weltliteratur) in drei wohlfeilen Bänden erschien, ist eine biographische Einleitung „Ludwig Seeger" von Hermann Fischer vorangestellt, der liebevoll Seegers (1810 bis 1864) Leben und Wirken schildert. Wilhelm Schmid gibt einen Überblick über die Geschichte der deutschen Aristophanes-Übersetzung bis Goethe und Wieland und von Wieland bis Droysen und Seeger. Die neue Ausgabe hat die Einzeleinleitungen und die Anmerkungen weggelassen, Seegers „Epistel an einen Freund" ist beibehalten. Erfrischend berührt uns Seegers Stellungnahme gegen die Prüden; er tritt bewußt für diese Poesie ein, die sich nicht nur im Äther badet, und er verteidigt es, daß seine Übersetzung nicht kürzt. Und auch wir können uns an dem Urteil erfreuen, das die Herzogin Anna Amalia von Weimar über Aristophanes abgab, als sie ihn mit Wieland las: „Ich finde an ihm sehr viel Vergnügen, sein beißender Witz ist unerschöpflich, und mit alledem hat er so viel Grazie, daß man ihm alles gern vergibt, selbst seine schmutzigen Sachen."

Dr. Karl Polheim-Graz

Naturwissenschaften

Aus fernen Welten. Eine volkstümliche Himmelskunde. Von **Bruno Bürgel.** Mit vielen Abbildungen. Pr. M. 3,—. Ullstein, Berlin.

Vor mir liegt die zweite Auflage dieses durchaus populär und wirklich fesselnd geschriebenen astronomischen Lehrbuches, dessen Verfasser allzu bescheiden in seiner Vorrede sagt, daß dasselbe dem großen Publikum, dem körperlich arbeitenden Manne, der werktätigen Frau vornehmlich gewidmet sei zur Erholung nach des Tagewerkes Mühe und Plage. In der Tat wird aber selbst derjenige, welcher sich mehr mit der Sternenkunde als der gebildete Durchschnittsmensch unserer Tage befaßt hat, das vorliegende Buch um so mehr des Lesens wert erachten, als es abgesehen von einer wahren Fülle interessanter astronomischer Tatsachen reich ist an tiefen philosophischen, ja, ich möchte fast sagen frommen Gedanken und dazu hie und da auch die gewaltige Poesie, die zu uns aus des Himmelsraumes fernsten Fernen redet, zu Worte kommen läßt.

Der Verfasser des Buches ist ein „Self-mademan" im edelsten Sinne des Wortes, dessen kühnes, selbständiges Emporstreben als völlig vermögensloser junger Mann auf einem so hochwissenschaftlichen Gebiete in der Tat große Bewunderung erregen muß — für die deutsche Jugend ein höchst belehrendes Beispiel dafür, was eiserner Fleiß und heldenmütiges Ausharren zu erreichen vermögen. Bruno Bürgel wurde im Jahre 1875 in Berlin geboren. Er wurde, da sein Vater, der im Dienste Schliemanns arbeitete, früh starb und ebenso seine Mutter, mittellos in sehr jungen Jahren der Fürsorge von armen Verwandten, Arbeitsleuten, anvertraut. Seinen hauptsächlichsten Unterricht genoß er in einer Dorfschule, die über Lesen und Schreiben nur wenig hinausging. Da haben es denn auf einsamer Dorfflur die großen Himmelslichter dem hochbegabten Knaben förmlich angetan. Er wollte Astronom werden, und er ist es auch geworden, freilich auf einem Wege voll von Dornen, Mühsal und Hindernissen. Als armer Junge mußte Bürgel nach seiner Entlassung aus der Volksschule Fabrikarbeiter werden. Im Alter von zwölf Jahren hatte er schon seine erste Sternenkarte angefertigt, und fortan kargte er mit jedem Pfennig, um sich astronomische und sonstige wissenschaftliche Bücher zu kaufen. Drei ganze Jahre eifrigen Sparens und der Entbehrung waren für ihn nötig, um sich in einem Trödlerladen ein kleines Marine-Fernrohr im Preise von dreißig Mark zu erstehen. Während der Mittags- und Vesperpausen lag der junge Mann neben den Maschinen und lernte in seinen astronomischen Werken, von seinen natürlich mehr realistisch gesinnten Arbeitsgenossen als „Sternengucker" nicht selten verhöhnt. Mit achtzehn Jahren fing Bürgel an, sich Quadranten und andere Meßinstrumente selber zu verfertigen. Ein Jahr später machte er selbständige Berechnungen über die Stellungen der Jupitermonde und faßte sich ein Herz, diese Arbeit dem bekannten Astronomen W. Meyer, dem kürzlich verstorbenen Direktor der Urania-Sternwarte, zu überreichen. Dieser hochsinnige Mann erkannte sofort die weitgehende Genialität des jungen Fabrikarbeiters und machte es ihm möglich, sein Wissen mehr zu vervollständigen. Später studierte Bürgel Astronomie und Philosophie an der Berliner Universität, wo sich auch der verdienstvolle Direktor der Königlichen Sternwarte, Prof. Förster, seiner warm annahm.

Daß ein so klarer Denker und schriftgewandter Mann wie Bruno Bürgel, der sich anfänglich gezwungen sah, sich ohne irgendwelche fremde Hilfe den Weg zum Wissen auf dem Gebiete ferner Welten zu bahnen, den Laien mit leichter verständlichen Worten in die Wunder des Himmels einzuweihen versteht als die Mehrzahl der akademisch gebildeten Gelehrten, kann man sich leicht denken. Meisterhaft weiß Bürgel zu gleicher Zeit zu belehren und angenehm zu unterhalten, ja ich wage zu sagen: das Lesen seines Buches wirkt beruhigend und erhebend auf Gemüt und Geist ein. — Und von wie vielen verschiedenen mit der Astronomie zusammenhängenden Dingen ist in dem vorliegenden Buche die Rede! Besonders anziehend geschrieben und interessant sind die Kapitel „von den Liliputanerwelten", „von den Kometen und der Kometenfurcht", „vom Mars — einer zweiten Erde", sowie das Kapitel „vom Jupiter und Saturn, den Riesen des Sonnenreiches". Von geistreichen philosophischen Ideen durchweht ist u. a. namentlich das letzte Kapitel, welches die Lebensgeschichte der Sterne behandelt, von den Grenzen unserer Erkenntnis spricht und einem Auferstehen im Weltenraume nach gewaltigen Katastrophen. — Über dreihundert größtenteils vortreffliche Illustrationen dienen dazu, das Gesagte noch anschaulicher zu machen.

Dessen bin ich gewiß, daß Bürgels Buch „Aus fernen Welten" in der populär-wissenschaftlichen Literatur unseres Landes einen hervorragenden Platz einnehmen und daß es der Gebildete ebensogut wie der weniger Gebildete, der Kulturhistoriker ebensogut wie der Freund der Naturwissenschaften mit großer Befriedigung lesen wird. Überraschen kann es dabei denn auch nicht, daß das Buch kürzlich in einer zweiten Auflage von wiederum dreißigtausend Exemplaren erschienen ist, nachdem die erste ungemein schnell vergriffen war.

Dr. C.

Reichsspiegel

(Vom 20. bis 26. März)

Innere Politik

Vierzig Jahre Reichstag — Die Zusammensetzung des Reichstags — Bethmann im preußischen Landtag

Am Montag, den 21. März, beging der Reichstag seinen vierzigsten Geburtstag. Vergleicht man die überaus feierliche Stimmung, die vor vierzig Jahren die erste Sitzung umgab, mit der scherzhaften Weise, in der der heutige Reichstag an sie erinnert wurde, so wird jedem ohne weiteres klar, wie tief wir in der Parlamentsmisere stecken. Der Präsident des Reichstags hielt es für angebracht, die Erinnerung an den ersten Zusammentritt des Reichstags in den Hinweis einzukleiden, daß er die 3425ste Sitzung eröffne. Obwohl der Scherz wenig Geschmack verrät, so liegt das Bedrückende nicht so sehr in der Entgleisung des Präsidenten, als in der Aufnahme, die sie bei den Parteien, insonderheit bei den liberalen Parteien, gefunden hat. Wenn ein konservativer Mann den Reichstag nicht sonderlich achtet, selbst wenn er dessen Präsident ist, so liegt das in der Natur seiner politischen Anschauungen begründet. Wenn aber unter neunundneunzig Liberalen keiner vorhanden ist, der den Mut findet, die Weihe des Augenblicks durch eine Ergänzung der Worte des Präsidenten würdig wiederherzustellen, dann muß darin ein bedauerlicher Rückgang des Selbstbewußtseins festgestellt werden, der eine Gefahr bedeutet. Man komme nicht mit der Ausrede, die parlamentarische Form habe einen entsprechenden Schritt unmöglich gemacht, der Präsident sei nachträglich auf sein Vergehen aufmerksam gemacht worden, er habe sich auch entschuldigt. Sollte diese Auffassung richtig sein, dann war auch das Moment gegeben, die Form zu durchbrechen, um die Würde der deutschen Volksvertretung zu wahren. Der Reichstag hat sich in den vierzig Jahren seines Bestehens so große Verdienste um das Vaterland in allen seinen Teilen und um die Nation in allen ihren Gliedern vom niedrigsten bis zum höchsten erworben, daß, wenn des vierzigsten Jahrestages überhaupt gedacht wurde, es am Platze gewesen wäre, auf diese Verdienste in ernsthafter Form hinzuweisen.

Aus dem ersten Jahre des Reichstags sind nur zwei Männer erhalten geblieben: August Bebel, der Sozialdemokrat, und der im Mai 1871 eingetretene Prälat Lender vom Zentrum. Auch die zahlenmäßige Zusammensetzung des Reichstags hat dem Einfluß der Zeit nicht standgehalten. Vergleichen wir den ersten Reichstag mit dem heutigen zwölften, dann ergibt sich folgendes Bild:

	1871	1911		1871	1911
Konservative	88	103	Sozialdemokraten	3	52
Zentrum	60	105	Polen	13	20
Liberale	180	99	bei keiner Fraktion	28	17

Die Verschiebung ist wenig erfreulich. Aber sie entspricht durchaus der großen Veränderung, die seit vierzig Jahren im politischen Denken der Nation stattgefunden hat und auf die wir schon wiederholt hingewiesen haben. Alle zentripetalen Kräfte haben sich verringert oder kommen doch in der Zusammensetzung der Parteien nicht richtig zum Ausdruck. Die starke nationale Kraft, die die Reichsgründung ermöglichte, ist in konfessioneller und sozialer oder ständischer Beziehung gespalten, und es läßt sich zunächst schwer erkennen, in welcher Richtung der Schwerpunkt des Reiches zu finden ist. Sind es wirtschaftliche Fragen, die überragende Berücksichtigung fordern, sind es soziale, beanspruchen Verfassungsfragen die nächste Sorge, oder genügen Operationen an einzelnen Verwaltungskörpern? Die Fragen werden verschieden beantwortet werden je nach der Stellung des Antwortenden zu den einzelnen Parteien. Der Sozialdemokrat wird so lange Verfassungs- und soziale Fragen als brennend bezeichnen, bis er den Staatsorganismus in seine Hand bekommen hat; der Liberale wird mit einem Überbleibsel des alten Doktrinarismus die Änderung der Verfassung in freiheitlichem Sinne befürworten, während der Konservative durch Veränderungen in der Verwaltung die seit vierzig Jahren frei gewordenen Kräfte in geregelte Bahnen zu führen hofft. Leider werden nur die Fragen von den einzelnen Parteien nicht so konkret gestellt, wie es hier geschieht. Besonders die Konservativen und Liberalen sind vollständig gefangen genommen durch wirtschaftliche Fragen, und so sind es auch in erster Linie wirtschaftliche Wünsche, die die Stellung der allgemein national genannten Parteien in allen Dingen beeinflussen. Dies Vordrängen wirtschaftlicher Fragen ist der Hauptgrund für die Schwäche der liberalen Parteien und die wesentlichste Ursache für die außerordentliche Erstarkung des Zentrums und der Sozialdemokratie, die beide sich in erster Linie von ideellen Gesichtspunkten, wenn auch uns recht unsympathischen Charakters, leiten lassen. Im Hinblick auf die neuen Wahlen ergeben sich aus solcher Überlegung nur wenig erfreuliche Aussichten. Der Zentrumsturm wird unerschüttert bleiben, und die sozialdemokratische Partei dürfte einige Mandate, nicht etwa fünfzig, wie Schwarzseher meinen, dazu erobern. Der Hauptkampf dürfte zwischen Konservativen und Liberalen, geleitet durch den Bund der Landwirte und den Hansabund, geschlagen werden. Zu wessen Gunsten er ausläuft, wird vielfach von örtlichen Verhältnissen abhängen. Nachdem die Einigung der Liberalen vor acht Tagen endlich zustande gekommen ist und nachdem sie sich geschlossen für den Schutz der nationalen Arbeit erklärt haben, dürften die hauptsächlichsten Schwierigkeiten, die sich ihrem Sieg im Lande entgegenstellten, geschwunden sein. Die Erbitterung gegen die Führer der Konservativen ist selbst unter dem Großgrundbesitz so groß, daß nach dem Fortfall der wirtschaftlichen Zweifel manche Zeichen, besonders in Ostelbien, für einen vollen Sieg der Liberalen sprechen.

Solche Beobachtungen wirken auch auf das Verhalten der Männer um Heydebrand. Es sind Verzweiflungsschritte, die die konservative Parteileitung

begeht. Die Konservative Korrespondenz und die Deutsche Tageszeitung haben einen wahren Lügenfeldzug gegen die nationalliberale Partei eingeleitet, sind dabei aber so wenig bewandert in der Handhabung dieses Mittels, daß sie mit Leichtigkeit auf Schritt und Tritt zurückgewiesen werden können. Sie sollten sich also ihrem Charakter entsprechend von dem unwürdigen Mittel fern halten. In die gleiche Rubrik gehört die Behandlung, die Herr v. Heydebrand dem deutschen Reichskanzler im preußischen Abgeordnetenhause hat widerfahren lassen. Es war in der Tat eine empörende Szene, als der Herr von Klein-Tschunkawe Herrn v. Bethmann abkanzelte, lediglich auf die Wirkung im Lande berechnet. Herr v. Heydebrand ist ein geschickter Demagoge, der weiß, was im Lande über die staatsmännischen Leistungen des Reichskanzlers gedacht wird. Ihn, der jedes Eintreten für die Politik Heydebrands abgelehnt hat, draußen der nationalen Unzuverlässigkeit zu denunzieren, fiel nicht schwer. Wenn wir auch in der Sache selbst durchaus nicht mit dem Herrn Reichskanzler übereinstimmen, so empfinden wir Heydebrands Vorgehen um so peinlicher und die Staatsautorität untergrabend, weil es von konservativer Seite ausging. Herr v. Bethmann hat leider nicht das Register gefunden, verfügt wohl auch nicht darüber, um die Angriffe des konservativen Führers wirksam abzuweisen. Auch was er sachlich für seine Stellung in der elsaß-lothringischen Verfassungsfrage anzubringen hatte, war recht schwach. Herr v. Bethmann verkennt die historischen Grundlagen, auf denen die Reichslande bestehen. Sie sind kein geschlossener deutscher Staat aus sich heraus, sondern ein im Jahre 1871 aus verschiedenen französischen Provinzen zusammengefügtes administratives Gebilde, entstanden infolge von Rivalitäten der deutschen Bundesfürsten, die Bismarck nicht auszugleichen vermochte. Was Herr v. Bethmann Rücksichtnahme Preußens gegen das Reich nennt, ist tatsächlich nur Sentimentalität gegen künstlich gezüchtete Empfindungen eines reichsfeindlichen Partikularismus.

Bank und Geld

Zulassung ausländischer Wertpapiere — Wunderbare wirtschaftliche Grundsätze Dernburgs — Finanzierungen im Auslande — Bagdadbahnvertrag — Eine deutsche Kommunalbank

Die Erörterungen über die Zulassung ausländischer Wertpapiere, die man einstweilen für abgetan ansehen konnte, sind wieder in Fluß gekommen. Herr Bernhard Dernburg, Bankdirektor und Staatssekretär a. D., hat zur Feder gegriffen und ist seinem „verehrten früheren Kollegen" Sydow kräftig zuleibe gerückt. Die Stellungnahme des Handelsministers in dieser Frage hat sein höchstes Mißfallen erregt, und so attackiert er ihn dieserhalb weidlich und mit so viel Temperament, daß unverkennbar ist, wie wenig der Staatssekretär den früheren Bankdirektor im Charakter des Herrn Dernburg hat verdrängen können. Leider aber ist das theoretische Fundament seines Angriffs so schwach, daß es auch für einen Bankdirektor nicht ausreichen sollte. Man muß daher

gegen die Auslassungen dieser Broschüre nach mancher Richtung Verwahrung einlegen. — Dernburg greift zunächst den Rechtsstandpunkt des Ministers an und behauptet, daß ein Zustand, demzufolge der Minister jederzeit die Zulassung eines Wertpapieres aus Gründen öffentlichen Interesses inhibieren könne, nicht der deutschen Rechtsordnung entspräche und daher entweder nicht rechtens sein könne oder nicht bleiben dürfe. Das ist nun ein unbegreiflicher Irrtum; das Börsengesetz macht es der Zulassungsstelle geradezu zur Pflicht, „Emissionen nicht zuzulassen, durch welche erhebliche allgemeine Interessen geschädigt werden". Da nun der Handelsminister in oberster Instanz die Aufsicht über die Börsenorgane führt, so hat er nach allgemeinen Verwaltungsgrundsätzen das Recht, in ihre Geschäftsführung einzugreifen und im konkreten Falle die Zulassungsstelle anzuweisen, wenn nach seiner Meinung die Gefährdung öffentlicher Interessen vorliegt. Die Rechtslage ist sonach klar. Es käme nur darauf an, ob der Schutz des heimischen Geldmarktes, den der Minister als Grund für die Zurückweisung der Chicago-Milwaukee-Aktien angeführt hat, ein solches allgemeines Interesse darstellt. Sonderbarerweise bestreitet Dernburg dies! — Er behauptet, das Interesse an dem Geldsatz sei in zwei Gruppen, den Borger und den Leiher, genau gleich verteilt, und von einem allgemeinen Interesse könne überhaupt nicht gesprochen werden. In der Tat, ein wunderbarer wirtschaftlicher Grundsatz, mit dessen Verfechtung Herr Dernburg sich schwerlich den Doktorhut verdient haben würde, den er jetzt honoris causa trägt. Er erscheint beinahe trivial, gegen das Maß von wirtschaftlicher Einsicht, das sich in der Aufstellung solcher Grundsätze äußert, mit Gründen ernsthaft anzukämpfen. Gehört es doch zum ABC der Nationalökonomie, daß der Stand des Zinsfußes von schwerwiegendstem Einfluß auf die gesamte Produktionstätigkeit ist. Um nur eines anzuführen: eine dauernde Erhöhung des Zinsfußes um 1 Prozent würde allein die deutsche Landwirtschaft, die schätzungsweise mit einer hypothekarischen Belastung von 12 Milliarden Mark arbeitet, mit einer jährlichen Mehrausgabe von 120 Millionen Mark beschweren. Und nun gar die übrigen produktiven Stände? Sind die Lehren der letzten Geldkrisis nicht noch in frischer Erinnerung? Haben nicht gerade die Banken die größten Anstrengungen gemacht, durch Ausbreitung des geldlosen Zahlungsverkehrs dem Bedarf an Barmitteln in Deutschland entgegenzuwirken und damit ein Steigen des Zinssatzes zu verhindern? Hat man nicht aus dem gleichen Grund der Reichsbank die Erhöhung ihres steuerfreien Notenkontingents an den Quartalsterminen zugestanden? Aber es lohnt wirklich nicht, die handgreifliche Unrichtigkeit einer so absurden Behauptung im einzelnen nachzuweisen. Es genügt, wenn man feststellt, daß der deutsche Geldmarkt besonders leicht in den Zustand der Anspannung gerät, weil wir ein lebhaftes produktives Land sind und die Bedürfnisse der Industrie Anforderungen stellen, die in Rentnerstaaten nicht in Frage kommen. Man wird daher zugeben müssen, daß der Export einheimischen Kapitals zu Zeiten

drohender Geldversteifung in der Tat ein volkswirtschaftlicher Fehler sein kann, und daß das öffentliche Interesse dann erheischt, diesen Abfluß tunlichst zu verhindern. Nun ist freilich das richtig: Bei der Zulassung der Chicago-Milwaukee-Aktien standen solche Interessen des Geldmarktes nicht in Frage. Es ist aber ziemlich klar, daß diese Aktion der Regierung nur ein Wink war, der sich an die Adresse Amerikas richtete, bestimmt, den Drohungen gegenüber, die von jener Seite wegen der Kaliverträge ausgesprochen wurden, ein Prävenire zu spielen.

Dernburg behauptet weiter, daß die Zulassung ausländischer Wertpapiere für Deutschland eine Notwendigkeit sei. Die Weltstellung unseres Handels und unserer Industrie erfordere, daß Deutschland als Kreditgeber der ausländischen Staaten auftrete. Rechne die Industrie auf die Erteilung ausländischer Aufträge, so müsse das Mutterland den kreditbedürftigen Staaten die Mittel vorschießen, die zur Bezahlung der industriellen Produkte notwendig seien. Auch diese Ausführungen enthalten neben vielem Irrtum nur ein Fünkchen Wahrheit. Es ist zwar denkbar, daß die Übernahme einer ausländischen Anleihe aus solchen Gründen oder auch aus Gründen der hohen Politik — wie bei der vorjährigen ungarischen und türkischen Anleihe — erfolgt; die Regel ist es jedenfalls nicht, und insbesondere haben die kürzlich an unseren Markt gebrachten ausländischen Anleihen mit solchen Ursachen nichts zu tun. Die deutsche Industrie hat sich für die Finanzierung der Anlagen, die sie im Auslande vornimmt, bekanntlich eine eigene Organisation geschaffen. Diese besteht in den zahlreichen Übernahme- und Finanzierungsgesellschaften, die für Unternehmungen mannigfachster Art besonders im Bahnwesen und in der elektrischen Industrie geschaffen worden sind. Solche Übernahme- und Betriebsgesellschaften sind beispielsweise, um nur einige zu nennen: die Siemens Elektrischen Betriebe, die Gesellschaft für elektrische Unternehmungen, die Bank für elektrische Unternehmungen und die Deutsch-Überseeische Elektrizitäts-Gesellschaft. Alle diese Gesellschaften haben ein sehr bedeutendes Kapital in Aktien und Obligationen im Inlande aufgebracht und besitzen ihrerseits Bahnen und Elektrizitätswerke an zahlreichen Plätzen des Auslandes, sei es in natura, sei es in Form des Aktienkapitals. Der deutsche Geldmarkt liefert also allerdings die Mittel, um der Industrie die Durchführung lohnender Aufgaben im Auslande zu ermöglichen; es geschieht dies aber in Form der direkten Investierung und nicht auf dem Umwege der Kreditgewährung an mehr oder weniger zweifelhafte Schuldner. Die Dernburgsche Broschüre, deren Inhalt auch sonst noch zu vielen Einwendungen Anlaß gibt, wird also kaum geeignet sein, einen Wechsel in der Stellungnahme der Regierung herbeizuführen.

Die Frage der Kapitalbeschaffung für industrielle Zwecke wird auch durch den am 21. März d. Js. zum Abschluß gelangten Bagdadbahnvertrag wieder zu einer akuten werden. Mit diesem Abkommen hat die deutsche Diplomatie und nicht weniger die geschickte Geschäftsführung der Deutschen Bank,

in diesem Falle wohl vertreten durch ihren Direktor Helfferich, einen unbestrittenen und bedeutenden Erfolg errungen, bedeutend, trotz der geringfügigen Konzession, die man dem englischen Kapital hat machen müssen und die erforderlich war, sollte die Durchführung der gewaltigen Aufgabe dem deutschen Unternehmungsgeist vorbehalten bleiben. Die Leitung der Deutschen Bank hat auch hier wieder gezeigt, daß sie — in wohltuendem Gegensatz zu den Geschäftsmaximen anderer Großbanken — in großzügigster Weise ihre wirtschaftliche Macht in den Dienst einer nationalen Aufgabe zu stellen bereit ist; die Früchte einer so einsichtsvollen Geschäftsführung werden reifen und ihr verdientermaßen zufallen.

Aus Köln kommt die Nachricht, daß die Stadtgemeinden des Rheinlands der Gründung einer Städtebank nähertreten wollen und im Prinzip die Errichtung einer Aktiengesellschaft zur Vermittlung und Befriedigung des kommunalen Anleihebedürfnisses, einer Deutschen Kommunalbank, beschlossen haben. Ein solches Projekt beschäftigt die Finanzpolitiker der Stadtgemeinden schon seit geraumer Zeit, und der von Landrat Trüstedt-Behrend und Genossen ausgearbeitete Entwurf zeigt auch einen Weg, auf dem Abhilfe geschaffen werden kann. Es besteht kein Zweifel, daß die Organisation des Kommunalkredites in Deutschland viel zu wünschen übrig läßt. In keinem Kulturland der Welt sind die Bedürfnisse der Gemeinden nach Anleihekredit so erheblich wie in Deutschland. Dies hängt zusammen mit den gesteigerten Aufgaben, die sich die deutschen Stadtgemeinden stellen, insbesondere mit der fortschreitenden Kommunalisierung wirtschaftlicher Betriebe. Die großen finanziellen Mittel, die hierzu erforderlich sind, werden in Deutschland durch unmittelbare Inanspruchnahme des Geldmarktes aufgebracht, während bekanntlich in Frankreich der kommunale Kredit im Crédit Foncier zentralisiert ist und in England die Kreditbedürfnisse der Gemeinden durch den Staat selbst befriedigt werden, der auf Grund dieser Vorschüsse einen besonderen Anleihetyp, den local loan stock, zur Ausgabe bringt. Diese außerordentlichen Bedürfnisse der Gemeinden nehmen daher den deutschen Geldmarkt erheblich in Anspruch. Überdies verkürzt die Konkurrenz der großen Gemeinden, die für ihre Anleihen willigere Abnehmer finden als die kleinen, die letzteren in der Beschaffung der Kapitalien erheblich, zumal den kleinen Anleihen der öffentliche Markt der Börse verschlossen bleibt. Der Gedanke, ein besonderes Kreditinstitut zu schaffen, das nach Art der Hypothekenbanken im Wege der Kreditsubstitution Obligationen ausgibt und die Befriedigung der kommunalen Bedürfnisse übernimmt, lag daher nahe.

Die Leser der Grenzboten sind über die Entwicklung des Planes durch die ausführlichen Berichte des Geheimen Regierungsrats Dr. jur. Seidel in Nr. 32 und 50 vom Jahre 1910 unterrichtet worden. In jenen Artikeln sind auch die Bedenken zu Worte gekommen, die sich dem Unternehmen entgegenstellten. Die wichtigsten von ihnen, vor allen Dingen die Gefahr einer ungünstigen Einwirkung der städtischen Obligationen auf den Kursstand der Staatspapiere, sind inzwischen behoben worden. Außer den Stadtgemeinden des

Rheinlandes sind bisher dem Kommunalbank-Unternehmen 52 Kreise beigetreten und 123 haben ihren Beitritt in Aussicht gestellt. Da das Institut mit einem Grundkapital von 25000000 Mark ins Leben treten soll, dürften der Gründung im Herbste erhebliche Schwierigkeiten nicht mehr im Wege stehen.

Spectator

Bücherliste

Fleischmann, Dr. Max: Wörterbuch des Deutschen Staats- und Verwaltungsrechts. 5. bis 8. Lieferung. Tübingen, J. C. B. Mohr. M. 2.—.

Lazar, Victor: Die Südrumänen der Türkei und der angrenzenden Länder. Bukarest, Buchdruckerei George Ionescu.

Galli, Dr. Gottfried: Die finanzielle und wirtschaftliche Lage Japans. Freiburg, J. Bielefelds Verlag. M. 0.75.

Trützschler von Falkenstein, Fritz: Soziale Harmonie — Deutschlands Stärke. Berlin, Spree-Verlag, Paul Werner. M. 2.50.

Bäumer, Eduard: Dr. Constantin Brunner über die Prinzipien der Naturwissenschaft und der Aberglaube in der modernen Medizin. München, Otto Gmelin. M. 2.—.

Schappacher, Dr. Alfred: Moderne Kommunalfinanzen im Landkreis Recklinghausen. M. 5.90.

Ernst, Paul: Geschichten aus dem alten Pitaval. 3 Bände. Leipzig, Insel-Verlag. M. 9.—.

Rohrbach, Dr. Paul: Die Bagdadbahn. Berlin, Wiegandt & Grieben. M. 1.50.

Kruge, Oberst: Beitrag zum Unterricht über Verhaftungen und Waffengebrauch. Berlin, Zuckschwerdt & Co. M. 0.50.

Casu, Pietro: Notte Sarda. Sassari, G. Dessì. Lire 2.50.

Iffert, August: Sprechschule für Schauspieler und Redner. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Bittmann, Dr. Karl: Deutsche Arbeiter. Karlsruhe, Friedrich Gutsch.

Linder, Richard: Bismarcks Stellung zur Revolution. Wolfenbüttel, Heckners Verlag. M. 1.—.

Elisarion: Ein neuer Flug und eine Heilige Burg. München, Verlag Akropolis. M. 3.50.

Pohl, Heinrich Dr. jur.: Deutsche Prisengerichtsbarkeit. Tübingen, J. C. B. Mohr. M. 6.—.

Fleischer, Victor: Wendelin und das Dorf. Roman. Berlin, Meyer & Jessen. M. 2.50.

Goethes Werke, Band 11 bis 13, 23 bis 26, 32 bis 38. Vollständige Ausgabe. Berlin, Deutsches Verlagshaus, Bong & Co.

Hellmann, Sigmund, Prof. Dr.: Zur Reichsgründungsfeier (Ansprache). München, C. H. Beck'sche Buchhandlung. M. 0.50.

Björnson, Björnstjerne: Ausgewählte Werke. 3 Bände. Berlin, Peter J. Oestergaard. M. 3.50.

Esselborn, Karl: Friedrich Peppler, Schilderung meiner Gefangenschaft in Rußland vom Jahre 1812 bis 1814. (Hessische Volksbücher, Band 1.) Darmstadt, H. L. Schlapp.

Esselborn, Karl: Johannes Stelz. Selbstbiographie nach der Aufzeichnung von Karl Götz. (Hessische Volksbücher, Band 4.) Darmstadt, H. L. Schlapp.

Diehl, Wilhelm: Philipp, Landgraf von Hessen-Butzbach. (Hessische Volksbücher, Band 5.) Darmstadt, H. L. Schlapp.

Diehl, Wilhelm: Bilder aus der hessischen Vergangenheit. 2. Reihe: Aus der Zeit des Landgrafen Ernst Ludwig. (Hessische Volksbücher, Band 6.) Darmstadt, H. L. Schlapp.

Esselborn, Karl: Johann Luft. Leben und Schicksale in meiner Schulmeister-Laufbahn. (Hessische Volksbücher, Band 7.) Darmstadt, H. L. Schlapp.

Anthes, Eduard: Georg Friedrich Lucius. Drangsale des Dorfes Jugenheim bei Mainz im ersten Revolutions-Kriege. (Hessische Volksbücher, Band 8.) Darmstadt, H. L. Schlapp.

Verantwortlicher Schriftleiter: George Cleinow in Berlin-Schöneberg. Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.

Abonnements-Bestellungen für das II. Quartal 1911

bitten wir rechtzeitig vornehmen zu wollen. Jede Postanstalt und Buchhandlung und jedes Zeitungsgeschäft nehmen Bestellungen zum Preise von M. 6,— entgegen. Streifband-Zusendung direkt von der Expedition kostet M. 7,30.

Berlin SW. 11, Bernburgerstr. 22a/23

Verlag der Grenzboten, G. m. b. H.

Bilanz der Deutschen Bank, Berlin

Aktiva. **am 31. Dezember 1910.** **Passiva.**

Kasse	M	92,081,894.85			Aktien-Kapital		200,000,000 —
Sorten, Coupons u. zur Rückzahlung gekünd. Effekten	„	46,940,713.26	139,022,608	11	Reserven:		
Guthaben b. Banken und Bankiers	M	53,269,185.96			Ordentl. Reserve A	M	66,388,031.30
Wechsel	„	621,400,691.60			„ „ B	„	32,321,481.09
Deutsche Schatzanweisungen	„	37,700,357.69			Kontokorrent-Reserve	„	7,016,652.28 105,726,164 67
Report u. Lombard-Vorschüsse	„	336,552,667.63			Depositengelder		558,257,166 76
Eigene Effekten laut Jahresbericht	„	47,906,846.56	1,096,829,749	44	Kreditoren in laufender Rechnung		976,384,505 26
Eigene Beteiligungen an Konsortial-Geschäften			39,475,185	13	Noch nicht vorgekommene Schecks		14,936,954 21
Kommanditen			660,000	—	Akzepte im Umlauf		260,712,303 58
Dauernde Beteiligung bei fremden Unternehmungen			69,852,029	96	ausserdem Bürgschaften: M 123,795,603.54		
Debitoren in laufender Rechnung, gedeckte	M	497,032,352.26			Dividende, unerhoben		29,124 —
ungedeckte	„	101,454,672.23	598,487,024	49	Dr. Georg von Siemens'scher Pension- u. Unterstützung-Fonds		7,491,059 —
ausserdem Bürgschaft-Debitoren: M 123,795,603.54					Uebergangposten der Zentrale und der Filialen untereinander		1,348,546 86
Vorschüsse auf Waren und Warenverschiffungen (davon am Bilanztage durch Waren, Verschiffungs-Dokumente usw. effektiv gedeckt M 120,530,656.78)			184,760,809	05	Rückstellung für Talonsteuer		800,000 —
Anlagen des Dr. Georg von Siemens'schen Pension- und Unterstützung-Fonds			1,018,000	—	Gewinn- und Verlust-Konto		32,550,982 84
Bankgebäude			28,131,400	—			
Mobilien			1	—			
		Mark	2,158,236,807	18		Mark	2,158,236,807 18

Debet. **Gewinn- und Verlust-Konto.** **Kredit.**

An Gehälter, Weihnachts-Gratifikationen an die Beamten und allgemeine Unkosten	M	18,870,153.67			Per Saldo aus 1909			1,165,961	11
„ Beamten-Fürsorge-Verein	„	928,808 62			Gewinn auf Wechsel- und Zinsen-Konto	M	27,837,390.42		
„ Wohlfahrtseinrichtungen f. die Beamten (Klub, Kantinen etc.)	„	197,571.47			„ Gewinn auf Sorten, Kupons und zur Rückzahlung gekünd. Effekten	„	415,655.22		
„ Steuern und Abgaben	„	3,352,181.59			„ Gewinn a. Effekten	„	2,766,524.37		
„ Gewinnbeteilig. an Vorstand, stellvertretende Direktoren und Filialdirektion	„	3,452,345.97	26,801,061	32	„ Gewinn auf Konsortial-Geschäfte	„	6,615,351.82		
„ Rückstellung für Talonsteuer			400,000	—	„ Gewinn auf Provisions-Konto	„	17,887,310,19		
„ Abschreibungen auf Bankgebäude	M	2,462,347.50			„ Gewinn a. dauernden Beteiligungen bei fremden Unternehmungen u. Kommanditen	„	6.303,156,09	61,825,388	11
„ Abschreibungen auf Mobilien	M	776,957.56	3,239,305	06					
„ Saldo, zur Verteilung verbleibender Ueberschuss			32,550,982	84					
		Mark	62,991,349	22			Mark	62.991,349	22

Für vorstehende Inserate verantwortlich: Karl Schulze in Berlin-Schmargendorf.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 37.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

erlin

Passiva.

200.00,00 –

105,726,64 ℳ
55,257,95 ℳ
76,344,95 ℳ
14,05[illegible] ℳ
[illegible]

20,[illegible] –

7,[illegible] –

1,[illegible] ℳ
80,00 –
[illegible]

[illegible]

redit.

[illegible]

[illegible]

GENERAL LIBRARY
UNIVERSITY OF CALIFORNIA—BERKELEY
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED
This book is due on the last date stamped below, or on the date to which renewed.
Renewed books are subject to immediate recall.

FEB 7 1955

9 MAR'53 E

STORAGE ANNEX

RECD LD
MAY 21 '61

APR 08 1989

LD 21-100m-1,'54(1887s16)476

YD 11455

U.C. BERKELEY LIBRARIES

C006798001

Grenzboten
213427
AP 30
G7
v. 70:1